Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

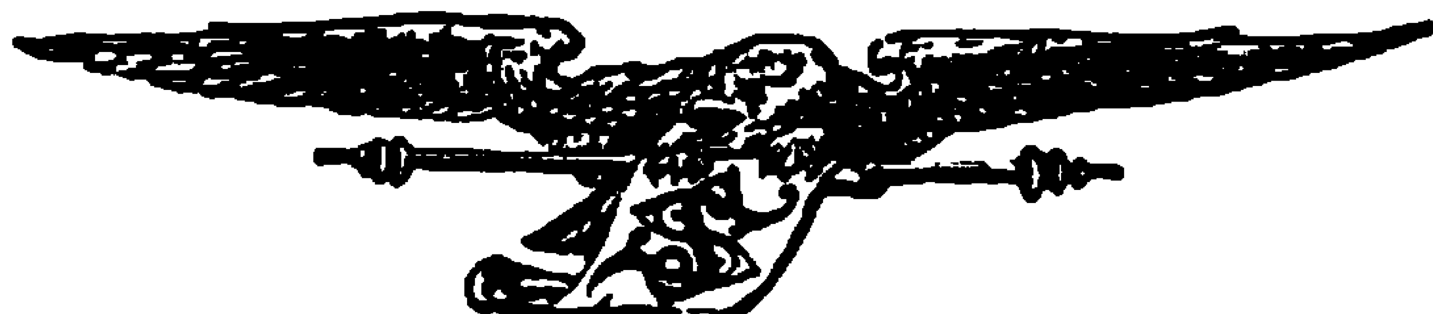
von

Paul Lindau.

Neunundsiebzigster Band.

Mit dem Portraits von:

Ludwig Bamberger, J. G. Fischer, Emma Vely.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

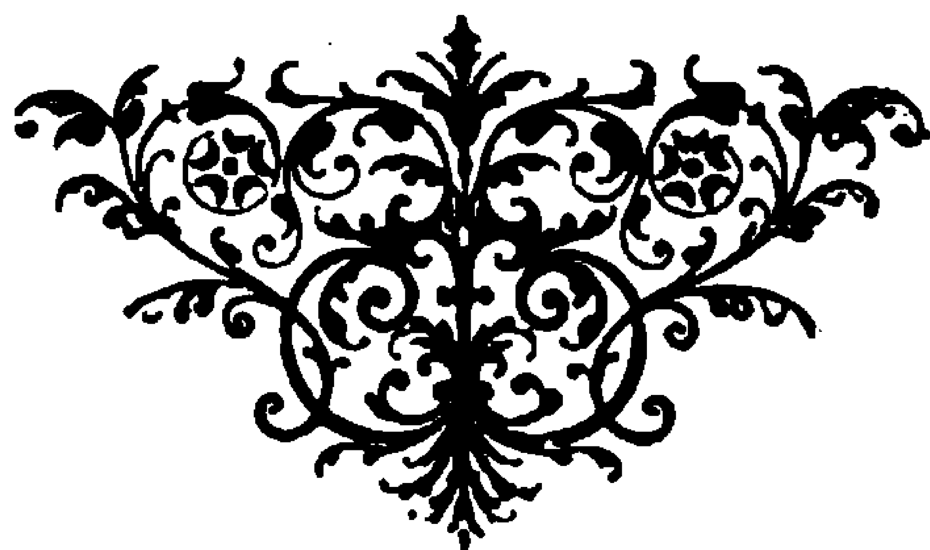
Inhalt des 79. Bandes.

October — November — December.

1896.

— Inhalt des 79. Bandes. —

Mit den Portraits von:
Ludwig Bamberger, radirt von Carl Pick in Berlin; J. G. Fischer, radirt von Johann Lindner in München; Emma Vely, radirt von Johann Lindner in München.



Neunundsiebzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1896.

Breslau.
S. Schottlaender.

Band 79. — Heft 235.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

October 1896.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXIX. Band. — October 1896. — Heft 235.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ludwig Bamberger.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

October 1896.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Ludwig Bamberger.
Radirung von Carl Pick, Berlin.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilage zu diesem Hefte
von der
Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.
(Finck, Wagner und seine Werke.)



L. Bamberger

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau



Frau Sophie Peltner.

Von

Karl Jaenicke.

— Breslau. —

Du hast mich beschworen aus dem Grab
Durch Deinen Zauberwillen,
Belebtest mich mit Wollustgluth,
Jetzt kannst Du die Gluth nicht stillen!

Preß Deinen Mund auf meinen Mund,
Der Menschen Odem ist göttlich,
Ich trinke Deine Seele aus,
Die Todten sind unersättlich.

Heinrich Heine.

I.

Wer zu Anfang der achtziger Jahre, mit der Eisenbahn von München kommend, an den Achensee gelangen wollte, mußte sich von Jenbach aus — falls er nicht vorzog, den schönen Weg zu Fuß zurückzulegen — eines Fuhrwerks bedienen, da die Bahn noch nicht weiter geführt war.

An einem schwülen, sonnenlosen Frühlingstage, Ende Mai 1883, zu einer Zeit also, da noch wenig gereist wird, entstieg dem um die Mittagsstunde in Jenbach eintreffenden Schnellzuge ein langer, hagerer Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, mit vornehmer Haltung und in elegantem Reiseanzuge. Er schaute sich sofort nach einem Wagen um, deren eine große Anzahl am Bahnhofe bereit standen, und hatte auch bald einen ihm zusagenden Zweispänner gefunden, den er zur Fahrt nach dem Wirthshause zur Scholastika am Achensee miethete.

Das Gesicht des Reisenden war auffallend blaß; die großen, braunen Augen hatten einen fast fieberhaften Glanz und verliehen dem sonst schönen, männlich ernsten Charakterkopf mit dem kurzen, krausen Haupthaar und dem dunklen Vollbart einen unruhigen Ausdruck, der mit dem Gesammtbilde des Mannes nicht recht übereinzustimmen schien.

Seine Gedanken weilten offenbar in der Ferne, er hatte fast gar keine Blicke für die ihn umgebende herrliche Natur, die ringsumher in frischem Frühlingsschmucke prangte; ja, als ob er sich vor den sinnverwirrenden Eindrücken der blühenden, klingenden, duftenden Landschaft hüten wolle, schloß er die Augen und überließ sich ganz seinen Träumen.

Sie führten ihn in eine große Stadt Norddeutschlands, wo er sein junges, schönes Weib mit zwei kleinen Kindern zurückgelassen hatte, zum ersten Male in seiner vierjährigen Ehe. Er machte sich Vorwürfe, daß er gereist sei, denn sein jüngstes Söhnchen war gar nicht wohl gewesen, als er die Heimat verlassen; warum hatte er nicht wenigstens noch einige Tage gewartet, bis es sich entschieden, ob es sich nur um ein vorübergehendes Unwohlsein oder eine ernstliche Krankheit handelte!

Aber der Arzt hatte ihm keine Ruhe gelassen, er sollte fort, weit fort, sobald als möglich, Allem den Rücken kehren, was sein Gemüth oder seinen Geist irgend wie erregen konnte. Er sollte ausruhen, Nichts als ausruhen, sich langweilen! Der Arzt hatte zwar versichert, daß das Unwohlsein des Kleinen von gar keiner Bedeutung sei — und doch, und doch — wie oft schon hatten sich die berühmtesten Aerzte in ihren Diagnosen geirrt, wie schnell gerade bei Kindern aus den scheinbar winzigsten Anfängen im Handumrehen die schwersten Krankheiten entwickelt. Und nun sollte seine treue Gattin den Kummer und den Schmerz zu Hause allein tragen, während er in der Welt umherirrte, seinem Vergnügen, seiner Erholung nachzugehen. Wäre er nur wenigstens erst am Achensee, denn dorthin hatte er sich eine telegraphische Depesche bestellt. Er war in einer Tour gereist, ohne anzuhalten, weder in München hatten ihn die Kunstschätze, die stets sein Interesse so lebhaft in Anspruch nahmen, noch sonst wo die herrliche Natur festhalten können, ruhelos strebte er dem Ziele seiner Reise zu, an dem er auf den Rath des Arztes mehrere Wochen in stiller Zurückgezogenheit zubringen sollte.

Er hatte ein schweres Nervenfieber überstanden, das ihn einige Male bis dicht an des Lebens Rand geführt, aber seine kerngesunde Natur, die unermüdliche Pflege seines treuen Weibes, das wochenlang nicht von seinem Lager gewichen, das jedem seiner Athemzüge mit banger Sorge gelauscht, jeden Wink des Arztes auf's Peinlichste befolgt hatte, war es endlich gelungen, den Mann am Leben zu erhalten, in dessen Besitz ihr höchstes, ihr einziges Glück bestand.

Und dieses Weib, das im Stande gewesen wäre, sich für ihn zu opfern, für ihn das eigene Leben hinzugeben, hatte er jetzt treulos allein gelassen, jetzt, wo vielleicht wieder Krankheit des Kindes sie mit Angst und Kummer erfüllte, — er kam sich vor wie ein Verbrecher.

Solche Gedanken, mit denen er unablässig sein Gehirn zermarterte, bewiesen, daß sein Genesungsproceß noch nicht vollendet war. Seine Aufregung steigerte sich, je näher er dem Achensee kam. Schon war Buchau

erreicht, nun ging der Weg immer den herrlichen See entlang, der heute allerdings in düsterer Melancholie dalag und die Seele des Reisenden noch trüber stimmte.

Schwarze Wolken bedeckten den Himmel, die Luft war immer schwüler geworden, jetzt fielen große, schwere Tropfen klatschend auf das Trittbrett des Wagens, rasch und rascher, und bald athmete die Natur auf unter einem erquickenden Gewitterregen. Immer greller zuckten die Blitze, immer schneller folgten die Donner ihnen nach, langhinrollend und im Echo wiedertönend an den Bergen.

Der Kutscher hatte die Plaue des halbbedeckten Wagens heraufgezogen und den Reisenden vorn mit Decken geschützt, sodaß ihm der Regen Nichts anhaben konnte. Das Gewitter rüttelte ihn aus seinen Grübeleien auf und befreite seine geängstigte Seele einigermaßen von den eingebildeten Sorgen und Vorwürfen, die er sich machte.

In scharfem Trabe jagten die Pferde dahin, und gerade als ein Blitz dicht vor ihnen zuckend herniederfuhr, dem der Donnerschlag unmittelbar folgte, bäumten sie hoch auf und standen vor dem kleinen, alten Gasthaus zur Scholastika still.

Mit dem Schirm in der Hand nahte sich der Wirth, ein bescheidener Mann von schlichtem Aeußeren, dem Wagen, um den Ankömmling möglichst trocken in's Haus zu geleiten, während in der Thür Frau Scholastika stand, die stattlichere Ehehälfte, den Fremden freundlich zu bewillkommnen.

Der Reisende erwiderte kaum den Gruß der Wirthsleute, sondern fragte hastig:

„Ist ein Telegramm angekommen für Regierungsrath Röder aus B.?"

„Jawohl! vor kaum einer Stunde," war die Antwort, und Frau Scholastika eilte, es herbeizuholen.

Alle Pulse flogen vor Aufregung an dem Regierungsrath, als er das Telegramm ergriff und öffnete; aber es ging wie Sonnenschein über sein Gesicht, während er es las: „Alles ganz gesund, Kinder im Garten, schone Dich, liebe mich. Tausend Grüße. Emmy."

Verflogen waren im Augenblick alle seine finsteren Gedanken, freundlich wandte er sich an Frau Scholastika wegen eines ruhigen Zimmers, das ihm im ersten Stock des alten Hauses, mit dem Blick nach dem See und auf das Kirchlein — es war ein vierfenstriges Eckzimmer — angeboten wurde.

Nachdem er sich dort schnell eingerichtet hatte, begab er sich hinunter in die kleine Wirthsstube, um Etwas zu essen, denn vor Aufregung hatte er bis dahin an seine körperliche Verpflegung gar nicht gedacht.

II.

In der Wirthsstube saßen am Ende eines langen Tisches als einzige Gäste drei katholische Geistliche, die sich vor dem plötzlichen Unwetter hierher geflüchtet hatten, in eifrigem Gespräch.

Der Regierungsrath nahm stumm grüßend am anderen Ende des Tisches Platz und bestellte ein Wiener Rostbratel, das ihm von Frau Scholastika als vortrefflich angepriesen wurde.

Bevor ihm das Essen aufgetragen ward, hatte er Gelegenheit, die drei Geistlichen genauer zu mustern.

Ihm gegenüber saß ein sehr corpulenter alter Herr mit glattem rosigen Vollmondsgesicht, der schon einige Viertelchen des Tyroler Rothen getrunken zu haben schien und sehr lebhaft sprach und gesticulirte. Zu seiner Rechten hatte er einen ziemlich stillen, hageren Collegen in mittleren Jahren, der sich darauf beschränkte, dem alten Herrn in allen Punkten beizustimmen, während zur Linken ein kräftiger jüngerer Mann mit sehr ansprechenden Gesichtszügen und frischem, gesundem Colorit, das auf häufigen Aufenthalt in Wind und Wetter deutete, saß und dem alten Herrn bescheiden, aber fest Widerpart hielt.

Gegenstand des Gesprächs bildete der Antisemitismus, dessen Wogen damals ganz besonders hoch gingen. Die beiden älteren Geistlichen waren fanatische Judenhasser und glaubten, daß alles Unheil in Kirche und Staat, aller Unglauben und Indifferentismus in religiösen Dingen durch die Juden in die Welt gekommen seien. Der junge Geistliche wollte davon Nichts wissen und hielt die Art, wie seine beiden Amtsbrüder über eine ganze Klasse von Mitmenschen, in welchen er so manchen vorzüglichen Mann gefunden habe, abzuurtheilen, für durchaus ungerechtfertigt und mit den Grundsätzen der christlichen Liebe für unvereinbar.

Der Alte entwickelte in seinen Reden eine Art polternden Humors, der es mitunter zweifelhaft erscheinen ließ, ob seine Argumente ernsthaft zu nehmen seien, während der junge Geistliche eine milde Weisheit in Beurtheilung von Leben und Menschen offenbarte, die man in seinen Jahren und in seinem Stande selten genug antrifft.

Röder hörte den Auseinandersetzungen am anderen Ende des Tisches mit Gleichgiltigkeit zu und verspürte nicht die geringste Lust, sich an dem unerquicklichen Thema, das in allen Zeitungen breitgetreten wurde, zu betheiligen, obgleich der alte Herr häufig direct das Wort an ihn richtete und ihn dabei anblickte, als wollte er ihn zu einer Entgegnung geradezu herausfordern. Der Angeredete schwieg aber hartnäckig, aß mit vielem Appetit sein Rostbratel, trank seinen Tyroler dazu und hatte seit langer Zeit zum ersten Male die angenehme Empfindung, daß neue Kraft und neue Gesundheit in seine Glieder einströmten. Mit innigem Dankgefühl dachte er der Seinen zu Hause, besonders seiner Frau, deren Telegramm er noch mehrere Male aus der Tasche zog und förmlich buchstabirte.

Die Unterhaltung am anderen Ende des Tisches wurde immer lebhafter, sie nahm endlich auch das Interesse Röders in Anspruch, vermochte ihn aber nicht aus seiner Reserve herauszulocken. Er spielte, vor sich hinblickend, mit einigen Zahnstochern, aus denen er seiner Gewohnheit nach, allerhand

seltsame Figuren zusammenstellte, und blickte nur zuweilen verstohlen nach den Redenden hinüber.

Da wollte es der Zufall, daß einer von den Zahnstochern, den er eben, kunstvoll gebogen, einem Pentagramm einfügen wollte, seiner Hand entwich und gerade dem alten Herrn gegenüber in's Gesicht flog.

Der Alte machte ein erstaunt verdrießliches Gesicht, Röder erhob sich schnell von seinem Stuhle, eilte auf sein Gegenüber zu und entschuldigte sich lebhaft wegen seiner Unvorsichtigkeit und Ungeschicklichkeit.

„Bitte, bitte," sagte der alte Herr, und jede Spur von Unmuth war von seinem Gesichte geschwunden, „ich freue mich, daß der kleine Zwischenfall die Veranlassung giebt, Sie sprechen zu hören, ich hätte Sie beinah für stumm gehalten, da Sie sich so gar nicht an unserem Gespräche betheiligen wollten. Nun höre ich aber an Ihrem Dialekt, daß Sie ein Norddeutscher, wahrscheinlich Preuße sind, und da wundere ich mich nicht über Ihre Zurückhaltung, denn die Preußen sind alle stolz."

Die Worte waren von so freundlicher Miene begleitet, daß Röder nicht umhin konnte, sich den Herren vorzustellen und neben ihnen Platz zu nehmen.

„Den Vorwurf des Stolzes muß ich entschieden von mir weisen," sagte er bescheiden, „aber ich muß bekennen, daß das angeschlagene Thema mir wenig behagte, und da zudem der Herr Caplan" — hier wandte er sich an den jungen Geistlichen — „meine eigenen Ansichten so vortrefflich wiedergab, hatte ich um so weniger Veranlassung, mich in's Gespräch zu mischen."

„Also ein Liberaler! Na ja! das dacht' ich mir," sagte der Alte polternd, „augenscheinlich sogar Freigeist, Pantheist oder Atheist ꝛc., wie sie das „vernünftige" Preußen ja in Masse zeitigt — was uns jedoch nicht abhalten soll — denn in der Noth frißt der Teufel Fliegen — mit Ihnen anzustoßen."

Alle lachten und ließen die Gläser zusammenklingen.

„Sie müssen nämlich wissen," fuhr der Alte fort, „daß es hier noch schrecklich einsam ist, und daß wir so zu sagen hungrig über jeden ankommenden Fremden herfallen, um, wenn irgend möglich, von seiner Gesellschaft zu profitiren. Es hat nicht Jeder solches Glück wie hier der Herr College" — wandte er sich an den erröthenden Caplan — „der die interessantesten Damenbekanntschaften macht, ohne sich darum zu bemühen — na, na, Sie brauchen gar nicht zu erröthen, ich weiß ja, — daß Sie ein Heiliger sind!"

Der Caplan erwiderte Nichts, sondern zuckte nur die Achseln und trank sein Glas aus.

Röder fragte, ob die Herren alle drei hier am Achensee lebten. Er erfuhr, daß die beiden älteren Geistlichen in Begleitung zweier, der hohen österreichischen Aristokratie angehöriger Damen, die zur Kräftigung ihrer Gesundheit schon im Mai an den Achensee gekommen waren, sich befanden,

während der junge Geistliche als Caplan an dem Kirchlein zur Scholastika fungirte.

Man vermied es nun, das vorher behandelte Thema nochmals zu berühren, sondern sprach vom Wetter, von der Verpflegung, von Bergpartieen, kurz von lauter Dingen, die dem Reisenden von Wichtigkeit sind, worauf der Caplan in liebenswürdiger Weise dem neuen Gaste seine Person zur Verfügung stellte, wenn er guten Rathes bedürftig sein sollte.

Röder nahm das Anerbieten dankbar an, denn dieser junge Mann mit den gut und klug blickenden Augen, mit dem menschenfreundlichen und doch dabei so sicheren, und wie sich bei der vorherigen Debatte gezeigt hatte, so verständigen und toleranten Wesen hatte sofort seine Sympathie gewonnen, obwohl er sonst für den geistlichen Stand — welcher Confession auch immer — keine sonderliche Neigung verspürte und seinen Vertretern, wenn möglich, aus dem Wege ging.

Bald darauf — das Gewitter hatte inzwischen aufgehört, und heller Sonnenschein fiel zu den Fenstern herein — wurden die beiden älteren Geistlichen zu ihren Damen berufen, auch der Caplan empfahl sich und ließ Röder allein.

Die herrliche Natur draußen, für die er seit dem Empfange des Telegramms wieder Augen hatte, lockte ihn zwar gewaltig, aber er zog es doch vor, sich auf sein Zimmer zu begeben, denn nach den Reisestrapazen der letzten Tage, nach den schlaflosen Nächten, die er zugebracht, hatte ihn jetzt eine Müdigkeit befallen, deren er nicht Herr werden konnte. Angekleidet, wie er war, legte er sich auf das Sopha seines Zimmers und fiel sofort in einen tiefen, erquickenden Schlaf.

III.

Als er erwachte, stand ein Mädchen vor ihm und sagte, das Abendessen werde aufgetragen, er möchte doch hinüber in den Saal kommen.

Röder blickte um sich und mußte sich erst eine Zeit lang besinnen, wo er sich befinde. In dem Halbdunkel des fremden Zimmers wußte er sich garnicht zurecht zu finden. Er fragte das Mädchen noch einmal, was es wolle, und als es seine Aufforderung wiederholte, kehrte nach dem tiefen, traumlosen Schlaf allmählich sein Bewußtsein zurück.

Er erhob sich rasch. Ein Frösteln ging durch seine Glieder, denn das Fenster hatte offen gestanden, und der Abend war kühl geworden.

Das Mädchen geleitete ihn nach dem großen Speisesaale, der in dem Neubau gegenüber dem alten Wirthsgebäude lag. Es sah noch recht öde darin aus, denn an der langen Tafel saßen nur etwa ein Dutzend Gäste, Herren und Damen, von denen Niemand ein Wort sprach. Röder nahm mit stummem Gruß an der Tafel Platz.

Er kam neben ein altes Ehepaar zu sitzen, das offenbar das lebhafte Bedürfniß hatte, sich anzuschließen, denn sie erwiesen dem neuen Ankömmling

allerhand kleine Gefälligkeiten und Handreichungen, um ihn in ein Gespräch zu verwickeln, aus welchem sich ergab, daß sie Landsleute Röders seien.

So sympathisch ihm sonst die beiden alten Leutchen vielleicht gewesen wären, so empfand er ihre Gesprächigkeit, das Erfragen der Heimat, der heimischen Verhältnisse, das Berühren persönlicher Angelegenheiten, noch dazu in lautem Tone verhandelt, während alle Anderen schwiegen und zuhörten, äußerst peinlich. Wäre er im Vollbesitz seiner Gesundheit gewesen, so hätte sein guter Humor ihm sicher darüber hinweg geholfen; so aber blieb er wortkarg, zerstreut und nahm sich vor, nie wieder an der Wirthstafel zu speisen, sondern allein auf seinem Zimmer, und den Menschen möglichst aus dem Wege zu gehen.

Er erhob sich, noch ehe die Mahlzeit beendet war, verabschiedete sich freundlich, aber kurz von seinen Landsleuten und begab sich auf die Veranda, die rings um das Haus herumgeführt ist.

Da lag der See vor ihm in seiner dunklen Pracht, und die Sterne spiegelten sich darin.

Es war ein herrlicher Abend, still und kühl nach dem Gewitter des Tages, die Sterne hellfunkelnd am Himmelszelt und über dem Wasser und an den Bergen die wunderbare, leuchtende Dämmerung, die den Frühlingsnächten eigen ist.

Röder hatte seinen großen Sommermantel angethan und stand an eine der hölzernen Säulen der Veranda gelehnt, mit Wonne die würzige Luft einathmend und das entzückende Landschaftsbild bewundernd.

Spiegelglatt lag der See zu seinen Füßen; aus der Ferne klang der gleichmäßige Tact von Rudern zu ihm herüber, eine Gondel kehrte von einem Ausflug zurück, Dampfboote gingen damals noch nicht über den See.

Die Gondel war noch nicht zu sehen, obwohl man die Ruderschläge immer deutlicher vernahm, so still war es ringsum.

Plötzlich hörte Röder neben sich eine sonore Stimme „Guten Abend" sagen; er wandte sich um, der Caplan stand vor ihm.

So unangenehm noch kürzlich den Genesenden die Vertraulichkeit seiner Landsleute berührt hatte, so lieb war ihm die Gesellschaft dieses Mannes, der, aus einer durchaus fremden Interessen-, Glaubens- und Gesellschaftssphäre, nur als Mensch dem Menschen sich genähert hatte.

„Ein schönes Bild, nicht wahr?" sagte der Caplan, auf den See hinaus deutend.

„Entzückend!" erwiderte Röder, „aber wie kalt es geworden ist nach dem schwülen Tage!"

„Auf diesen raschen Temperaturwechsel müssen Sie hier gefaßt sein," sagte der Caplan; „Sie dürfen sich nicht wundern, wenn Sie morgen früh die Berge ringsherum im Schnee erblicken. Das Barometer ist sehr gesunken. Dort ziehen auch schon finstere Wolken hinter den Bergen auf."

Stumm schauten Beide eine Zeit lang in den Abend hinaus.

Ihre Blicke richteten sich allmählich auf die sich jetzt rasch nähernde Gondel, der sie ihre ganze Aufmerksamkeit zuwandten.

Es saßen, wie sich jetzt zeigte, zwei Personen darin, eine Dame von sehr stattlicher Figur, vollständig in Schwarz gekleidet, und eine kleinere weibliche Person, wahrscheinlich die Dienerin der anderen. Mit gewandter Sicherheit ruderte die Dame dem kleinen Gondelhafen zu, der sich unterhalb des Wirthshauses befand, und stieß ihr Fahrzeug an's Land.

Ein Knabe lief herzu, befestigte die Gondel und half den Damen heraus, die sich gemessenen Schrittes entfernten.

Es war zu dunkel, um die Gesichtszüge der großen Dame zu erkennen, aber die Kraft, mit der sie das Fahrzeug vorwärts bewegt und gelenkt, die Leichtigkeit, mit der sie sich aus dem Boote herausgeschwungen hatte, bewiesen, daß sie noch jung sein mußte.

„Kennen Sie die Dame!" fragte Röder.

„Ja," antwortete der Caplan, „es ist Frau Sophie Peltner, die Dame, mit der mich heute meine Herren Amtsbrüder aufgezogen haben, sie ist seit etwa 14 Tagen hier, um in tiefster Abgeschiedenheit den Tod ihres Mannes zu betrauern, mit dem sie kaum ein Jahr in glücklichster Ehe verlebt hat. Sie ist meine fleißigste Kirchenbesucherin und findet einzig Trost in der Religion. Ich habe öfter eingehend mit ihr gesprochen und muß gestehen, daß ich selten oder vielleicht noch nie eine innigere Frömmigkeit bei einer noch so jungen Frau gefunden habe. Dabei ist sie ungemein wohlthätig und verwendet ihr großes Vermögen in wahrhaft vornehmer Weise für die Bedürftigen. Jetzt eben kehrt sie sicher von der Pertisau zurück, wo sie sich einer armen Familie angenommen hat, deren Ernährer kürzlich durch Absturz von einem Berge den Tod gefunden hat."

„Was war der Mann dieser Dame?"

„Professor an der Innsbrucker Universität. Er ist in jungen Jahren an der Schwindsucht zu Grunde gegangen."

Die beiden Männer schritten jetzt auf der hölzernen Veranda eine Zeit lang schweigend neben einander her.

„Wie wäre es, Herr Caplan," sagte endlich Röder stehen bleibend, „wenn wir noch einen Schoppen in gemüthlicher Wärme zusammentränken? Es ist mir hier draußen zu kalt."

„Sehr gern," erwiderte der Caplan, „wollen wir in den großen Saal oder —"

„Nein, nein, ja nicht in den großen Saal! Dort ist es ja so ungemüthlich. Setzen wir uns in das kleine Wirthszimmer im alten Hause, wo wir uns heute kennen gelernt haben.

„Das ist auch nach meinem Geschmack," sagte der Caplan, „da sitze ich am liebsten."

Sie gingen hinüber und nahmen auf denselben Stühlen Platz, auf

denen sie am Nachmittage gesessen. Die Anwesenheit mehrerer Landleute, die in ihrer charakteristischen Tracht, das Pfeifchen im Munde, die Hüte auf dem Kopf, an den anderen Tischen saßen und ihre Schoppen tranken, störte sie nicht in ihrem Gespräche.

Röder hatte, noch einmal an das Thema anknüpfend, bei dem er die Herren heute zuerst getroffen, sein Mißfallen ausgesprochen über das hochmüthige und intolerante Wesen, welches die beiden anderen Geistlichen zur Schau getragen. Der Caplan nahm seine Amtsbrüder in Schutz und erklärte, daß es der alte Herr wohl nicht so schlimm meine, daß es vielmehr nur seine polternde Art sei, die ihn oft über das Ziel hinausschießen lasse, und wohl auch der Aerger und die Langeweile, in die er durch den fortwährenden, fast ausschließlichen Umgang mit den alten Damen versetzt werde, und die ihn veranlaßten, sich mitunter auf eine wenig geschmackvolle Art Luft zu machen.

„Freilich," schloß der Caplan, „zu der höchsten Milde und Liebe, wie sie uns die Lehren unserer Kirche vorschreiben, sind Beide nicht durchgedrungen, vielleicht weil es ihnen immer zu gut im Leben ergangen ist und sie nie den Kelch des Leidens bis zur Neige geleert haben."

Und nun erzählte er seinen Lebensgang, wie er, ohne seine Eltern gekannt zu haben, im Gemeindearmenhause eines kleinen Gebirgsortes seine erste Kindheit verlebt, später bei einem Trunkenbolde, der ihn täglich gemißhandelt, das Vieh habe hüten müssen; wie er, nur in den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens unterrichtet, an einem zufällig entdeckten Buche, welches Lebensbeschreibungen von Märtyrern enthielt, und das er wie ein Heiligthum Jedem verborgen hielt, gründlich lesen lernte; wie dadurch der glühende Drang in ihm entzündet wurde, sich dem geistlichen Berufe zu widmen; wie er seinem bösen Brotherrn davongelaufen und nach tausend Abenteuern endlich zu einem Grafen gelangt sei, der ihm seine Gunst geschenkt, ihn weiter unterrichten lassen, auf die Universität geschickt habe 2c. 2c., bis er das lang ersehnte Ziel, als Geistlicher zu wirken, erreicht hatte.

Es war ein vollkommener Roman, den der junge Mann da erzählte, und zwar so einfach und ohne jedes Bestreben, seiner eigenen Person ein besonders interessantes Relief zu geben, was vielmehr schon durch die begleitenden Umstände sich von selbst ergab, daß Röder mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte und sich freute, die Bekanntschaft dieses „wesentlichen" Menschen gemacht zu haben. Er liebte es nämlich, die Menschen einzutheilen in „wesentliche" und „unwesentliche", wobei er nicht etwa die jeweilige äußere Stellung des Menschen in Betracht zog, seinen Stand, seine Würden, seinen Reichthum, sondern vielmehr den unveräußerlichen und doch so reich wuchernden Schatz eines tiefen Gemüthes, verbunden mit rüstiger, lebensfreudiger That- und Schaffenskraft.

Röder machte gar kein Hehl aus seiner antikirchlichen Gesinnung, ja er bat den Caplan sogar, in ihm nicht Etwas zu vermuthen, was er durch-

aus nicht sei; er könne in den Augen eines guten Katholiken nur als ein schlimmer Ketzer gelten, dem das höllische Feuer bestimmt sei; gleichwohl möchte er, der Caplan, versichert sein, daß er jeden Glauben und jede religiöse Ansicht nicht nur gelten lasse, sondern hochachte, sofern sie aus einem überzeugungstreuen und aufrichtigen Herzen quelle.

„Mir kommt es nicht zu, den Richter zu spielen," erwiderte der Caplan, „steht doch geschrieben: richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! und weiter: wer nicht wider mich ist, der ist für mich! Ich lasse mich am liebsten von meinem Herzen leiten, und das hat mich eigentlich noch nie betrogen. Es ist Mancher ein guter Christ, ohne es zu wissen, und Viele dünken es sich zu sein, die keine Spur davon in sich tragen."

So war ein Boden gefunden, auf dem die beiden Männer, so grundverschieden an Bildung, Wirkungskreis und Lebensanschauung, friedlich und fruchtbringend mit einander verkehren konnten. Sie schieden mit warmem Händedruck von einander und hofften für die nächsten Wochen noch auf manches gemüthliche Plauderstündchen.

IV.

Röder schlief die ganze Nacht, ohne aufzuwachen, und noch am Morgen so fest, daß er weder das Anpochen noch das Eintreten des Zimmermädchens hörte, welches kam, um ihm einen Brief auf sein Nachttischchen zu legen.

Es mochte gegen zehn Uhr sein, als er die Augen aufthat und zufällig sofort auf den Brief richtete. Hastig griff er danach und öffnete ihn; und hatte der lange, erquickende Schlaf das Seinige gethan, um ihm frische Lebenskraft einzuflößen, so erfüllte ihn die Lectüre des Briefes vollends mit jenem Muth zum Glück, der sensitive Naturen fast ebenso schnell ergreift wie tiefste Niedergeschlagenheit und Ermattung. Er las schnell bis zu Ende und fing dann sofort noch einmal von vorn an. Der Brief lautete:

„Herzensmann! Nie hätte ich gedacht, daß eine Trennung von Dir, von der ich doch weiß, daß sie vorübergehend und nur zu Deinem Besten geschehen ist, mich mit so tiefem Schmerz erfüllen würde. Ich ging herum, als hätte ich den Verstand verloren, ich wußte nicht, was ich beginnen sollte, und schließlich legte ich die Hände in den Schooß und weinte bitterlich. So fand mich unser geliebter Dreijähriger, unser Hans, der in's Zimmer hereinsprang und sich Etwas zu essen ausbat. Verdutzt blieb er vor mir stehen und sah mich mit großen Augen an. Und als ich ihn anlächelte, hüpfte er behend auf meinen Schooß, umarmte mich mit einer Heftigkeit, die mich fast schmerzte, und sagte: „Mama, jetzt will ich Dich mal erlieben!" So hatte sich der kleine Kerl in seiner Zärtlichkeit ein neues Wort gebildet, ohne zu ahnen, welch' tiefer Sinn dahinter verborgen ist. Er bedeckte mich mit Küssen und sagte: „Du mußt nicht weinen, weil Papa fort ist. Er hat mir gesagt, daß er bald wiederkommt." Der Junge ist ganz Dein Ebenbild, ebenso voll Feuer und

ebenso leicht außer sich wie Du! Verzeih' mir, Geliebter, darum hab' ich Dich ja gerade so lieb. Und wie ich noch mit unserem Dreijährigen spielte und mich wieder zurecht fand, meldete sich im Nebenzimmer unser Einjähriger. Ich schnell hinein, da lag er lachend und mit rothen Backen und streckte mir beide Aermchen entgegen. Jede Spur von Fieber war verschwunden; Dr. Fischer ließ ihn noch am selben Tage in den Garten hinaus. — Heute Vormittag war der Präsident bei mir sich erkundigen, wie es Dir gehe und ob Du abgereist seiest. Er war die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selber, sagte mir, daß Du die Monate vor Deiner Krankheit wahrhaft Uebermenschliches geleistet hättest, daß Du der vorzüglichste Arbeiter im ganzen Regierungs-Collegium seist, und daß Deine Beförderung zum Ober-Regierungsrath nur noch eine Frage der Zeit sei. Ich war überglücklich, und Du sollst es auch sein, Du hast allen Grund dazu. Lebe nur ganz Deiner Gesundheit, iß, trink und genieße frische Luft, soviel Du kannst. Geh' allen Menschen aus dem Wege, die Dir nicht gefallen, und triffst Du eine interessante Dame, so darfst Du Dich ein bischen verlieben nach Deiner Gewohnheit, Du Großherziger, aber ja nicht zu sehr, denn ich brauche viel, sehr viel Liebe, ja Deine ganze Liebe, ohne die ich nicht leben kann, mit der ich aber bin und bleibe das glücklichste Weib der Welt und einzig Dein Weib."

Röder kleidete sich in fröhlichster Laune an, es kümmerte ihn wenig, daß es draußen regnete und stürmte, er trug in seinem Innern einen Frühling, der ihm unverwelklich und unzerstörbar erschien.

Nachdem er in Muße sein Frühstück eingenommen, packte er seine Sachen aus, richtete sich wohnlich in seinem Zimmer ein und schrieb dann einen langen, herzlichen Brief an seine Frau, geschmückt mit allerhand kleinen humoristischen Zeichnungen, in denen er eine große Fertigkeit besaß. Alle seine kleinen Reiseerlebnisse, die ihn während der Fahrt oft in den bittersten Unmuth versetzt hatten, erschienen ihm heute im heitersten Lichte, sodaß ein ungeschickter Kofferträger, der ihm mit seiner Last auf dem Bahnhofe fast den Kopf eingerannt und ihn in die hellste Wuth versetzt hatte, in der Zeichnung nunmehr als lustige Person figurirte, und eine allzugesprächige Reisegefährtin, die obendrein mit ihren tausend Schachteln und Schächtelchen im Coupé den Platz von vier Personen in Anspruch nahm, ihm jetzt als willkommenes Object diente, um seine Frau auf dem Papiere damit zu erheitern.

So kam der Mittag heran, er speiste auf seinem Zimmer allein, und da der kalte Regen immer noch nicht nachgelassen hatte, blieb er ruhig zu Hause und musterte die mitgenommenen Bücher, um sich eine passende Lectüre für die nächsten Tage auszusuchen. Er entschied sich für die „Verlobten" von Manzoni, ein Buch, das er vor einigen Jahren mit lebhaftestem Interesse zum ersten Male gelesen, und das er wiederzulesen seither oft das Bedürfniß gefühlt, ohne daß er dazu die rechte Muße gefunden hätte.

Denn Röder gehörte noch zu der immer mehr aussterbenden Gattung der langsamen und gründlichen Leser, denen es weniger auf die Masse dessen ankommt, was sie verschlingen, als darauf, das Gute zu dauerndem Besitz in sich aufzunehmen.

Er fing sogleich an zu lesen, und wiederum fesselte ihn die großartige Dichtung derart, daß er erst vom Buche aufschaute, als in dem nahen Kirchlein das Abendglöcklein zu tönen begann. Er saß am Fenster, und seine Blicke fielen jetzt auf das gegenüberliegende große Wirthschaftsgebäude und auf eine Scene, die durchaus zu der Stimmung paßte, in die ihn Manzonis Buch versetzt hatte.

Auf der hölzernen Veranda ging nämlich eine junge Kellnerin mit einem großen Stoß von Tellern, um sie in den Speisesaal zu tragen. Wie nun das Abendglöcklein zu läuten begann, setzte das Mädchen die Teller auf den Tisch, kniete nieder, faltete die Hände und betete. Sie ahnte nicht, daß irgend ein menschliches Auge auf sie gerichtet war, denn Röder saß so hinter der Gardine, daß ihn von außen Niemand erblicken konnte, und rings umher war weit und breit kein Mensch.

Diese Kundgebung schlichter Frömmigkeit, so ungewohnt einem protestantischen Auge, machte auf Röder einen tiefen Eindruck und bewies ihm, wie groß der Einfluß der katholischen Kirche und wie tief in's Volk dringend noch immer sei. „Wo dieses heilige Feuer der Frömmigkeit," dachte er bei sich, „mit vernünftiger Hand und reiner Menschlichkeit bewahrt und nicht zu rohem und blindem Eifer gemißbraucht werde, müßte der Segen doch handgreiflich auf dem Volke ruhen. Und wenn dem leider nicht so sei, so könne nur ein ungeschicktes Kirchenregiment, welches durch ungesunde, übertriebene Herrschsucht den Segen in Fluch verwandle, die Schuld daran tragen."

Er legte das Buch weg, nahm seinen Mantel um und ging in's Freie, um vor dem Abendessen, das er sich ebenfalls auf sein Zimmer bestellt hatte, sich noch ein wenig Bewegung zu machen.

Es regnete noch immer, die Wege waren aufgeweicht und schmutzig, aber die Luft frisch, würzig und erquickend.

Er wanderte den See entlang, rasch und mit großen Schritten, so daß er in kurzer Zeit von einer angenehmen Wärme durchströmt wurde. Keine Seele begegnete ihm, er hatte aber auch gar kein Bedürfniß, Menschen zu sehen, seine Gedanken waren ihm heute gute Begleiter, mild, freundlich und hoffnungsreich, was er nicht immer von ihnen sagen konnte.

Die Nacht war schon hereingebrochen, als er zurückkehrte. Nachdem er mit gutem Appetit sein Abendbrot verzehrt hatte, begab er sich hinunter in die kleine Wirthsstube, wo ihm Frau Scholastika mittheilte, der Herr Caplan habe nach ihm gefragt und versprochen, noch einmal wiederzukommen.

Diese Mittheilung war ihm lieb, denn beim Glase Wein hatte

er gern einen guten Cumpan neben sich, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen konnte.

Es dauerte auch gar nicht lange, so erschien der Caplan und nahm neben ihm Platz. Er fragte, wie Röder den Tag verbracht habe, und dieser berichtete getreulich, womit er ihn ausgefüllt, verschwieg auch die Scene mit der Kellnerin nicht und wie er dadurch gerührt worden sei. —

„Es ist ein guter und aufrichtig frommer Menschenschlag hier," sagte der Caplan, „und besonders Frau Scholastika achtet darauf, daß in ihrem Dienst nur solide Elemente vorhanden sind. Es herrscht im Hause noch ein patriarchalisches Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienenden, wie es leider immer seltener wird."

Auf die Frage Röders, ob er die „Verlobten" von Manzoni schon gelesen habe, erwiderte der Caplan einfach „Nein" und schien es auch ganz zu überhören, welche Bemerkungen Röder daran knüpfte. Er hatte offenbar Etwas auf dem Herzen, das ihn vor der Hand mehr beschäftigte als alle Romane der Welt. Sobald daher Röder, etwas verwundert über das zerstreute Wesen seines neuen Freundes, schwieg, fiel dieser mit den Worten ein:

„Ich habe eigentlich eine Bitte an Sie, die Sie vielleicht in Erstaunen setzen wird, und die ich doch nicht unterdrücken kann."

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Zunächst müssen Sie mir versprechen, daß Sie mich einfach abschlägig bescheiden, wenn Ihnen mein Anliegen aus irgendwelchem Grunde, sei es, welcher es wolle, nicht zusagt."

„Das verspreche ich unumwunden."

„Nun gut, so kann ich auch frei von der Leber weg reden. Es handelt sich nämlich um Frau Sophie Peltner, die Sie gestern flüchtig gesehen haben. Ihre Bekanntschaft hätten Sie über kurz oder lang doch gemacht, denn das läßt sich bei der geringen Zahl von Personen, die jetzt hier verkehren, kaum vermeiden; auch schon deshalb nicht, weil ich sehr viel mit ihr zusammenkomme und Sie uns dann vereint getroffen hätten. Ferner glaube ich, daß die Bekanntschaft dieser trefflichen, feingebildeten Dame Ihnen Vergnügen machen wird, und das ermuthigt mich besonders, Ihnen mein Anliegen vorzubringen."

„Sie haben mich wirklich neugierig gemacht."

„Die Sache ist die. Ich habe Ihnen schon mitgetheilt, daß Frau Sophie erst seit mehreren Monaten Wittwe ist. Ihr Mann hat ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, das aber zum großen Theil in gewerblichen Unternehmungen wie Bergwerken, Actien-Gesellschaften, Gutsantheilen besteht, und das noch von seinem Vater, einem auch erst kürzlich verstorbenen Groß-Industriellen, herrührt. Frau Peltner hat natürlich das Bestreben, diese ziemlich verwickelte, wenn auch sehr günstige Vermögenslage möglichst zu vereinfachen, und hat alle ihre Angelegenheiten in die Hand eines Advocaten

gelegt, mit dem ihr Mann schon früher geschäftlich in Verbindung stand. Sie hat mich in ihre Verhältnisse vollkommen eingeweiht, und ich habe ihr, soweit das in meinen Kräften liegt, mit Rath zur Seite gestanden. Seit einiger Zeit nun erhält sie von ihrem Advocaten Briefe und Zuschriften, deren Inhalt uns nicht recht klar wird. Andeutungen von Schwierigkeiten, von in Aussicht stehenden langwierigen Processen, kurz von sich vorbereitenden Unannehmlichkeiten, auf die man bisher gar nicht gefaßt sein konnte. Frau Peltner findet sich dadurch beunruhigt, sie weiß nicht recht, was sie auf unklare und einem juristisch ungeschulten Geiste unverständliche Anfragen erwidern soll, ohne ihre Lage zu verschlimmern, und ich bin auch in dieser Beziehung mit meinem Verstande zu Ende. Dagegen kann ich nicht verhehlen, daß das Vorgehen des Advocaten auf mich den Eindruck macht, als ob er sich die Unerfahrenheit einer alleinstehenden Dame zu Nutze machen wollte, um sich selbst rechtswidrige Vortheile zu verschaffen. Ich kann mich irren, aber ich bin doch schon auf directe Widersprüche in seinen Briefen gestoßen, die kaum einen Zweifel mehr zulassen. — Nun geht meine Bitte dahin, — ich schicke voraus, daß Frau Peltner keine Ahnung von meinem Vorgehen hat — mir zu gestatten, Sie bei guter Gelegenheit mit der Dame bekannt zu machen, wobei ich dann Veranlassung nehmen werde, das Gespräch in ungezwungener Weise auf diese Dinge zu bringen und Ihren Rath in Anspruch zu nehmen."

Der Caplan schwieg und blickte fragend auf Röder, der starr vor sich hinsah und sich mit seinem Weinglase zu schaffen machte.

„Meine Bitte kommt Ihnen bedenklich vor, wie ich merke," fuhr der Caplan fort, „ich gebe zu, daß ich jedem Andern gegenüber gezögert hätte, nach so kurzer Zeit der Bekanntschaft ein solches Ansinnen zu stellen. Wenn ich es Ihnen gegenüber doch that, so beweist das nur, daß ich seit dem ersten Worte, das wir mit einander gewechselt haben, ein Vertrauen zu Ihnen gefaßt habe, wie es sonst nur nach längerem Verkehr der Fall zu sein pflegt. Die Sache ist Ihnen unangenehm, wie ich sehe, also reden wir nicht mehr darüber."

„Die Sache ist mir keineswegs unangenehm; im Gegentheil," erwiderte Röder lebhaft und blitzte mit seinen Augen den Caplan freundlich lachend an, „ich sehe in Ihrem Zutrauen den besten Beweis dafür, daß meine Zuneigung zu Ihnen auf Gegenseitigkeit beruht, was mir, dem Ketzer, zu ganz besonderer Genugthuung gereicht, aber . . ."

„Aber," fuhr der Caplan lachend fort, „Sie trauen dem Pfaffen doch nicht ganz — wie? — habe ich's getroffen?"

„Keineswegs, ich zweifle nur, daß ich der Dame irgendwie werde helfen können, da mir das österreichische Recht so gut wie ganz fremd ist — und dann, wer weiß, ob sie eine solche Einmischung eines Wildfremden in ihre Angelegenheiten nicht als eine unschickliche Anmaßung auffaßt."

„Was den letzten Punkt betrifft, so können Sie völlig beruhigt sein,

da ich Frau Sophie zu kennen glaube und ich die Sache mit leidlichem Geschick in die Hand zu nehmen gedenke. Und was Ihre Unkenntniß des österreichischen Gesetzes anlangt, so habe ich das Zutrauen zu einem preußischen Beamten, daß er sich mit Leichtigkeit in alle Verhältnisse zu finden weiß. Ein bürgerliches Gesetzbuch stelle ich Ihnen übrigens zur Verfügung."

Röder verneigte sich und sagte lachend: „Quittire dankend für die gute Meinung, die ich im Namen des preußischen Staates gelten lasse. Also ich sehe schon: wer sich mit der Kirche einläßt, der wird von ihr umstrickt, er mag sich stellen, wie er wolle, und so beuge ich mich denn vor einem ihrer würdigsten Diener."

„Spotten Sie nur! Sie werden mir noch danken, daß ich Sie mit einer so schönen, liebenswürdigen und geistreichen Frau bekannt gemacht habe."

Die Beiden blieben plaudernd noch ungefähr eine Stunde beisammen, Röder war in bester Laune, erzählte aus seiner Studentenzeit manchen lustigen Streich und fand dafür im Caplan einen dankbaren und verständnißvollen Zuhörer. Für den folgenden Tag wurde bei gutem Wetter ein Ausflug nach der Pertisau in Aussicht genommen.

V.

Auf den heiteren Abend folgte für Röder eine schlimme Nacht. Er hatte einen Rückfall in seine Schlaflosigkeit und plagte sich wieder mit allerhand unnützen Gedanken, welche die geringfügigsten Dinge zu Ungeheuerlichkeiten aufbauschten und ihn mit Sorge in die Zukunft blicken ließen. Auch seine Zusage an den Caplan, sich der Angelegenheiten einer fremden Dame annehmen zu wollen, ärgerte ihn. Er schalt sich leichtsinnig, feig, daß er nicht die Kraft besessen, einfach abzulehnen, was ihm nun wahrscheinlich die nächsten Wochen verderben und seine Gesundheit von Neuem untergraben werde; er hatte ja die Kleinlichkeit und Halsstarrigkeit der Frauen in Geschäftssachen zur Genüge kennen gelernt und sollte sich hier nun mit Dingen plagen, die ihn nicht das Geringste angingen!

In Schweiß gebadet, warf er sich von einer Seite zur andern und sah endlich das Morgenlicht zu den Fenstern hereindämmern, noch ehe er ein Auge zugethan hatte. Und wie ihn jetzt die Müdigkeit doch noch in einen leisen Morgenschlummer zu hüllen begann, fingen plötzlich dicht unter seinem Zimmer die Hähne an zu krähen, und fünf oder sechs Hennen verkündeten ohne Aufhören der Welt das große Ereigniß, daß sie ein Ei gelegt hätten.

Wüthend sprang Röder aus dem Bett und blickte zum Fenster hinaus, wo er zu seinem Schrecken gewahrte, — was ihm die erste Nacht mit ihrem tiefen Schlaf verborgen hatte — daß er dicht über einem großen Hühnerstall einquartiert worden.

Nun war an Schlaf nicht mehr zu denken. Er kleidete sich an, und

da die Sonne hell und heller schien und einen schönen Tag versprach, so verließ er das Haus, in dem noch Alles schlief, und wanderte in den frischen Morgen hinein, das Achenthal entlang.

Wie lange war es her, daß er das Erwachen des Tages nicht miterlebt hatte! Er war wie berauscht von dem Anblick ringsum. Verschwunden waren die Nachtgespenster, mit den Liedern der Lerchen flogen seine Gedanken hinauf in Licht und Luft, und sein Herz füllte sich mit Zuversicht und Fröhlichkeit. Ja, er freute sich jetzt der munteren Hähne, die ihn so zeitig hinausgetrieben, nahm sich aber trotzdem vor, sobald er zurückkehrte, von Frau Scholastika ein anderes Zimmer zu fordern, wo er dem Morgenconcert seiner gefiederten Nachbarn nicht so unmittelbar ausgesetzt wäre.

Der Hunger trieb ihn zur Rückkehr, als gerade das Glöcklein zur Frühmette einlud, und da er dieser Ceremonie seit vielen Jahren nicht beigewohnt hatte, auch begierig war, das Innere des Kirchleins kennen zu lernen, trat er ein. Der Caplan las die Messe, in der vordersten Reihe der Andächtigen kniete Frau Sophie Peltner.

Röder blieb nur kurze Zeit. Die Bewegungen des Priesters, das Gebahren der Chorknaben mit den Weihrauchgefäßen und Klingeln erschien ihm so seltsam und paßte so wenig zu der frischen Naturstimmung, in der er sich befand, daß er förmlich einen Druck seines ganzen Wesens empfand und schleunigst das Freie suchte.

Er nahm auf der Veranda des großen Hauses am See Platz und ließ sich das Frühstück auftragen von der freundlichen Agnes, die er am Tage vorher in ihrer anmuthigen Frömmigkeit bewundert hatte. Er hütete sich natürlich, ein Wort davon zu erwähnen, sondern fragte nur, ob er nicht ein anderes Zimmer bekommen könnte, wo ihn die Hähne nicht aus dem Schlafe krähten?

Natürlich war das möglich: das ganze große Logirhaus weiter die Straße hinauf nach dem Dorfe zu stände ja noch fast ganz leer, es wohnte nur Frau Peltner mit ihrer Kammerfrau darin, dort hörte man die Hähne nicht. Sie wollte es sogleich der Frau Scholastika sagen, daß seine Sachen hinübergeschafft würden.

Und Röder hatte kaum sein Frühstück beendet, so kehrte sie schon zurück mit der Meldung, der Umzug hätte bereits stattgefunden, und sie wäre bereit, dem Herrn sein neues Quartier anzuweisen.

Röder folgte Agnes über die Straße nach dem Fremdenhause. Vor ihm her ging Frau Peltner, die aus der Kirche zurückkehrte, und verschwand in einem Zimmer des ersten Stockwerkes, während ihm das genau darüberliegende im zweiten Stock angewiesen wurde.

Er fand alle seine Sachen in derselben Ordnung und Aufstellung, wie er sie in seinem früheren Zimmer verlassen hatte, sprach seine Befriedigung darüber aus und entließ dankend das Mädchen. Nun wartete er nur noch die Post ab, die ihm einen Brief von seiner Frau bringen mußte,

— denn es war verabredet worden, täglich zu schreiben, — bald war er auch im Besitze der besten Nachrichten, die bis zu den kleinsten Vorgängen das Leben zu Hause schilderten, wodurch seine Stimmung wesentlich gehoben wurde. Er selbst begnügte sich damit, eine Postkarte als Antwort zu senden und zwar auf ausdrücklichen Wunsch seiner Frau, damit er seine Zeit nicht auf Briefe verwendete, sondern möglichst im Freien zubrächte.

Er steckte den ersten Band von Manzonis „Verlobten" zu sich und gedachte in der Waldeinsamkeit ein schönes Plätzchen aufzusuchen und im kühlen Schatten den Vormittag zu verbringen, denn es schien sehr heiß werden zu wollen.

Als er die Treppe hinunterging, traf er im ersten Stock Frau Sophie Peltner mit dem Caplan im Gespräch, der offenbar eben im Begriff war, den Regierungsrath abzuholen, denn er stand schon mit einem Fuß auf den nach oben führenden Stufen.

„Das trifft sich ja gut," sagte er Röder begrüßend, „darf ich die Herrschaften bekannt machen?"

Während der Vorstellung beobachteten der Regierungsrath und Frau Sophie einander scharf, der Eindruck schien auf beiden Seiten ein guter zu sein.

Frau Sophie war eine große, in der vollsten Blüthe weiblicher Schönheit stehende Frau von 25 Jahren. Zwei feurige, dunkle Augen, überwölbt von kühn geschwungenen schwarzen Brauen, belebten ein Gesicht von regelmäßigem, an die griechische Antike erinnerndem Schnitt mit tadellosem elfenbeinfarbenem Teint, der auf den Wangen in mattrosigem Schimmer erglühte. Die niedrige blendendweiße Stirn umrahmte natürlich gelocktes schwarzes Haar, welches nach hinten in einem großen, von einem silbernen Pfeil gehaltenen Knoten zusammenlief und von einem breitrandigen dunklen Strohhut bedeckt wurde. Die einfache schwarze Trauerkleidung ließ das jugendlich Frische ihrer ganzen Erscheinung auf's Wirksamste hervortreten.

Da ihre Art, zu sprechen und sich zu geben, eine durchaus ungezwungene war, auch der gemüthlich klingende süddeutsche Tonfall ihrer Sprache den Norddeutschen anheimelte, so empfand Röder Nichts von der ihm sonst Frauen gegenüber eigenen Befangenheit, sondern er gab sich frei und natürlich vom ersten Augenblick an.

Der Caplan hatte sich für den Tag frei gemacht und für seine Vertretung gesorgt, er schlug vor, bei dem herrlichen Wetter sofort eine Fahrt über den See zu unternehmen, in der Pertisau Mittagsrast zu halten und von dort eine Wanderung in das schöne Thal hineinzumachen, möglichst bequem, damit Röder sich nicht unnöthig anzustrengen habe.

Der Vorschlag wurde allseitig angenommen, und man verfügte sich an den See, wo die Drei in dem ein für alle Mal von Frau Sophie gemietheten Boote Platz nahmen. Sie verschmähten es, einen dienstbaren

Geist zum Rudern mitzunehmen, sondern lösten einander in dieser Beschäftigung ab, wobei Frau Sophie den Anfang machte.

Ohne Hast und langsam rudernd genossen sie einen Vormittag auf dem See, wie er sich schöner kaum bieten konnte. Der Himmel strahlte in wolkenloser Klarheit, und das Wasser zeigte infolge dessen seine prachtvollste Färbung vom tiefsten Dunkelblau bis zum schimmernden Smaragdgrün und war an einigen Stellen von einer Durchsichtigkeit, daß man staunend in die unendliche Tiefe blickte und das Auge sich mit geheimem Grauen gern wieder der im hellsten Sonnenlicht prangenden Berglandschaft zuwandte.

Hinter dem Etablissement des „Seehof" hielt Frau Sophie im Rudern inne und sagte: „Hier soll die tiefste Stelle sein. Der Friedel vom Seehof, übrigens ein vorzüglicher Schuhblattl-Tänzer, den Sie sich einmal ansehen müssen, hat es mir neulich gesagt, als er mich hier vorüberruderte."

Alle Drei blickten hinunter in die unermeßliche Tiefe; Röder aber haftete mit seinen Blicken bald an der Oberfläche, auf welcher sich das Bild von Frau Sophie wie in einem klaren Spiegel neben dem seinigen zeigte. Es war ihm, als blicke sie ihn aus diesem Spiegelbild unausgesetzt an, und ihre Augen hatten ein so seltsames Funkeln, daß er immer wieder hinsehen mußte, und dieses Funkeln schnitt ihm so schmerzhaft in die Seele und preßte ihm die Brust zusammen, daß er unwillkürlich zu zittern begann. Mit Gewalt nur riß er sich von diesem Spiegelbilde los und schaute dem Urbilde in's Gesicht. Das blickte aber so ruhig und gleichmüthig in's Wasser, daß Röder im Stillen über sich selbst lachen mußte und sich einen albernen Phantasten nannte.

Sie fuhren weiter. Wo sich ein besonders schöner Blick dem Auge bot, wurde Halt gemacht und die Aussicht genossen: bald glitten sie dicht am Ufer entlang, bald stachen sie wieder in die Mitte des Sees, dabei ungezwungen plaudernd, wohl auch mit halblauter Stimme singend, sorglos, heiter, ohne einen andern Zweck als den, die Zeit angenehm hinzubringen.

Der Caplan vermied es vor der Hand, die geschäftlichen Angelegenheiten Sophiens zur Sprache zu bringen, es lag ihm zunächst daran, die Beiden menschlich einander näher rücken zu lassen, das Weitere würde sich dann schon finden. Und diesen Zweck erreichte er vollkommen, indem er, das vortreffliche Rudern Sophiens hervorhebend, diese veranlaßte, von ihrer Jugend und ihrer Erziehung zu erzählen.

Sie stammte aus einer adligen Familie Tirols und hatte ihre Jugendzeit in strengster Abgeschiedenheit auf einem alten Schlößchen zugebracht, wo sie von ihrer frommen Mutter — der Vater war früh gestorben — auf's Sorgfältigste erzogen worden war. Die prachtvolle Lage ihres Stammschlosses in einem hochgelegenen, von allen Seiten durch mächtige Berggruppen eingeschlossenen Thale, in dem ein kleiner krystallklarer See, wie ein großes blaues Auge zum Himmel aufschaute — Frau

Sophie bediente sich dieses Vergleiches — ließen sie die tiefe Einsamkeit, in der sie sich fast immer befand, nicht unangenehm empfinden, denn während des Sommers war sie mit ihrer Gespielin, einer gleichalterigen Tochter des Schloß-Castellans, solange das Wetter es nur irgend gestattete, im Freien, besonders in einem kleinen Boote auf dem See, und während des Winters nahmen Unterricht, religiöse Uebungen und Lectüre, die von der Mutter selbst geleitet wurden, die Zeit vollkommen in Anspruch.

Sophie hatte früh die Absicht ausgesprochen, in ein Kloster zu gehen, die Mutter hatte dem nie widersprochen, weil der Gedanke sie beruhigte, daß die einzige Tochter, die sie einmal allein zurücklassen sollte, auf diese Weise für alle Zeit gut aufgehoben und den Stürmen des Lebens entzogen sein würde. Da — als Sophie ungefähr 18 Jahre alt war — erschien eines Sommers in dem abgelegenen Gebirgsörtchen ein Fremder; der erste Fremde, der das herrliche Fleckchen Erde durch einen Zufall entdeckt haben mußte, und dem in den späteren Jahren dann Viele gefolgt sind. Es war ein junger Gelehrter, zart und schwach von Körper, der zur Kräftigung seiner Gesundheit in dem stillen, hochgelegenen Thale die Sommermonate zubringen sollte. Er war von schwärmerischer Frömmigkeit, und alle seine Studien bezogen sich auf die Entwickelung, Ausbreitung und Macht der katholischen Kirche. Das allmähliche Bekanntwerden nun mit diesem jungen Manne, das Aufkeimen der Liebe zu ihm, hervorgerufen durch die Uebereinstimmung ihrer religiösen Gefühle und Bedürfnisse, die tausend Hindernisse, die sich ihrem Bunde entgegenstellten, da sowohl ihre Mutter als auch sein Vater gegen die Vereinigung waren, die jahrelangen Kämpfe der Liebenden und ihre endliche Vereinigung bildeten das Hauptthema, das Frau Sophie abhandelte, und auf das sie, durch theilnehmende Fragen der beiden Männer veranlaßt, immer wieder zurückkam. Ihre Art, zu erzählen, war so anregend, so anschaulich durch die vielen kleinen charakteristischen Züge, die sie vorbrachte, daß die Männer nicht müde wurden, zuzuhören. Und Alles kam so natürlich aus ihrem Munde heraus, so gar nicht mit der Absicht, Etwas scheinen zu wollen, was sie nicht war, und der Schmerz um den Verlust des Gatten, den sie eigentlich nur bis an den Tod als barmherzige Schwester gepflegt hatte, war so überzeugend, ohne daß sie auch nur eine Thräne vergoß oder den Mund verzog, daß vielmehr gerade die Ruhe, mit der sie davon sprach, die Tiefe des Kummers desto mehr erkennen ließ.

Zuweilen offenbarte sich die Gluth ihrer Empfindungsweise in etwas seltsamen, fast spiritistischen Aeußerungen. So erzählte sie unter Anderem Folgendes:

„Wenn zwei Herzen sich recht von Grund aus lieben, so recht mit Frömmigkeit, können sie auf einander einwirken, wie von Mund zu Munde, auch wenn sie meilenweit von einander getrennt sind. Das kann ich Ihnen beweisen. Einmal, als beinahe Alles auf dem Spiele stand und

meine Mutter, durch Briefe meines seligen Schwiegervaters veranlaßt, mir in einer Heftigkeit, die sonst ganz gegen ihre Gewohnheit war, mitgetheilt hatte, daß nunmehr ihre Geduld zu Ende sei und ich mir die Sache aus dem Kopfe schlagen solle, ging ich, ohne ein Wort zu erwidern, scheinbar ergeben in mein Schicksal, hinaus aus dem Zimmer. Ich schlich mich ganz sachte in unsere Hauscapelle und fiel betend vor dem Altare nieder. Ich betete inbrünstig zur heiligen Jungfrau, sie möchte die Gedanken meines Geliebten so richten, daß er, von Sehnsucht getrieben, sofort aufbreche und zu mir komme, denn ich hatte meiner Mutter das Wort gegeben, ihm nicht zu schreiben, und doch hoffte ich von seiner persönlichen Anwesenheit eine völlige Aussöhnung zwischen ihm und meiner Mutter. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als den Geist meines Geliebten durch Gebet und intensives Denken an ihn zu einer Reise zu mir zu zwingen. Und der Erfolg sprach für mich. Schon am nächsten Morgen erschien mein Geliebter bei uns, und die bereits abgebrochenen Unterhandlungen zwischen seinem Vater und meiner Mutter wurden, dank der milden Persönlichkeit meines späteren Gatten, wieder angeknüpft. Dieser aber theilte mir mit, wie er am Tage vorher zu einer bestimmten Stunde so heftig in seinem Gemüth bewegt worden sei und einen so unwiderstehlichen Drang empfunden habe, mich zu sehen und zu sprechen, daß er ihm habe nachgeben müssen."

Röder versuchte, der Begebenheit eine natürliche Erklärung zu geben, indem er betonte, daß Liebende, besonders wenn sie durch Zwang von einander fern gehalten werden, unwillkürlich stets ihre Gedanken demselben Gegenstande, und vor Allem ihrer Vereinigung, zuwenden würden, allein Frau Sophie wollte davon Nichts wissen, sie hielt an ihrer übernatürlichen Auslegung fest und erzählte noch einige Beispiele, die beweisen sollten, daß der menschliche Geist im Stande sei, durch bloßes Denken die stärksten Wirkungen in die Ferne auszuüben.

Soviel ging übrigens aus allen ihren Erzählungen hervor, daß sie eine außergewöhnliche Willenskraft besaß, welcher die Verhältnisse des Lebens zuweilen in geradezu räthselhafter Weise unterthan zu sein schienen.

Röder hatte sein Buch, das er zu sich gesteckt, aus der Tasche gezogen und auf die letzte weiße Seite, in Ermangelung anderen Papiers, die Erzählerin mit leichten Bleistiftstrichen abconterfeit. Sie hatte es gemerkt, ließ sich aber in keiner Weise stören, nur als das Bild fertig zu sein schien, sagte sie: „Zeigen Sie mal, ob Sie mich getroffen haben?"

Röder reichte ihr das Buch, und der Caplan blickte mit ihr zusammen hinein. Wie aus einem Munde riefen sie: „Vortrefflich! Sie sind ein Künstler!"

„Keineswegs!" erwiderte Röder, „dazu hat es bei mir nicht gereicht. Als Student schwankte ich wohl eine Zeit lang, ob ich nicht das jus an den Nagel hängen und mich ganz der Kunst widmen sollte, aber die Vernunft siegte doch endlich. Es wäre nie etwas Besonderes aus mir

geworden; aber als Liebhaber hat mir das Portraitiren immer viel Vergnügen gemacht."

Frau Sophie schlug das Titelblatt auf und las: „Die Verlobten von Manzoni." „Den Roman habe ich nie gelesen, er soll schrecklich langweilig sein."

„Ich kenne ihn auch nicht," setzte der Caplan hinzu.

„Und doch sollten gerade Sie Beide ihn kennen," sagte Röder lächelnd, „einmal, weil er als Kunstleistung eine Stelle ersten Ranges einnimmt, zweitens weil man ihn geradezu das Hohelied vom Katholicismus nennen kann, der vielleicht nirgends in so wahrhaft genialer, liebevoller und dazu niemals tendenziöser Weise zum Ausdruck gebracht ist wie in diesem Roman. Endlich, weil Ihre eigene Verlobungsgeschichte — hier wandte er sich an Sophie — fast ebenso reich an Wechselfällen des Glücks und Unglücks war, wie diejenige des hier geschilderten Paares."

„Dann müssen Sie uns das Buch vorlesen," sagte Sophie eifrig.

„Das wäre in der That sehr wünschenswerth," bat der Caplan.

„Mit Vergnügen," erwiderte Röder. „Ich denke, man wird wohl im Thale der Pertisau irgendwo ein schattiges Plätzchen finden, wo man ungestört wird lesen können."

„O, ich weiß schon eins," rief Frau Sophie, „das wie geschaffen dazu ist, ich habe es neulich auf einer Recognoscirungstour mit meiner alten Fanny entdeckt. Dahin müssen wir uns zurückziehen."

„Aber Sie müssen sich darauf gefaßt machen, daß die Lectüre mehrere Tage in Anspruch nimmt," sagte Röder.

„Desto besser," erwiderte Frau Sophie, „dann wissen wir wenigstens, was wir die nächsten Tage vorhaben. Hoffentlich bleibt uns das gute Wetter treu." — —

Die Sonne brannte jetzt heiß auf den Wasserspiegel, und man beschloß, an der Pertisau zu landen. Die Ruder führte der Caplan mit kräftigen Schlägen. Sophie hatte den linken Aermel ihres Kleides ein wenig aufgestreift und ließ ihre Hand im Wasser hängen, während sie selbst schweigend in die Tiefe blickte.

„Fürchten Sie sich nicht vor einem Nix, der Sie hinunterziehen könnte?" scherzte Röder.

„Der würde mir Nichts thun," erwiderte Sophie, „er weiß, daß das Wasser auch *mein* Element ist. Ich bin, so zu sagen, auf ihm groß geworden."

* * *

Eine Stunde später saßen die Drei auf der Veranda des am See gelegenen Wirthshauses der Pertisau und verzehrten ihr einfaches Mittagsmahl. Frau Sophie hatte vor dem Essen noch die arme Familie besucht, deren sie sich angenommen, und sich von ihrem Wohlbefinden überzeugt.

Es herrschte unter den Dreien bereits ein Ton, der sich sonst erst nach längerer Bekanntschaft einzustellen pflegt, es war, als ob sie naturgemäß zusammengehörten.

„Sie müssen mir von Ihrer Frau, von Ihren Kindern erzählen," begann Frau Sophie zu Röder, nachdem der Tisch abgeräumt war. „Haben Sie nicht ein Bild bei sich?"

„Natürlich," erwiderte Röder und zog aus einer Brieftasche die wohlgetroffene Photographie seiner Frau und eine zweite seiner beiden Kleinen hervor und überreichte sie Sophie.

Lange schaute sie die Bilder an, warf dazwischen einen Blick auf Röder und versenkte sich dann wieder in die Photographie. Endlich sagte sie:

„Ist Ihre Frau groß?"

„Nein, klein und zierlich."

„Was haben Sie für eine reizende Frau! Das ist ja ein allerliebstes Gesichtel und dabei gescheidt, das sieht man auf den ersten Blick! Und die süßen kleinen Puttel, ach, es geht doch Nichts über so ein Paar geliebte Kinderguckel, aus denen uns eine Welt von Unschuld und Heiligkeit anspricht! — Da, Herr Caplan," fügte sie hinzu, die Bilder dem Geistlichen reichend, „schauen Sie's an, obgleich's eigentlich Nichts für Sie ist."

„Warum nicht für mich?" fragte der Caplan lächelnd, „soll doch das Schöne und Heilige gerade unsere Sache sein."

Er betrachtete die Bilder lange, gab sie dem Regierungsrath zurück und sagte: „Sie sind ein glücklicher Mann."

„Ja, das sind Sie," bekräftigte Frau Sophie, „und das dürfen Sie nie vergessen. — Ich habe Ihnen meine Verlobungsgeschichte erzählt, nun lassen Sie mal hören, wie es bei Ihnen war? Haben Sie auch so lange kämpfen müssen?"

„Nein," antwortete Röder, „wir waren eigentlich von Jugend an für einander bestimmt. Unsere Eltern waren Nachbarsleute, durch Jahrzehnte auf's Innigste befreundet, und ich habe mich schon als Student verlobt, aber erst geheirathet, als ich eine Stellung hatte. Glatt und ohne Kampf, als ob es sich so von selbst verstände, sind wir in den Hafen der Ehe eingelaufen."

„Ich denke mir die Sache interessanter und auch wohl für die Ehe vortheilhafter, wenn sie Einem nicht so leicht gemacht wird. Der Mensch schätzt doch erfahrungsmäßig das am meisten, was ihm recht sauer geworden ist," bemerkte Frau Sophie.

„Das mag ja in den meisten Fällen zutreffen," erwiderte Röder, „bei uns aber nicht."

„So Etwas hört man gerne," sagte Frau Sophie und erhob sich. „Ich denke, meine Herren, wir suchen unser schattiges Plätzchen auf, denn ich bin ungemein gespannt auf den Roman, den ich so oft als langweilig habe verschreien hören."

Auch die Männer hatten sich erhoben und folgten Frau Sophie, die voranging, um die einzuschlagende Richtung anzudeuten.

Wie sie so mit elastischem Gange, den herrlichen Oberkörper leicht auf den Hüften wiegend, als gäbe sie den Tact an zu einer unhörbaren süßen Melodie, dahinschritt, hingen die Blicke beider Männer voll Bewunderung an ihr. Auf einem Seitenpfade, der hinter dem Gasthause durch Gemüsegärten auf eine von hohen Laubbäumen bestandene grüne Ebene führte, blieb sie stehen, drehte sich um und sagte: „Hier geht unser Weg.“ Nach ungefähr zwanzig Minuten hatten sie einen Felsen erreicht, vor dem drei prächtige alte Bäume eine natürliche Laube bildeten, unter welcher ein runder Tisch und zwei Bänke standen.

„Wir sind zur Stelle. Wie gefällt Ihnen der Ort?“ fragte sie.

„Ausgezeichnet! Vortrefflich!“ riefen beide Männer zugleich.

„So lassen Sie uns Platz nehmen. Der Vorleser hier, das Auditorium ihm gegenüber. So. Kommen Sie zu mir, Herr Caplan,“ sagte sie, mit der Hand zu ihrer Linken deutend, nachdem sie sich gesetzt hatte.

Röder gab eine kurze Auskunft über das Leben und die Schriften Manzonis, erwähnte auch die hohe Anerkennung, die ihm seitens eines Goethe gezollt worden war, und begann dann die Lectüre.

Er las vortrefflich, einfach und ungekünstelt, unterstützt von einem sehr wohlthuenden, tiefen, modulationsfähigen Organ, dem man die Schulung anmerkte; denn er war seit Jahren der Familien-Vorleser gewesen und hatte auch die erste Zeit seiner Ehe noch oft als solcher fungirt, bis dann mit dem Eintreffen der Kinder die Leseabende immer seltener wurden und allmählich ganz einschliefen.

Der Caplan und Sophie hörten mit Aufmerksamkeit zu, und ihr Interesse wuchs von Capitel zu Capitel. Die geschilderten Personen traten leibhaftig vor ihre Augen, die Anmuth des Stils, der überall durchblickende Humor, die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, die der Dichter offenbarte, entzückten sie und ließen sie oft am Schlusse eines Capitels oder wenn Röder eine Pause machte, lebhafte Beifallsäußerungen von sich geben Auch an erklärenden Bemerkungen ließ es Röder nicht fehlen, und als er einmal sich des Weiteren über eine Institution der katholischen Kirche und ihre Grundlagen im jus canonicum erging, rief Frau Sophie erstaunt aus: „Sie sind katholisch, Herr Regierungsrath!“

„Durchaus nicht!“ entgegnete er lächelnd, „was ich vorbringe, sind nur Reminiscenzen aus meiner juristischen Studienzeit und dann auch Dinge, die mit meinen Kunstliebhabereien zusammenhängen. Die katholische Kirche hat ja vor jeder anderen den großen Vorzug, daß sie so innig mit den Künsten verknüpft ist, und verdankt wohl diesem Umstande nicht zum geringsten Theile ihre gewaltige Herrschaft über die Geister. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich, der Ketzer und Unkirchliche, mit diesen Worten irgendwie Ihre religiösen Gefühle verletzt haben sollte, was

durchaus nicht in meiner Absicht liegt. Der Herr Caplan kennt mich in dieser Beziehung schon und wird mir eine solche Rohheit nicht zutrauen."

„Ich traue sie Ihnen so wenig zu," versetzte der Caplan, und ein feines, kaum sichtbares Lächeln spielte dabei um seinen hübschen Mund, „daß ich Sie vielmehr noch garnicht aufgebe und Sie noch in unserer engeren kirchlichen Gemeinschaft zu sehen hoffe."

Der Regierungsrath schüttelte lebhaft den Kopf und rief: „Das ist undenkbar! Obwohl es Zeiten gegeben hat, in denen ich es fast bedauerte, dieser Gemeinschaft nicht anzugehören, das kann ich nicht leugnen. Aber das sind tempi passati, und Sie müssen mich schon so hinnehmen, wie ich bin."

„Ich will keine Proselyten machen," sagte der Caplan achselzuckend, „aber wer weiß, was Ihnen noch bevorsteht! Unseres Schicksals Wege sind alle in Nacht gehüllt."

Frau Sophie hatte keinen Blick von Röder verwandt während dieses Zwiegesprächs, und es regte sich in ihrem Innern ein seltsam aus Mitleid und Bangigkeit gemischtes Gefühl, das unwillkürlich in einen tiefen Seufzer ausklang. Sie bedauerte einerseits diesen Mann, der so leichten Herzens sich von jeder kirchlichen Gemeinschaft lossagen konnte, anderseits beunruhigte sie der Gedanke, daß soviel Güte und Klugheit, als sich in ihm offenbarte, nicht zur ewigen Glückseligkeit führen sollte! Niemals hatte sie in ihrem Leben einen solchen Menschen kennen gelernt, ja sie hatte nicht einmal die Existenz eines solchen für möglich gehalten!

„Darf ich fortfahren?" fragte Röder.

„Bitte, bitte," erwiderte Sophie fast erschrocken, als sei sie auf ihren Gedanken ertappt worden.

Röder las weiter, und er las noch, als die Schatten der Bäume sich schon in riesenhafter Länge auf dem Erdboden hinstreckten und den Abend verkündeten. Niemand hatte ihn mehr unterbrochen, mit wachsender Spannung war man dem Leser gefolgt. Doch jetzt, die siebente Stunde war schon vollendet, sagte nach Beendigung eines Capitels Frau Sophie: „Ich dächte, wir hörten für heute auf, damit wir den Genuß des herrlichen Buches möglichst verlängern. Lassen wir noch Etwas für die kommenden Tage! Auch werden Sie gewiß müde sein."

„Nicht im Geringsten," versetzte Röder.

„Aber die gnädige Frau hat Recht," fiel der Caplan ein, „nehmen wir nicht zuviel auf einmal, es ist schade. Wir müssen Ihnen wirklich zu großem Danke verpflichtet sein, Herr Regierungsrath, daß Sie uns mit dieser prächtigen Kunstschöpfung bekannt machen."

„Es freut mich, daß sie Ihren Beifall findet."

„Und dieses Werk haben mir gute Freunde als langweilig ausgeschrieen," sagte Frau Sophie sich erhebend „da sieht man doch wieder, wie wenig man sich auf fremdes Urtheil verlassen kann."

Sie gingen zurück zum Gasthause und nahmen die Abendmahlzeit wieder auf der Veranda am See. So schön wie jetzt in der Abendbeleuchtung glaubten sie ihn den ganzen Tag über noch nicht gesehen zu haben. Sie verstummten allmählich im Anschauen dieses herrlichen Landschaftsbildes und hingen ihren Gedanken nach.

Endlich mahnte Frau Sophie zum Aufbruch.

„Ich muß heim," sagte sie, „meine Fanny wird sonst ungeduldig, und ich kriege ein mürrisches Gesicht zu sehen, wenn ich nach Hause komme."

Als sie im Boote saßen und der Caplan mit dem Rudern begann, sagte er leichthin zu Sophie: „Da fällt mir ein, gnädige Frau, Sie sollten Ihre Geschäftsangelegenheit mit dem Advocaten einmal dem Herrn Regierungsrath vortragen, der würde gewiß alle Räthsel bald lösen."

„Wie kann ich das dem Herrn zumuthen," erwiderte Frau Sophie abwehrend.

„Wenn ich Ihnen, verehrte Frau," fiel Röder ein, „irgendwie mit Rath und That beistehen kann, so thue ich es gewiß mit dem größten Vergnügen, soweit es in meinen Kräften steht. Ich muß gestehen, daß der Herr Caplan mir schon davon gesprochen hat, und daß ich meine Zusicherung gegeben habe."

„Also ein vollständiges Complot Ihrerseits, Herr Caplan," sagte Frau Sophie, ihm mit dem Finger drohend, „warten Sie nur, ich werde Ihnen noch einmal Geheimnisse anvertrauen!"

„Das können Sie mit dem ruhigsten Gewissen, gnädige Frau, wenn es sich um wirkliche Geheimnisse handelt," versetzte der Caplan, „allein davon ist hier nicht die Rede. Ich theilte einfach die Sachlage dem Herrn Regierungsrath mit, weil ich mit meiner Weisheit zu Ende war —"

„Und weil der Herr Caplan wußte, daß es mir Freude mache, meinen Mitmenschen beizustehen," fügte der Regierungsrath hinzu.

„Allerdings!" bestätigte der Caplan.

„Nun, unter diesen Umständen nehme ich Ihre Hilfe dankbar an, Herr Regierungsrath. Die Sache ist deshalb so peinlich für mich, weil ich leider den Mann im Verdacht der Unehrlichkeit halten muß, dem ich und mein seliger Mann stets das weiteste Zutrauen entgegenbrachten. Ich wäre glücklich, wenn ich mich täuschte." —

Als sie sich dem Seehof näherten, glitten Harfen- und Zitherklänge über das Wasser zu ihnen herüber.

„Dort wird getanzt," sagte Frau Sophie.

„Sind schon viele Gäste dort?" fragte Röder.

„Nein, noch gar keine Fremden. Die sich jetzt dort amüsiren, sind Landleute aus der Umgegend," antwortete der Caplan. „Sie müssen sich einmal ein solches ländliches Vergnügen anschauen, es ist immerhin lohnend."

Sie fuhren weiter und begegneten jetzt einem Boot, in dem die beiden alten Gräfinnen mit ihren geistlichen Begleitern saßen. Man grüßte hinüber und herüber, und der Regierungsrath glaubte den spöttischen Zug um den Mund des Alten wieder zu bemerken, der ihm von Anfang an so mißfallen hatte an ihm. Ja, er war sicher, daß der Alte jetzt eine malitiöse Bemerkung über die Insassen des vorüberfahrenden Bootes machte, denn er sah, wie die beiden Damen herüberschielten und lächelten.

Den Caplan focht das aber durchaus nicht an, mit kräftigen Ruderschlägen schoß er an ihnen vorbei und blickte siegesgewiß hinüber, als wollte er sagen: Ihr armen Schlucker vergeht ja vor Neid und langer Weile!

In der Scholastika angekommen, beschlossen sie, für den morgigen Tag noch nichts Bestimmtes zu verabreden, sondern Alles dem Wetter und einem freundlichen Zufall zu überlassen. Man trennte sich mit herzlichem Handschlag, versicherte sich gegenseitig, einen sehr schönen Tag verlebt zu haben, und Jeder suchte seine Heimstätte auf.

Als Röder an demselben Abend sich anschickte, zur Ruhe zu gehen, überdachte er noch einmal den ganzen Tag, und er war zufrieden. Uebrigens glaubte er bemerkt zu haben, daß zwischen dem Caplan und Sophien thatsächlich innere Beziehungen — selbstverständlich durchaus reiner Natur — beständen. „Was soll daraus werden? Schade um sie, ein schönes Paar!“ Er seufzte.

Dann zog er die Bilder seiner Frau und seiner Kinder aus der Tasche, betrachtete sie mit aufrichtigem Glücksgefühl, und ein Storm'sches Gedichtchen ging ihm durch den Sinn, das er, sich auskleidend, halblaut vor sich hinmurmelte:

„Im bunten Zug zum Walde ging's hinaus,
Du mit den Kindern bliebst allein zu Haus,
Und draußen haben wir gescherzt, gelacht,
Und kaum — so war mir's — hab' ich Dein gedacht.
Nun kommt der Abend, und die Zeit beginnt,
Wo auf sich selbst die Seele sich besinnt;
Nun weiß ich auch, was mich so froh ließ sein:
Du warst es doch, und Du nur ganz allein.“

Mit diesen Worten auf den Lippen schlummerte er ein und schlief die ganze Nacht, ohne aufzuwachen.

VI.

Am nächsten Tage, etwa um die neunte Stunde des Vormittags, saß Röder in einer großen hölzernen Laube, die abseits von der am See hinführenden Straße in schattigem Gebüsch lag, an einem Tisch voller Actenstücke, amtlicher Papiere, Briefe, Quittungen und dergleichen, einen Bleistift in der Hand, mit dem er sich ab und zu Notizen machte. Er las voll

Eifer, seine Wangen glühten, er sah und hörte Nichts um sich, er war in seinem Elemente.

Aus verworrenen Verhältnissen den leitenden Faden herauszusuchen, Klarheit zu schaffen, wo Unverstand oder böse Absicht Verdunkelungen verursacht hatten, das war eine Aufgabe, der er sich mit Leidenschaft hingeben konnte, und die er gewöhnlich meisterhaft löste. Noch kürzlich hatte er durch diese Befähigung dem Staate einen großen Dienst geleistet, indem er gewisse, seit vielen Jahren bestrittene, höchst werthvolle Domänenansprüche auf's Klarste rechtlich zu begründen gewußt. Freilich hatte die übermäßige Arbeit seine große Krankheit heraufbeschworen.

Frau Sophie saß ihm, mit einer Stickerei beschäftigt, gegenüber. Von Zeit zu Zeit richtete sie ihre Blicke auf Röder und schien seine Züge förmlich zu studiren. Sie verglich ihn unwillkürlich mit ihrem verstorbenen Manne, dem ersten und eigentlich einzigen Manne, den sie, außer dem Geistlichen überhaupt bisher näher kennen gelernt hatte. War doch das Bild ihres Vaters nur ganz dunkel in ihrer Erinnerung. Ihr Mann war viel kleiner und zierlicher gewesen, nicht ganz so groß wie sie selbst, seine zarten Wangen, stets rosig angehaucht, nur von einem schwachen Backenbart umrahmt, die großen blauen Augen kinderhaft gut in die Welt schauend, eine echte Gelehrten-Natur, in vergangenen Jahrhunderten träumend, die sich blind von seiner Frau hatte leiten lassen in allen Dingen des täglichen Lebens. Schon als Todes-Candidat hatte er mit ihr die Ehe geschlossen.

In Röder lernte sie nun plötzlich den vollsten Gegensatz kennen: einen Mann mit scharfem Blick für das praktische Leben, selbstständig, zielbewußt, in der Gegenwart lebend, dabei doch, wie ihr der gestrige Tag gezeigt hatte, voll feinsten Sinnes für die Kunst uud für die edelsten Regungen des menschlichen Gemüthes.

Wieder überkam sie ein Grübeln, warum dieser Mann, dem doch der Edelmuth auf dem männlich schönen, kräftigen Antlitz stand, der ihr unfähig schien, auch nur die leiseste Regung eines schlechten Gedankens zu hegen, nicht Katholik sei, ja warum er sogar jede kirchliche Gemeinschaft verschmähte? Hatte sie dieser Gedanke schon gestern mit einem gewissen Schauder erfüllt, so empfand sie ihn heute, wo sie den Mann in selbstloser Thätigkeit nur ihrer eignen Wohlfahrt gewidmet vor sich sah, geradezu als Schmerz, der ihr das Herz zusammenkrampfte. Sie nahm sich vor, über diesen Punkt bei nächster Gelegenheit mit dem Caplan zu sprechen; der sollte ihr die Frage beantworten, ob und warum ein solcher Mann der ewigen Verdammniß preisgegeben sei? Es lehnte sich in ihrem Innern Etwas dagegen auf, sie mochte nun ihre ganze starke Gläubigkeit dagegen in's Feld führen. Warum hatte man ihr nie davon gesprochen, daß dergleichen in der Welt existire, daß dergleichen möglich sei! Sie zürnte mit ihren alten Religionslehrern, daß sie niemals dies Thema mit ihr verhandelt hatten!

Länger als drei Stunden schon hatte Röder gearbeitet, auch oft das österreichische Gesetzbuch zu Rathe gezogen, ohne nur aufzublicken, als sei Frau Sophie, als sei die ganze Welt garnicht für ihn vorhanden. Und sie hatte nicht gewagt, ihn zu unterbrechen, weil sie ihn so völlig in seiner Arbeit versunken sah.

Jetzt endlich legte er den Bleistift nieder, athmete auf, sah mit vergnügten Augen auf Frau Sophie und sagte:

„Nun bin ich klar. Erlauben Sie mir, Ihnen ein Referat zu geben über die ganze Sachlage, damit ich mich überzeuge, ob ich Nichts übersehen habe."

„Sehr gern, Herr Regierungsrath," erwiderte Frau Sophie, und sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, „aber wollen Sie nicht erst eine Pause machen? Wollen Sie nicht eine Erfrischung zu sich nehmen? Vielleicht könnten wir nach Tische?" —

Der Regierungsrath sah nach der Uhr.

„Wann pflegen Sie zu speisen, gnädige Frau?"

„Um ein Uhr."

„Dann haben wir noch drei Viertelstunden, bis dahin bin ich fertig — ach, da kommt ja auch der Herr Caplan, das ist mir lieb, der muß zuhören, um mich zu controliren."

Der Caplan begrüßte die Anwesenden und sprach seine Bereitwilligkeit aus, aufmerksam zuzuhören und strenge Kritik zu üben, wo es nöthig sein sollte.

Der Regierungsrath hatte die Papiere vor sich geordnet und wollte eben sein Referat beginnen, als Agnes in der Thür der Laube erschien und in ihrer bescheidenen Weise fragte, wo sie wohl heute für die gnädige Frau decken solle, ob in der Stube oder im Freien?

Frau Sophie zögerte mit der Antwort, unschlüssig, ob sie die Herren einladen dürfte, ihre Gäste zu sein, der Regierungsrath aber kam ihr zuvor und sagte: „Könnten wir nicht wieder zusammen speisen? Sind denn heute viele Fremde da?"

„Niemand," erwiderte Agnes, „die beiden Gräfinnen und ihre Begleitung speisen wie immer in ihrer Villa."

„Dann decken Sie uns doch auf der Veranda am See an der schattigsten Stelle! Herr Caplan, ich bitte Sie, mein Gast zu sein, vorausgesetzt natürlich, daß die gnädige Frau mit Allem einverstanden ist."

„Ich werde mich freuen, in so angenehmer Gesellschaft zu speisen," sagte Frau Sophie, „aber Sie müssen gestatten, daß meine alte Fanny dabei ist."

„Soll uns ein Vergnügen sein. Und Sie, Herr Caplan?"

„Ich nehme dankend an."

„Also, liebe Agnes, Sie wissen Bescheid. Nun sorgen Sie für einen

guten Tropfen, und Frau Scholastika wird für einen guten Bissen sorgen, denn wir bereiten uns zu einem cannibalischen Hunger vor."

Agnes ging lachend davon, und auch Frau Sophie und der Caplan freuten sich der guten Stimmung Röders, die ein sicheres Zeichen seiner fortschreitenden Gesundheit sein mußte.

Darauf entwickelte der Regierungsrath in einer längeren Auseinandersetzung die Vermögens- und Geschäftslage der Frau Sophie Peltner mit einer Sicherheit und Klarheit, als ob er stets ihr Anwalt gewesen wäre, wies so deutlich auf Lücken und Uncorrectheiten, ja Gesetzwidrigkeiten hin, die dem bisherigen Sachwalter zur Last gelegt werden mußten, daß Sophie und der Caplan nur hin und wieder staunend sich anblickten und ihre Befriedigung zu erkennen gaben.

Am Schluß seines Referates fragte er Frau Sophie, ob sie den Eindruck habe, daß er nunmehr die ganze Lage der Dinge übersehe.

„Vollkommen," erwiderte sie mit Nachdruck, „ja ich muß gestehen, daß ich selbst niemals im Stande gewesen wäre, in dieser Kürze und Klarheit ein Bild meiner Vermögensangelegenheiten zu geben, und daß ich nicht das Geringste vermisse."

Auch der Caplan versicherte, daß er nicht nur Nichts zu kritisiren und auszusetzen habe, sondern daß er nur seine höchste Bewunderung aussprechen könne für den Scharfblick und die schnelle Fassungskraft des preußischen Beamten.

„Nun gut," sagte Röder einfach, „dann bitte ich Sie, gnädige Frau, die Feder in die Hand zu nehmen — hier ist Briefpapier — und folgenden Brief — an Ihren Advocaten zu schreiben."

Frau Sophie sah ihn zuerst verwundert an; da er aber mit großer Ruhe Feder, Tinte und Papier hinüberreichte, so folgte sie, ohne weiter zu widerstreben, und schrieb, was sie seit ihrer frühsten Kindheit nicht gethan, einen Brief nach dem Dictat eines Anderen.

In wenigen kurzen numerirten Sätzen stellte er Fragen, vor deren zwingender logischer Gewalt kein Entrinnen war, auf die klar geantwortet werden mußte. Der ganze Brief enthielt ungefähr zehn solcher Fragen und war nicht länger als drei Seiten.

„So," sagte Röder, als er zu Ende war, „nun bitte, setzen Sie Ihren vollen Namen, Vor-, Zu- und Vatersnamen darunter, und senden Sie den Brief an die bestimmte Adresse, wir wollen doch sehen, ob uns der Fuchs nicht in's Eisen gehen muß."

Frau Sophie that, wie ihr geboten worden, und fragte dann, vollkommen verwirrt:

„Wüßte ich nur, wie ich Ihnen danken soll, Herr Regierungsrath?"

„Warten wir nur zunächst die Antwort ab," sagte Röder vergnügt, „dann ist immer noch Zeit zum Dank —, übrigens," fügte er galant hinzu, „habe ich den schönsten Dank schon vorweg in dem Vertrauen, das

Sie mir gewährt, und in der Freude, die Sie mir bereitet haben, Ihnen behülflich zu sein."

Er reichte ihr die Hand und ahnte nicht, daß jedes seiner Worte, welche sicherlich der Wahrheit entsprachen, aber die doch nur auf dem Grunde gesellschaftlicher Höflichkeit ruhten, in Sophiens Innern einen nicht beabsichtigten Widerhall fanden und einen Sturm von Gefühlen heraufbeschworen, den sie nur mit Mühe zu unterdrücken wußte, damit er auf ihrem Gesichte nicht kenntlich würde. Sie schwieg daher und reichte ihm nur stumm die dargereichte Hand.

„Nun aber glaube ich, haben wir uns unser Mittagbrot redlich verdient," fuhr Röder fort, auf die Uhr sehend, indem er sich erhob, „es ist auch ein Uhr vorbei."

Der Caplan reichte ihm die Hand und sagte: „Sie haben sich's redlich verdient, wir Andern empfangen es ohne unser Verdienst."

„Ich bitte Sie, machen Sie kein Aufhebens von dieser Kleinigkeit," erwiderte Röder rasch.

Sie begaben sich nun Alle nach dem Wirthshause zurück, wo sie auf der Veranda den gedeckten Tisch und Fräulein Fanny fanden, die alte Gesellschafterin der Frau Sophie Peltner.

Sophie machte den Regierungsrath mit Fanny bekannt, wobei sie sagte: „Meine treue Gefährtin in Leid und Freud seit meinen Kinderjahren."

Fanny schlug verschämt die hellblauen Augen nieder, und Röder betrachtete die alte Jungfer mit der großen Nase im welken gelben Gesicht und den grauen dürftigen Haaren freundlich und voll Achtung, denn in den Zügen dieses alten Gesichtes las er Nichts als Pflichterfüllung und Hingebung für Andere, mit Aufopferung aller persönlichen Wünsche.

Bei Tische war der Regierungsrath fast allein der Unterhaltende. Er fühlte sich so wohl, frei und sorglos wie seit langer Zeit nicht, erzählte ernste und heitere Geschichten die Masse, wobei er nicht selten auch dem schüchternen Antlitz Fannys ein Lächeln entlockte.

Gleichwohl lag über der kleinen Gesellschaft eine schwüle Atmosphäre, die auch Röder, aber wie außer sich liegend empfand, und die er weder verscheuchen noch sich erklären konnte. Er betrachtete oft Sophie, die ihm heut noch schöner erschien als gestern, und in deren Augen eine wunderbare, räthselhafte Gluth leuchtete. Der Caplan war zerstreut, begann Sätze, die er nicht vollendete, und starrte zuweilen vor sich hin, wie wenn seine Gedanken in weiter Ferne schweiften, oder seine Blicke hingen an Sophien in träumerischer Verlorenheit.

Schließlich befestigte Röder dieses seltsame Wesen des Caplans und Sophiens in der schon gestern gehegten Vermuthung, daß zwischen den Beiden — vielleicht noch Jedem von ihnen unbewußt — die Liebe ihre zarten, starken, grausamen Fäden zog. Dieser Gedanke warf, er wußte selbst nicht,

warum, einen trüben Schatten auf seine sonnige Heiterkeit und ließ auch ihn endlich verstummen.

Dieses Verstummen Aller rüttelte den Caplan aus seiner Zerstreutheit auf, und er fragte den Regierungsrath:

„Bekommen wir heute Nichts von Manzoni zu hören?“

„Ach ja — ich hoffe doch,“ bat Frau Sophie lebhaft.

„Ich bin zu jeder Zeit bereit,“ antwortete Röder, „nur glaube ich, daß die Damen jetzt nach Tische und bei der brennenden Sonnengluth ein wenig das Bedürfniß nach Ruhe haben werden. Ich selbst bekenne ganz offen, daß ich mich gern eine Stunde — nicht länger — zurückzöge, um einen Brief zu schreiben und die heißeste Zeit des Tages vorüber zu lassen.“

„Der Vorschlag ist ausgezeichnet und kommt sicher Allen genehm,“ sagte der Caplan, auch die Damen stimmten zu, und man verabredete, um vier Uhr in der Laube, in der man den Vormittag schon zugebracht, sich wieder zu vereinigen.

* * *

Pünktlich um vier Uhr traf Röder in der Laube ein und fand noch Niemanden vor. Er setzte sich und holte eine kleine Ausgabe von Goethes Gedichten aus der Tasche, die er auf Reisen stets bei sich zu tragen pflegte, und begann zu lesen. Er hatte kaum die „Braut von Korinth“ beendet, da trat Frau Sophie ein, und zwar allein.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich verspätet habe,“ sagte sie, „aber ich habe mich bis jetzt vergeblich bemüht, meine Fanny zu überreden, mitzukommen. Sie hatte allerlei Entschuldigungen, z. B. daß sie den Anfang der Geschichte nicht gehört hätte, daß sie zu ungebildet sei, um so schwere Dinge zu verstehen, und als ich ihr alle diese Einwände zerstörte, so kam sie endlich damit heraus, daß es ihr peinlich sei, so lange still zu sitzen und zuzuhören, und daß sie uns nur stören würde, wenn sie zur Abendmesse uns verlassen müßte. Nun, den letzten Grund ließ ich gelten und drang nicht weiter in sie.“

„Aber wo bleibt unser Caplan?“

„Vielleicht hat er eine unerwartete dienstliche Abhaltung.“

Beide schwiegen eine Zeit lang. Plötzlich sagte Frau Sophie, und ihre Stimme zitterte merklich bei ihren Worten:

„Ich hätte eine Bitte an Sie, Herr Regierungsrath.“

„Befehlen Sie, gnädige Frau.“

„Machen Sie mich mit Ihrer Weltanschauung bekannt.“

Röder erschrak.

„Mit meiner Weltanschauung?“ fragte er erstaunt. „Wie kann Sie die interessiren, die Sie so sicher und warm im Glauben Ihrer Kirche sitzen? Soll ich Zweifel in Ihr Gemüth versenken, die nur un-

nützer Weise Unruhe und Zwist in Ihre religiösen Gefühle bringen würden? Nein, nehmen Sie Ihre Bitte zurück, gnädige Frau. Ich freue mich, daß wir in diesem Werke des Manzoni einen Boden gefunden haben, auf dem wir Drei, die wir uns so zufällig begegnet sind, uns verstehen können, und ich würde es lebhaft bedauern, wenn ich diesen Boden unnöthiger Weise verlassen müßte."

Röder hatte sehr ernst und aus innerster Ueberzeugung gesprochen, aber gerade diese ernste Zurückhaltung trieb Sophie dazu, auf ihrem Willen zu beharren.

„Es würde wenig für die Stärke meiner Ueberzeugung sprechen, wenn ich mich so leicht durch die Ansichten eines Andern wankend machen ließe," antwortete sie, „ich stehe auf festem Grunde und brauche nicht zu fürchten, ihn unter den Füßen zu verlieren. Aber ich erachte es als einen großen Mangel meiner Erziehung, daß man mir nicht die Gedanken- und Gefühlswelt Anderer, die nicht auf dem gleichen Boden stehen, zugänglich gemacht, ja, daß man es ängstlich vermieden hat, sie vor mir zu erschließen. So ist es gekommen, daß ich die deutsche Litteratur niemals kennen gelernt habe, wie sie ist, sondern nur für meinen Standpunkt zubereitet. Selbst mein seliger Mann, den ich zu verschiedenen Zeiten darum bat, mir gewisse Werke, die ich auf's Höchste rühmen hörte, zu geben, fand stets einen Einwand, um sie mir zu versagen. Ich komme gerade jetzt darauf, da ich Goethes Gedichte vor Ihnen aufgeschlagen sehe," — sie hatte das Büchlein vorher in die Hand genommen und das Titelblatt gelesen —, „von diesen Gedichten kenne ich nur einige wenige, und wie ich glaube, auch diese in verstümmelter Form. Also — ich wiederhole meine Bitte, und wenn ich auch nicht verlangen will, daß Sie mir einen Vortrag halten wie einem Studenten, so muß ich Sie doch bitten, mit mir zu sprechen wie mit Jemandem, der Ihre Lebensanschauung theilt, und in Zukunft keine Rücksicht zu nehmen auf die strenggläubige Katholikin."

„Sie verlangen da Etwas, gnädige Frau, was Sie vielleicht einmal bereuen werden," versetzte Röder, „indessen täusche ich mich vielleicht, und darum will ich Ihrem Verlangen nachkommen. — Uebrigens," setzte er hinzu, indem er den kleinen Goethe in die Hand nahm und emporhielt, „könnten Sie sich als Vermittlers für meine Welt- und Lebensanschauung dieses Mannes hier bedienen, der stets mein Führer und Begleiter durch's Leben gewesen ist und es bleiben soll. Ich wüßte nicht, daß ich auch nur in irgend einem wesentlichen Punkte mit ihm nicht übereinstimmte." Seine Augen leuchteten in gluthvoller Verehrung für den großen Dichter, dem er das Beste in seinem Dasein verdankte. Hatte er ihm aber auch geben können, was man nicht lernen kann: jene starke Kraft des großen Olympiers, die Leidenschaften, auch wenn sie noch so heftig auftreten, nur so weit in sich walten zu lassen, daß man stets ihrer wieder Herr zu werden vermag, daß die innere Harmonie der Seele nicht zerstört wird? Einer

solchen Prüfung war die zart besaitete Seele Röders bisher nie ausgesetzt gewesen, er kannte sie nicht und fürchtete sie daher auch nicht.

Sophie nahm ihm das Buch aus der Hand und sagte:

„Leihen Sie mir's, denn ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich nicht einmal im Besitz von Goethes Werken bin, den ich überhaupt nur bruchstückweise aus Anthologien kenne."

„Bitte, behalten Sie das Buch zum Andenken an unser Zusammensein am Achensee und gedenken Sie meiner ab und zu, wenn wir Hunderte von Meilen getrennt sein werden."

Bei diesen Worten, die Röder einfach und aufrichtig gesprochen, durchzuckte Frau Sophie ein stechender Schmerz, der ihr die Kehle zuschnürte und Thränen in die Augen trieb. Sie wußte sich selbst nicht zu erklären, was diese plötzliche Wallung ihres Blutes zu bedeuten habe, verstand es aber, geschickt ihre Aufregung zu verbergen, indem sie zufällig das Buch fallen ließ und sich schnell danach zur Erde beugte. Auch Röder bückte sich und hob das Buch auf, wobei ihre Gesichter so nahe an einander geriethen, daß er ihren glühenden Athem auf seiner Wange spürte.

Er überreichte ihr das Buch, und ihre verwirrten Blicke trafen sich wie fragend: „Was wollte das Schicksal, da es uns zusammenführte?"

Frau Sophie nahm das Buch und stammelte nur: „Ich danke Ihnen."

Und da in diesem Augenblick der Caplan sichtbar wurde, der eiligen Schrittes auf die Laube zukam, so steckte sie das Büchlein rasch in ihre Kleidertasche, wie ein Kind, das auf einer verbotenen That ertappt zu werden fürchtet.

Mit finsteren Blicken trat der Caplan in die Laube und bat um Entschuldigung, daß er so lange habe warten lassen, er sei jedoch amtlich aufgehalten worden.

Röder sah ihn forschend an.

„Sie haben Aerger gehabt — es steht auf Ihrem Gesichte."

Der Caplan lächelte.

„Ich kann mich schlecht verstellen, Sie haben Recht," erwiderte er.

„Theilen Sie sich uns mit, so helfen wir Ihnen, das Unangenehme tragen," sagte Frau Sophie. Er sah sie mit einem innigen Blicke an.

„Wie gut Sie sind," sagte er, „und Sie ahnen nicht, daß auch Ihre Person in meinen Aerger mitverflochten ist."

„Meine Person?" fragte Sophie erstaunt.

„Aha!" rief Röder aus, „nun verstehe ich! Ihre beiden Herren Amtsbrüder von auswärts sind Ihnen zu Leibe gegangen! Dann habe auch ich zu Ihrem Aerger mitbeigetragen, denn Ihr Verkehr mit dem argen Ketzer ist eine schwere Sünde!"

„Ich bewundere Ihren Scharfblick," erwiderte der Caplan, „ja, wozu soll ich es Ihnen verhehlen? Sollte man es doch kaum für möglich

halten, daß die Bosheit der Menschen auch die reinsten und edelsten Gefühle in den Staub und die Gemeinheit hinabzuziehen trachtet! Und mit welcher sittlichen Würde und Entrüstung der alte Herr gegen mich und meine Umgebung zu Felde zog! Ich hatte wirklich alle Mühe, ihn in seine Schranken zurückzuweisen, und hätte es vielleicht in milderer Form thun sollen, wenn mich nicht seine Drohung, mich dem Bischof anzuzeigen, mit der tiefsten Verachtung erfüllt hätte. Wie weit sind doch solche Menschen vom echten Christenthum entfernt, die das alte Pharisäerthum mit seinem todten Buchstabenglauben wieder an die Stelle des lebendigen Wortes Gottes setzen möchten! Diese Vertreter des geistlichen Standes, die vor keiner Schlechtigkeit zurückscheuen — wie mir heute zufällig ohne mein Zuthun aus sicherster Quelle zur Kenntniß gekommen ist — wenn sie nur äußerlich den Schein von Zucht und Sitte aufrecht zu erhalten verstehen, sind ein Krebsschaden unserer heiligen Kirche. Unser Heiland selbst würde ihnen gegenüber seine himmlische Milde aufgeben und sie im Zorn hinaus weisen aus dem Tempel Gottes wie jene Wechsler und Händler im Evangelium."

Seine Augen leuchteten flammend auf, während er sprach, und seine Wangen glühten.

„Also sind Sie im Zorn voneinander geschieden?" fragte Röder.

„Keineswegs," antwortete der Caplan verächtlich. „Ein einziges, von mir hingeworfenes Wort, welches ihm andeutete, daß ich seinen Lebenswandel kenne, wandelte ihn zum ekelhaften Schmeichler um, der vor mir kroch. Ich ließ ihn stehen und ging fort. Er aber eilte mir nach, flehte scheinbar demüthig um Verzeihung und bat mich zum Zeichen der Versöhnung, ihn heute Abend die Messe lesen zu lassen. Das durfte ich ihm nun freilich nicht verwehren."

Frau Sophie hatte sich vor Erregung ganz entfärbt.

„Wie?" rief sie jetzt empört aus, „solche Dinge geschehen von den Dienern des Herrn? Das duldet die Kirche?" Sie wußte sich kaum zu fassen vor Verwunderung und Scham. „Und was hat man Ihnen denn zum Vorwurf gemacht?" fragte sie noch zitternd den Caplan.

Der Caplan ließ sich auf einen Stuhl nieder, und die Erregung Sophies bemerkend, wurde er selbst wieder ruhig und sagte sanft:

„Verzeihung, gnädige Frau, daß ich mich habe hinreißen lassen, von der Sache überhaupt zu sprechen. Sie ist in der That nicht der Rede werth. Unwürdige giebt es in jedem Stande und leider auch in dem unserigen. Das darf uns nicht verleiten, die heilige Kirche dafür verantwortlich zu machen. Es ist auch nicht meine Sache, den Richter zu spielen; möglich, daß sie sich noch bei Zeiten bekehren, ehe der ewige Richter über sie das Urtheil fällt. Mir kommt es nur zu, desto treuer meiner Pflicht obzuliegen, denn der Anfechtungen und Versuchungen sind leider nur zu viele," setzte er leise seufzend hinzu.

Frau Sophie wollte eben wieder in ihre Grübeleien versinken, als der Regierungsrath, den Manzoni aufschlagend, mit munterem Tone sagte:

„Lassen Sie uns aus der häßlichen Atmosphäre, in die wir gerathen, in eine reinere durch unseren Dichter versetzen. Zwar geht es hier in dem Buche kein Haar besser zu als im Leben selbst, aber wo das Leben so oft die Harmonie des herrlichen Ganzen vermissen läßt, weiß sie der große Dichter überall, auch durch die entsetzlichen Schrecknisse der Pest hindurch, aufzudecken und uns zum Troste klar zu machen, ohne tendenziöse Phrase, sondern durch den weltumfassenden Blick seines echten Künstlerauges."

Diese Worte wirkten wie lindernder Balsam, besonders auf das erregte Gemüth Sophies, und bewundernd hingen die Zuhörer mit ihren Blicken bald an den Lippen des Regierungsrathes und vergaßen des eigenen Leides vor den gewaltigen Schicksalen, die des Dichters Kunst aus längst vergangenen Tagen vor ihren Augen entrollte.

Röder las noch, als die Sonne schon hinter den Bergen verschwunden war, und als er aufgehört hatte und auch die Abendmahlzeit beendet war, saßen sie noch beim Scheine einer Windlampe bis tief in die Nacht hinein beisammen.

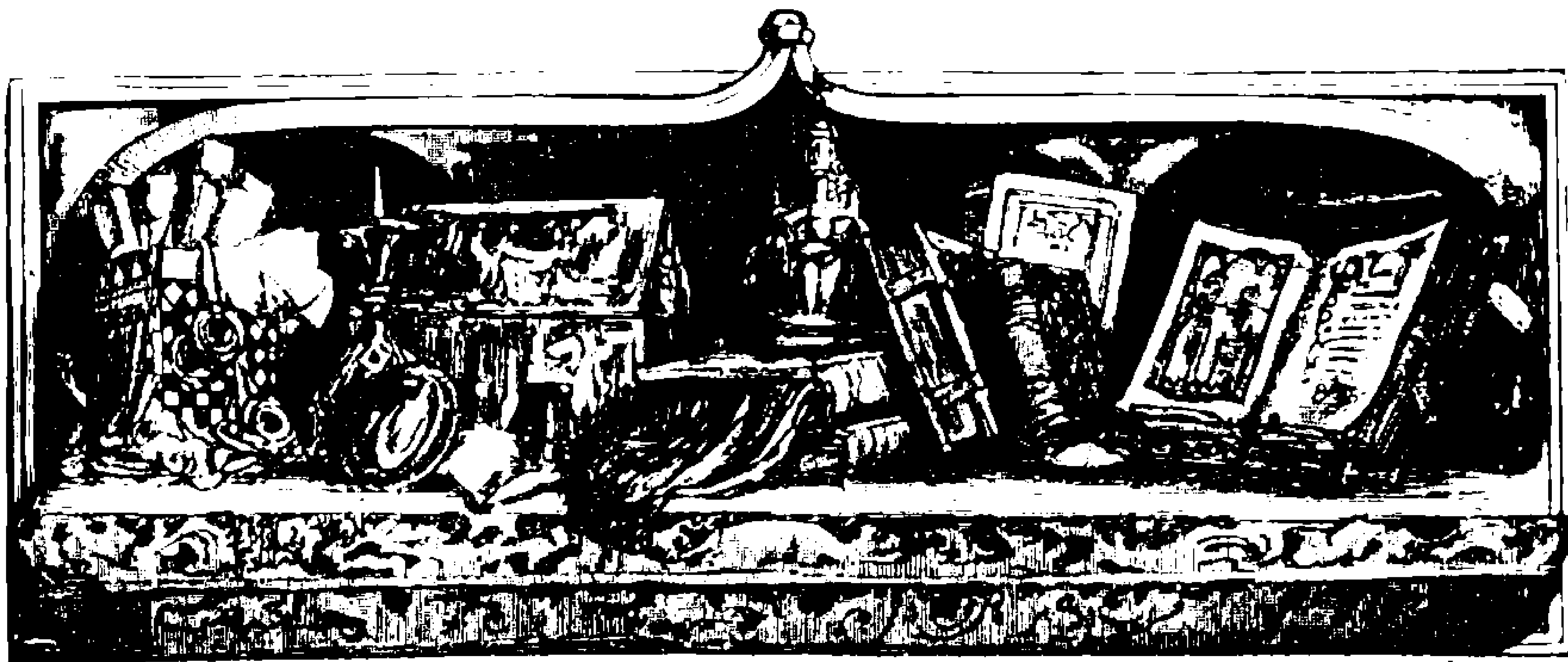
Das Gesprächsthema lieferte der gelesene Roman, bei dem man aber nicht stehen blieb, sondern von dem aus man die wichtigsten Räthselfragen, die je das Menschenherz bewegt haben, von Neuem aufwarf und sich an ihnen abmühte, ohne sie zu lösen.

Auch die seltsamen Nachtfalter, Motten, Schmetterlinge und riesigen Mücken, welche die Windlampe angelockt hatte, und die sich in ihrem höchst phantastischen, kunstvollen, reichgegliederten, oft mit den schönsten Farben gezierten Körperbau auf dem Tische präsentirten, gaben Veranlassung zu allerhand Gedanken über die unerschöpfliche Vielgestaltigkeit der Natur und die Unergründlichkeit des Lebenszweckes.

Wurde aber der philosophisch geschulte Caplan durch alle solche Gespräche, wie er sie gern führte, in seinem festen Kirchenglauben, der ihm über jedes Räthsel hinweghalf, nicht nur nicht erschüttert, sondern vielmehr bestärkt, so waren in der Brust Sophies, für die all das Gehörte so neu und ungewohnt war, und die den Worten Röders mit leidenschaftlicher Hingebung lauschte, Zweifel rege geworden, die sie nicht mehr zu unterdrücken vermochte und die ihr ganzes Innere in eine schmerzliche, quälend zitternde Bewegung versetzten. Sie war allmählich ganz verstummt, erhob sich dann plötzlich, verabschiedete sich kurz und begab sich auf ihr Zimmer, wo sie sich einschloß, an ihrem Bette niedersank und in einen Strom von Thränen ausbrach.

(Schluß folgt.)





Ludwig Bamberger.

Von

Moritz Kronenberg.

— Berlin. —

Wer die Rück- und Ausblicke, die sich an die Jubiläumsfeier des deutschen Reiches bisher geknüpft haben, mit einiger Aufmerksamkeit verfolgte, konnte unschwer die Beobachtung machen, daß die historische Vorstellung und Kenntniß des großen Ereignisses, welches sich vor 25 Jahren vollzog, fast ganz verblaßt ist und einem freien Phantasiebilde Platz gemacht hat, in dem Wahrheit und Dichtung auf wunderliche Weise und in eigenthümlicher Färbung gemischt sind. Da ist nirgendwo die Rede von dem innigen Zusammenhange der nationalen mit der demokratischen Bewegung, von dem gemeinsamen Ursprunge beider aus den Principien der Revolution, die seit 1789 in unserem Jahrhundert fortgewirkt haben und noch fortwirken, von der mächtigen geistigen Bewegung, welche die Entwickelung der europäischen Nationalstaaten getragen hat, nirgendwo mächtiger als in Deutschland; da spricht man überhaupt nicht von einer durch Jahrzehnte, fast ein Jahrhundert vorbereiteten Entwicklung, sondern von einem plötzlichen, zauberhaften Entstehen wie im Dornröschen-Märchen, nicht von einer tiefen Volksbewegung, sondern von den Thaten weniger, in's Heroische gesteigerter Männer. Kurz: die Kunde von dem wirklichen Geschehen, die nur bei Wenigen anzutreffen ist, findet man von einer dichten Phantasiehülle umsponnen, von der Vorstellungsweise der Nation hat der geschichtliche Mythus Besitz ergriffen.

Eine solche Wirksamkeit der mythenbildenden Phantasie inmitten unserer hochgesteigerten Cultur kann nur für Den überraschend erscheinen, der die psychologischen Zusammenhänge nicht übersieht, welche den ur-

sprünglichen, stets sich gleichbleibenden Charakter des Menschen bestimmen. Ehedem allerdings, da er in engster Gemeinschaft mit der Natur lebte, richtete sich seine mythenbildende Phantasie ausschließlich auf deren große, eindrucksvolle Erscheinungen und Ereignisse. Heute umgiebt ihn wie eine zweite Natur das politisch-sociale Gemeinschaftsleben; aber diesem gegenüber ist die mythenbildende Phantasie ebenso geschäftig, sie arbeitet auch hier fast in derselben Art und mit den gleichen Mitteln und heftet sich ebenso wie dort an die großen, von weittragenden Umwälzungen und Erschütterungen begleiteten Ereignisse.

Allerdings pflegt nun der mythischen und mystischen Naturbetrachtung die vernunftgemäße Naturerkenntniß auf dem Fuße nachzufolgen und so auch dem historischen Mythus die objective Geschichtsbetrachtung. Allein in Bezug auf die Neugründung des deutschen Reiches sind wir in diesem Augenblick noch weit genug von diesem objectiven Standpunkt entfernt, so sehr auch bei der Schnelligkeit der Entwickelung, die unsere Zeit charakterisirt, zu vermuthen ist, daß wir uns ihm bald nähern werden. Am weitesten entfernt sind wir dabei von der objectiven Würdigung jener Zeit, in der durch eine tiefgehende geistige Bewegung das auf theoretischem Felde vorbereitet, was späterhin von den Männern der That in die Wirklichkeit überführt wurde: jene Zeit des Uebergangs von der idealistischen zur realistischen oder positivistischen Anschauungsweise, welche etwa das zweite Drittel unseres Jahrhunderts von 1830—1860 umfaßt. Sie erscheint uns, d. h. der Mehrheit der Jetztlebenden geradezu als der negative Pol des eigenen Denkens und Empfindens, zu dem weniger Verbindungsfäden hinüberreichen als zu manchen Perioden früherer Jahrhunderte.

Unter solchen Umständen braucht man sich keiner Täuschung darüber hinzugeben, daß ein Mann wie Ludwig Bamberger, der in hervorragender Weise an der Begründung des deutschen Reiches betheiligt war, und der eben jetzt die Summe seines Wirkens in der Sammlung seiner Schriften*) vor Augen stellt, im gegenwärtigen Momente noch nicht diejenige gerechte Würdigung findet, die ihm in einer nahen Zukunft zweifellos zu Theil werden wird. Denn mit seiner ganzen Persönlichkeit wurzelt er in eben jener Uebergangszeit, die heute so Vielen als etwas Fremdartiges, wenn nicht Feindliches gegenüber steht. Ihr Charakter ist fast durchgängig bestimmt durch den Gegensatz zu der vorhergehenden Periode des Idealismus. Hegel, der diesen auf seine höchste Stufe geführt, hatte gleichzeitig zu seiner Auflösung den mächtigsten Anstoß gegeben. Er hatte nach eigenem Geständniß Nichts als den Durchbruch in's freie, offene Feld der Wirklichkeit vollziehen wollen. Aber nachdem einmal an einer Stelle die hohen Dämme durchbrochen waren, hinter denen man sich in dem milden Dämmerlicht der

*) Bisher sind Band II, III und IV erschienen. Band I soll die Selbstbiographie enthalten. (Verlag von Rosenbaum & Hart, Berlin 1894–96.)

Romantik vor der Helle der Wirklichkeit verbarg, konnten jene Mauern und Dämme überhaupt nicht mehr Stand halten. Von allen Seiten fluthete das Tageslicht herein, man wußte allmählich deutlicher zu unterscheiden, der Sinn für die Wirklichkeit schärfte sich mehr und mehr, und bald begann ein allgemeiner Schiffbruch der idealistischen Ueberzeugungen. Viele wurden dabei von Verzweiflung erfaßt, so sehr, daß sie — man denke nur an Feuerbach und Strauß — von der hohen Veste der Hegel'schen Ideen sich in die tiefsten Strudel des Materialismus stürzten oder der pessimistischen Lehre Schopenhauers sich in die Arme warfen und in der Zerrissenheit, dem Weltschmerz, der steten Sehnsucht nach der vor der rauhen Wirklichkeit entflohenen Zauberwelt der Romantik ständig verharrten. Indessen gab es doch auch Viele, die, wenn auch nicht das Ganze, so doch ein gut Theil ihrer Habe an idealistischen Ueberzeugungen an das Gestade der neuen Zeit hinüberretteten, und die sich nun bemühten, sie unter den veränderten Verhältnissen, so gut es ging, zu verwerthen.

Unter diesen letzten waren hauptsächlich drei typische Richtungen zu unterscheiden. Die Einen bemühten sich, auf rein theoretischem Felde zwischen dem Idealismus der Goethe-Hegel'schen Epoche, dem sie innerlich zugethan waren, und den realistischen Forderungen der Gegenwart, denen sie nicht auszuweichen vermochten, eine Vereinigung zu stiften. Andere blieben ebenfalls und zwar auf eine höchst wunderliche Art im Theoretischen stecken. Sie stellten provisorisch das Ideal des Nicht-Ideals auf, sie verkündeten die Theorie, daß es nun für das deutsche Volk nöthig sei, der Welt einmal ganz untheoretisch zu kommen. Es war, als ob man, wie später die politische, so jetzt die allgemein geistige Neugestaltung der Dinge auf dem Wege von Resolutionen herbeiführen wollte, durch eine Resolution etwa des Inhalts: In Erwägung, daß das deutsche Volk bisher zu ausschließlich den idealistischen Interessen in Kunst und Philosophie sich hingegeben hat und daß es auf diesem Gebiete, im Hinblick auf die Leistungen eines Goethe und Schiller, Kant und Fichte u. s. w., mit dem Erreichten sich vollauf begnügen kann, geht es über den Idealismus zur Tagesordnung über, beschließt, fortan sich der praktischen, insbesondere politischen Thätigkeit zu widmen, Dichtung und Philosophie nur in ihren Diensten und zu ihrer Förderung zuzulassen. Der Ausdruck Doctrinarismus bezeichnet zutreffend diesen Standpunkt, für den ein Mann wie Gervinus ein typisches Beispiel bietet. Aber selbst die socialistischen Heilslehren Lassalles liegen nicht so weit davon ab, als es Manchem auf den ersten Blick scheinen möchte.

Indessen neben allen diesen gab es doch auch eine nicht geringe Zahl von solchen, die nicht auf Grund eines theoretischen Elan, sondern mehr aus theoretischem Instinct oder infolge ursprünglicher geistiger Veranlagung dem Zuge der Zeit folgten, indem sie den Blick auf die politische Arbeit nicht nur vorzugsweise gerichtet hielten, sondern sich ihr von vornherein auch

praktisch zuwandten, dabei aber doch mit den idealistischen Traditionen der Vergangenheit in steter Fühlung und festen Beziehungen blieben.

Zu diesen letzteren gehört auch Ludwig Bamberger, und darnach bestimmt sich das geistige „Milieu", wenn man so sagen darf, dem er stets angehört hat. Die Scheidung zwischen geistigen und politischen Interessen, zwischen ernster wissenschaftlich-litterarischer und praktisch-politischer Arbeit, die heute schon weit vorgeschritten ist und dort dem thatenlosen Sybaritenthum, hier der geistlosen Demagogie Eingang verschafft hat, diese Scheidung war damals, in dem Zeitalter, welches der Begründung des deutschen Reiches voranging, noch nicht vollzogen. Die Meinung, daß man ohne ernstliche geistige Durchbildung sich für berufen halten könne, activ in das öffentliche Leben des Staates einzugreifen, wäre jenen Männern höchst verwunderlich erschienen, und sie durfte bei der Ueberfülle der Talente, welche, dem Zuge der Zeit folgend, sich in's politische Getriebe stürzten, gleichzeitig auch als unklug erscheinen. Eher war gerade bei den führenden Männern die Neigung vorhanden, die rein ideellen Anforderungen zu überspannen und, was sich nachher oft schwer genug gerächt hat, lieber ein Minus an praktischer als an theoretischer Vorbildung zu übersehen. Gesteht doch z. B. Friedrich Theodor Vischer einmal treuherzig ein, er habe es früher nicht für denkbar gehalten, daß man eine fruchtbare Thätigkeit im politischen Leben entfalten könne, wenn man nicht die Kategorien der Hegel'schen Logik völlig durchdrungen habe.

Derartige Ueberschwänglichkeiten indessen, welche für die Anfänge der Entwickelung bei fast allen näheren Gesinnungsgenossen Bambergers charakteristisch sind, wurden von ihm selbst mit am ehesten überwunden, weil er wie wenige Andere zwischen idealistischer Tradition und dem Bedürfniß praktischen Wirkens von vornherein die bewegliche Mittelstellung einnahm, die zu behaupten nicht Wenigen versagt blieb. Es gab Viele, die sich sehr bald wieder aus dem Lärm des Tages in die stille Gelehrtenstube flüchteten oder sich auf das Altentheil einer rein litterarischen Thätigkeit zurückzogen: Andere wieder, die so weit von den Wogen des öffentlichen Lebens mit fortgerissen wurden, daß ihnen die ursprüngliche Richtungslinie des geistigen Strebens schließlich ganz verloren ging. Bamberger wußte auch unter den schwierigsten Umständen Beides zu vereinigen, und es entsprach seiner Natur, daß er sie vereinigte: die Ergebnisse theoretischer Studien immer sogleich in That und Wirklichkeit umzusetzen versuchte und aus der praktischen Thätigkeit, wo Verhältnisse und Personen die Schritte fortwährend hemmen, gern und immer wieder von Neuem in das freiere Reich des philosophischen Gedankens flüchtete, Abstractionen, die ihre legitime Herkunft nicht überzeugend nachweisen konnten, gern in eine aus Spott und ernster Ironie gemischte Lauge tauchte, um sie darin aufzulösen, und andererseits auch die alltäglichen Vorkommnisse höheren, allgemeineren Gesichtspunkten unterwarf, sie sub specie aeterni zu betrachten suchte.

Einer solchen Eigenart mußte nothwendig als das Vehikel litterarischen Wirkens die Journalistik dienen, nicht die handwerksmäßige des penny-a-liner's, sondern die vornehmere, welche sich von anderen Arten schriftstellerischer Thätigkeit nur dadurch unterscheidet, daß sie die theoretische Belehrung sogleich unter möglichst Vielen praktisch wirksam werden lassen will, wonach dann Form und Inhalt sich bestimmen. Daher ist es kein Zufall, daß gerade in der Zeit großer politischer Gährung, da die Theorie aus den Köpfen hinausdrängte in die breite Wirklichkeit, wie vorher in England und Frankreich, so jetzt im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts in Deutschland, die classische Journalistik entstand, deren Väter Börne und Heine sind. Auch Bamberger gehört zu ihren bedeutendsten Vertretern. Was den Journalisten im höheren Sinne auszeichnete oder auszeichnen soll: die Vielseitigkeit der Darstellungsmittel, die Fähigkeit, alle Register aufzuziehen, die Ueberzeugung oder Ueberredung wirken und verstärken können, die Mischung von Ernst und Laune, die Prägnanz, die epigrammatische Schärfe und Kürze des Stils, das Alles findet man in hervorragenden Beispielen auch bei Bamberger musterhaft ausgeprägt, so gut wie bei den Franzosen, den Meistern der Journalistik, den Vorbildern für Börne und Heine, an denen auch Bamberger sich in nicht geringem Grade geschult hat. Es war bei dem Letzteren nicht eine aus ruhigen Erwägungen zusammengesetzte Wahl, die ihn zur Journalistik führte, sondern der unwiderstehliche Impuls einer stürmisch bewegten Zeit, des Revolutionsjahres von 1848. Die Erscheinung, welche die Revolution von 1789 gezeigt hatte, wiederholt sich auch hier: die Zeitumstände fördern eine überreiche Anzahl bedeutender Talente zu Tage, die sich bis dahin verborgen gehalten hatten. Zum Erstaunen Aller entsteht sogleich eine glänzende Schule parlamentarischer und volksthümlicher Beredsamkeit, und unversehens schießt eine classische Journalistik empor, deren Erzeugnisse hinter denen eines Desmoulins oder später eines Courier nicht zurückstehen. Auch Bamberger hatte still seinen Universitätsstudien gelebt, als ihn die Wogen der Revolution erfaßten und zunächst zu einem ihrer ersten journalistischen Vorkämpfer machten. So sehr auch in diesen ersten Erzeugnissen eines stürmischen Jugenddranges das rhetorische Pathos dominirt und die superlativischen Ausdrücke sich häufen, sie bleiben nichtsdestoweniger Beispiele einer ungewöhnlichen sprachgewaltigen Beredsamkeit, deren zwingendem Eindruck man sich auch heute noch nicht entzieht. Man lese z. B. gleich den Anfang des ersten nach Verkündigung der Preßfreiheit für die „Mainzer Zeitung" im Mai 1848 verfaßten Artikels: „Wir haben die Freiheit der Presse, das ist in scrupulösem Sinne des Wortes die Möglichkeit, durch den Druck jede Meinung auszusprechen, deren Veröffentlichung kein besonderes Gesetz verbietet. Aber wir haben noch mehr als das, wir haben die Freiheit des Moments! Zuckend liegt die alte Welt im Sterben, ein neu Geschlecht stürmt über ihre Leiche, aus dem Schoß der ringsum bebenden Erde schlägt hoch zum Himmel auf der entfesselte Geist

der Menschheit. Halb wach von ihrer Träume Lager aufgesprungen, stehen in dem wilden Schöpfungschaos verlegen zitternd die zwerghaften Gewalten, welche schlafend die scheintodte Welt hüteten. Jugend, Deine Zeit ist da! die Zeit, von der Du so lange gesprochen und gesungen, die Zeit, mit sieghafter Hand die Errungenschaft des Geistes, das Schlußwort der Erkenntniß als eine That in den dunklen Boden Deines Landes einzupflanzen! Der Augenblick, wo die ganze Welt aufsteht, im Namen der unverjährbaren Menschenrechte, ergreift alle Geister mit der Gewalt des sittlichen Ernstes und gießt über sie aus die Macht der erhabenen Wahrheit; und während der Zauber dieses heiligen Moments alle Kräfte, sogar die des Gesetzes bannt, wollen wir hintreten und es aussprechen: Ja, alle Deutsche wünschen Nichts sehnlicher, als daß Deutschland ein einziger Staat sei, und ihr Verlangen nach einem deutschen Parlamente ist Nichts als ein Vorbote oder eine Umschreibung für dies ihr wahres Begehren."

Daß aber Bamberger auch im Anfange seiner schriftstellerischen Thätigkeit keineswegs blos dieser pathetische Ton zu Gebote stand, den der Ernst des feierlichen Moments eingab, beweisen z. B. die Schilderungen von dem Leben und Treiben in Frankfurt vor und während der Tagung des Parlaments in der Paulskirche, welche er für seine Zeitung lieferte. Es sind leicht und keck hingeworfene witzige Diatriben, die in ihrer eigenartigen Mischung von Zorn und Spott, feierlichem Ernst und satirischer Laune schon dasjenige charakteristische Gepräge zeigen, das auch späterhin bei ihnen hervortritt. Unverkennbar zeigt sich dabei auch am Anfang der Einfluß der Heine'schen Schule, wenn er z. B. die Frankfurter Judengasse und ihr Verhalten zu dem aufgeregten Leben ringsumher schildert: „Die betagte schwarze Judengasse ist herausgeputzt wie eine Großmutter bei der Hochzeit ihres Enkels. Rührender, freudig-wehmüthiger Anblick! Was hat sie nicht Alles gesehen und erlebt, und auf einmal soll sie in ihrem hohen Alter mit zum Tanze gehen. Gutmüthig läßt sie sich schmücken, mitführen und bemüht sich, fröhlich auszusehen. Aber es kam mir vor, als dächte sie im Stillen an die Leiden ihrer begrabenen Kinder und getraute sich nicht, ein Herz zu fassen."

Dem journalistischen „Artikel" im engeren Sinne ist unter allen Formen der Prosadarstellung der Essay am nächsten verwandt. Jener hat mehr die unmittelbare praktische Wirkung im Auge, dieser die dauernde Belehrung, welche von der Auffassung des Augenblicks unabhängig ist, daher legt der Erstere keinen Werth auf Geschlossenheit der Form und des Inhalts, die für Letzteren von größter Bedeutung ist, und während für den Journalisten die Kunstmittel der Darstellung im Grunde nur Mittel zum Zweck sind, so haben sie für den Essayisten, — der darin dem Künstler verwandt ist — auch den Werth eines Selbstzweckes. In beiden Fällen aber handelt es sich um eine populäre Wirkung und die Antheilnahme möglichst weiter Kreise an dem wesentlichen Inhalte geistiger Be-

strebungen. Daher ist es kein Zufall, daß in der Zeit des jungen Deutschland, da die classische Journalistik entstand, auch der Essay bei uns zuerst Aufnahme und eifrige Pflege fand. Bamberger gehörte zu den ersten bedeutenden Vertretern dieser Kunstform der Prosadarstellung, und mit seinen näheren Freunden Karl Hillebrand, Otto Gildemeister, später auch Heinrich Homberger steht er in der ersten Reihe unserer Essayisten.

Der Essay hatte in England und Frankreich bereits eine Jahrhunderte lange geschichtliche Entwicklung durchgemacht, ehe er in Deutschland auftrat und sich einige Geltung verschaffte. In Frankreich hatte er bereits am Ende des 16. Jahrhunderts durch Montaigne, in England wenig später durch Bacon, dann namentlich durch Steele und Addison classische Geltung erlangt, und er wurde in beiden Ländern dann die beliebteste und wirksamste Darstellungsform der Aufklärung. In Deutschland kam er erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts allmählich in Aufnahme, als auch hier die Aufklärung einen populären Charakter erhielt, und die Entwickelung einer deutschen Prosa hängt damit auf's Engste zusammen. In der Periode unserer classischen Litteratur und Philosophie war dann die Wucht und Schwere der neuen Ideen der essayistischen Form nicht günstig. Man schleuderte Felsmassen von Gedanken, wie Fichte einmal sich ausdrückte, und überließ es den nachkommenden Zeitaltern, die damit überreich zu thun hatten, die einzelnen Quadern sich auszubrechen und zu formen. Erst in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts wird diese Ausbreitung der Ideen, welche vorher sich fast nur nach der Tiefe hin entwickelt hatten, begonnen, und damit tritt auch alsbald die bewußte Pflege des essayistischen Stiles von Neuem hervor. Es geschah das nicht ohne directe Einwirkung der französischen und englischen Vorbilder, welche um so leichter erfolgen konnte, als gerade in jener Zeit die schöne Litteratur der wichtigsten europäischen Culturnationen allgemein einen weltbürgerlichen Zug erhielt, auf den in Deutschland Niemand eifriger hingearbeitet hatte als Goethe, und der für die ganze Zeit des jungen Deutschland und noch lange darüber hinaus charakteristisch blieb. Dieser weltbürgerliche Zug ist auch der schriftstellerischen Thätigkeit Bambergers und seiner nächsten Freunde und Gesinnungsgenossen eigenthümlich. Sie machten sich in den fremden Litteraturen und selbst den fremden Sprachen bis zu einem Grade heimisch, daß sie ihnen fast wie die Muttersprache vertraut wurde. Gildemeister hat dies namentlich durch seine meisterhaften Uebersetzungen gezeigt, Hillebrand war in drei Sprachen schriftstellerisch thätig, und auch Bamberger ist als französischer Schriftsteller — in der Sammlung seiner Schriften legt davon namentlich der Essay „Monsieur de Bismarck“ Zeugniß ab — hervorgetreten, wobei ihm freilich der Umstand förderlich war, daß er während seines mehr als zehnjährigen Exils vorzugsweise in Paris seinen Wohnsitz hatte.

Mit den genannten Gesinnungsgenossen gemeinsam ist Bamberger nicht nur der weltbürgerliche Zug ihrer gesammten Geistesbildung, das liebevolle

Versenken in die Litteraturschätze der anderen Culturvölker, sondern auch, — was damit freilich nicht ohne Zusammenhang ist — die Urbanität und freie Beweglichkeit des Geistes, die Hingabe an alles Menschliche und das Verständniß dafür. Gemeinsam ist ihnen auch die virtuose Sprachbeherrschung, die Sorgfalt und Freude an der künstlerischen Behandlung des Stils. Die deutsche Litteratur ist verhältnißmäßig arm an solchen formvollendeten Essays, wie sie Bamberger und seine Genossen in nicht geringer Anzahl geschrieben haben. Noch heute, da die deutsche Prosa schon eine so lange und bedeutende Entwickelung hinter sich hat, berühren sich noch immer die alten Gegensätze stärker als bei anderen Völkern: die schwerfällige, formlose Gelehrsamkeit auf der einen, die Effecthascherei auf der anderen Seite, der es ohne Rücksicht auf das Wesen der Sache nur darauf ankommt, sich der biegsamen Sprache zum müßigen Spiel, zur Erzeugung blendender Wirkungen zu bedienen. Unter solchen Umständen ist es nicht überflüssig, auf jene Essays hinzuweisen, als Muster einer künstlerischen Darstellungsweise ohne Künstelei, einer einfachen, schmucklosen Sprache ohne Koketterie, überhaupt einer sorgfältigen Behandlung der Form, ohne daß diese zum Selbstzweck würde. Was in dieser Beziehung einmal Bamberger von den Essays seines Freundes Gildemeister sagt, gilt auch von seinen eigenen: „So viel Wissen, so viel feinste Beobachtung, so viel praktische Erfahrung, so viel Freude am Erkennen und dabei solche Lust an der künstlerischen Behandlung des Ausdruckes, das schießt von Natur zu einer Prosa zusammen, mit der sich auf deutschem Boden Wenige messen können .... Alles einfach, treffend, Alles schlichter Wohllaut, nicht gesucht und nicht gesungen. Zur ruhigen Gangart der ruhige Ton, keine Nachsicht für Falschheit, aber Duldung genug für Fehler, Sinn für Menschliches, Ergründung von Altem und Neuem, kein Umherschweifen, doch ein gefälliges Verweilen beim Anziehenden, auch wenn es klein ist, immer dem Kern der Dinge nachgehen und immer dabei spielend lächeln, — so wird der beste Trank gebraut."

Dieses spielende Lächeln, die Neigung zur humorvollen Betrachtung von Menschen und Dingen ist auch für Bamberger charakteristisch, — die köstlichste Mitgift des Geistes für einen Mann, der die Ausbreitung von Ideen durch werkthätiges Handeln sich zur vornehmsten Lebensaufgabe gemacht und tagtäglich die Erfahrung machen muß, die dem reinen Theoretiker erspart bleibt, daß diese Ideen im harten Gedränge von Personen und Dingen immer wieder zu Boden sinken und ihre Verwirklichung an Eigennutz und Thorheit beständig scheitert. Doch ist gerade Bamberger diese humorvolle Betrachtung leicht gemacht durch eine ihm besonders eigene persönliche Art, die Menschen und Dinge zu nehmen, welche sich in dem persönlichen Zuge seiner Darstellung wiederspiegelt. Nicht als ob bei ihm eine geringere Objectivität vorhanden wäre: aber Alles hat einen persönlicheren Ton, auch der allgemeinste Gedanke und die der unmittelbaren Gegenwart dem Anschein nach fern liegende Betrachtung treten so auf, als ob sie einem

momentanen Impulse entsprungen und nur für die nächste persönliche Wirkung berechnet wären. Dieser eigenartige Zug, welcher in jeder, selbst kleineren schriftlichen Darlegung die Individualität des Verfassers sofort in lebendigster Weise hervortreten läßt, beruht in letzter Instanz auf der vollkommenen Durchdringung von Theorie und Praxis, welche bei den Allermeisten als disparate Elemente ihres Lebens auseinanderliegen. Nur selten und nur Wenigen gelingt es, zu gleicher Zeit in That und Gedanken und selbst in den persönlichsten Empfindungen in übereinstimmender Weise an dem Leben der Gegenwart theilzunehmen und diese Einheit selbst da zu bewahren, wo es sich um kleinere und selbst geringfügige Dinge handelt. Bamberger schildert selbst diese seine Eigenart in einer Widmung an Arnold Ruge, welche er den Briefen aus dem Zollparlamente vorangestellt hat: „Mich besitzt, zu meiner Schande oder Ehre, die schnell lebende Gegenwart. Mit raschem Eifer die Erscheinung jedes Tages in sich aufnehmen, im selben Tempo den empfangenen Eindruck wiedergeben und alsobald auch erleben wollen, wie das Selbstgedachte und Selbstempfundene auf Andere wirkt; diesen dreifachen Kreislauf stets mit neuer Lust durcheilen; seinen Gewinn mehr im schnellen Umschlag als in der soliden Anhäufung des Capitals erjagen; für das thätige, sichtbare Eingreifen in den Augenblick verzichten auf den edleren Lohn geduldigen Forschens und Schaffens; am Morgen säen, am Mittag ernten, am Abend backen; alles Lieben und alles Hassen heiß vom Ofen weg auftischen und — Dank all' dem — in jeder Minute inne werden, daß man offenen Auges und rühriger Hand mitten in dem buntbewegten Fluß des breiten frischen Lebens schwimmt und rudert: das, dünkt mich, ist die Art der Zeit, ist ihre Lust und ihre Signatur."

In der Mehrzahl der Schriften Bambergers steckt darum immer ein gutes Stück Selbstbekenntniß. So ist es mit der Sammlung von Essays, „Charakteristiken" betitelt, welche den zuerst erschienenen Band der Gesammelten Schriften ausmachen. Bei der Charakteristik bestimmter Persönlichkeiten weiß Bamberger sehr wohl in eine objective Ferne zurückzutreten, und es fehlt diesen Portraits nicht an der philosophischen Abstraction und der intuitiven Einsicht, für welche das Einzelne nur Bedeutung im Zusammenhange des ganzen Charakters besitzt. Aber zumeist ruhen sie doch auf der Breite persönlicher Erfahrung, eigenen Erlebens und Anschauens, und der Ton unmittelbarer persönlicher Antheilnahme geht durch das Ganze hindurch. Denn, wie man nach dem Gesagten wohl schon von selbst erwartet, schildert Bamberger hier nicht Menschen aus Büchern, sondern nach dem Leben, Zeitgenossen, die ihm irgendwie näher getreten sind und zwar zumeist solche, in welchen er sein eigenes Wesen und das Streben nach den eigenen Idealen zum guten Theil wiederfindet. So ist diese Galerie von Portraits gleich einer Reihe von Spiegeln, von denen in ihrer Gesammtheit das Bild des Verfassers zurückgeworfen wird. Man merkt es selbst oft an der besonderen Nüancirung der Darstellung, an dem erhöhten Ton,

wo der Verfasser sich selbst in dem wohlgetroffenen Abbilde des Freundes erblickt.

Einen solchen Charakter von Selbstbekenntnissen zeigen auch die politischen Schriften Bambergers. Sie bieten ein getreues Spiegelbild der Zeiten, in denen sie einzeln entstanden, aber sie zeigen auch, wie Bamberger selbst mit und in der Zeit sich entwickelt. Er beginnt seine politische Laufbahn mit dem Beginn eines politischen Volkslebens in Deutschland überhaupt, und er begeht und büßt mit diesem und in lebendiger Theilnahme an ihm seine ersten politischen Jugend-Verirrungen in dem „tollen" Jahre 1848. Die Gegenwart urtheilt aus bereits dargelegten Gründen hart genug über diese Jugend des deutschen politischen Volkslebens, aber die Zukunft wird sicher ganz anders urtheilen. Freilich wird die objective historische Betrachtung der Ereignisse von 1848, die ihre Wiederherstellung von dieser Zukunft erwartet, keineswegs blos eine verherrlichende Apologie sein; aber wenn es heute zum Grunddogma einer gewissen Geschichtsklitterung geworden ist, die Revolution sei an der Thorheit ihrer Hauptabsichten einerseits und anderseits an der Vaterlandslosigkeit und Schlechtigkeit ihrer Theilnehmer und Urheber gescheitert, so wird jene sicherlich nur Eins feststellen können: daß die Revolution vornehmlich gescheitert ist durch die unausweichlichen Folgen eben derselben politischen Misere, welche sie hatte beseitigen wollen. Die führenden Männer dieser Revolution büßten ebenso gut wie die hochstrebenden Geister der vorterroristischen Revolution von 1789 für die gewaltig aufgehäufte politische Sündenlast, an deren Beseitigung sie ihre ganze Kraft setzten, und es ist nicht das erste, auch nicht das letzte Mal, daß gerade ein Curtius und viele ihm Gleichgesinnte erst von dem Abgrund, der die Existenz des Staates bedrohte, verschlungen werden mußten, ehe er sich endgültig schließen konnte.

Es giebt für diese Thatsache kaum einen interessanteren und lehrreicheren Beleg, als die Erinnerungen, welche Bamberger über den Pfälzer Aufstand von 1849, an dem er als einer der Führer betheiligt war, veröffentlicht hat. Mit rücksichtsloser Offenheit werden hier die eigenen wie die fremden Fehler und Verirrungen aufgedeckt, obwohl diese nur zum geringsten Theile individueller Natur waren, sondern sich zurückführen lassen auf eine nationale Eigenart, auf den klaffenden Zwiespalt zwischen der geistigen und politischen Bildung der Nation, der damals zuerst hervortrat, und auch heute noch längst nicht überwunden ist. So lange der Fortgang der Revolution sich auf Reden, Zeitungsartikel, Flugschriften, Resolutionen u. s. w. beschränkte, konnte man ihren vollen Sieg für möglich halten. Aber das änderte sich überall da, wo es galt, von der bloßen Theorie oder allenfalls einer Demonstration zur That überzugehen. Hier zeigte sich erst, daß man mit einem politisch noch gänzlich unzureichenden Material arbeitete, daß man bereits eine reiche Ernte halten wollte, ehe die Frucht langsamer politischer Erziehung gereift war. Es fehlte zwar keineswegs an Männern,

die mit der Weite der Ideen auch die energische, zielbewußte That zu verbinden wußten. Aber sie waren in der verschwindenden Minderzahl. Neben ihnen und hinter ihnen stand der große Haufe der politisch völlig Unreifen: auf der einen Seite der typische deutsche Philister, mit redlichem Willen, auch wohl klugen Meinungen im Einzelnen, aber sehr beschränktem Gesichtskreis, auf der anderen Seite der unpraktische Theoretiker, „der idealistische Fuhrmann“, wie Bamberger ihn einmal treffend schildert, „welcher sich beseligt lächelnd neben dem im Dreck steckenden Karren niederläßt, in dem Vertrauen, daß die inwendige Kraft des guten Princips ihn aus dem Kothe ziehen werde.“

Wenn aber dies der Stand der Dinge war, so lag die Ursache dafür in erster Linie in der jahrhundertelangen Vormundschaft, unter welcher das Volk gehalten worden war, vor Allem in dem unsagbaren Elend der Kleinstaaterei, welches überall einen Zustand der Hilflosigkeit, der Zerfahrenheit und Ohnmacht, des kleinlichen Getriebes erzeugt hatte, dessen entnervendem Einflusse sich auch von den Weiterblickenden nur Wenige entzogen. Den Spott der Gebildeten hatten die Zustände an den kleinstaatlichen Höfen herausgefordert, wo Hofintriguen und die lächerlichsten häuslichen Bagatellen mit derselben oder größeren Wichtigkeit behandelt wurden als die Staatsangelegenheiten. Ganz analoge Erscheinungen zeigen sich in dem Hauptquartier des Volksheeres — zu dessen Stabe auch Bamberger gehörte —, welches in der Pfalz kämpfte, und seine Schilderungen darüber lesen sich wie eine getreue Copie jenes höfisch-politischen Treibens in einem interessanten deutschen Vaterländchen der vormärzlichen Zeit: „Ein patriarchalischeres Treiben als bei dem Landesvertheidigungsausschuß und der provisorischen Regierung habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Da saßen die fünf oder sechs Männer beisammen von Morgens bis Abends und beriethen durcheinander und miteinander Alles, was vorkam, vom Höchsten bis zum Geringsten. Jeder hatte dabei Zutritt, wer irgend ein Geschäft abmachen, eine Erkundigung einziehen, eine Nachricht bringen wollte . . . Dazu kam noch, daß Jeder in seinem Departement auch die geringsten Schreiber- und Laufburschendienste that, und weil er selbst nie aus der Plenarversammlung zu bringen war, auch die abgeschmacktesten Lumpereien in einem Athem mit den wichtigsten Maßregeln von der Gesammtregierung verhandelt wurden. Man saß über der Berathung eines Bündnisses mit Baden. Es klopft. Herein tritt der Stockhausverwalter, um sich bei dem Justizminister über die Auslagen der Atzung von drei eingebrachten Gefangenen aufzuklären. Eine Viertelstunde lang bildete die Stockhausatzung die Tagesordnung des Ministerraths. So kamen tausend Dinge vor. Dabei liefen die einzelnen Regierungsmitglieder jeden Augenblick weg, um irgend ein kleines Geschäft, das in ihr Departement schlug, außerhalb zu besorgen. Ich und viele Andere haben sie hundertmal angefleht, sie möchten doch Jeder in einem besonderen Cabinet arbeiten und nur ein- oder zweimal des Tages sich versammeln,

um über die wichtigsten Angelegenheiten gemeinschaftlich zu beschließen, und ebenso, sie möchten nicht selbst alle Dienstvorrichtungen vollziehen, sondern sich Bureaus etabliren. Man gab uns stets Recht und ließ es stets beim Alten. Der Finanzminister accordirte die Kutschen und kaufte drei Ellen schwarz-roth-goldenes Baumwollenzeug. Der Conseilpräsident sprang während der wichtigsten Berathung, die vielleicht in den zwei Monaten vorkam, drei Treppen hinunter auf die Straße, wo sich zwei Leute balgten, um nach einer halben Stunde, binnen deren es ihm gelang, die Streitenden zu beruhigen, die Debatte wieder aufzunehmen."

Erst wenn man derartige Schilderungen liest, ermißt man die Weite des Abstandes zwischen der politischen Reife des Volkes im Jahre 1848 und im Jahre 1870, ermißt man auch die Weite des Wegs, den Bamberger in seiner politischen Entwickelung zu durchmessen hatte. Nach dem Scheitern des Pfälzer Aufstandes mußte er zunächst gleich so vielen Andern in's Exil gehen. Erst ein Jahrzehnt später nahm er von Paris aus, wo er seinen Wohnsitz hatte, seine Thätigkeit als politischer Schriftsteller wieder auf, zunächst mit der damals ungedruckt gebliebenen Schrift „Juchhe nach Italia", die, ein Meisterstück der politisch-pamphletistischen Litteratur, Deutschland vor der Riesenthorheit warnen wollte, unter der Parole, daß man dem Bruderstamm helfen müsse, für Oesterreich in Italien Schergendienste zu verrichten und die dortige freiheitliche und nationale Bewegung unterdrücken zu helfen. Auch im Uebrigen hatte bis zum Wiedereintritt in die politische Arena (infolge der Amnestie des Jahres 1862) seine politische Thätigkeit zunächst noch vorwiegend negativen und prohibitiven Charakter. Sie richtete sich besonders darauf, seine früheren Genossen vor dem Rückfall in die alten Fehler zu warnen, sie zur endlichen Vereinigung von Gedanke und That aufzurufen, der Lethargie und dem Quietismus der Einen, dem Schmollen und Beiseitestehen der Andern entgegenzuwirken, welche noch immer in den Träumen des Jahres 48 lebten und nicht begreifen wollten oder konnten, daß es darauf ankomme, wo und wie es auch möglich wäre, im Einzelnen, selbst im Kleinen, politisch zu kämpfen und die Hand anzulegen, damit das ersehnte nationale Einigungswerk endlich zu Stande komme.

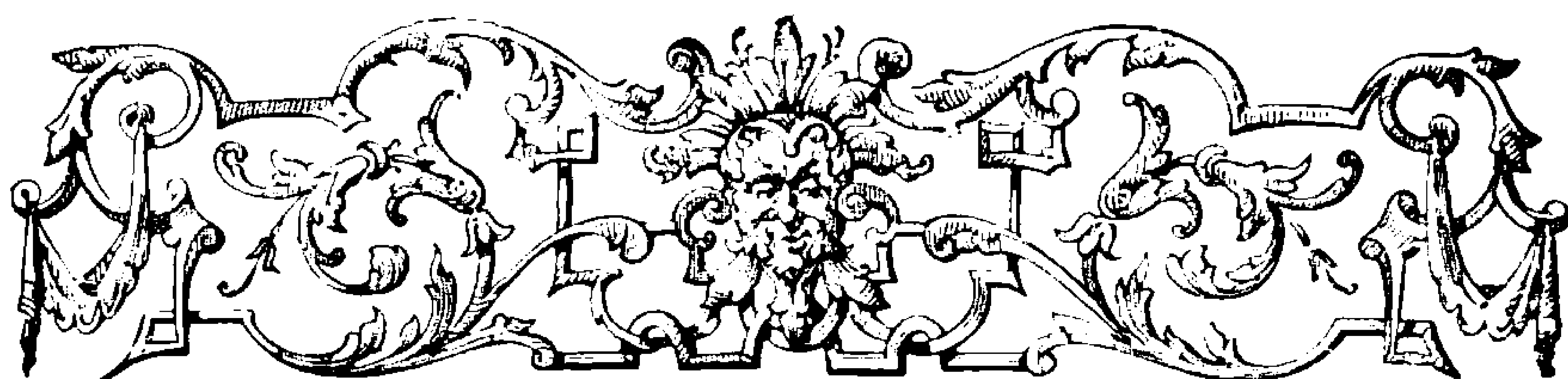
Einen gewissen Abschluß erreicht diese politische Entwicklung Bambergers mit der im Jahre 1868 in französischer Sprache erschienenen — in den gesammelten Schriften ebenfalls französisch wieder abgedruckten — Schrift „Monsieur de Bismarck". Denn wenn diese Schrift auch zunächst bestimmt war, die Franzosen über den wahren Charakter des Staatsmannes aufzuklären, der fast Allen lediglich als die Verkörperung reactionärer Tendenzen erschien, so ist sie doch zugleich auch eine Rechtfertigung der ververänderten politischen Richtung, welche Bamberger mit dem Gros des Liberalismus, mit seinen nächsten Gesinnungsgenossen Lasker, Stauffenberg, Bennigsen einschlug: der Allianz zwischen dem Liberalismus und Bismarck.

Die Berechtigung dieses Bündnisses sucht er vor Allem aus der eingehendsten Analyse des politischen Charakters Bismarcks herzuleiten, welche bei aller Bewunderung mit großer Schärfe und Unbefangenheit die Einheit seines Wesens so entwickelt, wie sie für den unparteiischen Beobachter sich bis zum heutigen Tage darstellen muß. Diese Einheit, so zeigt nämlich Bamberger, ist lediglich der Mangel einer rein ideellen Einheit auf politischem Gebiete. Es giebt vielleicht gewisse Maximen des Royalismus und der altpreußischen conservativen Ueberlieferung, welche so sehr in sein ganzes Wesen übergegangen sind, daß sie zu constitutionellen Factoren desselben wurden. Aber im Uebrigen ist er weder überzeugter Liberaler, noch Legitimist, leitet er seine Politik überhaupt nicht nach ein für allemal feststehenden generellen Anschauungen. Er treibt, wie Bamberger sich treffend ausdrückt, politique improvisioniste oder, wie Bismarck selbst einmal in der Kammer im Gegensatze zu der Nationalpolitik seiner Gegner sagte, er treibe politische Politik, d. h. was er im Auge hat, sind zunächst Nichts als Machtfragen, zu deren Lösung er sich aller in Betracht kommenden Mittel, seien es nun persönliche oder ideelle Machtfactoren, liberale oder conservative Anschauungen, mit kluger Vorsicht und jener zähen, oft rücksichtslosen Energie bedient, welche die Zeitgenossen mit staunender Bewunderung kennen gelernt haben.

Mit anderen Worten: die Erscheinung Bismarcks wurde von Bamberger von vornherein aufgefaßt als die Verkörperung der energischen, zielbewußten politischen Thatkraft, eben derselben politischen Thatkraft, welche bei der Mehrheit der Nation sich noch immer nur in geringem Maße entwickelt hatte, die noch immer mehr das Volk der Dichter und Denker als des entschlossenen politischen Handelns war. Ein Bündniß dieser beiden sich gleichsam ergänzenden Factoren konnte von ungeahnter segensreicher Bedeutung werden. Und in der That verdanken wir jenem Bündniß zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Liberalismus — der damals die Mehrheit repräsentirte — jene fruchtbare und thatenfrohe Epoche von 1867—77, in welcher das deutsche Reich nicht nur gegründet, sondern, was vielleicht nicht minder schwierig war, so fest gegründet und so nach allen Seiten ausgebaut wurde, daß es heute auch den heftigsten Stürmen gewachsen ist. Bamberger hat an alledem den hervorragendsten Antheil genommen, nicht nur als einer der wirksamsten Verfechter der Nationalitätsidee durch das Wort, sondern auch in der praktischen politischen Arbeit durch die That. So ist die deutsche Münzverfassung, die Schaffung der Währungseinheit — ein Werk, dessen Schwierigkeiten heute nur Wenige zu würdigen wissen, — in erster Linie das Werk Bambergers, und ebenso wie hier darf er mit seinen nächsten Freunden Delbrück und Michaelis das Hauptverdienst für die deutsche Bank- und Handelsgesetzgebung in Anspruch nehmen. Die verschiedenen Etappen dieser Gesetzgebung begleitete Bamberger stets mit kleineren und größeren Schriften, die noch heute, von ihrer Form ganz ab-

gesehen, überaus anziehend sind durch die Weite des Blickes und die Unbefangenheit, mit der diese oft überaus subtilen Fragen behandelt werden. So werden in einem Essay „Die fünf Milliarden" aus dem Jahre 1873 bereits die schlimmen wirthschaftlichen Folgen vorausgesagt, welche der Milliardensegen hervorrufen mußte, und in einer seiner bedeutendsten münzpolitischen Schriften „Die Entthronung eines Weltherrschers" aus dem Jahre 1876 ist die nachfolgende Entwickelung der Währungsfrage so scharf gezeichnet, daß man glauben könnte, einen 20 Jahre später geschriebenen Rückblick vor sich zu haben.

Mit dem Jahre 1878 endete diese thatenfrohe und fruchtbare Epoche zugleich mit der Auflösung der Allianz zwischen Bismarck und dem Liberalismus. In seiner Schrift über den ersteren hatte Bamberger trotz aller optimistischen Stimmung bereits einigem Mißtrauen Ausdruck gegeben, weniger vielleicht der Persönlichkeit Bismarcks gegenüber als der durch ihn repräsentirten politischen Vergangenheit, obwohl dieser selbst sie längst abgestreift hatte. Er nennt es „une chose bizarre", dieses Bündniß zwischen dem Feudalismus und der Nationalitätsidee, zwischen der Aristokratie und dem allgemeinen Stimmrecht. Wie man auch darüber denken mag, jedenfalls war dieses Bündniß damals eine Nothwendigkeit. Aber, so muß man sich fragen, wenn man auf die gesammte politische Vergangenheit der deutschen Nation zurückblickt und bemerkt, wie auch heute wieder mehr als je die Kluft zwischen dem geistigen und politischen Leben der Nation gähnt: Soll das „damals" und „jetzt" zu einem „überhaupt" und „immer" werden? Soll die politische Entwickelung Deutschlands immer so mit vertheilten Rollen vor sich gehen, daß auf der einen Seite dem vielgerühmten deutschen Idealismus die Kraft zu entscheidenden politischen Actionen auf die Dauer stets versagt, während diese Kraft, im Uebermaß vielleicht, da vorhanden ist, wo man sich der Freiheit und dem Fortschritt der Ideen feindlich oder doch mißtrauisch gegenüberstellt? Oder wird vielleicht dieser alte Kampf zwischen Idealismus und Realismus seit langem bei den Deutschen mit solcher Hartnäckigkeit ausgefochten, weil er alsdann um so ruhmvoller entschieden werden kann, weil der Deutsche, wie Fichte sagt, immer auf eine gewisse Tiefe dringt? So viel ist jedenfalls sicher: dieser Zwiespalt wird erst überwunden werden, wenn nicht nur in der politischen, sondern auch in der rein geistigen Entwickelung die Continuität mit der Vergangenheit wiederhergestellt wird, die heute unterbrochen ist, da die Zeiten des deutschen Idealismus und die des Uebergangs, in welch' letzterer Persönlichkeiten wie Bamberger wurzeln, augenblicklich im tiefsten historischen Schatten liegen. Der gegenwärtige Moment ist dazu noch wenig geeignet, aber wenn nicht alle Anzeichen trügen, so sind wir dieser historischen Restaurationsepoche näher, als es den Anschein hat.



Neufchâtel unter der preußischen Herrschaft.

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Wer in der Mitte der siebziger Jahre wie der Verfasser am preußischen Hofe verkehrte, als der gesammte Norden und Süden Deutschlands die Elite seiner diplomatischen und politischen Notabilitäten zum ersten Male vereint nach Berlin gesandt hatte, und als die politischen und militärischen Größen der eben vergangenen gewaltigen Zeit sich noch vollzählig jeden Winter um Kaiser Wilhelm I. schaarten, der bemerkte unter den zahlreichen interessanten Persönlichkeiten, welchen ihre amtliche Stellung, ihre politische Thätigkeit oder ihr Rang nicht nur zu den Festlichkeiten des Hofes, sondern auch in die intimeren Cirkel der verstorbenen Kaiserin Augusta Zutritt verschaffte, eine elegante, trotz ihrer über 70 Jahre elastische Erscheinung, mittelgroß, mit scharfgeschnittenem Profil, von frischer Gesichtsfarbe und weißem Bart militärischen Schnittes, in jeder Bewegung distinguirt und von cavalieren Formen und ahnte vielleicht nicht, daß dieser elegante, allgemein beliebte greise Hofmann ein Neufchâteler Edelmann, Graf Wilhelm von Pourtalès war, ein Verwandter jener Grafen Carl Friedrich und Ludwig August von Pourtalès, welche am dritten September 1856 den bewaffneten Aufstandsversuch der Royalisten Neufchâtels geleitet hatten mit der Absicht, die Regierung König Friedrich Wilhelms IV. in diesem Lande wieder herzustellen.

In jenen Jahren war es, wo die Bezeichnung der militärischen Angehörigen des Garde-Schützenbataillons als „die Neufchâteler“ noch nicht völlig im Berliner Volksmunde verschwunden war und noch an die Zeit der Zusammengehörigkeit des Fürstenthums Neufchâtel mit Preußen erinnerte.

Heute nun, nachdem das Ausscheiden jenes Fürstenthums aus dem Gebiet der preußischen Souveränetät fast vierzig Jahre hinter uns liegt, und wir sowohl durch diesen Umstand, wie durch die historischen Werke Boyves, Majers, Benoits, Junods, Grandpierres und Sybels in den Stand gesetzt sind, an der Hand erschöpfender Quellen mit ungetrübter Objectivität die Geschichte jenes Fürstenthums zu beurtheilen, dürfte ein kurzer Ueberblick der Gestaltung derselben unter der preußischen Herrschaft, den wir im Nachstehenden zu geben versuchen, an der Zeit sein und des Interesses nicht entbehren. —

Der heutige Schweizer Canton Neufchâtel war von 1504 bis zum Jahre 1707 ein souveränes Fürstenthum unter dem absoluten Regime der Herzoge von Longueville, welche in der letzten Epoche ihrer Herrschaft meist am französischen Hofe lebten und ihr Land durch einen Gouverneur und einen Staatsrath ausschließlich in dem Sinne verwalten ließen, möglichst große Revenüen für den Souverän aus demselben zu ziehen und den Adelsfamilien des Landes gute Stellen zu sichern.

Noch heute finden sich daher, trotz des 1814 erfolgten Eintritts Neufchâtels in den Schweizer Bund, vielfach Reste monarchischer Institutionen in Neufchâtel vor.

Im Jahre 1707 erlosch das Haus Longueville mit dem Ableben der Herzogin von Nemours, Marie von Orléans, und der die Regierungsgewalt vorläufig allein übernehmende Staatsrath schritt zur Ausführung des seit längerer Zeit vom Kanzler Montmollin gehegten Planes, das Land vom Einfluß französischer Fürsten frei zu machen und demselben einen Herrscher zu geben, der dem mächtigen Ludwig XIV. gegenüber genügende Autorität besaß, und der es gegen die durch die Nachbarschaft Frankreichs ihm drohenden Uebel zu schützen vermochte.

Dieser Fürst sollte Protestant sein und weit genug vom Lande residiren, um den Staatsrath in seiner Regierung des Landes nicht zu sehr zu beeinflussen.

Unter fünfzehn in Vorschlag gebrachten Throncandidaten entsprachen besonders zwei diesen Bedingungen: der König von England und der König von Preußen.

Der Letztere wurde gewählt, und nachdem die diese Wahl begünstigende Agitation im Lande den gewünschten Erfolg gehabt hatte, wurde am 3. November 1707 die Souveränetät von Neufchâtel und Valangin dem König von Preußen zuerkannt. Wenn es auch vielleicht etwas zu viel gesagt ist, daß diese Wahl dem Lande Neufchâtel, wie dessen Royalisten behaupten, ein Jahrhundert vollsten Glückes verschaffte, so ist es jedoch unbestreitbar, daß dieselbe für das Land und seine verschiedenen Körperschaften große Vortheile im Gefolge hatte und demselben Rechte gab, um welche die theils unter dem französischen Despotismus, theils unter der oligarchischen cantonalen Herrschaft stehenden Nachbarbevölkerungen dasselbe beneiden konnten.

In dieser Epoche des Herrschaftswechsels bildeten sich die staatlichen und communalen Körperschaften Neufchâtels aus, die der Willkürherrschaft, welche der Staatsrath auszuüben beabsichtigte, lange Zeit hindurch eine Schranke setzten und die Garantien lieferten, welche mit der Inauguration der preußischen Herrschaft in Neufchâtel das liberalste Regime jener Zeit zwischen den Alpen und dem Jura schufen.

Zwar sind die Republikaner Neufchâtels lange Zeit die lebhaften Gegner der Herrschaft der Könige von Preußen gewesen, allein sie erkannten einstimmig an, daß das gute Andenken an dieselbe in Neufchâtel ihrer verständigen Haltung gegenüber dem Staatsrath und den Körperschaften und Communen zu verdanken war. Der Adel, aus welchem sich die Mitglieder des Staatsraths ausschließlich ergänzten, wollte kraft des ihm vom Souverän übertragenen absoluten Rechts dominiren. Die durch die Association der Corporationen und Communen repräsentirte Demokratie widersetzte sich dem. Die Könige von Preußen verstanden es, zwischen der sie repräsentirenden Aristokratie und der oppositionellen Demokratie die Wagschale zu halten und den Vorstellungen der Corporationen und Communen im richtigen Moment gerecht zu werden. Die große Beliebtheit, welche die preußischen Fürsten bis heute im Lande Neufchâtel besitzen, rührt größtentheils sowohl von der Art und Weise her, in der sie auf die Vorstellungen der Bürgerschaft eingingen, wie auch von ihrer gleichmäßigen und gerechten Haltung während der Periode 1707 bis 1806.

Es erscheint angezeigt, hier auf die Institutionen des Landes und deren Ineinandergreifen in jener Epoche näher einzugehen.

Der Eintritt des preußischen Königshauses in die Souveränetät von Neufchâtel hatte keine neuen Institutionen im Gefolge gehabt. Wie zur Zeit der französischen Fürsten war der durch einen Gouverneur und den Staatsrath vertretene Souverän Alles. Die politische Gewalt, die Legislatur, von der er wenig Gebrauch machte, die Verwaltung, die Justiz, die Suprematie über die Communen, Alles lag in der Hand des Fürsten und daher in den Händen einiger Adelsfamilien von Neufchâtel.

Das Land nahm zu jener Zeit weder direct noch indirect an der Gesetzgebung und den Angelegenheiten seiner inneren Organisation Theil; der Staatsrath erledigte alle wichtigen Geschäfte und würde den absolutesten Despotismus ausgeübt haben, wenn nicht die Bürgerschaft von Neufchâtel, die eine kleine Republik mit zahlreichen Privilegien im Staate bildete, mit derjenigen von Valangin, Boudry und Landeron und den von ihnen abhängigen Communen zu einer Vereinigung zusammengetreten wäre, um den Uebergriffen des Staatsrathes zu begegnen. Anfangs hatte sich auch die Geistlichkeit an dieser Vereinigung betheiligt, allein als ihr Zweck, die Nichtberufung eines katholischen Fürsten, erreicht war, zog sie es vor, zurückzutreten, um lieber ihren Einfluß mit dem Adel zu theilen als im Gefolge einer völlig demokratischen Verbindung denselben zu bekämpfen.

Trotzdem und obgleich die Bürgerschaft nur das Recht, Vorstellungen zu machen, besaß, erwies sich die erwähnte Verbindung als so mächtig, daß dieses Recht zu einem wahren Veto-Recht gegen die Maßregeln der Regierung wurde. Dies zeigte sich unter Anderem 1768, als die Regierung die Abgaben ein für alle Mal festsetzen wollte. Die heftigen Unruhen dieser Epoche fanden zwar durch ein bewaffnetes Einschreiten der Stadt und Republik Bern ihr Ende; allein die Rechte der Bürgerschaft wurden bestätigt und neu anerkannt.

Zu einer Zeit, in der erst die Encyclopädisten sich mit den freieren Institutionen der Völker beschäftigten, und in welcher die Fürsten und die Oligarchien sich darauf beschränkten, einige gelegentliche Privilegien und Sonderrechte zu gewähren, war es den Bewohnern Neufchâtels unter dem preußischen Scepter vergönnt, nicht nur ihre Privilegien bestätigt, sondern auch erweitert zu sehen, und es erfreuten sich daher, wie erwähnt, die preußischen Herrscher im Lande einer großen Beliebtheit. Alle Kämpfe jener Epoche waren seitens der Bürgerschaft gegen die Uebergriffe des Staatsrathes gerichtet. Der Schiedsrichter war der König von Preußen, der in weiser Beurtheilung der Sachlage den Vorstellungen der Bürgerschaft wiederholt Recht gab und sich dadurch begründete Ansprüche auf die Zuneigung der Neufchâteler erwarb. Die Lage der Neufchâteler war daher eine günstigere wie die der Nachbarbevölkerungen Frankreichs und der Schweiz, wo besonders in den Oligarchien Berns, Freiburgs, Soleures und Luzerns einige Familien die Macht in Händen hielten und das Volk ausbeuteten. Jedoch war Neufchâtel für eine repräsentative Demokratie, die damals nirgends in der Schweiz bestand, neben den es umgebenden genannten Oligarchien noch nicht reif, und der Appell an Berlin bot dem Lande einen wohlthätigen Schutz.

Aus dieser Zeit des ersten preußischen Regimes sind den Neufchâtelern besondere Charakterzüge eingeprägt geblieben; der hervortretendste derselben ist ihre Neigung zur Kritik. Bis zum Jahre 1848 hat die Bevölkerung nur auf dem Wege der Opposition und der Vorstellungen an der Regierung theilgenommen, und dieser Zug der Opposition ist ihr trotz des persönlichen Antheils, den sie heute an der Leitung ihrer Angelegenheiten nimmt, geblieben.

Die Bewegung, welche 1793 in Neufchâtel auf den Anschluß an die große französische Republik abzielte, hatte in der Bevölkerung keine tiefen Wurzeln geschlagen, sie beschränkte sich auf einige revolutionäre Feste im Genre jener Epoche und auf die Aufpflanzung einiger Freiheitsbäume und fand kein nachhaltiges Echo in den Herzen der Bewohner.

Die preußische Herrschaft sollte jedoch ein der Bevölkerung Neufchâtels völlig unerwartetes und unerwünschtes Ende finden. Im Jahre 1807 setzte Napoleon I. bei Preußen unter dem Eindruck der vorangegangenen Niederlagen die Abtretung Neufchâtels durch und gab das Land unter

Einverleibung in Frankreich dem Marschall Berthier, den er zum Fürsten von Neufchâtel erhob. Diese Cession hatte zunächst die Aufrechterhaltung der Macht des Neufchâteler Adels im Besitz aller seiner Rechte und Privilegien und der Ausübung der Regierungsgewalt im Gefolge. Die letztere aber erfolgte fortan dictatorischer, wie dies bisher der Fall gewesen war.

Die unter der neuen französischen Herrschaft getroffenen Regierungsmaßregeln, deren wir nur kurz Erwähnung thun wollen, enthielten schwere Mißgriffe. Ein solcher war die officielle Feier des Sieges von Jena über den bisherigen beliebten Schirmherrn des Landes; die Einziehung der bisher im Curs befindlichen Münze nach nur vierundzwanzigstündiger Publication des betreffenden Edicts und die Zurückweisung eines großen Betrages derselben als angeblich gefälscht; ferner die Erhöhung der Abgaben auf die Erträgnisse des Ackers. Dagegen wurde ein veraltetes, der Entwicklung der Bodencultur schädliches Weiderecht der Gemeinden zur Ablösung gebracht, sowie die Anfänge zu Versicherungsgesellschaften gegen Brandschäden ꝛc. gelegt, auch einige wichtige Straßen, jedoch ohne jede Subvention durch die Regierung, gebaut; ferner wurde unter dem Regime Berthiers eine Gendarmerie geschaffen und dieselbe den Communen unterstellt, auch wurde es dem Lande als eine Bevorzugung hingestellt, daß es ein Bataillon Infanterie, „die Canariengelben“ genannt, aufstellen mußte. Schließlich wurde das Postwesen aus Privathänden von der Regierung übernommen und dem Fürsten daraus eine neue Revenue eröffnet.

Während dieser Periode ging der Neufchâteler Bevölkerung unter dem Regime des von Berthier eingesetzten Gouverneurs Lespert die Ausübung ihres Rechtes der Prüfung der Erlasse des Staatsrathes völlig verloren. Der Gouverneur selbst übte als Präsident des Staatsrathes diese Controle allein aus. Die thatsächlichen Vortheile der französischen Trennung der administrativen und richterlichen Gewalten wurden nicht, wie dies in anderen, Frankreich damals einverleibten Staaten der Fall war, dem Lande Neufchâtel als eine Art Compensation zu Theil. Die Resultate des Regime Berthier bestanden für Neufchâtel im Großen und Ganzen in der Aufopferung eines Theiles seiner Söhne in den Steppen Rußlands und den Gebirgen Spaniens, in einer Schuld für den Wiederkauf einer schlechten Scheidemünze und in einer Vermehrung der Lasten des Landes ohne irgend eine Entschädigung.

Als der Moment des Zusammenbruchs der französischen Gewaltherrschaft eingetreten war, begab sich eine Deputation des Staatsrathes nach Freiburg, um König Friedrich Wilhelm III. von Neuem die Souveränetät über Neufchâtel anzubieten, und mit Enthusiasmus kehrte das Land unter die preußische Herrschaft zurück. Allein die Leiter des Landes beabsichtigten nicht zu der Ordnung der Dinge wie vor 1806 zurückzukehren, sondern die unter Napoleon angenommenen despotischeren Regierungsgepflogenheiten beizubehalten und nur formell die Souveränetät des Königs von Preußen

wiederherzustellen. Die in Neufchâtel herrschende Klasse begriff sehr wohl, daß die Wiederkehr unter die Herrschaft des in Berlin residirenden Monarchen von Preußen ihr mehr Garantien des Fortbestehens ihres Einflusses bot, als etwa der Eintritt Neufchâtels in den Schweizer Bund als Republik oder Fürstenthum.

Die Freude der Neufchâteler, unter die preußische Herrschaft zurückkehren zu können, wurde noch erhöht durch diejenige über die Befreiung vom napoleonischen Druck und gelangte besonders bei der Durchreise König Friedrich Wilhelms III., als derselbe von Paris zurückkehrte, zum Ausdruck. Der Staatsrath hatte außerdem die Klugheit gehabt, vor der Ankunft des Königs die der Bevölkerung verhaßte Abgabe auf das Heu und das Verbot der Einfuhr fremder Weine und Liqueure aufzuheben, welches nur die Furcht vor der kaiserlichen Gewaltherrschaft aufrecht zu erhalten vermocht hatte.

Illuminationen, Feuerwerk, Triumphbogen, Blumenspenden begrüßten Friedrich Wilhelm III., und mit Enthusiasmus wurde ihm der Eid der Treue geleistet. Die Bevölkerung gab sich der Hoffnung hin, unter eine Herrschaft wie diejenige, unter welcher sie während des 18. Jahrhunderts gelebt hatte, zurückzukehren, und ahnte nicht, was die Führer der Aristokratie im Schilde trugen.

Eine der wichtigsten Maßregeln, welche der Rückkehr der preußischen Herrschaft folgten, war die 1814 erfolgende Incorporation Neufchâtels als Schweizer Canton in den Schweizer Bund. König Friedrich Wilhelm III. hatte es bereits in dem Rescript, durch welches er Neufchâtel Napoleon I. cedirte, ausgesprochen, daß Neufchâtel zu entfernt von seinen übrigen Staaten liege, als daß er ihm einen wirksamen Schutz gewähren könne. Das Land müsse daher diesen Schutz bei einer Nation suchen, die mehr in der Lage sei, die Regierung zu unterstützen. Dieser Bedingung entsprach der Eintritt in den Schweizer Bund, und sie entsprach den Wünschen der Neufchâteler Adelsregierung, da in den Schweizer Cantonen die Aristokratie neuerdings wieder die volle Autorität hinsichtlich deren Regierung erlangt hatte. Die Neufchâteler Regierung strebte dabei sogar eine Erweiterung ihres Gebietes und die Verbesserung ihrer Grenzen, jedoch ohne Erfolg an. Am 12. September 1814 trat Neufchâtel in den republikanischen Schweizer Bund und bildete dort über 30 Jahre ein Bundesglied, dessen politischer Zustand bereits den Keim der später sich vollziehenden staatlichen Umgestaltung in sich trug.

Die Bevölkerung des Fürstenthums war vor diesem Schritte nicht um ihre Meinung befragt worden, sondern die Regierungen der vier Hauptorte hatten es auf eigene Hand übernommen, ihren Souverän, den König von Preußen, um den Eintritt in den Schweizer Bund anzugehen, und die erstere begann sich dieses Umstandes mit Unwillen zu erinnern, als die damit verbundenen Militärlasten ihr drückend zu werden anfingen.

Als Neufchâtel die Bitte um Aufnahme in den Schweizer Bund aussprach, hatte es das Verlangen gestellt, daß seine monarchische Verfassung von den Cantonen garantirt würde, und es trat daher an seine Delegation bei der Schweizer Bundesversammlung die Aufgabe heran, dieser nur auf der Tradition und den Artikeln von 1707 und der Declaration von 1771 basirenden Verfassung durch eine octroyirte „Charte" Ausdruck zu verleihen.

Diese „Charte" wurde dem Fürstenthum von Friedrich Wilhelm III. am 18. Juni 1814 von London aus verliehen. Der König verpflichtete sich in derselben, das Land zu schützen und nicht zu gestatten, daß seine Verwaltung geändert würde, allein die polizeilichen Bestimmungen zu geben und sein Repräsentationsrecht in allen Verhandlungen aufrecht zu erhalten. Alle Einwohner wurden vom 18. bis zum 50. Lebensjahre zum Militärdienst verpflichtet, und 400 derselben sollten in Berlin dienen. Die „Charte" garantirte ferner die freie Ausübung der katholischen und protestantischen Religion, das Recht, in fremde Dienste zu treten, die Unübertragbarkeit verliehener Aemter, die Freiheit des Handels, die persönliche Freiheit, die Unterlassung der Auferlegung neuer Steuern ohne besonderes Gesetz und die Bestätigung der alten Freiheiten und Gerechtsame. Kein neues Recht oder die Erweiterung alter Freiheiten wurde mit der Charte geschaffen, weder Freiheit der Presse noch das Versammlungs- und Petitionsrecht, welches noch nicht zeitgemäß war, wurde gewährt, außerdem aber auch weder die Gleichheit vor dem Gesetz noch die bürgerliche Gleichberechtigung noch diejenige zur Zulassung zu den Aemtern u. s. w. ausgesprochen.

So blieb denn die eigentliche Herrschaft des Landes in den Händen von acht bis zehn Adelsfamilien, welche die wichtigsten öffentlichen Aemter besetzten, und die Bevölkerung desselben blieb diesem System im Allgemeinen zugethan.

Wie bereits erwähnt, waren die Einkünfte des Landes dem jedesmaligen Fürsten desselben nach Abzug der Besoldungen des Gouverneurs und einiger Beamten zugeflossen. Diese Revenüen waren jedoch wiederholt durch die für die Erlangung der Souveränetät gezahlten Gratificationen absorbirt worden, und König Friedrich Wilhelm III. sah sich veranlaßt, die ihm zukommende Revenue im Verein mit der im Staatsrath repräsentirten Aristokratie des Landes auf 28000 Thlr. festzusetzen. Der etwaige Ueberschuß sollte zum Besten des Landes verwandt werden. Diese Stipulation, ein wichtiger Schritt zu einem verständigen constitutionellen System, wurde jedoch, aus Besorgniß vor einer Controle des Landes, nicht in die Charte aufgenommen.

Der Staatsrath setzte sich zu jener Zeit folgendermaßen zusammen: Präsident desselben war in der Regel ein Ausländer. Derselbe hatte den Titel Monseigneur. In seiner Abwesenheit hatten seine vier ältesten Mitglieder nach einander je drei Monate im Jahre den Vorsitz; dieselben gehörten, wie der Staatsrath mit wenigen Ausnahmen, stets dem Adel an.

Der Staatsrath zählte außerdem zwanzig Mitglieder, die neben dieser Function noch die des Kanzlers, des Schatzmeisters, des Abgabenempfängers, des Controleurs der Brücken und Chausseen, oder diejenige von Schloß- und Gerichtsherren, sowie Maires bekleideten. Ihre Einnahme als Mitglied des Staatsraths betrug 60 Louisdor, und ihre Thätigkeit als solches bestand nur in einer einmaligen wöchentlichen Sitzung.

Als Schloß- und Gerichtsherren besaßen sie eine fast unumschränkte Gewalt in der Ausübung der Justiz, bei der sie von der Gendarmerie, den Huissiers, den Justitiarien, den Kirchenältesten und den Gouverneuren der Communen unterstützt wurden; zugleich versahen sie die Functionen von Friedensrichtern und schufen sich mit ihren Sporteln und Gefällen in der Regel ein Vermögen.

Die Macht des Staatsraths und seiner Delegirten, der Gerichtsherren, war daher eine fast unumschränkte, und mit der „Charte" von 1814 war einer bisher durch die Bevölkerung genau controlirten eine völlig absolute Regierung gefolgt.

In der ersten Periode der preußischen Herrschaft besaßen die Gerichtshöfe, welche aus 12—25 Justitiarien je nach der Größe des betreffenden Bezirks zusammengesetzt wurden, großes Ansehen und Einfluß; unter dem absoluten Regime Berthiers ging derselbe jedoch verloren, sie unterlagen der Corruption, wurden servil und blieben es in der folgenden zweiten preußischen Periode.

Außer den in jedem Gerichtsbezirk bestehenden Gerichtshöfen existirte als Appell-Instanz ein Obertribunal der drei Stände: des Adels, der Geistlichkeit und des dritten Standes, dem die gerichtlichen Fälle, die sich auf die fürstliche Herrschaft bezogen und die nicht das Strafmaß von drei Tagen Gefängniß überschritten, und die bürgerlichen Rechtshändel über Objecte von 300 Francs und darüber unterlagen.

Mit der Reformation wurde der Stand des Klerus aufgehoben und an Stelle der vier Mitglieder des Klerus, welche den Stand der Geistlichkeit repräsentirten, vier bürgerliche Gerichtsherren gesetzt, welche die Bezeichnung: Stand der Beamten erhielten.

Mit der Zeit entstanden zwei Obertribunale, welche in Neufchâtel und Valangin residirten. Beiden Tribunalen präsidirte der Gouverneur, und sie bestanden aus je zwölf Mitgliedern, von denen je vier einem der zwei Stände angehörten. Es lag auf der Hand, daß die Mitglieder des dritten Standes gegenüber denen des Adels und der Beamten in diesen Tribunalen in der Minorität blieben, und die Interessen der ersteren bei ihnen dominirten.

Allein die richterliche Gewalt hatte ihren Schwerpunkt im Staatsrath, sowohl in Folge des Einflusses, den dieser auf die Gerichtshöfe und die Obertribunale ausübte, als in Anbetracht der ihm vorbehaltenen richterlichen Attribute. Er hatte das Recht, sich gebotenen Falls als Anklagekammer zu constituiren und über Fallitsachen zu entscheiden, ihm stand

das Begnadigungsrecht über Geld- und Gefängnißstrafen zu. Er konnte Verhaftungen aufheben, suspendiren und wieder verfügen und selbst einen Angeklagten den Obertribunalen entziehen, wenn derselbe sich seinem Ausspruch unterwarf.

Die „Charte" von 1814 setzte in Berücksichtigung der Unzuträglichkeit zweier Obertribunale für eine Bevölkerung von 40 000 Seelen fest, daß künftighin nur eins dieser Tribunale bestehen sollte; allein diese Bestimmung gelangte nie zur Ausführung.

Eine Art repräsentatives und legislatorisches Element wurde durch die Wiederherstellung der „allgemeinen Audienzen" mit der „Charte" eingeführt. Die denselben entsprechende Versammlung bildete ein berathendes Zwischenglied zwischen dem Staatsrath und den Bürgerschaften, war jedoch derart zusammengesetzt, daß die Regierung in ihr mit 49 Mitgliedern, die Bevölkerung mit nur 30 vertreten war, so daß der Einfluß der ersteren gesichert wurde. Die früher, wie wir sahen, so erfolgreichen Vorstellungen der Communen in Berlin hatten infolge dessen nunmehr sehr geringe Resultate. Der Zusammentritt der „allgemeinen Audienzen" war überdies von ihrer Einberufung durch den Staatsrath abhängig, und derselbe konnte zwei Jahre vergehen lassen, ohne von diesem Recht Gebrauch zu machen. Auch berietheu dieselben nur über Vorlagen, die ihnen der Staatsrath machte, und ihre Initiative beschränkte sich auf Wünsche; während der sechzehn Jahre ihres Bestehens schufen sie nur drei Gesetze und zwei Steuerausschreibungen.

Die neue durch die „Charte" und die „allgemeinen Audienzen" geschaffene politische Situation war mit Gleichgiltigkeit von der Bevölkerung aufgenommen worden. Nur die Bürgerschaft von Neufchâtel war unzufrieden; denn sie hatte einige ihrer Vorrechte, wie dasjenige ihrer eigenen Militärorganisation verloren; auch Valangin hatte sich zu beklagen. Man wurde in Berlin vorstellig und verlangte, daß die Repräsentation der bürgerlichen Bevölkerung in den „allgemeinen Audienzen" stärker sei; jedoch ohne Erfolg. Spätere Vorstellungen hatten das gleiche Schicksal.

In der ängstlichen Bewachung kleiner Privilegien und Sonder-Interessen verloren die früher so thatkräftigen Bürgerschaften der Vororte Neufchâtel und Valangin die weiteren staatlichen Gesichtspunkte aus den Augen, ihnen folgten die kleineren Orte nach, und das Band, welches die Commune und die Bürgerschaften umschlungen hatte, löste sich für immer.

Das einzige Gegengewicht gegen die völlig in den Händen des Staatsraths befindliche politische und bürgerliche Gewalt bildete die „Gesellschaft der Pastoren". Dieselbe verwaltete die Güter und Gefälle des Klerus, besetzte die Aemter und vertheilte sie. Sie besaß durch ihre Mitglieder einen großen Einfluß auf das Land und war in ihren Einnahmen vom Staate unabhängig. Die Schulen, das Almosenwesen und eine gewisse patriarchalische Gerichtsbarkeit standen unter ihrer Gewalt. Sie war die einzige

Macht, mit der der Staatsrath zu rechnen hatte; allein er verständigte sich mit derselben und theilte mit ihr den Einfluß.

Die Wiederherstellung der Souveränetät des Königs von Preußen mit der gleichzeitigen Einverleibung Neufchâtels als Schweizer Canton hatte eine derartige anormale Situation geschaffen, daß die Freunde dieses Systems in ihrer Verlegenheit die widersprechendsten Principien aufstellten, um das Gleichgewicht dieses künstlichen Gebäudes zu stützen.

Die politische administrative und Justiz-Organisation der Civilgewalt und diejenige der Macht des Klerus waren derartig mit einander verbunden, daß das politische System nur unter der Bedingung absoluter Unbeweglichkeit bestehen konnte. In den Regierungskreisen des Fürstenthums fühlte man dies wohl, so daß man während 34 Jahren nicht den geringsten Neuerungsversuch unternahm.

Wohl strebten einige jüngere Männer Neuerungen an, allein die Revolution ging über diese Bestrebungen hinweg.

Die Rückkehr Napoleons von Elba zog Neufchâtel und den Schweizer Bund in die Coalition von 1815, und der Bund sollte die Corps des Erzherzogs Johann und des Generals Frimont, welche in Frankreich eindrangen, mit 40 000 Mann unterstützen. Neufchâtel mußte 2 Bataillone stellen, deren Mannschaft durch Loos bestimmt, und die in aller Eile und mangelhaft bewaffnet und ausgerüstet wurden. Allein die officielle Kriegserklärung des Schweizer Bundes erfolgte erst nach dem Sturze Napoleons, und jene Bataillone gelangten nicht zur Verwendung.

Aus der Aufstellung dieser beiden Bataillone und infolge des Durchzuges der Armee der Alliirten 1813 und 1814, sowie durch den Unterhalt der Verwundeten der preußischen Armee, welche König Friedrich Wilhelm III. nach Beendigung des Krieges 1814 zu ihrer Erholung nach Neufchâtel gesandt hatte, erwuchsen dem Lande etwa 1 Million Francs Schulden. Obgleich, wie wir sahen, die gesammten Einkünfte des Landes dem König von Preußen gehörten, so wurde diese Schuld dem Lande überwiesen, und die in den allgemeinen Audienzen repräsentirte Vertretung des Landes unterließ es bei dieser Veranlassung, ihre Stimme hinsichtlich der Finanzen des Staates geltend zu machen.

Die zur Tilgung der Schuld erforderlichen Mittel wurden in den Jahren 1816—1820 durch eine Abgabe von im Ganzen 1% des Privatvermögens beschafft.

Eine fernere Schwierigkeit erwuchs aus der Durchführung der Militär-Organisation. Mit dem Moment, als Neufchâtel der Armee des Schweizer Bundes ein Contingent zu stellen hatte, welches regelmäßig in Bezug auf Ausrüstung, Bewaffnung, Bekleidung und Ausbildung von Offizieren des Bundes inspicirt wurde, konnte man sich mit dem früheren Conglomerat schlecht bewaffneter und ausgebildeter, meist städtischer Truppentheile nicht mehr begnügen.

Das Land wurde daher in sechs Militärbezirke eingetheilt, und jeder Bezirk erhielt zum Zweck seiner Organisation einen Generalstab.

Die Mannschaft vom 20. bis 25. Lebensjahre bildete in jedem Bezirk die erste Compagnie, die von 25 bis 30 Jahren die zweite, die von 30 bis 35 Jahren die dritte; die von 35—40 Jahren die vierte Compagnie. Bei einem Aufruf des Bundes bildeten die ersten Compagnien jedes Bezirks das Bataillon des ersten Contingents, die 6 zweiten Compagnien das Bataillon des zweiten Contingents u. s. f. Die Männer von 40—45 Jahren bildeten die Landwehr und ein Bataillon per Bezirk. Die Bezirke Neufchâtel, Locle, Chaux-de-Fonds und Val de Travers formirten außerdem eine Carabiniers-Compagnie. Die Bezirke von Vignoble und Val de Ruze stellten zwei Artillerie-Compagnien des Contingents und eine der Landwehr auf. Die Uniform war der preußischen ähnlich, und die Mannschaft trug die preußische Cocarde.

Die Ausbildung war eine sehr primitive und beschränkte sich auf die Handhabung der Waffen und das Exerciren. Manöver, Sicherheits- und Wachtdienst blieben ungeübt. Jedoch vermochte 1822 und 1830 ein präsentables Bataillon in's Lager der Bundestruppen bei Brière gesandt zu werden.

Die neue Militär-Organisation rief ein derartiges Interesse, besonders bei der Adelspartei, deren Söhne sich in guten Offizierstellen sehen wollten, hervor, daß mit der Zeit statt der vom Bunde geforderten 12 Compagnien 36 formirt wurden. Die Disciplin in denselben war jedoch bei ihren Einberufungen keine besondere, und es kamen selbst grobe Excesse vor.

Im Interesse des Adels, der den größten Theil der Weinberge des Landes besaß, schritt der Staatsrath ferner dazu, das Monopol, welches die Einfuhr fremder Weine und Liqueure verbot, zu erneuern. Es kam zu Excessen, und man beseitigte bei Verrières die betreffende Zollbarriere mit Gewalt. Die Bürgerschaft von Valangin und die Communen wurden hierauf in Berlin vorstellig, jedoch in derartig unbotmäßigen Ausdrücken, daß ihre Vorstellung kein Gehör fand; jedoch wurde das in den allgemeinen Audienzen zur Discussion gelangende betreffende Gesetz nicht promulgirt; eine Ordonnanz des Staatsraths trat an seine Stelle, allein mit der Beschränkung, daß die ausländischen Weine in die Theile des Landes, welche keinen Weinbau besaßen, eingeführt werden durften.

Während der ersten 16 Jahre nach Wiederherstellung der preußischen Herrschaft war das Land ruhig, und es bildeten sich keine politischen Gegensätze in demselben aus. Wohl empfand man die Omnipotenz des Staatsraths lästig; allein noch entstanden demselben keine ernsten Gegner, die an seinen Sturz dachten. Aber die Agenten der Regierung, besonders die Gendarmen und Huissiers, machten dieselbe durch ihr Anzeigewesen und die scharfe Controle der Polizeistunde in den öffentlichen Localen verhaßt. Die Straßen- und Wegepolizei wurde von ihnen in chicanöser Weise ge-

handhabt. Der größtentheils monopolisirte Fischfang, ferner auch die Ausübung der Jagd gab zu stetigen Reibereien Veranlassung. Das größte Mißvergnügen erregte 1829 ein strenges Mandat über die Sonntagsheiligung. Zu dieser Zeit entwickelten sich in Frankreich die Ideen des Liberalismus und begann der Kampf gegen das restaurirte Königthum. Die Bevölkerung Neufchâtels verfolgte die französischen Zustände mit großem Interesse, huldigte zum größten Theil den dortigen Ansichten und war der französischen Bewegung günstig gesinnt.

Gegen Ende des Jahres 1831 war die Verlegenheit, welche die Durchführung der Militär-Organisation schuf, derart gestiegen, daß die Regierung in den allgemeinen Audienzen eine Steuervorlage einbrachte, deren Ergebniß zur Ausrüstung der unbemittelten Militärs (der Bemittelte mußte sich selbst ausrüsten) dienen sollte. Das Gesetz ging mit Stimmeneinheit bis auf neun Stimmen durch. Allein es erregte große Unzufriedenheit bei den Communen und der Bürgerschaft, und dieselbe machte zum dritten Male seit 1814 von ihrem Vorstellungsrecht in Berlin Gebrauch.

Das Gesetz enthielt die Ungerechtigkeit, daß es dem Lande neue Abgaben auferlegte, anstatt auf die vorhandenen zurückzugreifen, und daß die Reichen bei diesen Abgaben begünstigt und die Communen benachtheiligt waren.

Während diese neue Steuer die Gemüther des Landes bewegte, brach die Juli-Revolution in Frankreich aus, und die Regierung hielt es für gut, nicht mehr auf das betreffende Gesetz zurückzukommen.

Der Aufstand Polens gegen Rußland und die Insurrection Belgiens waren bekanntlich die nächsten Folgen der Juli-Revolution, und kurz darauf verbreitete sich die Agitation in verschiedenen Schweizer Cantonen, während in Neufchâtel, trotz der vorhandenen Gründe zur Unzufriedenheit, Alles ruhig blieb. Im December 1830 brach die Revolution in mehreren der wichtigsten Schweizer Cantone aus, und überall wurden ihre Oligarchien und Aristokratien durch demokratische Regierungen ersetzt.

Jetzt begann man sich auch in Neufchâtel zu regen, und es entstand eine allgemeine, der Regierung feindliche Agitation. Man ventilirte die Idee einer wirklichen Volksrepräsentation an Stelle der „allgemeinen Audienzen", und eine neue Nationalversammlung sollte mit dem König von Preußen in Unterhandlungen treten. Allein die Bewegung nahm keinen scharf ausgesprochenen Charakter an, und der Staatsrath fand sehr bald, daß er mit einigen Concessionen derselben Herr werden würde, und bemühte sich mit Erfolg, die Gemüther in seinem Sinne zu lenken. Delegirte der Bürgerschaften wurden zusammenberufen und gaben den Wünschen der Bevölkerung einen legalen Charakter. Die Bürgerschaften machten Vorschläge für einen gesetzgebenden Körper, der an Stelle der allgemeinen Audienzen treten sollte; allein ein Theil des Landes wollte seine Privilegien behalten und zog die Rechte der Bürgerschaft von Valangin und von Neuf-

châtel der Freiheit und Gleichheit für Alle vor. Wohl dachten die Bewohner des Val-de-Travers, des Vignoble und eines Theils von Locle und Chaux-de-Fonds anders; allein sie wußten nicht, welche Mittel sie anwenden sollten, um ihr Ziel zu erreichen.

Nach langen Debatten kam die Wahl einer gesetzgebenden Versammlung zu Stande, in welcher dem Könige elf Mitglieder als seine Repräsentanten zugestanden wurden.

Der Staatsrath beeilte sich, einen Delegirten als Träger aller Wünsche der Bevölkerung und besonders des Resultats der Abstimmung für die gesetzgebende Versammlung nach Berlin zu senden. Das Land hatte sich inzwischen beruhigt. Allein in diesem Zeitpunkt fand sich eine Anzahl angesehener Bewohner Neufchâtels in dem Gedanken zusammen, daß, wenn das Land eine wirkliche Reform in seiner Verwaltung und einen factischen Antheil an der Leitung seiner Angelegenheiten haben wolle, das Uebel an der Wurzel angefaßt werden, und man sich von der Herrschaft des Königs von Preußen, mit der sich der Staatsrath deckte, befreien müsse. Nach längeren Debatten über die Wahl der zu ergreifenden Mittel entschloß man sich zu der Waffenerhebung vom 12. September.

Inzwischen modificirte die Regierung eine der mißliebigen Maßregeln, wie die des frühen Schließens der Wirthshäuser und die der Controle des Holzschlags in den Forsten.

In diesem Moment traf die Antwort des Königs auf die ihm gemachten Vorstellungen, überbracht von einem besonderen Gesandten, dem General von Pfuel, ein; derselbe war mit der Vollmacht versehen, gerechte und billige Forderungen zu bewilligen. General von Pfuel bereiste das ganze Land, hörte die verschiedenartigen Klagen der Communen an und äußerte sich in dem Sinne, daß das zwischen das in revolutionärer Umgestaltung begriffene Frankreich und die demokratische Schweiz gestellte Neufchâtel nicht stationär bleiben könne, und seine Institutionen ebenfalls demokratisch werden müßten. Es sollte eine gesetzgebende Versammlung erhalten, welche Alles, was dem Lande nützen könne, discutiren solle.

Die Ordonnanz, welche die allgemeinen Audienzen in die gesetzgebende Versammlung umwandelte, erschien gegen Mitte Juni. Die Deputirten der Bürgerschaft waren zu derselben nicht zugelassen, da die Volksversammlungen dies abgelehnt hatten. Die Anzahl der den König repräsentirenden Deputirten war von zwölf auf zehn ermäßigt worden. Die Deputirten der Bevölkerung waren achtundsiebzig Köpfe stark. Sie waren aus directer geheimer Wahl hervorgegangen. Allein die neu creirte gesetzgebende Versammlung hatte nur sehr beschränkte Rechte. Ihre Sitzungen waren nicht öffentlich, der Staatsrath machte die Vorlagen, die Initiative war von Formalitäten umgeben, welche dieselbe illusorisch machten. Die Deputirten hatten sich nicht mit den Finanzen zu beschäftigen, weder das Budget, noch die Staatsausgaben wurden ihnen vorgelegt.

Das Land protestirte gegen eine derartig verstümmelte gesetzgebende Versammlung, und man wurde bei dem Commissar des Königs, General von Pfuel, vorstellig. Derselbe gab der Deputation in allen Punkten Recht. Er verkündete, daß die Sitzungen der gesetzgebenden Versammlung öffentlich sein würden und daß ihren Mitgliedern die Initiative in allen Fragen, bis auf die der Souveränetät, zustände und daß ein Gesetz über die Freiheit der Presse eingebracht werden würde. General von Pfuel gab diese Erklärungen schriftlich ab, und das Land erwartete von ihnen eine Besserung seiner Lage. Inzwischen war eine Anzahl von Blättern verschiedener Schattirung entstanden, welche zum größten Theil die Opposition repräsentirten.

Die nun folgenden Wahlen zum gesetzgebenden Körper ergaben in der Commune Neufchâtel zehn der Regierung völlig geneigte Stimmen. Dazu kamen die zehn königlichen Deputirten, so daß die Regierung über einen Kern von zwanzig Mitgliedern verfügte, welche Kenntniß der Geschäfte und Talent genug besaßen, um den liberalen Deputirten vollständig überlegen zu sein. So lagen die Dinge vor der Revolution von 1831.

Der gesetzgebende Körper trat Mitte Juli dieses Jahres zusammen, und die dem Fortschritt huldigenden Deputirten leisteten mit gewissem Vorbehalt dem Könige den Eid. Sie waren 41 an der Zahl und bildeten eine imposante Minorität in der Versammlung.

In dieser mehrere Wochen dauernden ersten Session erfolgten nur Proteste der regierungsfreundlichen Deputirten zu Gunsten der Rechte des Souveräns und wurde ein Gesetz über die Presse votirt. Man hatte durch eine Anordnung des Staatsraths verhindert, daß die Deputirten der verschiedenen Parteien ihre Sitze bei einander einnahmen, und legte ferner die Oeffentlichkeit der Sitzungen dahin aus, daß die Sitzungsberichte publicirt, jedoch das Publicum nicht zu den Sitzungen zugelassen werden sollte, und kam schließlich darin überein, eine Anzahl mit Karten versehene Personen zuzulassen.

Man stellte von Seiten der Regierung als Princip auf, daß alle aus dem Eintritt in den Schweizer Bund erwachsenen Ausgaben dem Lande zur Last fielen und daß die Einnahmen des Königs von ihnen nicht berührt würden. Die Geschäftsordnung wurde ebenfalls in jeder Hinsicht zu Gunsten der Regierung gestaltet. Eine Anzahl von Petitionen der Communen aus allen Theilen des Landes wurden dem gesetzgebenden Körper vorgelegt. Sie bezweckten die Abschaffung des Frohndienstes, die Aufstellung von Handelsgesetzen, eines Criminal-Codex, die Revision der Militär-Reglements, die Verordnungen über die Jagd und den Fischfang, die Mittheilung des Staatsbudgets, die Aufstellung einer Civilliste, das Versammlungsrecht der Commune ohne den Vorsitz der Repräsentanten des Fürsten, die Freiheit des Weinhandels, die Ernennung der Straßenaufseher, die Bestimmung des Wohnsitzes der Gerichtsbezirkschefs, die Errichtung eines einzigen Appellgerichts, die Abschaffung des Gesetzes über die Weinschankgebühr.

Fast sämmtliche wichtigere Petitionen wurden von der regierungsfreundlichen Majorität abgelehnt; man beschloß nur als besonderen Gnadenact die Mittheilung des Staatsbudgets an den gesetzgebenden Körper, und diejenigen der ersteren, welche berücksichtigt wurden, fanden nicht durch das Votum der Versammlung, sondern durch Decrete des Staatsraths ihre Erledigung.

Die liberalen Deputirten sahen sich schmerzlich enttäuscht; sie fühlten bald, daß ein constitutionelles Regime, bei welchem die Volksvertretung nicht die Ausgaben des Staats und die Civilliste des Fürsten zu bewilligen hat, nur Chimäre ist. Am Ende dieser Sitzung theilten sie sich in zwei Lager. Die Einen, entmuthigt, hofften auf bessere Zeiten, vor Allem auf bessere Wahlen, die Andern organisirten eine Verschwörung.

Mit ihnen gleichgesinnte Bürger des Landes hielten Ende Juli in Rochefort eine Versammlung ab, in welcher einstimmig der Sturz der Regierung des Königs beschlossen wurde. Als Tag der Ausführung wählte man den Jahrestag der Einverleibung in den Schweizer Bund, den 12. September. Die Regierung, welche keine geheime Agenten hielt, erfuhr diesen Termin erst einige Tage vorher.

Man kam überein, am 12. September, als wichtigem Gedenktag, eine allgemeine Feier zu veranstalten und dabei der Bevölkerung Gelegenheit zu geben, sich darüber auszusprechen, ob sie Schweizer oder Preußen sein wollten. Das Gerücht, daß eine bewaffnete Demonstration stattfinden sollte, hatte sich jedoch verbreitet, und der Staatsrath hatte einen Appell an die Bevölkerung erlassen, etwa 60 Männer der Stadt Neufchâtel zu seiner Vertheidigung engagirt und eine Barricade errichten lassen.

Die Anzahl der Verschworenen betrug ca. 350 Männer, welche am 12. September Morgens, in 2 Colonnen getheilt, die stärkere gegen das Schloß, die schwächere gegen das Hôtel de Ville vordrangen. Am Schloß trat ihnen der Oberst Louis Graf Pourtalès mit der Mittheilung entgegen, daß sich dasselbe ohne Vertheidigung ergäbe, und daß seine Vertheidiger entlassen seien. Die Colonne besetzte das Schloß, und auch die zweite Colonne bemächtigte sich, ohne Widerstand zu finden, des Hôtel de Ville und vereinigte sich alsdann mit der ersteren im Schloß. Der Sitz der Regierung war genommen; es handelte sich nun darum, eine neue Regierung einzusetzen und damit die Revolution zum Abschluß zu bringen. Allein der Staatsrath beabsichtigte nicht, die Macht aus den Händen zu geben; nach vergeblichen Versuchen, in Valangin und Locle Aufnahme zu finden, etablirte er sich in Neufchâtel selbst im Geschützbereich des von den Aufständischen besetzten Schlosses, forderte die Regierungen von Bern, Freiburg und Waadt auf Grund des Artikel 4 des Bundesvertrages auf, ihm 3 Infanterie-Compagnien zu senden, rief die gesetzgebende Versammlung in Eile zusammen und sandte den Generalprocurator de Chambier nach Luzern, um vom versammelten Bundestage den Bundesbeistand zu verlangen.

Außerdem erließ die Bürgerschaft von Valangin, die in der Königlichen Regierung ihre Privilegien und Freiheit bedroht sah, einen Aufruf zu den Waffen und formirte eine Truppe.

Inzwischen erhielten die das Schloß besetzt haltenden Aufständischen Verstärkungen und sandten einen Deputirten zum Bundestage, um sich dessen Wohlwollen zu sichern; allein der Bund beschloß einstimmig die Bundes-Intervention zu Gunsten des Königs von Preußen. Bevor jedoch die Bundes-Commissare, denen eine ganze Brigade, 2 Batterien, eine Carabiniers-Compagnie und noch 3 Infanterie-Bataillone folgten, in Neufchâtel eintrafen, kam man über einen Waffenstillstand überein.

Die Unterhandlungen begannen, und ihr einziges Resultat für die liberale Partei bestand darin, daß die Urwählerversammlungen im ganzen Lande zusammengerufen werden sollten, um über die Befreiungsfrage abzustimmen, und man kam überein, daß, wenn die Majorität die Befreiung verlangte, man mit dem König von Preußen in Unterhandlungen treten würde. Der Staatsrath widersetzte sich dem anfänglich hartnäckig, willigte jedoch dann ein, der Berufung der Urwählerversammlungen kein Hinderniß in den Weg zu legen.

Am 27. September wurde die folgende Convention abgeschlossen: 1) Vollständiges Vergessen des auf beiden Seiten Geschehenen, 2) Rückkehr aller bewaffneten Männer an demselben Tage in ihre Heimat, 3) Uebergabe des Schlosses mit dem dem Canton gehörenden Kriegsmaterial an die Bundestruppen. Gleichzeitig gab der Staatsrath die schriftliche Erklärung ab, daß die Regierung der Zusammenberufung der Urwählerversammlungen kein Hinderniß in den Weg legen würde.

Unmittelbar darauf wurde das Schloß übergeben, und Alles, was die Waffen ergriffen hatte, Bundestruppen wie Aufständische, kehrte an seinen Herd zurück.

So endete ein Unternehmen, welches in die Neufchâteler Bevölkerung die Spaltung trug, welche seitdem 26 Jahre hindurch in derselben herrschen sollte und die erst mit dem Pariser Vertrage von 1857 endete; Jedermann entschied sich jetzt für die liberale, oder für die royalistische Partei, deren Cocarde man selbst annahm.

Am 7. October trat der gesetzgebende Körper zusammen und discutirte über die politische Lage und die Einberufung der Urwählerversammlungen; allein nach langen Debatten entschied sich eine starke Majorität von 47 gegen 31 Stimmen für die Beibehaltung des monarchischen Princips ohne Einberufung der Urwählerversammlungen. Die liberale Partei sah damit ihre letzten Illusionen schwinden.

In diesem Moment kehrte General von Pfuel nach Neufchâtel zurück und ging sofort mit der Reformation des aus überalterten Mitgliedern bestehenden Staatsraths, der sich der Situation im ersten Moment nicht gewachsen und entmuthigt gezeigt hatte, vor. Er erhielt leicht das De-

missionsgesuch aller Titular-Mitglieder des Staatsraths und bildete denselben aus nur 7 Mitgliedern. Der Oberst Graf Louis Pourtalès wurde Präsident. Es wurden ferner vier Ministerial-Abtheilungen für die Finanzen, das Militär, das Innere und die Justiz und Polizei gebildet. Jede dieser Abtheilungen bestand aus einer ihre Angelegenheiten berathenden Delegation von 5—6 Mitgliedern. Somit war die Executivgewalt durch den preußischen General reformirt, und es lag auf der Hand, daß diese Reform gegen die Revolution gerichtet war.

Jetzt wollte man zur Verhaftung der Hauptführer der Expedition gegen das Schloß schreiten, dieselben begaben sich jedoch nach Yverdon in Sicherheit und bildeten das Revolutionscomité, welches später einen zweiten Aufstand versuchen sollte.

General von Pfuel schritt seinerseits zur Organisation einer regulären und permanenten Truppe, bestehend aus 1 Infanteriebataillon, 1 Carabiniers-Compagnie, 1 Batterie, welche aus den royalistischen Gebietstheilen recrutirte und vorzugsweise von adligen Offizieren commandirt wurde. Der ganze Theil des Landes, in welchem der Royalismus fast ausschließlich dominirte, d. h. Val-de-Ruze, die Thäler der Sayne und des Ponts, die Bevölkerungen von Brevine, Ligrières, Landeron ꝛc. wurden neu gezählt, bewaffnet, mit Munition versehen und in Compagnien und Bataillone eingetheilt. Die Zugänge der Stadt Neufchâtel wurden mit Barricaden und diese mit Geschützen armirt. Basel streckte einige 100000 Francs vor, und derart gerüstet und vorbereitet konnte die Regierung die Ereignisse abwarten. Auch wurden in alle Communen Commissare geschickt, welche Erklärungen der Unterwerfung unter die Autorität des Königs aufnahmen; und einer Anzahl von Notabeln des Val-de-Travers wurden schriftliche Fragen über die Ursachen der Mißstimmung, unter der das Land litte, und über die Mittel zu ihrer Beseitigung zur Beantwortung vorgelegt.

Die Presse des Landes theilte sich damals in das liberale Journal de Neufchâtel und den royalistischen Constitutionel neufchâtelois.

Trotz der mit dem Eintreffen Pfuels erfolgten außerordentlichen Verstärkung der Regierungsgewalt ließ sich das Comité von Yverdon, dessen Mitglieder an der Absicht, sich die Rückkehr in's Vaterland frei zu machen, festhielten, nicht einschüchtern. Sie rechneten auf den ihnen versprochenen Zuzug von Freicorps aus den Cantonen Genf, Waadt, Bern ꝛc. und daß diese Cantone diesen Freicorps Waffen und Munition liefern und deren Einmarsch in das Neufchâteler Gebiet ein Triumphzug sein würde. In der That wurde im Canton Waadt unter der Leitung eines gewissen Bourguin, der eine verrätherische Rolle spielte, ganz offen eine Freitruppe gesammelt, und es bleibt unerklärlich, weshalb Neufchâtel die Regierung des Cantons nicht zur Verhaftung des Comités von Yverdon aufforderte.

Zu dieser Zeit trat die gesetzgebende Versammlung Neufchâtels wiederum zu einer Session zusammen, die dadurch von besonderer Be-

deutung wurde, als sie die Oppositionspolitik Neufchâtels gegenüber dem Bundestage inaugurirte, welche, 16 Jahre hindurch aufrecht erhalten, zum Sturz seiner Regierung führen sollte.

In dem Streite zwischen Basel Stadt und Basel Land hatten Neufchâtel und in seinem Gefolge die kleinen Cantone den Standpunkt eingenommen, daß die durch die Verfassung garantirten Privilegien der Stadt Basel aufrecht erhalten bleiben sollten. Von da ab stimmte Neufchâtel stets mit den kleinen Cantonen in der Opposition gegen alle liberalen Maßregeln der Majorität der Bundesversammlung überein.

Die Session war ferner bemerkenswerth dadurch, daß liberale Abgeordnete von dem neu geschaffenen Militär insultirt wurden und in Folge dessen die meisten derselben die Stadt verließen. Die Truppen des Bundes, deren Hilfe von der Regierung abgelehnt wurde, verließen ebenfalls die Stadt und das Land, und die erstere gedachte mit einem eventuellen Aufstande allein fertig zu werden. Mitte December wurde das zweite Unternehmen der Aufständischen in Scene gesetzt. Die Theilnehmer waren nur mehrere hundert Köpfe stark, darunter zweihundert Arbeiter aus Genf, welche jedoch, in Morges angelangt, bereits entwaffnet wurden. Die übrigen Abtheilungen der Aufständischen wurden überall geschlagen, zerstreut oder gefangen genommen. Die royalistische Partei verfügte ihnen gegenüber über 2500—3000 gut bewaffnete und organisirte Truppen, welche unter der Leitung des General von Pfuel an allen Punkten siegreich vordrangen. Die liberale Partei war nunmehr besiegt und ohne Hilfsquellen, ihre Chefs zerstreut, einige Hundert der Aufständischen gefangen, und eine ähnliche Anzahl nach den benachbarten Cantonen und Frankreich geflüchtet. Die Regierung schritt zur Bestrafung der Schuldigen. Zahlreiche Verhaftungen und Verurtheilungen fanden statt. Die aufständischen Districte erhielten Truppen in's Quartier. Einer der Hauptleiter des Aufstandes, Roessinger, wurde zum Tode verurtheilt, jedoch begnadigt und nach Ehrenbreitenstein transportirt.

Die Regierung kam nunmehr auf das bei dem ersten Aufstande mit dem Schlosse zu übergebende Kriegsmaterial zurück und verklagte die Chefs der Aufständischen auf einen Schadenersatz von 150000 Francs für entnommenes und bei Seite geschafftes derartiges Material. Diese Klage erregte von Neuem böses Blut, sie gelangte übrigens nicht zur gerichtlichen Anerkennung. — Die Belohnungen für die erfolgreiche Niederwerfung des Aufstandes bestanden in der Ernennung des Generals von Pfuel zum Generallieutenant, der Verleihung des rothen Adlerordens an die thätigsten Royalisten und in der Prägung und Austheilung einer silbernen Erinnerungsmedaille. Die Bürgerschaft von Valangin erhielt zwei bespannte Geschütze nebst der Munition zum Geschenk. Den Bewohnern der besonders treuen Ortschaft Plance wurde ein Abgabenerlaß bewilligt.

Die Reaction erhob in Neufchâtel mächtig ihr Haupt, und im Januar 1832 entstand sogar eine Bewegung, welche auf den Austritt aus dem Schweizer Bunde und völlige Einverleibung in Preußen, jedoch mit der Bedingung der Neutralität im Kriegsfall, abzielte. Die Bürgerschaft von Valangin erließ eine Adresse in diesem Sinne an den Gouverneur General von Pfuel, und ihrem Beispiele folgten die meisten Communen.

Die gesetzgebende Versammlung ihrerseits discutirte eine Adresse an den König, in welcher die Eröffnung von Unterhandlungen über den Austritt Neufchâtels aus dem Schweizerbund verlangt werden sollte. Die Adresse wurde fast einstimmig angenommen, sie hatte jedoch kein anderes Resultat, als daß der preußische Geschäftsträger in Bern eine bezügliche Note übergab. Dieselbe bildete kaum den Gegenstand der Discussion im Bundestage, so wenig ernst nahm man diesen Schritt.

Die aus den Ereignissen von 1831 hervorgegangene Regierung hatte eine weit gesichertere und geachtetere Position wie die frühere. Ein großer Theil der Neufchâteler Bevölkerung war von rein legitimistischen, den Liberalen abholden Gesinnungen durchdrungen, und die demokratischen Principien der schweizer Cantone galten als anarchistische. Dieser Zustand der Gemüther dauerte von 1831—1847. Allein die Thatsachen, die sich in dieser Periode vollzogen, sind von Wichtigkeit. Es fanden mehrfache Verfolgungen statt; die geringste Demonstration der Liberalen im Sinne ihrer Partei wurde streng geahndet. Die Regierung benutzte die alljährliche kurze Anwesenheit des Gouverneurs General von Pfuel, um die Royalisten in den gut gesinnten Districten Revue passiren zu lassen, und zu Ansprachen, in denen die Niederhaltung der Liberalen empfohlen wurde. Die Isolirung, in welcher sich die monarchische Regierung von Neufchâtel im Schweizer Bunde befand, drängte dieselbe dazu, Alliirte zu suchen und die in der Schweiz auftretenden Contrerevolutionen und die aristokratischen Regierungen überall, wo sie sich erhalten hatten, zu unterstützen. Neufchâtel bildete daher mit den kleinen Cantonen eine Liga gegen die Entscheidungen der Bundesversammlung und unterstützte sogar einen Contrerevolutionsversuch in Bern durch Lieferung von Patronen.

Hinsichtlich der Reformen, welche das Land verlangt hatte, wurde eine Commission zusammenberufen, die sich den Anschein gab, das Möglichste zu thun, und sehr wenig that und die veraltetsten Gesetze, wie z. B. das der Haftbarkeit der Kinder für die Schulden der Väter und andere bestehen ließ. Es entstanden nur sehr wenige und ziemlich unbedeutende Gesetze, wie das über das Hypothekenwesen, über die Verfolgung von Schulden und einige Handelsgesetze, sowie ein Gesetz über streitige Güter und Fallitsachen und über das gerichtliche Verfahren.

Inzwischen wurden die in der gesetzgebenden Versammlung vacant werdenden Plätze einer nach dem andern von Royalisten eingenommen, dagegen gelang es den Liberalen, einen ihrer bedeutenderen Männer in

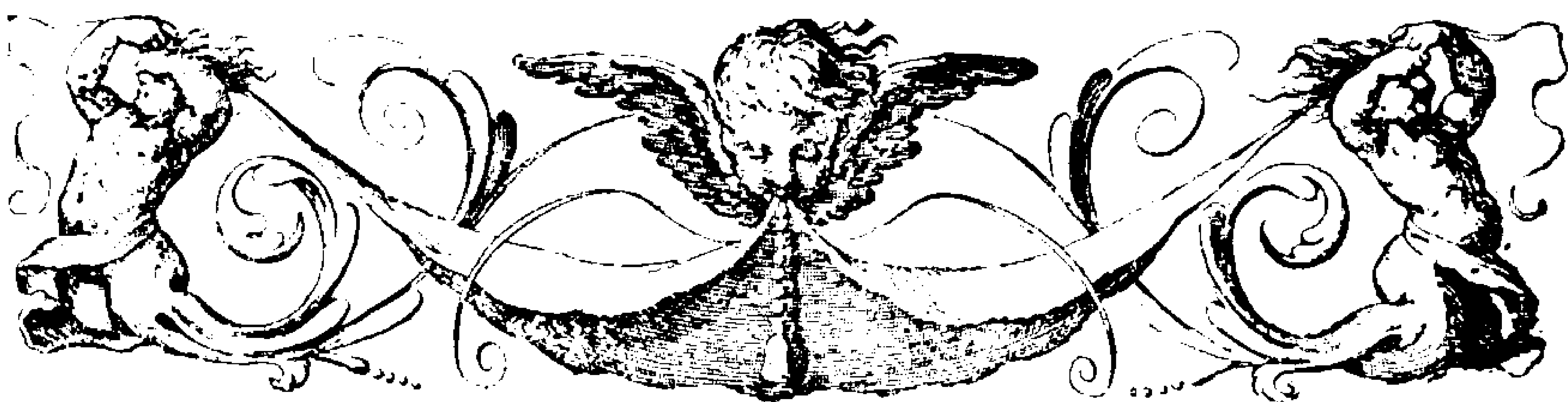
die gesetzgebende Versammlung zu bringen. Es war Jeanrenaud-Besson, der dort die Führung der Partei übernahm.

In den nächsten Jahren traten die Bundesangelegenheiten vor denen des Cantons mehr in den Vordergrund, und Neufchâtel stellte sich bei den Baseler und Schwyzer Händeln und der Revision der Bundesverfassung auf den Standpunkt der Privilegirten und der Stabilität. Es schloß sich jedoch der Convention von Sarnen und dem aus derselben hervorgehenden kurzen Bürgerkriege innerhalb des Schweizerbundes an, die Neufchâteler Regierung wurde aber durch den bei demselben erlittenen Echec stark compromittirt und entschloß sich, bei dem Könige einen neuen Versuch zum Austritt aus dem Schweizer Bunde zu machen. Inzwischen drohte der Bund trotz des Protestes des preußischen Gesandten, 10000 Mann Truppen nach Neufchâtel zu schicken, wenn dessen Abgeordnete nicht in der Bundesversammlung erschienen, worauf die Neufchâteler Regierung nachgab und die Deputirten absandte.

Unterdessen begann sich die liberale Partei zu regen und sandte eine mit den Unterschriften von 3600 Wählern versehene Petition an den König, in welcher der Verbleib Neufchâtels im Schweizer Bunde erbeten wurde. Eine in demselben Sinne gehaltene Petition wurde gleichzeitig an die Bundesversammlung gerichtet, und es war von Bedeutung, daß sich bei diesen Petitionen die Hälfte der Wähler Neufchâtels als liberal manifestirte. Es war vorauszusehen, daß weder der König, noch der Schweizer Bund auf das Verlangen der Petition eingehen würden. Friedrich Wilhelm III. lehnte ebenso wie die Bundesversammlung dasselbe ab und ertheilte auf das Verlangen der „Patrioten“ die bemerkenswerthe Antwort, daß er keine andere Majorität wie die gesetzlich durch die gesetzgebende Versammlung zum Ausdruck kommende anerkennen könne.

(Schluß folgt.)





Roman, Drama und Musikdrama.

Von

Gerhard Schjelderup.

— München. —

I.

Die Musik hat sich nach und nach, besonders im letzten Jahrhundert, einen hervorragenden Platz im geistigen Leben der Nationen erworben. Und doch ist es merkwürdig, wie wenig Verständniß das eigentliche Grundwesen dieser Kunst selbst bei großen Denkern gefunden hat, deren überlegener Blick die zahllosen sonstigen Erscheinungen des Lebens scharf beobachtete.

Die größten Philosophen haben die sonderbarsten Ansichten ausgesprochen, wenn die Rede von der Musik war, und sogar Schopenhauer, der tiefer als die Meisten gesehen und eine hochinteressante Charakteristik der Musik gegeben hat, nennt als praktisches Beispiel seiner Theorie Rossini, den Sänger des oberflächlichen Genusses, während seine Definition eher eine tiefsinnige Erklärung der großen Wagner'schen Dramen zu sein scheint. — Nicht nur Philosophen, sondern auch berühmte Dichter verhalten sich fremd, ja sogar gleichgültig gegenüber einer Aeußerung der Schöpferkraft des menschlichen Geistes, welche ihrer eigenen Kunst ganz nahe verwandt ist. — Ein weltberühmter dramatischer Dichter, der viele Jahre in Süddeutschland gelebt, erwiderte ganz trocken, als ich ihn fragte, ob er je in Bayreuth gewesen: „Nein, ich bin unmusikalisch." Auf diese Weise meinte er genügend entschuldigen zu können, daß er so wenig Sinn für eine, die ganze dramatische Kunst interessirende hochwichtige Reform gehabt. Er wußte überhaupt Nichts von den Wagner'schen Ideen und Werken. — Als mir ein junger, begabter Berliner Schriftsteller seine Begeisterung über „Bajazzo" äußerte, fragte ich ihn ganz erstaunt: „Wie können Sie, ein

wahrer Dichter, ein Werk loben, in dem kaum eine Spur von Charakteristik und wirklicher Vertiefung des menschlichen Seelenlebens zu finden ist? Alles ist doch nur rohe äußere Handlung, eine Art Stiergefecht, um civilisirte Barbaren zu ergötzen." „Mein Gott, mehr verlangt man doch nicht von einer Oper," lautete die überlegene Antwort. — Ich könnte zahlreiche ähnliche Beispiele nennen, was um so merkwürdiger erscheint, weil gerade unsere jetzigen Dichter in jedem Augenblick von Wissenschaft sprechen. Denn die Wissenschaft lehrt den Zusammenhang aller Phänomene, und ebenso wenig wie ein Chemiker, der keine Ahnung von Physik hätte, denkbar wäre, ebenso wenig dürfte ein „wissenschaftlicher" Dichter es unterlassen, das Wesen der Musik und ihre Bedeutung für den allgemeinen künstlerischen Ausdruck genau zu studiren.

Alle Künste hängen fest zusammen, und es ist kaum möglich, die Grenzen genau anzugeben. Nur wenn ein Künstler tiefgehende Kenntnisse von den Gesetzen aller Künste, ja des ganzen Mechanismus des menschlichen Geistes erworben hat, wird er sich eine klare Vorstellung von seiner Specialkunst und von der Rolle machen können, welche diese im Culturleben der Völker spielt. — —

Die Absicht dieser Abhandlung ist vor Allem, die mächtige Kunstgattung des Musikdramas genauer zu beleuchten, von welcher viele fein gebildete Menschen leider kaum eine Ahnung haben. Das Musikdrama*), Wagners großartige Schöpfung, ist zwar die letzte Erscheinung auf dem künstlerischen Gebiete und deshalb am wenigsten erkannt und verstanden. Aber daß die alten, hochernsten Opern des großen Meisters oft unglaublich oberflächlich beurtheilt werden, ist wahrhaft eigenthümlich.

Um die künstlerische Bedeutung des Musikdramas der allgemeinen Litteratur gegenüber darzulegen, muß ich die Hauptformen moderner Dichtkunst, Roman und Drama in kurzen Zügen charakterisiren. — Diese beiden Kunstgattungen haben ja in unserer Zeit die lyrische und epische Dichtung ganz in den Hintergrund gedrängt. — Die lyrische Poesie hat sich der verwandten Musik gegenüber nicht halten können, deren reicheres Gewand sie anziehen muß, um Wirkung auf größere Massen auszuüben. Die lyrische Kunst hat in unseren Tagen, wenn sie ganz allein steht, nur ein kleines Publicum, ungefähr wie die Radirungen, Kupferstiche, Zeichnungen. Die meisten Menschen verlangen reiche Farben und plastische Formen. Auch

---

*) Diese Benennung hat Wagner selbst wenig befriedigt, wie er es in der Abhandlung „Ueber die Benennung Musikdrama" ausgedrückt hat. Doch wir haben eben keine andere, und die kritischen Bemerkungen Wagners treffen bei anderen Benennungen (Oper, Drama 2c.) eben so wohl zu. Doch jeder Mensch weiß, welche Musikgattung mit dem Wort Musikdrama gemeint ist. Und das ist doch wirklich, trotz allen philologischen Erörterungen, die Hauptsache.

ist unsere Zeit mit ihrem rastlosen Jagen, ihren Eisenbahnen, Telegraphen und Telephonen wenig günstig für lyrisches Dichten, das anschauend und träumend ist, während die heutige Zeit vor Allem **Handlung** fordert.

Das alte Epos ist beinahe ganz in den **Roman** aufgegangen, der eine viel biegsamere, reichhaltigere Entwicklung der epischen Dichtung bildet. Der Roman hat nämlich sowohl lyrische als dramatische Elemente in sich aufgenommen. Jüngere Dichter haben Novellen, ja sogar Romane geschrieben, wo dramatische Formen vorherrschen. Der Roman hat dadurch einen Formreichthum, ein Leben und eine Beweglichkeit gewonnen, die früher unbekannt waren. — —

Das Hauptziel der Dichtung unserer Zeit ist: **das menschliche Leben in äußeren und vor Allem inneren Erscheinungen zu schildern.** Die Seelenanalyse spielt in Roman wie in Drama die Hauptrolle. — Der Roman besitzt im Vergleich zu dem Drama neben Vortheilen auch bedeutende Nachtheile. Gerade dies Verhältniß muß ich eingehender schildern, da es sehr viel Bedeutung für das Verständniß des Musikdramas hat. — Die Vortheile der Romanform sind folgende: eine größere Auswahl von Formen, epischen, lyrischen und dramatischen, die Gelegenheit zur Vertiefung in's menschliche Seelenleben durch längere philosophische Untersuchungen, da der Roman-Schriftsteller über seinen Personen steht, sie nicht nur reden und handeln läßt, sondern sich wie ein Gott in ihr Innerstes vertiefen, ihre intimsten oft unbewußten Stimmungen beobachten, die feinsten Bewegungen der Fibern ihres Seelenlebens analysiren kann. Dadurch entsteht ein ergreifendes Bild vom Charakter und von der Entwicklung der im Romane auftretenden Menschen. Auch hat der Roman-Schriftsteller Gelegenheit, das Milieu, worin die Handlung vorgeht, mit der ganzen Gluth seiner Begabung zu malen und zwar mit einer Umständlichkeit, welche nur die Romanform erlaubt. Dazu kommt noch, daß die Ausdehnung eines Romans beinahe nur durch das Talent des Verfassers und den Gehalt des Stoffes begrenzt wird.

Der geniale Romandichter verläßt oft die epische Grundform der Gattung, giebt seiner tiefen Leidenschaft, seiner Lebensfreude, seinem Schmerz in echt lyrischen Ergüssen Ausdruck und webt lebhafte dramatische Episoden in sein Gewebe ein. — Dadurch erhält das ganze Bild einen hohen Grad von Leben, eine üppige Farbenpracht, einen großartigen Reichthum feiner und tiefsinniger Seelenstudien. Die Vortheile des Romans sind also im Wesentlichen folgende:

> **eine beinahe unbegrenzte Zeitdauer, großer Formenreichthum, eine größere Gelegenheit zur Vertiefung des Seelenlebens der handelnden Personen, zur Analyse ihrer verborgensten Charakterzüge,** als im Drama möglich ist, da dies in Zeit wie in Form eng begrenzt ist und bei Weitem keine so reiche Gelegenheit zu einer psychologischen Entwickelung bietet wie der Roman.

Doch das Drama besitzt auch große Vortheile, die seine Schwächen weit überragen und diese Kunstform bedeutend wirkungsvoller machen als den Roman. Zuerst werden wir die Schwierigkeiten betrachten, womit der Dramatiker zu kämpfen hat. — Das Drama hat in unserer europäischen Kunst in der Regel höchstens 4—5 Stunden zur Verfügung. Das Passionsspiel in Oberammergau bildet einen interessanten Ueberrest des mittelalterischen Dramas, das oft in mehreren Tagen gespielt wurde. Der dramatische Dichter muß also in verhältnißmäßig kurzer Zeit dasselbe, ja ein viel größeres Resultat erreichen, als der Roman-Schriftsteller. Er muß verstehen, durch eine klare, fest gebaute Handlung Charaktere zu zeichnen, sie nach den Gesetzen des Lebens zu entwickeln und dadurch wunderbare, oft verborgene Schätze des menschlichen Gemüths- und Gedanken-Lebens zu offenbaren. Er muß verstehen, seine Zuhörer zu ergreifen, ihr Nachdenken zu erwecken, ihnen neue überwältigende Eindrücke zu geben. Und dies Alles innerhalb der engen Grenzen der dramatischen Form, welche der moderne Dramatiker nur in einzelnen, stark motivirten Augenblicken zu brechen wagt, wenn er sich einen kurzen Monolog (wie in Hedda Gabler) erlaubt, wodurch uns die handelnde Person in einem günstigen Augenblick in ihr verborgenes, dunkles Seelenleben hineinschauen lassen kann. Denn die Zeit der alten bequemen Monologe, als uns noch der Held in langen Selbstgesprächen die intimsten Geheimnisse seiner Seele mittheilte und sich in langen weitschweifigen lyrischen Schwärmereien ergoß, ist unwiederbringlich vorbei. Jedenfalls gilt dies von dem Wortdrama, während das phantastischere Musikdrama in dieser Beziehung conservativer erscheint. Auch die epische Form ist innerhalb bestimmter Grenzen verwendbar. Eine Erzählung, eine Schilderung von den Erlebnissen oder vom Gedankenleben einer der handelnden Personen darf von Zeit zu Zeit vorkommen; doch übt die dramatische Form einen sehr strengen Zwang aus und giebt den lyrischen und epischen Elementen nur wenig Spielraum. Im Drama wird die psychologische Entwickelung nothwendigerweise kürzer und zusammengedrängter als im Roman und kann nicht dieselbe Intimität besitzen, wie in einer Kunstgattung, wo der Dichter nach Belieben als kritischer Beobachter auftreten kann, um uns die geheimsten Züge im Seelenleben seiner Helden zu entdecken. Wie oft zeigen wir uns in Gesprächen mit Anderen ganz so, wie wir sind, wie oft geben wir unser tiefstes Wesen den indiscreten Blicken anderer Menschen preis? Und da das Drama in der Regel an die Form der Gespräche gebunden ist, können die handelnden Personen nur in einzelnen besonders bewegten Augenblicken die Gelegenheit bekommen, uns ihr Innerstes zu offenbaren, und selbst dann geht Alles so schnell vorwärts, die Gelegenheit ist so begrenzt, daß wir nur im Stande sind, einen flüchtigen Einblick in's wirkliche Wesen eines Menschen zu werfen, den wir oft viel genauer kennen lernen möchten. Zwar haben es erhabene Meister verstanden, uns großartige Tiefen des inneren menschlichen Lebens

in dramatischer Form zu zeigen; doch so ausführlich wie der Romandichter kann und darf der Dramatiker nicht malen, und gerade deshalb werden in den dramatischen Werken, welche die größte Tiefe besitzen, die meisten verschiedenartigsten Erklärungs-Hypothesen aufgestellt werden. Die Dramen von Shakespeare und Ibsen können hier als Beispiel dienen. Diese beiden Schwächen werden zwar im höchsten Grade vermindert durch: die lebendige Darstellung auf der Bühne. Die Handlung des Dramas geht vor den Augen der Zuschauer vor sich, während der Roman nur gelesen wird, also ganz andere Forderungen an die Phantasie stellt. Milieu, Stimmungen, Beleuchtungen, die handelnden Personen selbst, Alles ist in concreter Lebendigkeit da. Bei einer guten dramatischen Aufführung vermag der Schauspieler, durch seine Mimik, durch verständnißvolles Eindringen in den Charakter seiner Rolle, der Darstellung das Gepräge des Lebens zu geben, während die Personen des Romanes nur in der Vorstellung des Lesers eine ähnliche plastische Kraft erreichen, wenn dieser fähig ist, die nothwendige Mitarbeit zu leisten. Die Genialität des Schauspielers vermag also in hohem Maße, jenen Mangel des Dramas auszugleichen, der darin besteht, daß die psychologische Entwickelung im Vergleich mit derjenigen des Romans kurz sein muß und nur in großen kräftigen Zügen gezeichnet werden kann. Durch Ausdruck, Haltung und Bewegung, Mienenspiel, Modulation der Stimme kann der Schauspieler unzählige Feinheiten in der Charakterentwickelung enthüllen, welche der Verfasser nur durch einzelne Züge anzudeuten vermochte. Folglich muß dem Schauspieler eine bedeutende Freiheit zugestanden werden, und es ist gar nicht zu verhindern, daß seine Auffassung der Rolle in so vielen Punkten von der des Verfassers abweicht. Dies ist, wie wir später sehen werden, im Musikdrama viel weniger der Fall. — Wenn ein Drama geniale Darsteller findet, kann der Verfasser ruhig auf sie bauen, ob er auch selbst nicht in allen Beziehungen mit der Auffassung seines Werkes einverstanden ist. Ein großer Darsteller kann nämlich oft klarer sehen als der Dichter selbst, der das Drama geschrieben hat. — Aber leider ist Mittelmäßigkeit, ja Talentlosigkeit die allgemeine Erscheinung auf der Bühne. Eine wirkliche Schauspielerbegabung ist außerordentlich selten. Eine schlechte Aufführung ist aber weniger als gar keine. Folglich wird das Drama die großen Vortheile nur ausnahmsweise genießen können, welche ihm die lebendige Darstellung verschafft. Ich werde später nachweisen, daß das Musikdrama eher im Stande ist, eine mittelmäßige Aufführung zu ertragen, und wenigstens nicht in dem Grade von den Hauptdarstellern abhängt, wie das Wortdrama. Dagegen ist ein gutes Orchester im Musikdrama ganz unentbehrlich.

Der zweite Hauptvortheil des Dramas dem Roman gegenüber ist die viel lebendigere Haltung, welche im Drama nothwendig entsteht, theils durch die größere Beweglichkeit der Gesprächs-Form, theils durch die Concentration und raschere Entwickelung der Handlung, welche der kurze Zeit-

raum, worin sie sich abspielen muß, selbstverständlich erfordert. Auch passen in der Regel gerade die lebensvollsten Scenen am meisten für die Bühne, und die kräftige Steigerung der Vorgänge ist im Drama noch viel nothwendiger als im Roman, da viele stillstehende und raisonnirende Scenen, welche im Roman gut wirken, auf der Bühne unmöglich sind, weshalb ein guter Dramatiker solchen zu entgehen sucht. Aus diesen Gründen wirkt das Drama schon beim Durchlesen bedeutend mehr als der Roman.

Die Vortheile des Romans sind also:

Ein größerer Formenreichthum, die größere Unabhängigkeit des Dichters den handelnden Personen gegenüber, deren inneres Leben er in langen psychologischen Analysen untersuchen kann, die beinahe unbegrenzte Zeit, welche die Romanform gestattet. — Die Vortheile des Dramas sind dahingegen: „Die lebendige Darstellung auf der Bühne, die zusammengedrängte (äußere und innere) Handlung, welche die Wirkung in einem gut gebauten Drama außerordentlich steigert. — —

II.

In kurzen Zügen habe ich nachzuweisen versucht, welche Vortheile und Nachtheile die Kunstgattungen des Romans und des Dramas besitzen. Wie eine neue, in unseren Tagen entstandene Kunstform die wesentlichsten Vortheile beider Kunstgattungen vereinigt, ohne in besonderem Grade an ihren Mängeln zu leiden, werde ich im Folgenden näher entwickeln. Doch ehe ich zum Musikdrama übergehe, muß ich eine früher entstandene, noch herrschende Form dramatischer Musik erwähnen, ich meine: die Oper. Wie bekannt, war schon das griechische Drama des Alterthums eine Art Musikdrama d. h.: ein großartiges Zusammenwirken von Dichtkunst, Musik und Schauspielkunst. Die Sagen von der außerordentlichen Wirkung dieses Dramas auf ein hoch begabtes Künstlervolk hatten sich durch die Zeiten erhalten, und als die Renaissance Begeisterung für die antike Kunst erweckte, war es ganz natürlich, daß man auch den Versuch machte, das alte Drama wieder zu beleben. Die Entstehung und Entwickelung der „Oper“ zeigt aber, wie wenig Verständniß vom Drama der Hellenen man damals besaß. Das griechische Drama entstand auf natürlichem Boden als die schönste Blume der künstlerischen Entwickelung eines hoch begabten Volkes, während die Oper eine künstliche Pflanze war, in der ungesunden Treibhausluft der italienischen Höfe entstanden. Die Fürsten der Renaissance waren gleichzeitig grausame Barbaren und raffinirte Kunstgönner. Dieser scheinbare Gegensatz kann nur dadurch erklärt werden, daß man annimmt, daß dieses Kunstverständniß nur äußerlich war: die farbenprächtige Malerkunst, die männliche Bildhauerkunst, die imposante Architektur waren für diese Fürsten im Großen und Ganzen nur Mittel zum raffinirtesten Lebensgenuß. Gewöhnlich wurden die hohen Mäcenaten

mehr vom Sinn für Pracht und Ueppigkeit geleitet als vom wahren Kunstsinn, so wie man heutezutage die schöne Eigenschaft auffaßt. Lebensgenuß unter allen Formen war das Ideal dieser glänzenden Gesellschaft. Die drei schon erwähnten Künste konnten theils auf dem festen Grund einer langen, geschichtlichen Entwickelung (Maler- und Bildhauerkunst), theils auf bestimmten Ueberlieferungen und gut erhaltenen Werken (Architektur und Bildhauerkunst) bauen. — Die Oper hingegen entstand plötzlich, ohne Zusammenhang mit der früheren (contrapunktischen) Entwickelung der musikalischen Kunst und konnte sich nur auf äußerst unbestimmten und mißverstandenen Traditionen vom antiken Drama stützen. Sie wurde gleich von Anfang an eine geschickt erfundene Zerstreuung für die üppigen und verdorbenen Höfe der Renaissance-Zeit. Neben einer auf rein sinnliche Wirkungen berechneten Musik spielte die Tanzkunst eine immer größer werdende Rolle. Zwar hatte sich Peri, der Schöpfer der Oper, höhere Ziele gestellt, aber das Bewußtsein von diesen ging nach und nach, trotz einzelnen Reformatoren, ganz verloren, bis endlich Meyerbeer die Oper dem Geschmack des bourgeoisen Publicums anpaßte, wodurch sie jedes aristokratische Gepräge vollständig einbüßte. Die Oper hatte nur einzelne Aeußerlichkeiten dem griechischen Drama entlehnt, ohne die innere Harmonie und das hohe künstlerische Streben dieser edlen Kunstgattung zu ahnen. Im Volke hatte sich zwar eine richtigere Auffassung der dramatischen Kunst im Stillen erhalten. Die noch bestehenden Passionsspiele in Oberammergau nähern sich dem antiken Drama viel mehr als die Oper und die unter ähnlichen Verhältnissen entstandenen französischen Tragödien. Bei den Griechen war das Drama Alles, die verschiedenen Künste mußten sich der dramatischen Handlung unterordnen, der dramatischen Idee dienen. In der Oper trat schon von Anfang an das Drama ganz in den Hintergrund, und die berauschende, jüngst entdeckte Musik bemächtigte sich in jugendlichem Uebermuth des Regiments, welches sie nur bisweilen mit der üppigen Tanzkunst theilte. Die Bühnentechnik entwickelte sich allmählich in hohem Grade, und die Oper wurde mehr und mehr eine Art Ausstattungsstück, etwa wie die Feerien unserer Zeit. Doch die Musik behielt, wie gesagt, die höchste Macht. Die Dichtkunst spielte dabei eine klägliche Rolle, mußte sich den wechselnden Modeformen der Musik gänzlich unterordnen und verlor in den sogenannten „Libretti" jede Bedeutung. Da nun eine erhabene Musik schwerlich entsteht, wenn der Musiker trockene, läppische Texte behandeln muß, giebt es folglich außerordentlich wenig Opern, die großen Kunstwerth wirklich besitzen. Viele Componisten kümmerten sich nur wenig um die Texte und musicirten nach bestem Vermögen so, wie die Mode es gerade verlangte. Dadurch entstand eine unglaubliche Oberflächlichkeit, welche den Grundcharakter der meisten Opern bildet. Die großen Künstler litten tief unter diesen Verhältnissen. Vor Allen versuchte Gluck Reformen einzuführen und erhob die Oper zu einer früher nie ge-

kannten künstlerischen Höhe, indem er viel Gewicht auf das dramatische Element legte und eine edle, natürliche Declamation einführte. Er blieb aber leider auf halbem Wege stehen, indem er die conventionellen Musikformen ungestört beibehielt, welche jede Inspiration schon in der Geburt ersticken mußten. Denn welcher wahre Dichter kann ohne Ekel Arien, Duette, Ensembles, Recitative 2c. Alles nach vorausgegebenen willkürlichen Regeln schreiben? — —

Gluck, Mozart, Beethoven, Méhul, Spohr, Marschner 2c. schufen, wie bekannt, die edelsten Werke auf dem Gebiet der Oper, aber Niemand wagte mit den alten auf falscher Grundlage ruhenden Traditionen zu brechen. Erst **Wagner** erschien als der große Reformator, der das Musikdrama auf derselben Basis aufbaute, worauf das Drama der Hellenen in alten Zeiten ruhte. — Doch schon bei den genannten Opern-Componisten waren neue Keime vorhanden, und ihre Werke haben eine Tiefe und Größe, die man bewundern muß. Schon diesen Meisterwerken gegenüber ist die im Anfang meiner Abhandlung angeführte Aeußerung („so was verlangt man doch nicht von einer Oper") ganz sinnlos. Hier findet man schon tiefe Gefühle, erhabene Gedanken, feine Stimmungen und tüchtige Charakteristik, ja oft eine einfache, nicht uninteressante Handlung von einer bedeutenden dramatischen Wirkung. — Die psychologische Feinheit der Charaktere, welche die freien Formen unserer Zeit ermöglichen, und welche auch mit der allgemeinen Entwickelung des menschlichen Geistes im letzten Jahrhundert in Zusammenhang steht, kann man freilich von den alten Meistern nicht verlangen. Beethoven, der sich in seiner Instrumentalmusik in das menschliche Innere vertieft wie kaum ein anderer Künstler, fühlte sich in „Fidelio" zu gebunden und wagte nur in einzelnen genialen Augenblicken mit den alten Traditionen zu brechen. Doch ist die herrliche Gestalt von „Leonore" ein schönes Zeugniß für Beethovens Talent, wo es sich um dramatische Charakteristik handelt. Trotzdem hat Beethoven noch viel mehr durch seine Instrumentalcompositionen das Musikdrama vorbereitet, welches ohne ihn beinahe undenkbar wäre. Wagner hat dies selbst nachgewiesen, sowohl in „Oper und Drama", „Beethoven" und anderswo in seinen Schriften. Ein anderer Instrumentalcomponist Berlioz hat auch in dieser Beziehung einen großen Einfluß geübt, da er die alten Formen ganz niederbrach und die unendlich ausdrucksvolle Orchesterbehandlung unserer Zeit schuf. — —

Leider wurde das Licht, welches von den großen Meistern strahlte, bald durch spätere Modecomponisten verdunkelt, deren Hauptzweck war, dem Publicum zu gefallen. Diese haben alle die schlechtesten Eigenschaften der alten Opern beibehalten, während sie die Formen nur soweit änderten, wie die Mode es verlangte: die alte Suppe nur mit Zuthat von allerlei pikanten Gewürzen. Jene Musiker haben den Geschmack in einem solchen Maße verdorben, daß die meisten Menschen nur eine angenehme Zerstreuung von der Oper verlangen, d. h.: platte, leicht faßliche Melodien, eine pikante

drastische Handlung, so wenig „beschwerliche" Gedanken und Gefühle wie möglich, kurz die größte Oberflächlichkeit in System gesetzt. Glücklicher Weise besitzen wir in Wagners Werken die herrlichsten Monumente der Kunstgeschichte, welche hoch über vorübergehenden Moderichtungen hervorragen. Je mehr sich das Verständniß dieser Schöpfungen verbreitet, desto nichtiger werden die erwähnten Modeproducte erscheinen.

III.

Das Musikdrama ruht auf einem unangreifbaren Fundament: freies Zusammenwirken der verschiedenen dramatisch verwendbaren Künste. Nur derjenige, der versteht, der Kunst ihren rechten Platz anzuweisen, wird ein Meisterwerk dieser Gattung schaffen, welche größere Forderungen als irgend eine andere stellt. Das Musikdrama besitzt alle Vortheile des Wortdramas: die lebendige Darstellung auf der Bühne, die starke Concentration der Handlung, die aus diesen Gründen entstandene gewaltige Wirkung. Dazu kommt noch, daß die Dichtung nicht mehr allein steht, sondern von einer Kunst gestützt wird, welche vor allen anderen Künsten das menschliche Gemüth zu ergreifen, vom täglichen Gewohnheitsleben loszureißen vermag, nämlich: der Musik. Dadurch wird die Wirkung des Dramas im unglaublichsten Maße erhöht. — Auch wird der Dichter zu noch schärferer Kürze und Bestimmtheit im Ausdruck gezwungen, als es im Wortdrama der Fall ist, da die Musik bedeutende Verlängerungen mit sich führt. Die gesungene Declamation ist im Allgemeinen langsamer als die gesprochene. Die Musik tritt auch oft ganz allein auf und trägt gerade dadurch zur Natürlichkeit der Handlung bei, während der Wortdramatiker gewöhnlich solchen Scenen aus dem Wege geht, wo er allein auf den Darsteller bauen muß. Wie wunderbar kann es z. B. wirken, wenn in einer Liebesscene das ewige Hin- und Herreden, welches das Wortdrama charakterisirt und es von der Wirklichkeit entfernt, von einer stummen Scene unterbrochen wird, wo nur das Orchester die zärtlichen Gefühle ausdrückt, welche auch im wirklichen Leben gerade in der tiefsten Verzückung die dürftige Ausdrucksweise der Worte verschmähen?

Diese Knappheit der Dichtung hat zwar den Vortheil, daß die Handlung in einem gut gebauten Musikdrama rascher vorwärts schreitet als im Wortdrama; doch scheint auf der anderen Seite die Kürze der musikdramatischen Dichtung weniger Gelegenheit zur Vertiefung und Entwicklung der Charaktere zu geben, als es im Wortdrama geschehen kann. Aber gerade in dieser Hinsicht spielt die Musik eine merkwürdige Rolle, wovon die alten Operncomponisten nur in einzelnen genialen Augenblicken eine Ahnung hatten. Die Musik ist nämlich mehr als irgend eine der andern Künste eine psychologische Kunst. Sie versteht unendlich besser als die Dichtkunst, die Stimmungen der Seele in ihren wunderbar feinen Schattirungen und Uebergängen zu malen. Es ist kein Zufall (Zufälle giebt es überhaupt

nie in der Weltentwickelung), daß die Musik die jüngste Kunst ist und daß sie gerade in den zwei letzten Jahrhunderten unglaublich emporgewachsen ist, gerade in einer Zeit, wo Denker und Dichter Licht über die Menschheit verbreitet und die menschliche Natur uud das Verhältniß zum Universum mit früher unbekannter Gründlichkeit untersucht haben. Wenn die Lehre der Entwicklung überhaupt berechtigt ist, zeigt schon das späte Auftreten der musikalischen Kunst, daß sie die erhabenste aller Künste ist, welche erst in der Civilisation unserer Zeit die nothwendigen Entstehungsbedingungen vorfand. — Wenn es gilt, das Seelenleben zu malen, zeigt sich die Dichtkunst grob und unklar im Vergleich mit der Musik, welche das Gefühl- und Phantasie-Leben der Zuhörer unmittelbar ergreift und mit unwiderstehlicher Klarheit die inneren Erlebnisse des Componisten wiedergiebt*). —

Man wird vielleicht hierzu bemerken, daß es bei absoluten Musikwerken ohne beigefügte Dichtung dem Verstande unmöglich ist, bestimmt nachzuweisen, welche Eindrücke den Componisten in diejenigen Stimmungen versetzt, wovon sein Werk geprägt wird. Dies liegt aber nicht nur in der Natur der Musik, sondern auch in der unseres Seelenlebens. Eine Menge scheinbar ganz verschiedene Eindrücke können uns in ähnliche Stimmungen bringen, ein Phänomen, welches durch die Ideenassociationen am besten erklärt wird. Wenn wir z. B. eine stille Mondlandschaft betrachten, kann eine Stimmung über uns kommen, die derjenigen sehr nahe verwandt ist, welche wir fühlen, wenn wir den Schlaf eines unschuldigen Kindes beobachten. Ein feuriger Liebhaber kann bisweilen durch einen Händedruck seiner Geliebten in eine Stimmung gebracht werden, wie wenn er im Frühling auf einer Blumenwiese ruht, das Summen der Insecten hört, während die feinen, goldglänzenden Schmetterlinge gegen den blauen Himmel hinflattern. Das Meer im Sturme kann nervöse Naturen genau so erregen, wie es ein hervorstürmender Feind thun würde, eine Wanderung durch eine verlassene Allee im Herbste wird oft eine ähnliche Stimmung in uns hervorrufen, als ob man am Grabe seiner Lieben sitzt 2c. 2c. — Die Musik giebt aber alle diese Stimmungen ganz naiv wieder, ohne sich um den Gedanken- oder Gefühlseindruck zu kümmern, der sie hervorruft oder begleitet. — Darum kann die absolute Musik nur gefühlt, nicht verstanden werden, ihre Stimmungen müssen, in Folge der eigenen Gesetze der Natur, immer unbestimmt bleiben. Dahingegen, wenn die Musik von Worten und Bühnendarstellung unterstützt wird, erhalten die Eindrücke gerade so viel Bestimmtheit, wie ihnen im betreffenden Augenblicke zukommt. — — —

*) Es giebt leider eine Unzahl von Musikwerken, welche ganz mechanisch fabricirt werden, ohne irgend einen inneren Schaffensdrang. Ein Kenner wird aber gleich den Unterschied zwischen Kunstwerken und künstlichen Werken herausfühlen.

Die Musik dient auch dazu, den dramatischen Ausdruck in Situationen zu stärken, wo die Dichtkunst selbst das innere Leben der handelnden Personen in kräftigen, überzeugenden Worten offenbaren kann. Diese Seite des Wesens der dramatischen Musik ist so wohl bekannt und allgemein anerkannt, daß ich mich nicht näher damit zu beschäftigen brauche. Ebenso ist es eine wohlbekannte Thatsache, daß die Musik oft mit Erfolg die Mimik und die Bewegungen des Schauspielers (Sängers) hervorheben kann. Doch in unserer Zeit hat sie eine noch bedeutendere Aufgabe zu lösen bekommen. Dadurch, daß die modernen Meister die Bedeutung des Orchesters in einem früher unbekannten Grade entwickelt haben, ist der musikalische Ausdruck um einen unerschöpflichen Reichthum feiner Nüancen und Farben bereichert worden. Beethoven, Berlioz und Wagner haben in dieser Beziehung das größte Verdienst.

Die Bedeutung des modernen Orchesters für die Psychologie kann ich hier nur andeuten. Die verschiedenen Klangfarben und ihre unzähligen Zusammenstellungen wirken mit unglaublicher Klarheit nnd Kraft auf das Gemüth der Zuhörer, und mit blitzartiger Schnelligkeit kann uns selbst die Klangfarbe eines einzelnen Instrumentes in die Stimmung versetzen, welche die dramatische Situation fordert, z. B.: das englische Horn in Tristan, Siegfrieds Waldhorn, die Baßtuba, welche den Wurm Fafner so vorzüglich charakterisirt. Noch mehr ist dies der Fall, wenn ein genialer Künstler die Instrumente ausdrucksvolle Melodien singen oder sich in herrlichen, tiefsinnigen Harmonien vereinigen läßt, welche das innere Leben zu verkörpern scheinen. Dazu kommt, daß sich die Stimme im Musikdrama ganz anders frei bewegt, als in der alten Oper, in welcher die ausdrucksvolle Declamation im hohen Grade dadurch litt, daß man der Stimme die Hauptmelodie beinahe immer überließ. Künstler wie Mozart und Weber haben in dieser Hinsicht schlimme Sünden auf dem Gewissen — (z. B. die Serenade in Don Juan, Max' Arie in Freischütz 2c. 2c). Die freie Beweglichkeit der Stimme hat die musikalische Declamation in hohem Maße verfeinert und gestärkt, so daß diese noch bei Weitem ausdrucksvoller und biegsamer als die Wortdeclamation geworden ist. Sie besitzt im Vergleiche mit dieser den unschätzbaren Vortheil, daß sie vom schaffenden Künstler selbst genau bestimmt werden kann, während der Dichter ganz von einem zufälligen Darsteller abhängt. Schon hier zeigt es sich, daß das Musikdrama eine mittelmäßige Aufführung leichter ertragen kann als das Wortdrama.

Durch die freie Beweglichkeit der Stimme und den Reichthum psychologischer Farben, welche das Orchester darbietet, vermag das Musikdrama nicht nur die Mängel auszugleichen, welche die Knappheit der Dichtung mit sich führt, sondern auch mit dem Roman auf dem psychologischen Felde siegreich zu concurriren. Wo der Wortdramatiker nur auf die Begabung der Darsteller, auf eine vorzügliche Beleuchtung der Bühne bauen muß, also z. B. in Nachtscenen ganz hilflos ist, vermag die Musik Seelenvorgänge

von unendlichem Farbenreichthum zu malen. Die Musik drückt mit merkwürdiger Kraft und Bestimmtheit die inneren Regungen und Kämpfe der handelnden Personen aus, entdeckt ihre Pläne schon in ihrer ersten dämmerigen Beleuchtung, zeigt die Entstehung und Entwicklung von Haß und Liebe, malt den kaleidoskopartigen Wechsel der Gedanken, Gefühle und Stimmungen, der eine so merkwürdige Erscheinung unseres inneren Lebens bildet, so daß wir nicht nur die äußere Handlung des Dramas miterleben, sondern daß wir uns in eine innere, in Worten ungeschriebene Handlung vertiefen können, die uns oft viel inniger ergreift, als die äußeren Vorgänge auf der Bühne. Ich will nur ein einziges Beispiel anführen: die erste Scene der „Walküre". Die äußere Handlung ist hier sehr einfach: Siegmund kommt todtmüde in Hundings Hütte und fällt vor dem Herde nieder. Sieglinde, Hundings Frau, tritt ein und bemerkt den Fremden. Dieser bittet um einen Trunk Wasser, und da er sich wieder gestärkt fühlt, will er seine Wanderung fortsetzen. Doch läßt er sich von Sieglinden dazu bestimmen, die angebotene Gastfreundschaft anzunehmen. Die innere Handlung ist dagegen ganz anders bedeutend. Und hier würde das Mienenspiel genialer Künstler fast nutzlos sein, da die Bühne halbdunkel ist. Also würde man ohne die Musik höchstens nur eine Ahnung davon haben können, daß hier mehr vorgegangen, als was die Worte und die äußere Handlung ausdrücken. Die Musik aber malt die innere Handlung mit einer so überzeugenden Klarheit, daß Niemand bezweifeln kann, was in dieser kurzen Scene eigentlich vorgegangen ist: der unglückliche, verfolgte Siegmund wird von unwiderstehlicher Sympathie für die milde, schöne Sieglinde ergriffen, die ihn so freundlich empfängt. Sie fühlt sich auch zu dem friedlosen Helden hingezogen. Denn auch sie ist unglücklich. Mit Gewalt hat Hunding sie zur Ehe gezwungen. Unwillkürlich entdeckt sie ihm ihr leidendes Herz, und er fühlt gleich das tiefste Mitleid mit ihren Qualen, eine keimende Liebe hält ihn mit magischer Gewalt zurück, — er erwartet Hunding. — Dies ungefähr ist die innere Handlung.

Durch die Musik haben wir nicht nur in ganz kurzer Zeit diese tiefen, für die fernere Entwicklung des Dramas hochwichtigen Vorgänge verstanden, welche unter scheinbar alltäglichen Verhältnissen stattgefunden, sondern wir haben schon einen bestimmten Begriff von den Grundzügen der Charaktere Siegfrieds und Sieglindens. Der Musikdramatiker hat uns also in einer unglaublich kurzen Zeit einen Reichthum von Eindrücken und Erlebnissen mitzutheilen verstanden, zu deren Mittheilung der Wortdramatiker eine ganze Reihe von Scenen gebraucht hätte, ohne doch die plastische Klarheit zu gewinnen, welche durch die Musik erreicht wird. Auch der Romanschriftsteller hätte viel Talent entfalten, viele Seiten füllen, auf die technischen Ausdrücke anderer Künste zurückgreifen müssen, um annähernd zu erreichen, was Wagner in einer einzigen kurzen Scene gelungen ist.

Die Musik entdeckt also hier die geheimen Gefühle und Gedanken der

handelnden Personen und zeigt, wie die dramatischen Motive nach und nach in ihrem Innern entstehen und sich entwickeln, bis sie endlich in der äußeren Handlung zur Erscheinung kommen. Ein ähnliches Resultat erreicht, wie schon erwähnt, der Romandichter dadurch, daß er bei passenden Gelegenheiten den Leser in das innere, oft unbewußte Leben seiner Helden nach Belieben einführen und tiefsinnige Betrachtungen über diese entwickeln kann. — Nur ist im Musikdrama die intime Psychologie nicht von der äußeren Handlung getrennt, sondern tritt gleichzeitig mit dieser auf. Dadurch wird natürlich die Wirkung bedeutend erhöht, besonders, da das innere Seelenleben hier durch die berauschenden Töne der Musik so zu sagen materialisirt ist, während der Romandichter das weniger wirkungsvolle Raisonnement eines beobachtenden Philosophen anwenden muß. — Durch die Musik wird also nicht nur die äußere Handlung des Dramas in hohem Grade hervorgehoben, sondern der Zuhörer kann daneben eine innere, im Wortdrama oft ganz verborgene Handlung verfolgen und erhält dadurch einen viel umfassenderen Eindruck von den Charakteren der handelnden Personen und deren dramatischer Entwicklung, als es ohne Musik möglich wäre. Die Begrenzung der Zeit, welche dem Wortdrama schadet, ist dem Musikdrama nur nützlich, da das Zusammendrängen der Handlung die Wirkung erhöht ohne die psychologische Entwicklung wesentlich zu schädigen. Der Formenreichthum des Musikdramas ist auch noch bedeutender als derjenige des Romans, da es auf der einen Seite in viel höherem Grade als das Wortdrama rein lyrische und epische Elemente in sich aufnehmen kann, auf der anderen Seite die unzähligen Formen und Ausdrucksmittel der Musik beherrscht. — Es hat auch im Vergleich mit dem Wortdrama den Vortheil, weniger vom Talent der Darsteller abhängig zu sein. Gute Orchester findet man überall, auch brauchbare Sänger, während hervorragende Schauspieler äußerst selten sind. Wie schon nachgewiesen, sind im Musikdrama selbst die feinsten psychologischen Einzelheiten genau vom Dichtercomponisten angegeben, während der Wortdramatiker in vielen Fällen ganz vom Schauspieler abhängt.

Ich habe also versucht, in kurzen Zügen nachzuweisen: daß im Musikdrama die Vortheile des Romans und Dramas vereinigt sind und daß diese Vereinigung noch außerordentlich gesteigert wird, da die Musik unzählige besondere Fähigkeiten in sich schließt. Daneben habe ich auch angegeben, wie die Musik vor Allem durch die Entwicklung des Orchesters und die freiere Stimmbehandlung ungeheure Wirkungsfelder für die künstlerische Thätigkeit erobert hat. Gerade die schwierigste Aufgabe der Kunst, die Analyse des Seelenlebens, hat dadurch viel an Innigkeit und überzeugender Kraft gewonnen.



Nosce te ipsum.

Drei Aufsätze zur Charakterisirung der Gegenwart.

Von einem Optimisten.

— Europa, Sommer 1896. —

Vorwort.

Das charakteristische Merkmal unseres Zeitalters ist die Empörung des einzelnen Menschen gegen die Beschränkung seiner Individualität.

Während jedoch zu Beginn des Jahrhunderts die vom verflossenen Jahrhunderte ererbte Negation allein es war, welche die Bewegung beherrschte, fühlt man am Schlusse desselben vorwiegend das Bedürfniß, den Neubau in Angriff zu nehmen.

Daß dieser Neubau die Reconstruction pure et simple sein könne, ist ein Wahn.

Der Grundgedanke mag derselbe bleiben, er muß sogar derselbe sein, denn Bauen heißt so viel wie Beschränken; aber während diese Beschränkung einst durch äußere Mächte decretirt ward, muß der Neubau, um dauerhaft zu sein, auf dem Principe der Selbstbeschränkung errichtet werden.

Die einstige Autorität beruhte auf Zwang, die neue kann nur auf Ueberzeugung fußen.

Um das volle Wollen und Wirken der Gesundung zu widmen, muß man durchdrungen sein vom Bewußtsein der vorhandenen Krankheit.

Bezüglich des Mangels an diesem Bewußtsein trifft die moderne Gesellschaft kein Vorwurf.

Staaten wie Individuen fühlen den Boden unter den Füßen schwanken. Ein gewisses Unbehagen, ein Gefühl allgemeiner Unsicherheit hat sich aller denkenden Wesen bemächtigt.

In fieberhafter Erregung trachtet man, den Augenblick zu genießen, weil man nicht an die Zukunft glaubt.

Diese Erscheinung ist die Folge bösen Gewissens. Wir sind uns allenthalben der großen Sünden und Fehler, zum Theile auch nur Unterlassungs-Sünden und Fehler der Vergangenheit bewußt.

Die Schule des Egoismus, welche den Erdball Jahrhunderte über beherrscht hat, trägt ihre giftigen Früchte. Der Einzelne fühlt sich isolirt, denn er sieht im nächsten Nachbar den geschädigten Gegner, man möchte sich aufraffen, man trachtet Genossen, Verbündete zu gewinnen.

Es giebt der Interessen viele, welche dem gemeinsamen Wirken das Wort reden, aber die Gemeinsamkeit hat sich wiederholt als zweischneidige Waffe erwiesen. Aus Angst vor der Tragweite wirklicher Fragen zieht man es vor, Schlagworte zu erfinden, um welche man meint, sich gefahrlos schaaren zu können.

Noch immer möchte man versuchen, auf Kosten Anderer gesund zu werden, und es finden sich der Quacksalber in Menge, die solches verheißen.

Solchen Verheißungen entgegenzutreten, diesem Ueberbleibsel des ererbten Giftstoffes furchtlos den Krieg zu erklären, unseren Zeitgenossen ad oculos zu demonstriren, daß nicht die Krankheit Anderer uns Leben und Gesundheit verbürgt; daß die Heilung nicht von außen hinein, sondern nur von innen heraus erfolgen kann; daß, um dem Allgemeinen zu dienen, ein Jeder den Giftstoff aus dem eigenen Organismus zu entfernen hat; daß der zu errichtende Neubau nicht auf dem sumpfigen Grunde des Hasses und der Lüge, sondern auf dem Felsen der Liebe und der Wahrheit zu errichten sei: dies die schwierige Aufgabe, der wir uns unterziehen, indem wir mit folgenden bescheidenen Zeilen vor das Forum der Oeffentlichkeit treten.

Clique.

I. Allgemeiner Theil.

Das Wort Clique könnte in seiner moralischen oder vielmehr unmoralischen Bedeutung am treffendsten mit „Bande“ übersetzt werden.

Es ist dies eine zuweilen nur instinctive und stillschweigende, meist aber selbstbewußte und wohlorganisirte Verbindung von Individuen zum Zwecke der Vergewaltigung und Ausbeutung Anderer.

Immer auf den eigenen Vortheil bedacht, ist ihr Augenmerk auf die bestehenden Machtverhältnisse gerichtet, für deren leiseste Schwankung sie meist eine erstaunliche Feinfühligkeit bekundet.

Die Clique klammert sich an jede Macht von heute, schleicht sich an jede Macht von morgen heran und kehrt jeder Macht von gestern den Rücken.

Sie läßt den Einzelnen sich abmühen und aufopfern — die Völker

sich verbluten im Kampfe gegen die feindlichen Naturkräfte innerhalb und außerhalb des Menschen. Sobald irgend ein Sieg erfochten wurde, der Materie oder des Geistes, sobald dieser Sieg zur Begründung einer Herrschaft über Körper und Seele geführt hat, bemächtigt sich seiner die Clique.

Mühsam arbeitet sich die Menschheit von der Scholle, in welcher sie wurzelt, hinauf in den Bereich des Glaubens und des Wissens. Der Mensch, ein schwankendes Rohr, wird durch Glauben an höhere Kräfte, durch Anerkennen höherer Autoritäten gekräftigt. Er hat Ideale gefunden, Principien geschaffen, auf welche gestützt er jedem Sturm zu widerstehen vermag, für welche er nunmehr berufen ist, zu leben und zu sterben.

Für die Clique sind Ideale und Principien blos Vorwand und Mittel; Nichts ist ihr Zweck, als sie selbst.

Gott, Vaterland, Familie, Alles ist ihr willkommen zur Befestigung ihrer tyrannischen Herrschaft. Wehe aber Jenem, der es wagt, sich dieser zu entziehen, um in Wirklichkeit Gott, Vaterland und Familie zu dienen*).

Und die Menschheit ist so glaubenssüchtig und lenksam, daß es der Clique nicht selten gelungen ist, Himmel und Erde zu beherrschen mittelst Religion und Staat.

Ist sich die Menschheit endlich klar geworden über den Mißbrauch, welchen die Clique mit ihr getrieben hat, ermannt sie sich zum Handeln, zum Kampfe der Befreiung, dann ist die Clique bereits spurlos verschwunden, und die erbitterten Fäuste treffen Religion und Staat, welche gewöhnlich mit Hilfe der unkenntlich gewordenen, verkleideten Clique zertrümmert werden, abermals zum alleinigen Vortheile derselben.

Und sollte dies wirklich das unabweisliche Schicksal sein, welchem die Menschheit niemals zu entrinnen vermag? In gewissen Zwischenräumen ja, in aller Ewigkeit nein!

Die durch Clique-Herrschaft ausgefüllten Zwischenräume immer seltener und kürzer zu machen, dies sei die Aufgabe der Zukunft, dies sei das Ziel, nach welchem selbstbewußt gestrebt und gekämpft werden soll durch die Generation von heute.

Laßt uns mit dieser hoch aufgepflanzten Standarte die Grenze des kommenden Jahrhunderts überschreiten.

Zwei mächtige Kämpen der Wahrheit sind unserem Zeitalter entsprossen: der Dichter-Philosoph Goethe und der Seher Carlyle.

Beide haben denselben Weg des Heiles betreten, welchen, ihrer scharf ausgeprägten Individualität entsprechend, Jeder auf seine Weise entdeckt

*) Aber wehe Euch Schriftgelehrten, Pharisäern und Hypokriten! Denn Ihr verschließt den Menschen die Pforten des Himmels; denn weder tretet Ihr ein, noch gestattet Ihr Andern einzutreten. Matth. XXIII.

hat. Dieser Weg heißt: „Das Glauben an den providentiellen Mann, den Heros"*).

Was aber ist der Heros, wodurch unterscheidet er sich von jedem andern Menschenkinde? „Der Heros ist nichts Anderes als der Mann, dem es gelungen ist, sich aus den Klauen jedweder Clique-Herrschaft zu befreien, der eben herrschenden Clique den Garaus zu machen**).

Und die Menschheit ruft Hosiannah und wirft sich ihrem Helden an die Brust, sobald sie ihn erkannt hat oder auch nur zu erkennen vermeint.

Die Menschheit ist bereit, ihm Heerfolge zu leisten auf jeder neuen Bahn, wonnetrunken läßt sie sich in neue Fesseln schlagen, blos um der alten für immer bar zu sein, der Fesseln jener ewig verhaßten, sich immer erneuenden vielköpfigen Hydra, der Clique.

Und diese Erscheinung ist nicht Zufall, sie ist verständlich, logisch, nothwendig.

Wer jemals unter dem Drucke einer Clique zu leiden hatte, der kennt die Qualen der Hölle.

Nehmen wir an, der Heros ist wieder einmal erstanden, er hat der Clique den Fehdehandschuh hingeworfen; die Menschheit hat ihn erkannt, ihm zugejubelt, sich seiner Führung blindlings anvertraut. Der Sieg ist errungen, der Clique-Herrschaft ein Ende gemacht. Was nun?

Die providentielle Aufgabe des providentiellen Mannes ist erfüllt, jetzt hat der gewöhnliche Sterbliche vorwärts zu schreiten auf der freigewordenen Bahn.

Die Menschheit hat sich neu zu organisiren, sie hat sich einzudämmen gegen den Erbfeind ihrer gedeihlichen Entwickelung, gegen die immer wiederkehrende Clique.

Wenn der Geschichtsforscher die Vergangenheit, der Sociologe die Gegenwart einzig von diesem Standpunkte aus beleuchtet und analysirt; wenn er die Symptome jedes aufkeimenden Uebels auf dessen Wurzeln zurückführt und so im Stande ist, die richtige Diagnose festzustellen, dann kann es dem activen Politiker gelingen, auf Basis dieser Analyse, dieser Symptome, dieser Diagnose, dem Organismus durch Anwendung richtiger Mittel, besonders aber durch Anordnung der richtigen Hygiene eine verhältnißmäßig lange Zukunft zu sichern.

---

*) Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.
(Faust, II. Theil.)

No nobler feeling than this of admiration for one higher than himself dwells in the breast of man . . . Society is founded on Hero-worship.
(On heroes, hero-worship, and the heroic in history.)

**) Siehe Sigurd und Fafner, Herakles und Hydra (des Augias-Stalles nicht zu vergessen), Heiliger Georg und Lindwurm. Die Allegorie, meinen wir, ist verständlich genug.

II. Analyse.

Die Clique entsteht aus eben denselben Bedürfnissen, Eigenschaften und Schwächen des Menschen, welche ihn auch veranlassen, sich in irgend einer Verbindung mit anderen Menschen vertheidigungs- und entwicklungsfähig zu machen.

Diese beiden Bewegungen laufen parallel und sind überall deutlich erkennbar, wo die Menschheit sich zur Gesellschaft zu organisiren beginnt.

Sie sind gleichsam die Verkörperung des Guten und des Bösen, mit deren gleichzeitigem Bestehen und Wirken schon die ältesten theokratischen Gesetzgebungen rechnen*).

Beobachten wir eine Kinderschaar am Strande, so werden wir finden, daß während ein Theil sich mit vereinter Kraft daran macht, einen Sandwall gegen die heranströmende Fluth zu errichten, der andere Theil mit List oder Gewalt bestrebt ist, diesen zu zerstören.

Der Mensch vereinigt in sich eben die Instincte der gesammten Thierwelt, er repräsentirt die Biene und die Ameise ebenso wie den Geier und die Hyäne. In Schaaren vereint er sich zur weidenden Heerde, in Schaaren fällt er über dieselbe her, um sie zu zerfleischen.

Neben dem thierischen Instincte der Selbsterhaltung besitzt der Mensch aber auch den Götterfunken der Selbstbestimmung. Er ist nicht darauf beschränkt, zu wünschen, er kann auch wollen.

Entweder ist dieses Wollen dem Wunsche dienstbar, und dann kann der Mensch zum gefährlichsten aller Raubthiere werden, oder es gelingt ihm, den Wunsch dem Wollen zu unterwerfen, dann ist er zum Menschen geworden nach dem Ebenbilde Gottes.

Mit Hilfe dieses Leitfadens wird es dem Beobachter möglich, zur Analyse der menschlichen Gesellschaft zu schreiten, wie immer complicirt dieser Organismus auch sei.

Sind wir einmal im Stande, die Motive menschlichen Handelns zu erkennen, so ist die Analyse leicht; aber diese Motive liegen häufig weit außerhalb des Menschen, dessen Handlungsweise wir zu beobachten haben.

Und die Selbstbestimmung? Ja, die Selbstbestimmung ist wie jede Eigenschaft der Entwicklung fähig und des Rückschrittes. Blos jener Mensch dessen Hände, bevor er wählen kann zwischen Recht und Unrecht, nicht schon durch die Vergangenheit gebunden sind und dem es gelungen ist, den Wunsch dem Willen zu unterwerfen, ist Herr seines Handelns, jeder andere ist dem Fatum verfallen.

Wer Gift genommen hat, muß sterben, wenn er den Selbstmord noch so sehr beklagt, noch so sehr am Leben hängt, das er sich genommen.

---

*) Im Anfang, heißt es im Zend-Avesta, gab es Zwillinge, die Geister des Guten und Bösen. Der Weltschöpfer (Ormuzd) ist der Geist des Guten, dem die verderbende Macht des bösen Geistes (Ahriman) beinahe ebenbürtig gegenüber steht. (Ranke.)

Und das Leben können auch seine Vorfahren ihm genommen haben, indem sie es ihm gaben. Ist der Sohn mit dem Keime eines frühen Todes geboren worden, trägt er Gift in sich, das keinem Gegengifte weicht, dann kann bei ihm von Selbstbestimmung wohl kaum die Rede sein.

„Zu spät," — dies furchtbare Menetekel aller Zeiten! Es hat für den einzelnen Menschen die gleiche Bedeutung wie für Familien und Völker.

Die Analyse einer menschlichen Handlung darf sich somit nicht auf den handelnden Menschen beschränken, sie muß sich vertiefen in die Vergangenheit, in die Gesetze des Atavismus; sie muß sich verbreiten auf den Einfluß der Gegenwart, die Atmosphäre, in welcher er aufgewachsen ist und lebt: die Hypnose.

Dies Alles ist maßgebend für das Erkennen der Ursachen jener Erscheinung, welche gemeinhin überlegtes Handeln genannt wird.

Der allgemein verbreiteten Ansicht: die innerste Triebfeder jeder menschlichen Handlung sei Selbstsucht, können wir somit nicht unbedingt beipflichten.

Wie häufig hören wir nicht die Behauptung aufstellen: „er konnte nicht anders" und noch häufiger: „ich konnte nicht anders." —

Gewiß, diese Behauptung ist in den meisten Fällen begründet. Konnte man aber nicht anders handeln, als man gehandelt hat, so ist die Triebfeder außerhalb des Handelnden gelegen. Forschen wir weiter, so erkennen wir, daß diese Triebfeder aus einem der beiden Lager stammt, aus jenem des Ormuzd oder des Ahriman.

Eine Gattung der Selbstsucht kommt allerdings in beiden Fällen zur Geltung, die Bequemlichkeit. Mit dieser muß die Analyse immer rechnen und überall, weil sie es eben ist, welche dem Einflusse sowohl des Atavismus als der Hypnose Thüre und Thore öffnet.

Die Schafheerde weidet gemüthlich und läßt sich vom Stalle zur Weide treiben und von der Weide zum Stall, weil sie nicht anders kann. Das Rudel hungriger Wölfe stürzt sich auf die Schafheerde, um sie zu zerfleischen, weil es nicht anders kann. Dazwischen steht der Schäfer. Er allein pflegt der Heerde und tritt dem Wolfe entgegen, nicht weil er nicht anders kann, sondern weil er nicht anders will.

In dieser bildlichen Darstellung sind selbstredend auch die Schafe und Wölfe als Menschen gedacht, jedoch der Schäfer allein als gottähnlicher Mensch, als Mensch, der den Wunsch dem Willen unterworfen hat, — sich selbst regiert, daher berufen ist, zu regieren.

So weit führt uns die Analyse und nicht weiter, denn man mag alle Blätter der Weltgeschichte drehen und wenden, wie man will, ein anderer Factor als Wölfe, Heerde, Hirt ist nicht aus ihnen herauszuklügeln.

Doch ja, vergessen wir des treuen Schäferhundes nicht; zu welcher Klasse gehört dieser? Ist er ein gezähmter Wolf oder ein zur Abwehr gekräftigtes Schaf?

Da wir von Menschen sprechen, ist entschieden Beides möglich; im Menschen ist das Schaf ebenso der stufenweisen Umgestaltung fähig wie der Wolf.

Alles kommt darauf an, ob das Schaf den ererbten Trieb der Duldung nebst der negativen Aeußerung der Bequemlichkeit, ob der Wolf den ererbten Trieb des Tödtens und Raubens nebst der positiven Aeußerung der Bequemlichkeit vermocht wird dem Willen zu unterwerfen.

Die Analyse der menschlichen Gesellschaft soll uns zur Erkenntniß dessen führen, ob im betreffenden Organismus das Gute noch vorwiegend ist oder bereits das Böse; ob der gottähnliche Mann, der Heros noch aus dessen innerem Wesen entspringen und rettend eingreifen kann oder ob die Rettung nur mehr von einem äußeren Anstoße zu erhoffen sei. Schließlich ob der betreffende Organismus durch vollbrachten Selbstmord nicht bereits unrettbar verloren ist und über kurz oder lang einem anderen, noch gesunden Organismus wird weichen müssen.

Das unvermeidliche Geschick können verspätete Kassandra-Rufe nicht mehr beschwören; dem Propheten hingegen ist es gegeben, die drohende Gefahr nicht nur zu constatiren, sondern auch die Mittel anzugeben, durch welche sie abgewendet werden kann*).

Nicht in die Rolle einer Kassandra verfalle der Sociologe, die nur Pessimismus erzeugt. Er sei Prophet und Verkünder der Hoffnung, jener einzigen göttlichen Kraft, durch welche die Menschheit vermocht wird, dem Schicksal zu trotzen.

III. Symptome und Diagnose.

Dem Sociologen steht heute ein weites Feld der Beobachtung offen. Eisenbahn, Telegraph und Presse haben sämmtliche Abgrenzungen der menschlichen Gesellschaft mit einander in unmittelbare Berührung gebracht. Die nothwendige Wechselwirkung dieser, welche bisher oft erst nach Jahrhunderten constatirt werden konnte, manifestirt sich heute in wenigen Stunden. Daher werden die Folgen einer jeden Bewegung auf moralischem oder materiellem Gebiete, wie unansehnlich sie auch scheine, sofort von einem Pole zum andern verspürt. Die Wirkung folgt der That auf dem Fuße und erstreckt sich weit über die Kreise hinaus, auf welche sie direct gerichtet war. Die Wege der Vorsehung sind nicht mehr verhüllt durch Entfernung und Zeit, ihre Zeichen sind leicht zu erkennen für Jeden, der sein Auge nicht wissentlich verschließt.

Die Clique hat das Auge jederzeit weit offen, doch hält sie den Mund verschlossen. Sie fühlt sich nicht berufen, die Schwächen Anderer aufzudecken und zu corrigiren, sie hält sie im Dunkeln, um sie desto sicherer auszunützen.

---

*) In die erste Kategorie gehören Philosophen wie Schopenhauer, in die zweite solche wie Carlyle.

Um ihre Absichten rechtzeitig zu erkennen, ja im Voraus zu errathen, beobachte man die Symptome, deren Aeußerung heute dank der Alles durchdringenden Oeffentlichkeit auch die Clique nicht dauernd hintertreiben kann.

Diese Symptome sind bei der Functionirung des geringsten Organes ebenso gut, vielleicht noch besser und leichter zu beobachten, als bei jener des Gesammt-Organismus. Der Sociologe hat sich somit nicht auf das Studium welthistorischer Ereignisse zu beschränken, er wende seine Aufmerksamkeit einer jeden Phase jeder noch so bescheidenen Einzelexistenz zu, keine dieser wäre ein undankbarer Gegenstand derselben*).

Als besonders lehrreich erweist sich die Rubrik: Faits divers, Miscellanies, Tagesneuigkeiten, kleine Chronik oder wie die Blätter sie sonst noch nennen mögen, und die Annoncen.

In ersterer liegen uns Resultate vor, in letzteren Veranlassungen.

Todesursachen, darunter gar häufig der Selbstmord; Fahnenflucht, zumeist in der Form der Auswanderung; Verbrechen, als Ausdruck der Verzweiflung oder der Rache. Lauter Symptome einer bereits vorhandenen Krankheit.

Diesen gegenüber: Verheißungen des Reichthums und der Gesundheit; Aufforderungen zum Genusse jeglicher Art; Mittelchen zur Erreichung des eigenen Wohlbehagens und Fortkommens auf Kosten des Wohlbehagens und Fortkommens Anderer oder der Gesammtheit.

Deutliche Symptome des kommenden Uebels.

Bei Beiden fällt es nicht schwer, die bereits erzielten oder erst angestrebten Resultate der Clique zu erkennen, deren Thätigkeit im Kleinen wie im Großen darauf gerichtet ist, über die Leichen Anderer zum Nibelungenhorte zu gelangen.

Man könnte uns zum Vorwurfe machen, willkürlich die Clique als Ursprung jeglichen Uebels hingestellt zu haben, während es deren augenscheinlich noch viele andere giebt. Gewiß, so viele Schwächen und Leidenschaften dem einzelnen Menschen innewohnen, ebenso viele Ursachen des Verfalles der Gesellschaft sind vorhanden. Die gesellschaftliche Organisation, welcher die Menschheit sich unterordnet, hat aber gerade zum einzigen Zwecke, diese Schwächen, diese Leidenschaften niederzuhalten. Gäbe es keine andere Körperschaft, die parallel läuft mit der erhaltenden gesellschaftlichen Ordnung, der Einzelne würde niemals vermögen, seine Schwächen, seine Leidenschaften zur Geltung zu bringen. Ebenso wie das Gute im Menschen nur durch den nothwendigen Druck der Collectivität zur Entwicklung gelangt, ist auch das Böse einer Aufmunterung und Unterstützung von Außen bedürftig. Während nun Familie, Gemeinde, Staat bemüht sind, durch

---

*) „Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo Ihr's packt, da ist's interessant.“

Religion und Wissenschaft im Menschen jene Eigenschaften zu entwickeln, welche der Gemeinsamkeit dienen, jene aber, welche ihr schädlich sind, durch Gesetze und Gewalt niederzuhalten, gesellt der einzelne Egoist sich zum Egoisten, und vereint erheben sie, des Glaubens und des Wissens spottend, den Egoismus zum alleinigen Dogma.

Uebrigens bedarf es keiner theoretischen Vertheidigung dieses Axioms. Die aufmerksame Beobachtung der uns allseitig umgebenden Symptome führt untrüglich dazu.

So wird beispielsweise bei jedem begangenen Verbrechen nicht nach dem Verbrecher allein gesucht, sondern auch nach seinen Complicen, moralischen Urhebern, Hehlern u. s. f.

Und solche Complicen werden immer gefunden oder könnten doch immer gefunden werden.

Wenn nichts Anderes, so waren Familie, Schule, Beispiel der Kameraden, leichtsinnig oder absichtlich gebotene Gelegenheit, ja unverdiente schlechte Behandlung, Vernachlässigung seitens der Gemeinde oder des Staates Mitschuldige, die nicht weggeleugnet werden können. Sucht man nun nach den Motiven dieser Mitschuldigen, so wird man finden, daß Familie, Lehrer, Kameraden, Gelegenheitsmacher, ja vielleicht der Gemeindevorsteher, die Staatsregierung selbst, einzeln oder insgesammt zu jener Bande gehören, die ewig verneint*).

Doch gehen wir weiter. Bei den Mißerfolgen, welche dem Staate begegnen oder dem Individuum, richtet sich der allgemeine Unwille gar selten gegen die einzelne, noch so maßgebende Person. Die erste Klage, welche allenthalben laut wird, ist gegen die Clique gerichtet: Der Feldzug ist nicht geglückt, weil die Clique ihr unfähiges Mitglied zum Commando herangedrängt hat; weil die Clique sich bei den Lieferungen bereichert hat und die armen Soldaten darben ließ; weil die Clique das Aufkommen von Kräften im Staate hintertrieben hat, welche zur rechten Zeit am rechten

---

*) Ein Beispiel für Tausende: Der vor Kurzem veröffentlichte amtliche Bericht über die in den öffentlichen Erziehungsanstalten in England untergebrachten verwaisten, verwahrlosten oder von ihren Eltern verlassenen Kinder, deren Pflege der Staat übernommen hat, entrollt folgendes traurige Bild: Wir finden da Kinder, welche die sonnigsten Jahre der Jugend, ohne ein Wort der Theilnahme und Liebe, innerhalb kahler Gefängnißmauern vertrauern — zusammengepfercht in ungesunden Räumen, schlecht genährt, in grobe Kleider gesteckt, die ihnen das Brandmal des Findlings und Bettelkindes aufdrücken, kaum etwas Anderes gelehrt, als Stunde auf Stunde still zu sitzen, sich nicht zu rühren, unthätig vor sich hinzustarren. Als Lehrer sind ihnen der Billigkeit wegen Leute bestellt, die im Armenhaus eine Zufluchtsstätte gefunden und im Zuchthause ihre Schulung durchgemacht haben. Ihre Nahrung ist unzureichend, grob und schlecht. Alles bereichert sich auf Kosten der armen Kinder: Lieferanten, Beamte, Diener, Koch und Köchin und die Armenväter 2c. Das Urtheil der Commission geht dahin, daß diese Kinder des Staates unter der Pflege, die sie finden, physisch und moralisch verkommen und daß sie, kaum in die Welt getreten, dort sofort, und dies namentlich die Mädchen, im Bodensatz der Stadtbevölkerung versinken.

Kölnische Zeitung, 9. April 1896.

Platze den Staat vor dem Kriege bewahrt oder ihm zum Siege verholfen hätten. — Sind es nur Einzelexistenzen, die geschädigt wurden, so heißt es: Die Clique der Arbeitgeber, die Clique der Kornwucherer, die Clique des Capitals, die Clique der Richter und Anwälte ꝛc. hätte sie zu Grunde gerichtet. Bei jeder Revolte wird meist in erster Linie eine wirkliche oder vermeintliche Clique herhalten müssen. Man erinnere sich der Angriffe, welchen die Bäckerläden zu Beginn der französischen Revolution ausgesetzt waren. Dann kam die Reihe an die Clique des Hochadels, der Geistlichkeit, der Generalstaaten, der Bureaukratie, der Armee. Und erst in letzter Linie, infolge des auch zwischen Clique und Clique entbrannten Kampfes, vergriff man sich endlich auch an der Krone.

Und was ist das heutige socialistische Begehren nach Verstaatlichung Anderes als eine Kriegserklärung gegen die Clique? Das Individuum verzichtet auf das Selbstbestimmungsrecht, wie jede Verfassung es ihm heute gewährt; auf die Möglichkeit, sich und die Seinen vorwärts zu bringen auf den bestehenden gesellschaftlichen Bahnen; blos weil es fürchten muß, in diesen auf Schritt und Tritt dem Clique-Wesen zu begegnen, welchem es fühlt, nicht gewachsen zu sein. So wie der Socialismus die Allmacht des Staates etablirt haben will, befände sich diese gar bald abermals in den Händen der Clique. Das *Publicum jedoch ist gewohnt, im Staate die Machtvollkommenheit des Staatsoberhauptes zu erkennen; an diese, meint es, werde appellirt im Gegensatze zur Clique-Herrschaft, wenn von Verstaatlichung die Rede ist.*

Und mit Recht überläßt die Menge die Sorge um ihr Schicksal lieber dem einzelnen Manne als irgend einer Clique. Der einzelne Mann, und wäre er selbst der grausamste Tyrann, bleibt immer noch Mensch, mit dessen menschlicher Regung gerechnet werden kann. Die Clique hingegen ist eine empfindungslose Bedrückungs-Maschine, deren Räderwerk Alles zermalmt, was ihr in den Weg tritt.

Dies fühlt die Menge, und der tausendfache Ausdruck dieses Gefühles ist wohl das wichtigste Symptom, dessen Erkenntniß zu folgender Diagnose führt:

Der Organismus der menschlichen Gesellschaft enthält einen Giftstoff, der die verschiedensten Formen annehmen mag, jedoch immer derselbe ist, der von Generation auf Generation verpflanzt, sich fortwährend entwickelt, dem Halt geboten werden muß, soll er nicht den Organismus zerstören; und dieser Giftstoff heißt: Clique.

IV. Heilung.

Will man Weltgeschichte machen, so mache man sie so, wie sie sich von selbst machen würde, d. h. man trachte die Wege der Vorsehung richtig zu erkennen, aufrichtig zu betreten und konsequent einzuhalten.

Die Weltgeschichte würde sich machen, wie sie sich trotz des langathmigen Widerstandes der Clique-Politik schließlich immer gemacht hat, sie würde über die Clique zur Tagesordnung schreiten.

Dies für die Weltgeschichte leichter zu machen, sei die einzige Aufgabe des theoretischen Denkers, des praktischen Politikers.

Gelingt es einem Bruchtheile der menschlichen Gesellschaft, sich in eine Staatsmacht abzugrenzen, innerhalb deren die individuelle Freiheit des Einen durch nichts Anderes beschränkt wird als durch die ebenso berechtigte individuelle Freiheit des Anderen, während die Gesammtheit geschützt erscheint gegen Uebergriffe von außen, so ist das höchste Ziel erreicht, wonach der Mensch in seiner Beschränktheit hienieden zu trachten berechtigt ist*).

Je längere Dauer diesem Organismus innewohnt, desto entsprechender ist er.

Um dauern zu können, muß er den Keim seiner Regenerirung enthalten, d. h. die Grundbedingungen einer gedeihlichen, stufenweisen Entwicklung aller Elemente, die ihn bilden.

Mangelt ihm dieser, so ist mit dem Entstehen auch schon der Verfall besiegelt, weil die verneinenden Kräfte dem unabweislichen Naturgesetze entsprechend, bald acut bald latent, aber unausgesetzt walten.

Will man die Entwicklungsfähigkeit und Vertheidigungskraft eines Staatsorganismus erkennen, so stelle man ihn unter die Lupe und untersuche ihn darauf: ob und in welchem Maße er geeignet ist, den Clique-Bestrebungen Einhalt zu gebieten. Ist er dies nicht, so taugen alle seine sonstigen Vorzüge wenig oder Nichts, es fehlt ihm die wichtigste Eigenschaft, jene der relativ größten Dauerhaftigkeit.

Dauer verspricht blos jener Organismus, dessen sämmtliche Organe harmonisch, aber selbstständig functioniren. Wenn das Gehör durch das Auge, das Auge durch den Tastsinn ersetzt werden muß, wenn dem Beine der vom Arme bewegte Krückstock vorwärts helfen soll, wenn das Herz zu denken gezwungen ist, und der Kopf zu fühlen, dann mag der Körper zur Fristung einer Schein-Existenz nothdürftig dienen, den Aufgaben des wirklichen Daseins hat er aufgehört zu entsprechen.

Von allen bestandenen und bestehenden Organismen der menschlichen Gesellschaft giebt es keinen, dessen Dauerkraft praktisch so erwiesen ist und auch theoretisch so nachweisbar wäre, als jenen der Hierarchie. Kirchen und Armeen geben hierfür den schlagendsten Beweis, und auch im Staate haben sich Regierungssysteme länger oder kürzer zu erhalten vermocht, je nachdem sie mehr oder weniger auf hierarchischer Ordnung beruhten.

---

*) Selbst Schopenhauer sagt: „Der Staat ist eine Schutzanstalt, nothwendig geworden durch die mannigfaltigen Angriffe, welchen der Mensch ausgesetzt ist und die er nicht einzeln, sondern nur im Vereine mit Anderen abzuwehren vermag."
(„Welt als Wille und Vorstellung.")

Die Basis jeder hierarchischen Ordnung ist die Anerkennung des besseren Mannes über sich, von Stufe zu Stufe hinauf bis zum besten, der Verkörperung des Begriffes „Gott".

Nicht nur entspricht dies der natürlichen Regung des menschlichen Herzens, wie Carlyle behauptet und schlagend beweist, sondern es entspricht auch völlig der Thatsache der absolut unleugbaren Ungleichheit der Menschen.

So lange es Blinde und Lahme giebt, geistig und körperlich Starke und Schwache, kann von der Gleichheit der Menschen nicht ernstlich die Rede sein.

Auch strebt die Menschheit niemals nach Gleichheit hienieden, wenn sie auch von Gleichheit träumen mag in einer besseren Welt. Wonach der Mensch aber strebt und streben soll, das ist die Freiheit für Jeden, gerade in jenem Maße, in welchem er sie zu gebrauchen versteht, zu gebrauchen im Dienste der Selbsterhaltung und der Erhaltung der Gesammtheit.

Weil auf absoluter Wahrheit beruhend, ist die Hierarchie auch die natürlichste Organisation der menschlichen Gesellschaft.

Kind und Mutter, Familie und Hausvater, Hausvater und Stamm oder Gemeinde, Gemeinde und Bezirk, Bezirk und Staat — eine ununterbrochene Reihenfolge von Gliedern einer und derselben Kette, welche schließlich im Gottbegriffe gipfelt.

Alle diese Glieder vom Individuum an bis zur Verkörperung der Gesammtheit, zum Staatsoberhaupte hinauf, sind auf einander angewiesen. In ihrer Verkettung beruht auch ihre Einzelexistenz. Kein Staatsbürger ohne Staat, kein Staat ohne Staatsbürger.

In jeder Körperschaft steht der Einzelne der Gesammtheit gegenüber und wird in der Ausübung seiner persönlichen Freiheit durch die Rücksichtnahme auf diese beschränkt. Durch Beschränkung einerseits, Selbstbeschränkung andererseits, wird das harmonische Zusammenwirken aller Organe ermöglicht.

Wenn in der Familie, vielleicht auch in der Gemeinde, die Privatinteressen und die Gemeininteressen unmittelbar mit einander in Einklang gebracht werden können, so ist dies im Staate nur mehr mittelbar möglich. Immer noch steht das Individuum der Gesammtheit gegenüber, aber diese Gesammtheit ist die Summe so vielfältiger und mannigfacher Interessen, daß die Verbindung beider nur mehr stufenweise bewirkt und bethätigt werden kann.

Es entstehen Unterabtheilungen. Während nun im Interesse des Staates sowohl als des Individuums die Unterabtheilungen, in welche die Gesammtbevölkerung nothwendig zerfallen muß, dazu dienen sollen, um die Verständigung zwischen Individuum und Staat zu vermitteln, gleichsam das Organ dieser Vermittelung zu bilden, trachtet die Clique, sich ihrer zu bemächtigen und sie zum Werkzeuge der Trennung werden zu lassen.

Es ist somit von der größten Wichtigkeit, die Unterabtheilungen, in

welche die Gesellschaft zu zerfallen hat, so zu gestalten, daß sie gezwungen werden, staaatserhaltend zu wirken.

An und für sich staatserhaltend ist keine Unterabtheilung, da einer jeden derselben naturgemäß der Drang innewohnt, Staat im Staate zu werden. Aber jede Gruppe der menschlichen Gesellschaft besteht aus Menschen, welche sich von der Gruppe loslösen müssen, sobald diese ihren persönlichen Aspirationen nicht entspricht.

Die Opfer, welche das Individuum gerne bereit ist, einer Körperschaft zu bringen für die Vortheile, welche diese ihm bietet, werden drückend erscheinen, sobald diese Vortheile verschwinden oder nicht im Verhältnisse mit den geheischten Opfern stehen.

Wenn somit die Majorität einer jeden Unterabtheilung der gesammten Bürgerschaft eines Staates an und für sich antistaatlich ist, so ist andererseits die in ihrem Interesse geschädigte Minorität jeder dieser Körperschaften jederzeit staatserhaltend, denn sie ist gezwungen, an eine höhere Macht zu appelliren. Mit dem gerechten Schutz (von tendenziöser Begünstigung wohl zu unterscheiden), welchen die höhere Instanz im Staate der bedrückten Minorität einer Körperschaft gewährt, ist auch die hierarchische Ordnung geschaffen und zugleich die Gefahr vermindert, daß dieser Schutz bei außerstaatlichen Mächten nachgesucht werde.

Um uns nicht in Beispiele, wie die Weltgeschichte sie tausendfach aufweist, zu vertiefen, betrachten wir blos die von uns angeführte natürliche Gruppirung der Menschheit, und wir werden finden:

Die Familie steht der Gemeinde abwehrend gegenüber; sie meint sich zu genügen und bringt der Gemeinde nur ungern Opfer an Abgaben und Arbeitskraft. Nun wird die Familie für eines oder das andere Mitglied zur Clique. Dies Mitglied sucht Schutz bei der Gemeinde, und die Gemeinde ist die anerkannte höhere Instanz.

Von der Gemeinde wird seitens des Individuums oder der Familie an den Bezirk appellirt, vom Bezirke an die Provinz u. s. f. bis an das Staatsoberhaupt.

Um jedoch von staatserhaltendem Einflusse zu sein, muß dieses Appelliren an die höhere Instanz sich möglichst bequem und gefahrlos vollziehen können und sich bei begründeter Klage als wirksam erweisen.

Auf Grund des überwältigenden Beweismateriales, das die Weltgeschichte uns vorführt, können wir uns der Wahrheit schlechterdings nicht verschließen, daß die Tendenz, Clique zu werden, immer und überall hauptsächlich jenen Elementen der Gesellschaft innewohnt, in deren Händen die Macht liegt.

Die Erklärung liegt darin, daß Selbstbeschränkung immer schwerer zu üben ist, als die Beschränkung Anderer.

Hierauf gründet sich die hierarchische Ordnung logisch und naturgemäß.

Zur Selbstbeschränkung vermocht wird die zur Herrschaft berufene

Majorität einer Körperschaft blos dadurch, daß es der Minorität ermöglicht wird, an eine höhere Instanz zu appelliren. Diese höhere Instanz wird auch nur durch dasselbe Mittel zur Selbstcontrole angehalten und so fort bis hinauf zur Verkörperung des Staates, dem Staatsoberhaupte.

Je regelmäßiger, natürlicher, gefahrloser dieser Proceß sich austragen kann, um so geringer ist die Gefahr einer gewaltsamen Erschütterung. Revolutionen gehen immer von Minoritäten aus. Werden die Majoritäten verhindert, sich zur Clique-Herrschaft zu entwickeln, so ist der innere Friede gesichert, die Existenz des Staates von innen nicht bedroht.

Wenn in früheren Zeiten selbst die hierarchische Organisation des Staates durch einseitige Ausnützung sich zur Clique-Herrschaft hat verstümmeln lassen, wenn dort und da Theokratie, Militarismus, Oligarchie, Feudalismus sich ihrer haben bedienen können, um zur absoluten Herrschaft zu gelangen, so lag dies eben in den früheren Zeiten, in der Möglichkeit, ja Nothwendigkeit der vollständigen Isolirung der einzelnen Staaten.

Der Mandarinismus hat sich in China nur entwickeln können, weil China von der chinesischen Mauer umgeben war.

Heute ist jeder Staat, und wäre er noch so groß und mächtig, gezwungen, seinen Platz in der Staatsgesellschaft einzunehmen und auszufüllen.

Die unzähligen internationalen Interessen der Menschheit reichen weit hinaus über die Grenzen des einzelnen Staates und sind von heilsamem Einflusse auf dessen innere Gestaltung.

Auch der einzelne Staat darf sich heute nicht mehr als Träger des weltfeindlichen Egoismus geriren; auch der Staat wird verhindert, in der Staatengesellschaft die Rolle der Clique zu übernehmen.

Was wohlmeinende Idealisten, fanatische Schwärmer durch das Eingreifen außerstaatlicher Verbände, Friedensligas u. s. f. erreichen wollen; was die allgemeine Abrüstung, was der platonische Machtspruch internationaler Schiedsgerichte bewirken soll, nämlich die Erhaltung des Weltfriedens, das thatsächlich, wenigstens annähernd zu erreichen, ist einzig der vereinten Kraft jener Staaten vorbehalten, welche zur Abwehr bis an die Zähne bewaffnet dem Clique-Staate oder -Verbande von Clique-Staaten ein energisches Halt zu gebieten vermögen. Und je mehr Staaten für diese hohe Auffassung der an sie gestellten Aufgabe gewonnen werden, um desto sicherer ist der Sieg.

Nicht mehr von der Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichtes ist heute der Weltfriede bedingt, sondern von der anerkannten Suprematie jener Staaten, welche die Solidarität zum Dogma erheben und ihre Interessen der Interessengemeinschaft unterordnen.

Das Princip des europäischen Gleichgewichtes war nur ein opportunistischer Lückenbüßer, mittelst dessen die eine Clique getrachtet hat, sich gegen die andere Clique zu vertheidigen. Die Solidarität der erhaltenden

Staaten hingegen ist die Vertheidigung der Menschheit gegen Staaten, die Clique sind.

Somit erscheint der Bund von Staaten, welche die Solidarität berechtigter Interessen auf ihre Fahnen schreiben, als die oberste Stufe der hierarchischen Ordnung, an welche, vom Individuum angefangen bis zum einzelnen Staate, jeder Factor der menschlichen Gesellschaft erfolgreich appelliren kann.

Dies ist der einzig richtige Weg zur Anerkennung jenes Principes, das heute in verschiedenster Form in allen Weltgegenden, von allen Klassen der Gesellschaft bewußt und unbewußt als höchstes Ideal hingestellt wird, das Princip der Solidarität der gesammten Menschheit.

In der Anerkennung dieses Princips und zwar ohne Zeit- und Raum-Unterschied d. h. die Vergangenheit und Zukunft mit eingerechnet, erkennen auch wir das Heil der Menschheit. Allein dieses Princip, zum allgemeinen Dogma erhoben, wäre im Stande, die Epochen der Clique-Herrschaft seltener und kürzer zu machen. Hierauf sei das Auge der Sociologen gerichtet.

Im absoluten Staate wäre die Einführung einer hierarchischen Organisation mit geringer Schwierigkeit verbunden. Auch dort müßte die öffentliche Meinung für dieses System gewonnen werden, sobald dies aber der Fall ist, genügt das Wort des Herrschers, um es zur That werden zu lassen.

In Staaten von mehr oder weniger parlamentarischer Organisation ist aber hierzu auch die Mitwirkung des Parlamentes erforderlich. Im nächsten Aufsatze, „Ein ideales Wahlrecht" genannt, wollen wir trachten, die Wege und Mittel anzugeben, welche zur Schaffung eines Vertretungskörpers führen würden, der den wirklichen Interessen der Gesammtbevölkerung zu entsprechen vermag. Wir wollen dies Ziel als die erste Etappe bezeichnen auf dem Wege des Heiles. Die zweite Etappe wäre unseres Erachtens, das richtig gewählte Parlament zur Anstrebung einer hierarchischen Organisation der Menschheit im Staate und der Staatengesellschaft zu bewegen.

In einem folgenden dritten Aufsatze wollen wir uns mit dem Uebel beschäftigen, das zur Erreichung der beiden oben genannten Ziele mit voller gemeinsamer Kraft zu bekämpfen und zu bewältigen wäre; dies Uebel ist die mächtigste Waffe der Clique und heißt: Lüge.





Die Certosa von Pavia.

Von

B. J.

Wer nach Mailand reist, versäumt gewiß nicht, die Certosa zu besuchen. Fast überwältigt von dem überreichen Schmuck an Reliefs, an Ornamenten, einer wahren Offenbarung fröhlichen Schaffens aus den Zeiten der Frührenaissance, werden die meisten Touristen wohl, neben der Freude an schöner Form und Proportion, sich damit begnügen, einige Künstlernamen und Daten zu merken, aber von der Genesis, der bunten Geschichte des Baues nicht gerade ein anschauliches Bild in den kunsthistorischen Büchern bis jetzt gefunden haben. Eine solche Darstellung verdanken wir dem Architekten Luca Beltrami*), demselben, der über das Castell von Mailand geschrieben und die Baugeschichte des Domes genau verfolgt hat. Zu gründlichen Archivstudien, theils aus Berufseifer, theils aus wachsendem Interesse an der Geschichte der beiden eng verschwisterten Bauwerke getrieben, ist er in seinem nicht umfangreichen Buch zu Resultaten gekommen, die für den Kunsthistoriker nicht ohne Werth sein können, den kunstliebenden Laien anziehen und fesseln müssen**).

Caterina Visconti, Gian Galeazzos Gattin, legte bereits im Jahre 1390 ein feierliches Gelübde ab, daß nahe ihrer Villa bei Pavia ein Karthäuserkloster für zwölf Mönche gebaut werden sollte, und Gian Galeazzo eilte um so mehr, dies Gelübde zu erfüllen, als er einmal manche Rechnung mit dem Himmel abzumachen hatte, andrerseits der Bau einer prächtigen Kirche seinen ehrgeizigen Plänen noch ein besonderes

*) La Certosa di Pavia. Storia e Descrizione. Luca Beltrami. — Milano. Ulrico Hoepli 1895.

**) Wie wir soeben erfahren, ist ein zweites noch umfangreicheres Buch von Beltrami, veranlaßt durch das 500 jährige Jubiläum der Certosa am 27. August, bei Hoepli, Milano erschienen: Storia documentata della Certosa di Pavia. Parte I^a 1896.

Relief zu verleihen geeignet war. Hatte doch schon sein Vater Galeazzo II. im Jahre 1360 ein stattliches und reich ausgestattetes Schloß in Pavia gebaut, von großem Park umgeben, worin Bären, Wild, Fasanen und anderes Gethier; Petrarca, der gerne am Hof der mächtig gewordenen Visconti weilte, hatte das Schloß „augustissimum“ genannt. — Aber erst im Jahre 1396 ging man an's Werk, und das mit großer Energie: 80 Arbeiter waren beschäftigt, Bäume zu fällen, den Platz zu säubern, den Boden für die Fundamente auszugraben. In den ältesten Ausgabe-Registern im Staatsarchiv von Mailand finden wir Bernardo da Venezia als „generalis inzignierius laboreriorum Cartuxiae Papiae“ angeführt; die wiederholte Nennung dieses Namens und Titels verschafft Beltrami die Ueberzeugung, daß er, und nicht, wie noch vielfach angenommen wird, Heinrich von Gmünd der Erbauer oder vielmehr einer der Hauptleiter des Baues gewesen sei. Wie wir nachher auch hier sehen werden, entsprangen die Hauptpläne der Certosa, des Mailänder Doms — an dem gleichzeitig gearbeitet wurde — wie der meisten damaligen Kirchen überhaupt nicht dem Kopfe eines Architekten, sondern waren das Resultat gemeinsamer Berathschlagungen. Bernardo von Venezia erscheint aber um so sicherer als erster Leiter des Baues, als G. Galeazzo ihn schon im Jahre 1391 nach Pavia berief, um dem dortigen Schloß neuen Glanz zu verleihen, den Hof mit Loggien zu umgeben 2c. Ja, es kamen Abgesandte von Mailand zum Herzog mit der Bitte, den Meister Bernhard auf einige Tage dorthin zu schicken, um mehrere Arbeiten am Dom zu vollenden. Im folgenden Jahre finden wir ihn unter den Ingenieuren bei dem Congreß behufs des Baues der Kathedrale in Mailand: es wurde über Zweifel discutirt, die Heinrich von Gmünd wegen der Solidität der Construction erhoben hatte. Noch größer erscheint sein Einfluß, als im Jahre 1400, nach langen Streitigkeiten zwischen den Baumeistern am Dom zu Mailand und dem Pariser Architekten Mignot über die Solidität der Apsis, der Herzog von Pavia Bernardo von Venezia und Bertolino von Novara dorthin schickte, um als „ydoneos expertos inzignerios“ die erhobenen Zweifel zu lösen. In den Ausgabe-Registern für die Certosa von Pavia finden wir ferner am 11. August 1396 ein Conto über Brod, Käse, Wein, geliefert zu einem Mittagsmahl für die fünf Ingenieure aus Mailand und Pavia, die zur Berathung daselbst zusammengekommen waren, und zwar: Giacomo (auch Marco) da Campione, Giovannino de Grassis und Marco da Carono, Frixono genannt, Stammvater des berühmten Künstlergeschlechts der Solari. Damit noch nicht zufrieden, berief der Herzog noch wieder andere Bauverständige zur Berathung, und wir finden hier auf's Neue bestätigt, daß, wie Springer sagt: „die Schwierigkeit der Construction, welche mehr auf dem Wege des Versuchs als der Berechnung gefunden wird, auch in diesem Falle, wie sonst häufig, zur Berufung von Künstlerconcilien führte“.

Als Haupterbauer oder, wie die Italiener sagen, Ingenieur der Certosa nennt also Beltrami auf Grund der in den Archiven, Registern und so weiter gefundenen Ausgaben, Notizen, Berechnungen: Bernardo da Venezia, Giacomo da Campione (Haupterbauer des Mailänder Doms) und Cristoforo di Beltramo da Conigo. Besonders deutlich geht aus Beltramis Darstellung hervor, wie sich gerade zu der Zeit, als drei der stattlichsten Dome Italiens entstanden — der Dom zu Mailand, S. Petronio zu Bologna und die Certosa — wie stark sich eben damals nordische Einflüsse geltend machten. Um so lebhafter berathschlagten darum die italienischen Baumeister, entweder untereinander oder mit den Fremden. So begab sich Antonio de Vincenti, der vom Rath der 600 den Auftrag erhalten hatte, den Dom S. Petronio in Bologna zu bauen, im Jahre 1390 nach Mailand, woselbst der Dombau bereits seit vier Jahren in Angriff genommen war. Es ist von außerordentlichem Interesse, durch Beltrami zu erfahren: daß das gleichseitige Dreieck auch hier, an allen drei Kirchen, die Norm gothischer Bauproportion gewesen sei. Unseres Wissens haben sich die deutschen Kunsthistoriker bisher noch nicht eingehend mit dieser Frage beschäftigt, nur Herr Professor Dehio (Straßburg) hat eine sehr interessante Abhandlung darüber geschrieben*) und gedenkt, wie wir vernehmen, seine Untersuchungen noch auf weit größere Zeiträume auszudehnen. Derselbe führt zunächst französische und deutsche Kirchen aus dem 11. und 12. Jahrhundert an (Chartres, Amiens, Reims, Köln, Beauvais, Le Mans ꝛc), spricht aber sein Erstaunen darüber aus, daß die Triangulationsmethode im 14. Jahrhundert sowohl in Frankreich als in Deutschland außer Gebrauch gekommen sei; zur Parallelunterſuchung in Italien und England sei bis dato das Material für ihn noch zu klein gewesen. Nun spricht Beltrami aber vom gleichseitigen Dreieck als von einer Norm, die „damals für den Kirchenbau allgemein angenommen war“, demzufolge auch für die Erbauer des Mailänder, des Bologneser Doms, der Certosa. Daß der wenige Jahre vorher begonnene Dom von Mailand nach diesem Princip gebaut wurde, geht ferner auch aus dem Gutachten des Gabriele Stornaloco aus Piacenza hervor, den man 1391 nach Mailand berief (causa discutendi de dubiis altitudinis et aliorum), wie auch aus dem Facsimile der von ihm dazu gelieferten Zeichnung. Andere Beweise finden wir in den langen und wiederholten Discussionen zwischen den lombardischen und nordischen Architekten, deren Resultat war, daß auch der Entwurf zur Certosa obiger, nach Beltrami, am Ende des 14. Jahrhunderts allgemein angenommener Norm entsprach. Nun wurde aber der Weiterbau der Kirche, wie wir sehen werden, nur zu bald unterbrochen, so daß wir nur in den drei

*) Untersuchungen über das gleichseitige Dreieck als Norm gothischer Bauproportionen. G. Dehio. Stuttgart 1894. Cotta'sche Buchhandlung.

Langschiffen das Diagramm des gleichseitigen Dreiecks herausfinden (wie aus den Abbildungen hervorgeht), während bei Kreuzung und Querschiff und auch sonst noch vielfache Abweichungen von den zuerst beabsichtigten Constructionen zu finden sind, wie solche sich mit Nothwendigkeit aus dem veränderten Geschmack der Zeit, demzufolge auch dem der Baumeister ergaben. Man kehrte um 1450, wie Beltrami sagt, zu den Traditionen der lombardischen (also der romanischen) Kunst zurück, mit welcher es der Frührenaissance nicht an Vergleichungspunkten fehlt. Bei Beiden finden sich unterhalb des Daches Galerien (Loggien), anstatt der Strebepfeiler oder Strebebogen, den Wölbungen im Innern entsprechend. Bei Beiden drückt die Façade nicht die dreischiffige Theilung des Innern organisch aus, sondern steigt als einfaches Giebelhaus in die Höhe. Guiniforte Solari, Enkel des Marco Frixono, der, schon früh an der Certosa angestellt, noch mit den ersten Erbauern zusammen gearbeitet hatte, war es, der jetzt, da man den Bau wieder aufnahm, neuen Strömungen folgend, den alten Organismus umgestalten sollte. Von ihm stammt der erste Entwurf zur Façade, den wir auf einem Fresco im Querschiff von Ambrogio da Fossano (gen. Bergognone) in der Hand des Gründers noch finden können. Zwar hatte man um 1490 — und früher kann das Bild nicht gemalt sein — die zu einfache Façade bereits wieder aufgegeben, trotzdem bildete Bergognone Galeazzo Visconti damit ab, weil er den Entwurf als schlicht und einfach, am meisten im Sinne des Gründers erachten mußte. Daß die Einfachheit der Façade durch die klugen Mönche nicht allein aus ästhetischen, sondern aus sehr materiellen Gründen aufgegeben wurde, beweist uns Beltrami mit Klarheit und Scharfsinn. Gian Galeazzo hatte den Mönchen zum Bau der Certosa große Einkünfte zugewiesen, welche, sobald dieselbe vollendet war, in Almosen umgewandelt werden sollten. Einmal lag es also in ihrem Interesse, diesen Zeitpunkt so spät als möglich eintreten zu lassen, und andrerseits hatten sich nach und nach eine Menge tüchtiger Künstler dort zusammengefunden, die nur zu gern der Geschicklichkeit ihres Meißels freies Spiel ließen und sich schwer wieder von so dankbarem, möglichst unbeschränktem Arbeitsfeld trennen mochten. Als einfache Steinhauer (lapicida) hatten noch jene Beiden dort begonnen, deren Namen jetzt einen guten Klang haben unter den Bildhauern der Renaissance: Cristoforo Mantegazza und Giov. Ant. Amedeo, Schwiegersohn des Guiniforte Solari, dessen Sohn Pietro Antonio wiederum den Ruhm der Familie Solari bis nach Moskau trug. Dort erbaute er den Kreml, auf dessen Thurm sein Name eingemeißelt ist, nach der Zeichnung des Castells von Mailand. Amedeo hatte sich im Jahre 1470 auf einige Zeit entfernt, um die berühmte Capella Colleoni in Bergamo auszuführen. Er kehrte dann mit nunmehr bereits gefestigtem Ruhm nach der Certosa zurück. Wie nun die Künstler der Renaissance zugleich Handwerker waren, so betrieb auch Mantegazza neben den Arbeiten

für die Certosa in Mailand sein Geschäft als Goldschmied. Dort sollte er auch die Reiterstatue des Francesco Sforza in Bronze bilden, ein Auftrag, den er nicht ausführte und der dann später Lionardo da Vinci ertheilt wurde. Vasari erzählt begeistert von dessen herrlicher Arbeit, welche die Franzosen vollständig zerstörten. Sie verfiel leider einem ähnlichen Schicksal wie Michelangelos Statue Julius II. in Bologna.

Kehren wir zum Entwurf für die Façade zurück, so finden wir außer dem des Guiniforte nach zwei andere spätere, die aber auch verworfen wurden, weil sie für die Massenentfaltung der Skulptur nicht genügend Spielraum gewährten. Beide sind uns als Reliefs erhalten: das eine an der Façade selbst, das andere am Mausoleum des Gian Galeazzo, unter welchem dessen irdische Ueberreste erst 100 Jahre nach dem Tode endgiltige Ruhe fanden. Den ersten Entwurf schreibt Beltrami Dolcebuono, Bramantes Schüler, zu. Aus den noch ungedruckten Memoiren des Prior Matteo Valerio entnehmen wir, daß der endgiltige architektonische Entwurf ebenfalls von der Hand Dolcebuonos herrührt, während Ambrogio da Fossano die Flächen noch mehr einzutheilen, zu beleben suchte, um der Skulptur möglichst weites Feld zu gewähren. Dieser Ambrogio, genannt Bergognone, erscheint mit der Certosa förmlich verwachsen: als Baumeister, als Zeichner wirkt er mit, vor Allem aber als Maler. Da ist kaum eine Capelle, eine Decke, kaum eine Zelle, die er nicht zu verschönern, zu schmücken sucht. Die Bildhauerarbeit an der Façade wurde schließlich endgiltig dem Amedeo contractmäßig zugewiesen, und zwar im Jahre 1474. Während 25 Jahren kam er diesem Contract nach, bis derselbe in einem uns erhaltenen Actenstück definitiv gelöst wurde. Daß es außer den oben erwähnten Künstlern noch eine Menge anderer minder hervorragender Mitarbeiter gab, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Bergognone hat uns die Façade noch in einem anderen Stadium des Ueberganges auf einem kleinen Bilde in der National Gallery in London aufbewahrt. Ebenso befindet sich im Museo Civico zu Pavia eine Zeichnung von ihm, auf welcher der Dom mitten im Bau, sogar mit den Gerüsten davor, zu sehen ist.

Kehren wir indessen, um uns von dem geschichtlichen Verlauf des Baues ein klares Bild zu verschaffen, noch einmal zu dem feierlichen Tage der Grundsteinlegung, dem 27. August 1396, zurück. Das Mailänder Archiv hat uns in seinen Registern, seinen täglichen Aufzeichnungen, auch von den Vorbereitungen dazu ein deutliches Bild bewahrt. Galeazzo Visconti begab sich mit seinen drei Söhnen nach Pavia, von denen der Jüngste, Filippo Maria, damals sechsjährig, (vielleicht durch den herzoglichen Rath Francesco Barbavara vertreten), sich später auf's Lebhafteste des Certosabaues annahm. Der Herzog und seine Söhne legten die vier Grundsteine. Nach dem Festact kehrte der Herzog sofort nach Pavia zurück, während die Anderen sich zu einem fröhlichen Mahle niedersetzten: „in loco

cortinis ornato". — Von wie großem Werth die Erinnerung an dieses Fest dem Volke gewesen, zeigen uns die oben erwähnten Reliefs, welche nach fast hundert Jahren die feierliche Ceremonie noch darzustellen suchen. Gian Galeazzo selbst lag es vor Allen am Herzen, eine denkwürdige Kirche und für sich und die Seinen darin ein prächtiges Mausoleum zu bauen. Kühn und ehrgeizig waren seine Pläne, die Herrschaft über Italien sein Ziel. Poggio erzählt, wie er bereits die Königskrone und andere Reichsinsignien habe anfertigen lassen, als er, im Begriff, Florenz niederzuzwingen, vor der Pest aus Pavia hatte fliehen müssen und, 1402, in Melegnano starb. Mehr als siebzig Jahre vergingen, ehe seine Leiche nach der Certosa gebracht wurde; man setzte sie hinter dem Hauptaltar bei und errichtete darüber ein Reiterstandbild, freilich ganz abweichend von Galeazzos Bestimmungen. Er hatte einen sieben Stufen hohen Aufbau gewollt, darüber ein prächtiges Mausoleum und seine Statue darunter, sitzend dargestellt, mit Herzogsmantel und Krone. Merkwürdig genug, ist von jenem Reiterstandbild keine Spur übrig geblieben. Wir kennen es nur durch die Beschreibung des Philipp de Commines, der, als Gesandter Karls VIII. 1494 die Certosa besuchte. Vielleicht wollten die Mönche, als sie später beschlossen hatten, dem Gründer ein viel kostbareres Monument zu errichten, von jenem provisorischen jede Spur verschwinden lassen. —

Nach dem Tode des Herzogs erhoben sich Schwierigkeiten aller Art: mächtige Familien legten Protest ein gegen die Dotationen aus Renten, (Einkünften von Grundstücken), über welche Galeazzo zu Gunsten der Certosa verfügt hatte. Filippo Maria mußte später den Bruder Giovanni, Herzog von Mailand, ersuchen, die Rechte der Certosa zu beschützen. Die Arbeiten gingen lau vorwärts, in den Ausgaberegistern ist fast nur Nebensächliches erwähnt. Auch scheint sich der grausame Giovanni wenig um den Bau gekümmert zu haben, und als er 1412 von Verschworenen in Mailand auf der Schwelle von S. Gottardo ermordet wurde, versprachen sich die Mönche nunmehr Besseres von der eifrigen Protection Filippo Marias. — Donationen, Privilegien wurden von Neuem bestätigt; Papst Martin V. hielt sich 1418 bei der Rückkehr vom Concil zu Constanz in Pavia auf und zeigte lebhaftes Interesse für das Aufblühen der schon berühmten Certosa. Freilich weisen die Register nur Arbeiten am Kloster, nicht an der Kirche selbst auf: Holz, Eisen, Blei werden gebraucht, für den Bau des Capitelsaals, der Bibliothek, der Sacristei, der Zellen. Unter den Ingenieuren finden wir immer noch Cristoforo die Beltramo da Conigo, Giovanni da Campione, dieselben, die vor fast dreißig Jahren am Beginn des Baues betheiligt waren, mit ihnen Giovanni Solario, des Marco Frixono Sohn. In all' dieser Zeit finden wir aber mit keinem Wort den Bau der Kirche selbst erwähnt. Zweifellos wollten die Mönche, als ihnen nach dem Tode Galeazzos die Vollendung des Klosters selbst in Frage gestellt schien, dieses zuerst fertig bauen, dann erst der Kirche die

ihnen während der ganzen Dauer des Baues zugesicherten Einnahmen zuwenden. Wie schlau und consequent die Mönche an diesem System der Langsamkeit festhielten, ersahen wir schon oben aus dem, nicht ohne Berechnung so reich ausgefallenen Skulpturenschmuck der Façade. So finden wir bis zum Tode Filippo Marias 1447 die Kirche noch auf demselben Standpunkt, auf dem sie bei dem Tode Galeazzos geblieben war. Die Unruhen, die auf Filippo Marias Tod folgten, hatten indeß weniger Einfluß auf den Bau der Certosa, als auf den des Mailänder Doms: Francesco Sforza, Nachfolger oder Usurpator auf dem Herzogsthron von Mailand, förderte und bestätigte, um sich in der Gunst des Volkes zu befestigen, die Arbeiten und Privilegien in Pavia. —

Im Jahre 1450 schickte Francesco Sforza (wie aus einer Note in den Registern zu ersehen), den Architekten Giovanni Solario nach Pavia, und die Mönche selbst, auf die von verschiedenen Seiten, wegen der endlichen Umwandlung der Renten in Almosen, Pressionen ausgeübt wurden, ergriffen nun mit größerem Eifer den Kirchenbau. — Wieder finden wir bei dessen Wiederaufnahme 1452 Cristoforo Conigo, der vor nunmehr sechsundfünfzig Jahren der Grundsteinlegung beigewohnt, im Rath der Ingenieure gesessen hatte, so daß er dem Sohne seines alten Mitarbeiters, des Marco Frirono, daß er Giovanni Solario den ersten Plan, den Grundgedanken des Baues übermitteln konnte. Giovanni und dessen Sohn Guiniforte waren es, die sich nun an die Ausführung begaben. Es ist dies wohl das prägnanteste, vielleicht das einzige Beispiel in der Geschichte der Architektur, wie sich der vollständige Umschwung des Geschmacks an diesem Künstlergeschlecht, vom Großvater auf den Enkel, vollzogen hatte. Für den Innenbau war freilich die Norm des gleichseitigen Dreiecks beibehalten, für die Außenconstructionen, Dach, Thürme, Façade, waren, wie bereits oben erwähnt, völlig andere Principien maßgebend geworden, was sich leicht aus den Abbildungen in Beltramis Buch ersehen läßt. Von wirklich organischer Uebereinstimmung, von Harmonie zwischen dem Innenbau und dem Aeußeren der Kirche, war nun freilich keine Rede mehr. Daß es jedoch an Conflicten zwischen dem achtzigjährigen Cristoforo da Conigo und dem jungen Guiniforte nicht fehlen konnte, ersieht man einmal aus dem abermaligen Stocken der Arbeiten während der ersten zehn Regierungsjahre des Francesco Sforza, dann aus der Zuziehung des berühmten Architekten Bartolomäo Gadio, Erbauer des Castells von Mailand, der zur Wiederaufnahme der Arbeit antreiben sollte. Aber erst nach dem Tode des Cristoforo di Beltramo da Conigo „sostenitore del concetto originario“ — der am Originalentwurf festhielt, — kam der Bau in schnelleren Fluß. Guiniforte Solari behielt für viele Jahre die Oberleitung, wie wir schon oben aus dem Entwurf für die Façade sahen; das schloß aber nicht aus, daß er in den Jahren 1459—80 in den Registern auch als am Mailänder Dom thätig genannt wird. — Seit dem Jahre

1466 finden wir auch Giovanni Ant. Amedeo unter den Arbeitern genannt, den wir bereits oben, als vorzugsweise an der Ausführung der Façade betheiligt, kennen lernten. Er arbeitete zunächst am großen, dann mit seinem Bruder, der Maler war, am kleinen Kreuzgang. Eifrig wurde jetzt weiter gebaut, und als man 1473 das Dach mit Blei gedeckt hatte, als auf Giebel und Querschiff sich zierliche Thürmchen erhoben, ging man an die bereits besprochene Ausführung und Bekleidung der Façade.

Wir sind nun wieder in die Blüthezeit fröhlichen Weiterschaffens gelangt, und Ludovico il Moro war's, der am energischsten in die Fußstapfen des ersten Gründers trat, Rath und Urtheil bei der Ausführung des Baues abgab, ja sogar nach eigenster Angabe Aenderungen vornehmen ließ. So schreibt er an seine Gemahlin Beatrice von Este, er habe den Chor niederreißen und nach seiner Zeichnung wieder aufbauen lassen. (. . . et lo feci ruinare, designando come haveva ad stare.) — Ludovicos Wunsch war, aus der Certosa ein wahres Sanctuarium der Kunst zu machen: außer Ambrogio da Fossano, den wir bereits in seiner eifrigen Thätigkeit kennen gelernt haben, wurden Bartolomeo Montagna, Maestro Filippo (wahrscheinlich Filippino Lippi), Perugino, Bernardino Luini mit Altarbildern, mit der Ausmalung von Capellen und Zellen ꝛc. beauftragt.

Die schweren politischen Wirren in den letzten Jahren seiner Regierung verhinderten Ludovico il Moro immer noch an der Erfüllung von Gian Galeazzos letztem Willen. Noch fehlte der Sarkophag, in welchem der erste Herzog von Mailand endgültig beigesetzt werden sollte. Die Vollendung des Mausoleums fand mit der Einweihung der Kirche zusammen statt, am 3. Mai 1497, über ein Jahrhundert nach der Grundsteinlegung. Pomphaft und von künstlerischem Geist getragen waren die Festlichkeiten, die Ausschmückung der Kirche: malte doch selbst Benedetto da Marliano Decorationen mit den herzoglichen Wappen-Insignien. Die Einweihung vollzog der Cardinal Lupo da Carvajal, Bischof von Sagunt und Abgesandter des Papstes. Die Hauptscene der Festlichkeit ist auf einem Relief zur Seite der Kirchenthür dargestellt, und da dasselbe nur wenige Jahre nach dem wichtigen Act gemeißelt wurde, dürfen wir wohl Costüme, Figuren, die noch unvollendete Front, das provisorische Dach, die Gerüste ꝛc. für eine treue Darstellung halten. Der Prior Matteo Valerio erzählt uns in seinen Aufzeichnungen, daß Giov. Cristoforo Romano den Sarkophag gearbeitet habe, worauf Thaten und Erlebnisse des G. Galeazzo gemeißelt seien. Seine Hauptmitarbeiter waren Benedetto Briosco, der die Statue der Jungfrau schuf, und Jacobino de Boni. Derselbe Prior Valerio erzählt uns auch von einer zweiten, noch größeren Festlichkeit, als im Jahre 1510 auch die Leiche der Isabella von Valois, Johann des Guten von Frankreich Tochter und erste Gemahlin Galeazzos, feierlichst aus der Kirche S. Francesco geholt und in den Dom übergeführt wurde. Der

Bleisarg war mit köstlichem Brokat bedeckt, worauf die vereinigten Wappen (Viper, Lilien, Taube ꝛc.) auf's Schönste in Stickerei angebracht waren. Drei Tage hintereinander beherbergten und bewirtheten die Mönche Jedermann, der sich zum Feste nach der Certosa begeben hatte, und ließen sich's 3000 Golddukaten kosten. — Man sieht, sie ließen es jetzt nicht an pomphaften Kundgebungen des Dankes gegen das herzogliche Haus fehlen.

Nachdem, wie oben erwähnt, Amedeo im Jahre 1499 definitiv auf die Weiterarbeit an der Façade verzichtet hatte, traten Vater und Sohn Briosco mit so manchen anderen tüchtigen Meistern an seine Stelle. Man war mit dem reichen Skulpturenschmuck bereits bis zur ersten Loggienreihe fertig, als Erasmus von Rotterdam, auf dem Wege nach Bologna, die Certosa besuchte. „Warum," rief er klagend aus, „soviel Geld an eine Kirche verschwenden, die wenigen Mönchen zum Psalmensingen dient, während sie von Leuten überlaufen und gestört werden, die kommen, um sich an der Pracht des Marmors zu erfreuen?" Lag nicht in diesem Ausruf der Geist einer neuen, kritisch-nüchternen Zeit? Der Geist der Reformation, der gekommen war, um den Zauber jenes wunderbar harmonischen Zusammenwirkens von religiöser Begeisterung und künstlerischer Schaffenslust zu verscheuchen? Schlimm genug sah es außerdem um Pavia in den ersten 20—30 Jahren des sechzehnten Jahrhunderts aus, als die Kämpfe um Mailand die Lombardei verwüsteten. 1522 hatte Prospero Colonna sein Lager bei der Certosa aufgeschlagen und nach der unglücklichen Schlacht von Pavia soll Franz I. um die Gunst gebeten haben, ihn wenigstens nicht gefangen in die Stadt zu führen, die zu erobern er gekommen war. Als der hohe Gast in ihre Kirche trat, sangen die im Chor versammelten Mönche:

„Coagulatus est sicut lac cor meum
Ego vero legem tuam meditatus sum."

worauf der gebeugte König in den Gesang einstimmend fortfuhr:

„Bonum mihi quia humiliasti me
„Ut discam justificationes tuas."

Und vielleicht schrieb er aus der Certosa an seine Mutter Louise von Savoyen die später modificirten Worte: „de toute chose ne m'est demouré que l'honneur et la vie qui est sauve." — Zwei Jahre später nahm Lautrec Rache für diese Schmach, plünderte Pavia, und in der Certosa hausten spanische Truppen.

Genug wäre noch zu berichten von den Schicksalen der Certosa, von ihrem Reichthum an herrlichen Kunstschöpfungen. Erwähnt sei nur noch das Grabmal des Ludovico il Moro und seiner Gattin Beatrice von Este von Cristoforo Solari, il Gobbo genannt. Auch diese schönen Statuen litten unter den kriegerischen Unruhen, waren abhanden gekommen, alsdann

fälschlich in verticaler Stellung in die Wand der Apsis, hinter dem Mausoleum Galeozzos, eingemauert, bis ihnen endlich erst im Jahre 1891 der ihnen gebührende Platz, die vom Künstler beabsichtigte Stellung, zugewiesen wurde. Unter den zahlreichen vornehmen und berühmten Gästen, welche die Certosa besuchten, war auch Montaigne im Jahre 1581, der unter dem Eindruck des außerordentlichen Luxus, nicht nur der Gebäude, auch der Dienerschaft, der Pferde, Köche ꝛc. äußerte, er habe „anstatt eines Klosters den Hof eines großen Fürsten besucht". Noch zwei Jahrhunderte erfreuten sich die Mönche ihres Wohllebens und herrlichen Klosters; im Jahre 1782 wurde dasselbe von Joseph II. aufgehoben und blieb verlassen. Neue Kämpfe tobten in seiner Nähe am Ende des vorigen Jahrhunderts. General Berthier ließ den Sarkophag Galeazzos öffnen und seiner Kleinodien berauben. Nach der letzten Aufhebung des Klosters durch Napoleon, 1810, blieb nur noch ein Geistlicher, ehemaliger Barfüßer-Mönch, zur Bewachung der Certosa, bis ein Decret Ferdinands I. vom 17. Juni 1843 den Mönchen die Rückkehr gestattete. In Folge des Gesetzes vom 7. Juli 1866: Ueber die Aufhebung geistlicher Orden ꝛc. verließen die Karthäuser endgiltig das Kloster. Seitdem gehört die Certosa zu den kirchlichen Gebäuden (Bibliotheken, Archive, Kunstschätze mit einbegriffen), deren Erhaltung die Regierung übernommen hat.





Wie der Preßl das Arbeiten verlernt hat.

Von

Fannie Groeger.

— Wien. —

Der alte Preßlmüller war gestorben, nach langem Siechthum trugen sie ihn endlich hinaus. Als seine junge Wittwe vom Begräbniß heimkehrte, mit dem kleinen, fünfjährigen Buben an der Hand, fing sie weinend an, ihre Sachen zusammen zu packen, die wenigen Kleider und den spärlichen Hauskram, denn sie mußte aus dem Hause.

Im Gebirg, wo sich das begab, sagen sie: „Wenn unser Herrgott einen Narren haben will, laßt er einem alten Mann sein Weib sterben." So war es dem Preßlmüller gegangen. Nach dreißigjähriger Ehe starb ihm seine erste Frau. Eine Zeitlang ging's ihm recht nahe, denn die Gewohnheit ist die größte Despotin des Menschen, und die Leute sagten sogar: „Er macht's auch nicht mehr lang." Doch plötzlich fing er an, Geschmack an seinem neuen Junggesellenthum zu finden und seiner Freiheit inne zu werden, und siehe da, der alternde Mann setzte Johannistriebe an, that sich da und dort bei der Unterhaltung und im Wirthshaus um und war gar hinter den Schürzen her. Alsbald munkelte man von dieser und jener, mit der er's halten solle, und eines schönen Tages wirthschaftete in der Mühle, in der schon lange die Hausfrau zu fehlen begann, ein Frauenzimmer, das er zu sich genommen und mit der er nun gemeinsamen Haushalt führte. Und jetzt sagten die Leute wieder: „'s is Keiner net z' alt, daß ihn net no der Hafer stechet."

Aber das Weib, das nun in der Mühle wirthete, war habgierig, schlecht und herzlos, und das Anwesen an sich zu bringen, war von Anfang an ihr einziges Ziel. Durch ihre falsche Sorgfalt wußte sie den Müller

so weit an der Nase herumzuführen, daß er eines schönen Tages zum „Notary" ging und dort sein ganzes Hab und Gut seiner Concubine in aller Form verschrieb, mit der naiven und harmlosen Bedingung, daß er bis zu seinem Tode in seinem eigenen Hause verbleiben dürfe, und sie ihn erhalten müsse. Darauf setzte er sich in seinem Austragstübchen zur Ruhe, und nun fing sie zu schalten und walten an, wie es ihr beliebte.

Da sie jedoch jetzt ihrer Sache sicher war, änderte sie ihr Thun und Lassen. Sie vernachlässigte den alten Mann, ward mürrisch und roh mit ihm, er litt sogar Mangel an allem Nöthigen, konnte sich nimmer satt essen und verbrachte in seinem eigenen Haus ein recht armseliges Dasein. Still und geduldig fügte er sich in Alles, — die richtige Bauernnatur, die Schmerz und Leid, so lang's nur geht, nicht einmal vor's eigne Bewußtsein treten läßt. —

Eines Sonntag-Mittags jedoch, als er aus der Kirche kam, kippte er einen Teller voll Milchsuppe, die für ihn bestimmt war, mit seinen grobgenagelten Schuhen um, als er die Treppe hinaufstieg. Rasch faßte er mit dem Löffel die Bröckel wieder ein, um dem Schelten seiner Haushälterin zu entgehen, und setzte die Suppe nachher der Katze vor. Kurz darauf wand sich das Thier in Krämpfen und verendete.

Ob es da ein Verbrechen gab oder nicht, wurde nie festgestellt, aber dem alten Müller schwoll die Galle, und um sein bischen Mittagbrot furchtlos verzehren zu können, ehelichte er ein junges, blutarmes Ding, das in seinem ärmlichen Stübchen das Leben mit ihm nun theilte und ihm Magddienste verrichtete. Sie gebar ihm gar noch einen Sohn.

Da ging er wieder zum „Notary" und sagte, er habe jetzt ein Kind und wolle ihm sein Haus vermachen. Aber das ging nun nicht mehr, denn die Schenkung war vor seiner Heirath in gesetzlicher Form erfolgt.

Als der Knabe fünf Jahre alt geworden, da legte sich der Vater auf das Krankenbett und stand auch nimmer auf. Wohl peinigte ihn die Sorge um Weib und Kind, die nun heimatlos würden, und oft sagte er zu dem Kleinen, der auf seiner Bettdecke spielte: „Mei Buarl, mei Buarl, wer wird Dir no amal a Stückl Brot geben."

Das junge Weib wußte ganz gut, daß nach dem Tode des Müllers keine Stunde mehr ihres Bleibens in diesem Hause sei, und so zog sie denn, als er seine Augen für immer geschlossen hatte, mit ihren geringen Habseligkeiten und dem kleinen Johann wieder in die ärmliche Keusche ihrer Mutter und verrichtete wie ehedem Taglöhnerdienste.

Einige Zeit später lernte sie einen armen Bergarbeiter kennen, dem das junge Weib paßte, und sie vereinigten ihre Armuth, um sie gemeinsam leichter zu tragen.

Hansl bekam einen braven Stiefvater, der ihn wie sein eigen Kind behandelte, sogar dann, als ihm selbst ein Bub geboren wurde. Nichtsdestoweniger fing von diesem Tag für den Hansl der Ernst des Lebens

an. Die Einnahmen der kleinen Familie und dazu die Arbeitszeit der Mutter begannen sich durch den kleinen Zuwachs um ein Beträchtliches zu vermindern, und so mußte der kleine Siebenjährige schon mit an die häusliche Arbeit. Er verrichtete alle leichten Handlangerdienste, kehrte die Stube, spülte das Geschirr am Bach, sammelte Holzäste und mußte sogar sein kleines Brüderlein warten.

Und wie geschickt er sich dabei benahm, und mit welchem Eifer! Das mußte man nur sehen! In altkluger Weisheit vollzog er pflichtgetreu die ihm gegebenen Aufträge. Er suchte stets die Sache von der praktischen Seite anzupacken, und im Handgriff war der kleine Kerl gar noch erfinderisch. Beim Holzsammeln war er besonders auf Verbesserungen bedacht. Erst barg er die dürren Aeste in seinem kleinen Schurz, dann trug er's am Kopf; nachher band er sich's mit einem Strick auf die Schultern, und als er nach seiner Meinung noch immer nicht genug nach Hause förderte, erfand er sich aus zwei Baumästen eine Art Schlitten und lud ihn so voll, daß er unter der Last, die er zog, keuchte. Auch Puppen aus Stroh machte er für den kleinen Bruder und Peitschen und Papierhüte und schmückte sie mit den Federn, die er dem Nachbarhahn tapfer ausriß.

Aber Hansl's Ehrgeiz wuchs mit dem Vertrauen, das man in seine Kräfte setzte, und als sie ihm gar gestatteten, das Feuer anzumachen, da war er stolz wie ein kleiner König, denn es war unmöglich, es weiter bringen zu können, nach seiner Meinung. Als er aber in die Schule geschickt wurde, erkannte er seinen Irrthum. Es gab doch noch etwas Höheres! Stolz schritt er mit dem Schulpack auf dem Rücken durch die steinige Dorfstraße und schlenkerte unternehmend mit den Beinen, und Sonntags ministrirte er protzig mit dem Weihrauchfaß neben dem Herrn Pfarrer. Die häuslichen Geschäfte waren nun nothgedrungen eingeschränkt; an Sonntagen pflückte er im Sommer Beeren, die ihm einige kleine Kreuzer einbrachten, und als er älter wurde, schnitzte er in seinen stillen Stunden plumpe Holzsachen, die er zur Ansicht in das Fenster lehnte, um Käufer anzulocken: kleine weiße Bären, Lämmer, und Hühner mit wirklichen Federn, Gemsen, die aussahen wie Kühe, und Flöten, auf welchen die Namen der Töne mit einem glühenden Nagel eingebrannt waren.

Bald verließ er die Schule, da er ja armer Leute Kind war, und sein Stiefvater, der Bergarbeiter, nahm ihn mit sich, und Hansl mußte für einen ganz kleinen Taglohn die „Geimeldienste“ verrichten: das einförmige Mittagmahl der Bergleute bereiten, das Trinkwasser zutragen und dergleichen mehr.

Nach einigen Jahren kam er endlich seinen Eltern aus dem Brot und wurde vom Geimel zum richtigen Bergmann befördert.

Der brave Bursche unterstützte die Seinen und lieferte getreulich seinen Wochenlohn der Mutter ab. Aber er war nun herangewachsen und hätte gar zu gerne auch etwas mehr auf seine Kleidung gehalten und sich an

Sonntagen ein wenig vergnügt. Dazu langte es aber nicht. So ging er am Abend, wenn er aus der Arbeit heimkehrte „pecheln" in den Wald, kletterte mit einer kleinen Hacke und einem Topf auf die Bäume und hackte das Harz herunter. An den Feiertagen stieg er in die Berge um Edelweiß und grub den Speik. Das verhalf ihm doch auch wieder zu einigen kleinen Ersparnissen. Es dauerte jedoch lange Zeit, bis er reich genug war, sich die erste gemslederne Hose aus eigenen Mitteln anzuschaffen, aber es war auch kein kleines Ereigniß, als er sie eines Sonntags zum ersten Mal, geschmückt mit seines verstorbenen Vaters silberner Uhrkette, zur Kirche spazierte. Das war der erste eigentliche Ruhetag, den er sich so recht von Herzen gönnte, und der erschien ihm auch wie ein Abschnitt in seinem Leben. —

Hansl war nun Johann geworden, ein ernster Bursch, der das Lachen und die Freude nicht kennen gelernt hatte. Die Noth, die noch immer und immer wieder durch jede Dachluke und jede zersprungene Fensterscheibe seines Zuhause hereinlugte, und die in stetigem Athem gehaltene Armuth hatte ihn früh reif gemacht. Sein Kinderlächeln war ihm ja zeitig erstorben, seine Spiele bald in Arbeit umgewandelt und seine kindlichen Gedanken einem ernsthaften Grübeln nach Dienst und Verdienst gewichen. Still ging er seiner Wege und sprach nicht viel. Klein und unansehnlich von Statur war er, doch sehnig und markig, mit einem frühalten Gesicht, energischem breitem Kopf, faltiger Stirn, darunter ein paar graue, kluge, durchdringende Augen, die immer bestrebt waren, Etwas zu lernen, zu sehen, zu erspähen oder abzulauschen und mit Geschick zu erfassen.

Wo immer man arbeitete, war er zu finden. In der Freiwoche verdingte er sich beim Bau, und während er da Taglöhnerdienste verrichtete, hatte er hundert Augen und Ohren in Thätigkeit, zu lernen und sich die Kunstgriffe anzueignen. Deshalb wurde er auch allüberall der „gschnappige Preßlbua" genannt. Er konnte Alles. In seinen Mußestunden tischelte er, er schnitzte und drechselte und schlosserte auch.

Aber er hatte sich nicht umsonst in all den Handwerken herumgethan, er nährte seine stillen Pläne: der einsame, schweigsame Bursche wollte nimmer allein sein, — er wollte ein Weib; er würde zwar nicht viel mit ihr anzufangen wissen, aber so müsse es ja doch einmal sein, meinte er.

Dazu brauchte er jedoch auch ein Haus, denn nur unter dieser Bedingung durfte damals ein Bergarbeiter heirathen.

Und fest entschlossen ging er zu seinem Stiefvater:

„Vatter, i will heirathen!"

„Na guat! Aber, Bua, wie kannst denn. Du hast ja ka Haus!"

„I will mir ans bau'n."

„Wie willst denn bau'n ohne Geld?"

„Wannst Du und der Karl mir helft's, so wer' i's probiren."

„Helfen woll'n mer Dir schon gern, aber — —"

Und der Vater schüttelte zweifelnd den Kopf.

Da ging der „Preßlbua" und nahm aus seinem Gebetbüchl die fünfundzwanzig Gulden, die er von seinem verstorbenen Vater ererbt, und kaufte sich einen Grund. Der war nicht groß. Gerade ein Haus konnte darauf stehen.

Sein Stiefvater und Stiefbruder kamen und machten sich nun mit ihm an die Arbeit. Die ging wacker vorwärts, aber Johann mußte eine kleine Summe Geldes nach der anderen aufnehmen, um das Bauholz zu bezahlen. Und sie robotteten alle Drei in ihren freien Stunden, bis das kleine Haus unter Dach stand.

Innen waren nur die blanken Wände, und an die Einrichtung konnte natürlich noch nicht gedacht werden. Ein altes, breites Bett stellte er noch in die Stube, — dann ging er freien.

Eine Stunde weit weg war ihm ein braves Mädchen angerathen worden. Sie war nicht mehr jung, band Reiserbesen, hatte ihre Eltern von ihrem ärmlichen Verdienst bis zum Tode treu erhalten und überdies fünfzig ersparte Gulden. Die mußte für ihn passen.

Und er ging hin.

Sie kannte ihn vom Hörensagen als fleißigen braven Burschen und nahm ihn denn auch ohne Weiteres. Sie heiratheten bald, und er führte sie in sein Haus. Als das Weib am Morgen nach der Hochzeit die Frühstücksuppe kochen wollte, da ging's nicht, denn der ganze Hausrath bestand nur aus einem rinnenden Topf, den ihm seine Mutter als einzig entbehrliches Stück aus ihrer Küche gegeben, und den er nothdürftig mit Draht zusammengeflickt hatte.

So arm begannen sie.

Ein Jahr verging, während welcher die Arbeit und Sorgen wuchsen. Ein Kind ward ihnen geboren, ein Mädchen. Sie nannten es Anna-Maria, nach Mutter und Großmutter, und „Mirl" wurde es gerufen. Die Mutter, durch die viele Arbeit sehr geschwächt, konnte das Kind nicht lange selbst stillen, und die Beschaffung der Kindermilch begann die letzten paar ersparten Groschen zu verschlingen. Also eine Kuh mußte her. Aber ohne Feld keine Kuh, und sie besaßen keinen Grund. Den Zaun, der ihr Besitzthum umfaßte, konnte man aus den Fenstern mit der Hand erreichen.

Und wieder nahmen sie Geld auf und kauften ein Stück Wiese. Das lag aber entfernt vom Hause. Doch nun fehlte wieder die Scheune. Wo das Heu unterbringen? Und wieder ging er zum Stiefvater und Stiefbruder, damit sie ihm helfen. Und sie bauten auf dem neuen Feld die Scheune: unten den Kuhstall und die Streuhütte und darüber den Heuboden; dann wurde die Kuh gekauft.

Zwei Winter gingen sie nun den weiten Weg vom Haus zu dem verschneiten Stall. Aber die Gläubiger drängten, denn ihre Schulden wuchsen und wuchsen, und so mußten sie nun schließlich ihr Haus verkaufen, um zu

bezahlen. Wo nun wohnen? — In der Scheune! Was blieb ihnen übrig? —

Stumm und schweigend zog er den Schlitten, auf dem ihr armseliger Kram aufgeladen war, über das verschneite Feld; die Mutter trug die Kleine und folgte still gedrückt nach.

Weitere zwei Winter lebten sie nun in der größten Kälte auf dem Heuboden. Unten wärmte der Stall ein weniges, und das Heu hatten sie auf allen Seiten um sich aufgethürmt und die Lücken verstopft; das Kleine lag zwischen ihnen in dem einzigen breiten Bett, und wenn die Mutter flickte, mußte sie die Füße in die Aermel ihrer warmen Jacke stecken, um nicht zu erstarren. Wenn die Kälte gar zu arg wurde, ging sie mit dem Kinde zu den Nachbarsleuten und wärmte sich ein wenig.

Im Freien aber vor ihrer armseligen Wohnung war eine offene Feuerstelle errichtet. Da kochte sie im bittersten Frost.

Aber dem Preßl ging's seit einiger Zeit wieder im Kopfe herum. Er sprach zwar wie gewöhnlich Nichts, aber er machte Pläne, und Pläne waren bei ihm gleichbedeutend mit der That. Er verbiß sich in seine eigenen Gedanken, und hatte er sie einmal gefaßt, so ward er halsstarrig, energisch, ja eisern in der Erreichung seines Zieles. Nächte hindurch rechnete er, tüftelte und klügelte, wie es sich wohl am Billigsten herstellen ließe und wie am praktischsten und schnellsten. Er zeichnete sich selbst den Grundriß zu einem neuen Haus, verwarf und verbesserte ihn wieder so lange, bis er mit sich selbst darüber ganz einig war. Eines Tages theilte er seinem Weibe kurz und bündig mit, daß er beschlossen habe, auf seiner Wiese wieder ein Haus zu bauen.

Und als die Strenge des Winters nachließ, und die ersten Sonnenstrahlen sich hinter den Bergspitzen bescheidentlich hervorwagten, zogen sie eines frühen Morgens in die Berge. Einen kleinen Handwagen hatten sie bei sich, und das Weib trug eine alte Arbeitshose ihres Mannes, um nicht bei der Arbeit durch das flatternde Kittelzeug gehindert zu werden. In dem Handwagen aber wollten sie die Steine, die sie zum Hausbau brauchten, sammeln und sie so nach und nach zum Platze fördern.

Es war ein sonderbares Paar, wie sie so schweigend durch die frostige Morgenfrische dahinschritten. Er, — das kleine, dürre Männchen, das von Jahr zu Jahr mehr einzuschrumpfen und in den Boden zu wachsen schien, so daß sein Kopf immer breiter und unnatürlich größer auf dem dürftigen Körper saß, — hatte noch einige Gedankenfalten mehr auf der Stirn bekommen und einige Arbeitsschwielen mehr an den Händen, und von der Nase zum Mundwinkel herab zogen sich zwei tiefe Furchen. — Sie, ein großes, starkknochiges Weib, mit Gliedmaßen von fast männlichem Bau, derben Händen und übergroßen Füßen, die in schweren Holzschuhen staken, und einen Zug von Entbehrung um den schon fast zahnlosen Mund. Schweigend und gleichgiltig wie zwei jochgewohnte Lastthiere, mit vorgebeugtem Hals

und krummem Rücken, schritten sie ruhig den Felsen zu, und da, wo das meiste Gerölle lag, hielten sie an.

Als sie den ersten Stein, der ihnen für ihre Zwecke passend schien, gefunden hatten, stemmte der Mann ein Kreuz hinein, und sie knieten nieder und beteten, daß ihr Werk gelingen möge, daß Segen auf ihrer Arbeit ruhe und kein Blut dabei vergossen werde. Dann hoben sie den Stein gemeinsam und fast mit Ehrerbietung auf den Karren, häuften neue Steine darauf, so viel er zu fassen vermochte, führten sie nach Hause, kamen wieder und immer wieder, viel Tage und Wochen lang, und schleppten so wie die Ameisen ihr Baumaterial zusammen.

Die andere Arbeit durfte natürlich darüber auch nicht versäumt werden, und Abends, wenn das Letzte gethan war, band sie noch Reiserbesen für die Leute, wie sie es ledigerweile gethan.

Wenn sie Holz für ihren Bedarf im Walde sammelte, suchte sie zu gleicher Zeit nach Schwämmen, nach Wurzeln und heilsamen Kräutern zum Verkauf. Er brachte aus den Bergen Edelraute mit und Enzian, und wenn sie Sonntags Vormittag im nahen Städtchen vor der Kirche ihre Butter und den Schoten*) der Woche feilhielt, bot sie die Blumen mit aus.

Und wie kärglich sie lebten! Des Mittags machte die Frau einen Teig von schwarzem Mehl und Wasser und buk ihn aus dem Unschlitt, der von der Kerze getropft war und den sie sorgfältig zu diesem Zwecke aufbewahrte, oder sie kochte eine Suppe aus Wasser und Salz und schnitt schwarzes Brod darein.

Als sie das nöthigste Baumaterial herbeigebracht hatten, fing er an, seine Werkzeuge in Stand zu setzen. Dann benachrichtigte er wieder seinen Stiefvater und Bruder, und zum drittenmale kamen sie und arbeiteten wieder. Sein Weib half wie ein Knecht.

Und sie schafften mit Eifer.

Der Frühling, der Sommer und der ganze Herbst vergingen unter heißer mühseliger Arbeit. Anfangs December aber standen die Mauern fertig da, und die letzte Hand wurde an den Dachstuhl gelegt. Zu Weihnachten endlich war Preßls Plan verwirklicht, und Weib und Kind übersiedelten in's Haus.

Wohl war es noch ein recht trübseliger Aufenthalt. Sämmtliche Thüren fehlten, außer dem Thor, und dieses war einstweilen nur aus rohen Brettern gezimmert worden. Die Fensteröffnungen waren mit Latten verschlagen, und die Treppe sowie die Fußböden fehlten noch ganz. Aber eine Küche war da! Eine kleine, gemauerte, fix und fertige Küche, mit einem großen, bequemen, offenen Feuerherd, und das wurde vorläufig die Wohnung der kleinen, stillen Familie mit ihrem arbeitsamen Oberhaupt. Hier war es warm und geschützt, und das große Bett hatte gerade noch Platz.

---

*) Eine Art Käse.

Den ganzen Winter blieben sie darinnen, immer wieder unter schwerer, mühevoller Arbeit, denn jetzt mußte erst recht verdient werden, verdient und gespart, denn die Schulden hatten sich wieder gehäuft.

Doch der abermalige Hausbau Preßls hatte in dem armen Dorf und in der ganzen Gegend nicht geringes Aufsehen gemacht, und der kleine, energische Mann rang den Leuten Bewunderung ab. Nicht nur daß sein Werth und Credit erheblich stieg, als man ihn so fleißig, thätig und klug sah, er stieg auch bedeutend im Ansehen. Bald frug man ihn um Rath, bald bat man um seine Hilfe, und bald bekam er sogar kleine Bauten zu leiten. Das brachte ihm denn endlich hie und da ein größeres Stück Geld ein, und jeder halbwegs entbehrliche Kreuzer wanderte in den alten Strumpfsäckel hinter die Matratze, und war eine kleine Summe voll, so wurden schnell die dringendsten Schulden bezahlt.

Die Wintermonate vergingen, und gegen Frühjahr hatte Preßl auch die Treppe aufgerichtet, die Fußböden und Thüren gezimmert, und die helle Maisonne blinzelte schon durch spiegelnde Fenster. Die Wände wurden getüncht, das ganze Häuschen gescheuert, und dann stand es kokett und glänzend und beinahe protzig in seiner hellen Weiße inmitten dem grünen Felde, das in voller Blüthe bereits der Heuernte zureifte.

Drinnen wurde das breite Bett in die große Stube gestellt. Aus selbstgesponnener grober Leinwand nähte die Mutter einen Vorhang, der die Stube in zwei Theile theilte, die Schlafstube und die Wohnstube.

Und nun begann der Vater langsam, sehr langsam, aber sorgfältig an die Beschaffung der Einrichtung zu schreiten. Immer nur das Nothwendigste konnte gemacht werden. Aber allmählich füllte sich das Häuschen, und beinahe wohlhabende Behaglichkeit erstand unter des zielbewußten Mannes nimmer rastenden Händen.

Die Schulden waren nun auch getilgt, freilich nach langer Zeit, denn Jahre waren darüber verflossen, — und mittlerweile sogar der äußere Schmuck des Häuschens erstanden. Obstbäume waren gepflanzt, deren knorrige Stämme mit den weitverbreiteten, wirren Zweigen den Grasplatz vor dem Haus ein wenig beschatteten. Weiße, schmale Kieswege führten herzu, und über dem Thor war ein grünes Kränzlein gemalt, mit den Initialen „J. A. P." Johann Anna Preßl. Seitlich zog sich ein kleines Gärtlein um's Haus, mit blutrothem Mohn und blühenden Bohnen; ein Pfirsichbaum schmiegte sich an die Wand und schob seine Aeste zwischen die Fenster hinauf bis zum Giebel, und die Fuchsien nickten im Winde.

Jetzt, wo Sorglosigkeit einzogen und Mirl herangewachsen war, hätten sie ruhiger leben können. Aber dem war nicht so. Dem Preßlbauer war die behagliche Freude am erworbenen Besitz nicht gegeben, und Armuth war ihm Gewohnheit geworden. Der Wohlstand war viel zu allmählich erstanden, und staubkörnchenweise errungen das, was die Menschen sonst Glück nennen. So war ihm die Veränderung nicht zum Bewußtsein gekommen. Wie zu

den Zeiten, da sie hungerten uud die Steine zusammentrugen, um sich ihr Heim zu gründen, gerade so fieberisch und starrköpfig lag er auch jetzt noch seiner Arbeit ob, und sein Weib mit ihm, denn sie war nicht gewohnt, selbst zu sehen. Sie schaute durch sein Auge, und er war für sie die leibhaftige Vorsehung. Einsam für sich abgeschlossen und beinahe kärglich floß ihr Leben dahin, und wie Sünde, wie eine Herausforderung an das Schicksal wäre es ihnen erschienen, ihre ärmlichen Gewohnheiten zu verändern. Der Mann war noch dürftiger im Aussehen geworden; seine Hände durchzogen hochgeschwellte Adern, und starre Sehnen umspannten seinen Hals. Sein Haupthaar war spärlich geworden, aber ungebleicht geblieben, und klug und jung und energisch wie früher blitzten seine kleinen Aeuglein aus tausend Falten und Fältchen hervor.

Sein Weib war noch knochiger geworden, noch flacher und männlicher; ihr Gesicht glich einem Lederapfel mit tiefen Einschnitten, Falten und Furchen, und ihr Mund, gänzlich zahnlos, wies zwischen den farblosen Lippen einige schwärzliche Scherben alter, abgebrochener Zähne, die in den fleischigen Kiefern staken, wie Muscheln im Meersand.

Mirl, das im Schweiße der Arbeit, unter Kummer gewordene und in Armuth aufgewachsene Kind, war zu einem liebreizenden Dirndl herangereift, das sich in seiner strotzenden Jugendfülle sonderbar genug zwischen den beiden welken, ausgearbeiteten Alten ausnahm. Eine schlanke Gestalt, mit festen Formen und sonngebräunten Gliedern, schritt sie dahin und wiegte sich leicht in den Hüften. Fast glich sie dem Häuschen, so kokett und zierlich war sie zu schauen, so blickte sie aus hellen, glänzenden, von Himmelsbläue spiegelnden Guckfenstern, und die blonden Krauslöckchen hingen ihr bis auf die Nase in's braune Gesicht, wenn sie beim Brunnen mit Eifer wusch und rieb, wie die Bohnenranken, wenn der Wind sie bewegte, um die Fenster. Immer saß ihr ein Röslein oder ein Nägelein keck auf dem Ohr und wiegte sich und nickte frech, bis es im schmutzigen Spülwasser lag oder am Heuboden zertreten hinsiechte. Oft auch mußt' es sein Leben zwischen den spitzen Zähnchen verschmachten, aber öfter noch, und das besonders in der ganz letzten Zeit, konnte man es am anderen Morgen etwas zerdrückt und verträumt auf dem Schlemmer-Sepp seinem Hut sehen. Die Leute wußten's freilich nicht, aber im Hausgärtlein haben sie sich's heimlich erzählt: der Zeisig den goldigen Aprikosen und diese wieder den Schnecken, die auch in das Salatbeet hinunter kommen.

Am meisten aber weiß der Apfelbaum, der vor des Dirndls Fenster steht; aber der schweigt, und da hat er Recht, denn er hat kuppeln geholfen.

Im Herbst war's gewesen, da hat der Mirl ihre Schulkameradin geheirathet, die Toffen-Franzl den Schlemmer-Hies, und der Sepp, sein Bruder, war der Mirl ihr Kranzlherr, ist ihr den ganzen Abend nicht von der Seite gegangen und hat ihr schön gethan. Einen wunderschönen „Buschen" hat er ihr geschenkt, mit rothen und blauen Wachsblumen,

silbernem Zittergras und Beeren aus buntem Glas darunter. Und sie hatte sich ein wenig geziert und gezogen, aber dann war sie ganz warm geworden. Der Sepp war aber auch ein sauberer Bursch', den man gut leiden mochte mit seinen schwarzen Aeugeln, mit denen er so lieb schauen konnte; und dabei war er so gesprächig und munter, daß ihr, sie wußte selbst nicht wie, das Herz aufthaute. Und nachher beim Tanz haben sie mit einander „geludelt", und es stimmte zusammen, als ob sie's lange probirt hätten, und dabei tanzten sie ländlerisch:

„Buamer, wollt's an Unterhaltung hab'n,
Da führ' enk auf an Ort;
Da kriegt's beim Tanzen gar kan Kropf,
Da hatscht an jeder Krumper fort.
Schöni Grazertanzl,
Mit der Senner-Franzl,
Die das Butterrüh'rn guat kann, —
Und die klane Sofferl
Nimmt der dicke Tofferl,
Denn die steht eahm guat an!"

Und dabei drehten sie sich und stampften mit den Füßen, daß der Staub aufwirbelte.

„Und die Musi is zum Anhör'n
An jeden glei in's Ohr,
Da Ane blast in d'Ofenröhr'n,
Und der Andere pfeift eahms vor.
Ja die Musi, die war gar net schlecht,
Denn der Batzen-Lippl blast'n Stiefelknecht,
Mit zwei Stiefelhackl
Schlagt der Schuster-Jackl!
Auf n' Vierzager
Geigt der Oberjager."

Und jetzt „paschten" sie mit den Händen den Tact dazu.

„Der Bua, den ka Mensch und ka Musi' g'freut,
Der darf in Himmel gar nit,
Weil da lauter Musikanten seind,
Dö gebend koan Fried'.
Und schö' landlerisch
Und schö' steirisch
Und schö' österreichisch drahn,
Und dös sand alli meine Gustertanzl,
Die i alle tanzen kann!"

Und so fort in bäuerlicher Ausgelassenheit.

Spät Nachts hatte der Sepp die Mirl ein Stück Wegs heimgeleitet.

„Aber net z'weit," bat sie schließlich, denn sie fürchtete den Vater; nicht als ob er sie mit Strenge oder Härte behandelte, aber er erschreckte sie seit ihrer zartesten Kindheit. Wenn er im Haus war, getraute sie sich

nicht, laut zu reden, und ging ihm möglichst aus dem Wege. Nur selten streifte sie einer seiner eisernen Blicke, meistens zerstreut und kalt, sichtlich mit anderen Dingen beschäftigt. Aber sie fürchtete diese Blicke, wenn sie ihr auch wenig galten, denn sie las etwas Hartes, Finsteres, Unbeugsames aus ihnen, und instinctiv erbebte sie vor der Stunde, wo sich dieser Blick je bewußt und unzufrieden gegen sie kehren könnte. —

Als die Mirl in der nächsten Nacht nach der Hochzeit in ihrer Kammer oben schon unter der rothen Bettdecke lag, ward auf einmal ganz sachte an ihr Fensterlein geklopft. Sie lauschte:

„Hiebam, Habam,
Wenn i a amal ankam!"

brummte es draußen leise, und sie erkannte seine Stimme.

„Denkt hab' i mir's aber!" sagt sie sich heimlich. Doch rührt sie sich nicht und lauscht halb aufgerichtet, den Ellbogen in die Polster gedrückt, mit einem befriedigten Lächeln gespannt weiter.

„Diktaschen, Daktaschen,
Hast mi net g'hört paschen?"

Sie kichert leise in sich hinein.

„I geh' dahe, i steh' dahe,
I treib' a alt's Paar Stier dahe,
Oan an hübsch an alten,
Han, soakrisch Dirndl, mogst mi net g'halten?"

Sonst Nichts? So leicht würde sie es ihm gewiß nicht machen.

„Dixboschen, daxboschen,
Z'nagst hat der Hahn Waz'*) droschen,
Da bin i aber dakema**);
Da thoan d' Henna Towak brenna.
Der Hahn kennt'***) eahm frisch oan an.
Ha, Dirndl, hast nix g'hört davon?"

„Du brachtst†) mir lang gut!" denkt die Mirl, aber eigentlich möchte sie doch gerne öffnen.

„Han, Dirndl, bist so schön oder so schier††),
Daß Di net hertraust zu mir?!"

„Dummer Bua!" flüstert die Mirl, setzt sich aber bequemer im Bett auf, um besser zu hören.

„Na hörst, Dirndl, red a Wartl,
Sonst kriegst a Spitzbartl
Wie a Heufarbl;

*) Weizen. **) erschrocken. ***) zündet.
†) redest. ††) häßlich.

Was that denn Dei Vatter und Dei Muader da sagen,
Wannst moring a Spitzbartl wie a Heufarbl that's hab'n?"

„Haribt*) er sie jetzt scho?" Sie würde ihm gewiß nicht antworten! Und dabei brennt sie vor Begierde, es zu thun.

Doch da knacken die Aeste im Apfelbaum, ein leises Rauschen noch, — dann tiefe Nachtstille. Sie lauscht, — er wird doch nicht schon fort sein? Wahrhaftig, — sie hört Nichts mehr! Er ist richtig davon! Na, er hat sich nicht gerade zu viel Müh' um sie gegeben. Verstimmt und zornig schlief sie ein.

Die nächsten Nächte vergingen; Mirl lauschte allabendlich, aber er kam nicht. Daß sie doch auch damals so spröde war!

Der Sonntag kam heran, ohne daß er sich hätte blicken lassen. Als sie aber am Vormittag zur Kirche ging, fand sie Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, und da zeigte sie ihm auch eifrig, daß er ihr nicht gar so zuwider sei, als er etwa glauben mochte. Und richtig in derselben Nacht noch hat's wieder an ihr Fensterlein gepocht:

I hätt' a liabs Dirndl,
Just reich ist sie nit:
Was brauch' i a Reiche?
's Geld half' i ja nit! –
's Geld half' i ja net,
Dös is mir viel z'kalt,
Wenn i Ane will,
Nimm i Dö, die mir g'fallt!

Beklemmten Herzens saß Mirl und wartete. Denn gleich zu öffnen, wäre nicht passend gewesen.

„Han, Dirndl, bist so stolz,
Oder is Dei Herz von Holz?
Mein's is von Sammet und Seiden,
Könnt' i net a Aichtl**) bei Dir bleib'n?"

Jetzt hielt es die Mirl für schicklich. Rasch schlüpfte sie in ihr Unterröckchen, band ihr Tuch um die Schultern, und dann schlich sie leise, leise, damit die Dielen nicht krachten und die Eltern Nichts hörten, zum Fenster und machte auf.

Draußen saß er rittlings auf einem Brett, das er von einem starken Ast des Apfelbaumes aus an ihr Fenstergesimse gelehnt hatte, und wartete seiner Sache sicher und geduldig. Sie plauderten bis spät in die Nacht, und als er schied, versprach er, öfter zu kommen. Und das hielt er auch. Und mit jeder Nacht ward er zärtlicher.

Mit Eintritt der kälteren Witterung aber konnte es das Dirndl doch nicht mehr über's Herz bringen, den Burschen länger draußen frieren zu

*) Aergert. **) kleine Weile.

lassen, und eines Nachts, als sich seine Lippen wieder bedenklich kalt anfühlten und er ihr so herzinnige Worte gab, — öffnete sie etwas zaghaft den zweiten Fensterflügel, den sie bislang doch sorgfältig gehütet, der Bursche drückte ihn vollends ein, und dann sprang er zu ihr in die Kammer. —

Und von dieser Nacht an kam er täglich. — —

Das ist die Geschichte, warum die Nägelein, die sich tagsüber auf der Mirl ihrem Ohr wiegen, des anderen Morgens so verträumt sind und etwas zerdrückt auf dem Schlemmer-Sepp seinem Hut zu finden sind. —

Von dem allen hatten natürlich die Alten keine Ahnung. Kameradinnen holten das Dirndl einige Male zur Unterhaltung ab. Anfangs schienen die Mienen der Eltern etwas erstaunt darüber, daß sie ein Kind besaßen, welches tanzen ging, jedoch sie ließen es geschehen.

In seiner sonderbaren Weise aber gab es dem Alten doch zu denken. Es war ihm plötzlich klar geworden, daß das Mädel herangewachsen und heirathsfähig geworden sei, und wie immer, setzte sich das, was er dachte und fühlte, in Arbeit um. Der Dämon der trockenen Pflicht erwachte wieder in ihm. Schweigend, ohne jedwede Aufklärung ging er daran, die auf dem Dachboden lagernde Partie Zirbelholz herunterzuholen, und fing in seiner Werkstatt wieder zu hobeln, zu hämmern und zu sägen an.

Unter seinen dürren Händen wuchsen ein paar Schränke, mit grob gedrechselten Säulen, großen Schlössern und massiven Angeln, und so wurde Mirls Heirathsgut begonnen.

Die Mutter aber, die des Vaters Vorbereitungen sah, hatte im Gegensatz zu ihm, dem nur die Erkenntniß gekommen war, daß seine Tochter mannbar sei, auch mehr die Person des Mannes im Auge, auf den einst all' das überkommen sollte, was sie im Schweiße zusammen getragen und in Noth erkämpft hatten, lauschte da und dort und forschte nach Mirls Verkehr.

Mirl allein blieb sorglos und blickte frisch in die Welt. Wenn sie zum Tanz ging, hatte sie den strengsten Befehl, noch vor Mitternacht heimzukehren, und sie wagte nicht, länger zu bleiben. Einmal hatte sie es doch gethan. Da ist ihr der Vater auf halbem Weg entgegengekommen; geredet hat er Nichts, aber angeschaut hat er sie, und den Blick hat sie sich gemerkt! —

Des Nachts aber kam sie heimlich mit ihrem Burschen zusammen. —

Die Spätnägelein und die Astern waren schon längst verblüht, der Winter vorüber, und der Apfelbaum, der sich vor des Dirndls Fenster wiegte, starrte vor Blüthen.

Mirl war seit einiger Zeit immer stiller geworden. Jetzt waren es nun schon vierzehn Tage, daß sie ihn garnicht gesehen hatte. Seine nächtlichen Besuche waren schon vorher immer seltner geworden, und seit dem Tage, wo sie ihm jenes Geständniß gemacht und ihn aufgefordert hatte, doch endlich zum Vater zu gehen, um die Sache zwischen ihnen in's Reine

zu bringen, machte er sich eine Ausrede um die andere; — und nun kam er schon lange gar nicht mehr, und sie hatte von den Leuten gehört, daß er sich mit einem Trupp Arbeiter in eine andere Gegend verdingen ließ.

Der Apfelbaum war verblüht und hatte kleine Früchte so groß wie die Kirschen angesetzt.

Die Mirl ging ihrem Vater in immer größeren Umkreisen aus dem Weg und blickte halb mürrisch und halb ängstlich drein.

Und als der Sommer kam und der Apfelbaum über und über voll faustgroßer Früchte strotzte, die sich sachte zu röthen begannen, da saß eines Sonntag Nachmittags die Mutter und die Mirl allein in der Stube beisammen. Die Mutter flickte „Söckel", und Mirl sammelte die getrockneten Wachholderbeeren zum Thee für den Winter in ein Glas.

Da sagt die Mutter plötzlich:

„Du Mirl!"

„Was?"

„Muaßt im Winter nix mehr anfangen mit'n Schlemmer-Sepp, wann er zurück kommt!"

Mirl erblaßt unter dem braunen Schimmer ihrer Wangen.

„Warum?"

„Weil er kan ordentlicher und revieriger*) Mensch is. I hab' da und dort g'lost und nix schön's von eahm g'hört. Muaßt nimmer nixi anfangen mit eahm."

„Geh' —!" Die Mirl hält an sich und fragt gespannt und möglichst unbefangen weiter:

„Und was hast denn g'hört?"

„A Lump soll er sein, a liederlicher. Und dann hat er nix. Er deant si' in der Wochen kane fünf Gulden, und davon muaß er no im Monat acht Gulden für zwa ledige Kinder herzahl'n. Das is Nix für uns. Mir hab'n uns net so plagt um das Biß'l Hab' und Guat, daß's uns dann a solcher Landstreicher verthuat und verpraßt!" —

„Es muaß aber a net All's glei wahr sein, was dö Leut' sagen" —

„I hab' selm mit Aner von dö Zwa g'redt, die er g'habt hat. Sie is Kellnerin beim Waldl-Wirth. Das Kind is a Dirndl von an halb'n Jahr. Die Andere is in der Stadt drinn mit an vier Jahr alten Buam. I glaub' net, daß di dös ansiacht. Du wirst selm so g'scheidt sein, daß Du Dei Sach' net an Menschen hinschmeißt, dem's vielleicht nur um Dei Häus'l z'thuan is."

Die Mirl lacht höhnisch auf:

„Ah na, — da drum war's eahm gar net z'thuan, ziemt mi, ehnder um was Anderschts. Daß d'es nur glei waßt, i hab a einbüaßt mit eahm, drum is er fort, der saubere Patron."

*) rechtschaffener.

Die Mutter läßt die Flickerei jäh in den Schoß sinken und schaut die Mirl starr an.

„Aus is na, Dirndl, versündt' Di net. Mach' kane solchen Gspaß!“

„Sein kane G'spaß!“ sagt die Mirl grob, die sich in ihrer Herzensangst immer mehr in den Zorn hineinrennt. „Wundert mi eh scho lang, daß d'es no net inna wor'n bist. — Na ja, was schaust denn so? Is Anderen vor mir a scho gescheg'n und wird ihna nach mir g'scheg'n a. Da is Nix mehr z' ändern!“

„Jesses Maria! Und der Vatter? Denkst denn net an den Vattern?“

Die Mutter nimmt die Brillengläser von der Stirn und faltet erschreckt die Hände. Mirl ist plötzlich wieder kleinlaut geworden, erbleicht und schaut zum Fenster hinaus. „Ja, der Vatter! —“

Es herrscht eine schwüle Pause in dem sonndurchflutheten Stübchen, während welcher die Mutter das Gehörte zu fassen sucht.

Mirl schiebt mechanisch das Glas, das sie in der Hand hält, auf dem Fensterbrett hin und her. Thränen treten ihr in die Augen. Sie rinnen ihr leise über die Backen auf das Brusttuch nieder. Sie wischt sie mit dem Handrücken hinweg, aber immer kommen sie wieder. Die ganze, namenlose Furcht vor dem Vater hat sie nun völlig überkommen, preßt ihr das Herz bis zum Halse zusammen und pocht ihr in den Schläfen.

Erfahren muß es der Vater. Was wird er thun? Wird er sie schlagen? — nein; umbringen? — warum nicht gar! Aber fortjagen, ja fortjagen, das könnte er. So kann sie sich ihn vorstellen. Und was dann anfangen? An fremdem Ort bei fremden Leuten niederkommen, dann dienen und in Aermlichkeit das Leben fristen, sich und das Kind mühselig erhalten, — nein, so darf es nicht geschehen. Vielleicht das Mitleid des Vaters erwecken. Aber wie? Bitten und flehen? Sie sieht den strengen, kalten Blick auf sich gerichtet. Nein, das Wort würde ihr nicht von der Zunge wollen. Ja, wenn sie sterben könnte, dann! — Aber aus dem See todt herausgezogen, — sie schaudert und weist den Gedanken von sich. Sie kann nicht sterben, freiwillig nicht. Und doch denkt sie mit Wollust weiter. Sie sieht sich todt, wie sie die Leute nach Hause bringen und beklagen, daß sie so jung sterben mußte; sie sieht den Vater von Vorwürfen gepeinigt, voll Mitleid mit ihr. Aber es ist zu spät, zu spät, und das freut sie! Und nun ist sie gerächt für all' die Härte, die sie erdulden mußte, und die Unerbittlichkeit. „Jetzt wein' nur, Alter, Deine Tochter weckst nimmer auf.“ Sie fährt aus ihrem dumpfen Nachbrüten empor. — Aber noch weiß ja der Vater Nichts, gar Nichts, und wenn er nie Etwas erführe oder gar Nichts zu erfahren hätte, ach, das wär' schön! Wie wollte sie da mit Freuden die schwersten Arbeiten wieder aufnehmen, und gar wenn sie wie früher so recht froh und frei in die Welt und den Menschen in's Auge blicken könnte, wie würde sie da lachen und lustig sein und wie stolz! Sollte ihr noch Einer in die Nähe kommen! Keiner wäre ihr gut genug, und

Jedem würde sie den Rücken drehen und ihn verhöhnen ... sie war wieder mitten drinn' in ihren krausen Gedanken und starrte dabei zum Fenster hinaus. —

Auch die Mutter hatte dieweilen gegrübelt und hin und her überlegt, ob es denn keine Möglichkeit gäbe, dem Alten Alles zu verheimlichen. Aber das war nicht denkbar. In der Fremde hatten sie Niemanden, zu dem das Dirndl etwa verreisen konnte. Es mußte Alles seinen Lauf nehmen. Und sie zerbrach sich darüber den Kopf, wie es der Vater erfahren solle. Durch die Tochter? Das hieße seinen Zorn allzusehr herausfordern. Im Gegentheil, sie wollte sogar das Kind diesen Tag vom Hause entfernen und es selber sagen. Mein Gott, was wäre denn schließlich und endlich gar so Schlimmes dabei! Mirl war nicht die Erste und nicht die Letzte. Sie würden sich schon mit der Zeit darüber trösten, Alle miteinander. Uebrigens vielleicht würde der Vater es gar nicht so ernst nehmen.

Und sie brach das unheimliche Schweigen:

„Na, und was wirst jetzt thun?"

„Dem Vater sag'n, heut' noch, daß's vorbei is!"

„Und nachher?"

„Nachher soll er mi derschlag'n, wann er will!" weint die Mirl laut und schluchzend. —

„I wer' Dir was sagen," spricht die Mutter sorgenvoll, „i wer's 'n Vattern selber derzähl'n. Vielleicht kann i 's ihm so beibringa, daß er Dir nixi thuat. Geh' Du zu der Godn umi, und auf d' Nacht kommst z'Haus und gehst hamli in Dei Kammern. Bis morgen is eppa sei Zurn do a bißl verraucht, wann er d'rüber g'schlaf'n hat."

Muthlos zuckte Mirl mit den Achseln und ging. — — —

Als der Vater heimkehrte, setzten sich die zwei Alten in der Küche zum großen Tisch und aßen schweigend ihr Abendbrot. Dann zog er seine Brille aus dem Futteral und las sein Capitel aus der Bibel.

Während der Zeit ging die Frau in steigender Unruhe ab und zu, ordnete dies und rückte jenes zurecht.

Draußen hatte sich's geballt und eine drohende, gewaltige Wetterwand schob sich langsam daher. Und nun kam auch schon der Wind und pfiff schneidend um die Hausecke; die offene Scheunenthüre klappte er knarrend auf und zu, und oben im Stübel schlug er die grünen Fensterläden unsanft gegen die Wand.

Die Frau ging hinaus und schloß die Scheuer, schob den Schuber vor den Hühnerstall, brachte noch schnell die Sensen und die Rechen unter Dach und drehte die Holzschuhe um, die vor der Thüre standen, damit es nicht hineinregne. Dann eilte sie wieder in's Haus zurück und schloß das Thor. —

Da zuckte der erste Blitz. Die Frau bekreuzte sich. Aber noch folgte kein Donnerschlag, und nur langsam wälzte sich's näher.

Sie trat wieder in die Stube. Endlich mußte es ja gesagt werden; wenn er nur erst fertig gebetet hat, dann ist der Moment da. Und sie sitzt, und indem sie strickt, lauert sie mit namenloser Furcht auf den günstigen Augenblick. — — —

Er klappt die Bibel zu und nimmt die Brille ab. Dann wirft er einen sorgenvollen Blick gen Himmel und prüft das Wetter. Sollte es am Ende hageln? Nein, es würde nur ein arges Gewitter sein, es war ja den ganzen Tag schon immer so schwül gewesen. Dann setzt er sich auf die Ofenbank und zündet sich sein Pfeifchen an.

„Jetzt ist der Augenblick," denkt die Mutter und erbleicht. Das ganze Blut dringt ihr zum Herzen. Es war ihr, als blicke sie aus leeren Augenhöhlen, und ihre Lider waren eiskalt geworden. Es schnürt ihr den Hals zusammen, so daß sie krampfhaft immer schlucken muß, um die Kehle frei zu bekommen. Und jetzt mußte es heraus, etwas drängte sie, und ohne darauf zu achten, wie sie ihre Worte setzte, sprach sie übergangslos — und es war ihr gar nicht, als ob sie selbst redete, sie hörte nur wie von fernher ihre Stimme:

„Vater, i muß' Dir was sagen, aber i bitt' Di —" die Stimme schlug ihr um und versagte ihr. „I bitt' Di," fing sie nochmals an, „sei nur net bös, die Mirl hat mir's heut' g'standen, sie — hat einbüaßt vom Schlemmer-Sepp!"

„Was?" fragte der Vater, schmauchte weiter und sah sein Weib scharf an. Ihre Worte waren ihm nicht recht zum Bewußtsein gedrungen, aber ihr Ton irritirte ihn. Der Mutter sank nun der Muth vollends, und leise wiederholte sie:

„ — einbüaßt hat sie vom Schlemmer-Sepp!"

Der Vater sprang auf. Seine Augen rötheten sich, das Blut drang ihm zu Kopfe, und es war ihm einen Augenblick, als hätte er Riesenkräfte und müsse Alles um sich her mit einem einzigen Faustschlag vernichten. Ein Blitzstrahl zuckte wieder vom Himmel und erhellte die dämmerige Stube. Der Vater hatte mit nerviger Faust seine Pfeife in das Christusbild an der Wand geschleudert, das in tausend Splittern zu Boden fiel. Er wußte nicht, was er that. Nur Etwas zertrümmern hatte er müssen, Etwas zerstören.

Die Mutter aber sah den Frevel und schrie auf. Zugleich dröhnte der erste gewaltige Donnerschlag durch das Haus. Die Fenster klirrten, und die Schüsseln auf den Gestellen klapperten. Langsam löste sich der Nagel des zerschmetterten Bildes von der Wand, und der Rahmen fiel zu Boden; etwas staubiger Mörtel bröckelte langsam nach.

Der Sturm heulte, prasselnd schlug der Regen an die Fenster und das Dach, und dichter Nebel verhüllte das Thal.

In der Stube stand der Mann noch immer regungslos und wortlos. Die Mutter aber kniete am Boden und las inbrünstig die Scherben und

Scherbchen des Bildes in ihre Schürze und murmelte immerzu in abgebrochenen Lauten angstvoll vor sich hin: „Laß es uns nit vergelten, o Herr, — uns nit vergelten, vergieb uns unsere Schulden, — also auch wir vergeben, — hab' Erbarmen, Herr Jesus, — hab' Erbarmen!"

Ein erneuter Donnerschlag verschlang ihre Worte; es war, als hätte sich die Erde gespalten. Diesmal mußte es in der Nähe eingeschlagen haben. Der Regen war hereingedrungen und rann in kleinen Bächen über das Fensterbrett und plätscherte auf den Bretterboden der Stube. Sie merkten es nicht.

Bei dem Alten war eine eisige, unheimliche Ruhe eingetreten. Sein Kopf war ihm wie gläsern und seine Sinne hundertfach verschärft.

„Wo ist sie?" fragte er mit seiner harten, metallenen Stimme.

Die Frau hatte die Schürze mit den Scherben abgebunden und auf den Tisch gelegt; angstvoll andächtig murmelte sie noch immer betend vor sich hin. Sie war ganz mit ihrem beleidigten Gott beschäftigt und hatte darüber alles Andere vergessen gehabt. Jetzt erbebte sie von Neuem.

„Die Mirl — is zu der Godn derweil und wird glei z' Haus kommen, aber i bitt' Di, Mann —"

Er hörte nimmer auf sie. Mit festen Schritten ging er hinaus und stieg in die Kammer der Mirl hinauf.

Die Mutter lauschte, was er wohl beginne, getraute sich aber nicht, ihm zu folgen.

Er öffnete oben den Schrank und die Schubladen, nahm die Kleider und die Wäsche, die er darinnen fand, und warf sie zum Fenster hinaus. Die Sachen fielen draußen auf ein Häuflein zusammen, gerade vor die Hausthür. Dann stieg er hinab und schob den Riegel vor das Thor, sperrte es ab, steckte den Schlüssel zu sich, schloß die Fensterläden und zündete die Kerze an.

Angstvoll blickte die Frau seinem Thun zu, und furchtsam trat sie an ihn heran:

„Gieb mir den Schlüssel, i wart', bis sie kommt; mir könnten 's Klopf'n überhör'n, wann's so fort wettert."

„Geh' in Dei Bett," sagte er frostig, „und scheer Di nimmer um Nix."

„Aber was willst ihr denn sagen, wann's kummt?"

Starr schwieg er. In gesteigerter Angst faltete sie die Hände:

„Vater, häuf die Frevel net, — verzeih ihr, — sie is ja net die Erste — —" Ein furchtbarer Blick machte sie verstummen. Wortlos deutete er nach dem Vorhang, hinter welchem ihre Betten standen, und sie wagte keinen Widerstand. Langsam und gedrückt wie ein geschlagener Hund schlich sie in die Kammer. Da sank sie auf ihr Bett und weinte leise. Was er denn nur vorhatte? So hatte sie ihn noch nie gesehen. Und ob die Mirl wohl so gescheidt sein wird, bei der Godn zu übernachten, oder am Ende doch bei dem Wetter heimkehrt. Dann giebt's ein Un-

glück! Was er wohl draußen sinnen mochte? Ach, daß diese Nacht erst vorüber wäre!

Und ihre Nerven erstarrten unter all der erlittenen Pein, und eine fieberhafte Müdigkeit schloß ihre Augen zu unruhigem, durchsichtigem Schlaf.

Draußen wetterte es fort und fort. Ein Gewitter zog vorüber, ein anderes folgte mit erneuter Gewalt.

Plötzlich fuhr die Mutter auf. Es war ihr gewesen, als ob Jemand heftig an den Fensterladen am Kopfende ihres Bettes geschlagen hätte. Die entsetzliche Wirklichkeit stand wieder klar vor ihr.

Die Uhr schlug eins. Ein Uhr Nachts. Sie strich bebend ein Streichhölzchen an und leuchtete gegen sein Bett — es war leer. Alles war ganz still, vielleicht schlief er draußen auf der Ofenbank, und sie könnte den Schlüssel erreichen. Wenn Mirl etwa vergeblich Einlaß begehrt und seit Stunden in dem furchtbaren Wetter draußen stünde! Es litt sie nicht länger, sie mußte nachsehen. Leise, ganz leise öffnete sie das Fenster. Ein Blitz erhellte ihr die Gegend. — Nein, es war Niemand draußen. Sie hatte sich getäuscht. Beim nächsten Donnerrollen schloß sie die Läden wieder sachte. Nun schlich sie zum Vorhang — da schimmerte Licht hindurch. Doch vielleicht schlief er trotzdem. Und sie trat in das Zimmer. Da saß der Alte wach auf einem Sessel knapp vor der Thür, hatte die ausgebrannte Pfeife im Munde und sah starr nach ihr hin. Wie ein Gespenst erschien er ihr, und sie drohte in die Knie zu sinken. Sie ließ entsetzt den Vorhang fallen und kehrte wieder an ihr Bett zurück. Dort saß sie lange, bis sich wieder ihre Sinne umnebelten und sie in schlaffer Ermattung wieder in Halbschlaf verfiel.

Als sie erwachte, drang schon ein matter Lichtschimmer durch die Spalten des Ladens, und ein Hund bellte wie wüthend vor ihrem Fenster. In einiger Entfernung pfiff Jemand scharf, das Thier kläffte weiter. Von Zeit zu Zeit unterbrach es sich und schien laut knurrend an Etwas zu zerren. Die Pfiffe kamen näher, und die Frau glaubte die zornige Stimme des Grafenjägers zu erkennen, der seinem Hund fluchend rief. Der schien aber nicht auf seinen Herrn zu achten und bellte aufgeregt weiter. Jetzt hörte sie die Stimme ganz nah bei ihrem Fenster, wie sie den Hund verwünschte, dann ein Schreckensruf, und gleich darauf wurde heftig an das Fenster getrommelt:

„Aufmachen, aufmachen, steht's auf, aufsteh'n, Preßl, da liegt Dei Tochter. G'schwind macht's die Thür auf, i trag's hin. Mir scheint, sie is todt!"

Die Frau stand hastig auf und stürzte in die Stube:

„Vater, hast es g'hört, i bitt Di um Gott'swill'n, schnell, mach' auf, die Mirl is vielleicht todt — die hat si sicher was angethan — mach' jetzt auf, vielleicht lebt's no — gieb den Schlüssel her — heilige Muttergottes, is denn der Mann von Stein — Du bist ja ka Mensch, Du bist ja a wild's Viech!"

Draußen schlug der Jäger nun mit dem Gewehrkolben an das Thor.

Der Alte, der bis jetzt wie steinern dagesessen, stand knirschend auf, hob den Stuhl vom Boden und stellte ihn so wuchtig nieder, daß er zerbrach. Dann warf er seiner Frau den Schlüssel vor die Füße, und während sie zitternd die Thür aufschloß und mit Hilfe des Jägers die leblose Mirl über die Treppe in's Stübel trug, nahm er den Hut und die Hacke und ging in den Wald, ohne einen Blick, ohne ein Wort, mit übereinandergebissenen Zähnen.

Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er seinen starren Willen biegen müssen.

Spät am Abend kehrte er heim. Er hatte tagsüber Holz gefällt, und die gewaltige Körperanstrengung hatte seine Nervenanspannung ein wenig gemildert. Er ging in die Kammer. Im Haus war Alles still, er hatte Niemanden gesehen. Niemand dachte aber auch an ihn und sein Abendbrot. Er frug nicht danach und legte sich zu Bett.

Wider Willen bemerkte er aber doch, daß die Bettstelle seines Weibes leer war und der Strohsack fehlte. Sie hatte wohl ihr Lager in Mirls Kammer aufgeschlagen, um sie zu pflegen, Mirl lebte also noch. Und dann schlief er tief ein. —

Oben im Stübel aber lag die Mirl mit glühenden, offenen Augen und verstörten Zügen im heftigsten Fieber und phantasirte. Die Mutter saß dabei und suchte ihr Linderung zu verschaffen. Sie hatte ihr einen Thee gekocht und legte ihr nun Krautblätter auf die heiße Stirn, damit sie sich kühle.

Im Ort gab es keinen Arzt, und erst am andern Morgen kam er aus dem Marktflecken herüber, verschrieb Etwas und gab keine Hoffnung. Eine heftige Erkältung und arge Gemüthsbewegung wären die Gründe von Mirls schwerer Krankheit.

Die Mutter sagte es dem Vater. Er verzog keine Miene, sprach kein Wort und ging kalt zum Haus hinaus in den Wald.

Mirls Zustand verschlimmerte sich täglich. Er kümmerte sich um Nichts, frug nicht und blieb den ganzen Tag außer Hause.

Am fünften Tag starb die Mirl, nachdem sie in ihren Fieberphantasien wieder einen wilden Auftritt mit dem Vater hatte. Sie wand sich wie unter Fußtritten, bat um Erbarmen, bis sie sich plötzlich streckte, einen Seufzer that, und da war sie todt.

Der Vater war nicht zu Hause. — Als er heimkehrte und die Frau es ihm mittheilte, erstarrte er, — fast so wie damals, und unwillkürlich sah er nach dem leeren Platz an der Wand, wo das Bild gehangen, bis er es zerschmettert. Dann lachte er bitter auf. Das Schicksal hatte Recht behalten, und statt selbst zu züchtigen, ward er der Gezüchtigte.

Er setzte sich auf sein Bett und grübelte. Sein Kopf war ihm plötzlich leer und öd' geworden, und wie fetzenweise riß er sich seine letzten Gedanken

heraus. Also Mirl war todt! Warum? Weil er sie fortjagen wollte? — vielleicht, — weil er sie in die todbringende Nacht hinaus geschlossen? — vielleicht, weil er gegen Gott gefrevelt hatte, — vielleicht! Auf jeden Fall aber war er ihr Mörder. Mörder! Was das für ein Wort war! Mörder, Mörder, wiederholte er mechanisch einige Male bei sich, ohne so recht den Sinn des Wortes zu erfassen. — Dann raffte er sich gewaltsam wieder aus seiner Versunkenheit und dachte angestrengt weiter. Also Mirl war todt! Da war ja eigentlich Jemand todt, für den er gearbeitet hatte. Jetzt war er alt, und seine Frau war alt, jetzt war also umsonst gearbeitet und gekämpft! Wofür und wozu? — Wieder saß er eine Weile mit offenem Munde ganz verloren da und verfolgte mit den Augen die Linien und Schnörkel in dem rothen, genusterten Bettüberzug. Und wieder nahm er sich zusammen, fest verrannt in die Idee, daß er jetzt einmal ordentlich nachdenken müsse, weil er etwas Wichtiges zu beschließen habe, dessen Erledigung man von ihm erwarte. Also wie war das doch? Ja richtig, Mirl war todt. Und er war ihr Mörder, — gut! Also jetzt mußte ein neues Leben begonnen werden. Wie sollte er das wohl am besten anfangen? — —

So dachte er Stunden und Stunden weiter, bis er todtmüde und wie leblos rücklings in das Bett sank. —

Als ihn später seine Frau zur Todtenwache holen kam, erschrak sie über den Anblick ihres Mannes, so gläsern und starr blickte er aus gebrochenen Augen. Willig und gehorsam folgte er ihr dann hinauf in die Kammer, wo die Mirl schon im Sarge lag, aufgedunsen und unkenntlich.

Von diesem Augenblick an war scheinbar die Erschütterung bei ihm gebrochen, und in den zwei Nächten, da sie bei der Leiche wachten, wurde er wieder langsam ruhig in seinem Wesen. Und als die Mirl begraben war, ging er an der Seite seines Weibes nach Hause, etwas gebeugter als sonst und etwas unsicherer und schweigsam wie früher.

Ruhig und still wie eh' lebten sie nun weiter.

Aber in der Mutter keimte der Groll gegen den Vater fort, dem sie ausschließlich die Schuld an Mirls Tod gab, und wuchs mit den Stunden, in denen sie nachdachte. Sie hatten ein junges Kind gehabt, voll Frische und strotzender Kraft, eine Erbin und Stütze, und das war nun Alles nicht mehr.

Doch auch in Preßl war eine merkwürdige Wandlung vor sich gegangen. Einschichtig schlich er umher und ward womöglich noch stiller und in sich gekehrter. Die Arbeit ging ihm schon lange nicht mehr so flink von der Hand, bald fehlte ihm auch der gute Wille dazu, und die brennende Lust an unermüdlicher Thätigkeit verglimmte allmählich in ihm.

Nun arbeitete die Mutter für Zwei. Noch widerstrebte es ihrem praktischen Weibersinn, die Wirthschaft verlottern zu lassen, obwohl auch sie täglich weniger Freude daran hatte.

Dann kam der Tag, wo der Alte mit seiner Pfeife im Mund halb

nachdenklich und halb verdrossen vor'm Haus in der Herbstsonne saß und die Arbeit nicht mehr berührte.

Die Mutter war noch einigermaßen bemüht, ihre Arbeit zu bewältigen.

Und als der Winter kam, saß der Alte müßig in der Stube hinter dem Ofen und sah draußen die Flocken fallen oder lag überquer in den Kleidern auf seinem Bett. Sprechen that er gar nicht mehr.

Die Frau sah dies mit an, und auch über sie kam nach und nach die graue Gleichgiltigkeit. Auch sie fing an zu feiern. Nicht mehr wie früher glänzte das Milchgeschirr in blitzblanker Sauberkeit, nicht mehr leuchteten die Fenster in blendender Helle. Die Küche war rußig, der Boden fettig, die Kühe lagen in fußhohem Schmutz. Außen bröckelte die Mauer ungestraft ab, und die Schindeln am Dach zerfielen, ohne daß sie ersetzt wurden; die Spinnen und die Mäuse hausten, wie es ihnen beliebte, und allerhand Ungeziefer feierte Orgien.

Das war der Beginn.

Im nächsten Frühjahr, da war das Ersparte schon aufgezehrt. Sie sagte es dem Mann; der zuckte gleichmüthig die Achseln. „Gut," dachte die Frau und verkaufte eine Kuh.

Als die Heuernte herannahte, rührte er kein Glied, und da nur noch eine Kuh zu füttern war, brachte die Frau nur das Heu für diese eine ein, das übrige ließ sie verfaulen draußen auf dem Feld.

Auch das Geld vom Erlös der Kuh langte nicht weit, da mußte die Leibwäsche dran und ein Theil des Hausgeräths; dann das Werkzeug des Alten. Er ließ es ruhig geschehen.

Die letzte Kuh war nun auch dahin, das Feld unnütz geworden und schon längst nicht mehr so ertragfähig wie ehedem, da es nicht betreut wurde. Der Bach, der es durchfloß, war ausgetreten und in's Feld gesickert, da man versäumt hatte, den Damm zu erneuern; dadurch versumpfte der größte Theil des Grundes. Also das Feld verkaufen, ehe es ganz werthlos wird.

Er ist es zufrieden, raucht seine Pfeife und schaut in's Blaue.

Feld und Kühe sind dahin, die Frau hat keine Arbeit mehr, und das Geld ist aufgezehrt. Da muß sie in den Taglohn außer Haus gehen, und nun zerfällt die armselige Wirthschaft immer mehr und mehr.

Durch die zerbrochenen Scheiben fährt der Wind, Alles starrt vor Schmutz, und das Gärtlein, das Mirl so wohlgepflegt erhielt, liegt verwüstet und brach. — Einzig der Apfelbaum blüht und trägt Früchte, unbekümmert um Alles, Jahr für Jahr. Wenn sie reif sind, schüttelt der grobe West ein wenig, — sonst thut's ja Niemand, — und sie fallen zur Erde und verfaulen. — Das ganze Häuschen, einst so kokett und zierlich, das Ebenbild der Mirl, gleicht ihr nun auch, wie sie da unten liegen muß: in Verwesung und Zerfäulniß. Und die Alten huschen lautlos aus und ein, wie die Ratten unten im Sarg. —

Fünf Jahre sind vergangen, seitdem die Mirl todt ist. Das Haus ist verkauft. Groß war der Erlös nicht, aber für eine Weile gab es wieder zu leben. Freilich elend und kümmerlich. — Arme Leute haben es bezogen, unter deren Herrschaft das Zerstörungswerk seinen Fortgang nimmt.

Die alten Preßlleute hausen wieder in der Scheune, — wie ehedem und doch wie so ganz anders! — Die Frau ist müd' und gebrochen, und sie strickt für die Leute.

Er ist gebeugt und weiß und kriecht stumpf dahin mit seiner Pfeife, antheillos an Allem, zuvörderst an seinem eigenen Schicksal.

So dämmern sie dahin in ihrem alten Bretterhaus, verfaultes Stroh ihr Lager; die Frau hat die Füße in ihre Jackenärmel gesteckt beim Stricken, und gebeugt stochert sie mit ihren Nadeln herum.

Wie sie leben und wovon sie leben? — Sie betteln.

Im nächsten Winter aber, als das ganze Thal verschneit und verweht war, da lag eines frostigen Morgens die alte Frau todt im Stroh.

Der Alte sah's, und es überkam ihn eine Weile wie Träumereien aus vergangener Zeit. Er sah sich an der Seite dieses Weibes arbeiten und fleißig. — Wie hatte er es doch nur verlernt? — Mirl! — Ja das war's, seitdem!

Und er erwachte, und der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Mit dem Aermel fuhr er sich darüber; dann ward er wieder ruhig und apathisch.

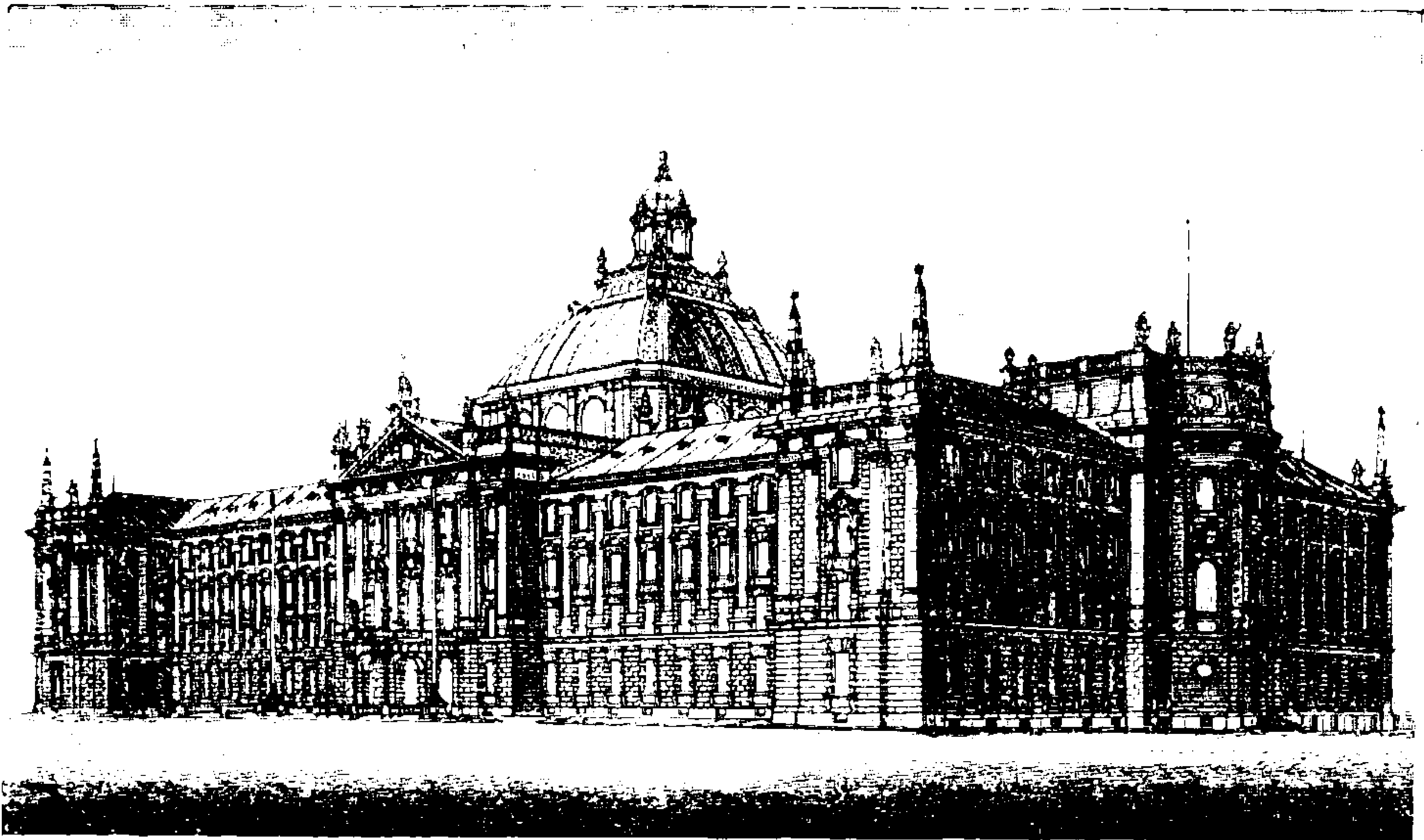
Das Weib wurde begraben; gleichgiltig und gelassen schritt er hinter dem Sarg, daß die wenigen Dorfleute, die folgten, sich gar nicht genug wundern konnten. Auf dem Heimweg zündete er sich wieder seine Pfeife an.

Von nun an schlief er allein im Stroh, und wenn ihn hungerte, kroch er herab und bettelte sich die paar Brocken zusammen. Aber oft vergingen ein, — zwei Tage, ohne daß er sich blicken ließ; dann tauchte er wieder auf einmal in einem Winkel auf und wartete stumm, bis man ihn abfertigte. —

Gerade als die Leute anfingen, unwillig zu werden, und sich frugen, warum sie wohl den alten Taugenichts erhalten und ihr spärliches Brot mit ihm theilen sollten, blieb er einmal drei Tage lang aus. Als er am vierten auch noch nicht kam, ging man ihn suchen. —

Da lag er steif und blau hinter der Scheuer im hohen Schnee und war todt. —





Justizgebäude in München. (Meyers Konv.=Lex. 5. Aufl.)

Illustrirte Bibliographie.

Australien und Oceanien. Eine allgemeine Landeskunde von Professor Dr. Wilhelm Sievers. Mit 137 Abbildungen im Text, 12 Kartenbeilagen und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck von E. T. Compton, Th. v. Eckenbrecher, H. L. Heubner, E. Heyn, W. Kuhnert, K. Oenike, O. Schulz, O. Winkler u. A. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1895.

Zu der stattlichen Reihe ernst wissenschaftlicher Werke in populär gehaltener Darstellung, die das Bibliographische Institut herausgiebt, ist ein neuer Band gekommen. Die „Allgemeine Landeskunde des Professor Dr. Wilhelm Sievers, die in den ersten vier Bänden die Welttheile Europa, Asien, Afrika und Amerika umfaßt, ist nun durch den Band „Australien und Oceanien" vervollständigt worden. Das Verdienst, das sich das Bibliographische Institut durch Herausgabe dieser auserwählten Bibliothek des menschlichen Wissens in vornehmer und zugänglicher Form erwirbt, ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Die erste Veröffentlichung dieser Art war Brehms „Thierleben". Brehm hat zuerst den sieghaften Beweis erbracht, wie der Gelehrte auch ein anmuthiger und höchst interessanter Erzähler sein kann, ohne daß dadurch die Würde der Wissenschaft Einbuße erlitte. Er hat wohl überhaupt als einer der ersten unter den Wissenschaftern den zugleich durch und durch vornehm populären Ton in seiner Darstellung angeschlagen, der den Laien fesselt und unterhält, ihm jedoch nichts bietet, was die Wissenschaft nicht verantworten dürfte. Für diese die Volksbildung so überaus fördernden Arbeiten kann man Brehm nahezu als bahnbrechend bezeichnen. Das edle Werk, das von der populären Darstellung der Zoologie seinen Ursprung und Anfang genommen hat, ist nicht stehen geblieben. Weit hinaus über das Bett dieser Wissenschaft hat sich in kurzer Zeit der breite Strom schöner und wissenschaftlicher Darstellung ergossen. Neumayrs „Erdgeschichte", Anton Kerners „Pflanzenleben", Haackes „Schöpfung der Thierwelt", Rankes „Der Mensch", Ratzels „Völkerkunde" haben gerade wie Sievers' „Allgemeine Landeskunde" — nach Brehm das umfangreichste dieser Art von Werken — alle Gebiete des menschlichen Wissens beschritten und in ebenso gründlichen, wie anregenden und fesselnden Darstellungen bis zur Höhe der heutigen Forschung und Wissenschaft alle Fragen, die den Gebildeten und nach Bildung Strebenden am lebhaftesten interessiren, eingehend behandelt. Die

hervorragend schöne Ausstattung mit vorzüglichen bildlichen Darstellungen und kartographischen Beilagen unterstützt kräftig die Tendenz dieser groß angelegten Bibliothek: Selbstbelehrung unter beständiger gefälliger Anregung.

All' diese Arbeiten sind im guten Sinne des Wortes volksthümlich gehalten, und ihre Verfasser, Männer der ernsten Wissenschaft, verschmähen es, durch lockende Künste der Uebertreibung, wie sie halbwissenschaftlichen, für das oberflächliche Interesse des Laien zurechtgestutzten Darbietungen manchmal zu eigen sind, den Ernst und die Würde ihres Forscherberufs irgendwie zu verletzen. Wer diese Bücher zur Hand nimmt, empfängt Belehrung in der angenehmsten und vornehmsten Form. Es wird ihn eine dankbare Stimmung überkommen, wenn er sich vergegenwärtigt, wie er diesen goldenen Bildungsschatz den vereinigten Einzelleistungen der neuen Zeit auf allen Gebieten verdankt.



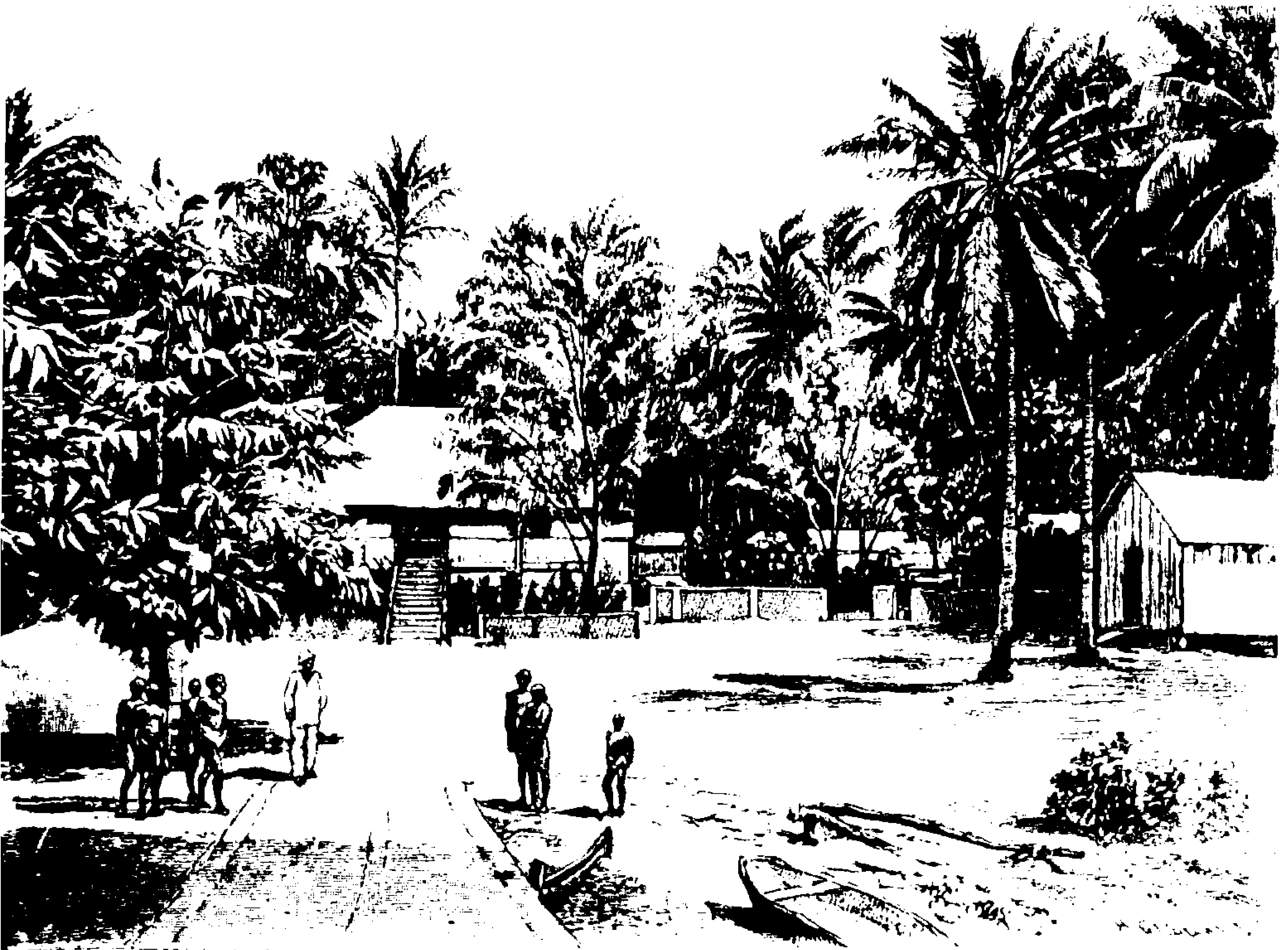
Aus: Wilhelm Sievers, Australien und Oceanien. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Blättert er in diesem neuesten Bande der Landeskunde „Australien und Oceanien" und durchmustert ihn — wieviel Kunst und Sorgfalt vereinigt sich hier, um einen durchaus wohlthuenden Eindruck hervorzurufen. Zunächst bietet ihm wiederum die schöne äußerliche Ausstattung ein wirkliches Behagen: der gute Druck; die vortreffliche Auswahl der Illustrationen; die facsimilirten Abbildungen aus älteren Reisewerken, die in ihrer naiven Darstellung ein besonderes Interesse bieten und die einen lehrreichen Vergleich ermöglichen mit den Bildnissen der Wirklichkeit, wie sie nach neuesten Originalzeichnungen und Photographien hergestellt worden sind; die Buntdrucke in ihrem überraschenden Farbenreiz; die geographischen Karten, die bis zu den neuesten Ermittelungen durchgeführt sind.

In der eingehenderen Beschreibung Australiens und der pacifischen Inselwelt hat der Verfasser, wie bei seinen früheren Werken, die Ordnung in geschlossenen Abschnitten innegehalten. Er hat das Ganze in zwei Hauptabtheilungen gegliedert: Australien und die

Südpolarländer. Dieser Eintheilung des Stoffes ist naturgemäß die Geschichte der Entwicklung und Erforschung der betreffenden Länder vorangestellt. Es war dies hier eine besonders schwierige Aufgabe, weil eine gleichmäßige Behandlung durch den leider noch unvollständigen Zustand unserer heutigen Forschung auf diesem Gebiete erheblich erschwert wird. Sodann folgt in ähnlicher Ausführung der Theile, wie bei den vorhergehenden Bänden, der Abschnitt „Allgemeine Uebersicht": Oberflächengestalt, Klima, Pflanzenwelt, Thierwelt, Bevölkerung, Staaten und Colonien, und endlich ein Abschnitt über den Verkehr.

Als hervorragendste Eigenschaft dieser neuesten Arbeit dürfte wohl die lichtvolle Vertheilung der großen und widerstrebenden Stoffmasse zu bezeichnen sein. Hier erkennt man die ordnende Hand eines Meisters, der mit scharfem Auge den ganzen Gesichtskreis



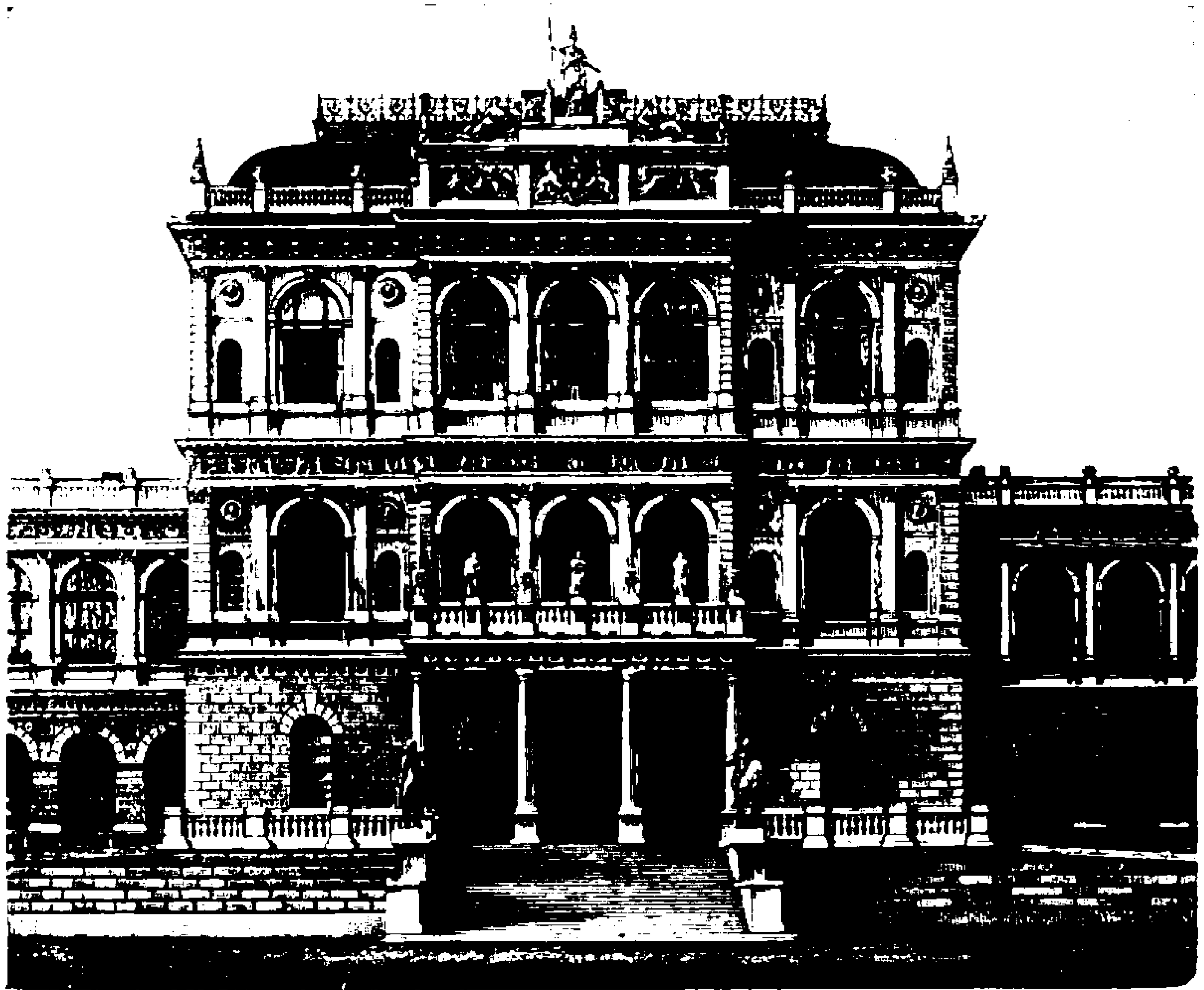
Aus: Wilhelm Sievers, Australien und Oceanien. Leipzig, Bibliographisches Institut.

umspannt und die Kraft besitzt, das Aufgesammelte in schöner, wohlgeordneter Form dem Bildungsdurstigen leicht und freundlich darzubieten. Für die voraufgegangene Mühe und sorgsame Arbeit, die eine jede treffliche Leistung ja erfordert, müssen wir nicht blos dem Verfasser, Professor Dr. Sievers, sondern auch Allen, die ihm helfend zur Seite gestanden haben, insbesondere den bildenden Künstlern und vor Allem dem Bibliographischen Institut selbst unsern Dank zollen.

* * *

Bei diesem Anlaß sei erwähnt, daß Meyers Konversations-Lexikon, das in demselben Verlage erscheint, nunmehr in der fünften, gänzlich neubearbeiteten Auflage bis zum zwölften Bande, der die Aufsätze „Mauria" bis „Nordsee" umfaßt, vorgeschritten

ist. Wir haben über unsere beiden großen encyklopädischen Nachschlagewerke schon zu wiederholten Malen unsere Ansichten so eingehend ausgesprochen, daß die einfache Anzeige füglich schon als wärmste Empfehlung genügen dürfte. Jeder neue Band gewährt uns eine neue Freude. Es ist bewundernswerth, mit wie unermüdlicher und peinlichster Sorgfalt die Redaction hier Alles zusammenträgt, sichtet und in denkbarster Knappheit lichtvoll und klar erledigt, was der Wissensbedürftige zur Beantwortung einer Frage, zur Ausfüllung einer Lücke in einem solchen encyklopädischen Nachschlagebuch sucht, mit welchem feinen Tactgefühl und mit welcher Sicherheit alle Klippen umschifft werden, wie jedes einseitige Urtheil unterdrückt wird und sich durch eine möglichst gerechte Vertheilung von Licht und Schatten in der Charakterisirung der verschiedensten Persönlichkeiten, deren Physiognomie von der Parteien Haß und Gunst entstellt wird, eine wahrhaft überlegene Objectivität Geltung verschafft.



Akademie der Künste in München.
Aus: Meyers Konversations-Lexikon, 5. Aufl. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Unter den sehr zahlreichen Abbildungen, die in selbstständigen Tafeln, Karten und Plänen, sowie kleineren Bildern im Texte auch in diesem Bande vertreten sind und sowohl zu künstlerischem Ausschmuck, wie zu belehrender Veranschaulichung dienen, wird man mit besonderem Interesse die Tafel betrachten, welche die technischen Werkstätten des Bibliographischen Instituts darstellt und von der Großartigkeit des Unternehmens eine gute Vorstellung giebt. Man wird auch aus den Aufsätzen über den Begründer des Bibliographischen Instituts Joseph Meyer und dessen Sohn Hermann Julius, dem das Institut seine jetzige Bedeutung zumeist zu danken hat, mit Theilnahme ersehen, wie sich aus den bescheidensten Anfängen ein so wahrhaft großartiges Unternehmen allmählich durch Thatkraft und Umsicht der Leiter herausgebildet hat. Hermann Julius Meyer hat das Bibliographische Institut, das in dem kleinen Hildburghausen an seiner Fortentwicklung gehemmt wurde, im Jahre 1874 nach der Centrale des deutschen Buchhandels, nach Leipzig, verlegt. Da ist denn auch mit der völlig umgearbeiteten, gewissermaßen bahnbrechenden dritten Auflage des Meyer'schen Konversations-Lexikons erst der große Zug in

das Unternehmen gekommen, die Tendenz, wissenschaftliche Kenntnisse in schöner und ansprechender Form über alle Schichten des großen Publicums zu verbreiten, erst recht zu wirksamem Ausdruck gelangt. Diese Tradition wird auch von den jetzigen Leitern des Instituts, den Söhnen des Vorgenannten, Dr. Hans Meyer und Arndt Meyer, pietätvoll gewahrt. Hermann Julius Meyer hat sich nach seinem Rücktritt von der Leitung des Bibliographischen Instituts vornehmlich der praktischen Lösung socialer Probleme zugewandt, namentlich der Gründung des Vereins zur Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig. Mit einem Grundcapital von fast zwei Millionen Mark auf eigenem Areal (16 Hektar) sind jetzt 40 Wohnhäuser mit 400 billigen, von 1800 Menschen bewohnten Familienwohnungen entstanden, mit Schulhaus, Bibliothek, Consumverein u. s. w. Durch den Miethszins, der jährlich 3,28 Mark pro Quadratmeter Wohnfläche beträgt und wöchentlich von den Bewohnern eingezogen wird, verzinst sich das angelegte Capital mit drei Procent, aus welchem Ertrag allein die Anlage erhalten und erweitert wird. „Das wachsende Gedeihen des Unternehmens beweist, daß die Wohnungsnoth der niederen Erwerbsklassen durch gut organisirte gemeinsame Bewirthschaftung bei Verzicht auf jeden Unternehmergewinn sehr wohl beseitigt werden kann," heißt es in dem Aufsatz. „Allerdings," wird hinzugefügt, „gehört dazu, wie der geringe Erfolg ähnlicher Unternehmungen in anderen Städten zeigt, eine organisatorische Kraft wie Meyer." —u.

Bibliographische Notizen.

Wagner und seine Werke. Die Geschichte seines Lebens mit kritischen Erläuterungen von Heinrich T. Finck. Deutsch von Georg von Skal. Mit einem Portrait von Richard Wagner. 2 Bände. Breslau, Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

An Wagner-Biographien ist kein Mangel, aber in keiner der bisher erschienenen ist das gesammte zugängliche Material zu einem übersichtlichen Ganzen verarbeitet worden. Der deutsch-amerikanische Schriftsteller Heinrich T. Finck ist der Erste, der alles nach Wagners Tode Publicirte mit kritischem Scharfblick zusammengefaßt und gesichtet und eine Biographie geliefert hat, die ebenso objectiv wie zuverlässig und erschöpfend ist. Wagners Briefe an Liszt, Uhlig, Frau Wille, Fischer und Heine, die für die intime Kenntniß und Würdigung des Dichter-Componisten von unschätzbarem Werthe sind und von den früheren Biographen Wagners nicht benutzt werden konnten, sind von Finck in vortrefflicher Weise verwerthet worden. Dazu kommen private Mittheilungen von Anton Seidl und Heinrich Vogl, handschriftliche Aufzeichnungen aus Oesterleins Wagner-Museum und namentlich Wagners Briefe an den Newyorker Dirigenten Theodor Thomas, die zum ersten Male gedruckt erscheinen. Mit Hilfe dieser Documente konnte die Persönlichkeit Wagners viel eingehender und lebendiger geschildert werden, als es bisher möglich war. Finck ist Wagnerfreund, aber kein Wagnerfanatiker. Bei aller Bewunderung und Verehrung für den Bayreuther Meister ist er keineswegs blind für dessen künstlerische und menschliche Schwächen; in den fast allen früheren Biographien anhaftenden Fehler, Wagner als fleckenlosen Heiligen auszuposaunen, verfällt Finck nie. Mit dieser lobenswerthen Objectivität geht Hand in Hand das Streben nach straffer Zusammenfassung des überreichen Stoffes. Alles Unwesentliche und Entbehrliche ist ausgeschieden, und der Leser braucht sich nicht durch einen Wust von Phrasen und nebensächlichen Dingen durchzuarbeiten, sondern erhält überall in knappen, aber scharfen Zügen ein festumrissenes Bild von Wagners universeller Bedeutung. Die Analysen der Werke Wagners sind gründlich und doch leicht verständlich, so daß auch der Laie, der in die Geheimnisse der Technik des Musikdramas nicht eingeweiht ist, sich bequem zurecht finden kann. Von ganz besonderem Interesse sind die Capitel, welche den Kritikern der Wagner'schen Werke gewidmet sind; gar manchem, der einst die Musikdramen, die jetzt auf allen Bühnen den eisernen Bestand des Repertoires bilden, nach allen Regeln der Kunst verrissen hat, wird die unbarmherzige Art und Weise, mit der seine Worte in dem Finck'schen Buche citirt werden, recht fatal sein. — Daß Fincks glänzend geschriebene Wagner-Biographie zu einem verhältnißmäßig billigen Preise in einem handlichen Format erschienen ist, wird nicht wenig dazu beitragen, sie zu einem populären Buche zu machen.

eb.

Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer. Vierte Auflage der Grundzüge der Kunstgeschichte. Illustrirte Ausgabe. III. Die Renaissance in Italien. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.

Von diesem Werke, dessen erste beide Theile wir in der „Illustrirten Bibliographie“ angezeigt haben, ist jetzt der dritte Band erschienen, welcher die italienische Renaissance umfaßt und deshalb einem besonders lebhaften Interesse begegnen wird. Der stattliche Band ist mit 319 Abbildungen und einem Farbendruck auf's Reichste illustrirt und auch einzeln käuflich. Der vierte Theil (Schluß) des Werks soll nach Ankündigung des Verlegers im Herbst d. J. ausgegeben werden.

Goethe und die bildende Kunst. Von Dr. Theodor Volbehr. Leipzig 1895.

Das von Volbehr behandelte Thema lag seit langer Zeit schon sozusagen in der Luft; die Goethehistoriographie einerseits, die moderne Kunstgeschichte andererseits verlangten gebieterisch danach. Es ist freudig zu begrüßen, daß nun von der Gilde der Kunsthistoriker der Schriftsteller hergekommen ist, der es endlich mit Ernst in Angriff genommen hat. Das vorliegende Werk beweist, daß das Thema so in die richtigen Hände gekommen ist, die es mit Liebe, aber auch mit vollkommener Freiheit des Urtheils zu behandeln wußten. Der ganze Umfang des im Titel angedeuteten Stoffes ist allerdings von Volbehr nicht erschöpft worden, und dies lag auch nicht in seiner Absicht; er hat, was wichtiger erschien, das Grundproblem herausgefunden, dessen Lösung zuerst in Angriff genommen werden mußte, nämlich die starke psychologische Umwälzung, welche Goethe in seinem Verhältniß zur bildenden Kunst durchgemacht hat. Ganz objectiv ausgedrückt lautet die Frage: wie kam Goethe, welcher in seiner Jugend, da er „Von deutscher Baukunst“ schrieb, ein begeisterter und verständnißvoller Verehrer der „charakteristischen“ Kunstart war, in späteren Jahren dazu, ein ebenso begeisterter Anhänger und Vorkämpfer der reinen Formenschönheit der Antike zu werden, so daß er niemals ganz den Rückweg zu den Idealen seiner Jugend fand? Diese Fragen, gewiß ebenso bedeutsam für die Kunstgeschichte wie für die Erkenntniß Goethes, werden von Volbehr mit eindringender Gründlichkeit und feinem psychologischen Verständniß behandelt, unter Verwerthung eines reichen kunst- und culturgeschichtlichen Materials und umfassender Belesenheit. Die „Frankfurter Eindrücke“ des Knaben, die „Leipziger und Straßburger Lehren“ des Studenten sind noch niemals in diesem Zusammenhange und mit solcher Sachkenntniß geschildert worden. In dem durchweg frisch und elegant geschriebenen Buche erscheinen uns diese Capitel als die Glanzstellen. Eine leise Parteinahme des Autors für den jungen gegen den alten Goethe wird wohl verstehen, wer gleich ihm den großen Gang der kunstgeschichtlichen Entwicklung als Untergrund im Auge behält. Denn er vermag zu ermessen, wie viele Jahrzehnte der Zurückgebliebenheit Goethes Bekehrung zum Classicismus der deutschen Kunst gekostet hat! — Auch in der beschränkteren Fassung, welche der Autor dem Thema gegeben hat, bietet er durch seine glückliche Behandlungsweise reichen Gewinn und mannigfaltige Anregung. Leider wird die Lectüre des genußreichen Buches namentlich in der ersten Hälfte durch sehr zahlreiche sinnstörende Druckfehler oft erschwert. M. S.

Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssecretär Hermann von Thile. Von H. von Petersdorff. Berlin, Gebr. Paetel.

Wer dies Buch in die Hand nimmt, legt es ungelesen nicht wieder bei Seite. Es ist merkwürdig! Nichts von großen Haupt- und Staatsactionen in dem Buche, und doch — man muß es lesen. Mag der Briefschreiber nun von Freundschaft sprechen oder von den Tagesereignissen oder von der ewigen Roma, die seine zweite Heimat wurde, oder mag er einen kurzen Einblick in die Werkstätte seiner Geschichtsforschung gestatten, immer hört man ihm gerne zu; denn es ist ein vornehmer Geist, der hier aus jeder Zeile spricht, ein scharfer Beobachter, der Menschen und Dinge stets eigenartig beurtheilt. Wer den Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom“ als ganzen Menschen kennen lernen will, der möge seine Briefe durchlesen. Wd.

Fürst Bismarck und seine Zeit. Von H. Blum. V. und VI. (Schluß-) Band. München. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Es ist uns erfreulich, daß wir von der günstigen Beurtheilung früherer Bände angesichts der beiden letzten Nichts zurückzunehmen brauchen. Wir sehen hier Bismarck, wie er mit seiner ganzen Thatkraft dafür eintritt, den Ausbau des neuen Reiches nach allen Seiten zu bewerkstelligen. Welche Fülle von Problemen, welche Fülle von

Arbeitskraft wird da entwickelt. Es ist gewiß sehr schwer für einen Schriftsteller, bei der Masse und Weitschichtigkeit des Stoffes, wie ihn die Gegenwart bietet, allen Auffassungen mit seiner Darstellung auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Aber der Versuch dazu ist gemacht, mögen andere Historiker der Zukunft von erhöhterem Standpunkt ausfüllen, ergänzen und richtig stellen, was der Gegenwart zu leisten nicht möglich war. Wd.

Weltgeschichte. Von W. Martens. Hannover, Manz u. Lange.

Es ist zweifellos ein brauchbares Buch, das hier geboten wird. Nur ist die bekannte „Lücke", die der Verfasser auszufüllen meint, nicht vorhanden gewesen. Auch daß er mit seiner Arbeit dem Ziele, „geschichtliches Verständniß zu erwecken", näher gekommen sei als Andere, vermag ich nicht einzusehen. Der Stoff ist angemessen gruppirt, Fußnoten, die geographische Namen und Sachliches erklären, sind mit Dank anzuerkennen, Ausstattung und Druck des Buches sind vorzüglich. Wd.

Kaiser Friedrich als Student. Von P. Lindenberg. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag.

Nicht ohne Wehmuth vermag der Leser die kleine Schrift durchzugehen, die uns einen selten schönen Einblick gewährt in den Entwicklungsgang des Fürstensohnes, der für alle Zeit eine Lieblingsgestalt unter den Führern des Volkes bleiben wird. Wir sind daran gewöhnt, uns den Sieger von Wörth mit all' dem Nimbus vorzustellen, deren Helden und Feldherren nur schwer entkleidet werden können. Hier aber sehen wir nur den Menschen vor uns, wie er edel, strebsam und gut, ohne Prunk und Pomp unter seine Commilitonen tritt, um seine Kräfte mit ihnen zu messen im gleichen Streben nach den höchsten geistigen Gütern, die an unseren obersten Bildungsstätten geboten werden können. Die eigenen Briefe, Zeugnisse von Freunden und Lehrern wie die Urkunden von Seiten der Universität beleben die Darstellung und runden sich ab zu einem Gesammtbilde von dem „stud. iuris Friedrich Wilhelm", das jeder gerne betrachten wird. Wd.

Vom Kurhut zur Kaiserkrone. Von B. Rogge. II. Band. Hannover, C. Meyer.

Dieselbe warme und patriotische Gesinnung, die den ersten Band auszeichnete, kommt auch in diesem letzten zum Ausdruck. Dieser Geist des Buches wird einen solchen Leserkreis an dasselbe fesseln, der nicht in erster Linie auf wissenschaftlich gesicherte Ergebnisse, sondern vor Allem auf die Form und die flüssige Art der Darstellung Gewicht legt. Möge das vaterländische Werk in vielen Schichten unseres Volkes als eine gesunde geistige Nahrung recht weite Verbreitung finden. Wd.

Die Mainzer Klubisten der Jahre 1792 und 1793. Von K. G. Bockenheimer. Mainz, Fl. Kupferberg.

Dem Freunde von Detailforschungen wie dem Historiker von Fach wird hier eine lesenswerthe Arbeit geboten. Sie stützt sich vielfach auf archivalische Quellen, über deren Werth der Leser nicht leicht ein sicheres Urtheil gewinnen kann. Immerhin scheint das ungedruckte Material mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit benutzt zu sein. Für einen größeren Leserkreis ist das Buch nach Inhalt und Form nicht geschrieben. Wd.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Achleitner, Arthur, Grenzerleut'. Berlin, Verein für Deutsches Schriftthum.

Asenijeff, Elsa, Ist das die Liebe? Kleine psychologische Erzählungen und Betrachtungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Auswahl von Gedichten, nach dem ungarischen Texte des Dichters Reviczky Gyula, in metrischer deutscher Uebertragung und mit einer Einleitung versehen von Dr. S. Nascher, Professor. Aus dem Anlasse der Feier tausendjähriger Stiftung des ung. Staates veröffentlicht. Budapest, R. Lampel.

Birkhold, H., Märchen und Erzählungen. Mit einem Vorwort von Karl Perfall. Jena, H. Pohle.

Bourgeois, Emil, Ludwig XIV. in Bild und Wort. Mit ca. 550 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Carricaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern damaliger Zeit. Uebertragen von S. Marschall von Bieberstein. Lfg. 2. 3. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther.

Bormann's, Edwin, Humoristischer Hausschatz. Mit 400—500 Bildern und Vignetten. Leipzig, E. Bormann's Selbstverlag.

Breitung, Max, Der Sonnenkaiser. Drama. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Brögger, W. C., und N. Rolfsen, Fridtjof Nansen, 1861—1893. — Deutsch von Eugen von Enzberg. Mit Originalzeichnungen von Chr. Krohg, Otto Sinding, E. Werenskiold und photographischen Aufnahmen in Grönland von Dr. Erich von Drygalski. Berlin, Fussingers Buchhandlung.

Croissant-Rust, Anna, Der standhafte Zinnsoldat. Drama. Berlin, Schuster & Löffler.

Dayot, Armand. Napoleon I. in Bild und Wort mit ca. 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Carricaturen und Autographen.

Darunter verschiedene noch nicht veröffentlichte Bilder. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern. Uebertragen von O. Marschall von Bieberstein. Lfg. 22. 23. 24. 25. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Ernst, Otto, Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben. In zwei Bänden. I. Band: Litteratur. Hamburg, Conrad Kloss.

Gesetzbuch, Bürgerliches, für das deutsche Reich nebst Einführungsgesetz. Text-Ausgabe. Mit ausführlichem Sachregister. Halle, Otto Hendel.

Globus, Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Begründet 1862 von Karl Andree. Herausgegeben von Richard Andree. Vereinigt seit 1894 mit der Zeitschrift „Das Ausland". Bd. LXX. Nr. 10. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

Höchsmann, Johannes, Johannes Honter, der Reformator Siebenbürgens und des sächsischen Volkes. Ein Lebensbild aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Mit dem Portrait Johannes Honters. Wien, Carl Graeser.

Holitscher, Ph., Des Goldes Fluch. Drama in zwei Acten. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut.

Huxley, Thomas W., Ueber unsere Kenntniss von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur. Sechs Vorlesungen für Laien gehalten in dem Museum für praktische Geologie zu London. Uebersetzt von Carl Vogt. 2. Aufl., bearbeitet von Fritz Braem, Privatdocenten der Zoologie an der Universität Breslau. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

Jahrbücher, Preussische, Hrsg. von Hans Delbrück. 85. Band. Heft 2. August 1896. Berlin, Georg Stilke.

Kirstein, Paul A., Eine Bekanntschaft. Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Klassiker-Ausgaben, Illustr., „Minerva" Klassische Meisterwerke. Lfg. 1—18. Berlin, Leipzig, New-York, Verlag der Litteraturwerke „Minerva".

— Schillers sämmtliche Werke. Heft 1—11. Berlin, Leipzig, New-York, Verlag der Litteraturwerke „Minerva".

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. III. Jahrg. Nr. 94. 95. 96. 97. 98. Berlin, Kritik-Verlag.

— Wochenschau des öffentlich. Lebens. Herausgeber Richard Wrede. III. Jahrg. Nr. 99 und 100. Berlin, Kritik-Verlag.

Kurz-Elsheim, Franz, Fin de siècle. Verse und Reimereien. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Loewenthal, Eduard, Dr. phil., Der letzte Grund der Dinge und die Entstehung der beseelten und geistigen Organismen. Berlin, Hannemann's Buchhandlung.

Maurer, Ch. F., Der deutsch-französische Krieg 1870/71. Mit 16 Vollbildern, zahlreichen Text-Illustrationen und 5 mehrfarbigen Schlachtplänen. Dritte Auflage. Leipzig, G. Fock.

Meerheimb, Richard von, Eine Nacht auf dem Parkett. Epos aus der Salonwelt. — Mitte des XIX. Jahrhunderts. — Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Meding, O. (Gregor Samarow), Erinnerungen aus der Zeit der Gährung und Klärung. Berlin, Th. Schoenfeldt.

Meinecke, Gustav, Texanisches und Kreolisches. Der Fall des Alamo. — Rollin's Plantage. (Exotische Novellen-Bibliothek 3.) Berlin, Deutscher Colonial-Verlag. (G. Meinecke.)

Mombert, Alfred. Der Glühende. Ein Gedichtwerk. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Müller, Sophus, Nordische Alterthumskunde nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. Lfg. 3 und 4. Strassburg, Karl J. Trübner.

Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832—1844 nebst Emilie von Reinbecks Aufzeichnungen über Lenaus Erkrankung 1844—1846 nach den grossentheils ungedruckten Originalen herausgeg. von Dr. Anton Schlossar. Mit einem Briefe Lenaus an Emilie von Reinbeck in Facsimile-Wiedergabe. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Obert, Franz, Sächsische Lebensbilder. Mit dem Portrait Franz Gebbels. Wien, Carl Graeser.

Ranke, Leopold von, Weltgeschichte. Text-Ausgabe. Zweite, unveränderte Auflage. Band I. und II. Leipzig, Duncker-Humblot.

Scheffer, Thassilo von, Stufen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Schenk, Ottilie, Victor Rydberg. Eine biographische Skizze. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlags-Buchhandlung.

Schönthan, Paul von, Edi und Fredi. Episoden aus dem Leben zweier Musterknaben. Dresden, E. Piersons Verlag.

Schultz, Alwin, Kunstgeschichte. Lieferung 12 und 13. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlnng. (Müller-Grote und Baumgärtel.)

Schulz-Dresden, Carl Theodor, Kleine und grosse Kinder. Lebens- und Stimmungsbilder für die deutschen Frauen. Berlin, Schuster & Löffler.

The International magazine, August 1896. vol. I, Nr. 1. Chicago, Union Quoin company.

Umlauft, Friedrich, Prof. Dr., Die österreichisch-ungarische Monarchie. Geographisch-statistisches Handbuch für Leser aller Stände. 3. umgearbeitete und erweiterte Auflage. Lfg.: 5. 6. 7. 8. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Ungedrucktes aus dem Goethe-Kreise. Mit vielen Facsimiles. Herausgegeben von Dr. Gustav Ad. Müller. 2. Aufl. München, Seitz & Schauer.

Vollmöller, Karl, Ueber Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes. Erlangen. Fr. Junge.

Walcker, Karl, Dr., Die Frauenbewegung. Kritische Betrachtungen. Strassburg, Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt.

Wolters, Wilhelm, Eine Gewissensfrage. Scherzetto. Leipzig, Robert Friese.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Ermässigung der Preise für [redacted]

Apollinaris

Natürlich kohlensaures Mineral Wasser.

Im Einzelnverkauf wird das obige Wasser, jetzt wie [redacted] folgt berechnet :—

	Inclusive des Gefässes.	Vergütung für das leere Gefäss.	Netto-Preis des Wassers.
1/1 Flasche	30 Pf.	5 Pf.	**25** Pf.
1/2 Flasche	23 „	3 „	**20** „
1/1 Krug	35 „	1 „	**34** „
1/2 Krug	26 „	1 „	**25** „

Käuflich bei allen Apothekern und Mineralwasser-Händlern.

THE APOLLINARIS COMPANY,

LIMITED.

Band 79. — Heft 236.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

November 1896.

20. Jahrgang.

Breslau.
[illegible]

November 1896.

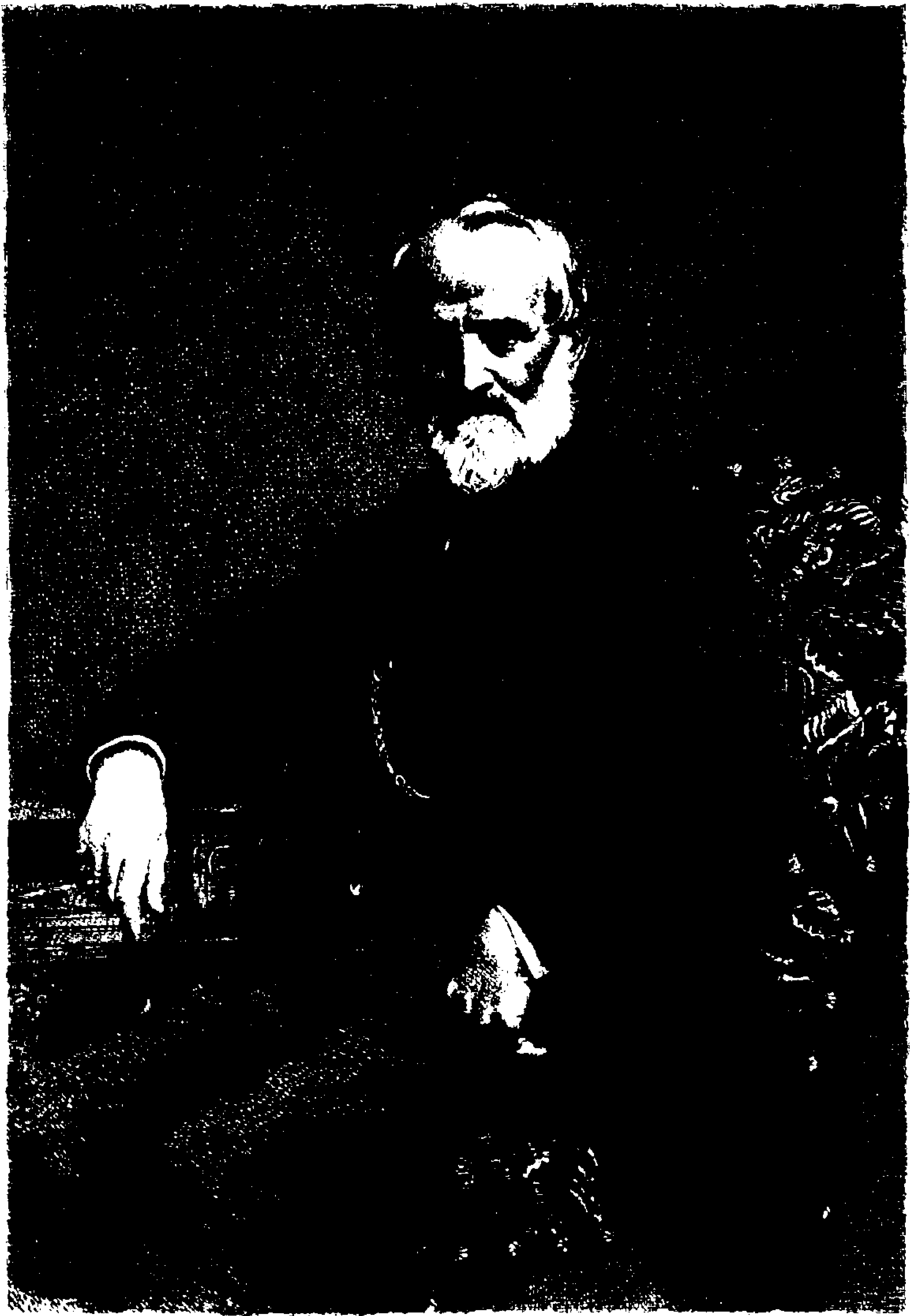
Inhalt.

Hierzu ein Portrait: J. G. Fischer.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

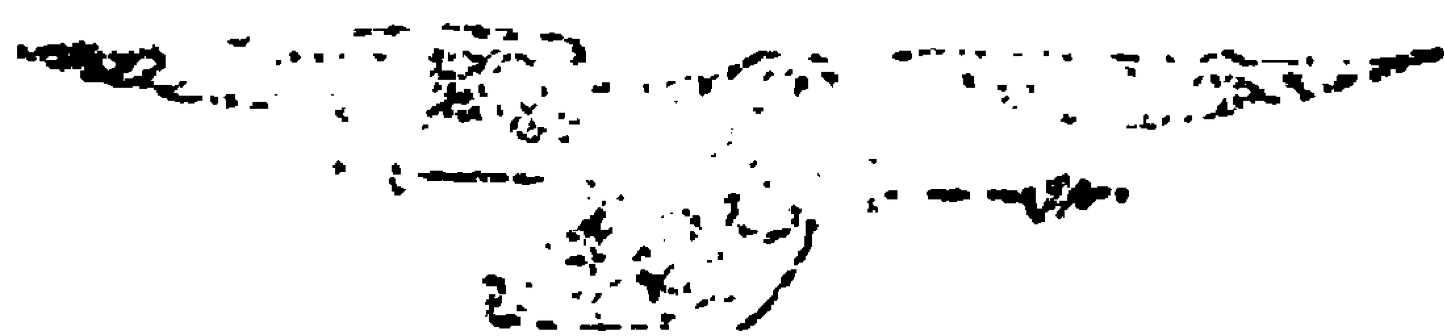
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXIX. Band. — November 1886. — [illegible]

[illegible]



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

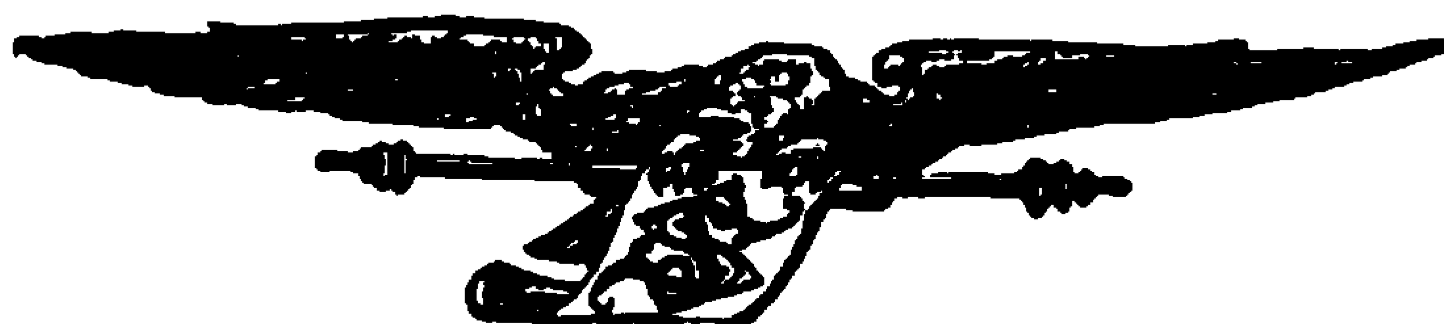
Herausgegeben

von

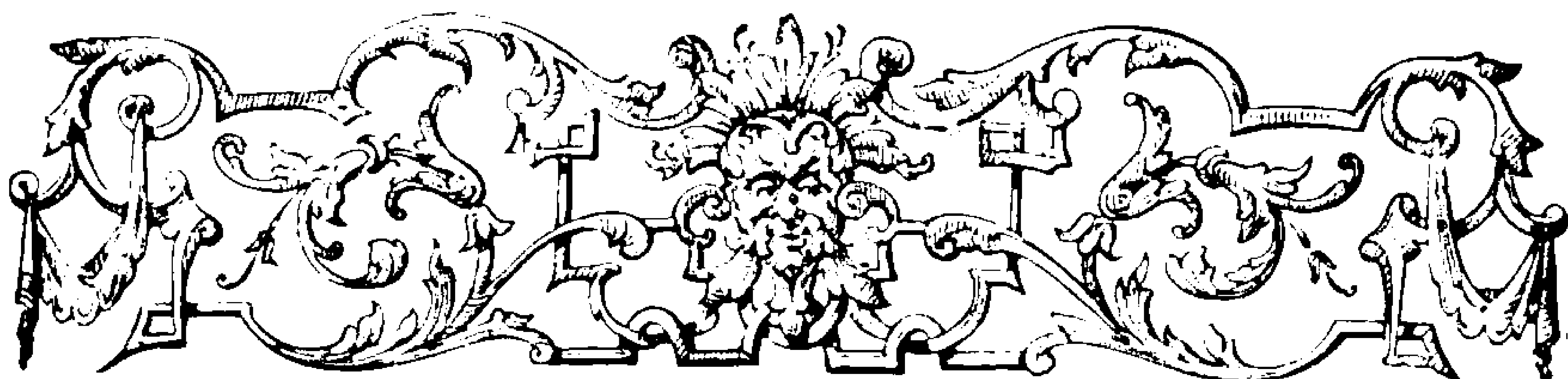
Paul Lindau.

LXXIX. Band. — November 1896. — Heft 236.

(Mit einem Portrait in Radirung: J. G. Fischer.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Der Andere*).

Schauspiel in vier Aufzügen.

Von

Paul Lindau.

— Meiningen. —

Personen.

Dr. jur. Hallers, Staatsanwalt.	Charlotte.
Emmy, dessen Schwester.	Karl Dickert.
Arnoldy, Rechtsanwalt.	Albert Schroettel.
Agnes, dessen Schwester.	Wilhelm Fingering.
Professor Dr. med. Feldermann.	Ewald, Diener bei Hallers.
Kleinchen, Hallers' Privatsecretair.	Elise, Kammermädchen bei Hallers.
Weigert, Polizei-Commissar.	Der Wirth zur „Lahmen Ente".
Amalie Frieben.	Ein Polizei-Wachtmeister.

Die Handlung spielt in Berlin. Gegenwart.

Erster Aufzug.

Bei Hallers.

Ein geräumiges Zimmer mit gebrochenen Ecken. In der schrägen Wand links Thür, die nach dem Ausgange (zur Straße) führt. Gegenüber in der gebrochenen Ecke rechts Glasthür (auf deren Außenseite sich eine Rolljalousie befindet), nach dem Garten führend. Auf der linken Seite ein breites Fenster, das durch Stores verhüllt ist. Auf der rechten Seite, nahe der Glasthür, ein mit einer Tapetenthür geschlossener Wandschrank. Daneben in der Mitte der Kamin, auf dessen Gesims zwischen zwei großen Armleuchtern eine Stutzuhr steht. Rechts vorn Thür, die nach der Wohnung führt. Die Breite der Hinterwand wird durch eine Bibliothek eingenommen (offene Regale). In den unteren Schossen Cartons, geordnete Acten und dergleichen. Oben auf der Bibliothek künstlerischer Schmuck (Büsten, Gefäße 2c.). Vorn links, nahe dem Fenster, ein großer breiter Arbeitstisch ohne Aufsatz, mit Büchern, Acten und sonstigem Arbeitsmaterial bepackt. Daneben (der Thür nach der Straße zu) ein kleines Tischchen mit Stuhl, für den Stenographen und Secretair. Rechts, auf der Höhe des Schreibtisches, ein Etablissement mit bequemen Sesseln. Rechts im Hintergrunde, zwischen Gartenthür und Bibliothek, eine spanische Wand, hinter der sich ein — für das Publicum nicht sichtbarer — Kleiderständer befindet. Auf dem großen, wie auf dem kleinen Schreibtisch, ebenso auf dem (mit Tischtuch bedeckten) Tische rechts brennen Lampen. Das Zimmer ist sehr hell beleuchtet. Das Feuer im Kamin ist sichtbar. Die ganze Einrichtung macht einen behaglichen und gediegenen Eindruck. Es ist das Arbeitszimmer eines wohlsituirten Gelehrten.

---

*) Das Recht der Aufführung und Uebersetzung vorbehalten. P. L.

Erste Scene.

Hallers, im Zimmer auf- und abgehend. **Kleinchen**, am kleinen Tisch nachschreibend.

Hallers (dictirend). Wohin würde es schließlich führen? Es würde dahin führen, daß die Verbrecher in jedem schweren Falle einfach den Arzt herbeicitiren, um dem Richter zu entgehen . . . daß die Medicin sich in schroffen Gegensatz zur Justiz stellt . . . Seien wir auf der Hut vor solchen verfänglichen . . . (sich unterbrechend) nein, schreiben Sie: vor solchen höchst bedenklichen Irrlehren! (Kurze Pause. Er stellt sich hinter den Stuhl am Schreibtisch und verfällt unwillkürlich allmählich in den rhetorischen Ton des Plaidirens.) Erschüttern wir nicht das Bewußtsein der sittlichen Selbstbestimmung, der Verantwortung des Individuums für die eigene Handlung, durch die mißverstandene praktische Anwendung . . . (Sich unterbrechend.) Wie hatte ich gesagt?

Kleinchen (liest ohne Betonung). Erschüttern wir nicht das Bewußtsein der sittlichen Selbstbestimmung, der Verantwortung des Individuums für die eigene Handlung . . .

Hallers (einfallend). Durch die mißverstandene praktische Anwendung einer meinethalben geistvollen, aber doch höchst anfechtbaren Deduction . . . theoretischen Deduction. Scheiden wir die „Unfreiheit des Willens" aus unseren Gerichtsverhandlungen so viel wie möglich aus! (Eine Bewegung Kleinchens bemerkend.) Sie sehen wohl schlecht?

Kleinchen. Durchaus nicht, Herr Staatsanwalt.

Hallers. Die Lampen brennen heute auch zum Erbarmen. (Er drückt auf die Klingel.)

Kleinchen. Ich sehe vollkommen gut. Es ist ja taghell.

Hallers. Ich finde es hier dunkel . . . Die Arbeit scheint Sie anzustrengen?

Kleinchen. Ich muß Ihnen allerdings gestehen, Herr Staatsanwalt, es ist heute ein bischen scharf gegangen. Ich weiß gar nicht, wie ich mit der Uebertragung des Stenogramms fertig werden soll.

Hallers. Allzu sehr brauchen Sie sich nicht zu beeilen! Sie haben ja Zeit bis . . .

Kleinchen. Bis morgen, Herr Staatsanwalt.

Hallers. Wieso denn? Bis morgen?

Kleinchen (ist aufgestanden, auf den Vormerkkalender weisend und lesend). Da steht's: Mittwoch, 15. Februar. Vortrag im Juristischen Verein: „Die Unfreiheit des Willens im Lichte der Criminalistik." Heute ist der vierzehnte.

Hallers. So, so . . . ich hatte mir eingeredet . . . (Mit veränderter Stimme.) Wo der Ewald nur wieder steckt! (Er drückt wieder auf die Klingel. Ewald ist in demselben Augenblicke aufgetreten.)

Zweite Scene.

Die Vorigen. Ewald.

Hallers. Aber wo bleiben Sie denn?

Ewald. Ich war hinten im Speisezimmer; ich deckte den Theetisch. Ich bin sogleich gekommen, Herr Staatsanwalt.

Hallers. Man braucht doch keine halbe Stunde . . . (Abbrechend.) Stecken Sie die Kerzen auf den Armleuchtern an. Die Lampen sind wieder einmal nicht in Ordnung gebracht. Im Dämmerlichte kann ich nicht arbeiten.

Ewald. Aber die Lampen haben ja nie anders gebrannt, sie können ja gar nicht besser brennen . . .

Hallers (ungeduldig). Thun Sie, was ich Ihnen sage!

Ewald (seinen Unwillen schlecht verbergend). Schön, Herr Staatsanwalt. (Er nimmt die beiden Leuchter vom Kamin und geht achselzuckend damit ab.)

Dritte Scene.

Hallers. Kleinchen.

Hallers (sehr ungehalten, in erregtem Tone). Der Mensch besitzt eine wahre Virtuosität, mich nervös zu machen!

Kleinchen. Es ist kein Wunder, wenn Sie nervös werden, Herr Staatsanwalt! Sie arbeiten wirklich zuviel!

Hallers (freundlich, wie immer im Verkehr mit Kleinchen). Ja, ja! Das sage ich mir ja selbst! Wenn nur die verwünschten Wahlen erst vorüber wären!

Kleinchen. Dann kommt wieder etwas Anderes. Das reißt ja nie ab!

Hallers. Doch, doch! Ich nehme mich schon zusammen! Lassen Sie mich nur erst mit dem Arzte gesprochen haben. Sie waren doch bei Professor Feldermann, um ihn in meinem Namen zu bitten . . .

Kleinchen (erstaunt). Gewiß, Herr Staatsanwalt! Ich sagte Ihnen doch vorhin . . .

Hallers. Richtig! . . . Um acht Uhr wollte er kommen? War's nicht so?

Kleinchen. Der Professor war zu einer Consultation nach außerhalb berufen. Ich bat also, daß man ihn gleich nach seiner Ankunft . . .

Hallers. So dringlich hätten Sie es nicht zu machen brauchen, lieber Kleinchen! Also gegen acht? . . . Es muß doch bald acht Uhr sein!

Kleinchen. Es ist bald halb zehn!

Hallers. Halb zehn? Aber Kleinchen! Das hätten Sie mir doch sagen sollen! Sie müssen ja ganz verhungert sein. Also Schluß für heute!

(Kleinchen steht auf und packt seine Sachen zusammen). Morgen brauchen Sie nicht vor elf zu kommen. (Kleinchen will nach rechts hinüber gehen, nach der spanischen Wand). Vorher gehen Sie wohl an der Bank vorüber, um den Check einzulösen. Das ist nämlich meine ganze Baarschaft im Hause. (Er greift in die Hosentasche, nimmt Geld heraus, Silber und Gold, es flüchtig überzählend). Einige sechzig Mark . . .

Kleinchen (stehen bleibend). Ich war schon heute Vormittag auf der Bank. Ich habe die tausend Mark erhoben, die Rechnung von vierhundert Mark gezahlt und Ihnen mit der Quittung über diese vierhundert Mark die restirenden sechshundert Mark baar übergeben.

Hallers (hat währenddem sein Portefeuille aus der Brusttasche geholt und hineingeblickt). Richtig! richtig! Da ist die Quittung, da sind die sechshundert Mark! Alles in Ordnung! (Kleinchen ist hinter die spanische Wand getreten, hat dort seinen Arbeitsrock in einer häßlichen helleren Farbe, befleckt, vorn am Aermel aufgerissen, abgelegt und einen anständigen Straßenrock angezogen). Schon halb zehn! Da muß das Theater bald aus sein . . . Und der Ewald bringt die Lichter nicht! Er hat's darauf abgesehen, mich zu reizen.

Kleinchen (hervortretend, den Arbeitsrock haltend). Herr Staatsanwalt, ich möchte Ihnen noch etwas sagen . . . eine Kleinigkeit, über die ich mich ärgere. Irgend Jemand in Ihrem Hause spielt mir einen albernen Schabernack.

Hallers. So?

Kleinchen. Seit fünf, sechs Tagen macht sich Jemand den dummen Spaß, während meiner Abwesenheit meinen alten Arbeitsrock zu beschmutzen und zu zerreißen.

Hallers. Nicht möglich!

Kleinchen. Jeden Morgen finde ich neue Flecke. Der Rock riecht nach Bier und Tabak. In den Taschen steckt fettiges Papier und dergleichen. Die Knöpfe sind gelockert und losgerissen. Kurzum, ohne eine bestimmte Person verdächtigen zu wollen, muß ich Ihnen doch sagen, daß man mit meinem Rock irgend etwas anfängt, wenn ich nicht hier bin. Gestern hat man nun den Aermel aufgerissen (er zeigt die schadhafte Stelle), so daß ich mich geschämt habe, in diesem Aufzuge heute bei Ihnen zu arbeiten.

Hallers. Sonderbar! Wer mag sich denn den schlechten Witz machen? (Kurze Pause.) Der Rock ist nie aus dem Zimmer hier herausgekommen?

Kleinchen. Niemals! Jeden Abend, wenn ich von hier fortgehe, hänge ich ihn da (auf die spanische Wand weisend) an den Ständer und nehme ihn jeden Morgen da wieder weg.

Hallers. Ich werde die Sache untersuchen. Hängen Sie den Rock in den Wandschrank zu meinen Kleidern. Ich werde den Schlüssel abziehen, damit sich der Unfug nicht wiederholt.

Kleinchen (nach rechts, öffnet die Tapetenthür und hängt den Rock im Wandschrank auf). Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt.

Hallers (für sich). Es kann nur der Diener sein. Er ist ja der Einzige, der außer meiner Schwester und mir das Zimmer betritt.

Kleinchen (hat seinen Hut genommen). Sonst ist für morgen früh nichts Besonderes zu erledigen?

Hallers. Nein, ich danke Ihnen.

Kleinchen. Dann wünsche ich also gehorsamst Guten Abend, Herr Staatsanwalt.

Hallers. Guten Abend, lieber Kleinchen. (Kleinchen geht.)

Vierte Scene.

Hallers. Dann Ewald.

Hallers. Es kann gar kein Anderer sein. Er trödelt absichtlich, um Kleinchen hier nicht mehr zu begegnen ... (Ewald tritt auf, die Leuchter mit brennenden Lichtern tragend. Er stellt sie auf den Kamin.) Endlich! Was haben Sie denn nun in der ganzen Zeit angefangen?

Ewald. Ich habe die Leuchter ein bischen abgeputzt und die Lichter angesteckt ...

Hallers. Die Leuchter geputzt! Die sollten doch immer geputzt sein ...

Ewald. Wenn sie so und so lange nicht in Gebrauch sind ...

Hallers. Sie haben für Alles eine Erklärung ...

Ewald. Ich weiß auch gar nicht mehr, wie ich es recht machen soll. Der Herr Staatsanwalt sind seit einiger Zeit so ungeduldig und heftig geworden.

Hallers. Ich habe kein Zeugniß von Ihnen verlangt! ... Es kommen übrigens hier im Hause allerhand Dinge vor ... die mir gar nicht gefallen ...

Ewald. Ich weiß nicht, was der Herr Staatsanwalt meinen ...

Hallers. Kommt von den Leuten außer Ihnen noch Jemand in dies Zimmer?

Ewald. Ich wüßte nicht ...

Hallers. Nun, dann werden Sie mich schon verstehen.

Ewald. Das klingt ja gerade, als ob ich hier ... Ich bitte den Herrn Staatsanwalt, mir zu sagen ... Man hat doch auch sein Ehrgefühl. Und ich bin ein ehrlicher Mann!

Hallers. Ihre Ehrlichkeit habe ich nie angezweifelt. Aber zu schlechten Witzen ...

Ewald (heftig). Nein, Herr Staatsanwalt! Das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen!

Hallers. Ich bitte mir einen anderen Ton aus.

Ewald. Man ist doch auch ein Mensch! ... Wenn der Herr Staatsanwalt kein Vertrauen mehr zu mir haben ... dann ...

Hallers. Nun . . . dann?

Ewald (entschieden). Dann möchte ich bitten, mich gehen zu lassen.

Hallers. Wie es Ihnen beliebt.

Ewald. Und gleich! Heute noch! . . . Schlechte Witze! Weiter fehlt Nichts! . . .

Hallers. Also Sie gehen. Lassen Sie sich von meiner Schwester auszahlen, was Ihnen gebührt.

Ewald. Schön, Herr Staatsanwalt! Ich gehe auf der Stelle! Man ist doch auch ein Mensch! . . . So eine Behandlung! Weiter fehlt nichts! Schlechte Witze! (Geht erregt ab.)

Fünfte Scene.

Hallers. Dann **Arnoldy, Agnes** und **Emmy.**

Hallers. Es ist mir sehr recht, daß ich das fatale Gesicht nicht mehr zu sehen brauche. Der Mensch machte mich ganz kribbelig . . . Und es kann gar kein Anderer gewesen sein. (Agnes, Arnoldy und Emmy treten auf, von links hinten. Sie kommen aus dem Theater. Agnes und Emmy haben ihren Umhang noch nicht abgelegt. Hallers geht ihnen entgegen und begrüßt sie freundlich). Ah! Fräulein Agnes! Arnoldy! Das ist ja sehr liebenswürdig!

Agnes. Fräulein Emmy hat uns mitgeschleppt. Alle Schuld fällt auf ihr Haupt, wenn wir Sie stören!

Hallers. Im Gegentheil, ich freue mich aufrichtig, Sie zu sehen. Ich finde ohnehin, daß Sie Ihre getreuen Nachbarn seit einiger Zeit viel zu sehr vernachlässigen.

Agnes. Das finden Sie?

Emmy. Hast Du uns denn erwartet? Du hast ja Alles anstecken lassen.

Hallers. Die Lampen brannten wieder einmal schlecht . . . Nein, ich wußte nichts. (Er bietet Arnoldy eine Cigarette an, die dieser ansteckt.) Weshalb haben Sie denn (sich zu Agnes wendend) so lange nichts von sich sehen und hören lassen? Auch hören, im wahren Sinne des Wortes. Ihr Clavier ist seit Wochen verstummt. Sie spielen zu wundervoll!

Agnes. Ein Hausbewohner, der sich darüber beschwert, daß nicht Clavier gespielt wird — es kommt nicht oft vor!

Hallers. Ich möchte, Sie könnten sich hören — hier von meinem Zimmer aus! Sie ahnen nicht, welche Freude Sie mir schon bereitet haben! Wie oft habe ich, wenn ich da am Tische über meinen Acten saß, mit heißer Stirn und hämmernden Schläfen, die Feder bei Seite gelegt, um Ihnen zuzuhören! Die Töne, die nur gedämpft zu mir dringen, wie ein mystisches Summen und Rauschen, fächelten mir Ruhe und Kühlung zu. Erst durch Sie, durch Ihr Spiel ist mir die Poesie des unsichtbaren Orchesters begreiflich geworden. Und wäre ich ein Fürst oder ein Nabob,

so hielte ich mir eine Hauscapelle, die meine Arbeit mit einem solchen melodischen und harmonischen Gesurre in der Ferne begleiten müßte. Ich setze nämlich voraus, daß ich bei den erträumten Millionen gerade so alt und reizlos bliebe, wie ich es bin, denn sonst . . . sonst heirathete ich am Ende eine Clavierspielerin von Ihrem Talente.

Agnes. Sie machen Complimente und fischen danach. Ich denke, dazu sind wir doch zu alte Freunde und getreue Nachbarn . . . Nun ich aber weiß, daß Sie mich gern hören, sollen Sie nicht mehr zu klagen haben. Mein Spielen soll Sie jetzt öfter daran erinnern, daß es an der Zeit ist, die Feder bei Seite zu legen und sich zur Ruhe zu begeben.

Emmy. Ach ja, liebe Agnes, thun Sie das!

Agnes. Ich will Ihnen die schönsten Schlummerlieder für überreizte Nerven vorspielen, und da wir keinen anderen Nachbarn haben, ist ja nicht zu befürchten, daß man mich wegen nächtlicher Ruhestörung vor den Staatsanwalt bringen wird.

Hallers. Und den hätten Sie am Ende auch nicht zu fürchten! Ueberdies haben Sie auch noch einen Rechtsanwalt als Bruder. Es kann Ihnen wirklich nicht viel geschehen.

Agnes. Das sagen Sie nicht! Die nächste Blutsverwandtschaft mit dem Herrn Rechtsanwalt (auf Arnoldy weisend), die Freundschaft und Sympathie unseres angesehensten Staatsanwaltes (gegen Hallers) haben nicht verhindert, daß ich in der vergangenen Nacht hier vor unserer Thür angefallen worden bin . . .

Hallers. Was?!

Emmy. Ja, denke Dir! Laß Dir die Geschichte erzählen! (Agnes und ihren Bruder zum Sitzen einladend. Die Drei setzen sich rechts an den kleinen Tisch, während Arnoldy, der raucht, sich abseits auf der linken Seite der Bühne niedergelassen hat.) Ich hab's immer gesagt: hier ist's zu einsam, zu verlassen! Wir sollten uns wenigstens einen großen Hund anschaffen . . .

Hallers. Aber was ist denn geschehen?

Agnes. Wir waren gestern auf dem Subscriptionsball, wo man Sie übrigens vermißt hat. Als wir hier halten, sehe ich an der Gitterthür des Vorgartens Jemand stehen, den ich bei der schlechten Beleuchtung unserer öden Straße im ersten Augenblick für Sie halten konnte. Der Mensch hatte ungefähr Ihre Größe. Ich habe Ihnen den unverzeihlichen Irrthum sogleich abgebeten. Der Unbekannte öffnete die Wagenthür, drängte sich auffällig an mich heran und blieb, ehe noch mein Bruder aussteigen konntet hart neben mir stehen. Es war so dunkel, daß ich von seinem Gesicht unter dem breitkrämpigen Hut nicht viel sehen konnte. Ich erschrak natürlich und rief meinen Bruder, der nichts bemerkt hatte und sich im Wagen noch mit meinem Bouquet, Fächer u. s. w. bepackte. Der Kutscher wandte sich nun auf seinem Bock um und holte mit der Peitsche aus. Da ergriff der

Mensch die Flucht und schrie mit heiserer Stimme irgend etwas Unverständliches. Ich hielt ihn für einen Verrückten . . .

Hallers. Da sind Sie also zum Glück mit dem bloßen Schreck davongekommen.

Agnes. Doch nicht ganz. Oben sollte sich Alles aufklären. Es war ein frecher Taschendieb. Blitzschnell, ohne daß ich's merkte, hatte er mir Uhr und Kette aus dem Gürtel gerissen und war davongelaufen.

Hallers. Das ist stark.

Agnes. Meine hübsche Uhr mit dem blauen Emailmonogramm, die ich immer bei mir trage — das letzte Geschenk unserer guten Mutter. Sie können sich denken, wie es mich geärgert hat . . , mehr als das: geschmerzt.

Hallers (während der letzten Worte nachdenklich geworden, langsam suchend). Eine Uhr mit blauem Monogramm? (Zu Arnoldy.) Haben Sie mir die Sache nicht schon erzählt?

Arnoldy (lächelnd). Ich? Ich habe Sie im Laufe des Tages ja gar nicht gesprochen.

Hallers. Dann habe ich vielleicht in der Zeitung etwas darüber gelesen . . .

Arnoldy. Das wäre merkwürdig! Ich habe noch keine Anzeige erstattet. Aber möglich wäre es allerdings, daß man den Thäter schon gefaßt und die Uhr bei ihm . . .

Hallers. Nein, nein! In der Zeitung war's nicht, da nicht! Ich habe die Abendblätter noch gar nicht angesehen . . (Grübelnd.) Aber ich muß die Geschichte irgendwo . . . irgendwann schon einmal gehört haben . . .

Arnoldy. Das ist kein Wunder! Dergleichen hat sich schon des Oefteren ereignet.

Hallers. Nein, gerade diese Geschichte . . . mit dem blauen Emailmonogramm auf der Uhr — die ist mir schon einmal erzählt worden. Es muß aber schon lange, lange her sein! Etwas ganz Aehnliches ist irgend einem meiner Bekannten einmal begegnet . . . Wer war's nur? Und wann war's?

Emmy. Ich hab's Dir immer gesagt: hier passirt noch einmal etwas . . . und so lange wir keinen großen Hund haben . . .

Hallers (sich aufraffend). Das ist eine ganz unerhörte Frechheit! Das ist kein einfacher Taschendiebstahl mehr, das ist ein Raubanfall! Da müssen wir sogleich mit aller Energie einschreiten. Würden Sie den Menschen wiedererkennen?

Agnes. Vielleicht! . . . wenn ich ihn sprechen hörte . . . Die rauhe, heisere Stimme klingt mir noch immer im Ohr . . .

Hallers. Wie sah er denn aus?

Agnes. Er hatte den Rockkragen aufgeschlagen . . . trotz der empfindlichen Kälte keinen Ueberzieher . . . so eine Art von Foulard um den

Hals, wie mir schien ... den Hut mit breiter Krämpe tief in's Gesicht gedrückt. Sonst habe ich nicht viel von ihm gesehen.

Emmy. Natürlich ... bei der schlechten Straßenbeleuchtung hier im Thiergarten.

Elise (aus der Thür rechts tretend). Der Thee ist servirt.

Emmy. Schön! ... Also, liebe Agnes, wenn's gefällig ist .. Herr Arnoldy!

Arnoldy. Wenn Sie gestatten, rauche ich hier noch ein Cigarette. Sie wissen ja, meine Liebe zum Thee ist platonisch ...

Hallers (zu Agnes). Und ich bitte um die Erlaubniß, Ihrem Bruder noch etwas Gesellschaft zu leisten ... Ich habe mit ihm noch etwas zu besprechen.

Agnes (zu Emmy). Also überlassen wir die unverbesserlichen Raucher ihrem Schicksal ... (zu Arnoldy). Und wenn Du mit Deiner Cigarette fertig bist ...

Arnoldy. Dann stecke ich mir eine neue an.

Agnes (beim Abgehen). Wir sagen uns doch noch Gute Nacht?

Hallers (die Damen zur Thür begleitend). Aber natürlich! Auf Wiedersehen, Fräulein Agnes! (Die beiden Damen ab.)

Sechste Scene.

Arnoldy. Hallers.

Arnoldy. Haben Sie mir wirklich etwas zu sagen, oder war es nur ein Vorwand? ...

Hallers. Kein Vorwand! Ich habe sogar sehr Ernsthaftes mit Ihnen zu besprechen. Unsere Unterredung von neulich liegt mir noch schwer in den Gliedern. Seit fünf Tagen, erst seit vorigem Donnerstag weiß ich, daß ich alt geworden bin ...

Arnoldy. Sie übertreiben, lieber Freund! So tragisch war's wirklich nicht gemeint. Hätte ich die Wirkung vorhergesehen, so würde ich neulich weniger schroff gewesen sein ... Alt! alt! Nun ja, Sie sind kein Jüngling mehr, aber Sie sind doch noch immer in den besten Jahren!

Hallers (trübe lächelnd). In den besten Jahren! Ja, ja! ... Wenn man in den besten Jahren ist, sind die guten eben vorüber! ... Das fühle ich ... tief und schmerzlich! Ich hatte mich in eine gefällige Selbsttäuschung eingewiegt. Durch das dichte Gestrüpp meiner unerfreulichen und aufreibenden Berufsgeschäfte sah ich etwas glitzern und sprudeln ... wie einen Verjüngungsquell, den ich mit ein paar Schritten sicher erreichen könnte, der mich immer erfrischen würde .. Ihre Schwester Agnes! Ich wähnte, ich brauchte nur das entscheidende Wort zu sprechen, um mein Ziel zu erreichen. Sie haben mich eines Anderen belehrt! Sie haben mich grausam enttäuscht, enttäuschen müssen ... Ich habe Ihnen in Allem

Recht gegeben! Ich bin wirklich nicht mehr der Mann, der einem jungen, klugen, anmuthigen Mädchen das Glück bieten könnte, auf das Fräulein Agnes mit ihren Gaben des Herzens und Verstandes den vollsten Anspruch hat. Ich habe es eingesehen, aber die Erkenntniß hat mich ganz bestürzt gemacht. Ich leide darunter — auch physisch.

Arnoldy. Es thut mir in der Seele leid, daß ich Sie gekränkt und betrübt habe. Ich habe gesprochen, wie ich als Bruder und Freund sprechen mußte. Agnes weiß bis zur Stunde noch kein Wort von unserem Zwiegespräch.

Hallers. Sie haben mit Fräulein Agnes nie darüber gesprochen?

Arnoldy. Niemals! Sie hätte Ihnen vielleicht etwas ganz Anderes gesagt. Wahrscheinlich sogar. Denn sie hätte sich gewiß nur durch ihre Gefühle inniger Sympathie für Sie bestimmen lassen . . . Ich habe aber den Verstand consultirt, und ich sage es frei heraus: wenn ein Mensch keinen anderen Ehrgeiz besitzt, keine andere Leidenschaft fühlt als Arbeit, und immer wieder Arbeit, und nichts als Arbeit — wenn ihn die Arbeit voll beherrscht, nichts Anderes neben sich duldet und ihn seinen besten Freunden entfremdet — ja entfremdet! — und der Mann fragt mich: soll ich das Schicksal eines guten vertrauenden Mädchens an das meine fesseln? — dann antworte ich ihm: nein! Sie haben keine Zeit zum häuslichen Glück.

Hallers (zustimmend, langsam nickend). Ja, ja! Ich habe keine Zeit zum Glück! . . . Ich fühle es ja selbst, daß ich mir zuviel zugemuthet habe! Ich bin sehr abgespannt, überreizt . . . Ich habe heute sogar zu Feldermann geschickt, um seinen ärztlichen Rath einzuholen . . .

Arnoldy. Zu Professor Feldermann? Wenn der kommt, schicken Sie doch zu mir hinauf. Ich habe nämlich eine ganz verzwickte, sehr merkwürdige Sache übernommen, zu der ich das Gutachten eines ersten Nervenarztes und Psychiaters einholen muß.

Hallers. So darf ich's nicht weiter treiben. Ich muß mir Zeit lassen . . . auch zum Glück!

Arnoldy. Thun Sie das, lieber Hallers! Wozu auch all die Allotria? Weswegen haben Sie sich in die politische Agitation gestürzt? Weshalb müssen gerade Sie sich in die Stadtverordnetenversammlung wählen lassen? Sie haben doch wahrhaftig mit ihren Berufsgeschäften vollauf zu thun!

Hallers (Elisen, die von rechts kommt, erblickend). Nun, was giebt's?

Elise. Es hat geklingelt. Ich wollte öffnen.

Hallers. Ist denn der Diener nicht im Vorzimmer?

Elise. Ewald? Der hat schon vor einer halben Stunde das Haus verlassen. Er sagte mir, er wolle morgen wiederkommen, um seine Sachen zu holen.

Hallers. Richtig! Richtig! Also öffnen Sie! (Elise geht nach links hinten ab; Hallers wendet sich verlegen lächelnd zu Arnoldy.) Sie sehen, wie vergeßlich ich bin. Ich habe den Diener selbst weggeschickt . . . Ich muß mir wirklich Zeit lassen!

Elise (an der Thür hinten links). Herr Professor Feldermann fragt, ob . .

Hallers. Bitte, bitte, herein! (Elise ab. Feldermann erscheint auf der Schwelle.)

Siebente Scene.

Die Vorigen. Feldermann.

Hallers (Feldermann die Hand reichend). Wie freundlich von Ihnen! So spät habe ich Sie nicht erwartet.

Feldermann (nachdem er auch Arnoldy die Hand gedrückt hat). Ich bin eben erst nach Hause gekommen und sogleich zu Ihnen gefahren. Ich war Ihretwegen beunruhigt . . . Na . . . wo hapert's denn?

Hallers (Feldermann und Arnoldy einladend, sich zu setzen. Arnoldy wendet sich zum Gehen). Sie können ruhig bleiben! Was ich dem Professor zu sagen habe . . .

Arnoldy. Ich komme gleich wieder, wenn Sie erlauben. Ich will nur ein Buch aus meinem Zimmer holen, das ich dem Professor gern vorlegen möchte. (Zu Feldermann.) Ich habe nämlich die Absicht, Sie auch noch zu überfallen.

Feldermann. Also bitte . . . (Arnoldy nach links hinten ab.)

Achte Scene.

Hallers. Feldermann.

Hallers. Darf ich Ihnen irgend etwas anbieten? (Feldermann den Stuhl hinrückend.)

Feldermann (setzt sich). Ich danke . . . Nun, was fehlt Ihnen denn, alter Freund?

Hallers. Die Nerven . . .

Feldermann. Natürlich die Nerven.

Hallers. Mit einem Worte: ich bin überarbeitet.

Feldermann. Abgespannt? Also ausspannen! — Was haben Sie denn getrieben?

Hallers. Ach, zu vielerlei. Ich bin in die politische Bewegung hineingerathen. In den letzten Monaten habe ich mein Buch über gemeinsame und Einzelhaft abgeschlossen; ich habe zu dem Behufe Verbrecherkreise und Verbrecherlocale aufsuchen müssen. Das hat mich wohl auch nervös gemacht. Und der große Meineidsproceß hat mir den Rest gegeben.

Feldermann. Und Sie merken nun, daß Sie nicht weiter können?

Hallers. Ja. Ich gerathe in Zustände, die meiner sonst so ruhigen Natur ganz zuwider sind. Die Fliege an der Wand ärgert mich, ich werde aufbrausend ohne Grund . . . Und manchmal überkommt mich ein Angst-

gefühl, das ich nicht bannen kann, obwohl ich von Hause aus durchaus nicht ängstlich bin. Ich kann's daher auch im Zimmer gar nicht hell genug haben. Jeder Schatten nimmt in meiner Phantasie eine ungeheuerliche Gestalt an.

Feldermann. Fühlen Sie außer dem allgemeinen Unbehagen eine besondere Beschwerde?

Hallers. Ja, dumpfen, drückenden Kopfschmerz.

Feldermann. Haben Sie nicht schon früher daran gelitten?

Hallers. In früheren Jahren nie.

Feldermann. Ich erinnere mich aber doch, daß Sie nach dem Sturz vom Pferde . . .

Hallers (einfallend). Ach ja, damals! Allerdings! Aber das war nur vorübergehend.

Feldermann. Das war ja wohl im vorigen Herbst? Im September, glaube ich.

Hallers. Im October.

Feldermann. Sie schlugen mit dem Kopfe auf's Pflaster?

Hallers. Nein, mein Pferd scheute auf der Charlottenburger Chaussee, es ging durch, und ich wurde gegen einen Baumstamm geschleudert. Aber die Sache hatte weiter keine ernsteren Folgen. Ich fühlte nur einige Zeit im Hinterkopfe einen lästigen Druck, der mit der Zeit vollkommen aufhörte. Am vorigen Donnerstag, also vor fünf Tagen, hat sich der Druck wieder eingestellt, manchmal sogar mit ungewohnter Heftigkeit, und eine gewisse dumpfe Schwere hat mich seitdem überhaupt nicht mehr verlassen.

Feldermann. Sie präcisiren das Wiederauftreten des Kopfschmerzes auf den Tag: Sie leiden daran seit fünf Tagen. Es wäre mir sehr wichtig, zu wissen, ob Sie an dem Tage selbst oder einige Zeit vorher irgend etwas unternommen haben, oder ob Ihnen irgend etwas zugefügt worden ist, das sich mit dem Wiederauftreten Ihres Leidens in Verbindnng bringen ließe.

Hallers (befangen). Ich habe eine sehr starke seelische Erregung gehabt, über die ich nicht sprechen möchte.

Feldermann. So, so! Ihre Auskunft genügt mir vollkommen . . . Wie sind denn die Nächte?

Hallers. Die Nächte! Das ist ja eben das Schlimmste! (Vor sich hinblickend, langsam.) Die Nächte! . . . (In den früheren Ton zurückfallend). Der Schlaf überfällt mich brutal — wie ein Wegelagerer. Er springt, ohne daß ich sein Kommen ahne, aus seinem dunklen Versteck hervor und wirft mich um. Es ist schon mehrfach vorgekommen — namentlich in diesen letzten Tagen —, daß ich am Morgen erwacht bin — da am Schreibtisch, oder auf dem Bett, völlig angekleidet, wie Sie mich hier vor sich sehen.

Feldermann. So, so! Von Erquickung kann da nicht die Rede sein?

Hallers. Natürlich nicht.

Feldermann. Träumen Sie?

Hallers. Ja.

Feldermann. Was denn?

Hallers (zögernd). Unbehagliches. Mir ist so, als ob meine Träume eine gewisse Folge bildeten, als kehrte ich öfter in dieselbe Umgebung zurück.

Feldermann. Was ist denn das für eine Umgebung?

Hallers. Auf das Genaue kann ich mich nicht besinnen. (Leiser.) Ich sehe immer ... etwas Röthliches ... einen Lichtschein ... etwa (auf den Kamin weisend) wie die Gluth da im Kamin ... und in der röthlichen Beleuchtung (noch leiser) einen Frauenkopf ...

Feldermann. Einen Frauenkopf ...

Hallers. Immer denselben ... auch röthlich ... wie eine Zeichnung mit dem Röthel ... Das Gesicht des Mädchens verfolgt mich auch in wachem Zustande ... Sobald ich es mir aber scharf vergegenwärtigen will, zerflattert es, ich kann's nicht zusammenbringen ... Wenn ich sie einmal wiedersehe, bitte ich sie um ihr Bild.

Feldermann (sich ihm mehr zuwendend und ihn aufmerksam betrachtend). Was sagen Sie da?

Hallers. Es ist mir lästig, daß mir das Gesicht in dem röthlichen Schimmer immer vor Augen schwebt, und daß ich es nicht fixiren kann.

Feldermann. Das verstehe ich schon. Aber ich begreife nicht, was Sie sich von einer im Traume gefertigten Photographie eines Traumbildes im Wachen versprechen können.

Hallers (verlegen). Natürlich nichts ... (Abbrechend). Es hat keinen Sinn und Verstand!

Feldermann (ernst). Sie sind jetzt gewiß auch sehr vergeßlich.

Hallers. In hohem Grade.

Feldermann (aufstehend, mit Wichtigkeit). Nun, lieber Freund! Ich rede deutsch mit Ihnen. Ihr Zustand ist keineswegs unbedenklich! Sie müssen unbedingt und auf der Stelle ausspannen!

Hallers. Ich habe mir auch vorgenommen, gleich nach den Wahlen ...

Feldermann. Nichts da! Da wird nicht mehr gefackelt. Lassen Sie die Wahlen Wahlen sein ...

Neunte Scene.

Die Vorigen. Arnoldy mit einem Buche.

Feldermann (Arnoldy erblickend, fortfahrend). Gut, daß Sie kommen! Sie sollen mir helfen, einen aufsässigen Patienten zu bändigen! Setzen Sie für unseren Staatsanwalt sogleich ein Urlaubsgesuch auf. Wir schicken

ihn auf's Land, wo er sich nach Herzenslust langweilen und gesund werden soll.

Arnoldy (legt das Buch auf Hallers' Schreibtisch links). Das habe ich ihm ja auch schon lange gepredigt. Aber Hallers ist eben unverbesserlich.

Feldermann (Hallers an den beiden Schultern fassend, gemüthlich). Im vollsten Ernste gesprochen: Wenn Sie sich jetzt nicht energisch Halt gebieten, stehe ich für nichts ein. Einen Schritt weiter, und Sie stolpern über die verhängnißvolle Schwelle! (Die Drei setzen sich an den Tisch.) Ja, mein Lieber, mit den Nerven ist nicht zu spaßen. Unseren Nerven wird jetzt ohnehin viel zu viel zugemuthet. Nur der Thor wundert sich darüber, daß die Nervenkrankheiten in unseren Tagen in so beängstigender Weise zunehmen. Wer nachdenkt, kann sich höchstens darüber wundern, daß wir nicht allesammt schon verrückt geworden sind. Ein bischen sind wir's übrigens Alle mit einander. Und wir gestehen's auch zu. Wir nennen's: „nervös sein". Das ist eben das schamhaft beschönigende Wort für die gelindeste Form des Wahnsinns.

Hallers. Ihr Radicalismus hat etwas Beruhigendes . . .

Feldermann. Ich scherze nicht! Die Entvölkerung des flachen Landes und das unaufhaltsame Wachsen der Großstädte richten wahre Verheerungen an. In schreckenerregender Weise werden wir immer weiter von der Natur abgedrängt. Die Indianer hören noch heute auf unwahrscheinliche Entfernungen das leiseste Geräusch. Wer im betäubenden Lärm unserer großstädtischen Cultur, in diesem Wagengerassel und Gebimmel, Gehämmer und Gestampfe der Maschinen, Gepuffe und Gerolle der Locomotiven sich überhaupt vernehmlich machen will, muß schon auf die große Trommel und auf's Tamtam schlagen. Denken Sie an das Orchester von Gluck und Mozart und an das von Richard Wagner und Mascagni. Bei einer Beleuchtung, die unsere Großeltern glänzend fanden, können wir kaum noch lesen. Unserm verwöhnten Auge ist das elektrische Licht kaum hell genug. Dazu das übermäßig schnelle Tempo unseres ganzen Daseins. Die fieberhafte Hast. Täglich tausende und aber tausende von Depeschen, telephonische Unterhaltungen von Stadt zu Stadt — Alles mit Dampf, unter beständigem Hochdruck von ungezählten Atmosphären. Eine ruhelose Jagd nach dem Erfolg, nach schnellem Gewinn, die eine Aufregung von einer stärkeren Aufregung übertrumpft. Ist es da zu verwundern, daß unser Geschlecht nervös geworden ist? daß täglich neue Erscheinungen von Nervenkrankheiten hervortreten und die Aufmerksamkeit der Wissenschaft auf sich lenken?

Hallers (lächelnd). Aha! Jetzt kommen wir zu den neuen Erscheinungen. Sie wissen, Professor, daß ich zu den verstocktesten Ungläubigen gehöre.

Feldermann. Dann haben Sie Unrecht. Das Wort „neue Erscheinungen" war übrigens nicht glücklich von mir gewählt. Auffälliger sind

die Erscheinungen geworden, neu sind sie nicht. Schon im vorigen Jahrhundert, um nicht weiter zurückzugreifen, machte Mesmer mit seinem thierischen Magnetismus einen energischen Versuch, diesen Problemen auf den Leib zu rücken. Die ernste Wissenschaft hat den Schwindel verlacht. Jetzt lacht sie nicht mehr, seitdem sie in vorurtheilsfreiester Beobachtung festgestellt hat, daß gewisse Thatsachen auf dem Gebiete des Hypnotismus, der Suggestion einfach unleugbar sind.

Hallers. Was wissen wir denn von diesen Thatsachen?

Feldermann. Freilich noch nicht viel, aber doch immerhin genug, um sie sehr ernst zu nehmen. Ich gestehe Ihnen, daß ich schon heute auf dem Standpunkte stehe, wissenschaftlich kaum noch irgend etwas als unmöglich zu bezeichnen. Als unbegreiflich — ja, als undenkbar — nein!

Arnoldy. Das ist mir lieb zu hören! Mit einem solchen unbegreiflichen, unheimlichen Fall beschäftige ich mich gerade. Da wollte ich mir eben von einem hervorragenden Nervenarzte Rath holen. Wir Laien stehen da vor einem unlösbaren Räthsel.

Feldermann. Was ist's denn?

Arnoldy. Es ist traurig, unbegreiflich und lächerlich zugleich! Mein Client, ein höchster Staatsbeamter, ein würdiger, vornehmer Mann, der die Sechzig überschritten hat, wird beschuldigt, in nächtlichen Stunden wiederholt läppischen Unfug getrieben zu haben, wie man ihn allenfalls einem angezechten Studenten verzeihen könnte, der aber bei dem behaupteten Thäter geradezu undenkbar erscheint. Dieser hochangesehene Mann soll — es wäre zum Lachen, wenn es nicht zu unheimlich wäre — an den Nachtklingeln der Aerzte gezerrt, Schilder vertauscht haben und dergleichen. Er erklärt mit vollster Bestimmtheit, es könne nur eine unbegreifliche Verwechslung vorliegen, er wisse absolut nichts von den ihm zugeschriebenen dummen Streichen . . . und doch ist er es thatsächlich gewesen. Das ist erwiesen. Wie ist der Widerspruch zu lösen? Mit rechten Dingen kann es nicht zugegangen sein!

Feldermann. Allerdings sonderbar! Und Sie haben die volle Ueberzeugung, daß Ihr Herr Client sich dieser unsinnigen Handlungen nicht bewußt ist?

Arnoldy. Ich würde darauf die Hand in's Feuer legen. Ich kann mir das Unbegreifliche nicht anders erklären, als daß mein Client, ohne es zu wissen, bedenklich krank ist, daß er an momentaner Geistesabwesenheit leidet, daß dieser Zustand sich öfter bei ihm einstellt, und daß er im normalen Zustande an das, was er im krankhaft abnormen gethan hat, nicht die geringste Erinnerung bewahrt. Es fragt sich eben nur, ob ein solcher Zustand möglich ist.

Hallers (entschieden). Nein!

Arnoldy. Auch ich habe die Frage verneint, als sie sich mir zuerst aufdrängte. Aber . . . da ist mir jüngst dieses Buch . . . (er sieht sich nach dem Buche um, erhebt sich, geht über die Bühne und nimmt das Buch vom Schreibtische Hallers') dieses Buch ist mir jüngst in die Hand gefallen: „Der Fall Allard" von Dick-May . . . das hat mich stutzig gemacht. (Hallers und Feldermann sind sitzen geblieben. Arnoldy bleibt neben Hallers stehen und spricht das Folgende sehr eindringlich, aber nicht laut, nicht schleppend, wenn auch mitunter etwas zögernd, als suche er nach dem treffenden Ausdruck, als festige sich der Gedanke während des Sprechens.) Der unglückliche Allard, dessen Geschichte uns hier erzählt wird, begeht auch Handlungen, für die er nicht verantwortlich gemacht werden kann, denn er hat nicht das geringste Bewußtsein davon. Und zur Erklärung wird da eine Stelle aus einem ernst wissenschaftlichen Werke, aus Hippolyte Taines Studie über den Intellect, angeführt, die mich allerdings sehr nachdenklich gemacht hat. Taine giebt die Möglichkeit zu — mehr als das: er constatirt es als Thatsache, daß in Folge besonderer Verhältnisse, in Folge einer schweren Krankheit, der Ueberanstrengung, oder auch eines erblichen Defects . . . eine ganz eigenartige Störung eintreten könne, dergestalt, daß sich in einem Individuum . . . ein Doppelwesen bilde, daß sich das Individuum . . . sozusagen spalte, und zwar so, daß Jedes für sich ein besonderes Dasein führe, ohne daß das eine vom anderen Kenntniß besitzt, daß in Wahrheit die Rechte nicht weiß, was die Linke thut . . .

Hallers. Das müssen Sie mir noch deutlicher machen! Ich verstehe Sie beim besten Willen nicht.

Arnoldy. Wenn Taine Recht hat, so kann im Menschen ein Doppelmensch stecken, ein normaler und ein krankhafter. Beide haben nichts mit einander gemein als dieselbe menschliche Hülle. Beide fühlen und handeln in vollkommener Unabhängigkeit von einander; der eine weiß nichts vom andern. Es kann also der eine etwas begehen, für das der andere unmöglich zur Verantwortung gezogen werden kann, denn dieser andere hat von den Handlungen jenes einen nicht das geringste Bewußtsein.

Hallers (lächelnd). Das Räthsel ist mir zu spitzig, antworte ich Ihnen mit Muley Hassan, ich will einen Gelehrten fragen.

Arnoldy. Das ist in der That meine Absicht. Deshalb habe ich die Geschichte unserm Professor erzählt.

Hallers. Ist das Ihr Ernst? Sie wollen doch nicht glauben machen, Sie können doch selbst nicht glauben . . .

Feldermann (einfallend, langsam und bedeutungsvoll). Dieses Doppelwesen im Individuum, wie Sie es nennen, ist nicht blos wissenschaftlich zu construiren, es ist thatsächlich beobachtet worden.

Hallers (ungehalten, aber in maßvollem Tone). Da hört doch Alles auf! (Arnoldy setzt sich auf seinen früheren Platz.)

Feldermann (ruhig). Ist beobachtet worden! Die Wissenschaft kennt zu Dutzenden diese merkwürdigen Fälle — die Fälle des sogenannten

„alternirenden Bewußtseins“. Es kann gar nicht in Zweifel gezogen werden, daß es Individuen giebt, in denen sich unter besonderen Umständen das Bewußtsein sozusagen ausschaltet und ein anderes Bewußtsein dafür einschaltet. Wird dies zweite vom ersten wieder abgelöst, so ist für den Menschen die Erinnerungsbrücke vollkommen abgebrochen. Der Mensch hat keine Ahnnng von dem, was er unter der Herrschaft des anderen Bewußtseins gethan hat. Tritt die Störung dann wieder ein, so sind ihm zwar die Ereignisse während der vorigen Störung gegenwärtig, er weiß dagegen nichts mehr von dem, was er im normalen Zustande gethan hat, er kennt sich selbst nicht einmal, nicht seine nächsten Angehörigen . . .

Hallers. Aber, liebster Professor, Sie machen mich wirklich ungeduldig! Ich bitte Sie um Alles in der Welt, wohin kommen wir, wenn solche spitzfindigen Hypothesen praktisch angewandt werden sollten! Wenn Jemand nicht geradezu verrückt ist, besitzt er meiner Ueberzeugung nach noch immer ein genügendes Maß von Selbstbestimmung, um für seine Handlungen und Unterlassungen nach den Forderungen des Gesetzes und im Sinne der Wissenschaft verantwortlich zu sein. Was? Irgend etwas Unerklärliches sollte bei mir einbrechen, um mein Bewußtsein auszuschalten? Der Einbrecher sollte den guten Menschen in mir ohnmächtig machen und den schlechten Kerl, der vielleicht in mir steckt, zu Thaten befähigen, die mein besseres Ich nicht will? . . . Unsinn! Verzeihen Sie mir, Professor! Aber mit dem neuwissenschaftlichen Spuk wird jetzt auch soviel herumgeflunkert . . . jetzt wie früher. Früher hat die Wissenschaft ihren Segen zu den Hexenverbrennungen gesprochen. Jetzt haben wir eine Philosophie der Mystik, eine vierte Dimension, und Gott weiß, was noch Alles! Ich bin ein Laie, aber mein gesunder Menschenverstand sagt mir: diese Spaltung oder Verdoppelung mit dem wechselnden Bewußtsein — ist eine Unmöglichkeit, ist Unsinn, ist Schwindel. Die Wissenschaft hat sich wieder einmal durch schlaue Simulanten foppen lassen. Das kommt doch vor?

Arnoldy. In dem Falle, der mir am Herzen liegt, ist jedes Gaukelspiel ausgeschlossen. Professor, Sie sind mein Sachverständiger!

Hallers. Dann werde ich mir die Sache als Staatsanwalt ausbitten! Weiter fehlte nichts! Wohin gerathen wir? frage ich noch einmal! Alle Verbrecher werden unverfolgbar! Schließen wir die Zuchthäuser und errichten wir dafür nur noch Irrenhäuser! Ich wüßte aber schon ein Mittel, um die beiden Hälften zu einer Einheit mit einheitlichem Bewußtsein zusammenzuflicken. Eine gehörige Tracht Schläge! Passen Sie auf, wie es den beiden Hälften zu einheitlichstem Bewußtsein kommt!

Arnoldy (lächelnd). Prügel! Daran erkenne ich unsern „Iwan den Schrecklichen“ . . . (Zu Feldermann.) Sie wissen doch, daß unsere Stammgäste vor den Assisen Hallers als dem schneidigsten und gefürchtetsten Staatsanwalt diesen Beinamen gegeben haben?

Feldermann. Ich würde ihn lieber den „ungläubigen Thomas“ nennen.

Hallers. Und auch gegen diese Bezeichnung protestire ich nicht. Nein, liebster Professor, Ihr Doppel- oder Wechselbewußtsein mag ja sehr geistreich sein, aber ich glaube nun einmal nicht daran! Das Individuum ist eine Einheit. Und ich bleibe dabei, was ich in der Schule gelernt habe: einmal eins ist eins, und alle Fortschritte der Wissenschaft werden mich nicht davon überzeugen, daß einmal eins zwei ist.

Feldermann (lächelnd). Jedenfalls werden wir heute Abend auf eine Einigung verzichten müssen. (Er sieht nach der Uhr.) Es ist spät geworden ... (Er nimmt seinen Hut.) Ich komme morgen im Laufe des Tages zu Ihnen. Ich will mir Ihre Gesichtsfarbe einmal beim Tageslicht ansehen. Das Lampenlicht täuscht ...

Hallers. Ja, die Lampen brennen miserabel ... und die Lichter auch.

Feldermann (bleibt stehen, tritt an Hallers heran und sieht ihn ernst an. Pause). Ich komme morgen wieder. Einstweilen ... machen Sie Feierabend!

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Agnes und Emmy.

(In dem Augenblick, da Feldermann sich verabschieden will, sind die Damen von rechts aufgetreten. Agnes trägt ihren Umhang jetzt über dem Arm.)

Agnes. Da Mahomet nicht zum Berge kommt ...

Feldermann (die Damen begrüßend). Ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie die Herren erwarteten. Wir haben uns hier festgeschwatzt, Fräulein Agnes.

Agnes. Es ist vielleicht nicht höflich, aber es ist wahr: wir haben uns so gut unterhalten, daß wir die Herren gar nicht vermißt haben. Haben Sie Doctor Hallers scharf in's Gebet genommen? Nicht wahr, er arbeitet zuviel?

Feldermann. Viel zuviel!

Emmy. Siehst Du? Alle Welt sagt es Dir!

Agnes. Und nun: Feierabend! So sagten Sie ja wohl, Herr Professor, als wir eintraten? (Zu Hallers.) Sie sollen uns wenigstens nicht den Vorwurf machen dürfen, daß wir Sie zum Nachtwachen verleiten ...

Elise (von links hinten). Herr Polizeicommissar Weigert bittet, den Herrn Staatsanwalt sofort in einer dienstlichen Angelegenheit sprechen zu dürfen.

Hallers (lächelnd). Sie sehen, wie es um meinen Feierabend bestellt ist. (Zu Elisen.) Ich werde den Herrn Commissar sogleich rufen. (Elise ab.)

Feldermann. Urlaub, lieber Freund! Sofortigen Urlaub! So darf's nicht weitergehen! ... Gute Nacht!

Agnes. Und wenn Sie über sich Sphärenmusik hören, so soll das

heißen: Legen Sie die Feder bei Seite, schlagen Sie das Buch zu und ... Gute Nacht!

Hallers. Gute Nacht! (Hallers und Emmy begleiten die drei Abgehenden bis zur Thür.)

Emmy. Fertige den Mann möglichst bald ab ... und schlaf wohl!

Hallers. Gute Nacht, liebe Emmy! (Emmy ab nach rechts.)

Elfte Scene.

Hallers. Weigert.

Hallers (die Thür hinten links öffnend, nach außen sprechend). Darf ich bitten, Herr Commissar!

Weigert (militärisch grüßend). Herr Staatsanwalt, ich habe die Ehre ...

Hallers. Nun, was giebt's denn? Wieder ein Verbrechen?

Weigert. Nein, Herr Staatsanwalt. Einstweilen handelt es sich nur um ein geplantes Verbrechen. Aber es ist Gefahr im Verzuge.

Hallers. Nun also?

Weigert. Von einem wegen Brandstiftung bestraften Zuchthäusler, der auch an Einbrüchen betheiligt gewesen ist, einem gewissen Albert Schroettel, in der Verbrecherwelt unter dem Spitznamen „Feuerschröter" bekannt, ist mir soeben die Mittheilung zugegangen (sich gewohnheitsmäßig umsehend, um sich zu überzeugen, daß er von keinem Unberufenen belauscht wird; etwas leiser und langsamer sehr deutlich), daß in der berüchtigten Spelunke „Zur lahmen Ente" ein Einbruch verabredet worden ist.

Hallers. Wo denn?

Weigert (nach kurzer Pause). Bei Ihnen, Herr Staatsanwalt!

Hallers. Bei mir?

Weigert. Zu Befehl! Und zwar auf heute Nacht. Der sogenannte Feuerschröter hat mir schon manche beachtenswerthe Nachricht gegeben. Ich kann kaum annehmen, daß eine Mystification der Behörde beabsichtigt wird. Ich habe infolgedessen durch Circulardepesche alle Polizeibureaus benachrichtigt und angeordnet, daß die Lichtenstein-Allee und alle Wege und Straßen der Nachbarschaft, ganz besonders aber Ihr Haus, in unauffälliger Weise scharf bewacht werden.

Hallers (zustimmend nickend). Sind Ihnen die Einbrecher schon bekannt?

Weigert. Ich weiß bis jetzt nur, daß Karl Dickert, der „dicke Karl" geheißen, mitbetheiligt ist — ein sehr gefährlicher Bursche, verwegen und ein durchtriebener Fuchs dabei. Er zieht sich immer aus der Schlinge. Diesmal wollen wir ihn auf frischer That abfassen. Wir wollen die Leute ruhig in Ihr Haus eindringen lassen. Haben wir die Füchse im Bau, dann sollen sie uns nicht entwischen. Dickert scheint übrigens diesmal nicht der Hauptmacher zu sein. Der eigentliche Urheber ist ein Fremder — wahrscheinlich ein Zugereister, der erst vor Kurzem entlassen worden ist.

Hallers. So so.

Weigert. Der Feuerschröter kennt ihn selbst nicht, wenigstens behauptet er's mir gegenüber. Sie nennen ihn den „Freiherrn" . . .

Hallers. Sieht er so vornehm aus?

Weigert. Das mag wohl auch sein. Er hat aber seinen Namen deshalb bekommen, weil er in der „Lahmen Ente" mit dem Gelde nur so um sich wirft und die ganze Gesellschaft freihält.

Hallers. Wer verkehrt denn da?

Weigert. Nur Verbrecher und bestrafte Frauenzimmer. Ich möchte dem Herrn Staatsanwalt gehorsamst anheimgeben, für alle Fälle vielleicht den Diener wachen zu lassen, ihn jedoch zugleich anzuweisen, die Leute nicht durch vorzeitigen Lärm zu verscheuchen . . .

Hallers. Ich werde selbst aufpassen. Ich habe meinen Diener heute fortgeschickt.

Weigert (mit Betonung, langsam). So? Den Diener fortgeschickt? . . . Da wäre es doch nicht ausgeschlossen . . .

Hallers (einen Augenblick zweifelnd). Allerdings . . . es wäre immerhin möglich . . . (In anderm Tone, bestimmt.) Nein! Das glaube ich auf keinen Fall! Nein, nein! Der ist es nicht . . . Aber . . . Schon gestern hat hier ein Strolch . . . Nun, wir werden ja sehen.

Weigert. Sehr wohl. Ich will mich jetzt sofort nach der „Lahmen Ente" begeben. Um diese Zeit treffe ich den Wirth wahrscheinlich noch allein. Vielleicht erfahre ich da noch etwas Genaueres. (Hallers nickt zustimmend.) Herr Staatsanwalt, ich habe die Ehre . . . (Grüßt wieder militärisch und wendet sich zum Gehen.)

Hallers. Nochmals vielen Dank!

Weigert (stehen bleibend). Der Herr Staatsanwalt haben wohl die Freundlichkeit, alle Thüren nach der Straße und dem Garten verschließen zu lassen.

Hallers. Gewiß.

(Weigert nach abermaligem Gruße ab.)

Hallers (nachdem er die Klingel gedrückt hat). Ob ich Arnoldys benachrichtige? . . . Es hat keinen Zweck. Ich würde sie nur beunruhigen.

Zwölfte Scene.

Hallers. Elise von links hinten.

Hallers. Haben Sie die Hausthür zugeschlossen.

Elise. Jawohl, Herr Staatsanwalt, eben.

Hallers. Und die Thür zum Hausflur?

Elise. Auch . . . und die Corridorthür auch.

Hallers. Gut. Dann lassen Sie die Rolljalousie an der Gartenthür herab . . . Die Gartenthür ist doch immer geschlossen?

Elise. Jawohl, Herr Staatsanwalt. (Geht nach rechts hinten und läßt die Rolljalousie herunter.)

Hallers. Sie schlafen neben dem Schlafzimmer meiner Schwester?

Elise. Jawohl, Herr Staatsanwalt. (Sie ist noch hinten beschäftigt.)

Hallers. Meine Schwester ist, wie Sie wohl schon bemerkt haben werden, ein bischen ängstlich.

Elise. Ach ja, sehr ängstlich. Das gnädige Fräulein will durchaus, daß wir uns einen großen Hund anschaffen. Es treibt sich auch viel Gesindel hier herum.

Hallers. Also hören Sie! . . . Es ist möglich, daß wir diese Nacht durch Lärm gestört werden . . . Man will . . . man will mir einen Possen spielen . . . Es ist ein dummer Spaß, der nichts zu bedeuten hat. Sie brauchen sich also nicht zu ängstigen. Sollte meine Schwester durch den Scandal geweckt werden, so sagen Sie ihr: es wäre nichts, ich hätte Sie im Voraus darauf aufmerksam gemacht, sie solle sich in keiner Weise beunruhigen . . . hören Sie?

Elise. Ja, wenn's nur etwas nützt . . .

Hallers. Sie werden vielleicht wohl thun, sich einstweilen nicht zu entkleiden.

Elise. Ich lege mich so auf's Bett.

Hallers. Stellen Sie den einen Leuchter hier her . . . ich will noch lesen. (Er weist auf den großen Arbeitstisch links.) Die Lampe auf Herrn Kleinchens Tisch und die Lichter auf dem andern Leuchter können Sie löschen. (Während Elise die ihr gegebenen Weisungen ausführt.) Thun Sie Ihr Mögliches, um meine Schwester zu beruhigen . . .

Elise. Es wird seine Schwierigkeiten haben, Herr Staatsanwalt!

Hallers. Und suchen Sie einstweilen gut zu schlafen.

Elise. Daraus wird heute wohl nicht viel werden. (Sie hat inzwischen den einen Armleuchter mit brennenden Kerzen auf den Schreibtisch neben die Lampe gestellt, die Lampe auf Kleinchens Tisch gelöscht und den anderen Armleuchter vom Kamin genommen.) Gute Nacht, Herr Staatsanwalt.

Hallers. Gute Nacht. (Elise geht durch die Thür rechts vorn ab und nimmt den Armleuchter mit hinaus. Die Bühne wird kaum merklich dunkler. Sie bleibt in der Beleuchtung durch die beiden Lampen und die Kerzen auf dem Armleuchter noch hell.)

Dreizehnte Scene.

Hallers allein.

(Er setzt sich an den Schreibtisch, nimmt das — gebundene — Buch, das Arnoldy gebracht und dorthin gelegt hatte, schlägt die von Arnoldy markirte Stelle auf und liest langsam.) „Hier ist also außer Frage eine Verdoppelung des Ich festgestellt, das gleichzeitige Vorhandensein zweier parallel laufender und von einander unabhängiger Ideen — mit anderen Worten: hier stehen sich zwei Persönlichkeiten in ein und demselben Gehirn einander gegenüber, von denen eine jede für sich ihr eigenes ge-

sonbertes Werk verrichtet — die eine auf der Bühne, die andere hinter der Coulisse . . ." (Im obern Stock Clavierspiel. Ganz leise und gedämpft. Beethovens Cis-moll- (Mondschein-) Sonate. Hallers Gesicht nimmt einen ruhigen friedlichen Ausdruck an. Dankbar den Blick nach oben richtend.) Ah! Meine Sphärenmusik . . . Sie hält Wort . . . die liebe Agnes! Ja . . . liebe Agnes! Du mahnst zur Ruhe . . . Ich will auch folgsam sein . . . Gute Nacht! (Er lehnt sich an den Rücken des Schreibstuhls, das Buch in der Hand.) Gleich . . . (Einschlummernd.) Nur noch . . . einen Augenblick . . . liebe . . . liebe . . . Agnes. (Er schläft mit dem Ausdruck der Zufriedenheit lächelnd ein. Nach kurzer Zeit wird der Ausdruck seines Gesichtes ernst, finster, es verzerrt sich, als ob er Schmerzen zu ertragen hätte. Er wendet sich auf dem Stuhle hin und her, mit geschlossenen Augen. Er wird unruhig. Das Clavierspiel wird oben fortgesetzt. Hallers macht eine stärkere ungehaltene Bewegung. Dabei läßt er das Buch fallen. Beim Geräusch des aufschlagenden Buches zuckt er zusammen, reißt die Augen auf, starrt einen Augenblick ausdruckslos in die Leere und blickt dann unwillig, ja zornig nach oben. Er erhebt sich mühsam, löscht die Lampe und Kerzen auf dem Leuchter, bis auf eine, die brennen bleibt. Die Bühne wird nun sehr merklich dunkler. Mit schweren Schritten tritt er an den Tisch rechts, auf dem noch die Lampe brennt. Er greift in die Hosentasche, überzeugt sich, daß er baares Geld hat, und läßt die Silber- und Goldmünzen wieder in die Tasche gleiten. Er legt sein Portefeuille, das er aus der Seitentasche nimmt, auf den Tisch neben die Lampe, ebenso seine Uhr. Einen wüthenden Blick nach oben werfend.) Verwünschtes Geklimper! (Er löscht die Lampe. Die Bühne, die jetzt nur durch das eine Licht beleuchtet ist, ist nun fast finster. Das Glühen des Kaminfeuers wirkt intensiver röthlich. Er schleppt sich, nachdem er einen Augenblick vor dem Kamin stehen geblieben ist und in die Gluth, die ihn beleuchtet, gestarrt hat, nach dem Wandschrank, öffnet die Thür mit dem Schlüssel und nimmt Kleinchens Rock und einen weichen Filzhut mit breiter Krämpe, den er aufstülpt; er schlingt ein buntes Tuch um den Hals und schlägt den Kragen auf. Den Rock Kleinchens behält er in der Hand und schleift ihn hinter sich her. Er zieht den Schlüssel von der Thür nach dem Garten ab und steckt ihn zu sich. Alsdann nimmt er das einzige noch brennende Licht, kauert vor der Bibliothek nieder, nimmt aus dem Versteck Uhr und Kette, die er unter dem Lichte betrachtet, trägt den Leuchter wieder auf den Platz, von dem er ihn genommen hatte, betrachtet noch einmal unter dem Lichte Uhr und Kette und steckt die Gegenstände zu sich. Hierauf wendet er sich, immer den Rock hinter sich herschleifend, nach der Thür links. Währenddem fällt der Vorhang. All diese zuletzt geschilderten Vorgänge spielen sich fast im Dunkeln ab. Clavierspiel bis zum Actschluß.)

Zweiter Aufzug.

Der Keller „Zur lahmen Ente".

Kleine Bühne. Eine verräucherte enge Spelunke. Im Hintergrunde ungefähr in der Mitte, etwas nach links, die in die Bühne gebaute Treppe, die von der Straße in das Kellerlocal herabführt. Oben der Eingang, von dem nur der untere Theil der Thür zu sehen ist. Daneben, ganz nach links, das Fenster nach der Straße, durch ein herabgelassenes Rouleau geschlossen. Auch von diesem sieht man nur den unteren Theil.

Rechts hinten, neben der Treppe, der Schenktisch, auf dem kalte Speisen ꝛc. stehen — ein angeschnittener Schinken, Würste, Käse ꝛc. Dahinter am Hintergrunde ein bretterner Ständer mit verschiedenen Schnapsflaschen in deutlichen Aufschriften: Nordhäuser, Kümmel, Anis, Kirsch ꝛc. Auf dem Gestell unten, auf der Höhe des Schenktisches, stehen Seidel, Weißbier- und Schnapsgläser. Das Bierfaß, aus dem geschenkt wird, steht unter dem Schenktisch, nicht sichtbar für das Publicum. Zwischen Schenktisch und dem Wandständer steht ein Stuhl für den Wirth. An den Wänden Plakate von Auswanderungsgesellschaften: „Schnellster und billigster Weg nach Amerika" ꝛc. Papptafeln mit Reclamen für Gesundheitsschnäpse, Kräuterliqueure ꝛc. Rechts vorn, nicht weit vom Schenktisch entfernt, ein großer runder Tisch. Auf dem Tisch eine Papptafel: „Bestellt!" Auf der linken Seite zwei kleine viereckige Tische mit je zwei bis drei Stühlen. Oben am Eingang eine feuerrothe Laterne, deren Licht sowohl auf die Straße, wie in's Local fällt. Ueber dem Schenktisch eine Glasflamme mit rothem Glasschirm. Auf dem vorderen Tisch links eine kleine Petroleumlampe mit rothem Papierschirm. Das niedrige, enge Local ist in nicht übertriebener Helle intensiv röthlich beleuchtet. Rechts hinten, zwischen Schenktisch und Ständer, führt eine kleine Thür in einen Nebenraum.

Erste Scene.

Der Wirth, ein dicker schwammiger Mann in der Mitte der Fünfzig, lahm, ein Käppchen auf dem Kopf, mit grünem Augenschirm, in Hemdärmeln, sitzt auf dem Stuhl hinter dem Schenktisch und liest die Gerichts-Zeitung. Gleich darauf **Weigert**. An die Scheibe der Eingangsthür oben wird rhythmisch geklopft.

Der Wirth (aufblickend). Nanu! Es ist doch noch nicht elf . . . Doch, es fehlen nur ein paar Minuten. (Er zieht eine Schnur, die sich am Schenktisch befindet. Die Thür oben springt auf.)

(Weigert tritt oben ein. Man sieht bei ihm, wie bei den später Eintretenden, zuerst nur den unteren Theil des Körpers. Als er beim Herabsteigen auf die zweite Stufe der Kellertreppe tritt, ertönt eine Klingel.)

Der Wirth (der sich um den Eintretenden bisher nicht bekümmert und seine Zeitung weiter gelesen hatte, wird nun plötzlich aufmerksam und fährt auf). Kein Stammgast! (Er humpelt hinter dem Tisch hervor, erblickt Weigert und begrüßt ihn ehrerbietig.) Ah, Herr Commissar!

Weigert. Immer noch die alten Witze mit der Signalklingel unter der Treppe? Schaffen Sie das dumme Ding bei Seite, sonst lasse ich es durch meine Leute wegnehmen! Verstanden, alter Freund?

Der Wirth. Es ist ja wirklich nur ein Scherz, Herr Commissar! Es nützt zu nichts! Ausreißen kann doch Keiner, ob's klingelt oder nicht. Aber Sie kennen ja die Leute. Sie bleiben am liebsten unter sich und wollen wissen, ob ein Bekannter kommt oder ein Fremder. Sonst hät's keinen Zweck . . . Was verschafft mir denn übrigens die Ehre?

Weigert. Das will ich Ihnen gleich sagen. Inzwischen können Sie mir eine Grätzer einschenken.

Der Wirth. Gewiß, Herr Commissar! (Er begiebt sich nach hinten, öffnet die Flasche und füllt das Glas.)

Weigert (tritt währenddem an den Schenktisch und sagt). Wir Beide brauchen uns nichts vorzumachen, das wissen Sie doch, alter Freund! Also machen Sie keine Sprünge! (Leise und scharf.) Ich weiß ganz genau, wo ein Theil der Waaren vom letzten Einbruch in der Königgrätzerstraße verschärft ist.

Der Wirth. Sie glauben doch nicht etwa . . .

Weigert. Ich glaube nicht, ich weiß es! Wenn ich losgehe, wird Ihnen morgen hier die Bude zugesperrt, Sie verlieren die Concession, und ich lasse Sie wegen Hehlerei auf der Stelle einkapseln . . . hier vom Flecke weg . . . und ohne viel Zeit zu verlieren, noch heute Abend!

Der Wirth. Aber Herr Commissar, Sie werden einen alten Mann mit grauen Haaren doch nicht unglücklich machen wollen? Der Schuft, der Feuerschröter, will sich blos lieb Kind bei Ihnen machen . . .

Weigert. Vom Feuerschröter ist hier nicht die Rede . . .

Der Wirth. Es kann kein Anderer gewesen sein. Und der Lump hat gelogen! Sie wissen doch, daß ich immer gern . . .

Weigert. Lassen wir alle überflüssigen Redensarten! Ich habe Ihnen gesagt: ich kann Sie jeden Augenblick greifen und einsperren, wenn ich losgehe. Aber (leiser, schmunzelnd) man braucht ja nicht gleich loszugehen.

Der Wirth (aufathmend). Ah! ... Unser guter Commissar Weigert weiß ...

Weigert. Man kann manchmal ein Auge zudrücken. Und wenn Jemand gute Dienste leistet, kann er sich die Concession schon erhalten ...

Der Wirth. Daß Sie sich jederzeit auf mich verlassen können ...

Weigert (in einem anderen Tone, geschäftsmäßig). Ich habe erfahren, daß hier in den letzten Tagen mehrfach ein Individuum verkehrt, hinter dem wir einen gefährlichen Verbrecher vermuthen.

Der Wirth. Weiß schon. Sie meinen den Freiherrn. Ja, der kommt seit ein paar Tagen. Schade, wenn Sie mir den weggreifen. Er ist mein bester Kunde.

Weigert. Also hat er Geld?

Der Wirth. Heidenmäßig.

Weigert. Woher kommt er denn?

Der Wirth. Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen. Kein Mensch kennt ihn. So vor'n Tagener fünfe, sechse ist er zum ersten Mal hier gewesen. Er war ein bischen im Dusel. Es scheint hier überhaupt mit ihm hier (auf die Stirn deutend) nicht recht zu stimmen. Er machte sich gleich mit Allen bekannt und ließ eine Lage nach der anderen auffahren. Die Brüder hielten ihn zuerst für einen Vigilanten. Aber daran scheint nichts zu sein.

Weigert. Also haben die Anderen Vertrauen zu ihm gefaßt?

Der Wirth. Ja, bis auf den Leiteronkel, der ihm noch immer nicht recht traut.

Weigert. Der Leiteronkel? Das ist doch der Fingering? Ist denn der schon wieder auf freiem Fuße? Ich dachte, er hätte seine drei Jahre noch nicht abgebrummt.

Der Wirth. Ach, schon seit einem halben Jahre!

Weigert. Nun also ... Es ist etwas im Gange! Ich weiß es! Haben Sie Kenntniß davon? ... Aber machen Sie keine Sperenzien!

Der Wirth. Ich habe wohl so etwas gehört ... von einem Geschäfte, das der Fremde mit dem dicken Karl vorhätte ... aber Näheres weiß ich nicht ... wahrhaftig nicht. Der Feuerschröter war auch bei ... Von dem könnten Sie gewiß mehr erfahren ...

Weigert. Verpfeift denn der Feuerschröter?

Der Wirth (pfiffig lächelnd). Na, Herr Commissar, das werden Sie wohl selbst am besten wissen.

Weigert. Nein ... aber ich werde mich nun an den Kerl heranmachen ... Es kommt mir also darauf an, vor allen Dingen den Fremden, den Freiherrn, zu observiren. Sie müssen mich irgendwo unterbringen, wo ich Alles hören und sehen kann und nicht gesehen werde.

Der Wirth. Ja, aber wo denn? ... Ueberzeugen Sie sich doch selbst! ... Sie müßten denn hier unter den Schenktisch kriechen, neben das Bierfaß. Da können Sie aber nichts sehen.

Weigert. Aber ich höre doch?

Der Wirth. Das schon.

Weigert. Na, wenn Sie keinen besseren Platz haben, bleibt mir ja nichts Anderes übrig.

(Von außen wird an die Glasthür rhythmisch geklopft.)

Der Wirth. Da kommen Freunde. Also, wenn Sie wollen, treten Sie näher! (Weigert kriecht unter den Schenktisch. Der Wirth nimmt das Glas und die Flasche vom Tisch und reicht sie Weigert, der sich schon unter dem Schenktisch befindet.) Ihr Bier, Herr Commissar! (Dann zieht er die Schnur. Die Thür oben springt auf.)

Zweite Scene.

Die Vorigen. Dickert, Schroettel und Fingering.

(Sie überschreiten die zweite Stufe, ohne sie zu berühren. Es klingelt also auch nicht. Sie legen ihre Sachenez ab — Ueberröcke tragen sie nicht — knöpfen ihre Röcke auf und nehmen an dem runden Tisch rechts Platz.)

Die Drei. 'n Abend!

Der Wirth. 'n Abend!

Schroettel. Eine Weiße und drei Strippen! . . . Sie können mir gleich eine Schinkenstulle mitbringen . . . Euch wohl auch?

Dickert. Meinethalben. Der Feuerschröter macht sich üppig! Er weiß, daß der Freiherr Alles zahlt.

Fingering. Wenn er kommt! Aber . . . wird er kommen?

Schroettel. Natürlich. Er muß ja kommen! Heute ist doch die Sache fällig.

Fingering. Na na! Ich sage Euch: nehmt Euch vor dem Kerl in Acht. Ich traue ihm nicht über den Weg!

Schroettel. Du natürlich! Du witterst immer Unrath . . .

Fingering. Man macht allerhand Erfahrungen . . . Ich würde mich mit dem Fremden nicht in ein Geschäft einlassen, das weiß ich.

Schroettel. Lächerlich! Du siehst überall Gespenster.

Fingering. Und mit Dir auch nicht, alter Junge! Wenn Du es denn wissen willst.

Schroettel (laut, erregt). Was soll das heißen? Was soll das heißen? (Er geht auf Fingering los, als wolle er mit ihm handgemein werden.)

Dickert (dazwischentretend). Sachte, Kinder! Nur nicht ungemüthlich werden!

Schroettel. Ich bin gemüthlich . . . aber mit dem Wilhelm . . .

Fingering. Na, ich weiß, was ich sage! . . . Was hattest Du denn heute Abend so gegen neun am Alexanderplatz zu thun — heh?

Schroettel (verlegen). Am Alexanderplatz?

Fingering. Alter Junge, ich habe Dich ja gesehen! Gesehen, wie wie Du mit Weigerten in den Bienenkorb gegangen bist . . .

Dickert. Mit Weigerten? Mit dem verwünschten Greifer? (Zu Schroettel.) Höre, mein Sohn, ich bin gemüthlich. Aber wenn Du uns bei Weigerten

verpfeifst, dann kannst Du Deine Knochen numeriren! Dann besorge ich's Dir, mein Sohn!

Schroettel. Was das wieder für Blech ist! Ja, ich habe mit Weigerten gesprochen!

Fingering. Aha!

Schroettel. Aber ich habe ihn angelogen, habe ihn nach dem Gesundbrunnen geschickt, damit wir im Thiergarten ungestört sind. Das habe ich gethan, wenn Du es denn durchaus wissen willst!

Fingering. Na, wir werden ja sehen! — Karl, ich sage Dir, nimm Dich vor den falschen Brüdern in Acht! Du bist ein anständiger Mensch und glaubst nicht, wieviel Lumpen herumlaufen. Ich sage und bleibe dabei: mit dem Freiherrn stimmt's nicht! Es stimmt nicht!

Schroettel. Wer auf Dich hört, läßt sich natürlich jedes gute Geschäft durch die Nase gehen.

Dickert. Lange gehört er noch nicht zur Zunft. Das hat seine Richtigkeit! Wißt Ihr, wofür ich ihn halte? Für einen Kassendieb.

Fingering. Sieh Dir blos die Hände an, die Wäsche, das Schuhwerk! Wer sich solche Stiefel kaufen kann, braucht nicht so einen schofeln Rock zu tragen. Er macht sich ruppig! Es ist die reine Maskerade.

Dickert. Heute wird sich's ja zeigen. Wenn er ein ernstes Geschäft ausbaldowert hat und mitmacht, dann pfeife ich was auf seine neuen Stiefel und weißen Hände. Meint er aber, daß er uns so ohne Weiteres 'reinlegen kann, dann soll er schon merken, mit wem er zu thun hat.

Fingering. Merken . . . merkst Du denn nicht, daß er Komödie spielt? Wenn er sich hierhersetzt und so vor sich hinglotzt und Unsinn schwatzt . . . und nichts trinkt . . . Der reine Schwindel, sage ich Dir!

Schroettel. Er trinkt nichts, weil er schon vorher zuviel getrunken hat. Ich habe ihn noch nicht nüchtern gesehen!

Dickert. Wenn er nicht bekneipt ist, dann ist er verrückt.

Fingering. Oder er macht den wilden Mann. Und das glaube ich.

Schroettel. Du natürlich!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Amalie und **Lotte.**

(Es hat wieder rhythmisch geklopft. Der Wirth hat die Thür durch den Zug an der Schnur geöffnet. Die Mädchen treten ein, ohne die zweite Stufe zu berühren, und ohne daß es klingelt.)

Dickert. Da kommen ja schon die Mädel aus der blauen Traube, Lotte und die rothe Male!

Lotte. Guten Abend, die Herren!

Die Drei. Guten Abend!

Dickert. Schon Feierabend?

Lotte. Schon? Wir haben den ganzen Tag Feierabend gehabt .. Keine drei Mark Lösung.

Amalie. Ich hab's wirklich auf eine ganze Mark Trinkgeld gebracht. Man läuft sich mehr an den Schuhen ab.

Dickert. Weshalb seid Ihr auch Kellnerinnen geworden? Die Primadonnen verdienen mehr. Na, setzt Euch, Kinderchen!

Schroettel. Wollt Ihr was trinken?

Dickert. Der Feuerschröter ist verflixt nobel . . . wenn's nichts kostet.

Lotte (zum Wirth). Mir ein Nordlicht.

Amalie. Mir eine Brauselimonade. (Der Wirth, der bei jeder Bestellung wie aus dem Schlafe auffährt, bringt das Verlangte, setzt sich dann wieder auf seinen Stuhl und stellt sich schlafend.)

Dickert. Und weil wir gerade so gemüthlich zusammen sind .... Male, was hältst Du von ihm? Von dem . . . Du weißt schon! Als er zum ersten Mal herkam — es war ja wohl am vorigen Donnerstag? — und sich da drüben an den kleinen Tisch setzte, da fuhrst Du leise zusammen und riefst mir leise zu: „Kinder! Vorsicht! Lampen! Den kenne ich!" Du kennst ihn! Also heraus mit der Sprache!

Amalie. Ich habe mich geirrt. Ich kenne ihn nicht. Ich dachte, es wäre ein Anderer . . .

Dickert. Ich ehre Deine Discretion, rothe Male! Du bist ein gutes Mädel! Aber unter guten Freunden . . .

Lotte. Hah, wenn Ihr glaubt, daß Ihr bei der die Flöte anlegen könnt, dann kommt Ihr bei Malen schön an! Die hält dicht! Die weiß vom lichten Tage nichts, wenn sie nichts wissen will. Und nun bei dem erst! Wißt Ihr denn das Neueste, Kinder? Die rothe Male ist in den Freiherrn verschossen . . .

Amalie. Schwatz doch nicht so dummes Zeug! Ich kenne den Herrn gar nicht.

Lotte. Verschossen bis über die Ohren! Uebrigens . . . Alles, was recht ist, er benimmt sich Malen gegenüber auch äußerst honorig . . .

Dickert. Er spricht doch immerzu mit Dir und erzählt Dir allerhand. Was denkst Du denn eigentlich von ihm, Male?

Amalie. Ich kann mir auch keinen Vers drauf machen. Am Ende . . . am Ende ist's ein Zeitungsschreiber, der hier Studien macht.

Schroettel. Unsinn! Dafür giebt er zuviel Geld aus!
(Oben wird heftig an die Scheibe geklopft. Nicht rhythmisch. Der Wirth fährt auf und zieht die Schnur.)

Schroettel. Da kommt er. (Zu Fingering.) Na, Wilhelm, was sagst Du nun?

Fingering. Abwarten!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Hallers.

(Hallers in dem Zustande, in dem er seine Wohnung verlassen hatte. In Kleinchens Rock. Er fröstelt. Langsam, mit schweren Schritten steigt er die Stufen hinab. Es klingelt, als er den Fuß auf die zweite Stufe setzt. Mit strengem, finsterm Ausdruck tritt er an den kleinen Tisch vorn links heran. Er behält den Hut auf dem Kopfe. Der Wirth tritt hinter dem Schenktisch hervor. Die Anderen haben sich zur Begrüßung erhoben.)

Die am Stammtisch. Guten Abend! (Hallers erwidert den Gruß nicht und setzt sich an den kleinen Tisch.)

Der Wirth. Womit könnte ich dienen?

Hallers. Was Sie wollen ... für mich ... und für die Anderen ... ich zahle ...

Die am Stammtisch. Danke schön ... danke vielmals ... (Sie treten an den Schenktisch und wählen da verschiedene Speisen und Getränke, die sie zum Theil stehend, zum Theil am Stammtisch wieder Platz nehmend, während des Folgenden verzehren. Während des Zwiegesprächs zwischen Hallers und Amalien unterhalten sich die drei Männer mit Charlotten und beschäftigen sich, trinken, spielen Karten oder dergl. so, daß die Gruppe am Stammtisch nicht leblos steif wirkt. Aber bei allen Vorgängen am Stammtisch ist die äußerste Discretion zu beobachten. Alles Auffällige ist streng zu vermeiden, damit die Aufmerksamkeit der Zuschauer keinen Augenblick von der Hauptgruppe: Hallers-Amalie, abgelenkt wird.)

Hallers (der den Uebrigen den Rücken gewandt hatte, sich umsehend). Amalie!

Amalie (näher tretend). Was 'gefällig?

Hallers (immer düster und schwer). Setz Dich zu mir! (Er greift in die Tasche, holt Uhr und Kette hervor und will sie ihr verstohlen zustecken. Geheimnißvoll.) Das habe ich für Dich geholt!

Amalie (sehr betroffen). Was denn? Das da ... für mich?

Hallers. Nimm's und zeig's keinem Menschen!

Amalie. Um Gottes willen!

Hallers (finster). Nimm's!

Amalie. Nein! Wo haben Sie's denn her?

Hallers. Genug, daß ich's habe! ...

Amalie. Du mein Himmel! (Die Uhr genau betrachtend.) Ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll. Machen Sie denn wirklich so was? Oder haben Sie sich die Uhr nur geliehen ... wollen Sie sie mir nur zustecken, daß sie nachher bei mir gefunden wird ... weswegen suchen Sie mich gerade dazu aus? (Traurig, mit Mühe ihre Thränen beherrschend.) Ich habe Ihnen doch weiß Gott nichts zu Leide gethan.

Hallers. Wie kannst Du so etwas von mir denken, Du armes Kind! Nein, ich will Dir kein Leid anthun! Du bist viel zu gut für diese Gesellschaft ...

Amalie. Wenn Sie das meinen, weswegen geben Sie mir denn so etwas?

Hallers. Weil Du ein braves Mädchen bist ... um Dir eine Freude zu machen ...

Amalie. Das macht mir aber keine Freude! Ich mag's nicht. (Sie schiebt es Hallers zu.)

Hallers (mit blitzendem Auge, dumpf). Nimm's!

Amalie (energisch). Nein! . . . Ich weiß, wo es herkommt!

Hallers (betroffen). Du weißt! . . .

Amalie. Wo es herkommt! Ach was, ich will nicht länger Versteck mit Ihnen spielen! (Leise, langsam.) Ich kenne Sie sehr gut. Ich habe Sie gleich erkannt, als Sie das erste Mal herkamen. Beinahe hätte ich mich verschnappt.

Hallers (fast verwirrt, in höchstem Erstaunen.) Als ich das erste Mal herkam . . . Wann war denn das?

Amalie. Wann? . . . Nun . . . vor fünf Tagen.

Hallers. Vor fünf Tagen! Ganz recht! . . . Und Du weißt, wer ich bin?

Amalie (gutmüthig). Aber von mir erfährt's kein Mensch.

Hallers. Wer ich bin?! (Innig.) Du weißt es! Dann sage mir's, ich beschwöre Dich! Ich weiß es nicht. Wahrhaftig nicht! . . . (Pause.) Wie alt bin ich, Amalie?

Amalie. Eine sonderbare Frage! . . . Ich denke, so an die Vierzig — ein bischen mehr oder ein bischen weniger.

Hallers. Du irrst! . . . (Langsam, sehr ernst.) Ich bin fünf Tage alt!

Amalie (ängstlich). Sie scherzen gewiß! Aber ich kann über so etwas nicht lachen.

Hallers. Ach, ich habe keine Lust, zu scherzen, Kind . . . Ich muß wohl sehr, sehr krank gewesen sein! Ich weiß nicht, woher ich komme. Ich weiß nicht, wohin ich gehe. Ich stehe allein da . . . Ich bin auf einmal da . . . seit fünf Tagen . . . Ganz recht! Nicht früher. Und Du willst mich kennen? Dann sage mir: wer bin ich?

Amalie. Sie sehen so traurig aus, daß Sie mir leid thun. Und es klingt gar nicht so, als ob Sie spaßen wollten. Dann will ich Sie selbst auf die Spur bringen. Ich habe in der Lichtenstein-Allee gedient. Sie kennen doch die Lichtenstein-Allee?

Hallers (düster). Sehr gut. Da war ich noch heute Abend. Da habe ich heute Nacht noch zu thun.

Amalie. Die einsame Villa . . .

Hallers. Jawohl, die einsame Villa! Wer hat Dir das gesagt?

Amalie. Ich war Kammerjungfer bei Fräulein Arnoldy. Sie kennen doch Fräulein Arnoldy?

Hallers. Arnoldy? Nein! Den Namen habe ich nie gehört. Aber nur weiter, weiter!

Amalie. Sie kennen sie sehr gut! Fräulein Arnoldy hat mich weggeschickt, weil sie glaubte, ich hätte sie bestehlen wollen — ich hab's, weiß Gott, nicht gewollt und nicht gethan! . . . Aber nun werden Sie mir doch

glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich weiß, wem die Uhr gehört, und daß ich weiß, wer Sie sind!

Hallers (hat den Hut abgesetzt, sich die Haare zerwühlt, die Hand an die Stirn gedrückt und sieht Amalien mit halbgeöffnetem Munde an. Leise). Du sagst lauter Sachen, die ich nicht verstehe. Und Alles, was Du sagst, ist furchtbar unheimlich! Wer soll ich sein? Laß mich nicht rathen, was ich nicht errathen kann! Antworte mir: wer soll ich sein?

Amalie (beugt sich vor und flüstert ihm leise in's Ohr, aber deutlich hörbar für's Publicum) Der Herr Staatsanwalt Doctor Hallers.

Lotte (am Stammtisch zu der dortigen Gesellschaft). Jetzt wird sie zärtlich. Lange genug hat's gedauert.

Dickert. Ja, mein Kind, von der kannst Du lernen, wie man sich zu benehmen hat. (Sie treten an den Schenktisch und unterhalten sich da wieder leise.)

Hallers (mechanisch wiederholend). Der Herr Staatsanwalt Doctor Hallers. Ganz recht! Den Namen habe ich auf dem Schilde gelesen. Aber ich kenne ihn nicht.

Amalie. Sie sagen das so ernsthaft, daß ich gar nicht weiß, was ich davon denken soll. Sind Sie's wahrhaftig nicht?

Hallers (traurig lächelnd). Der Staatsanwalt?

Amalie. Doctor Hallers!

Hallers. Wahrhaftig nicht! Hier meine Hand!

Amalie (die dargebotene Hand zögernd und scheu ergreifend). Dann ist's ein Zwillingsbruder von Ihnen! . . . So eine Aehnlichkeit!

Hallers (grübelnd, wiederholend). Der Herr Staatsanwalt Doctor Hallers!

Amalie. Also Sie sind's nicht? . . . Manchmal bin ich auch schon irre geworden. Sie sprechen anders. Ich dachte, Sie verstellten sich. Und Sie sehen auch anders aus . . . in der Kleidung, meine ich . . . ich dachte, Sie hätten sich verkleidet . . .

Hallers. Nein, Kind! Zum Mummenschanz habe ich keine Zeit. (Leise.) Ich bin . . . der ich bin.

Amalie. Was haben Sie da für einen Rock an! Und heute ganz zerrissen! So können Sie sich gar nicht auf der Straße sehen lassen . . . Warten Sie, ich habe in meinem Täschchen Nadel und Zwirn. Ich hefte es Ihnen zu, daß es wenigstens ein bischen ordentlicher aussieht. (Sie tritt an den Stammtisch, auf dem sie ihr Täschchen hatte liegen lassen.)

Lotte (zu Amalien). Ihr habt Euch heute ja furchtbar viel zu erzählen.

Schroettel. Mach's nicht zu lange. Wir müssen mit dem Freiherrn noch ein Geschäft besprechen.

(Amalie ist an das Tischchen links zurückgekehrt und hat ihr Täschchen geleert. Allerhand Gegenstände sind darin, ein kleines Nadelbuch mit Zwirn, eine Scheere, Handschuhe, Taschentuch, eine Photographie. Sie kniet neben ihm nieder und näht das Loch am Ellenbogen oberflächlich zu. Das rothe Licht der Lampe fällt nun voll auf sie. Hallers betrachtet sie mit gespanntester Aufmerksamkeit.)

Dickert. Die rothe Male wird schon häuslich. Jetzt flickt sie ihm den Rock.

Schroettel. Und dabei vertrödeln wir die kostbarste Zeit.

Fingering. Du hast's ja sehr eilig!

Schroettel. Wenn ich ein Geschäft vorhabe, muß es rasch gehen.

Lotte. Laß doch den Leuten ihr Vergnügen.

Amalie (durch Hallers' beständiges Ansehen in Verlegenheit gebracht). Wenn Sie mich so ansehen, kann ich nicht arbeiten.

Hallers. Ich muß Dich ansehen . . . Deine rothen Haare . . . das röthliche Licht . . . es erinnert mich an irgend etwas . . . eine Zeichnung mit Röthel . . . an Gluth im Kamin . . . an irgend etwas! Habe ich Dich nicht um Dein Bild gebeten, Amalie?

Amalie (immer noch nähend). Da liegt's.

Hallers (eifrig). Wo?

Amalie (mit dem Kopf auf das kleine Tischchen neben ihnen weisend). Da.

Hallers (greift danach. Er ritzt sich dabei an Amaliens Nadel. Leise). Au!

Amalie (sich erhebend, gutmüthig). Ach, nun haben Sie sich an der dummen Nadel geritzt! Ach Gott, es thut mir so leid, daß ich ungeschickt war . . .

Hallers. Ich war ungeschickt . . . Aber es ist nichts.

Amalie. Doch! Eine große Schramme . . . über die ganze Hand! Wenn ich nur Heftpflaster hätte! (Gutmüthig.) Ach Gott! (Sie führt seine Hand an ihre Lippen.)

Hallers. Laß nur sein, Kind! Es hat ja nichts auf sich.

Dickert. Jetzt küßt sie ihm schon die Hand.

Lotte (achselzuckend). Schon! Ach, du meine Güte!

Hallers (hat das Bild genommen und betrachtet es). Ja, das bist Du . . . Aber es fehlt die Hauptsache . . . die Farbe!

Amalie. Auf den Bildern sehen meine Haare immer ganz schwarz aus. Ich habe leider kein besseres Bild. Ich hätte Ihnen lieber ein ähnlicheres gegeben.

Hallers. Ich danke. Das genügt mir schon. (Das Bild immer betrachtend.) Es fehlt der rothe Schimmer . . .

Dickert (laut.) Wie wär's denn, wenn Ihr Euch ein bischen zu uns setztet?

Hallers. Wir kommen gleich. (Er steckt das Bild in die Seitentasche des Rockes.)

Amalie. Was haben Sie denn vor?

Hallers (leise). Wir haben heute noch einen Besuch zu machen . . . der dicke Karl, der Andere mit den kurzen Haaren . . . Ich weiß nicht gleich, wie er heißt . . .!

Amalie. Bei wem denn?

Hallers (finster lächelnd). Beim Herrn Staatsanwalt Doctor Hallers.

Amalie. Thun Sie doch so was nicht! Lassen Sie sich doch mit der Gesellschaft nicht ein!

Hallers. Du hast gut reden! Aber was man thun muß, das muß man eben thun!

Amalie. Lassen Sie's! Mir zu Liebe! Es nimmt kein gutes Ende! Glauben Sie mir.

Hallers. Es muß sein, sage ich Dir!

Amalie. Sie passen ja gar nicht zu der Bande . . . lauter Verbrecher!

Hallers. Ich weiß . . . deshalb passe ich zu ihnen und zu keinem Anderen.

Amalie. Ich kann's Ihnen nicht glauben! Und wenn Sie mir's hundertmal wiederholen!

Hallers. Und nun nimm die Uhr, steck sie in Dein Täschchen . . .

Amalie. Alles, aber das nicht!

Hallers (eindringlich). Ich bitte Dich! . . . Bei mir darf man sie nicht finden . . . Bitte, nimm sie!

Amalie. Weshalb quälen Sie mich nur so! Sie wissen doch, daß ich Ihnen gern Alles zu Liebe thäte.

Hallers. Dann heb' sie für mich auf . . . nur für diese eine Nacht!

Amalie. Also, wenn Sie es durchaus nicht anders wollen . . . Aber morgen bringe ich sie Ihnen wieder . . . morgen am Tage! Das sage ich Ihnen!

Hallers. Morgen? Am Tage? . . . Am Tage?

Amalie. Ja, morgen früh.

Hallers. Da bin ich gar nicht.

Amalie. Wenn Sie mir nicht sagen wollen, wo ich Sie morgen Vormittag treffen kann . . .

Hallers. Wie soll ich das wissen?

Amalie. Dann trage ich sie zum Staatsanwalt Doctor Hallers. Ich behalte sie nicht.

Hallers. Bring' sie, wem Du willst. Meinethalben dem Staatsanwalt . . .

Amalie. Der mag sie dann dem Fräulein oben wiedergeben . . .

Hallers. Das mag er thun! (Er steht auf.)

Amalie (ebenfalls aufstehend). Schmerzt Sie die Hand noch?

Hallers. Bewahre. (Die Beiden gehen an den Stammtisch hinüber.)

Schroettel. Endlich!

Dickert. Also setzt Euch, Kinder! Macht's Euch gemüthlich . . . Na, Freiherr, wie steht's denn nun eigentlich mit der Sache? Hast Du was ausbaldowert?

Hallers (immer schwerfällig, laut). Alles in schönster Ordnung.

Fingering. Leiser! Vorsicht! Die Wände haben Ohren!

Hallers. Wir sind doch unter uns?

Schroettel. Ganz unter uns! Laß Dich durch den Angstmeier nicht einschüchtern!

Hallers. Ich habe keine Angst! Hier schwatzt kein Mensch!

Schroettel. Kein Mensch!

Hallers. Das will ich hoffen!

Fingering (leise). Der Wirth ...

Hallers. Der schläft ja.

Fingering. Wer weiß! (Leise.) Ich traue all' den Hallunken nicht. Es sind Alles Judasse! Wenn's ihnen an die Concession geht, drehen sie Jedem von uns den Strick.

Hallers (einen wüthenden Blick nach hinten werfend). Das würde ihm schlecht bekommen. Mich soll man nicht reizen!

Schroettel. Laß doch den Leiteronkel! Der sieht überall Gespenster. Du kannst ganz ruhig schwatzen, wie Du willst. Wir halten fest zusammen! Also ... wie liegt die Sache?

Hallers. Ganz glatt. In der Villa wohnen nur zwei Parteien. Als ich vorhin vorbeikam, wurde oben noch auf dem Clavier gepaukt. Unten war's schon dunkel. Die oben kriechen auch früh in die Federn. Der Miether unten ist heute Nacht nicht zu Hause.

Dickert. Wo schläft der Diener?

Hallers. Neben dem Arbeitszimmer ist ein Dienergelaß. Aber es ist Niemand drin.

Dickert. Das ist günstig! ...

Hallers. Auf der andern Seite der Wohnung schläft die Schwester. Da sind auch die Schlafkammern für die beiden weiblichen Dienstboten. Wir steigen vom Garten aus ein. Ich habe den Schlüssel zur Gartenthür.

Dickert. Famos! Du arbeitest gut, mein Sohn! Wo hast Du denn den Schlüssel her?

Hallers. Wo ich ihn her habe? Ich habe ihn abgezogen.

Dickert. Wie denn? Warst Du denn schon in der Wohnung?

Hallers. Natürlich!

Dickert. Sapperment! Du gehst scharf in's Zeug!

Fingering. Die Wohnung ist leer? Ist der Mann verreist?

Hallers. Verreist? (Pause.) Ich glaube nicht.

Fingering. Und wenn er nun unerwartet nach Hause kommt?

Hallers. Um so schlimmer für ihn!

Fingering. Was? Du wolltest? ...

Hallers (mit der Bewegung des Niederschlagens). Ich lasse mich nicht gern stören, wenn ich arbeite.

Fingering. Gewaltsachen? Da mache ich nicht mit! Alles, was man will, aber das nicht!

Schroettel. Dann kriech in's Stroh zu den Hühnern! Wir werden schon ohne Dich fertig werden!

Hallers. Ihr braucht Euch um den Mann . . . wie hieß er doch gleich, Male? Der Herr Staatsanwalt? . . .

Amalie. Ich weiß nicht, wen Sie meinen.

Hallers. Gleichviel! Um den braucht Ihr Euch nicht zu kümmern. Den könnt Ihr mir getrost überlassen.

Dickert. So schlimm wird's ja nicht werden. Da könnten wir also losgehen?

Hallers. Es ist noch zu früh!

Schroettel. Bis wir hinauskommen, brauchen wir gut und gerne ein Stündchen.

Hallers. Wie spät haben wir's denn? (Zu Amalien.) Sieh doch 'mal nach der Uhr.

Amalie. Ich habe keine Uhr.

Schroettel. Es muß bald Mitternacht sein.

Hallers. Dann ist's noch viel zu früh.

Schroettel. Aber hier werden wir gleich an die Luft gesetzt. Um Mitternacht wird hier die Klappe zugemacht.

Dickert. Wir können ja unterwegs noch einkneipen . . .

Schroettel. Wenn ich ein Geschäft vorhabe, kneipe ich nicht.

Hallers. Es ist noch zu früh! (Düster.) Ich muß mir auch noch Bewegung machen . . .

Dickert. Wie denn, Bewegung?

Hallers. Bewegung unter den Bäumen.

Schroettel. Wo treffen wir uns? Und wann?

Hallers. Um drei Uhr . . . am Großen Stern.

Dickert. Abgemacht!

Amalie (Hallers bei Seite nehmend, herzlich und innig). Thun Sie doch so was nicht! Ich hab's ja nicht glauben wollen! Ein Mann wie Sie! Kein Mensch kann's glauben. Sie sind wirklich krank . . . oder . . . nehmen Sie mir's nicht übel, ich meine es so gut mit Ihnen . . . oder Sie haben zu viel getrunken. Legen Sie sich ruhig schlafen . . . Ich bitte Sie! Ich bitte Sie!

Hallers (finster). Es muß geschehen! . . . Weshalb bin ich hergekommen? Meinst Du, daß ich mich mit den Leuten wohlfühle? Ich muß kommen! Ich brauche sie. Was liegt mir an dem Kram, den ich beim Staatsanwalt jetzt holen werde? Nichts! Aber ich muß es haben!

Amalie (ihren Arm um ihn schlagend). Nein, Sie müssen nicht! Bleiben Sie! Ich bitte Sie! Ich will Ihnen Gesellschaft leisten, wenn Sie wollen! Wir können zusammen in's Kaffeehaus gehen . . . Gehen Sie nicht mit den Andern! Thun Sie's nicht!

Hallers. Ich bliebe gern mit Dir! Aber es muß sein! (Er macht sich behutsam von ihr los. Amalie setzt sich an den kleinen Tisch, verbirgt ihr Gesicht und weint.)

Lotte (mit theilnahmsvollem und gutmüthigem Ausdruck.) Aber so nimm doch Vernunft an, Male! Wie kann man nur so verschossen sein! . . . (Zu den Anderen.) Kinder, seid vorsichtig! Wenn der Male etwas schwant . . . dann giebt's gewöhnlich Krach!

Schroettel. Nun fangen die Weiber auch noch an!

Hallers (der seinen Hut genommen und aufgesetzt hat). Weine nicht! Morgen sehen wir uns wieder, Amalie! So beruhige Dich doch! (Amalie schüttelt schluchzend den Kopf.)

Schroettel (ungehalten). Nun höre mit Deinem Geplinse auf . . . Das Weibsvolk hat zu schweigen, wenn Männer . . .

Fingering. Ja, Du bist muthig! Das kennt man ja! Du weißt schon, daß Du Deine Haut nicht zu Markte trägst.

Schroettel. Was soll das heißen? Heh? Was soll das heißen? (Er will mit erhobener Faust auf Fingering eindringen. Die Beiden drohen handgemein zu werden.)

Dickert (tritt wieder beschwichtigend zwischen die Beiden). Sachte! Sachte! (Dasselbe Spiel wiederholt sich während der folgenden Worte, die zwischen den Dreien getauscht werden.)

Schroettel. Immer dieser Wilhelm . . .

Fingering. Ich habe so meine Gedanken!

Schroettel. Noch ein Wort, und . . .

Dickert. Nicht ungemüthlich werden, Kinder! Immer hübsch ruhig bleiben! (Zu Fingering.) Also Du machst nicht mit?

Fingering. Mit den Beiden, nein!

Schroettel. Dann laß es bleiben!

Fingering (leise). Karl . . . wenn Du was auf mich giebst, Karl . . . Du bist ein anständiger Mensch.

Dickert (ebenso). Habe keine Angst! So schlau wie die da bin ich allemal!

Fingering. Nimm Dich in Acht, Karl! Und wenn etwas passirt . . . das Großmaul da soll's dann gut haben. Verlaß Dich darauf! (Er schüttelt Dickert die Hand.)

Schroettel. Also wir Männer gehen, die Weiber können bleiben.

Hallers. Herr Wirth! (Der Wirth, der anscheinend geschlafen hat, fährt auf.) Für die Zeche! (Er wirft ihm ein Goldstück hin.) Es wird wohl reichen.

Der Wirth. Es wird reichen.

Hallers (tritt an Amalien heran, streichelt ihr Haar). Armes Mädchen. (Schroettel faßt ihn unter. Die Beiden gehen dem Ausgang zu. Hallers schwerfällig und schleppend. Dickert folgt ihnen. Sie steigen die Treppe hinauf und verlassen das Local.)

Lotte. Wir wollen noch eine Melange im Wiener Café trinken. (Amalie schüttelt den Kopf.) Wie Du aussiehst! Mit Deinen verweinten Augen

kannst Du Dich nirgends blicken lassen. Geh' man nach Hause! ... Aber Male, wie kann man nur! ...

Amalie. Gieb mir die Schlüssel!

Lotte. Da! Und schlafe Deinen Kummer aus! So was von Verliebtsein ist ja noch nie dagewesen! (Amalie geht langsam ab.)

Fünfte Scene.

Der Wirth. Lotte. Fingering. Weigert (unsichtbar.)

Der Wirth. Na wie wär's denn? Wollen wir nicht auch allmählich Schicht machen?

Fingering. Ein Stehseidel können wir doch noch schmettern.

Der Wirth. Es wird nichts mehr gereicht. Macht schnell, wenn Ihr nicht stolpern wollt! Ich drehe den Gas aus. Ich werde mich Euretwegen auch gerade mit der Polizei anlegen! Mitternacht ist vorbei! Also balli, balli!

Lotte. Komm mit in's Café. Ich möchte noch eine Melange trinken.

Fingering. Na komm! Gute Nacht, Lahmer!

Der Wirth. Nacht! (Fingering verläßt mit Lotten, um deren Hüfte er seinen Arm gelegt hat, das Local. Während sie die Treppe hinaufsteigen, vom Wirthe gefolgt, singt

Fingering (mit halber Stimme vor sich hin den Gassenhauer von der „Male" und zwar die Worte:)

Male liebt die noblen Herr'n,
Male ist entzückt,
Male hat den Freiherrn gern,
Male ist verrückt!

(Bei den letzten Worten sind die Beiden gerade auf der obersten Stufe angelangt und verschwinden.)

Sechste Scene.

Der Wirth. Weigert.

(Der Wirth dreht den Gashahn ab. Die Straßenlaterne und die Flamme über dem Schenktisch erlöschen. Man sieht nun durch die Scheiben den Lichtschimmer von der helleren Straße. Es brennt nur noch die kleine Petroleumlampe. Das Local ist fast dunkel.)

Der Wirth. Herr Commissar, die Luft ist rein.

Weigert (hinter dem Schenktisch hervorkriechend und sich reckend). Ah! Ich bin krumm und lahm. Bequem war's nicht.

Der Wirth. Haben Sie wenigstens gehört?

Weigert. Vollkommen genug ... Wer ist denn die rothe Male?

Der Wirth. Eine Kellnerin ... von hier nebenan ... aus der blauen Traube. Ein gutes Mädchen.

Weigert. Es scheint so. Wo wohnt sie denn?

Der Wirth. Ich glaube, in der Traube selbst.

Weigert. Sie weiß doch am Ende mehr über den Freiherrn als die Anderen. Der dicke Karl sagte doch so etwas ...

Der Wirth. Das wäre schon möglich.

Weigert. Ich werde Sie jedenfalls morgen aufsuchen. (Er wirft ein Geldstück auf den Tisch.) Also . . . ein Dienst ist des anderen werth. Die Geschichte von der vorigen Woche . . . Königgrätzerstraße . . . die habe ich ganz vergessen. Aber machen Sie keine Dummheiten mehr! Sonst, alter Freund . . .

Der Wirth. I wo werd' ich denn!

Weigert (seinen Ueberrock zuknöpfend). Um drei Uhr, nicht wahr?

Der Wirth. Am Großen Stern.

Weigert. Ich werde die Herrschaften erwarten. (Er wendet sich zum Gehen.) Gute Nacht!

Der Wirth (mit der Lampe ihn bis zur obersten Stufe der Treppe begleitend). Gute Nacht, Herr Commissar! Wenn Sie wieder einmal etwas gebrauchen . . . (Er verschließt die Thür, zieht den Schlüssel ab und humpelt die Stufen wieder herunter.) Wenn der sich einredet, daß er den dicken Karl so ohne Weiteres greifen kann . . . So schnell schießen die Preußen nicht! Aber was geht's mich an! (Er tritt hinter den Schenktisch und gießt sich unter der Lampe einen Schnaps ein.) Aber ein schönes Gefühl ist es doch, wenn man sich als guter Bürger sagen kann (er hebt das Schnapsglas auf): August (er leert das Glas), Du hast Deine Schuldigkeit gethan. (Er öffnet die kleine Thür und geht mit der Lampe ab.)

Der Vorhang fällt.

(Schluß folgt.)





J. G. Fischer.

Eine Studie.

Von

Ludwig Jacobowski.

— Berlin. —

> Verleiht, wenn ich entsinke Eurer Hand,
> Daß ich allein des Worts von Euch mich tröste,
> „Es lebt kein Schönes, das er nicht empfand."
> J. G. Fischer.

Ulrich Hutten, der große literarische Landsknecht des sechzehnten Jahrhunderts, mochte mitten aus der Fülle seiner Jugendkraft heraus gejubelt haben, es sei eine Lust, zu leben, der Culturhistoriker aber weiß, daß jedes Jahrhundert diese temperamentvolle Freude am lustreichen Dasein hatte, und daß jede Zeit sich hochmüthig als die allein erleuchtete und lebenswerthe bezeichnet hat. Auch Epochen haben ihren naiven Stolz, und wir selbst, Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, sind erfüllt von dem freudigen Bewußtsein, für unsere Zeit und in unserer Zeit zu leben.

Aber rein objectiv betrachtet, hat unser deutsches Volk auch wirklich Ursache, auf die culturellen Errungenschaften dieses Jahrhunderts stolz zu sein. In der Politik eine Linie von Napoleon zu Bismarck, vom Verfall des deutschen Reiches bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums deutscher Nation. In den Wissenschaften eine Reihe so wichtiger Entdeckungen, wie sie sonst nur in einer Handvoll Jahrhunderte möglich war. In den Künsten ein Auf und Ab der Erscheinungen und Talente, das von tiefstem Leben zeugt.

Glücklich der Mensch, dem es vergönnt ist, in einer solchen Zeit seine bescheidene Kraft wirksam zu gestalten, glücklicher der, dessen Individualität das ganze Jahrhundert mit der Fülle seiner Tüchtigkeit mit durchleben kann, am glücklichsten aber ist derjenige, dessen geistige Fähigkeiten zu den

Culturerrungenschaften dieser Zeit ein schönes Theil Geistesarbeit hinzugefügt haben.

Solches Glück ist Gnade. Wo sind die Menschen, die jetzt achtzig oder neunzig Jahr gesehen und die geholfen haben, die Geistesthaten dieses Jahrhunderts zu vollenden?

Es sind nur noch wenige, und selbst diese stehen hinter der Gestalt Bismarcks im Schatten.

Zu diesen wenigen gehört der schwäbische Dichter J. G. Fischer.

Gewiß, im Vergleich zu den Großthaten eines Napoleon und eines Bismarck ist die Culturarbeit eines Lyrikers unendlich bescheiden. So bescheiden, daß schlimme, allzu realistische Philosophen überhaupt geleugnet haben, daß Poesie positive Werthe schafft. Aber Culturwerthe brauchen sich nicht immer in Zahlen, Länderverschiebungen, Schlachten, Maschinen, Hebeln und Medicamenten zu äußern. Für die Stillen im Lande — oft sind das die Besten und in Zeiten der Noth die Energischsten — giebt es auch eine stille Cultur. Und ein lyrisches Gedicht gleicht dann einer heimlichen Saat, deren Ernte oft überraschend wirkt. Deshalb ist die specifische Lyrik der Goethe, Uhland, Heine, Eichendorff, Storm und Liliencron Culturarbeit wie die Entdeckung der Röntgen-Strahlen, wenn auch ihre Wirkung, da sie psychischer Art, nicht sofort sinnfällig dargestellt werden kann.

In diesem Sinne hat J. G. Fischer ein begnadetes Leben geführt. Achtzig Jahre lang hat er die Entwickelung unseres Jahrhunderts mitgemacht und sein ganzes Leben ihr geweiht.

I.

Leben und Werke.

Ein Land der Freiheit, dieses Schwaben, und ein Land der volksthümlichen Lyriker. Heimatgefühl, innige Liebe zur Natur und Reinheit des Denkens und Fühlens zeichnen diese Uhland, Mörike, Schwab, Kerner, Hauff, Knapp 2c. aus. Aus der Generation dieser schwäbischen Dichterschule ragt als Letzter hervor J. G. Fischer.

Als Sohn eines Dorfzimmermeisters wurde er am 25. October 1816 zu Großsüßen bei Geislingen geboren. Früh, als er neun Jahr alt war, verlor er seinen Vater, und seine Erziehung lag nun in den Händen der Mutter und eines tüchtigen Dorfarztes, den der frische aufgeweckte Junge interessirte. Der Geistliche des Ortes unterrichtete ihn in Latein und der Lehrer in der Musik. Sein Leben hindurch hat er seine Liebe zur Musik bewahrt, und eine stattliche Anzahl Gedichte preist die Wunder der Tonkunst und ihre Meister. Die bescheidene Enge seiner Jugend kannte nur den einen heißen Wunsch, Lehrer zu werden. Er wurde in das Seminar von

Eßlingen aufgenommen und bereits mit siebenzehn Jahren auf verschiedenen Stellen als Lehrgehilfe verwendet. Eine tiefe Neigung zu einer Pfarrerstochter nöthigt ihn, sich eine Lebensstellung zu erringen, die ihm die Errichtung eines eigenen Heims gestattet. Er entschließt sich daher, die Universität Tübingen zu besuchen. Ueberaus gering waren seine Mittel, Schmalhans war oft Küchenmeister, aber männlicher Ernst und Wille zwangen ihn, sich auch mit leerem Magen an den Tisch der Wissenschaft zu setzen. Unter Hugo Mohl studirte er Botanik, wobei ihm seine angeborene Naturauffassung und seine im Dorfe verlebte Jugendzeit redlich halfen; Friedrich Vischers Aesthetik hörte er aufmerksam an, und noch als Greis knüpfte er daran die Verse („Mit achtzig Jahren" 1896 S. 51 f.):

Das „Naturschöne".

(S. Fr. Vischer.)

Ach wie schön ist die Landschaft, wie herrlich Felsen und Quellen,
Und wie wölbt sich das Blau über dem reizenden See.
„Aber sie fühlen's ja nicht," so sprach belehrend der Andre,
„Einzig die menschliche Kunst ist's, die das Schöne empfand";
Richtig, die menschliche Kunst! D'rum dank' es dem freundlichen Himmel,
Daß er des Schönen Genuß Einem für Alle erlaubt. —
Göttliche Schenkung, die Du, wie mit selbstempfindendem Reize,
Alles Erschaffne beseelst! — sieh, wie es athmet um Dich.

Um sich zum Reallehrerexamen vorzubereiten, mußte er auch Mathematik studiren, jenes Fach, vor dem die meisten Poeten, Goethe voran, ein tiefes Entsetzen empfinden. Damit winkte ihm eine sichere Existenz und eine höhere sociale Stellung. In seinen Mannesjahren wirkte er als Hilfslehrer am Gymnasium und an der Realschule zu Stuttgart und wurde Lehrer und schließlich Director einer Elementaranstalt. Als Mann von 44 Jahren, im Jahre 1860, lehrte er als Professor an der Oberrealschule zu Stuttgart Geschichte und Litteraturgeschichte, nachdem er drei Jahre vorher von der Universität Tübingen das Diplom als Doctor der Philosophie erhalten hatte. 25 Jahre lang hatte er diese Stellung inne. Der König von Württemberg verlieh ihm 1882 mit dem Kronenorden den persönlichen Adel. Meines Wissens nach hat er nie in seinem Namen das Wörtchen „von" angewandt, vielleicht aus jenem schwäbischen Demokratismus heraus, der in Uhlands Herzen glühte und von dem auch leise Flammen in Fischers Zeitgedichten lodern. Drei Jahre darauf, 1885, ließ sich der 69jährige Dichter pensioniren.

Er lebt jetzt in Stuttgart in völliger Rüstigkeit. Als er siebzig Jahr alt geworden, jenes Alter erreichte, das köstlich ist, wenn gereifte Weisheit und ewig junges Herz sich vereinen, da fand er die schönen Verse („Auf d. Heimweg" 189 f. S. 118):

Redet mir nicht von siebzig Jahren,
Redet mir nicht von Kräftesparen;
Der Eine verthut's und hat's doch immer,
Der Andre spart's und gebraucht's doch nimmer.
Hab' ich die siebzig nun erklommen,
Und Gott erhält mir in alten Gnaden
Die Lust an seiner Wälder Pfaden,
Den fröhlichen Blick zwischen Licht und Wahn
Und liebe Menschen zugethan,
Wohlan, so mögen auch achtzig kommen.

Am 25. Oktober dieses Jahres wird der Greis achtzig Jahr. Zum letzten Male hat er die Ernte der letzten 5 Jahre zusammengerafft, und daß er noch immer ein junges Herz sich bewahrt, das zeigt das letzte Gedicht seiner eben erschienenen Sammlung „Mit 80 Jahren" (S. 136). Nicht ohne inneren Humor findet er für den männlichen Egoismus feine Worte, der nie einem anderen Manne sein Liebstes gönnt. Noch im Grabe hat Achill sich die Braut aus der trojischen Beute zum Opfer begehrt, damit nicht ein Anderer sie freit. Johann Georg Fischer hat kein Wort lächelnder Weisheit für diesen Egoismus der männlichen Leidenschaft; im Gegentheil, er preist ihn als echter Mann. Wahrlich, diesem Greise blühen noch junge Empfindungen im ewig jungen Herzen!

Die meisten schwäbischen Dichter haben aus der Poesie keinen Lebensberuf gemacht; sie war ihnen seelischer Beruf. So auch bei J. G. Fischer. Seine Muse hat ihn sein Leben lang begleitet, aber immer blieb er im treuen Berufe und sang nur, wenn er Etwas zu singen hatte. Gewiß nicht viel. Fünf gute Gedichtbände und vier poetische, aber dramatisch schlechte Theaterstücke. Mit Ausnahme von Wilhelm Waiblinger hat keiner der Schwabendichter dieses Jahrhunderts eine Sturm- und Drangzeit in sich und in seinem Schaffen durchgemacht. Immer Maß und Zucht, höchste Vollendung in schöner Ruhe, edle Reife in geklärtem Stil. So auch J. G. Fischer. Als er 38 Jahre alt war, ließ er den ersten Band Gedichte erscheinen (J. G. Cotta, Stuttgart 1854); (3. Auflage 1883). Leider fehlt in dieser ersten Sammlung jede chronologische Angabe, so daß man die eigentlichen Jugendgedichte — litterarpsychologisch immer die interessantesten — nicht feststellen kann. Acht Jahre später erschien das etwas altfränkisch anmuthende Jambendrama „Saul" (1862. J. G. Cotta, Stuttgart), dem in den sechziger Jahren die Theaterstücke „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen" (Historische Tragödie. 1863. J. G. Cotta, Stuttgart) „Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg" (Trauerspiel in fünf Acten. 1866. J. G. Cotta, Stuttgart) und die für seine Zeit überaus actuelle Tragödie „Kaiser Maximilian von Mexico" folgten (1868 erschienen). Für die langsame Production, mehr noch für die gewissenhafte Durcharbeitung und hohe Auffassung vom Wesen wirklicher Künstlerschaft zeugt es, daß Fischer erst nach 11 Jahren

ein dünnes Bändchen „Neue Gedichte" folgen ließ (1865. J. G. Cotta, Stuttgart). „Den deutschen Frauen" widmete er 1865 (ebendas.) ein drittes Bändchen Lyrik. Zwölf Jahre schwieg er dann, und nun überraschte er seine Verehrer mit einem winzigen „Idyll" in neun Gesängen, betitelt „Der glückliche Knecht" (1881. A. Bong u. Co., Stuttgart). In 2000 Versen wird die unendlich harmlose Lebensgeschichte eines Knechtes beschrieben, und Fischer widerlegt einen begründeten Einwand am Schlusse (S. 104) mit der etwas zaghaften Entschuldigung, das Leben eines so tüchtigen Bauernknechtes verdiene gleich dem Feldherrn oder Dichter ein eigenes Denkmal zu empfangen. Eine Nichtigkeit überschüttet mit der Segensfülle der Fischer'schen Naturstimmung! 22 Jahre nach der letzten Gedichtsammlung faßte der alternde Dichter die jüngsten Gaben seiner Muse unter dem Titel „Auf dem Heimweg" zusammen (1891. J. G. Cotta, Stuttgart). Er hatte nicht gedacht, daß ihm das Leben noch neue schöne Ernte bescheren würde; hier hatten die Götter über eine zufriedene Seele keinen Neid, und „Mit 80 Jahren" (1896. J. G. Cotta, Stuttgart) will J. G. Fischer Abschied nehmen von der Muse und vom Publicum.

Aber ich glaube es nicht. Solange J. G. Fischer lebt, wird er nicht zu singen aufhören. Liederreiche Lippen schweigen sonst nur, wenn ein Mädchen oder der Tod sie küßt. Möge Fischer fort und fort singen.

II.

Der Dichter.

Eine eigene Sprache reden und ein eigenes Gesicht haben ist leichter unter wenigen als unter vielen Dichtern. Nach Haller, Hagedorn, Uz und Gleim hatte es Goethe leichter als nach Goethe, Uhland, Heine, Eichendorff u. s. f. ein Theodor Storm. Die Fülle trefflicher Vorbilder erstickt oft die Eigenart eines Lyrikers oder verwischt seine Contouren. J. G. Fischer ist ein Poet von Eigenart, aber er müßte nicht unserem Jahrhundert angehören, wenn man bei ihm nicht die Spuren der Einflüsse großer Muster wahrnehmen könnte.

Er ist durchaus Anschauungsdichter, d. h. er übermittelt meist seinen Lesern ein Bild, dessen Widerspiegelung die Stimmung auslöst, die der Dichter selbst empfunden. Diese reine Lyrik hat in Goethe und Storm ihre größten Triumphe gefeiert, und auch die schwäbischen Dichter haben, allen voran Mörike, vollendete Muster von Anschauungspoesie geschaffen. Aber doch in einer anderen Tonart. Goethes Anschauung ist mehr Rembrandtisch, Uhlands mehr wie Dürer; jener mehr absoluter Künstler, dieser mehr vollkommener Realist. Goethes Einfluß auf Fischer zeigt sich ebenso wie der der schwäbischen Dichterschule. In leichten Rhythmen singt er Goethisch: „Tausende dringen zu Sinnen mir, Aber die Seele weint nach ihr." (Ged. S. 12.) „Spürst Du die Fülle, die webt und schwebt

und mir die Tritte beseelend hebt?" (Ged. S. 26.) Von der Macht des Gesanges singt er wie Goethe (Ged. S. 48), und an die Knappheit des Altmeisters erinnert sich der Vierzeiler: „Nah Dich, Du Eine, Die es vermag, Herrlicher scheine, Himmlischer Tag." (A. d. Heimweg S. 4.) Und Goethes 50jährigen Todestag feierte Fischer durch einen Hymnus, in dem selber ein Hauch Goethe'scher Reinheit webt.

Ungleich stärker war der Einfluß seiner württembergischen Heimat und ihrer Dichter auf ihn. Er liebt sein gesegnetes Schwaben (Ged. S. 240) mit seinem so eigenen Menschenschlag „so ganz oder niemals dahingegeben" (D. dtsch. Frauen S. 106) und freut sich der Württemberger, die anno 1870 so wacker gefochten haben. (D. gl. Knecht S. 81.) Uhland und Mörike hat Fischer gewiß persönlich gekannt und in seiner Verehrung für diese Beiden wahrhaft deutschen, deshalb dem Ausland ewig fremden Dichter ergreift er oft zu ihrem Lob das Wort. An Uhlands Grab spricht er eine weihevolle Ode. Jünger des Liedes sollen kommen und an diesem Grabe lernen, welche Lieder für Perlen gelten. (N. Ged. S. 101.) Fischer ist selbst so ein Jünger der Uhland'schen Lieder gewesen, aber von Uhlands Stil ist kein Hauch auf ihn übergegangen. Um so mehr von Eduard Mörike. Die Schönheit, meint Fischer, müßte Mörikes Namen tragen (Ged. S. 183) und Mörikes Gedicht auf Schön-Rothtraut ist ihm — und wem nicht? — ein Wunder an Poesie. Spuren seines Geistes sind in Fischers Gedichten manchmal zu merken. Der Zimmergesell treibt's frisch auf dem Zimmerplatz, indeß sein Schatz drüben am Rain arbeitet (Ged. 7); des Pfarrers Stiefel glänzen sehr, des Küsters Stiefel glänzt noch mehr (Ged. 8); Mörikes „Verlassene" singt bei Fischer leider: „Gebetet hab' ich, Du Mann, für Dich, der Du so treulos verlassen mich." (Ged. S. 47). Und Lieder wie: „O daß ich mein Nachbar, der Müller, wär'!" (Ged. S. 265) und die „Dore am Bühl" (A. d. Heimweg S. 88) athmen vollkommen Mörike'sche Anmuth. Fischers starkes Heimatgefühl zeigt sich auch in der Art, wie er andere schwäbische Dichter besingt, wie Schiller, Schubert, Hauff, Hölderlin, Waiblinger. Es lebt die frische Freude eines Mannes darin, der, selbst von Schrot und Korn, die kernigen Naturen seiner engeren Heimat doppelt liebt und ehrt.

Er müßte kein Schwabe sein, wenn er nicht auch Anregungen aus dem Volksliede geschöpft hätte. Als kleiner Junge hat er oft die Volkslieder gehört und mitgesungen, die allabendlich oder zu Kirchtaufe und Erntefest von Burschen und Mädchen angestimmt worden sind. Und doch hat er sich nicht so sehr in das volksthümliche Element vertieft wie Uhland, Mörike und Kerner. Ihm fehlte das wissenschaftliche Interesse daran, wie es Uhland und Simrock besaßen. In diesem einen Punkte unterscheidet er sich durchaus von der gesammten schwäbischen Dichterschule, deren romantische Sympathie nicht nur der Vorzeit, sondern auch dem niederen Volksleben ihrer Gegenwart zugewandt war. Nicht als ob J. G. Fischer

nicht den Volkston kannte, liebte und gelegentlich vorzüglich traf! Er singt: „Es ist kein hoher Berg so hoch, So tief kein tiefes Thal.“ (Ged. S. 15) . . . „Daß ich auf aller Welt Dich funden habe“ (Ged. S. 17). Er bildet den oft gesungenen Volksliedschluß nach: „Und wer das Alles wollt' versteh'n, . . . Da müßt' ihm so wie mir gescheh'n, Beim Schäferhans am grünen Rain“ (A. d. Heimw. S. 62). Und „Soll sich die Liebe scheiden,“ heißt es in einem anderen Liede (Ebenda S. 70). Fischer ist weit mehr bewußter Künstler als die anderen Schwaben, selbst als Mörike, dessen Künstlerthum höher steht, aber naiver ist als das Fischers.

Wie die Schwabendichter dieses Jahrhunderts hat auch Fischers Seele genug romantisches Element in sich, um die Beeinflussung durch griechische Cultur abzulehnen. Man hat oft genug betont, daß unsere Classiker durch den Einfluß der Antike von der geraden Linie ihrer Entwickelung abgewichen seien. Goethes „Götz“ verbarg sein treudeutsches Gemüth vor Iphigeniens Griechenlauten, und der feurige Ferdinand aus Schillers „Kabale und Liebe“ konnte sich nicht wehren, daß er statt seiner deutschen Louise die „Braut von Messina“ umwerben mußte. Die Romantiker, und mit ihnen die Schwaben, lebten von Anfang bis zu Ende in falsch oder richtig verstandenem Deutschthum. Bis auf einige griechische Versmaße ist Uhland so deutsch wie Mörike und Fischer. Man kann Grieche sein, ohne Zeus und Aphrodite anzusingen, und deutsch empfinden, ohne Wotan und Balder zu nennen. Im Gegentheil, jenes Unfaßbar-Eine, das Jeder als deutsches Element empfindet, ohne es analysiren zu können, jenes Unwägbare, das unsichtbare Mauern um das Empfindungsleben eines Volkes aufthürmt, wird meist gar nicht des äußerlichen deutschthümlichen Apparates bedürfen. Das erkennt man klar aus J. G. Fischers Lyrik. Dieses deutsche Element kann zum Theil in der Form liegen, aber hier fehlt die Wissenschaft, die die metrischen Gesetze der einzelnen Nationen prüft und vergleicht. Es liegt auch wohl mehr in der Empfindungswelt. Namentlich in den Empfindungen der Natur und dem Weib gegenüber.

Fischer ist der Sänger der Natur und der Priester des Cultus des Weibes. Mit unheimlicher Schärfe steht er der Vielheit der Naturphänomene gegenüber, und in der Wiedergabe ihrer Erscheinungen glänzt seine Kunst vor Allem. Der Dorfjunge Johann Georg Fischer hat hier dem Dichter J. G. Fischer die ganze Fülle seiner Beobachtungen erschlossen, und in der Naturschilderung stehen seine Gedichte neben denen unserer ersten Dichter. Aber nicht als sentimentaler Romantiker läßt er Tiecks mondbeglänzte Zaubernacht wieder in alter Pracht auferstehen; die Nacht ist nicht sein Freund, und auch die Sterne mag er nicht recht. Er wundert sich selbst, daß er den Zwillingsbruder unserer Erde zu preisen versäumt hat (Ged. S. 80), und nur einmal lobt er den Abendstern etwas zopfig (Ged. S. 105). Dafür strömt ihm das Herz über, wenn er den Tag und die

goldene Sonne feiert, und selig im Lichte zu wandeln, ist Labsal für seine naturfreudige Brust. Dabei gewinnt dann seine Lyrik einen Glanz und eine strömende Gluth, als wäre sie selber ganz in Licht und Sonne getaucht. Goldiger Schimmer weht darüber, und unendlicher Segen quillt aus der Gnade des Lichts in seine schwellenden Rhythmen. Ganz früh am Tag nach Mitternacht, „geht's durch's Hochlicht über'm Forste wie leises Lüftezittern" (A. d. Heimweg S. 81), in „erster grauer Frühe zwitschert die Schwalbe noch im Schlaf, und die Lerchen träumen ihren Hochruf tief noch in den Saaten" (D. gl. Knecht S. 26). Und nun erst die Sonne, die ewige goldene Sonne! Das ist heimatliche uralte deutsche Anschauung. Wenn in der norwegisch-isländischen Sage der leuchtende Balder erscheint, da wachsen Aehren auf unbesätem Acker, und alles Böse schwindet. Dieselbe Sonnenanschauung herrscht bei allen deutschen Dichtern. „An der Felswand zittern schon die ersten Wimpern des Lichts" heißt es wunderschön bei Fischer (Ged. S. 121), und er preist das ewige heilige Licht (Ged. S. 239). Der Sommernachmittag, wo der große Pan schläft und kaum sich Blatt und Halm regt in der Schwüle der Sonnengluth, ist von Fischer unvergleichlich geschildert. Am Mittag geht wie von Geistern rauchendes Geknister aus den Aehren auf (D. gl. Knecht S. 33); in der dritten Stunde am Nachmittag geht das Zittern ihres Schlags wie Lähmung in die Runde. Das Flurgeräusch ist verlechzend auf dürrem Moos entschlafen, und gedankenlos schlurft die Welle um's träge Schiff im Hafen (Ged. S. 76); Geruch ist Alles, die Erde nickt schlummerschwer, vom eignen Duft berauscht. (Ged. S. 69). Das geheime Säfteschwellen der Pflanzen belauscht sein entzücktes Ohr, aber am liebsten von allen Kindern der Natur sind ihm die Vögel, deren Leben er wie Wenige genau kennt. Der Pirol kommt vom Süden am spätesten und verläßt am frühesten das Land, noch ehe des Sommers breitere Ernte beginnt, wie der König ein Fest verläßt, wenn es am herrlichsten ward. (Ged. S. 96.) Das Glück im Lerchennest hinter der Ackerscholle belauscht er sacht (Ged. S. 97), ebenso die Schwalbe, die brütend in sich hinein plaudert (Ged. S. 98); er horcht auf jeden Vogellaut und hat die rechte Knabenfreude am schön gesprenkelten Vogelei (A. d. Heimw. S. 96); er weiß, daß in ihrem holden Gesang nur ein Fünkchen der großen Liebe glüht, die das All durchwärmt. Einzelne seiner Beobachtungen sind außerordentlich fein und richtig angeschaut. So, wenn er singt (Ged. S. 101):

„Durch Nebel streicht das Vogelheer
In triefendem Gefieder
Und drückt in's nasse Laub sich schwer
Mit einem Seufzer nieder."

Fischers Liebe zur Natur entspringt seinem Pantheismus, dieser Weltanschauung aller deutschen Dichter. Er ist nicht losgelöst von dem Strome

des Naturlebens, sondern, selbst ein Theil des Ganzen, fühlt er die Fluth desselben Lebens auch durch sein Herz gehen: „Wie bin ich Dein! was bist Du mir! Nehmen und geben, sterben und leben ist Ewigsein" betet er (Ged. S. 108). Er ist ein Glied an ihrem Leib — ein Gedanke, den G. Th. Fechner ganz eigenartig durchgeführt hat — und noch als Greis dankt er beseligt dafür, daß die Erde so herrlich ist: „Wie es hallt aus Deinen Gründen, daß die Welt gesegnet ist" (Mit 80 J. S. 3).

Diese pantheistische Anschauung wies auch seinem religiösen Leben die Richtung. Er kann keinen Gott bekennen, den man von seiner Welt getrennt hat. (N. G. S. 6.) Doch vertheidigt er sich wacker gegen den Vorwurf, er habe Gott vergessen. Grade, weil er die Welt an's Herz gedrückt und die Wonnen der Erde getrunken, habe er Gott gedient. Darum erfüllt es ihn mit Schmerz, daß um religiöser Zwietracht willen der Deutsche den Deutschen erwürgt hat (Ged. S. 171); er singt einen Hymnus auf Lessing, weil er die Dunkelmänner vertrieben, „Die Jud' und Ketzer heute noch verbrennten" (Ged. S. 174); und vor dem Stephansdom regt sich ihm der dreihundert Jahr alte deutsche Wunsch: „Fülle die Klüfte aus zwischen dem Tiber und Rhein." Für ihn ist Freiheit des Glaubens die Quelle tiefsten religiösen Lebens.

Neben seiner Naturpoesie verleiht die Erotik der litterarischen Physiognomie Fischers ihren aparten Zug. Er ist der Frauenlob dieses Jahrhunderts, und nie wird die Fluth seines Gesanges strömender, die Sprache edler und feuriger, der Rhythmus beschwingter und beseelter, als wenn er zum Sänger der Liebe und des Weibes wird. Sein Cultus zeigt Nichts von dem Schönheitsrausch der Antike, Nichts von dem nebulosen Mysticismus der Romantiker, Nichts von der Frivolität Pariserischer Heine-Lyrik, sondern sie zeichnet sich durch einen symbolischen Zug und durch ihre ahnungsvolle Keuschheit aus. Männliche Leidenschaft, heißes Begehren, unerschöpfliches Versinken auf der einen Seite und Anbetung der Schönheit aus der Ferne, keusches Meiden und pantheistisches Versenken in die Mysterien des Liebeslebens auf der anderen! Und wie reich ist seine Sprache, wenn er das Hohelied vom Weibe anstimmt! Ein einziges Singen und Klingen, ein seliges Blühen und Glühen in seinen Versen, gleichgiltig, ob der Mann sie spricht oder der Greis sie beschaulich citirt. Freilich, seine Frauen und Mädchen wandeln alle die wohlgeebneten Pfade der Poesie. Sie haben einen Zug in's Aetherische, und Fischer würde nicht verwundert sein, wenn sie sich in seinen lyrischen Träumen ganz in Duft und Hauch auflösten. Er kennt meist das Weib in seiner himmlischen Liebe, seltener die irdische. Er weiß Nichts von jenen Geschöpfen, die man nicht berührt, die man betrauert, die man bemitleidet, die man wegstößt. Seine Poetenaugen wandeln darüber hinweg und haften nur an reinen und edlen Frauen, die himmlische Rosen in's irdische Leben weben. Vor einem Weib knieen ist ihm ein schöner Glaube (Ged. S. 38).

Zwischen Andacht und Verlangen schwebt das Männerherz am Abgrund oder Himmel (A. d. Heimw. S. 17). Der Mann gewinnt Kränze in der Schlacht, das Weib nur damit, daß sie ist (Ebenda S. 31): In der letzten Sammlung „Mit 80 Jahren" lodert das alte erotische Dichterfeuer noch in gleichen Flammen. Zwar ist aus der Geliebten „die Freundin" geworden, aber Name ist auch hier wieder Schall und Rauch. Alte Gluthen leben jung im Herzen wieder auf. Das eigen Göttliche, das die Liebste umkleidet, betet er von Neuem an, denn ihr Liebreiz ist Sulamith, Helena und Gretchen in Eins! Und der Greis hat auf die Frage: „Welches ist Inhalt und Krone der Liebe, Sinn oder Seele?" die Antwort, die er als Jüngling gegeben hätte: „Jedes von Beiden, wenn Eins immer das Andere durchdringt" (M. 80 Jahren S. 116).

Mit Uhland theilt J. G. Fischer die Meinung, ein politisches Lied nicht für ein garstiges zu halten. Die Schwaben haben eine starke Dosis demokratischen Gefühls, und ihr Sinn für Recht und Freiheit war zu manchen Zeiten für das größere deutsche Vaterland eine Zuflucht politischer Wünsche. Nicht wie die älteren Romantiker, die aus dem Studium der Vorzeit nicht mehr den Weg zur lebendigen Gegenwart zurückfanden, sondern mit offenem Auge nahmen die schwäbischen Poeten an dem politischen Leben ihrer Zeit Theil. Uhland ist Patriot, Liberaler, Mitglied der deutschen Nationalversammlung 1848; Gustav Pfizer war Vertrauensmann im Märzministerium 1848. J. G. Fischer hat keine politische Rolle gespielt, aber Freiheit, Recht und Deutschthum tönen aus seinen Rhythmen gewaltig genug heraus, um erkennen zu lassen, daß er in seiner Zeit und für seine Zeit lebt. So weit es Völker giebt, ist der freie Mensch das Ideal, wonach das echte Menschenkind begehrt und schaut (Ged. S. 185). Und einen Gefangenen aus dem Bauernkrieg läßt er singen (Ged. S. 234):

„Und auch zu mir, o Gott, zu mir,
Dringst Du, o Freiheitsonne, wieder,
Und heiße Freudenthränen Dir
Wein' ich auf Weib und Kinder nieder."

Erlösend wird ein Held durch die Lande gehen, Freiheit heißt sein Kleid, und Recht und Liebe sind dessen Säume. Im Februar 1849 verlangte sein Lied nur einen Mann aus Millionen zum Heil der Völker und der Throne (Ged. S. 220). Nach der Kriegserklärung 1870 lobsingt er aus tiefster Seele, daß einmal nach tausendjähriger Frist der Norden und Süden Eins ist (Ged. S. 221), die Sieger feiert sein ernstes Lied; „Greif zu, mein Volk, die Frucht ist reif," hatte er vor 1865 gesungen (N. Ged. S. 125); die Frauen hatte er aufgerufen, daß sie die alte Zwietracht zwischen Nord und Süd, Berlin und Wien ausrotten helfen (D. dtsch. Fr. S. 4), und 1862 gesungen, daß Nord und Süd in

Eins geschlossen, gebietend vor dem Feinde stehen sollten (Ebenda S. 141). Wie mußte er jubeln, daß das deutsche Reich in neuem Glanze wieder auferstand! Und so weiht er Bismarck ein langes Gedicht, an dem nur erstaunlich ist, daß es so schlecht gerathen ist. Und weil er weiß, wieviel Jahrzehnte lange Zwietracht dieses Reich vorbereitet, weil er es gepriesen, als es noch in sich zerspalten, geweint, als es geeint war, bewegt es ihm das Herz, daß „zerrüttendes Gezänk von innen" schaltet (Auf dem Heimweg S. 175).

Er hat ein Recht dazu. Der Württemberger J. G. Fischer war zeitlebens mehr Deutscher als Particularist, und für ihn ist unser Volk das erste der Welt. Wer es schmäht, den trifft sein innerlich urwüchsiger, formell freilich polirter Zorn. Und noch vor vier Jahren, als die Deutschenhetze in Böhmen begann, dichtete er ein trutziges Kampflied: „Schärf' Deine Waffen, deutsches Wort, und laß' von diesem starken Hort Voran das Banner tragen." (Mit 80 J. S. 82.)

III.

Sein Stil.

Wenn man von einzelnen Distichen und Sonetten absieht, hat J. G. Fischer nur deutsche Versmaße angewandt. Er ist eben durchaus ein Lyriker der Simplicität. Nicht in dem Sinne, daß er durch Anwendung gleicher Rhythmen eintönig wird, sondern mehr als den Rhythmus der äußeren Form, den Halbdichter oft wunderbar treffen, bevorzugt er den der inneren Form. Jedes Gefühl mit seinen unfaßbaren Schwingungen findet bei ihm das entsprechende Gewand, und es entsteht hier jene völlige Einheit zwischen Form und Stoff, wie sie nur der geborene Lyriker findet.

Trotz dieser Meisterschaft fehlt der Fischer'schen Lyrik meist der musikalische Grundton. Wo er in's Ohr fällt, ist er ein Erbe des Volksliedes und trefflich festgehalten, aber zur rein musikalischen, zur Vertonung reizenden Lyrik ist Fischers Lyrik zu ernst. Mir scheint, als ob das musikalische Element ungleich weniger der ernsten getragenen Lyrik eigen ist, als der leichten, graziösen, tändelnden. Hier sieht man, wie einmal der Stoff herrscht. Ein anmuthiges Erlebniß wird sich eine entsprechende artige Form erzwingen, deren Anmuth wiederum im Formellen, im leichten Rhythmus liegt. Dieser wirkt wiederum gefällig durch das musikalische Tempo seiner Hebungen und Senkungen. J. G. Fischer hat wenig Grazie, weniger Leichtigkeit und am wenigsten Humor. Und so tritt die Fülle seiner Gedichte wuchtig und ernst einher, und selten nur klingt es darin von süßen Schalmeien und sanfter Schelmerei.

Und trotzdem versteht seine Lyrik das „Tanzen", um mit Nietzsche zu reden. In dem ernstesten Gedicht herrscht eine Leichtigkeit im inneren Rhythmus, als ob Luft zwischen den Zeilen hindurchflösse und jede einzelne

mit leichtem Flügel trüge. Diese Stilart hat Niemand unter den Schwabendichtern, und nur Goethe ist darin sein unerreichtes Muster. Wie schön ist beispielsweise folgender Anfang des Fischer'schen Gedichts „Himmel und Erde" (Ged. S. 134):

„Wand'le, mein Herz, in dem Glanz der Au!
Ueber der Erde ruht ewiges Blau,
Wo des Tages gold'ner Gesang
Rollet den ungehörten Klang;
Unter dem Blauen die lichte Welt,
Welche der Mai im Arme hält.
Ach wie herrlich die himmlischen Höh'n!
Ach die blühende Welt wie schön!"

Diese Strophe wird, von den beiden letzten Zeilen abgesehen, keinen Componisten reizen. Und doch steckt innerer Rhythmus und geradezu bewunderungswürdige Beschwingtheit und Leichtigkeit darin. Die Verse fließen dahin in lauter Luft und Licht, unbeschwert von Phantasiebildern.

Denn dieser Stimmungs- und Naturlyriker ist ohne Phantasie. Wohlverstanden ohne jede extensive Phantasie, die zwischen Himmel und Erde hin- und hertaumelt und für nahe Objecte entfernte Bilder und Symbole erfindet. Selten, daß J. G. Fischer die Natur personifizirt. Er stellt sie in unendlicher Bewegtheit hin, ohne daß er ihr ein persönliches Leben zuertheilt, worin z. B. die Naturanschauung aller primitiven Poesie der Wilden schwelgt, worin die griechische Poesie unvergleichlich ist. Daß sich Fischer mit der grotesken Phantasie des jungen Schiller ausmalt, weil ein Kirchhof (N. Ged. S. 121) das hohle Gebein der Zeit bleicht und ein Eroberer (wohl Napoleon?) auf Schädel den Fuß setzt und lacht, weil er so ruhig die Welt gemacht . . . das ist nur einmal geschehen und stimmt so gar nicht zu dem reinen Schwabengesicht des Mannes. Weil ihm extensive Phantasie fehlt, die für Situation ein scharfes Auge hat, können ihm keine Dramen gelingen und keine Balladen. Und sie sind ihm daher auch vollkommen mißlungen.

Dafür hat er die intensive Phantasie, die einen Moment und ein kleines Genrebild mit tiefstem Leben und Geschehen ausfüllt, die den echten Idylliker schafft, den reinen Lyriker. Storms wundervolle Begabung liegt auf diesem Felde. Was Storm bewußt schuf und suchte, ergiebt sich bei Fischer ungesucht und ungemacht, vielleicht zu ungesucht, so daß manche Gedichte nicht recht gefüllt und condensirt erscheinen. Aber er findet hier Bezeichnungen von erstaunlicher Knappheit und Wirkung. Die Fische mit den goldhell feuchten Augen, die den gekühlten Sonnenschein vom Wassergrund saugen (Ged. S. 82). Des schmeichelnden Meeres bewegliches Werben (Ged. S. 109), das Herz mit der unverlernten Liebe (M. 86 f. S. 47), all das sind Treffer ersten Ranges und zeugen von ebenso feiner Beobachtung wie von Sprachkunst.

Fischer ist wirklich ein Sprachkünstler voll Plastik. Nicht immer, aber doch oft. „In schattende Mädchenlocken birgt die pulsende Stirn der Jüngling" heißt es in einer prächtigen Ode. (Ged. S. 73.) Und wie erschaut man den großen Pan in einer anderen Ode (Ged. S. 75):

„Leis' vor die Lippen führt' er die Syringe, daß ein Hallen erscholl, die Fische sprangen, und lebendig wogten im Windstoß alle Ufergebüsche. Weit im Gefilde sahen empor die Schnitter, doch im Schilfe versteckte schon der Gott sich; nur das Laub erzitterte noch vom Wehen seines Gefolges."

Diese Plastik des Ausdrucks macht seine Genrebilder überaus anziehend und belebt. Wo er ein Idyll entwirft, gelingen ihm kleine Meisterstücke. Der Bube, welchem ein Halstuch am Apfelbaume hängen blieb, der vor seines Mädchens Fenster blühte (A. d. Heimw. S. 95), die beiden Brieflein, die unter Blättern im Busch am Wege versteckt liegen und von Liebe und Untreue reden, der Liebste, der im Kreis der Andern sitzt und sich trotzdem allein fühlt u. s. f., diese Bilder prägen sich fest und eindringlich ein. Unterstützt wird diese sprachliche Plastik durch seine eigenartigen Gleichnisse. Wenn kaum schon ein Hochlicht die Berge streift, da schüttelt der Wald in sich zusammen, als wie von einem abfliegenden Vogel ein Zweig erzittert (Ged. S. 117). Gerade die Gleichnisse wandern bei Dichtern von Hand zu Hand und stellen sich festgeprägt und ungerufen ein: selten finden sich originelle, und nur wirkliche Könner schaffen sie.

Die schwäbischen Dichter unseres Jahrhunderts haben für große Leidenschaften kein lyrisches Gefäß gefunden. Auch Fischers Erotik nicht. Nicht als ob er von ihnen verschont geblieben wäre! Aber aus den meisten Gedichten tönt nur noch das letzte dumpfe Grollen nach, und unterirdische Schmerzen lassen noch das Dichterherz manchmal schlagen. Aber der lyrische Ausdruck dafür ist bei Fischer gedämpft, und auf geglätteter Bahn rollt dann der Vers dahin. Niemals ein elementarer Aufschrei, nie ein Aufbäumen gegen Natur und Schicksal, sondern eine geruhsame Gelassenheit in Form und Inhalt, selbst wo der Schmerz alle Riegel zu sprengen droht. Diese Schwaben — Waiblinger macht eine Ausnahme — haben keine Sturm- und Drangzeit durchgemacht. Ihnen gab ein Gott zu sagen, wenn und wie sie leiden, aber sie reden nur, wenn sie schön leiden. So Uhland, so Mörike, so J. G. Fischer. Aber vielleicht gehören sie zu den abgründigen Naturen, die schweigen, wenn ihre Seele festgepackt ist, und die vom Gewitter erst dann sprechen, wenn es vorbei ist. Auch Fischers lyrischer Stil ist in diesem Punkte schwäbisch. Ob ihm sein Weib stirbt, ob sein Söhnchen ihm folgt, er vermag erst dann ein paar arme Verse zu stammeln, wenn sich die schweigsamen Hügel darüber gewiß längst schon mit Rosen geschmückt haben . . .

* * *

Als der neunjährige Johann Georg Fischer am Sterbebette seines Vaters stand, stammelte ihm dieser das seltsame Wort zu: „Suche Dich zu unterscheiden."

Das hat der Dichter sein Leben hindurch gethan. Eine völlig eigenartige Persönlichkeit, hat er die heimlichste Stille der Seele ebenso behorcht, wie das Brausen der Zeit mit ruhigem Enthusiasmus aufgenommen. Ein Professor für Buben und Jünglinge, und gleichzeitig ein Lehrer für das deutsche Volk, das den Regungen seiner Seele in den Spiegelungen der Dichter nachzuforschen liebt; ein Jünger der Natur, die ihm die heiligsten Geheimnisse erschloß, und ein Hohepriester in der Religion der Liebe und im Cultus der edlen Weiblichkeit, so ist Johann Georg Fischer achtzig geworden. Der Schnee der Jahre ruht ihm jetzt auf Haupt und Bart. Sein Wort „Es lebt kein Schönes, das er nicht empfand," ist der Inhalt seines eigenen Lebens.

Einem Jubilar soll man mit Gaben kommen. Das ist eine alte und schöne Sitte. Ich meine, am 25. Oktober müßte die Sonne freundlich scheinen und blauer Himmel blühn; deutsche Mädchen müßten des Sängers der Liebe gedenken und deutsche Männer die Wirren des Tages vergessen. Das wäre die schönste Gabe, denn Deutschland, Natur und Weib, diese drei hat Johann Georg Fischer immer innig geliebt.





Noesce te ipsum.

Drei Aufsätze zur Charakterisirung der Gegenwart.

Von einem Optimisten.

— Europa, Sommer 1896. —

II.

Ein ideales Wahlgesetz.

Einleitung.

otion follows the line of greatest traction, or the line of least resistance, or the resultant of the two. . . .

So Herbert Spencer; und hierin finden alle politischen Umwälzungen ihre Erklärung.

Die Gesetze der Bewegung sind unwandelbar. Ihnen entziehen kann sich der Mensch ebensowenig wie jede andere Creatur, aber unter allen Creaturen ist es dem Menschen allein gegeben, ein selbstbewußter Factor derselben zu werden, die Bewegung zu beschleunigen oder zu hemmen, sie für oder gegen sich einwirken zu lassen.

Folgt der Mensch einfach dem Gesetze der größeren Anziehung, so entsteht der Strom der öffentlichen Meinung, der sogenannte Strom der Zeiten, die Bewegung wird beschleunigt, und die Menschheit ist ihrem Schicksale verfallen, der Sintfluth.

Faßt der Mensch hingegen das zweite Gesetz in's Auge, jenes der weniger gehemmten Richtung, so hat er blos an der einen Stelle das Hemmniß zu vermehren, an der anderen es zu vermindern, und die Bewegung verändert ihren Lauf.

„Eindämmen" heißt das eine Mittel, „Ablenken" das andere. Beide führen zum Ziele. Aber während das erstere, in der Politik Reaction genannt, Ueberfluthung d. h. Revolution erzeugt, bewirkt letzteres, der Liberalismus, durch rechtzeitige Reform den ruhigen Abfluß.

Allerdings heischt auch die Reform Opfer, diese Opfer finden jedoch reichliche Vergütung in dem nunmehr gesicherten Besitze des Geretteten.

Nur darf man sich nicht dem Wahne hingeben, die durchgeführte Reform biete einen Ruhepunkt von ewiger Dauer. Das Gesetz der Bewegung hält auch bei dieser nicht still.

Der socialpolitische Abzugscanal der Neuzeit war der Parlamentarismus.

Er hat seine Schuldigkeit gethan: der Strom der Zeiten wurde gehemmt, die Ueberfluthung wurde vermieden, der Abfluß ist glatt von statten gegangen. Jetzt aber beginnt sich im Abzugscanale eine Stauung fühlbar zu machen.

Allenthalben wird Klage geführt gegen die Gestaltung der Dinge. Gerade dieselben Vorwürfe, mit welchen einst der Absolutismus überhäuft wurde, richten sich heute gegen das Parlament.

„Der Parlamentarismus hat sich überlebt." „Eindämmen" rufen die Einen, „Ablenken" die Anderen; die Wahrheit liegt wie gewöhnlich in der Mitte: „the resultant of the two".

Die Unzufriedenheit mit der parlamentarischen Verfassung äußert sich in verschiedenen Staaten verschieden. Bald wird der Wirkungskreis des Staatsoberhauptes in Frage gestellt, bald jener der ersten Kammer, hier wird das Zweikammer-System angegriffen, dort die Alleinherrschaft der zweiten Kammer beklagt.

Ueberall aber ist die Bewegung in erster Linie gegen den Mechanismus gerichtet, mittelst welchem die gewählte Kammer in's Leben gerufen wird.

In Anbetracht des sich stündlich äußernden Bedürfnisses, die bestehenden Wahlgesetze verschiedener Staaten zu verbessern, haben wir den Versuch gewagt, diese Frage allen localen Interessen zu entziehen und vom Standpunkte der gesunden Vernunft allgemein menschlich zu beleuchten.

In diesem kurzen Aufsatze erwarte man nicht die Geschichte aller bestandenen oder bestehenden Wahlgesetze in kritischer Beleuchtung dargelegt zu finden.

Wir beschränken uns darauf, die Mängel und Lücken, welche sich fühlbar machen, aufzudecken, nach deren Ursachen zu forschen und nach Mitteln zu suchen, die geeignet wären, dem Uebel abzuhelfen.

Im Gegensatze zu dem so häufig begangenen Fehler, vor den vielen Bäumen den Wald nicht zu sehen, wollen wir den Wald in's Auge fassen, selbst auf die Gefahr hin, einzelne Bäume nicht zu bemerken. Wir haben getrachtet, uns klar zu werden über den Ausgangspunkt und das Endziel. Die Wege von Einem zum Andern ausfindig zu machen, war unser Bestreben, und von diesen Wegen denjenigen zu betreten, welcher uns als der geradeste und sicherste erscheint.

I. Aufgabe des Wahlgesetzes.

Motto: Nicht im Betheiligtsein an der Regierung, sondern im gut regiert Werden beruht das Heil der Völker.

Sobald die Regierung den Interessen des Regierten nicht entspricht oder nicht zu entsprechen scheint, entsteht für den Letzteren das Bedürfniß einer Vertheidigung derselben.

Dies der Ausgangspunkt einer jeden Verfassung.

Es handelt sich einfach darum, zwischen der Regierung und den Regierten ein Bindemittel zu schaffen, welches geeignet sei, den nothwendig gemeinsamen Interessen Beider zu entsprechen.

Der Abgeordnete, zu dessen Wahl der Wähler durch Abgeben seiner Stimme beiträgt, erscheint diesem als der sicherste Anwalt seiner Interessen.

Die Gesammtheit der Abgeordneten ist somit jene Körperschaft, in welcher sich die Gesammtsumme des persönlichen Vertrauens der Mehrheit der Wähler concentrirt; die Aufgabe des Wahlgesetzes aber besteht darin, zu ermöglichen, daß diese Körperschaft gleichzeitig diejenige sei, welche die Interessen der Gesammtbevölkerung auch wirklich am besten zu vertreten vermag.

Wie immer diese Körperschaft beschaffen sei, mit dem Augenblicke ihres Entstehens sind Individuum und Staat nicht mehr die einzigen Subjecte und Objecte des Staatenthums; es hat sich ein dritter Factor zu ihnen gesellt, welcher droht, Staat im Staate zu werden.

Dies ist die größte, wir möchten sagen die einzige Gefahr des Parlamentarismus, welche Form und Ausdehnung er immer haben möge.

Um dieser Gefahr vorzubeugen, muß die Gesetzgebung dafür sorgen, daß der als Bindemittel zwischen Staat und Individuum geschaffene Vertretungskörper sich niemals zum Selbstzwecke erheben könne.

Zum Selbstzwecke aber muß das Abgeordnetenhaus werden, wenn es sich zu einer Machthöhe emporschwingt, durch welche sowohl der Staat als der einzelne Staatsbürger gehemmt werden kann, auch in dem zur Bethätigung seiner Individualität unbedingt nothwendigen Grade freier Bewegung.

Dieses unverhältnißmäßige Uebergewicht kann das Abgeordnetenhaus nur erlangen, indem es sich mit dem einen oder dem anderen natürlichen Factor des Staatenthums verbindet, sich auf die Autorität der bestehenden Staatsmacht stützt oder das Massengewicht der Wähler für sich einwirken läßt.

Blos durch die gleichmäßige Abhängigkeit von Beiden wird das Abgeordnetenhaus wirklich unabhängig, und blos diese Unabhängigkeit bietet sowohl dem Staate als dem Individuum eine Garantie gegen die Vergewaltigung seitens des Abgeordnetenhauses.

Die heute bestehenden Wahlgesetze sind der Schaffung dieses Zustandes durchgehends nicht förderlich.

Allerdings wird dem Principe der Incompatibilität in jedem parlamentarischen Staate mehr oder weniger gehuldigt. Diese Incompatibilität ist aber meistentheils völlig einseitig und nur darauf gerichtet, das Abgeordnetenhaus von oben unabhängig zu machen, gegen die Beeinflussung der Staatsmacht sicher zu stellen. Wer in irgend einer Form im Solde der Regierung steht, wird für ungeeignet gehalten, die Interessen des Volkes zu vertreten.

Nach unten hingegen darf der Volksvertreter abhängig sein, so viel er will. Der von seinen Clienten lebende Rechtsanwalt, Arzt oder Seelsorger, der Civil-Ingenieur oder Baumeister, der bezahlte Chef-Redacteur oder Correspondent eines Blattes, der Bank- oder Fabrik-Director darf seine Stimme erheben, sein Votum abgeben in Fragen, welche den Gesammtstaat ebenso berühren wie den einzelnen Wähler.

Ob diese Unterscheidung auch nur dem einfachsten Rechtsbegriffe entspricht, wollen wir dahingestellt sein lassen, wir fragen blos, ob sie geeignet erscheint, einerseits das Ansehen des Hauses zu mehren, andererseits die öffentliche Meinung in richtige Bahnen zu leiten?

Heißt das nicht so viel, als dem Regierten ad oculos zu demonstriren: das einzige Hinderniß seiner Entwickelung, der natürliche Erbfeind allen individuellen Wohles sei die Staatsmacht, gegen diese allein hätte man sich zu wappnen!?

Die Unabhängigkeit des Abgeordneten ist und bleibt der Grundpfeiler des Parlamentarismus, aber diese Unabhängigkeit muß dem Abgeordneten zu eigen sein nach unten wie nach oben. Nur so kann diese Unabhängigkeit verhindert werden, sich zur Allmacht zu entwickeln, welche den Staat in der Ausübung seiner Rechte und Pflichten, den Staatsangehörigen im Genusse der ihm gebührenden und nothwendigen freien Bewegung zu hindern droht.

Und hiermit wären wir zu einem Resultate gelangt, welches dem idealen Wahlgesetze zum Ausgangspunkte dienen soll.

Das Princip der Incompatibilität zieht bereits eine deutliche Grenzlinie zwischen Wählern, die blos wählen dürfen, und solchen, die auch gewählt werden können.

Lassen wir diese Linie sich dem natürlichen Laufe der Dinge entsprechend nach jeder Richtung hin verlängern, und wir werden finden, daß die Gesammtbevölkerung eines Staates von selbst in zwei Klassen zerfällt, in solche, die vertreten werden wollen, und solche, die geeignet sind, die Vertretung zu übernehmen.

Diesem in Wirklichkeit bestehenden Unterschiede Rechnung zu tragen, sei somit die erste, die vornehmste Aufgabe des idealen Wahlgesetzes.

II. Klassirung der Staatsangehörigen in Wähler und Wählbare.

Das active Wahlrecht stehe einem Jeden zu, der geistig genug entwickelt, moralisch genug selbstständig ist, um irgend einem Manne nach eigenem Ermessen mehr Vertrauen zu schenken als einem anderen.

Das passive Wahlrecht hingegen werde nur Demjenigen ertheilt, der genügende Garantien dafür bietet, dem in ihn gesetzten Vertrauen des Wählers gehörig entsprechen zu können.

Die möglichst unbeschränkte active Wahlberechtigung mache es für die möglichst größte Menge der Regierten möglich, ihrem persönlichen Vertrauen Ausdruck zu geben. Die größtmöglichste Beschränkung der passiven Wahlberechtigung biete dem Wähler die möglichst große Garantie dafür, daß mit seinem Vertrauen nicht Mißbrauch getrieben werde.

Der Parlamentarismus ist erfunden worden, oder vielmehr er hat sich dem modernen Staatenthum aufgedrungen durch das Bedürfniß, daß die Schranken niedergerissen werden, welche das Individuum von der Staatsmacht, die Staatsmacht vom Individuum zu trennen geeignet sind.

Die, wie bereits gesagt wurde, nothwendig gemeinsamen Interessen Beider wurden oft verschleiert, verwirrt, verdunkelt, durch Abgrenzungen innerhalb der Bevölkerung, welche Interessen erzeugen, die weder mit jenen des Staates, noch mit jenen des Individuums identisch sind. Die Zerstückelung der Staatsangehörigen in verschiedene Gruppen wurde seitens der Staatsmacht selten gehindert, meist sogar provocirt oder begünstigt, in der falschen Voraussetzung, sie werde auf diese Weise der Massen leichter Herr werden. „Divide et impera" heißt diese Theorie, die aber nichts Anderes ist als eine willkürliche Variante, eine falsche Anwendung des sehr richtigen Grundsatzes „Divide et vinces". Dies unheilvolle Princip muß zur nothwendigen Folge haben, daß die Staatsangehörigen, die berufen wären, sich zum Zwecke des Gemeinwohles zu verbinden, mit einander in Kampf gerathen, sich gegenseitig verfolgen.

Der Klassen- und Racenhaß zwischen Angehörigen desselben Staates entsteht ebenso wie der Haß zwischen den Anhängern verschiedener Confessionen blos dadurch, daß Klassen, Racen und Confessionen durch die Staatsmacht gegen einander ausgespielt worden sind.

Dieses als opportun erscheinende Verfahren muß aber für den Staat wie für das Individuum von unheilvollster Wirkung sein. Es wird hierdurch gerade jene Kraft lahmgelegt, deren Entwickelung allein im Stande ist, auch den Staat zu erhalten und zu entwickeln, die möglichst selbstständige Kraft des Individuums.

Wo man unter der wirklichen oder auch nur vermeintlichen Bevorzugung einer Klasse, Race oder Confession im Staate zu leiden hat, werden im Menschen alle Leidenschaften entfesselt, und zwar die guten wie die bösen. Sie werden entfesselt unmittelbar gegen einander, mittelbar gegen den Staat, gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung. Durch das wirkliche oder vermeintliche Unrecht, welches einem als Mitglied einer dieser Körperschaften widerfährt, wird die natürliche freundnachbarliche Regung des Herzens unterdrückt, wird die gesunde Urtheilskraft getrübt. In den Vordergrund gedrängt wird die mächtigste menschliche Triebfeder, die Rechthaberei. Gegen die bestehende Ordnung der Dinge in's Spiel gebracht werden die beiden meistverbreiteten Schwächen des Menschengeschlechtes, der Snobbismus und der Idealismus.

Der kindische Drang mehr zu sein oder zu scheinen, als der Nachbar ist, erhält durch den gesetzlich sanctionirten Zwang weniger zu sein oder scheinen zu müssen als dieser, eine Weihe.

Die verletzte persönliche Eitelkeit, der Ausdruck des naivsten Egoismus wird durch die Collectivität zum Trugbilde eines höheren Interesses, zum Ideale. Wer für dieses lebt, wird zum Helden, wer für dieses stirbt, zum Märtyrer gestempelt. Die Verletzung von Scheinrechten führt zur Anerkennung von Scheinpflichten, und das wirkliche Recht, jenes der persönlichen Freiheit, die wirkliche Pflicht, jene des loyalen Gesammtpatriotismus, werden erstickt.

Das ideale Wahlgesetz kennt nicht die alten Schranken der Klasse, Race oder Confession, während die von ihm zu ziehende Grenze zwischen dem Wählbaren und dem Wähler keine neue Schranke ist.

Sie ist es nicht, weil tausend Wege vom einen der zu schaffenden Lager hinüberführen in das andere und Niemand daran gehindert wird, sich die Eigenschaften anzueignen, welche ihm die Betretung derselben ermöglichen.

Besonders aber ist sie es nicht, weil die fortwährende Berührung zwischen Beiden für Beide zur unabweislichen Nothwendigkeit wird.

Nicht als Feinde, nicht einmal als Gegner stehen sie sich gegenüber, sondern als Genossen, die auf einander angewiesen sind.

Kein Gewählter ohne Wähler, keine Wähler ohne den Gewählten. Und in diesem nothwendigen auf einander Angewiesensein liegt die größte Garantie der wechselseitigen Vertheidigung der Interessen Beider, der gemeinsamen Vertheidigung der Gesammtheit, des Staates.

So lange in einem Staate blos eine Klasse im Genusse des activen wie des passiven Wahlrechtes ist, oder auch nur so lange als irgend einer Klasse, Race oder Confession als solcher Beide verschlossen sind, kann dort, wo überhaupt gewählt wird, wer nicht wählen darf, sich nicht als Bürger, als Staatsangehöriger fühlen, er muß sich ein Sklave dünken.

Wird, um diesem Uebelstande abzuhelfen, plötzlich allen Klassen das active und passive Wahlrecht zugleich ertheilt, so fühlt sich der bisherige Sklave abermals nicht als Bürger, sondern als Herr. Es sind nur die Rollen gewechselt, die gegenseitige Empfindung bleibt dieselbe.

Ganz anders gestaltet sich die Situation, wenn dem bisher völlig rechtlosen Theile der Bevölkerung blos das active Wahlrecht ertheilt wird.

Die Rollen zwischen Herrn und Sklaven werden nicht gewechselt, denn Beide haben aufgehört zu sein.

Nicht die noch so große Anzahl der Wähler aber ist den Interessen des Individuums sowohl als jenen des Staates gefährlich, sondern die Ueberfluthung der Wähler durch Wählbare.

Die Trennung des Wählers vom zu Wählenden ist nichts Anderes

als eine Theilung der Arbeit nebst einer rationellen Vertheilung des Machtverhältnisses.

Der absolute Egoismus wird hierdurch ausgeschlossen beim Einen wie beim Anderen. Der Drang nach Willkür findet keinen Boden, das do ut des kommt zur vollen, ungetrübten Geltung. Es verschwinden die Schlagworte, und Fragen betreten die Bühne, wirkliche Fragen des Seins oder Nichtseins für das Individuum wie für den Staat.

Um diese Fragen herum gruppiren sich Wählbare und Wähler.

Die vielleicht bei Beiden ursprünglich einseitig gewesene Auffassung wird gegenseitig ergänzt und corrigirt.

Wenn dem Auge des Wählers vielleicht nichts Anderes deutlich wird als das Heute, so muß sich jenem des Gewählten auch schon das Morgen erschließen können.

Es sei uns gestattet, diese Behauptung durch ein Beispiel zu illustriren.

Der Fabrikarbeiter träumt nur von Lohnerhöhung und kürzerer Arbeitszeit; der Fabrikbesitzer muß wissen, inwieweit diese Träume berechtigt und erfüllbar sind.

Der Weltmarkt ist für ersteren eine unbekannte Größe, Letzterer muß mit diesem rechnen. Im eigenen Interesse wie im Interesse des Arbeiters darf der Fabrikbesitzer nicht zu weit gehen in seinen Concessionen, weil sonst nicht nur sein Reichthum, sondern auch der gesicherte Broterwerb des Arbeiters gefährdet wird.

Dem Arbeiter sind solche Rücksichten fremd. Er besteht auf seinen Wünschen und müßte er, um sie zu erlangen, auch über die Leiche des Arbeitgebers schreiten. Er begreift nicht, daß hiermit auch die Fabrik in Brüche gehen und ihn wie die Seinen unter ihren Trümmern begraben müßte.

Wer also ist der richtigere Vertreter der beiderseitigen Interessen, der Arbeiter oder der Arbeitgeber?

Gewiß, der Arbeitgeber würde zum unbeschränkten Herrn, eventuell zum grausamen Tyrannen seiner Arbeiter werden, hätte er die Befugniß, sich selber zu deren Anwalte aufzuwerfen. Wenn aber dem Arbeiter das Recht zusteht, durch sein Votum den Arbeitgeber zu beseitigen, so wird der Arbeitgeber gezwungen sein, Rücksicht zu nehmen auf diesen Arbeiter, der zugleich sein Wähler ist.

Wir geben uns nicht dem Wahne hin, als wäre durch die Einführung eines noch so hohen Census der Wählbarkeit sofort allem gemeinschädlichen Licitiren um die Volksgunst Einhalt geboten. Wir sind uns dessen nur zu sehr bewußt, daß auch der vermögende, ja reiche Mann, von Ehrgeiz, Eitelkeit oder persönlichem Antagonismus getrieben, dem Wähler gegenüber Mittel ergreift, welche auf dessen Bethörung abzielen und ihn schädigen müssen. Aber dieses Licitiren um die Volksgunst findet seinen Ursprung doch zum größten Theile in der Nothwendigkeit, den Mann des Volkes

selbst zu überbieten, und müßte abnehmen, wenn der Kreis der Competenten ein geringerer wird.

Die Grenze des Radicalismus vermögender Menschen ist bald erreicht. Ueber diese hinaus muß nur gegriffen werden, wenn auch der doctrinäre Radicalismus solcher überflügelt werden soll, die für ihre Person Nichts zu verlieren haben.

III. Die Beschränkung der passiven Wahlberechtigung bedeutet für die mit activem Wahlrechte ausgestatteten Staatsbürger keine Schädigung.

Die große Mehrzahl jener Staatsangehörigen, die den berechtigten Wunsch hegen, gut regiert zu werden, kann und will nicht mit der Aufgabe des Regierens belastet sein.

Der Wähler wählt einen Vertreter seiner Interessen nach außen, d. h. einen Vertreter der Gemeinde in den Rath des Staates einzig in der Absicht, durch den Staat die Individualität der Gemeinde und in der Gemeinde, selbst gegen die Gemeinde die eigene Individualität gewahrt zu sehen.

Der Wähler will sich und die Seinen erhalten können in der Gegenwart und wünscht für seine Nachkommen die Zukunft gesichert zu sehen. Er sucht im Staate Schutz unmittelbar gegen jene, die ihn innerhalb der Gemeinde und des Staates bedrücken wollen, mittelbar gegen jene, die seine Interessen von außen, daher den Staat selbst bedrohen, als dessen Angehöriger er lebt und leben will.

Jeder auch nur halbwegs einsichtsvolle Staatsangehörige, und zu einem solchen wird jeder Wähler sich entwickeln, muß begreifen, daß hienieden Nichts für Nichts gegeben wird. Er wird begreifen, daß zur Erhaltung und Entwickelung der Gemeinde und des Staates auch sein Steuergroschen, daß zur Abwehr gegen äußere Feinde auch sein Arm beansprucht wird. Steuer- und Militärpflicht müssen dem Wähler schließlich als Bürgerpflicht, ja als Vorrecht erscheinen.

Alles, was er verlangen darf und soll, sei eine gerechte Vertheilung der Geld- und Blutsteuer. Um dies zu erlangen, wählt er einen geeigneten Anwalt, aber er verlangt durchaus nicht selbst dieser Anwalt zu sein, vorausgesetzt, daß der Anwalt mit keiner anderen Befugniß ausgestattet werde als mit jener, seinen Clienten vertheidigen zu dürfen.

Der Staatsangehörige trägt bei zur Erhaltung des Staates durch die Abgabe des Erlöses einiger Arbeitstage, durch die Entziehung von seiner Arbeit während einiger Militärdienstjahre, soll er auch noch das Opfer vieler Monate des Jahres bringen müssen, welche er ferne vom häuslichen Herd, vom Acker, vom Webstuhl, vom Amboß, mit einem Worte vom Broterwerbe, im Parlamentshause zu verbringen hätte?

Was aber der eine Wähler für sich nicht wünscht, bürde er auch seinem ihm gleichgestellten Nachbar nicht auf.

Und schließlich, worin besteht der Unterschied zwischen der Ausübung der bürgerlichen Rechte des Wählers und des Gewählten? Einzig darin, daß der Gewählte unmittelbar, der Wähler blos mittelbar auf die Gesetzgebung Einfluß zu nehmen berufen ist.

Der Abgeordnete ertheilt oder verweigert sein Vertrauen dem Minister im Hause, der Wähler thut dies vor der Wahlurne, indem er einen Anhänger oder Gegner des Ministers zum Abgeordneten wählt. Und Beide sind in der Lage, ihr Votum auf Grund persönlicher Anschauung abzugeben. Der Wähler kennt seinen Abgeordneten-Candidaten persönlich oder könnte und sollte ihn wenigstens kennen. Welcher Wähler aber kennt den Minister, für oder gegen welchen er als Abgeordneter stimmen sollte? Der Wähler kennt seine eigenen Wünsche und Bedürfnisse, kann aber die Bedürfnisse des Staates nicht kennen, daher nicht wissen, ob und in welchem Maße die beiden mit einander in Einklang gebracht werden können.

Der zu wählende Candidat hingegen soll Beides kennen. Er muß im Boden des Wählers wurzeln, mit seinen Aesten aber weit hinausragen über das Niveau desselben.

Seinem eigenen Urtheile überlassen, ist der Wähler sich dieser Wahrheit auch meistentheils völlig bewußt. Was er sich nicht zutraut, erwartet er auch nicht vom gleichgestellten Nachbar und dort, wo das Wahlrecht unverfälscht zur Geltung kommt, wählt er auch immer lieber eine Persönlichkeit außerhalb des eigenen Kreises.

Und hierin liegt eben die Gefahr. Ist das passive Wahlrecht ebenso unbeschränkt wie das active, so kann und wird es geschehen, daß unberufene Männer, die zu Hause kein Gehör finden, sich zum Candidaten aufwerfen und das Mandat erlangen, blos darum, weil sie im betreffenden Wahlkreise Fremde sind. Wenn solche Subjecte sich überhaupt dem öffentlichen Leben zuwenden, statt daheim ihren beschränkten, aber berechtigten Beruf zu erfüllen, so geschieht dies einzig in der Absicht, Carrière zu machen. Die Stellung des Abgeordneten soll aber nicht Carrière sein und nicht Broterwerb. Sie sei ein heiliges Amt, das höchste Ziel der Ambition, gleichsam die Bürgerkrone für den Gewählten.

Wenn somit der Wähler ohne Rücksicht darauf, ob er vermögend ist oder nicht, allein auf Basis seiner Urtheilsfähigkeit und Unbescholtenheit wählen darf, jedoch nur aus den Reihen solcher Männer, welche außer den vom Wähler vorausgesetzten Eigenschaften auch noch materielle Selbstständigkeit besitzen, daher in der Lage sind, ihre ungetheilte Kraft dem Wohle des Staates und des Individuums zu widmen, so glauben wir, dies bedeute für den Wähler nicht nur keine Einschränkung seines Rechtes der Selbstvertheidigung, sondern vielmehr eine Kräftigung desselben, unter gleichzeitiger Entlastung von persönlichen Opfern an Zeit und Arbeitskraft.

Der an die Wählbarkeit geknüpfte Census bietet dem Wähler zwei Garantien. Erstens ist vorauszusetzen, daß der materiell selbstständige Mann eine Erziehung genossen hat, durch welche er auch mit den geistigen Mitteln ausgestattet wird, die Vertretung Anderer erfolgreich durchzuführen. Zweitens kann vom Manne, der des Abgeordneten-Mandats nicht bedarf, um erst für sich eine Existenz zu schaffen, mit Recht erwartet werden, er werde seine Arbeitskraft einzig und allein dem öffentlichen Wohle widmen.*)

Es ist durchaus nicht zu befürchten, daß dies zur Plutokratie führen müsse. Erstens ist die materielle Selbstständigkeit noch bei Weitem nicht Reichthum. So viel Vermögen als zur Selbsterhaltung ohne sonstigen Broterwerb nothwendig ist, bedeutet Freiheit. Blos ein über das persönliche Bedürfniß hinausreichender Reichthum bedeutet Macht.

Zur Bethätigung dieser Macht aber ist jenes Parlament weit mehr geeignet, dessen Mitglieder materiell nicht selbstständig sind, als ein Parlament vermögender Abgeordneter, welches dem Gelde der Reichen weniger zugänglich sein muß.

Auch ist die Basis der materiellen Selbstständigkeit eine zu breite, als daß die auf derselben gewählten Abgeordneten sich zu einer allmächtigen Clique verbinden könnten. Als weit gefährlicher hat sich jenes Parlament erwiesen, dessen Mitglieder nicht auf Grund ihrer materiellen Selbstständigkeit gewählt, sondern den Wählern durch irgend eine mit grellen Feldzeichen versehene Clique mittelst hochtönender Schlagworte aufgedrungen worden sind.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die materielle Selbstständigkeit blos der Ausgangspunkt der Wahlfähigkeit sei. Nicht weil der Candidat so und so viel besitzt, soll er gewählt werden, gewählt werden soll derjenige unter den noch immer vielen Besitzenden, dessen sonstige Eigenschaften ihn als vertrauenswürdig erscheinen lassen.

Hieraus entwickelt sich nothwendiger Weise das Bedürfniß für den Candidaten, das Vertrauen der Wähler zu erwerben.

Wann wird das am sichersten gelingen und auf welche Weise?

Zwei unlautere Mittel stehen dem Candidaten zu Gebote: Bestechung und Schwindel. Gegen Erstere haben die meisten Wahlgesetze versucht den Wähler zu schützen, was aber geschah bis jetzt, um Letzteren hintanzuhalten?

Wer am meisten verspricht, dem wird am meisten vertraut. Die Menschheit liebt Geschenke zu erhalten, und glaubt gerne an Wunder. Der Schwindel hört erst dann auf ein wirksames Mittel der Vertrauens-Erlangung zu sein, wenn er als solcher erkannt wird. Vor dem erlebten eigenen Schaden wird Niemand klug. Es ist somit Aufgabe der Gesetzgebung, klug zu sein für Jene, die es nicht sein können.

---

*) Der Ausspruch G. M. Voltours: „Pour être bon préfet, bon ministre ou bon garde-champêtre, il ne faut pas trop craindre de perdre sa place,“ läßt sich mit vollem Rechte auch auf den Abgeordneten anwenden.

Das sicherste Mittel zur Vermeidung des Vertrauensmißbrauchs mit dem Wähler liegt aber darin, daß der Candidat in der Lage sei, dessen nicht zu bedürfen, ihn nicht treiben zu wollen.

Je unabhängiger die Candidaten sind, um so weniger werden sie der Versuchung zu schwindeln unterliegen. Und je ernster die, materiell selbstständigen Candidaten das Ziel eines Mandates in's Auge fassen, desto schwerer wird gegen diese die Aufgabe des Schwindlers.

Nicht erst am Vorabende der Wahl wird der Candidat sich beim Wähler einschmeicheln wollen. Nein, der richtige Candidat soll mit dem Berufe geboren werden, der Vertreter und Beschützer seiner weniger bemittelten, mit Broderwerb beschäftigten Nachbarn zu sein.

Der zukünftige Candidat, der aufgewachsen ist inmitten der zukünftigen Wähler, als Sohn eines Vaters, dem die Väter bereits ihr Vertrauen geschenkt haben, wird mit Leichtigkeit siegen gegen jeden fremden Eindringling und dessen noch so süße Gelegenheitsworte.

Also auch noch gleichsam erblich soll die Würde eines Abgeordneten werden?

Warum nicht, so lange den Anforderungen, welche daran geknüpft sind, in vollem Maße entsprochen wird?

Und nicht nur vom materiellen Standpunkte ist dieser Grundsatz zu vertheidigen, auch die richtig erkannten Gesetze der Psychologie führen dazu.

Man mag sagen, was man will, aber der Mensch ist viel abhängiger von seiner Umgebung, von der Atmosphäre, in welcher er lebt, in welcher er aufgewachsen ist, als der moderne Eigendünkel es zugeben will.

Gewiß, das Wort „Nachbarschaft" ist kein leerer Schall. Allerdings auch zu hassen, aber gewiß auch zu lieben, vermögen wir Niemand besser als unsern nächsten Nachbar; und nur Dasjenige, was wir lieben gelernt haben, werden wir auch zu vertreten wissen, und zwar besser, als dies irgend ein völlig Fremder vermag.

Diese Argumente dürften wohl auch für die Theorie in's Feld geführt werden, daß jede Klasse der Gesellschaft am besten durch jene vertheidigt wird, die ihr selbst angehören. Dies halten wir jedoch für falsch. Wie schon früher angedeutet wurde, sind die Zusammengehörigkeit, die Anhänglichkeit, das Eingeweihtsein in die Mysterien jeder Einzelexistenz noch nicht genügend, um auch die Befähigung zur wirksamen Vertretung der Interessen einer Körperschaft zu verleihen.

Andererseits ist es leicht nachweisbar, daß nicht blos Angehörige derselben Klasse Liebe zu einander empfinden müssen.

Wenn schon eine ideale Zusammengehörigkeit wie jene der Race und des Glaubens ein oft erprobtes Gefühl der Solidarität im Menschen zu erzeugen vermag, um wie viel mehr muß dies der Fall sein bei der vollen

Zusammengehörigkeit der durch häufige Begegnung auf die Sinne wirkenden Nachbarschaft*).

Mehr als die Klassen-, Racen- und Glaubensgemeinschaft ist und sei die Nachbarschaft ein Bindemittel der Gesellschaft. Als Scheidewand hat keine derselben eine Berechtigung zu bestehen, und wo sie noch besteht, wird sie zweifellos fallen, sobald der Menschheit ein höheres gemeinsames Ziel ausgesteckt und von dieser als solches anerkannt wird.

Täglich erfahren wir dies, sobald einem Staate von außen Gefahr droht; sollte das Mittel versagen, wenn es sich blos um innere Feinde handelt?

Der Abgeordneten-Candidat ist angewiesen auf die Wähler, ebenso wie die Wähler in richtiger Auffassung ihrer Interessen angewiesen sind auf den in ihrer Mitte weilenden, jedoch materiell selbstständigen Candidaten. Durch die Einschränkung des passiven Wahlrechtes werden die beiden großen, heute bereits fast allein das Feld behauptenden Klassen, jene der Besitzenden und der Nichtbesitzenden, sich näher rücken; durch die Wahl je nach Klasse, Race, Religion oder sonstigen Abgrenzungen der Staatsbürger hingegen werden diese in gesetzlich sanctionirten Gegensatz mit einander gebracht, was zwischen ihnen zu noch größerer Entfremdung und schließlich zum offenen Kampfe führen muß.

Man könnte fragen, ob es denn nothwendig sei, die Einschränkung der Wählbarkeit durch einen daran geknüpften Census gesetzlich zu decretiren, da ja die Praxis meistentheils auch ohnedies zum selben Resultate führt? Die Erwerbung und Ausübung des Abgeordneten-Mandates ist allenthalben eine so kostspielige Sache, daß in der Regel nur vermögende Männer in der Lage sind, sich darum zu bewerben.

Diesem Einwurfe sprechen wir nicht unbedingt jede Berechtigung ab, glauben jedoch ihn einschränken zu müssen.

Allerdings wird die lückenhafte Theorie durch deren praktische Anwendung häufig corrigirt, aber nur dort, wo sich die Theorie aus der Praxis selbst entwickelt hat, dort, wo die Verfassung aus heimatlichem Boden entsprungen ist, Wurzel gefaßt hat und sich aus eigener Kraft entwickelt.

Dort hingegen, wohin die Theorie als fremde Schöpfung importirt werden mußte, kann sie auch nicht gedeihen, ohne künstlich gehegt und ge-

*) Was der Außenwelt und sichtbaren Realität ihre große Gewalt über das Gemüth ertheilt, ist die Nähe und Unmittelbarkeit derselben. Wie die Magnetnadel durch ein kleines ihr recht nahe gebrachtes Stückchen Eisen perturbirt und in heftige Schwankungen versetzt werden kann; so kann bisweilen selbst ein starker Geist durch geringfügige Begebenheiten und Menschen, wenn sie nur in großer Nähe auf ihn einwirken, aus der Fassung gebracht und perturbirt werden. Ein sehr kleines, aber sehr naheliegendes Motiv kann ein an sich viel stärkeres, jedoch aus der Ferne wirkendes überwiegen.

Schopenhauer. (Welt als Wille und Vorstellung.)

pflegt zu werden. Dies, meinen wir, dürfte bei den meisten Verfassungen des europäischen Continents der Fall sein.

IV. Die Ertheilung der activen Wahlberechtigung an alle mündigen, geistig normalen, unbescholtenen Staatsangehörigen ist für den Staat und die gesellschaftliche Ordnung nicht gefährlich.

Die Demagogie stützt sich auf den Demos und nicht auf's Individuum. Gefährlich sind die Massen, nicht der Einzelne. Man zerstückle die Massen, man veranlasse sie, aufzugehen in die Atome, welche sie bilden. Je mehr dies gelingt, umso weniger ist das unvernünftige Massengewicht in der Gesellschaft ausschlaggebend.

Werden die Massen in Gruppen getrennt, so entstehen wohl kleinere, aber immerhin noch Massen, d. h. Körperschaften, welche einem fremden Impulse mechanisch folgen. Dies ist der Fall bei jeder Art Curialwahlen oder Klassenwahlen. Man führt diese ein, lediglich aus Gründen der Opportunität, um, gleichsam von der Hand zum Munde lebend, für das Bestehende eine Mehrheit zu sichern. Aber erstens ist hiermit vielleicht für's Heute gesorgt, nicht aber für's Morgen; zweitens wird verhindert, daß die möglichst größte Menge von Staatsangehörigen sich zum Individuum entwickle, welches Individuum blos zwei Objecte anerkennt, sich selbst und den Staat*). Werden hingegen die Massen in einzelne Wähler aufgelöst und die einzelnen Wähler angespornt, ihre Individualität zur Geltung zu bringen, so ist deren Beeinflussung von außen zwar nicht ausgeschlossen, aber jedenfalls erschwert. Es kann zwar nicht verhindert werden, daß eine Anzahl von Individuen sich um eine Idee gruppiren, sich verbinden zur Erreichung eines gemeinsamen Zweckes, aber diese Verbindung muß erst geschaffen

*) Am 27. März 1867, gelegentlich der Verfassungs-Debatte im Reichstage des Norddeutschen Bundes verurtheilte Fürst, damals noch Graf Bismarck das preußische Dreiklassen-System mit folgenden denkwürdigen Worten: „Ja, meine Herren, wer dessen Wirkung und die Constellation, die es im Lande schafft, etwas in der Nähe betrachtet hat, muß sagen, ein widersinnigeres, elenderes Wahlgesetz ist noch nicht in irgend einem Staate ausgedacht worden. Ein Wahlgesetz, das alles Zusammengehörige auseinanderreißt und Leute zusammenwürfelt, die Nichts mit einander zu thun haben, das in jeder Commune mit anderem Maße mißt: Leute, die in irgend einer Gemeinde weit über die erste Klasse hinausreichen, die sie allein ausfüllen würden, zu einer benachbarten Commune in die dritte Klasse wirft, — in Gemeinden von drei Besitzern, die Jeder ungefähr 200 Thaler Steuern bezahlen, zwei in die erste Klasse wirft und der Dritte, der 7 Silbergroschen weniger bezahlt, als der Vorhergehende, in die zweite kommt, wo der nächste mit 5 Thaler Steuern anfängt, und von bäuerlichen Besitzern mit 5 Thaler Steuer wieder eine gewisse Anzahl zu Hans mit 4 Thaler 5 Silbergroschen und zu Kunz mit 4 Thaler 6 Silbergroschen kommt! So reißt die Reihe ab, und die Anderen werden mit dem Proletariate zusammengeworfen. Wenn der Erfinder dieses Wahlgesetzes sich die praktische Gestaltung vergegenwärtigt hätte, hätte er es nicht gemacht."

werden, während sie bei der Eintheilung der Wähler in Gruppen an und für sich besteht.

Dem Individuum kann und soll die Möglichkeit nicht benommen werden, sich mit anderen Individuen zu verbinden, aber diese Verbindung geschehe nach eigener Wahl, in Folge eigener Anschauung, sie sei nicht die unabweisliche Consequenz des Vergangenen, nicht das Fatum, welchem sich Niemand zu entziehen vermag.

Die Trennung der Massen in Individuen kann nur erreicht werden, wenn dem Individuum die Ueberzeugung beigebracht wird, es vermöge sich aus eigener Kraft, unabhängig von Anderen, an der zukünftigen Gestaltung seines Schicksals zu betheiligen. Diese Ueberzeugung kann der Einzelne unstreitig blos durch die Ausübung des ihm gewährten activen Wahlrechtes gewinnen, und zwar nur allmählich, indem er der Erfahrung bedarf, um sich seines Machtgefühles bewußt zu werden.

Es bedeutet dies nichts Anderes als das Emancipiren des Individuums von der oft tyrannischen Allmacht seiner Traditionen, von der willkürlichen Klassirung, in welche es hinein geboren wurde und durch welche es veranlaßt wird, oft selbst die deutlich erkannten individuellen Interessen zum Opfer zu bringen.

Wie das Individuum blos durch ein ererbtes Vorrecht zur blinden Selbstsucht getrieben wird, so verfällt es auch blos durch das Bewußtsein eines ererbten Unrechtes der blinden Verzweiflung. Und das Bewußtsein dieses Vorrechtes wie dieses Unrechtes gewinnt das Individuum blos durch seine ererbte, daher willkürliche Eintheilung in die Gruppe des Bedrückers oder des Bedrückten.

Der durch Klasse, Race oder Confession von seinen sonstigen Mitbürgern getrennte Staatsangehörige soll erfahren, daß er unabhängig von diesen als einzelnes Individuum nur einer berechtigten Individualität gegenübersteht, dem Staate, und daß er auch diesem gegenüber in der Lage ist, sein wirkliches oder vermeintliches Recht zu suchen, seine Sache vertreten zu lassen.

Je mehr Individuen vom Rechte Gebrauch machen dürfen, auf die Wahl ihres Vertreters selbstständig Einfluß zu nehmen, um so geringer wird die Gefahr, daß dieser Vertreter sich ihnen aufdrängt, sich, ohne ihr Vertrauen gewonnen zu haben, wählen läßt, einfach durch den Strom der öffentlichen Meinung, welchen er provocirt, welchem er sich hingiebt und in welchem er die Massen mit sich reißt.

Wenn das Individuum sich fühlt und erkennt, daß der Geltendmachung seiner Interessen und Rechte keine anderen Grenzen gesetzt werden, als jene des allgemeinen Interesses des Staates, daß aber gerade zum Schutze dieser Interessen und Rechte die Erhaltung des Staates nothwendig ist, wird das Individuum sich nicht gegen den Staat kehren, nicht gegen den

Staat ausnützen lassen durch Cliquen, gegen deren selbstische Ueberhebung eben nur der Staat es zu schützen vermag.

Und wenn für die große Mehrheit der Staatsangehörigen der Begriff „Staat“ auch unfaßlich ist, die nothwendige und heilsame Allmacht des Staatsoberhauptes begreift ein Jeder. Das Glauben an die Allmacht des im Staatsoberhaupte verkörperten Staates ist jedem Individuum ebenso Bedürfniß wie das Glauben an Gott. Die Auflehnung gegen die höchste Autorität ist auch immer nur eine mittelbare, sie entspringt aus dem Mißbrauche, welchen deren Werkzeuge in der Ausübung der Macht sich zu Schulden kommen ließen, und ist unmittelbar gegen diese gerichtet.

Wenn somit das Individuum durch Erfahrung lernt, daß sein Votum die unehrlichen Makler und Vermittler über Bord zu werfen vermag, wird es sich niemals, auch mittelbar nicht, zum Angriffe gegen die höchste Autorität verleiten lassen.

Der in seiner Allmacht durch eine Reform beeinträchtigte Theil der Gesellschaft ist immer bestrebt, deren Tragweite dadurch abzuschwächen, daß ihr wenigstens möglichst enge Grenzen gesetzt werden.

Dies ist ein grober Irrthum. Eine Reform gelangt blos darum zur Durchführung, weil der Impuls, welcher sie hervorrief, ein unbezwinglicher war. Wird diesem Impulse volle Rechnung getragen, so hört er nothwendig auf. Eine blos theilweise Concession erhält aber den Impuls noch aufrecht, und man ist gezwungen, den Kampf weiter fortzusetzen, jedoch mit Waffen, welche durch die, wenn auch beschränkte Reform doch wesentlich geschwächt worden sind.

Kann man somit eine Reform nicht hintertreiben, so thut man gut daran, sie voll und ganz zu acceptiren, denn wenn man hierdurch in seiner Stellung auch geschwächt erscheint, so hat man andererseits auch nur mit einem geschwächten, seines Impulses beraubten Gegner zu kämpfen.

Ist eine Klasse einmal des alleinigen Rechtes zum Wählen verlustig geworden, so ist es weit günstiger für sie, das Wahlrecht verbreitet sich auf alle Schichten der Gesellschaft, als daß es nunmehr durch eine andere Klasse monopolisirt werden könne.

Im Sinne des idealen Wahlgesetzes wäre das active Wahlrecht bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit auszudehnen, das heißt auf alle Staatsbürger, die zu begreifen im Stande sind, was die Abgabe ihres Votums für sie und die Ihren bedeutet und deren Vergangenheit die Voraussetzung ausschließt, daß sie mit diesem heiligen Rechte Mißbrauch treiben würden.

Somit wäre das active Wahlrecht unbedingt auch den Staatsangehörigen weiblichen Geschlechts zu ertheilen.

V. Ausdehnung des activen Wahlrechtes auf die Frau.

Allerdings ist das Weib durch seine physische, vielleicht auch moralische Anlage nicht geeignet, an der Leitung des Staates unmittelbar theilzunehmen; ebenso wenig wie es geeignet ist, den Staat unmittelbar mit den Waffen in der Hand gegen äußere Feinde zu vertheidigen. Aber ebenso wie das Weib berufen ist, mittelbar an der Vertheidigung des Staates theilzunehmen, indem sie diesem Knaben gebiert und durch mütterliche Pflege zu wehrfähigen Männern entwickelt, kann es durch Abgabe seines Votums für den geeigneten Vertreter auch auf die richtige Leitung der Staatsgeschäfte mittelbar Einfluß nehmen.

Vor Allem würde hiermit dem Principe entsprochen sein, die Massen aufzulösen durch Schaffung der größtmöglichsten Anzahl von Individuen, besonders günstig müßte diese Maßnahme aber dadurch wirken, daß hiermit ein Heer von Wählern geschaffen würde, welches nothwendiger Weise außerhalb des Kampfgewühles stehend, von dessen einzelnen Phasen unberührt bleibt und gleichsam als unbetheiligter Zuschauer in der Lage ist, parteilose Kritik zu üben*).

Blos im günstigen Falle, als das Weib vom Manne liebevoll und gerecht behandelt wird, wäre anzunehmen, daß das Votum des Weibes einfach die Verdoppelung des Votums des Mannes bedeuten müßte. Und in diesem Falle wäre dies durchaus kein Nachtheil, da vom Manne, der im Hause recht thut, vorauszusetzen ist, er werde auch im öffentlichen Leben das Richtige treffen. Wo dies hingegen nicht zutrifft, kann es nur erwünscht sein, wenn das Votum des Mannes durch jenes seiner Frau aufgehoben wird. Zur Begründung dieser Wahrscheinlichkeitsrechnung untersuchen wir die heute im Arbeiterkreise so häufig angewandte Vertheidigungs- und Angriffswaffe: den Strike.

Fühlt sich der rechtschaffene, tüchtige, nüchterne Arbeiter genöthigt zu striken, so wird sein von ihm menschlich behandeltes Weib ihn im berechtigten Kampfe gegen den selbstischen Arbeitgeber zweifellos getreu unterstützen.

Ist es aber der arbeitsscheue, liederliche Trunkenbold, der eine Lohnerhöhung fordert, blos um diesen höheren Lohn gleichfalls zu verprassen, dann wird das arme, hierdurch in erster Linie getroffene Weib Alles aufbieten, um den Strike zu hintertreiben.

Jedenfalls wird das Weib durch den Strom der Zeit weniger mitgerissen als der Mann. Gefesselt durch die Sorgen und Pflichten des täglichen Lebens, welche alle seine Kräfte vollauf in Anspruch nehmen und ihm nicht erlauben, sich einer Bewegung von außen hinzugeben, stemmt es sich dieser instinctmäßig entgegen. Das Weib ist immer geneigt, das Bestehende,

*) Die Zuziehung der Frau bringt die Grenze am deutlichsten zur Anschauung, welche der Verfasser zwischen dem Wähler und dem zu Wählenden gezogen sehen möchte.

welches es sieht und fühlt, an welches es glaubt, unverändert zu erhalten. Es kümmert sich nicht um die Außenwelt und begreift nicht die Tragweite eines äußeren Ereignisses, das es hindern könnte, heute wie gestern den Suppentopf zum Feuer zu stellen. Als Wähler wird das Weib sein Votum immer jenem Mann geben, durch welchen es hoffen darf, den Zustand von heute erhalten zu sehen. Das Weib ist von Natur aus eminent conservativ, weil für's Erhalten und Fortpflanzen geschaffen.

Nur wenn ihm das Heute vergällt oder unmöglich gemacht wird, entzieht es sich demselben. Dann aber denkt es an das Morgen ebenso wenig wie an's Heute, dann sieht es nur mehr den Abgrund vor sich, und auch in der Verzweiflung Wonne suchend, stürzt es sich kopfüber hinein.

In der Revolte, in der Revolution, beim Umsturze ist die Betheiligung des Weibes gewiß unheilvoll und vielleicht mehr ausschlaggebend als jene des Mannes.

Diese kann durch kein Gesetz verhindert werden; was das Gesetz jedoch zu schaffen vermag und schaffen soll, das ist die Betheiligung des Weibes am Werke der Erhaltung in Zeiten des Friedens und der Ordnung. Im gewöhnlichen Werkeltagsleben wirkt das ewige Hangen und Bangen des Weibes wie Ballast an den Flügeln des Mannes und hindert ihn, den festen Grund und Boden des Status quo zu verlassen, um sich hinaufzuwagen in unbekannte, unsichere Sphären.

In der Ermöglichung für das Weib, diesen ihm eigenen eminent conservativen Tendenzen an der Wahlurne Ausdruck zu geben, fände die große Frage der Frauen-Emancipation ihre gedeihliche Lösung, nebst einer Einschränkung, durch welche sie veranlaßt würde, praktisch zur Geltung zu kommen.

Nicht die volle Freiheit gewänne die Frau durch die Betheiligung am activen Wahlrechte, sie hätte hiermit weniger gewonnen und mehr. Sie wäre in den Besitz eines Stückchens Macht gelangt, eines Stückchens, das wirksam genug ist, um sie vor der Tyrannei des Mannes zu schützen, und nicht genug, um sie der berechtigten Herrschaft desselben zu entziehen, daher zu isoliren und auf die im Kampfe um's Dasein unzureichende eigene Kraft zu beschränken.

Wie günstig würde sich hierdurch nicht die Stellung des Weibes in der Familie gestalten! Das Verhältniß des Weibes zum Manne im Hause wäre analog dem Verhältnisse des Wählers zum Wählbaren im Staate. Gegenseitige Anerkennung mit der gebotenen Rücksichtnahme auf einander. Familie und Staat könnten hiebei nur gewinnen.

VI. Die erste Grundbedingung der Wählbarkeit sei die Anerkennung der Verfassung durch den zu Wählenden.

Theoretisch wäre es geradezu überflüssig, einer Voraussetzung zu gedenken, ohne welche die Annahme des Deputirten-Mandats logischer Weise gar nicht denkbar erscheint.

Die Praxis jedoch liefert den gegentheiligen Nachweis. Dupont White sagt: „La logique est à sa manière aussi la folle de la maison.“

Wie sehr wird dieser Satz bewahrheitet durch den unlogischen Mißbrauch, welcher mit der anscheinend logischen Immunität des Abgeordneten getrieben wird.

Das Parlament ist eine Bühne, erbaut auf dem Boden der Verfassung.

Und diese Bühne wird betreten von Leuten, welche deren Grundlage nicht anerkennen, deren Bestand sie unverblümt zum Gegenstande ihres Angriffes machen.

Das Parlament wird zum Tummelplatze von Leidenschaften, deren ausgesprochenes Endziel den Umsturz der Verfassung bedeutet.

Der Wähler entsendet einen Vertreter, der ihn vor dem Gerichtshofe vertheidigen soll; dieser Vertreter beginnt aber damit, die Competenz des Gerichtshofes zu negiren.

Heißt das nicht, die Sache einfach auf den Kopf stellen? Heißt das nicht, ein frevelhaftes Spiel treiben mit den heiligsten Principien, mit den vitalsten Interessen?

Das Parlament wird einfach dazu benützt, um unter dem Schutze der Unantastbarkeit des Abgeordneten Dinge zur Aeußerung zu bringen, für welche man sonst gerichtlich belangt werden müßte.

Das Argument, dies sei ein Sicherheitsventil und hindere die geheime Verbreitung von staatsfeindlichen Tendenzen, halten wir für nicht zutreffend.

Dank der Presse, der Eisenbahn, dem Telegraphen und dem Versammlungsrechte sind heutzutage der Oeffentlichkeit so wenig Schranken gesetzt, daß es wahrlich der Abgeordneten-Immunität nicht bedarf, um den absonderlichsten, abenteuerlichsten Doctrinen Gehör zu verschaffen. Die gestattete Proclamirung solcher Doctrinen im Parlamentshause aber ist mehr als eine Tolerirung, sie ist die Legalisirung, die Sanctionirung derselben, an welcher die öffentliche Meinung irre werden muß.

Etwas ganz Anderes ist es, die Destruction als Endziel hingestellt oder als legalen Ausgangspunkt anerkannt zu sehen. Letzteres ist gleichbedeutend mit der Zulassung von Dynamit bei einem Duelle, welches mit Argumenten ausgekämpft werden soll.

Das Wort im Parlamentshause ist That.

Gegen diese That muß der Staat und das Individuum, ja der Parlamentarismus selbst geschützt werden. —

Das gewählte Abgeordnetenhaus ist nichts Anderes, darf logischer Weise nichts Anderes sein, als die Vertretung der individuellen Interessen dem Staate gegenüber. Wird durch diesen Vertretungskörper der andere Factor, der Staat negirt, so hat die Functionirnng des ersteren ihren Zweck verloren.

Man fasse blos den analogen Fall der Vertretung der einen Staatsmacht bei einer andern Staatsmacht in's Auge, und man wird sich des Standpunktes klar, welcher auch in der Vertretung des Individuums bei der heimischen Staatsmacht festgehalten werden muß.

Im internationalen Verkehre steht Staat dem Staate gegenüber wie Individuum dem Individuum.

Will der eine Staat beim anderen Staate zur Wahrung seiner Interessen vertreten sein, so ist die Grundlage, der Ausgangspunkt dieses Begehrens die Anerkennung des anderen Staates.

Im eigenen Lande aber soll die Vertretung der Staatsangehörigen den Staat leugnen, das heißt jener Individualität die Existenzberechtigung absprechen dürfen, bei welcher sie beglaubigt worden ist?!

Dieses Unding hat sein Entstehen blos der irrthümlichen Auffassung zu danken, welche sich allmählich über die Stellung, über die Aufgabe des Abgeordnetenhauses herangebildet hat.

Das Abgeordnetenhaus ist kein Richtercollegium, es ist Advocat.

Das Richtercollegium im Staate ist die Staatsmacht in der Gesammtheit ihrer Factoren.

Der Advocat soll diesem gegenüber seinen Clienten vertheidigen dürfen in voller Freiheit der Immunität. Er soll seine Stimme erheben dürfen, um die Staatsmacht durch sein Plaidoyer zu überzeugen. Ebenso unstatthaft aber wie das gegen die Richter an die Galerie und die Zeitungsreferenten gerichtete Plaidoyer ist auch die Parlamentsrede, welche zum Fenster hinaus an die Massen gerichtet wird, um gegen die Staatsmacht an diese zu appelliren.

Wir wollen durchaus nicht leugnen, daß dem gewählten Vertretungskörper außer der Beredsamkeit auch noch eine andere gesetzliche Waffe zu Gebote steht, mit welcher er seinen Aspirationen der Staatsmacht gegenüber Geltung verschaffen kann. Diese Waffe ist die Vertrauens-Verweigerung, der Strike, die Selbstauflösung.

Es ist dies eine Kriegserklärung gegen die anderen Factoren der Staatsmacht, analog dem Verlangen seiner Pässe seitens eines Diplomaten von der Staatsmacht, bei welcher er beglaubigt ist.

Indem der Abgeordnete erklärt, unter den gegebenen Verhältnissen nicht mitthun zu können, appellirt er an die öffentliche Meinung, an die Wähler, und zwingt die Staatsmacht, gleichfalls vor dieses Forum zu treten.

Dem „non possumus" der übrigen Factoren der Staatsmacht steht das „non possumus" des Abgeordnetenhauses entgegen, und letzteres ist gewiß keine geringere Waffe als ersteres.

Das Protestiren gegen das Gebahren der bestehenden Regierung ist die unstreitige Befugniß des Abgeordneten, und diesen Protest mit der Drohung seines Austrittes, ja mit der Effectuirung dieser Drohung zu verschärfen, sei ihm unbenommen.

Aber das Recht, mit der Erklärung zu beginnen, daß nicht die bestehende Regierung durch ihn angegriffen wird, sondern die Basis selbst, auf welcher die Regierung und das Parlament errichtet sind, dieses Recht darf dem Abgeordneten kein denkender und rechtschaffener Mann einräumen wollen, am wenigsten der Wähler.

Somit wäre vom Abgeordneten vor dem Eintritt in's Parlamentshaus zu verlangen, was auch vom constitutionellen Staatsoberhaupte vor dem Regierungsantritte verlangt wird, nämlich der Eid oder das Gelöbniß, die Verfassung heilig zu halten.

Von der correcten Erfüllung dieses Versprechens müßte dann auch die Respectirung der Immunität abhängig gemacht werden.

Daß diese Verfassung auf legalem Wege umgeändert werden kann, sagen wir durch die für die Reform erlangte Zweidrittel-Majorität, ist hierdurch nicht ausgeschlossen.

Ausgeschlossen ist blos die Möglichkeit für den Abgeordneten, diesem Beschlusse vorzugreifen, d. h. im Parlamente seinen Sitz einzunehmen, als wäre die Verfassungsänderung bereits votirt und zur Gesetzkraft erhoben.

VII. Grundriß des idealen Wahlgesetzes.

Nachdem wir mit dem bisher Gesagten getrachtet haben, die Mängel aufzudecken, welche den bestehenden Wahlgesetzen mehr oder weniger anhaften, nachdem wir versucht haben, die Ziele auszustecken, welche in's Auge gefaßt werden sollen, wollen wir nunmehr in Kürze jener Mittel gedenken, durch welche diese Ziele zu erreichen wären.

Bei voller Berücksichtigung der localen Verhältnisse hätten dem idealen Wahlgesetze folgende Principien zur allgemeinen Grundlage zu dienen:

I. Wähler ist jeder mündige, geistig normale, unbescholtene Staatsangehörige beider Geschlechter.

II. Wählbar ist jeder mündige, geistig normale und unbescholtene Mann, wenn und solange sein unabhängiges Einkommen dem allenthalben gesetzlich zu normirenden Census entspricht*).

III. Mit der Stellung des Abgeordneten ist keinerlei materielle Entlohnung oder Vergütung verbunden.

IV. Ueber die active und passive Wahlberechtigung werden gesonderte Evidenzlisten geführt, aus welchen der Name eines jeden Wählers oder Wählbaren sofort gestrichen wird, sobald er der Eigenschaften verlustig

---

*) In diesem Census wäre das Einkommen nicht einzurechnen, welches aus irgend welcher Erwerbsthätigkeit entspringt, da eine solche dem Abgeordneten während der Dauer des Mandates durchaus untersagt werden soll.

erscheint, deren er zur Ausübung seines Rechtes bedarf. Hiermit geht auch das bereits erworbene Mandat verloren.

V. Die Grundbedingniß für beide Klassen ist die Staatsangehörigkeit und zwar für den activen Wähler deren ununterbrochener Genuß von 3 Jahren, für den zu Wählenden von 6 Jahren zurückgerechnet vom Tage der Wahlausschreibung.

VI. Ebenso Grundbedingniß für den zu Wählenden ist die seinerseitige Erklärung, auf dem Boden der Verfassung zu stehen und diese heilig zu halten. Durch jede Verletzung dieses Versprechens innerhalb oder außerhalb des Parlamentes ist die Immunität des Abgeordneten als erloschen zu betrachten.

VIII. Die Competenz des Abgeordnetenhauses.

Nicht im directen Zusammenhange mit dem Wahlgesetze steht die Competenz des Hauses, dessen Constituirung durch die Wahlen erfolgen soll.

Dennoch aber wollen wir auch dieser Frage gedenken, weil so mancher Mißbrauch mit dem jeweiligen Wahlgesetze, so manches Anstürmen gegen dessen Wirksamkeit auf diese zurückzuführen ist.

Das Centralparlament ist berufen, der Central-Regierung gegenüber jene Interessen zu vertreten, deren nothwendiger Conflict blos vom Standpunkte der Gemeinsamkeit des Staats-Interesses, blos durch das Eingreifen der Centralmacht geschlichtet werden kann.

Alles Andere hingegen sollte vor ein anderes Forum gehören, müßte vor einem anderen Forum vertheidigt werden können.

Locale Interessen, deren locale Lösung die Existenz und die Entwickelung des Gesammtstaates nicht direct berührt, sollten thunlichst decentralisirt werden.

Nicht die großen Fragen, die Fragen von allgemeinem Staatsinteresse sind es, welche im Kreise der Regierten die heftigsten Leidenschaften entzünden. Der einzelne Staatsbürger wird allerdings auch von den großen politischen und ökonomischen Fragen des Staates berührt, aber er ist sich selten deren Tragweite bewußt.

Sich bewußt hingegen ist jeder Staatsbürger des wirklichen oder vermeintlichen Unrechtes, das ihm im kleinen Kreise seiner Alltags-Existenz widerfährt: Die Kirche, in welcher er beten will und vielleicht nicht beten darf; die Schule, in welche er seine Kinder schicken will oder muß; die Sprache, in welcher er spricht, und jene, in welcher mit ihm zu Hause gesprochen wird; die größere oder geringere Schwierigkeit, welche für ihn mit der Rechtspflege, mit der Steuereintreibung, mit der Militärstellung verbunden ist; die größere oder geringere Leichtigkeit der Credit-Erlangung; die größere oder geringere Fürsorge, deren er im Interesse seiner materiellen Existenz theilhaftig wird; vor Allem aber der größere oder geringere

Grad der Abhängigkeit, in welcher er sich seinem unmittelbaren Nachbar gegenüber befindet; — dies sind die Fragen völlig localer Natur, welche den Bürger täglich, ja stündlich bis in's innerste Mark hinein erschüttern müssen.

Je näher gelegt und je deutlicher gemacht die Lösung dieser Fragen für jeden Einzelnen wird, desto weniger ist er geneigt, diese mit den großen politischen Schlagworten zu vermengen, welche ihm in allen Tonarten vordeclamirt werden, desto schwerer wird es gelingen, ihn gegen die bestehende Staatsordnung aufzureizen.

Blos wenn dem Wähler glauben gemacht werden kann, daß hinter den großen Kämpfen des centralen Parlamentes, welche die Folianten der Sitzungsprotokolle ausfüllen, ganz andere Dinge stecken als jene, für welche man sich anscheinend echauffirt; daß Demokratie, Liberalismus, Centralisation, Minister-Verantwortlichkeit, Abrüstung, Schutzzoll, Doppelwährung, christlicher oder unchristlicher Socialismus, freie Kirche, freie Schule, Uebergewicht von Racen oder Klassen ꝛc. nichts Anderes bedeuten als: geringere Steuer, geringere Arbeit, geringere Militärlast, geringere Schulpflicht, mit einem Worte: vermehrter Wohlstand, erhöhte Sicherheit, größeres Ansehen bei geringerer Leistung; und wenn ihm des Weiteren versichert wird, nur diese und jene Partei, dieser oder jener große Politiker sei im Stande, das Interesse des Wählers gegen die selbstverständlichen Uebergriffe, gegen die dunkeln, bürgerfeindlichen Pläne der Staatsmacht erfolgreich in Schutz zu nehmen; dann wird das noch so tolle Schlagwort, über dessen Tragweite selbst die Wissenschaft noch nicht entschieden hat, zum Dogma erhoben, und der Wähler läßt sich den Kopf einschlagen und schlägt jenen seines besten Freundes ein, um dafür eine Mehrheit im Parlamente zu erlangen.

Man gebe dem Staate, was des Staates ist, der Gemeinde, was der Gemeinde ist, und die Wahlen für das Centralparlament werden die Gemüther wenig erregen. Bei ruhigem Blute aber werden die Wähler weniger Gefahr laufen, sich kopfüber in den nächsten besten Abgrund zu stürzen, um einem Schatten auszuweichen, der ihnen vorgegaukelt wurde.

Schlußwort.

Wenn im Interesse des Parlamentarismus das ideale Wahlgesetz je irgendwo zur Realität werden soll, so muß die Gesellschaft hierzu die Hand bieten. Von unten hinauf muß die Bewegung erfolgen, nicht von oben hinunter.

Nirgends kann die Regierung hierin die Initiative ergreifen, und in den meisten Fällen wird sie dies auch nicht wollen. Sie kann es nicht, weil die Einschränkung bereits ertheilter und ausgeübter Rechte immer als

Vergewaltigung erscheint und jedweder Opposition zur willkommenen Waffe dienen muß. Sie wird es selten wollen, weil die Nothwendigkeit hierzu ihr nicht als zwingend genug erscheint.

Es besteht heute kaum eine Verfassung, mit welcher nicht nach 24 Stunden regiert werden könnte. Regierungen, d. h. Organe der Administration und Rechtspflege, sind aber zu sehr mit der Erfüllung täglicher Amtspflichten beschäftigt, als daß sie Rücksicht nehmen könnten auf die Haltbarkeit des Bodens, auf welchem sie stehen. Ebenso ergeht es dem gesetzgebenden Körper, so lange er sich im Genusse seiner Macht fühlt.

Erst nachdem der Zusammenbruch erfolgt ist, gewöhnlich durch einen äußeren Anstoß, und es unmöglich wird, die Staatsmaschine im Gange zu erhalten, begreift die Regierung, begreift der gesetzgebende Körper, daß eine Reform, eine Reorganisation nothwendig sei. Dann aber ist es gewöhnlich zu spät, denn von außen oder von innen hat bereits die Revolution ihr Machtwort ertönen lassen, es wird zu den Waffen gegriffen, die friedliche normale Lösung ist zur Unmöglichkeit geworden.

Ueber der Regierung steht die Staatsmacht, unter ihr stehen die Staatsangehörigen in voller Zahl.

Bei der so allgemeinen, die gesammte Menschheit umfassenden Herrschaft der Oeffentlichkeit, wie sie heute unleugbar besteht, ist nicht einmal die absolute Staatsmacht im Stande, sich dem Drange der öffentlichen Meinung gänzlich zu entziehen.

Auf diese öffentliche Meinung wäre somit Einfluß zu nehmen durch Wort und Schrift seitens Aller, die für das Bestehende eintreten wollen.

Die Waffen, deren sich heute ausschließlich oder doch größtentheils blos jene bedienen, welche das Ziel der Menschheit im allgemeinen Umsturze erblicken, werden ihren Händen entrissen.

Immer blos zum Zwecke des Angriffes auf das Bestehende werden die Enterbten im Staate aufgestachelt, sich Rechte zu erkämpfen. Aber auf das Recht, Pflichten zu übernehmen im Interesse der Erhaltung, wird Niemand aufmerksam gemacht.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts fand sich die Gesellschaft der civilisirten Welt gleichsam der Kinderstube entwachsen. Das Gängelband, an welchem sie bis dahin allenthalben geleitet wurde, ward gewaltsam zerrissen.

Das volle Jahrhundert verlief in Jugendkrankheiten und Kämpfen der Entwickelung. Am Vorabende des neuen Saeculums dürften auch diese überstanden sein.

Nicht Kinder, nicht Jünglinge sind wir mehr, deren Geschick heute ohne eigenes Zuthun einfach von oben decretirt werden kann. Durch den Fortschritt der Wissenschaft, durch das Wachsen der Bedürfnisse, durch die Verständigungs- und Verkehrs-Leichtigkeit, welche die Möglichkeit bieten, auch mit dem geographisch entferntesten Mitmenschen in Geschäftsberührung zu treten, besonders aber durch das nicht mehr abzuwehrende Eindringen der

Oeffentlichkeit in alle Einzel-Existenzen ist die heutige Menschheit in den Besitz einer Machtfülle gelangt, von welcher ihre nächsten Vorfahren auch nicht zu träumen gewagt hätten.

Was sie noch nicht völlig erreicht hat, das ist das Recht der Pflichterfüllung gegenüber der Gesammtheit.

Die Pflicht, zur Erhaltung des Bestehenden aus eigener Kraft, nach eigener Einsicht mitzuwirken, ist das vornehmste Recht, welches jeder Staatsbürger anstreben darf und soll dort, wo es ihm noch nicht ertheilt worden ist.

Der Gedanke, den wir mit diesen bescheidenen Zeilen im weiten Kreise der Regierten angeregt haben möchten, ist die unabweisliche Nothwendigkeit des zielbewußten Eingreifens jedes Einzelnen zur Unterstützung der Gesammtheit.

Das Recht zur Beschränkung selbst der Pflichterfüllung steht der Staatsmacht unstreitig gegen jeden Einzelnen zu, so lange dieser nicht den Nachweis geliefert hat, daß er sich selbst zu beschränken im Stande ist.

Der einzig richtige Weg zur Erlangung der allgemeinen activen Wahlberechtigung wäre somit der vorhergehende spontane Verzicht auf das passive Wahlrecht.

Hierauf sei die Agitation zu richten, und keine Regierung wird dem Regierten das Eine versagen, wenn er auf das Andere verzichtet hat.

Dort, wo das allgemeine active und passive Wahlrecht bereits besteht, kann für den Verzicht auf Letzteres nur mehr die Ausdehnung des Ersteren auch auf die Frau geboten werden.

Hierauf, ausschließlich hierauf richte sich die sogenannte Frauenbewegung, und anstatt die allgemeine Begriffsverwirrung der Jetztzeit nur noch zu vermehren, wird diese Bewegung den Ariadne-Faden bilden, mit welchem die Gesellschaft den Weg hinausfindet aus dem Labyrinthe des Umsturzes.

Nicht der Parlamentarismus ist der Grund der heute allgemein bemerkten und beklagten Stagnation; nicht im Zurückgreifen auf den Absolutismus meinen wir das Heil der Völker erblicken zu können. Wir sind im Gegentheile der Ansicht, daß die constitutionelle Monarchie besser geeignet ist, die Interessen von Staat und Individuum nachhaltig zu vertheidigen, als jede andere Regierungsform.

Mit dem Rechte einer wenn auch nur indirecten Betheiligung an der Gesetzgebung, fällt aber dem Volke auch die mit diesem Rechte verbundene Verantwortlichkeit zu. In der constitutionellen Monarchie hat nicht mehr die Krone allein sich mit dem Staate zu identificiren, diese Pflicht obliegt nunmehr auch allen anderen Factoren. Um dieser Pflicht entsprechen zu können, muß aber der gewählte Vertretungskörper der ungefälschte Ausdruck der Gesammtinteressen sein.

Indem wir meinen, dieser Aufforderung mit den Grundzügen unseres „idealen Wahlgesetzes“ entsprochen zu haben, sehen wir in dessen Einführung den ersten Schritt zur Lösung der vielen vitalen Fragen der Neuzeit auf parlamentarischem Wege. Es ist hierdurch die Möglichkeit geboten, den gesunden Sinn der mit activem Wahlrechte zu betheilenden Millionen von Individuen zu erwecken, zur Geltung zu bringen, für das allgemeine Wohl nutzbar zu machen, und zwar, wie wir meinen, ohne Gefährdung ihrer Interessen sowie jener des Staates.

Durch das ideale Wahlgesetz werden Vertretungskörper geschaffen, welchen es obliegt und möglich wird, die Gesellschaft von der Clique-Herrschaft zu befreien, jener Herrschaft, welche heute in der unterjochten Menge alles Bestehende verhaßt macht und diese drängt, ihr Heil im allgemeinen Umsturze zu suchen.

Durch die im „idealen Wahlgesetze“ niedergelegten Principien würde der Parlamentarismus erstarken, die Lücken und Mängel, welche ihm heute innewohnen, würden beseitigt, die Gefahren, mit welchen er heute den Bestand der gesellschaftlichen Ordnung in Wirklichkeit oder auch nur anscheinend bedroht, würden verschwinden.

Der Monarchismus könnte neue Kraft schöpfen aus der Betheiligung der gesammten mündigen Bevölkerung am Werke der Erhaltung und Entwicklung, ohne in der heiligen Aufgabe der Vertheidigung des Staates und des Individuums nach innen und außen gehemmt zu sein. Der im Augiasstalle vom selbstischen Clique-Wesen geschaffene und angehäufte Schmutz könnte durch Bethätigung aller inneren Kräfte allmählich entfernt werden, und es bedürfte keines gewaltsamen Anstoßes von außen, um das Werk der Regenerirung in Bewegung zu setzen.

Sollte sich jedoch das „ideale Wahlgesetz“ in Wirklichkeit als „Ideal“ erweisen, sollten die Hoffnungen „eines Optimisten“, dessen Grundsätze von unten hinauf angestrebt und zum Siege geführt zu sehen, in Wirklichkeit „Optimismus“ sein, dann sind die Tage des Parlamentarismus gezählt, dann ist die Zeit gekommen, das Heil im Eingreifen eines Heros zu suchen.

Und der Heros wird kommen, wehe aber jenem Volke, welchem dieser Heros ein Fremdling ist!

Ob mit oder ohne eigenes Zuthun, ob durch Initiative der Massen oder durch das Machtwort eines Halbgottes, der Krebsschaden der heutigen Gesellschaft muß geheilt oder ausgeschnitten werden! Und dieser Krebsschaden heißt Lüge.

Diesem kategorischen Imperative sei unser nächster Aufsatz gewidmet.





Neufchâtel unter der preußischen Herrschaft.

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

(Schluß.)

Nach den Ereignissen des Jahres 1833 war der innere Friede im Schweizer Bunde wieder hergestellt, und es folgte nun eine Aera des diplomatischen Notenwechsels der Großmächte mit der Schweiz, je nachdem deren gegenseitige Interessen mit einander in Berührung kamen. So z. B. betreffs der nach dem Attentat auf den Frankfurter Bundestag nach der Schweiz übergetretenen Polen und der revolutionären Flüchtlinge anderer Nationen. Es würde uns zu weit führen, die Streitigkeiten zu schildern, welche in den folgenden Jahren zwischen Neufchâtel und dem Schweizer Bunde, besonders hinsichtlich der gänzlich in Verfall gerathenen Militär-Organisation Neufchâtels entstanden. Neufchâtel blieb in permanenter Opposition und deckte sich mit der Souveränetät des Königs von Preußen.

In dieser Periode verschwand die liberale Presse Neufchâtels ganz, und die Liberalen beschränkten sich darauf, in den Journalen anderer Cantone zu Worte zu kommen.

Neufchâtel mußte dagegen hinsichtlich seines für den Bund zu stellenden Militär-Contingents den Forderungen des Bundes nachgeben und begann die Organisation desselben, bei welcher zwei Bataillone formirt und in die Artillerie und Cavallerie vorzugsweise Royalisten eingestellt wurden. Die Regierung beharrte jedoch in ihrer internationalen und antiliberalen Politik.

Im Jahre 1840 starb König Friedrich Wilhelm III., und die Souveränetät Neufchâtels ging auf seinen Nachfolger über, der sie in demselben Sinne, wie sein Vater, dem Lande gegenüber vertrat. Die gehoffte

Amnestie wurde nicht erlassen. Dagegen besuchte König Friedrich Wilhelm IV. bei Gelegenheit seiner Reise nach den Rheinlanden im Jahre 1842 Neufchâtel. Er wurde mit den größten Ehrenbezeugungen und Enthusiasmus empfangen, eine Anzahl von etwa achtzig Notabeln überreichte jedoch bei dieser Gelegenheit eine Petition, worin sie den König um die Vervollständigung des constitutionellen Systems durch die Controle der Einnahmen und Ausgaben und die Votirung des Staatsbudgets durch den gesetzgebenden Körper bat. Die Petition blieb unberücksichtigt, und der Besuch des überall festlich empfangenen Königs hatte nur den Erfolg, die royalistischen Anhänger in ihren Gesinnungen zu bestärken; jedoch wurden einige Summen im Interesse von Meliorationen des Landes bewilligt.

Das Finanzsystem des Landes hatte ebenso wenig wie seine politischen und socialen Zustände eine auf Gleichheit begründete Basis, Alles beruhte auf besonderen Rechten und Privilegien und hatte größtentheils seinen Ursprung in alten Feudalrechten. Die Abgaben hafteten seit der Feudalzeit auf dem Besitzthum und nicht dem Individuum; ebenso der der katholischen Geistlichkeit gegebene Zehnte. Bei allen Besitzveränderungen fielen dem Souverän 6% des Besitzwerthes zu. Der Verkauf des Salzes war Regierungsmonopol. Die Postverwaltung brachte der Regierung jährlich 60000 Francs, und erhebliche Einnahmen erwuchsen ihr aus den Brückenzöllen. Aus den letzteren drei Einnahmen geschah seitens der Regierung viel für die Verbesserung der Straßen.

Die Regierung war ferner bemüht, die Ungleichheit der öffentlichen Lasten möglichst zu beseitigen. Gewisse, nicht mehr zeitgemäße Privilegien der Bürgerschaft von Neufchâtel und Valangin wurden abgeschafft; die Abgaben von den dem Staat gehörenden Immobilien wurden geregelt und große Waldstrecken am Doubs zur Neubepflanzung angekauft, ferner der Getreidezehnte modificirt. Die Einnahmen der Regierung aus den erwähnten Abgaben, dem Ertrag der Forsten, des Fischfangs, den Strafgeldern &c. betrugen etwa 500000 Francs. Da keine Stempel- und Erbschaftssteuer, keine Zölle außer den genannten oder andere der unzähligen Hilfsquellen bestanden, mit denen sich die Verwaltungen anderer Länder zu helfen wissen, so zeigten sich bereits mehrere Jahre vor der Revolution von 1848 finanzielle Schwierigkeiten. Es wäre der Regierung leicht gewesen, dem gesetzgebenden Körper die Vorlage ihrer Einnahmen und Ausgaben, sowie ihres Mehrbedarfs zu machen, allein sie scheute das parlamentarische Finanzregime und vermied jeden Schritt in dieser Richtung.

Die Verwaltung war in der That eine sparsame, die Gehälter waren so gering, daß ihre Empfänger sich Nebeneinkünfte schufen, indem sie für jede besondere Arbeitsleistung besonders bezahlt wurden, was verderbliche Folgen für die Führung der Geschäfte hatte.

Als nach 1830 die Einnahmen aus den Feudalgefällen, der Postverwaltung und dem Salzmonopol stärkere Erträge geliefert hatten, geschah

Etwas für den öffentlichen Unterricht, den Wegebau, die Ausbildung, Bewaffnung und Ausrüstung der Milizen: immerhin aber erwies sich das Budget durch die Civilliste des Königs, welche zwei Francs pro Kopf der Bevölkerung und 1/5 des Budgets betrug, als zu hoch belastet; auch die 14000 Francs des Gouverneurs erschienen für das kleine Land in der That zu hoch.

Allein eine geregelte Finanzwirthschaft war so lange unmöglich, als sich die Controle des Budgets dem gesetzgebenden Körper entzog.

In der nun folgenden Periode der ultramontanen Reaction in mehreren Schweizer Cantonen trat Neufchâtel, in dem Bestreben, die Autorität der ihm verbündeten kleinen Cantone und deren aristokratisches Regiment zu unterstützen, auf die Seite derselben und für die Beibehaltung der Klöster und der Jesuiten ein; bei den hierdurch entstandenen Debatten in der Bundesversammlung trat jedoch die Unbilligkeit, daß die Stimme der kleinen Cantone ebenso viel wog, wie die der etwa sechs Mal größeren, grell zu Tage, und es entstand eine tiefe Spaltung zwischen den Schweizer Cantonen, die sogar in einigen bewaffneten Zusammenstößen ihren Ausdruck fand. Angesichts dieser sonderpolitischen Bestrebungen begann die liberale Partei in Neufchâtel sich wiederum zu regen, und ihre Bewegung fand in einer von 2000 Unterschriften bedeckten Petition um die Austreibung der Jesuiten bei der Bundesversammlung Ausdruck.

Allein die Neufchâteler Regierung berücksichtigte diese Bestrebungen nicht und lieh ihre Unterstützung dem, gegen Ende des Jahres 1848 geschlossenen Sonderbunde der katholischen Cantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis, welcher für die Beibehaltung der Klöster und der Jesuiten eintrat. Oesterreich und Frankreich unterstützten den Sonderbund mit ihrem Einfluß und selbst durch Waffenlieferung, und Neufchâtel mit Preußens Macht im Hintergrunde ließ in der Bundesversammlung erklären, daß die katholischen Cantone im Recht seien und, wenn angegriffen, das Recht, sich zu vertheidigen, hätten.

Eine allgemeine Kriegsrüstung der Sonderbundscantone fand nunmehr statt; allein die Waffen, welche ihnen durch Neufchâtel aus Frankreich zugehen sollten, wurden von den Neufchâteler Liberalen, „den Patrioten", aufgegriffen oder zurückgeschickt. Die Bundesversammlung sandte darauf einen Bundes-Commissar nach Neufchâtel, um die Acte seiner Regierung zu überwachen. Dieselbe verwies die Schweizer anderer Cantone, welche an der Wegnahme der Waffen theilgenommen hatten, unter dem Vorwande revolutionärer Händel, des Landes, formirte in Colombier ein Vertheidigungsbataillon, zunächst aus Royalisten, dann aus freiwillig Geworbenen und organisirte, bereits früher durch die liberal ausgefallenen Ergänzungswahlen zum gesetzgebenden Körper besorgt gemacht, überall den Widerstand der Royalisten gegen eine etwaige Erhebung der Liberalen, die übrigens zu jener Zeit nicht geplant wurde.

Am 4. October 1847 votirte die Bundesversammlung die Auflösung des Sonderbundes und berief die Bundescontingente ein. Die Situation wurde für die zwar nicht dem Sonderbunde selbst angehörende, aber auf dessen Seite stehende Regierung von Neufchâtel bedenklich, und Neufchâtel erhielt vom Bunde den Befehl, sein Contingent der Bundesarmee zur Verfügung zu stellen. Die Regierung entschloß sich jedoch, anstatt offen und mit den eigenen Kräften für den Sonderbund einzutreten, denselben indirect zu unterstützen, und verweigerte unter Zustimmung des gesetzgebenden Körpers bis auf die zwölf liberalen Stimmen dem Bunde das Contingent. Gleichzeitig veranstaltete sie im ganzen Lande Manifestationen, sowohl der Communen wie der Geistlichkeit und der Militärpersonen, welche erklärten, daß sie nicht gegen den Sonderbund marschiren würden. Ferner veranlaßte sie eine Proclamation des Königs, welche das Fürstenthum Neufchâtel und Valangin für neutral und unverletzlich erklärte; dieselbe wurde vom Bunde, der sich keine Verwickelungen mit Preußen zuziehen wollte, respectirt.

Die Truppen des Sonderbunds waren 40000 Mann stark, davon die Hälfte Landsturm, während die der übrigen Cantone 80—90000 Mann mit guter Ausrüstung zählten. Freiburg wurde von der Bundesarmee rasch genommen und damit ein Viertel der Streitkräfte des Sonderbundes lahm gelegt, ihm folgten Luzern und Zug, und diese Cantone gingen derart dem Sonderbunde rasch verloren. Der Rest desselben, die Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden, gingen bald darauf eine Capitulation ein, der sich alsdann noch Wallis anschloß. Innerhalb vier Wochen war der Feldzug beendet und der Sonderbund unterworfen.

Eine französische Intervention zu Gunsten desselben kam zu spät.

Die liberale Partei in Neufchâtel begann wieder Muth zu schöpfen und sich zu regen, sie glaubte die Gelegenheit zur Abschüttelung der preußischen Herrschaft benutzen zu können; allein vom Bunde, der jeden Conflict mit Preußen scheute, kamen Weisungen, sich ruhig zu verhalten. Neufchâtel mußte für seine Verweigerung des Bundescontingents 30000 Francs Strafe zahlen, welche den Verwundeten und den Wittwen und Waisen aus dem Kriege zugewandt wurden. Eine Steuer, die erste Finanzfrage, welche dem gesetzgebenden Körper zur Entscheidung vorgelegt wurde, wurde zur Aufbringung dieser Summe ausgeschrieben.

Die Jesuiten wurden nunmehr aus der Schweiz ausgewiesen, und man schritt zu einer Revision der Bundesacte. Es handelte sich dabei um einen dauernden Sitz der Bundesregierungsgewalt, ferner um die Schaffung einer Executivgewalt, die nicht einem einzelnen Canton übertragen war, und um die Repräsentation der einzelnen Cantone in der Bundesversammlung ihrer Größe und Bedeutung entsprechend, sowie um das zusammenhanglose Auftreten der Deputirten der einzelnen Cantone gemäß den Instructionen ihrer respectiven Regierungen und endlich um die Stellung Neufchâtels,

dessen monarchische Verfassung ein Hinderniß für die Entwickelung der Bundesinstitutionen bildete.

Die Royalisten Neufchâtels erklärten selbst, daß die Position des Landes nicht haltbar sei; allein sie konnten ihrer seit sechzehn Jahren befolgten Politik nicht untreu werden, man appellirte daher an die Großmächte, und ein Congreß ihrer Vertreter wurde nach Neufchâtel zusammenberufen.

In diesem Momente begann unter der liberalen Partei Neufchâtels eine lebhafte und tiefere Bewegung, und dieselbe constituirte sich zum ersten Male unter dem Beitritt von Mitgliedern aus fast sämmtlichen Gebietstheilen des Landes, beschloß die Gründung eines Parteijournals und die regelmäßige Abhaltung von Sitzungen der Delegirten der verschiedenen von ihr in's Leben gerufenen Localcomités.

Zu diesem Zeitpunkte des Jahres 1848 brach die Pariser Februar-Revolution aus, König Louis Philipp dankte ab, und Frankreich nahm die republikanische Staatsform an. Jetzt trieben die Ereignisse auch die gekräftigte liberale Partei in Neufchâtel zur Revolution. Das Land fühlte den Zwiespalt seiner Lage als schweizer Canton und gleichzeitig preußische Provinz; es wollte ferner nicht länger im Schlepptau der Jesuiten und der Klöster sein. In einem beträchtlichen Theil seines Gebiets, dem Weinlande, gaben die aus der Feudalzeit herrührenden zu hohen Abgaben Anlaß zum Mißvergnügen, man war ferner gegen die Adelsherrschaft eingenommen, was jedoch nicht ausschloß, daß einige Ehrgeizige sich unter den die Revolution Anstrebenden befanden, welche selbst herrschen oder in den Besitz eines lucrativen Amtes gelangen wollten.

In dieser Zeit erwachte wieder ein besonderes schweizerisches Nationalgefühl. In Schützen-, Sänger- und naturforschenden Gesellschaften, in den Militärschulen von Thun und in den Bundeslagern wurde dasselbe gepflegt und fand auch in Neufchâtel Anklang. Die Abneigung gegen die Regierung des Staatsraths und die Bewunderung für die liberale Partei, welche in Frankreich gegen die Reaction kämpfte, kamen hinzu. Bereits die Eindrücke der Juli-Revolution von 1830 in Frankreich und später die der Revolutionen in den verschiedenen schweizer Cantonen hatten ihrer Zeit die öffentliche Meinung in Neufchâtel erregt, und auch die Regierung beschäftigte sich mit der Nothwendigkeit einer Veränderung des politischen Systems.

Da traf die Nachricht von der Februar-Revolution und dem Sturze König Louis Philipps in Neufchâtel ein. Die Comités der Liberalen traten sofort zusammen, und Abgeordnete aller Communen vereinigten sich in La Chaux de Fonds am 1. März. In Locle wurde die Bundesfahne aufgepflanzt und durch bewaffnete Patrioten gegen die Organe der Regierung geschützt, und in La Chaux de Fonds unter allgemeiner Acclamation die Republik proclamirt. Im Val de Travers, in Couvet und Motiers griffen die Liberalen zu den Waffen.

Die Neufchâteler Regierung, welche über ein Bataillon und eine bespannte Batterie verfügte und mit dieser organisirten Truppe leicht und rasch den Aufstand hätte dämpfen können, sandte zunächst einen Regierungs-Commissar zur Beschwichtigung desselben nach La Chaux de Fonds, das dortige liberale Comité ließ denselben jedoch in Gewahrsam nehmen.

Der Staatsrath forderte ferner die Bürgerschaft von Neufchâtel und Valangin zu einem Aufruf an die regierungstreuen Bürger auf, jedoch vergeblich. Das ganze Land erklärte sich gegen die Regierung, und auch ihr letzter Schritt, die Sendung eines Commissars nach Bern, um von diesem Vorort des Bundes den Bundesbeistand zu erhalten, blieb ohne Erfolg. Das Bundesdirectorium versprach nur, Commissare nach Neufchâtel zu schicken.

Inzwischen hatten in allen Gebietstheilen Neufchâtels die Patrioten zu den Waffen gegriffen. In La Chaux de Fonds war eine starke Anzahl bewaffneter Aufständischer versammelt, eine geringere Zahl im Val de Saint-Imier und in Locle. Das Val de Travers verfügte über 6—700 Mann, so daß mehrere Tausend bewaffnete Aufständische und außerdem die Bevölkerung des Vignoble bereit zum Angriff gegen die Regierung waren.

Im Staatsrath zeigte nur ein einziges Mitglied, Perregoux, dem Aufstande gegenüber Energie und machte den sehr zweckmäßigen Vorschlag, mit den Regierungstruppen, deren Befehl Graf Alexander Pourtalès-Saladin übernommen hatte, auf Locle zu marschiren, dasselbe mit Hilfe der dortigen Royalisten zu unterwerfen und dann auf La Chaux de Fonds zu rücken und den Ort mit der Artillerie zu beschießen, bis er sich unterwerfe. Der Plan war gut und bot keine Schwierigkeit der Ausführung an und für sich; allein dieselbe bestand darin, daß die ganze Schweiz über die Haltung, welche Neufchâtel während des Sonderbund-Krieges beobachtet hatte, entrüstet war, und daß man von allen Seiten zur Unterstützung der besiegten Patrioten herbeigeeilt sein würde. Außerdem waren alle Regierungen, die cantonalen wie die auswärtigen, mit der überall ausbrechenden Revolution beschäftigt. Die Regierung von Neufchâtel beschloß daher, dem Aufstande nachzugeben und ihre Truppen zu entlassen, und sandte eins ihrer Mitglieder, Favarger, nach Berlin, um dort Meldung vom Zustand der Dinge in Neufchâtel zu machen, der Staatsrath aber ließ die Nachricht von seiner Abdankung verbreiten.

Inzwischen setzten sich auf das Drängen der Aufständischen von Saint-Imier die bei La Chaux de Fonds versammelten Patrioten am 1. März um 8 Uhr Morgens gegen Neufchâtel in Marsch, um das Schloß in Besitz zu nehmen.

Gleichzeitig versammelten sich die Delegirten aller Communen in La Chaux de Fonds, um sich mit der politischen Seite der Revolution zu beschäftigen. Sie bildeten nach vielfacher Weigerung der einzelnen dazu aus-

gewählten Mitglieder eine provisorische Regierung unter dem Präsidium Piagets, und dieselbe begab sich auf den Weg nach Neufchâtel.

Inzwischen war die Colonne der Aufständischen von La Chaux de Fonds nach Neufchâtel gelangt und hatte, von den dortigen Liberalen freudig begrüßt, das von den Regierungstruppen aufgegebene Schloß besetzt; einige Stunden später nahmen die Mitglieder der provisorischen Regierung Besitz vom Schloß und traten in ihre Functionen ein. Der Präsident forderte den Staatsrath auf, seine Entlassung einzureichen. Eine Proclamation an die Bevölkerung wurde erlassen, die den Wechsel notificirte. Die Regierungskraft wurde ordnungsmäßig übernommen. Die Stadt, in welcher Patrioten aus allen Theilen des Landes einzutreffen begannen, war ruhig. Den sämmtlichen Beamten der bisherigen Regierung muß das ehrenvolle Zeugniß ausgestellt werden, daß keiner seine dem Könige geschworene Treue verletzte und in den Dienst der provisorischen Regierung trat, und am Morgen des 2. März war dieselbe die einzige Behörde im Lande, und die Verwaltung und die Justiz functionirten nicht mehr. Die Regierung ernannte daher Commissare für die verschiedenen Landestheile, welche in jeder Commune ein provisorisches Verwaltungscomité organisirten.

Die Nachricht, daß der Staatsrath abgedankt habe, erwies sich jetzt als falsch, derselbe weigerte sich, eine Abdankungsurkunde zu unterzeichnen, und berief sich darauf, seine Gewalt nur in die Hände des Königs zurückgeben zu können. Er wurde darauf im Schlosse in Haft gesetzt.

Nach diesem Ereigniß beeilten sich die Bundes-Commissare, in Neufchâtel einzutreffen, wo sie mit Acclamationen empfangen wurden. Sie erkannten die provisorische Regierung an, und der Bund gab dem Umsturz der preußischen Herrschaft seine Sanction.

Der preußische Gesandte in Neufchâtel, Herr von Sydow, verließ, nachdem er einige vergebliche Besprechungen mit den Bundescommissaren gehabt, am nächsten Tage unter dem Rufe: „Es lebe der König!" Neufchâtel. Die immer noch beträchtliche royalistische Partei im Lande begann jetzt gegen die vollzogene Revolution zu agitiren, und die provisorische Regierung sah sich genöthigt, bewaffnete Colonnen das Land durchziehen zu lassen, um diese Agitation zu dämpfen und sich, wie z. B. in Locle, die Waffen der Royalisten ausliefern zu lassen.

Die provisorische Regierung, der der Schatzmeister der früheren, beiläufig bemerkt, nur acht Batzen und drei Kreuzer als Bestand der Regierungskasse überliefert hatte, hatte mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen; sie verfügte nur über die Einnahme aus den Feudalgefällen, dem Salzkammergut und der Postverwaltung, denn alle übrigen Einnahmezweige waren suspendirt. Einige Capitalisten unter den Liberalen machten jedoch der Regierung Vorschüsse, welche ihr zu wirthschaften gestatteten.

Dieselbe Regierung schritt nunmehr zur Wahl einer constituirenden

Versammlung. Die Royalisten begingen dabei den Fehler, sich völlig der Wahl zu enthalten. Dagegen behielten sie ihren Einfluß auf die Bürgerschaft von Neufchâtel bei, und derselbe vermochte erst durch eine von der provisorischen Regierung bewerkstelligte Revolution innerhalb dieser Bürgerschaft gebrochen zu werden.

Die Berliner Regierung überließ das Fürstenthum zunächst seinem Schicksal, da sie selbst durch die März-Revolution vollauf in Anspruch genommen war, und die von den Neufchâteler Royalisten abgesandten Delegirten gelangten nicht bis zum König. Am 5. April trat die constituirende Versammlung zusammen. Dieselbe wurde zuerst von der provisorischen Regierung sehr bevormundet, machte sich jedoch bald von diesem Einflusse frei und beschäftigte sich zunächst mit dem ausführlichen politischen Bericht über die Maßregeln der provisorischen Regierung und zwar besonders mit deren finanziellem Theil. Es ergab sich eine Schuldenlast von zwei Millionen Francs, welche im Lande gewaltige Aufregung hervorrief. Eine Commission wurde mit der Prüfung des Berichts beauftragt; dieselbe ergab, daß ein Theil dieser Schuld illusorisch sei, und die Commission schlug vor, hinsichtlich der Ausgaben für die von Neufchâtel gehaltene Soldtruppe und für die Verschleuderung der Bestände des Zeughauses sich an die Mitglieder des früheren Staatsraths zu halten. Dieser Vorschlag rief mannigfache Controversen hervor und endete mit dem Beschluß der Versammlung, die früheren Staatsräthe durch einen nationalen ad hoc gewählten Gerichtshof aburtheilen zu lassen.

In diesem Moment traf eine Cabinetsordre aus Berlin ein, in welcher der König, indem er die ihrem Eide treugebliebenen Neufchâteler belobte und ihnen für die Zukunft eine Intervention versprach, welche der Zustand Europas momentan nicht gestattete, dieselben, ohne sie ihres Eides zu entbinden, autorisirte, an den Geschäften des Landes Theil zu nehmen. Jetzt erklärten die Mitglieder des Staatsraths, ihrer Function entbunden zu sein, und verlangten, in Freiheit gesetzt zu werden.

Die constituirende Versammlung votirte endlich nach langen Debatten die Freilassung der Staatsräthe und gab ihnen zehn Tage Zeit, die Bilanz der Finanzen aufzustellen.

Soweit gingen die Patrioten und die Organe der neuen Regierung in Einigkeit vor; allein bald bildete sich die sogenannte „patriotische Vereinigung", welche sich von der Masse der Republikaner abzweigte, um zunächst der provisorischen Regierung, alsdann dem Staatsrath Opposition zu machen. Dieselbe bildete in jeder Commune eine Section, und ihre Anhänger zählten bald nach Tausenden. Nur ein einziger royalistischer Deputirter befand sich in der constituirenden Versammlung, der in derselben eine gewisse Stellung einnahm, und der, wenn er von etwa 24 royalistischen Mitgliedern unterstützt worden wäre, beträchtlichen Einfluß hätte gewinnen können.

Die gesetzgebende Versammlung beschäftigte sich nun nicht nur mit der Ausarbeitung der Verfassung, sondern auch mit den Verwaltungs- und Finanzangelegenheiten und der inneren Ordnung des Landes, und die provisorische Regierung ließ die royalistischen Agitatoren verhaften und hielt sie eine Zeit lang gefangen. Ferner unterdrückte sie das royalistische Journal „Le Neufchâtelois", was die royalistische Partei zu einer mit etwa 2000 Unterschriften unterzeichneten Petition um Preßfreiheit veranlaßte.

Die Verfassung des Cantons wurde der Hauptsache nach in der Gestalt eines Entwurfs der provisorischen Regierung angenommen, die finanziellen Lasten durch Ablösung der alten Feudalabgaben gleichmäßiger vertheilt, und die constituirende Versammlung auf vier Jahre zum ersten „großen Rath" der Republik erklärt, und die royalistische Partei, die, wie wir sahen, nur durch ein Mitglied in ihr repräsentirt war, durch diese Maßregel völlig lahm gelegt.

Hierauf trennte sich die constituirende Versammlung bis zur allgemeinen Abstimmung der Bevölkerung über ihren Verfassungs-Entwurf.

Die royalistische Partei setzte jetzt alle Hebel in Bewegung, um diesen Entwurf scheitern zu machen, jedoch ohne Erfolg; denn derselbe wurde mit einer Majorität von 5813 Stimmen gegen 4395 Stimmen vom Lande angenommen und mit einer ähnlichen Majorität die Bestimmung, daß die erste constituirende Versammlung auf vier Jahre den großen Rath der Republik bilden sollte. Durch diese Voten wurde die Revolution legalisirt.

Die constituirende Versammlung trat in einer kurzen Sitzung nochmals zusammen, publicirte die Verfassung, verfügte die erforderlichen Ernennungen und ernannte die Mitglieder des Staatsrathes.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen vollzog sich eine Reorganisation der Institutionen der Bürgerschaft der Stadt Neufchâtel auf republikanischer Grundlage, und die Oligarchie derselben wurde unter allgemeinem Beifall des Landes gestürzt.

Die neue Regierung beschäftigte sich nun eingehend mit der Organisation der verschiedenen Zweige der Verwaltung, erhöhte die Gehälter der höheren Verwaltungsbeamten und ernannte statt der früheren Chefs der Gerichtshöfe Präfecten für die Verwaltung, so daß Justiz und Verwaltung völlig getrennt wurden. Demnächst schritt sie zur Regelung der Finanzen. Die Ablösung der Feudallasten hatte eine Verminderung der Einnahmen um 10000 Lires im Gefolge, allerdings kamen die bisher jährlich nach Berlin gesandten 20000 Lires dafür in Zugang, allein die Verinteressirung der Staatsschuld forderte jährlich 27000 Lires; man schritt daher zur Ausschreibung einer Steuer zur Tilgung der alten Staatsschuld, und es gelang, dieselbe durch Verminderung der Schuld an die Kammer der Kirchengüter und der für die Akademie, sowie verschiedene öffentliche Dienstzweige auf die Hälfte herabzusetzen, eine Maßregel, die jedoch keine be-

sondere Erleichterung für das Land war, da die Ansprüche dieser Dienstzweige fortdauerten. Alles in Allem ergab sich ein Deficit von 89000 Lires, welches durch die erwähnte Steuer beseitigt werden sollte.

Zu der nunmehr vorzunehmenden neuen Militär-Organisation bedurfte man eines ganz neuen Offiziercorps, da die früheren Offiziere absolut königstreu blieben. Dasselbe erhielt in Bern und Neufchâtel seine Ausbildung.

Zur Beschäftigung der durch die — in Folge der französischen Revolution — eingetretene industrielle Krisis brotlos gewordenen Arbeiter decretirte der große Rath den Bau wichtiger Chausseen.

Die Strafgesetzgebung, welche noch zahlreiche Bestimmungen der „Carolina" enthielt, wurde einer Revision unterzogen, und die Peitsche, das Brandmal, das Halseisen und der Pranger wurden abgeschafft. Die Todesstrafe, die Nachforschung der Vaterschaft und die Zwangsheirathen blieben in Kraft.

Im Monat Mai schritt die Bundesversammlung zu einer Revision der Bundesverfassung, und die neue, von Kern ausgearbeitete Constitution des Schweizer Bundes hielt die Mitte zwischen der übertriebenen Centralisation der helvetischen Constitution und dem zu weit gehenden Cantonsystem des Vertrages von 1815. In Neufchâtel wurde diese Constitution ebenso wie in den übrigen Cantonen und ohne daß die royalistische Partei einen Versuch, es zu verhindern, gemacht hätte, angenommen.

König Friedrich Wilhelm IV. protestirte wiederholt energisch gegen die einseitige Aufhebung seiner Rechte und auch das, von sämmtlichen Großmächten 1852 unterzeichnete Londoner Protokoll erkannte auf Grund des Vertrages von 1815 das Recht des Königs von Preußen auf Neufchâtel, sowie auf die Wiederherstellung seiner Autorität an, so daß diese Angelegenheit ihren drohenden Charakter für die Schweiz behielt.

Diese Anerkennung hatte die Erwartungen der royalistischen Partei wieder gehoben, und dieselbe begann sich zu rühren; als aber einige Jahre später auf dem Pariser Congreß Preußens Erinnerung an Neuenburg ohne jede Folge blieb, erlosch ihre Hoffnung auf fremden Beistand, und sie kam zu dem Entschluß, sich selbst zu helfen.

Einige ihrer Führer gingen nach Berlin und legten dort, wie Sybel, dem wir hier zum Theil wörtlich folgen, berichtet, mehreren einflußreichen Personen vertraulich ihre Pläne vor. „Der Minister von Manteuffel rieth dringend ab; der König verhielt sich schweigend. Sie nahmen dies Schweigen für Zustimmung, und in der Nacht auf den 3. September setzten sich zwei kleine Colonnen unter Oberstlieutenant Meuron und den Grafen Friedrich und Ludwig von Pourtalès in Bewegung, überraschten und besetzten das Neuenburger Schloß, verhafteten die Behörden und ließen am Morgen ihre Manifeste zur Herstellung der königlichen Regierung in das Land gehen. Allein der Aufstand war ungenügend vorbereitet, und es kam zu keinem Zusammenwirken der royalistisch gestimmten Ortschaften. Um so

lebhafter aber erhob sich die republikanische Partei in la Chaux de Fonds und Val de Travers, sowie die neuen Bürger des ganzen Cantons. Auch etwas eidgenössisches Militär war zur Hand, und bereits am 4. September wurden Meuron und die Pourtalès mit den Ihrigen überwältigt und die royalistische Bewegung aller Orten erstickt. Zwei Commissare des eidgenössischen Bundesraths eilten aus Bern herbei; etwa 5000 Mann Aargauer und Waadtländer Milizen nahmen das kleine Land in militärischen Gewahrsam, eine Menge Verhaftungen folgten, und 66 Gefangene wurden, des Hochverraths angeklagt, vor einen eidgenössischen Staatsgerichtshof verwiesen. Die nicht inhaftirten Royalisten erhielten starke Einquartierung, deren Ernährung auch wohlhabende Männer ruinirte und die kleinen Bauern binnen Kurzem an den Bettelstab brachte.

Die Kunde von diesen Vorgängen traf das Herz König Friedrich Wilhelms IV. in erschütternder Weise. Er sandte sofort Briefe an die Souveräne Rußlands, Frankreichs, Englands und Oesterreichs mit der dringenden Bitte, seine Aufforderung an die Schweiz um bedingungslose Freilassung der Gefangenen zu unterstützen. Allein seiner Bitte folgten nur mehr oder weniger ausweichende und zur Aufgabe Neuenburgs rathende Antworten. England rieth ihm speciell, durch schleunigen Verzicht auf seine Souveränetät über Neuenburg die Freiheit der Gefangenen zu erkaufen. Auch der schweizerische Bundesrath lehnte die Niederschlagung des Processes ab, wenn der König nicht vorher alle Rechtsansprüche auf Neuenburg aufgebe. Die Schweiz fühlte sich bei diesem Act des Neuenburger Volkswillens im Rechte und meinte, gegen Drohungen mit Waffengewalt würde das Schweizer Volk sich erheben wie ein Mann.

So ließ man den Proceß gegen die Gefangenen ungehindert seinen Gang gehen. König Friedrich Wilhelm IV. erkannte bald, daß in dem Neuenburger Falle der Schwerpunkt der Entscheidung bei Kaiser Napoleon liege. Er machte sich mit dem Gedanken, auf Neuenburg zu verzichten und darüber mit den Großmächten in's Einvernehmen zu treten, vertraut, beabsichtigte sich jedoch unter keinen Umständen vor der bedingungslosen Freilassung der Gefangenen auf eine Unterhandlung einzulassen. Ließen ihn die Mächte hierbei im Stich, so wollte er durch preußische Truppen Basel und Schaffhausen als Faustpfand bis zur Erfüllung seiner gerechten Forderung in Besitz nehmen. Er richtete einen zweiten, eigenhändigen Brief an Napoleon, dessen Inhalt uns den gewaltigen Unterschied der Stellung des heutigen Preußens resp. Deutschlands Frankreich gegenüber im Vergleich zu damals vergegenwärtigt.

„Der Ton meines officiellen Schreibens an Ew. Majestät," schrieb, wie Sybel berichtet, der König, „war kalt und ermangelte der warmen Sprache, die mein Herz und mein Vertrauen zu Ew. Majestät mir vorschrieben. Der Augenblick ist gekommen, wo es von Ew. Majestät abhängt, einen ergebenen und für jede Probe zuverlässigen Freund zu gewinnen,

einen Bewunderer der großen Fähigkeiten, welche Europa Sicherheit und Frieden wiedergegeben haben."

Nachdem er darauf die Trefflichkeit und das Elend seiner mißhandelten Getreuen geschildert, erklärte er, daß er für sie im schlimmsten Falle den Krieg nicht scheuen würde, er wisse, daß der Kaiser ihm im Augenblick des Sieges in den Arm fallen könnte, er fürchtete dies aber nicht; umsomehr würde er den Mächten gegenüber zu jeder mit der Ehre verträglichen Concession bereit sein. Er schließt dann mit dem Satze: „Ich schreibe diesen Brief mit blutendem Herzen, Thränen in den Augen."

Im Berliner Cabinet liebte man solche Herzensergüsse des Königs über politische Fragen nicht sehr: dies Mal aber erfüllte das Schreiben seinen Zweck.

Napoleon war, wie die Kaiserin Eugenie dem Fürsten Hatzfeld mittheilte, durch dasselbe gerührt worden und sagte seinen Beistand zu. Ein amtliches Schreiben erging aus Paris nach Bern, welches die Schweiz zur Nachgiebigkeit hinsichtlich der Aufhebung des Processes dringend aufforderte. Dann würde Napoleon der Schweiz zur Lösung der ganzen Lage behilflich sein. Im Weigerungsfalle aber, ließ Graf Walewsky dem Bundesrathe sagen, werde Preußen mit Unterstützung der süddeutschen Staaten eine Armee in die Schweiz einrücken lassen.

Allein der Bundesrath und die öffentliche Meinung in der Schweiz reagirten nicht auf die französisch-preußischen Vorstellungen, da einmal die öffentliche Meinung in Frankreich wie in Deutschland sich auf die Seite der Schweiz gestellt hatte, und da ferner von den übrigen Großmächten nur Rußland die französische Forderung warm unterstützte. Die Antwort des Bundesraths auf die französischen Forderungen ging dahin, daß die Freilassung der Gefangenen erst nach dem Beginn einer Unterhandlung erfolgen könne, deren Grundlage der Verzicht des Königs auf Neuenburg sei.

Der König rief darauf den Bundestag an und stellte den Antrag auf Beitritt des Bundes zum Londoner Protokoll und auf Forderung der Freilassung der Gefangenen im Namen des Bundes. In den Motiven des Antrags wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß die einzelnen Regierungen eintretendenfalls den preußischen Truppen den Durchzug verstatten würden. Zwar wurde die Forderung der Freilassung der Gefangenen im Namen des Bundes von diesem angenommen, allein der österreichische Gesandte Graf Buol legte überall in Bern, Süddeutschland und Frankreich den preußischen Wünschen Hindernisse in den Weg, so daß der Schweizer Bundesrath das Ansuchen des Bundestags zurückwies.

In diesem Zeitpunkt war es dem damaligen preußischen Bundestagsgesandten Herrn von Bismarck vorbehalten, das richtige Mittel zur Lösung der heiklen Frage, deren Peripetien wir hier nicht sämmtlich ver-

folgen können, anzugeben, indem derselbe in einer Conferenz mit dem Ministerpräsidenten Manteuffel und dem Grafen Hatzfeld zum energischen Beginn von Kriegsrüstungen rieth. In der That wurden verschiedene, eine Mobilmachung vorbereitende Anordnungen getroffen und bestimmt, daß jedes der 9 Armeecorps eine Division nebst deren Landwehr zu dem Feldzuge gegen die Schweiz abgeben sollte, im Ganzen ergab dies etwa 160000 Mann, von denen sechs Divisionen Schaffhausen und Basel besetzen und drei eine Reservestellung einnehmen sollten. Militärbevollmächtigte gingen nach Darmstadt und Karlsruhe, nach Stuttgart und München, um die Unterbringung und Verpflegung der preußischen Truppen zu regeln. Am 17. December brachte ferner der Moniteur eine scharfe Note, welche die Haltung der Schweiz ernstlich mißbilligte und Preußen Recht gab. Die süddeutschen Regierungen genehmigten trotz des Hintertreibens Oesterreichs den Durchmarsch der preußischen Truppen, und man gewann in der Schweiz die Ueberzeugung, daß derselbe unmittelbar nach dem 15. Januar preußischerseits erfolgen werde. Da entschloß sich der Bundesrath, in aller Eile mehrere Miliz-Divisionen einzuberufen und an die Grenze vorzuschieben, aber dann sank die Kriegslust der Schweizer völlig in sich zusammen. Aus Neufchâtel desertirten 1500 Soldaten, um nicht gegen ihren König fechten zu müssen. Die übrigen Cantone aber entwickelten geringen Eifer zum Kampfe gegen Preußen, nur der Führung eines Processes gegen 60 Royalisten halber. In diesem Moment wiederholte Napoleon seine Forderung der Freilassung der Gefangenen, und nunmehr erst stellte der Bundesrath, ohne Erwähnung der preußischen Armee, bei der Bundesversammlung den Antrag auf Erfüllung der französischen Wünsche, und die Versammlung sprach kurz vor Ablauf des preußischen Termins am 15. Januar ihre Genehmigung aus.

Zur völligen Regelung der Neufchâteler Frage betrieb Napoleon den Zusammentritt einer Conferenz der Grenzmächte und der Schweiz in Paris. Dieselbe trat am 5. März zusammen, und Preußen verlangte auf derselben die Fortführung des Titels eines Fürsten von Neuenburg und Grafen von Valangin für den König, sowie die Zahlung von zwei Millionen Francs als das der früheren jährlichen Neuenburger Civilliste von 100000 Francs entsprechende Capital. Ferner den Schutz der Royalisten, vollständige Amnestie für alle politischen Vergehen vor und seit dem September-Ereigniß, Uebernahme aller durch dieses entstandenen Kosten auf die Eidgenossenschaft, so daß Neufchâtel und dessen Einwohner nur pro rata wie alle anderen Cantone dazu beitrügen; Rückgabe der seit 1848 säcularisirten Kirchengüter in Neuenburg an die frühere kirchliche Verwaltung, Sicherstellung aller milden Stiftungen und Vermächtnisse im Lande, endlich nach Ablauf eines Jahres Berufung einer constituirenden Versammlung in Neufchâtel, gewählt allein durch die alteingesessenen Bürger unter Ausschluß der Neuzugezogenen.

Die Großmächte modificirten jedoch diese Forderungen wesentlich; der Artikel über die Constituante wurde gestrichen, die Kirchengüter sollten dem Staat verbleiben, aber die Kirchen für die Einkünfte derselben entschädigt werden. Die Geldentschädigung wurde auf eine Million herabgesetzt. Friedrich Wilhelm IV. trat nach einigem Zögern unter Verzicht auf jede Geldabfindung dem Vertragsentwurf der Großmächte am 26. Mai bei.

Seitdem hat sich der Canton ungestört und friedlich entwickelt. Doch führten Verfassungsänderungen, kirchliche Fragen und die große Politik der herrschenden radicalen Partei, sowie Eisenbahnangelegenheiten zu manchen Streitigkeiten im großen Rath und Parteiverschiebungen im Volke. Die wichtigsten Ereignisse der letzten Jahre waren die 1879 trotz des lebhaften Widerstandes der Radicalen erfolgte Annahme des facultativen Referendums, die Verfassungsrevision von 1882, durch welche die Initiative des Volkes zu Gesetzen 2c. eingeführt wurde und der 1884 vom Volke beschlossene Rückkauf der Bahnlinie Neufchâtel-Locle.

Die eigenartige politische Sonderstellung Neufchâtels hatte dasselbe über ein halbes Jahrhundert hindurch zu einer Schaukel-Politik veranlaßt, welche vorzugsweise darin bestand, der Gefahr auszuweichen, indem die Regierung die Souveränetät des mächtigen Preußen vorschob. Diese Politik hatte man 1792 und 1793 verfolgt, als Preußen im Kriege mit Frankreich begriffen war; man hatte sich bei dieser Gelegenheit als schweizerisch erklärt. 1798 hatte man sich darauf, als das Directorium der französischen Republik dem Schweizer Bunde den Krieg erklärte, für preußisch erklärt. 1833 ist Neufchâtel schweizerisch, um die Intriguen des Convents von Sarnen zu begünstigen. Als jedoch die Bundestruppen es zwingen wollten, seinen Sitz in der Bundesversammlung einzunehmen, läßt es den preußischen Gesandten interveniren. Es ist dagegen wieder schweizerisch, um die Beibehaltung der Klöster und die Installation der Jesuiten in Luzern zu unterstützen, sowie zur Aufrechthaltung des Sonderbundes, obgleich es nicht wagt, sich demselben anzuschließen; allein als dieser Bund das Bundesband zu zerreißen droht und von den bundestreuen Cantonen angegriffen wird, stellt es sich weder auf die eine noch die andere Seite, sondern läßt sich durch den König von Preußen für unverletzlich erklären.

Die politische Situation Neufchâtels wurde, da man gegenüber den republikanischen Umwälzungen und Institutionen der übrigen Cantone und des Schweizerbundes überhaupt das monarchische Princip um jeden Preis erhalten wollte, zu einer unhaltbaren.

Preußen aber that gut, eine seinen staatlichen Interessen ideell und räumlich so fernstehende Bevölkerung ihres Unterthanenverhältnisses schließlich zu entbinden und der Zwitterstellung einer Oberhoheit über ein zu einem

fremden Staate gehörendes Fürstenthum zu entsagen, und das um so mehr, da es in der Schweiz keine irgend wie in Betracht kommenden politischen Interessen zu vertheidigen hatte und da für seine Monarchen deren ziemlich problematische Souveränetät über Neufchâtel, sowie die von diesem Fürstenthum bezogenen Staats-Revenuen kein einer ernstlichen Vertheidigung werthes Object zu bilden vermochten.

Quellen: Boyve, Annales historiques du comté de Neuchâtel et Valangin; Benoit, le canton de Neuchâtel; Innod, Histoire populaire du pays de Neuchâtel; Majer, Geschichte des Fürstenthums Neufchâtel und Grandpierre, Histoire du canton de Neuchâtel, sowie Sybels Geschichte der Begründung des deutschen Reichs.





Sinnestäuschungen.

Ein erkenntnißtheoretisches Capitel.

Von

Friedrich Wegmüller.

— München. —

Das Gebiet der sogenannten Sinnestäuschungen ist bekanntlich eines der interessantesten und problemreichsten für die verschiedenen Zweige der Psychologie, für die des normalen Geisteslebens nicht minder wie für die Psychologie des Anormalen. Die zahllosen akustischen, optischen und Temperatur-Täuschungen, denen wir auch im normalen Zustande so oft unterliegen, bieten den Forschern dieser einzelnen Sinnesgebiete reichliche Ausbeute, indem diese hier von Fall zu Fall die besonderen Umstände festzustellen suchen, welche hier die Unrichtigkeit des auf Grund der Sinneswahrnehmung gefällten Urtheils bedingen; der Psychiater wird in dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein bestimmter und constanter Sinnestäuschungen — Hallucinationen — eine der wichtigsten Stützen, oft die Grundlage seiner Diagnose sehen; nicht minder pflegen diese Täuschungen, namentlich ihre letztere Abart, von der Gehirnphysiologie zur Erläuterung ihrer Theorien über die den Bewußtseinsphänomenen entsprechenden Gehirnprocesse verwerthet zu werden.

In noch weit höherem Maße aber nimmt selbstverständlich an den „Sinnestäuschungen" der *erkenntnißtheoretische* Zweig der Psychologie Interesse, also jene Wissenschaft, welche sich ja gerade die erschöpfende Analyse unserer Denkvorgänge, unseres Urtheilens und Erkennens, damit aber auch der Natur von Wahr und Falsch, „richtigem" und „getäuschtem" Urtheil zur Aufgabe gesetzt hat. Was ist, so lautet die Frage der Erkenntnißtheorie bei diesem Gegenstande, der Sinn und die eigentliche Meinung des Begriffs „Sinnestäuschung"? Sind es wirklich die Inhalte der Sinne, in

Bezug auf welche von einer „Täuschung“ gesprochen werden kann, oder sind es nicht vielmehr anderweitige Inhalte des Bewußtseins — Urtheile, Erwartungen, Phantasievorstellungen? Und wie es sich auch damit verhalten mag: lassen sich nicht vielleicht aus diesem besonderen Falle falscher Urtheile, der in den „Sinnestäuschungen“ unzweifelhaft vorliegt, weitere Erkenntnisse allgemeinerer Art ableiten, die die Grundfrage aller Erkenntnißtheorie: unter welchen Bedingungen nennen wir allgemein unsere Urtheile „wahr“, unter welchen „falsch?“ — zur Entscheidung zu bringen geeignet sind?

Betrachten wir zur Erledigung der ersten Frage einige Fälle, in denen eine Sinnestäuschung nach dem üblichen Sprachgebrauch unzweifelhaft vorliegt. Typisches Beispiel wäre etwa eine Gehörshallucination. Jemand vernimmt in unmittelbarer Nähe einen Laut, in dem er eine menschliche Stimme zu erkennen glaubt, und fällt infolge dessen das Urtheil: „Hier sprach ein Mensch.“ Er geht auf die Stelle zu, von der der Laut herzukommen schien, findet aber zu seiner Verwunderung nirgends ein menschliches oder sonstiges Wesen vor; er ist somit unzweifelhaft einer „Sinnestäuschung“ zum Opfer gefallen.

Oder nehmen wir eines jener zahllosen Beispiele der sogenannten: „optischen Täuschungen“, jener Fälle also, in denen sich die Täuschung auf unsere Schätzung räumlicher Ausdehnungen und Abstände bezieht. Schneiden wir auf den Schenkeln eines rechten Winkels zwei gleiche Strecken ab, so erscheint bekanntlich die lothrechte Strecke erheblich länger als die wagerechte; eine Allee geradlinig angeordneter Bäume, deren gleiche Größe uns aus der Erfahrung bekannt ist, scheint trotzdem mit zunehmender Entfernung kleiner und kleiner zu werden; ein nahes Haus scheint den entfernten Berg, trotzdem uns die thatsächliche Größe der Objecte keinen Augenblick zweifelhaft ist, erheblich zu überragen. Also auch hier würden wir, wenn nicht anderweitige Erfahrungen berichtigend einträten, auf Grund der Sinneswahrnehmung zu einer Täuschung über die Größe und Entfernung der gesehenen Objecte gelangen, eine Sinnestäuschung, genauer gesprochen eine „optische Täuschung“, läge vor.

Oder denken wir an die berühmte Täuschung, die uns Sonne und Sternenhimmel Tag und Nacht vorzumachen nicht müde werden: immer wieder sehen wir sie sich von Osten nach Westen um die Erde drehen, während uns doch jeder Abc-Schütze belehren kann, daß in Wahrheit eine Drehung der Erde in umgekehrter Richtung um ihre eigene Achse stattfindet. Das wahre Musterbeispiel einer „Sinnestäuschung“.

Sehen wir indeß genauer zu. Unzweifelhaft haben wir in jedem unserer Beispiele auf Grund bestimmter Sinneswahrnehmungen ein bestimmtes Urtheil gefällt, das theils durch die Erfahrung, theils durch eine bestimmte Theorie — Achsendrehung der Erde — als unrichtig erwiesen wurde; insofern hat in allen Fällen eine T ä u s c h u n g thatsächlich stattgefunden. Die Frage ist nur, ob dieses getäuschte Urtheil nur den thatsächlich gegebenen

Inhalt unserer Sinne, oder ob es nicht vielleicht daneben auch noch andere Inhalte des Bewußtseins umfaßte, ob sich somit die Täuschung auf den Inhalt unserer Sinne oder auf jene möglicherweise an diesen associirten Denk- und Phantasieinhalte bezog.

Wenn das Kind auf dem Tische eine weiße Gesichtsempfindung in einer gewissen Form wahrnimmt und nun auf Grund seiner früheren Erfahrungen das Urtheil fällt: „Dies ist Zucker,“ so kann es bekanntlich sehr unlieb enttäuscht werden; was es für Zucker gehalten und dementsprechend mit der Erwartung eines süßen Geschmackes in den Mund gesteckt hat, kann sich als Kreide, ein Steinsalzwürfel oder sonst ein vom Zucker sehr verschiedener Körper erweisen. Der Grund der Täuschung liegt hier auf der Hand: das Urtheil: „Dies ist Zucker,“ entsprach nicht der Sinneswahrnehmung, die ihren adäquaten Ausdruck vielmehr in dem Urtheile: „Dies ist weiß,“ gefunden hätte; indem das Kind den weißen Gesichtsinhalt als Zucker beurtheilt — einerlei, ob es das Wort „Zucker“ bereits kennt oder nicht, — war seinem Geist gleichzeitig auch in Form eines Erinnerungsbildes die Wahrnehmung des süßen Geschmacks gegenwärtig, die es früher des Oefteren mit einer solchen weißen Gesichtsempfindung zusammen gemacht hatte, und die es nun auch mit dem Vorliegenden zu machen erwartet. Sein Urtheil umfaßte also gegenwärtigen Sinnesinhalt plus einem Erwartungsurtheile oder, psychologisch gesprochen, einem Phantasieinhalt; denn jedes Erwartungsurtheil ist selbstverständlich nicht ein der Sinnesempfindung, sondern ein der Phantasie angehöriger Bewußtseinsinhalt. Diese Erwägung gilt allgemein; wir gehen, so oft wir von einem gegebenen Sinnesinhalt — weiß, hart u. s. f. — auf ein Object schließen — in unserm Falle Zucker, — stets über den Inhalt der Sinnesempfindung hinaus. Durch den Begriff des Zuckers fassen wir ja, wie mit jedem Begriffe eines „Dinges“, einen Complex von Sinneswahrnehmungen zusammen, die uns alle auf einmal nie gegeben sind; wir sehen niemals Zucker oder Salz, sondern stets nur Weiß in bestimmter Anordnung der gefärbten Flächen, wir hören nie einen Menschen, sondern stets nur bestimmte Klänge und Geräusche, wir riechen nie eine Rose, sondern stets nur einen bestimmten Duft. Der Complex von Sinneswahrnehmungen, der den Begriff des Zuckers, des Menschen, der Rose ausmacht, ist dem einzelnen Sinn niemals ganz gegeben, derselbe muß vielmehr stets durch die Phantasie ergänzt werden, wie denn schon Aristoteles wußte, daß die Dinge der realen Welt keine φαινόμενα, sondern νοούμενα, keine „Sinnendinge“, sondern „Gedankendinge“ sind. Wenn wir also in den obigen Fällen auf Grund der Wahrnehmung eines Sinnes die Urtheile abgaben: „Ich sehe Zucker“, „Ich höre einen Menschen“, „Ich rieche eine Rose“, so können diese Urtheile keinen anderen Sinn haben als den, daß wir mit den gegebenen auch die übrigen Sinneswahrnehmungen zu machen erwarten, deren erfahrungsmäßiges Verbundensein uns den Anlaß zur Bildung des betreffenden „Dingbegriffes“ Zucker, Mensch, Rose

u. s. f. gab. So geht jedes Urtheil, in dem wir auf Grund einer Sinneswahrnehmung über die Existenz eines „Dinges“ eine Aussage machen, über diese Sinneswahrnehmung hinaus. Thatsächlich fällen wir aber fast nur Urtheile über solche „Dingbegriffe“; was uns nicht wundern kann, wenn wir bedenken, daß es uns in der Praxis des Lebens nicht an sich um die einzelnen Sinnesinhalte, wohl aber um die „Dinge“ im obigen Sinne zu thun ist. Welcher Art aber dieses Hinausgehen über den thatsächlichen Sinnesinhalt ist, lassen unsere Ausführungen wohl erkennen; es werden an die gegebene Sinneswahrnehmung auf Grund früherer Erfahrungen Erwartungsurtheile associirt, die selbstverständlich, wie alle Erwartungsurtheile, in Erfüllung gehen oder getäuscht werden können. Jede Täuschung dieser Art ist also eine Enttäuschung.

Genau dasselbe ist aber bei den im engeren Sinne sogenannten Sinnestäuschungen der Fall. Hätten, in den oben angeführten Beispielen von solchen, die Urtheile nur die thatsächlichen Inhalte der Sinne zum Ausdruck gebracht, hätten sie also gelautet: Ich habe eine Gesichtsempfindung, die der eines Menschen entspricht; ich sehe die erste Strecke größer als die zweite, ich sehe die Bäume mit der Entfernung kleiner werden, das Haus größer als der Berg; die Sonne und der Sternenhimmel drehen sich für mein Auge von Osten nach Westen — so wären diese Urtheile offenbar richtig, von einer „Sinnestäuschung“, von einer Täuschung überhaupt könnte keine Rede sein. Der Irrthum, der sich in Bezug auf die thatsächlich gefällten Urtheile ergab, bestand auch hier in der Nichterfüllung der an die Sinneswahrnehmung associirten Erwartungsurtheile, im ersten Fall, daß wir die Gesichtswahrnehmung eines Menschen machen würden, im zweiten Falle, daß die bei besonderer Constellation verschieden groß gesehenen räumlichen Ausdehnungen auch bei der Messung mit dem Maßstab verschiedene Größe zeigten. Auch das dritte Beispiel macht hiervon keine Ausnahme: wenn wir auf Grund der Thatsache, daß sich die Sonne und der Sternenhimmel für unser Auge von Osten nach Westen bewegen, das Urtheil fällen: „Die Sonne und die Sterne bewegen sich wirklich von Osten nach Westen“, so ist in dieser unwissenschaftlichen Theorie der besprochenen Bewegungen das Erwartungsurtheil involvirt, daß dieselbe allen Erscheinungen der siderischen Bewegungen gegenüber Stand halten werde. In dem Augenblicke, wo sich dieses Erwartungsurtheil als getäuscht erwies, mußte diese Theorie der täglichen Himmelsbewegung durch eine neue ersetzt werden — Achsendrehung der Erde —, die wir gleichfalls an dem Tage aufgeben würden, wo sich das auch an sie geknüpfte gleiche Erwartungsurtheil als getäuscht erwiese.

Fassen wir unser Ergebniß, das sich für jeden Fall einer sogenannten Sinnestäuschung leicht darthun läßt, allgemein: es giebt, in dem Sinne, den das Wort zunächst zu haben scheint und in dem es auch in der Regel gebraucht wird, keine Sinnestäuschungen; jede Sinnestäuschung ist

eine Sinneswahrheit. Ja, mehr als das: die Frage nach der Wahrheit oder Falschheit eines einzelnen, lediglich für sich betrachteten Bewußtseinsinhaltes, mag derselbe nun den Sinnen oder der Phantasie angehören, hat überhaupt keinen Sinn. Jeder Bewußtseinsinhalt ist, rein für sich betrachtet, so wie er uns eben erscheint, und in Bezug auf ihn wäre ein „für wahr halten" eben so überflüssig wie ein „für falsch halten" zwecklos. Eine „Täuschung" kann es für den Inhalt der Sinne als solchen überhaupt nicht geben. Soll ein Inhalt des Bewußtsein als wahr oder falsch: Täuschung oder Nichttäuschung, erkannt werden, so muß vielmehr stets noch ein zweiter Inhalt mit dem ersten in bestimmte Beziehung gesetzt sein, derart, daß eine Entsprechung — wie zwischen Phantasie- und Empfindungsinhalt — zwischen Beiden stattfinden muß; das „richtige" Erinnerungsbild muß einem bestimmten Erlebniß der Vergangenheit, das Phantasiebild, dessen zukünftige Verwirklichung im Erwartungsurtheil ausgesagt ist, muß eben jenem künftigen Ereigniß genau entsprechen; sehen wir von dieser Entsprechung ab, so hat die Frage nach wahr oder falsch bei beiden Inhalten keinen Sinn. Eine einzelne Vorstellung des Bewußtseins ist, aber sie ist weder wahr noch falsch; die Sinne sind der Täuschung nicht unterworfen, sondern nur die Erwartungsurtheile, die wir thatsächlich in den weitaus meisten Fällen und unbewußt an die jeweiligen Sinnesinhalte associiren.

So werden in allen Fällen sogenannter Sinnestäuschungen nie die Sinne selbst, sondern stets nur an die Sinnesinhalte associirte Erwartungsurtheile — psychologisch gesprochen Phantasiebilder — getäuscht. Dieser inneren Wahrheit aller Sinnesempfindungen und damit aller Urtheile, die lediglich den Thatbestand derselben zum Ausdruck bringen, entspricht es, daß die „Sinnestäuschungen" durch keinerlei Erfahrung aufgehoben und „berichtigt" werden können. Wir sehen den Mond am Horizont größer als in der Mitte des Himmelsgewölbes, die Kugel auf der Kirchthurmspitze, in Wahrheit vom Durchmesser eines mäßigen Wagenrades, nicht größer als einen unten gesehenen Ball, sehen die Sonne tagtäglich im Osten aufgehen und im Westen versinken, obwohl wir über die wahre Größe der gesehenen Objecte so wenig im Zweifel sind wie über die Bewandtniß, die es mit der — nicht scheinbar, sondern thatsächlich! — gesehenen Bewegung dieses Himmelskörpers in Wahrheit hat. Das kann uns nach dem Obigen nicht wundern: die Erwartungsurtheile, zu deren Fällung eine Sinneswahrnehmung den Anlaß gab, und die der Enttäuschung durch die spätere Erfahrung unterliegen können, vermögen selbstverständlich auf den Inhalt der Sinne selbst keinerlei Rückwirkung auszuüben.

Wir können uns nicht versagen, aus diesen Ergebnissen wenigstens eine Folgerung zu ziehen, die darum von besonderem Interesse ist, weil sie eine neuerdings mit großen Ansprüchen aufgetretene logische Irrlehre, die unter der jüngeren Psychologengeneration viele Anhänger gefunden hat,

von der erkenntnißtheoretischen Seite her ad absurdum führt. Wir meinen die von einem in jüngster Zeit vielgenannten Wiener Psychologen angeblich vollzogene „Reform“ und Neubegründung der Logik, speciell der Urtheilslehre, zu welcher Reform ja freilich, da alle bisherigen Urtheilslehren von Aristoteles bis Mill sich als ungenügend bewiesen, ein dringendes Bedürfniß in der Logik eingestandenermaßen besteht. Der Kernpunkt dieser neuen Urtheilslehre besteht in der Behauptung, daß nicht, wie die bisherige Logik wollte, in jedem Urtheile zwei Vorstellungen — Subject und Prädicat — zu einander in Beziehung gesetzt würden, daß es vielmehr eingliedrige — also blos auf einer Vorstellung beruhende — Urtheile nicht nur überhaupt gäbe, sondern daß dieselben sogar das Wesen des Urtheilsactes eigentlich ausmachten; alle aus Subject und Prädicat bestehenden Urtheilsacte der alten Logik sollen nach dieser Lehre lediglich Verbindungen zweier dieser „eingliedrigen Existentialurtheile“ sein. Aus unseren Betrachtungen geht indessen das Irrige dieses — übrigens mit großem Scharfsinn erdachten und durchgeführten — Versuches einer Neubegründung der Logik klar hervor. Legen wir, wie es die Psychologie im Allgemeinen und nicht minder auch der Urheber dieser „Logikreform“ thuen, dem Urtheil die Definition zu Grunde: „Urtheile nennen wir jene psychischen Acte, hinsichtlich deren die Frage nach Wahr oder Falsch gestellt werden kann,“ und erinnern wir uns andererseits unseres Ergebnisses, daß in Bezug auf einen einzelnen Inhalt des Bewußtseins die Frage nach wahr oder falsch überhaupt keinen Sinn hat, so ist klar, daß es eingliedrige Urtheile im Sinne jener Urtheilslehre unmöglich geben kann. Der erwähnte und höchst verdienstvolle Psychologe hat sich ohne Zweifel durch grammatische Erscheinungen irre leiten lassen, die ja in die Logik schon so viel Streit und Unklarheit getragen haben. Die grammatische Form, in der das Urtheil gewöhnlich erscheint — der Aussagesatz — weist allerdings nicht immer eine Zweiheit der Vorstellungen auf, namentlich nicht in den alten Sprachen, wo so häufig Subject und Prädicat durch eine Verbalform ausgedrückt werden; wohl aber verlangt jeder Urtheilsact, seine sprachliche Form mag beschaffen sein, wie sie will, auch in seiner einfachsten Form eine Zweiheit von Bewußtseinsinhalten: Subject und Prädicat. So würde uns die rein erkenntnißtheoretische Betrachtung die Unhaltbarkeit dieses Versuchs einer psychologisch fundirten Logik zur Genüge erweisen, auch wenn derselbe nicht, wie es thatsächlich der Fall ist, in seinen Consequenzen zu den schwersten Widersprüchen mit dem psychologischen Thatbestand führte.



16*



Gedichte.

Von

Otto Julius Bierbaum.

— Schloß Englar in Eppan. (Südtirol.) —

Ich wollte wohl, doch leider . . .

Ich sah zwei Schiffe fahren
Im Flusse Seit' an Seit',
An ihren Raaen waren
Viel Wimpel aufgereiht.

Auf ihrem Decke gingen
Gestalten bunt und viel,
Und war ein silbern Klingen
Um ihren bunten Kiel.

Frühling an beiden Seiten
Des schnellen Flusses war,
In allen Höhn und Weiten
Der Himmel wolkenklar.

Da rief an seinem Rade
Der junge Steuermann:
„Was stehst Du am Gestade?
Komm mit! Wir halten an!“

Ach Gott, ich käme gerne!
Doch sagt mir nur zuvor:
Wohin! — In alle Ferne!
Komm! Frage nicht, Du Thor!

Wer mit will, darf nicht fragen,
Wer fragt, der ist nicht werth,
Daß ihn die Wellen tragen,
Daß er in's Ferne fährt.

Ich wollte wohl. Doch leider
Sann ich erst nach genau.
Die Schiffe fuhren weiter,
Der Himmel wurde grau.

Des Teufels Nähfaden.

Der Teufel näht in den Sack der Nacht,
In den graufteifleinen weiten Sack
Die Erde ein.

Seht da, wie er hockt über'm Kirchthurmkreuz,
Daran er sein Nähwachs, den Mond, gespießt!
Hui, wie er den Faden darüber zieht
Mit seiner krummen Klaue, und wie er prüft,
Ob er fest und geschmeidig.

Wo hat der Teufel den Faden her,
Den Sackleinfaden, mit dem er näht?
Er hat ihn gedreht aus den Seelen der Hämischen,
Aus den Seelen der lauernden Nörgler hat er
Den Faden gezwirnt, drum ist er so grau und
zäh und knötig.

Blickt aber die Sonne darauf, die gütige,
Reißt er in Fasern grau aus und feucht,
Und auf den Morgenwinden fliegen,
Angeleuchtet vom jungen Tage,
Ausgedröselt die Sackleinfetzen.
Und der Teufel rauft sich die starren
Haare und flucht: Nichtsnutzige Seelen!
Nicht mal Säcke kann man mit ihnen
Dauerhaft nähen. Hol' sie der Kuckuck!

Welt und Leben.

Ich seh' die Welt
Als wie ein Feld,
Das hoch im Halme steht.
Die Sichel singt,
Von ferne klingt
Ein Lied wie hergeweht.

Nun wird es leer,
Und rund umher
Garbe an Garbe steht,
Und immer doch,
Und immer noch
Ein Lied wie hergeweht.

Nun Herbst und kalt,
Und Winter bald,
Und Alles überschneet.
Und doch, und doch,
Und immer noch
Ein Lied wie hergeweht.

O reiches Feld,
O reiche Welt,
Durch die mein Leben geht,
Als wie ein Hauch;
Mein Leben auch
Ein Lied wie hergeweht.





Frau Sophie Peltner.

Von

Karl Jaenicke.

— Breslau. —

(Schluß.)

VII.

Auf diesen Abend folgten drei Tage, an denen die kleine Gesellschaft niemals zusammentraf, und zwar weniger durch äußeren Zufall, als aus inneren Gründen, da sowohl der Caplan als auch Sophie es vermieden, sich zu zeigen.

Es war sehr rauhe Witterung eingetreten, so daß ein Sitzen im Freien sich von selbst verbot. Röders Stimmung war darum nicht die beste. Er war äußerst sensibel, unruhig, suchte vergeblich auf langen, einsamen Spaziergängen Erfrischung und gesunde Ermüdung. Es ärgerte ihn, daß sich seine neuen Freunde nicht sehen ließen. Er glaubte sie im Einverständniß miteinander, glaubte sich absichtlich vernachlässigt und schob ihr Verhalten darauf, daß sie ihre Liebe vor ihm verborgen halten wollten.

Dabei ertappte er sich häufig während des Tages auf Gedanken, die sich lebhaft mit Frau Sophie beschäftigten. Oft auf einsamen Spazierwegen war es ihm, als käme sie eilig hinter ihm her, so daß er sich schnell umdrehen mußte, wobei ihm ein Schauder über den ganzen Leib lief. Verdrießlich und unzufrieden mit sich selbst, eilte er dann nach Hause, setzte sich hin und nahm ein Buch vor, zwang seine Gedanken mit Gewalt in andere Richtung. Aber trotzdem begegnete es ihm, daß er mitten in einem Satze wie von einem Dämon gezwungen wurde, innezuhalten im Lesen; er sprang dann auf, warf das Buch fort und schaute nach der Thür, als müsse sie sich öffnen und Frau Sophie eintreten.

Einmal in der Nacht, die wieder sehr unruhig verliefen, erwachte

er jäh aus dem Schlafe, weil er ganz deutlich seinen Namen hatte rufen hören. Er sprang aus dem Bette, öffnete die Thür, um nachzusehen, wer da sei. Nichts rührte sich. Dann lag er schlaflos bis zum Morgen und zermarterte sein Gehirn mit Vorwürfen gegen sich selbst, daß er nicht mehr Macht über sein Gemüth habe. Er nahm die Bilder seiner Frau und Kinder vor, aber auch diese schienen ihre beruhigende Kraft verloren zu haben. Endlich beschloß er, falls nicht besseres Wetter eintrat, sofort abzureisen, ohne seinen neuen Freunden Lebewohl zu sagen.

Und der Caplan? Die Vorwürfe seiner Amtsbrüder, daß er mit einem Ketzer der schlimmsten Art verkehre, daß er zu häufig sich in Gesellschaft einer jungen, bildschönen Wittwe sehen lasse, waren zwar an seinem stolzen Geiste wirkungslos abgeglitten, aber er war ein zu aufrichtiger und wahrheitsliebender Mann, als daß er sich nicht selber eingestand, wie tief die Neigung zu der schönen Frau schon in ihm Wurzel gefaßt hatte und daß es nun gelte, die ganze Kraft zusammenzunehmen, um diese ihm von Gott gesandte Prüfung ruhmvoll zu bestehen. In heißen Gebeten rang er nach Festigkeit und Ausdauer in der Pflicht, sein heiliges Gelöbniß nicht zu brechen, und er wußte es, daß seine Frömmigkeit, sein Eifer für das Gute, das ihn von Jugend an beseelt hatte, endlich den Sieg über sich selbst davontragen lassen werde. Freilich, schwer war dieser Kampf, unendlich schwer und schmerzvoll. Aber er wollte es nicht vermeiden, mit Sophie zusammenzutreffen — denn das hätte er für ein feiges Ausweichen vor der ihm gesandten Versuchung gehalten — er wollte nur die Gefahr durch zu häufigen Verkehr nicht unnütz vergrößern.

Und Frau Sophie? Mit ihr war eine Veränderung vorgegangen, die ihre ganze Persönlichkeit von Grund aus zu vernichten drohte.

Alles, was bis dahin die stärkste Stütze ihres seelischen Lebens gewesen, war in's Wanken gerathen, es loderte ein Aufruhr in ihrem Innern, den sie vergeblich durch das sonst bewährte Mittel des Gebetes zu beruhigen trachtete.

Halb aus kindlich religiöser Schwärmerei, halb aus dem Bestreben, die weite Welt kennen zu lernen, war sie ihre Ehe eingegangen; von dem Feuer leidenschaftlicher Liebe hatte sie bis dahin Nichts empfunden. Jetzt aber war das Weib in ihr erwacht, mit rasender Gluth lohte in ihrem Herzen das grenzenlose Verlangen, dem Manne anzugehören, der ihr so plötzlich wie das Ideal aller männlichen Vollkommenheiten und Güte entgegengetreten war. Alle ihre Gedanken führten zu ihm, jede Faser ihres Herzens zitterte vor Sehnsucht, sich ihm zu vereinigen, Alles, was sie that, um dieser Gefühle Herr zu werden, gab ihrer verzehrenden Leidenschaft nur neue Nahrung. Ihre Gebete verwandelten sich ihr unbewußt in Liebesklagen, in Lobpreisungen des Geliebten, dessen Augen die Sterne des Himmels an Glanz und Schönheit übertrafen, dessen Sprache der

Musik der himmlischen Sphären zu vergleichen war, dessen Güte mit der des Heilandes wetteiferte, an dessen Seite zu sterben, mit dem Blick auf ihn gerichtet, noch Seligkeit der Seligkeiten sein müsse.

Eine neue Welt hatte sich ihr aufgethan in den Gedichten Goethes. Das also war es, diese Herrlichkeiten, die so ganz zu den Gefühlen ihres Herzens paßten, die man bisher neidisch vor ihr verborgen, die man ihr wie einem unreifen Kinde vorenthalten hatte! Der Zorn bäumte sich in ihrer Brust über ihre Lehrer und Erzieher; vernichten, auslöschen wollte sie Alles, was sie bisher angebetet hatte, sie wollte den Glauben oder Unglauben ihres Geliebten theilen, mit ihm selig, mit ihm vernichtet werden!

Wie berechtigt erschienen ihr mit seinem Male alle die heißen Forderungen gesunder Sinnlichkeit! Mit Inbrunst versenkte sie sich in die „Römischen Elegieen," mit wollüstigem Schauder erfüllte sie „Die Braut von Korinth", ein Jauchzen entrang sich ihren Lippen über den „Gott und die Bajadere". Ach! und aus allen diesen Gefühlen aufflackernder Lebenslust und Lebensglückes riß sie dann jäh hinab in furchtbarste Verzweiflung der Gedanke, daß dieser Mann, dem sie all das neue Empfinden verdankte, einer Anderen angehörte, daß sie ihn nie besitzen könne!

Sie raufte sich die herrlichen Haare, sie weinte, sie schrie, sie warf sich zu Boden und rang die Hände, daß die alte Fanny erschreckt aus ihrem Zimmer herbeikam und fragte, ob der Gnädigen ein Unglück zugestoßen sei, ob sie den Arzt oder den Geistlichen holen solle?

In Sophiens Augen flammte es auf. Den Geistlichen? Ein Gedanke durchzuckte sie, ja; den Geistlichen!

„Geh', Fanny," sagte sie, mühsam sich zu äußerer Ruhe zwingend, „geh und bitte den Herrn Caplan, er soll mich recht bald besuchen, ich hätte mit ihm zu sprechen."

Fanny ging eilig davon. Es war am Abend des dritten Tages, seitdem die Drei sich nicht mehr gesehen hatten.

Und während Sophie den Besuch des Geistlichen abwartete, eilte sie, sich einigermaßen zu beruhigen, an ihren Schreibtisch und füllte, wie sie die letzten Tage zu wiederholten Malen gethan, ihr Tagebuch mit Liebesklagen und Seufzern, um dem gepreßten Herzen Luft zu machen. Es waren abgerissene Sätze ohne logische Folge, aber voll glühender Leidenschaft, mitunter von wahrhaft poetischer Gluth. Man hätte diese Liebesklagen für ein Capitel aus dem Hohenliede Salomonis halten können.

Sie warf die Feder weg, verschloß das Buch, sie ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, sie öffnete das Fenster, es war ihr, als müsse sie ersticken. Jetzt hörte sie den Caplan auf der Treppe, sie bereute, daß sie ihn hatte rufen lassen, sie wollte ihm ein gleichgiltiges Gesicht zeigen, ihm Nichts anvertrauen, sie ärgerte sich, daß er kam.

Aber schon pochte er an die Thür — und nun stand er vor ihr. Fanny zog sich zurück und ließ die Beiden allein.

„Sie haben mich rufen lassen, gnädige Frau, womit kann ich zu Ihren Diensten sein?“ begann der Caplan. Seine Stimme klang tief und weich, sein sonst so frisches Gesicht war bleich und fahl. Er hatte die Spuren von Thränen auf Sophiens Antlitz bemerkt, er wußte, daß er ihr würde Trost spenden müssen.

Die stille bescheidene Art des Caplans verwirrte Sophie; es durchdrang sie mit einem Male ein starkes Schuldgefühl. Dem Vertreter der Kirche gegenüber, dem sie so oft ihre kleinen Sünden, die keine waren und die sie doch so schwer bedrückt hatten, gebeichtet, dem Geistlichen gegenüber, noch dazu in der milden, menschenfreundlichen Person des vor ihr stehenden Caplans, sank ihr stolzer Trotz zusammen, und sie war wieder das Beichtkind mit dem zerknirschten Bewußtsein der Sünde.

Sie war nicht im Stande zu reden, nur ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Sie dachte nicht daran, dem Geistlichen einen Stuhl anzubieten, halb abgewandt von ihm, mit den Blicken durch das offen stehende Fenster den schon dunkelnden Himmel suchend, stand sie gleich ihm in der stillen Stube, in der minutenlang kein Laut sich regte, als die dumpfen Athemzüge zweier bis in's tiefste Innerste erregter Menschen.

„Weshalb hat sie dich rufen lassen? Es muß etwas ganz Besonderes vorgefallen sein — oder sollte mein absichtliches Fernbleiben —?“ dem Caplan schwindelte bei dem Gedanken, der ihn einen Augenblick durchzuckte, daß seine Liebe etwa Gegenliebe in ihr entzündet haben könnte, — ein Augenblick der höchsten Wonne war es, aber er rang ihn kräftig nieder, er wollte ihn, durfte ihn nicht ausdenken — — nein, nein, das hieße ja den Sieg in dem ihm auferlegten Kampfe fast zur Unmöglichkeit machen!

Wie um sich von diesen Gedanken mit Gewalt zu befreien, sagte er jetzt laut, fast hart:

„Wollen Sie beichten, gnädige Frau?“

„Beichten?“ das Wort durchzuckte Sophie wie ein elektrischer Schlag, und die Art, wie der Caplan es ausgesprochen, gab ihr mit einem Male den ganzen Trotz ihrer Seele wieder.

„Beichten? ja beichten!“ rief sie aus und kehrte ihr flammendes Gesicht ihm zu, „beichten will ich Ihnen zum letzten Mal in meinem Leben!“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte der Caplan, erschreckt durch die Leidenschaftlichkeit, mit der Sophie die Worte hervorgestoßen hatte.

Sie trat dicht vor ihn hin und erwiderte mit fliegender Hast: „Wie ein Kind habt Ihr mich behandelt bisher, Alles von mir ferngehalten, was das Leben verschönt und lebenswerth macht; ich habe die Welt gesehen, nicht wie sie ist, ein Garten voll Sonne und Früchte, voll labender Schatten und holder Wohlgerüche, sondern als dumpfe Kammer, in die kein Lichtstrahl fällt, in der nur Leiden und Jammer, Kummer und Elend gedeihen. Auf einmal thut sich nun vor mir die sonnige Gotteswelt auf

mit ihren unergründlichen Schätzen, und nun muß ich ausgeschlossen sein von allem Genuß, weil ich aus meiner elenden Kammer nicht herauskann!"

„Wer hat diese Verwirrung angerichtet? Welcher Geist spricht aus Ihnen?" rief der Caplan entsetzt aus.

„Hier, dieser große Geist, der Genius der Deutschen, der mich nicht verwirrt, der meine Augen geöffnet hat! Hier dieser Mann!"

Und sie reichte ihm Goethes Gedichte hin.

Der Caplan starrte das Titelblatt an und legte das Buch auf den Tisch. Jetzt war ihm Alles klar, er athmete dumpf auf.

„Nein, gnädige Frau, dies Büchlein nicht," erwiderte er fest, „aber der Mann, der es Ihnen gegeben hat und den Sie — lieben!"

„Nun ja — gut — wie Sie wollen — der Mann, der es mir gegeben hat, ja und — den ich liebe, weil er mir eine neue Welt offenbart, weil er mich von Fesseln befreit hat, unter denen ich hinschmachtete, der Mann, der mich von den Todten auferweckt hat, den ich mit wahnsinniger Gluth liebe, die mich verzehren wird, weil er nicht mein sein kann! Ach! — ach! lieber Freund, retten Sie, helfen Sie, was soll ich thun?"

Der Trotz, mit dem sie zu reden begonnen, hatte sich allmählich in wilde Leidenschaft verwandelt, unter der sie hilflos zusammenbrach. Sie warf sich auf einen Stuhl am Tisch und barg den Kopf in ihren Armen. Eine Zeit lang hörte man nur ihr Schluchzen.

Der Caplan faltete die Hände und erflehte in einem kurzen heißen Gebete Hilfe von oben. Dann trat er dicht an sie heran, legte seine Hand sanft auf ihren Arm und sagte mit halblauter Stimme:

„Hören Sie mich an, gnädige Frau."

Frau Sophie richtete den Kopf auf und sah ihm mit thränenfeuchtem Blicke in's Angesicht.

„Ich gebe zu," fuhr er milde fort, „daß man Sie falsch erzogen hat. Es war ein großer Fehler, Ihnen Alles fernzuhalten, was für Viele und nicht immer die Schlechtesten das Herrlichste am Leben ist. Das Neue kommt Ihnen zu plötzlich, und Sie ertragen es schwer. Aber gehen Sie nicht zu weit in der Verurtheilung Ihrer Erzieher: sie gaben Ihnen das Größte, oder versuchten es wenigstens Ihnen zu geben, dessen der menschliche Geist fähig ist: die Kraft, sich selbst zu überwinden und seinen Leidenschaften zu gebieten durch den Segen der Religion, durch die Gnadenmittel der heiligen Kirche."

„Ach, Herr Caplan, Sie reden wie Einer, der niemals von der Leidenschaft der Liebe erfaßt worden ist!" rief sie wild aus.

„Ich nicht erfaßt?" — Die Worte entrangen sich ihm halb unbewußt, übermannt von seinen Gefühlen, und er zitterte am ganzen Körper.

„Sie?" rief Frau Sophie aus und trat dicht vor ihn hin, ihm ganz erschrocken in's Auge schauend. Und der Blick, der sie aus diesen Augen traf, der bittende, flehende, abwehrende Blick, in dem eine ganze Welt voll Lieben und Leiden, von Hoffnungslosigkeit und Entsagung lag, offenbarte ihr Alles, Alles, was er sich ihr ewig zu verschweigen gelobt hatte.

Frau Sophie war auf's Tiefste ergriffen. Sprachlos wich sie einige Schritte zurück, um gleich wieder auf ihn zuzueilen.

„Armer Freund," sagte sie mit thränenerstickter Stimme und reichte ihm die Hand, „wie beklage ich Sie! — aber — nun werden Sie mich auch verstehen."

Der Caplan richtete seinen Körper strack in die Höhe und erwiderte mit Festigkeit:

„Ich verstehe Sie vollkommen, — und darum werden Sie meinem Rathe auch folgen."

„Was soll ich thun?"

„Dieses Leid ertragen, diese von Gott gesandte Prüfung überstehen durch Selbstüberwindung. Welches Glück wartet unser, welche himmlische Ruhe und innere Befriedigung, wenn wir rein und unversehrt aus diesem Kampfe hervorgegangen sein werden. Und darum, verehrte gnädige Frau, um Ihnen den Kampf nicht noch schwerer zu machen, rathe ich Ihnen: fliehen Sie, reisen Sie ab, ehe es zu spät ist, ehe Sie Ihre Kräfte verlassen! Sie werden bald erkennen, daß Sie auf dem rechten Wege sind, den Sie jetzt — zu verlassen im Begriff standen."

Sophie schauderte zusammen und ließ sich wieder am Tisch auf einen Stuhl nieder.

„Fliehen soll ich?" sagte sie nach einer Pause dumpf.

„Ja, Sie müssen es! Halten Sie sich immer vor Augen, daß der Mann, den Sie lieben, einer Andern angehört, und zwar verbunden durch das Sacrament der Ehe, halten Sie sich stets vor Augen, welcher schweren Sünde Sie sich schuldig machen, wenn Sie dieses heilige Band auch nur lockern wollen! Noch einmal, Frau Sophie, — fliehen Sie und retten Sie drei Menschen!"

Lange saß sie still vor sich hinbrütend, ohne ein Wort zu erwidern, sie kämpfte augenscheinlich einen harten Kampf mit sich selbst. Endlich stand sie auf und trat wieder vor den Caplan hin. Sie war wie gebrochen, und ihre Stimme klang matt und tonlos, als sie jetzt zu ihm sprach:

„Nicht fliehen, lieber Freund, drängen Sie mich nicht dazu — lassen Sie mir das Glück, wenigstens noch die Tage, die er hier verlebt, in seiner Nähe zu sein: er soll Nichts davon ahnen, was ich für ihn empfinde, ich verlange Nichts von ihm. Ich werde mich an den Gedanken gewöhnen, entsagen zu müssen — es bleibt ja nichts Andres übrig — aber nicht eher von ihm gehen, als es absolut nöthig ist! Wenn ich Dich liebe, was

geht's Dich an! Dieses herrliche Wort habe ich ja erst heute in meinem Goethe gelesen!"

In ihrer Hingebung, Liebe und Verzweiflung, in ihrer bittenden, flehenden Haltung sah sie so berückend schön aus, daß der Caplan seine ganze moralische Kraft zusammennehmen mußte, um nicht vor ihr niederzusinken, um nicht ihre Hände zu ergreifen, die sie ihm entgegenstreckte, und sie mit tausend Küssen zu bedecken.

Er faltete seine Hände zum Gebet und zwang sich, seiner Stimme einen rauhen Ton zu geben.

„Sie unternehmen Etwas, was Ihre Kräfte übersteigt," sagte er warnend.

„Nein, nein, ich werde es vollbringen," antwortete sie rasch.

„Sie können nur als Siegerin hervorgehen, wenn Sie zurückkehren zum Gebet, reumüthig zur heiligen Kirche. Sophie, stellen Sie Menschenwerk nicht über Gotteswerk," fügte er hinzu, auf die Goethe'schen Gedichte deutend.

„Ich thue es nicht, nein — ich verspreche Ihnen, reumüthig zurückzukehren, zu büßen, jede Strafe zu erdulden, die Sie mir auferlegen, nur zwingen Sie mich nicht, zu fliehen, nur lassen Sie mir noch das Glück seiner Gegenwart die wenigen Tage! — Er muß uns ja noch den Manzoni'schen Roman zu Ende lesen," setzte sie mit einem Anflug von schelmischem Lächeln unter Thränen hinzu.

Der Caplan fühlte seine Kräfte wanken. Wie Hilfe suchend gegen sich selbst, rief er laut aus:

„Nun, Gott gebe uns Allen Kraft und Stärke! Beten Sie, Frau Sophie, beten Sie, und verlassen Sie sich nicht auf Ihre eigene Kraft!"

Ohne ihr die Hand zum Abschied zu reichen, ohne sich noch einmal umzusehen, stürzte er davon.

Sophie eilte ihm an die Thür nach, sie wollte ihn zurückhalten, er schien ihr zu zürnen, sie rief ihn beim Namen, aber er hörte nicht oder wollte nicht hören und verschwand im Dunkel.

Sie schloß die Thür und warf sich brünstig vor ihrem Crucifix nieder, um zu beten.

Aber vergeblich bemühte sie sich, ihrem Geiste die sonst so gewohnte Richtung zu geben, die Worte des Gebetes hatten für sie keinen Sinn, sie klangen ihr wie ein leeres Geräusch, sie klangen ihr unwahr und gemacht.

Trotzig erhob sie sich von ihren Knieen und sagte laut vor sich hin: „Ich soll Menschenwerk nicht über Gotteswerk stellen? Ist er nicht Gottes Werk? Ist er nicht vollendet aus seiner Hand hervorgegangen? — Ach, ach! ich Unglückselige!" Sie schwankte, und jammernd und schluchzend sank sie zu Boden.

VIII.

Am nächsten Morgen stieg die Sonne hell und warm hinter den Bergen auf, und ihre goldenen Strahlen fielen auch tröstend in die Herzen der drei Leidenden.

Es hatte sich ihrer eine wohlthuende Abspannung bemächtigt, wie sie sich einzustellen pflegt nach Tagen andauernd heftiger Erregung. Der süße, in jedem tiefen Schmerze schlummernde Keim war in ihren Herzen aufgesprossen, und sie pflegten ihn mit selbstbeschaulichem Mitleid. —

Röder hatte sich in dem Vorsatze, noch heute abzureisen, befestigt; er wollte zum Abschied nur noch eine Rundfahrt auf dem See machen. Der Caplan war mehrere Stunden der Nacht am Bette eines Sterbenden gewesen, und seine Gedanken schwebten frei über allem irdischen Getriebe. Frau Sophie aber gab sich der stillen Hoffnung hin, daß sie noch einige Tage in der Nähe des Geliebten weilen werde, und vermied es absichtlich, weiter hinauszudenken. Sie spiegelte sich vor, daß sie dann Kraft genug zur Entsagung haben würde, nur wollte sie jetzt recht bald ihn wiedersehn, seine Stimme hören, den Zauber seiner Gegenwart empfinden.

Dazu ergab sich denn auch bald eine gute Gelegenheit. Ihr Advocat aus Innsbruck hatte nämlich geschrieben, einen langen be- und wehmüthigen Brief, in welchem er, erschreckt durch den Scharfblick, mit dem er alle seine Ränke und Kniffe aufgedeckt sah, um Verzeihung bat und sein Versehen mit häuslichen Sorgen und großen Vermögensverlusten zu entschuldigen suchte.

Frau Sophie wußte nun nicht, wie sie weiter in dieser Angelegenheit vorgehen sollte; was war also natürlicher, als daß sie sich an den trefflichen Rathgeber wandte, der ihr bis hierher schon so gute Dienste geleistet hatte!

Obwohl es nun noch früh am Tage war, beendete sie rasch ihre Toilette, ließ von Fanny das Empfangszimmer in Ordnung bringen, und befahl ihr dann, zum Herrn Regierungsrath hinaufzugehen und ihn zu bitten, falls es seine Zeit erlaube, Frau Sophie Peltner mit seinem Besuche zu beehren.

Sie hatte zum ersten Male seit dem Tode ihres Mannes einen rothseidenen Schlafrock angethan, der ihre Figur in verführerischer Schönheit prangen ließ, und das volle dunkle Haar mit einem kleinen, feinen Spitzenaufsatz versehen, der ihr entzückend zu Gesicht stand.

Ihr Herz klopfte hörbar, während sie mit dem Brief des Advocaten in der Hand, an ihrem Schreibtisch saß und die Antwort Fannys erwartete. Diese meldete bald darauf, der Herr Regierungsrath werde sich sofort die Ehre geben, und kaum hatte Fanny das Zimmer verlassen, so wurde schon an die Thür gepocht, und Röder trat ein.

Sophie erhob sich und ging ihm entgegen. Ihr Gesicht bedeckte eine

flammende Röthe, und einige Secunden schauten sie einander stumm in die Augen, wie wenn sie durch sie hindurch in die Tiefen ihrer Seelen dringen könnten.

„Guten Morgen, gnädige Frau, Sie wünschten, mich zu sprechen," begann Röder, ihr die Hand zum Gruß reichend. Sophie ergriff sie und erwiderte:

„Guten Morgen, Herr Regierungsrath, ich hielt mich für verpflichtet, Ihnen die Antwort meines Advocaten mitzutheilen auf jenen Brief, der das Werk Ihrer freundlichen Hilfe war."

Wie sie so einfach mit einander sprachen, hätte kein unbefangener Zuschauer geahnt, welche tiefwogenden Gefühle sich unter der glatten Oberfläche gesellschaftlicher Formen verbargen.

Sophiens Leidenschaft war beim Anblick des Geliebten auf's Neue in heißer Gluth aufgelodert, so daß sie ihrer ganzen weiblichen Selbstbeherrschung bedurfte, um äußerlich ihre Ruhe zu wahren. Und Röder grübelte darüber nach, welche dämonische Gewalt in dem Weibe vor ihm stecke, daß sie ihn so wider Willen und bis in die Träume der Nacht verfolgte und beunruhigte.

Er athmete auf, als sie ihm mit der geschäftlichen Angelegenheit entgegenkam. Das gab seinem Geiste eine bestimmte Richtung, die ihn von allen Nebengedanken, wenigstens zeitweise, fernhielt.

„Ah, die Antwort ist eingegangen," sagte er, „da bin ich neugierig."

„Bitte gefälligst Platz zu nehmen. Hier ist der Brief."

Sie setzten sich an den Mitteltisch einander gegenüber, und er las den Brief mit großer Aufmerksamkeit durch. Dann sagte er:

„Nun, er gesteht alle seine Uebelthaten ein; das erleichtert uns die Sache wesentlich. Es fragt sich nur, gnädige Frau, ob Sie diesem Manne noch länger Ihr Vertrauen schenken wollen und können, oder ob Sie nicht vielmehr ihm Ihr Mandat vollständig kündigen wollen?"

Frau Sophie war, während Röder las, ganz in die Betrachtung seiner Person verloren gewesen, und ihre Gedanken schweiften auf so anderem Gebiete, als er jetzt zu ihr sprach, daß sie sich erst mühsam seine Worte, die sie nur mit dem äußerlichen Ohre vernommen hatte, reconstruiren und den Sinn derselben zurechtlegen mußte. Verwirrt antwortete sie: „Wie Sie wollen, Herr Regierungsrath."

Röder mußte unwillkürlich lächeln und sah ihr verwundert in's Gesicht.

„Wie ich will? Ach nein, gnädige Frau, — auf mich kommt es doch dabei nicht an."

Das Geschäftliche hatte ihm sein inneres Gleichgewicht wiedergegeben, und er überlegte bereits die dem Advocaten zu ertheilende Antwort, falls Frau Sophie sich so oder so entscheiden sollte.

„Wollen Sie ihm das Mandat überlassen," fuhr er fort, da Frau

Sophie schwieg, „so werden sich auch Mittel und Wege finden, ihn so zu controliren, daß er Ihnen keinen Schaden mehr zufügen kann. Sie müssen ihm nur die Vollmachten, die Sie ihm bisher im weitesten Maße ertheilt hatten, wesentlich einschränken und namentlich Zahlungen größerer Summen nicht an ihn, sondern an eine amtliche Hinterlegungsstelle erfolgen lassen."

„Wenn es ein Mittel giebt, den Mann, der so herzbeweglich sein Unrecht eingesteht und um Vergebung bittet, zu halten, so wäre mir das sehr lieb. — Wie schlimm sind wir Frauen doch daran," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „die wir in die Welt hinausgestoßen werden, ohne von ihr eine Ahnung zu haben, ja, die wir durch unsre Erziehung ein ganz falsches Bild von ihr in uns aufnehmen, was uns, allein gelassen, aus einem Irrthum in den andern treibt. — Hätte ein glücklicher Zufall mich nicht Ihnen entgegengeführt, so stände ich jetzt absolut rathlos da."

„Sie haben wohl Recht, sich zu beklagen; es werden Zeiten kommen, und sie bereiten sich schon vor bei uns, in denen man die absichtliche Unselbstständigkeit und Hilflosigkeit, worin man unsere Frauen zu erziehen beliebt, nicht wird begreifen und verstehen können. Im vorliegenden Falle kann ich dieses Unrecht nicht einmal beklagen," fügte er heiter hinzu, „da es mir zu einer so lieben und interessanten Bekanntschaft verholfen hat."

Frau Sophie erwiderte Nichts, sie stand, Thränen hinunterkämpfend, auf und machte sich an ihrem Schreibtisch zu schaffen, um seinen Blicken zu entgehen. Er aber glaubte, sie suche Feder und Papier und sagte eifrig:

„Ja, es wird das Beste sein, wir schreiben ihm sofort, damit er sieht, daß Sie Ernst zu machen gesonnen sind. Wollen Sie die Güte haben, an Ihrem Schreibtisch Platz zu nehmen, so werde ich mir erlauben, Ihnen den Brief zu dictiren."

In diesem Augenblicke konnte ihr Nichts willkommener sein, als seine Aufforderung, zu schreiben, denn diese mechanische Thätigkeit bewahrte sie vor einem Ausbruch ihrer leidenschaftlichen Gefühle, die sie kaum mehr zu unterdrücken im Stande war.

„Ich bin bereit," sagte sie, und Röber dictirte, um den Tisch in der Mitte des Zimmers langsam herumgehend, langsam den Brief, der in seiner Klarheit, Milde und doch strengen Sachlichkeit wieder die lebhafteste Bewunderung Sophiens hervorrief. Ein zweites Schreiben an die Kaiserliche Bank und ein drittes an den Hauptverwalter der Fabriken und Grundstücke ordnete dann weiter den Zahlungs-Modus der eingehenden Gelder, sodaß größere Summen überhaupt nicht mehr in die Hand des Advocaten gelangen konnten.

„So," sagte Röber, als er geendigt, „ich denke, nun wäre die Sicherheit, soweit eine solche unter Menschen überhaupt herzustellen ist, gewahrt. Vor der Hand läßt sich weiter Nichts thun."

Sophie erhob sich rasch, verschwand, ohne ein Wort zu sagen, auf einige Augenblicke im Nebenzimmer und erschien dann wieder, ein kleines

Etui in der Hand, mit dem sie vor Röder hintrat. Er ahnte nicht, welche Ueberwindung es sie kostete, jetzt in scheinbar unbefangenem Ton zu ihm zu sprechen.

„Ich fühle mich so sehr in Ihrer Schuld, Herr Regierungsrath, daß ich wirklich in Verlegenheit bin, in welcher Weise ich Ihnen meine Dankbarkeit zeigen soll. Machen Sie mir das große Vergnügen und nehmen Sie zum Andenken an unser Zusammensein diese Kleinigkeit, die seit Jahrhunderten sich in unserer Familie fortgeerbt hat, und die ich keinem Würdigeren überlassen könnte."

Sie hatte ihm das Etui in die Hand gedrängt, und Röder öffnete es fast wider Willen. Ein prachtvoller Siegelring mit einem Edelstein von außergewöhnlicher Größe und Schönheit strahlte ihm funkelnd entgegen.

Röder betrachtete das herrliche Kunstwerk und schüttelte lächelnd den Kopf.

„Nein, verehrte gnädige Frau," sagte er, „das kann und darf ich nicht annehmen; ein solches Prachtstück muß in Ihrer Familie bleiben. Ich bedarf auch wirklich keiner äußeren Belohnung. Ihr einfacher Dank und das Bewußtsein, Ihnen behülflich gewesen zu sein, ist mir theurer als Gold und Edelstein."

Er hatte, während er sprach, den Ring betrachtet, dann das Etui wieder geschlossen und auf den Tisch gestellt, sodaß er die Wirkung, die seine Worte auf Sophie hervorbrachten, nicht bemerkt hatte. Er erschrak daher auf's Heftigste, als er jetzt ein lautes Schluchzen vernahm, in das Sophie, beide Hände vor das Gesicht haltend, ausbrach.

„Um Gottes Willen," rief er bestürzt auf Sophieen zueilend aus, „was ist Ihnen, gnädige Frau? Sind Sie nicht wohl?"

Sie schüttelte nur abwehrend den Kopf, trocknete schnell ihre Thränen, zwang sich zu lachen und sagte:

„Verzeihen Sie nur, Herr Regierungsrath, meine Unart, die mir noch aus meinen Kinderjahren anhaftet, in Thränen auszubrechen, wenn Etwas nicht nach meinem Sinn geht."

Sie sah ihn durch Thränen lächelnd an, und ihre Schönheit berührte ihn so mächtig, daß auch ihm unwillkürlich die Thränen in die Augen traten.

„Habe ich Sie durch meine Worte verletzt?" fragte er näher tretend.

„Ja," sagte sie, sich zu einem scherzenden Tone zwingend, „Sie als Rechtsgelehrter müssen doch wissen, daß denen, die Wohlthaten empfangen, auch das Recht zusteht, sich erkenntlich zu zeigen? Geben ist seliger denn nehmen, wollen Sie allein dieser Seligkeit theilhaftig sein? Sie haben mir wirklich weh gethan."

„Das bedaure ich von Herzen."

„Machen Sie schnell das Unrecht wieder gut," sagte sie, den Ring aus dem Etui herausnehmend, und ging auf ihn zu. „Geben Sie einmal Ihre linke Hand — so — die kommt von Herzen — wo ist der Gold-

finger — hier, sehen Sie, er paßt, wie für Sie gemacht, und nun behalten Sie ihn, damit auch ich sicher bin, daß Sie mich nicht ganz vergessen. Ihre Frau Gemahlin wird der armen Fremden, die über hundert Meilen von Ihnen entfernt weilt, gewiß verzeihen."

Sie wandte sich rasch wieder ab und verschwand im Nebenzimmer, und Röder stand, mit dem Ring am Finger, hingerissen und bezaubert, stumm und beseligt da, ohne sich zu rühren, und starrte ihr nach. Nie in seinem Leben hatte ihn eine gleiche oder nur ähnliche Empfindung durchdrungen. Er hätte aufschreien mögen vor Lust, sich ausweinen vor Wonne, und doch drückte ihm Etwas das Herz zusammen, daß er in Qual verstummen mußte, daß die Augen ihm brannten, ohne den erquickenden Thau der Thränen zu finden.

Er stand noch auf demselben Fleck, als Sophie wieder eintrat, zum Ausgehen gerüstet. Sie hatte in größter Geschwindigkeit ihren Schlafrock abgelegt, wieder ihr schwarzes Kleid angezogen und den Hut aufgesetzt. Die langen Handschuhe anziehend, fragte sie ihn, ob er sie zu einem Spaziergange an den See begleiten wolle? Sie schien wie verwandelt, sie war von einer Lebhaftigkeit, die ihm sonst nie an ihr aufgefallen, dazu gesprächig, witzig, voll guter Laune.

„Wenn Sie der Ring am Finger brennt, so ziehen Sie ihn vorläufig ab, stecken Sie ihn in's Futteral," sagte sie, ihm das Etui reichend, das er nahm. „Es kommt eine Zeit, da werden Sie ihn schon von selbst wieder anstecken."

„So?" sagte er wie im Traum sie anstarrend.

„Sie werden an mich denken," lachte sie, „legen Sie ihn nur heute ab und in's Futteral. So. — Und nun kommen Sie, das Wetter ist wundervoll und noch nicht zu heiß."

Er folgte ihr und überließ sich nun ganz dem bestrickenden Zauber ihrer Persönlichkeit, der sein Herz vor Glück erbeben machte und seinen Gedanken einen höheren Flug verlieh.

Als sie aus der Sonnengluth in den Waldesschatten traten, sagte sie: „So, nun wollen wir ganz langsam gehen, und Sie sollen mir in Kurzem oder so lang als Sie wollen, auseinandersetzen, auf welchem religiösen Standpunkte Goethe stand; denn daß auch er eine tiefreligiöse Natur war, ist mir aus seinen herrlichen Gedichten klar geworden, wenn auch seine Religiosität himmelweit von Dem verschieden ist, was ich bisher darunter verstanden habe."

„Und ich soll gar keine Rücksicht auf Ihren Katholicismus nehmen?"

„Nicht die geringste. Denn mir ist zu Muthe wie dem Saulus, da ihn auf dem Wege nach Damaskus plötzlich das helle Licht in einen Paulus umwandelte; wenn auch unser vortrefflicher Freund, der Caplan, meinen Vergleich für eine Blasphemie halten würde, die er gleichwohl wahrhaftig nicht ist."

Und Röder begann, angeregt durch das aufmerksame Zuhören, begeistert durch die verständnißvollen Zwischenfragen seiner schönen Begleiterin, einen Vortrag, in dem er seine eigene Welt- und Lebensanschauung klar darlegte, wie er sie an der Hand seines großen Lehrers Goethe allmählich in sich ausgebildet hatte.

So vergingen ihnen ein paar Stunden voll süßesten Glückes, voll jener erhabenen Stimmung, die vom Irdischen hinweg den Geist erhebt in jene Regionen, in denen er seinen Zusammenhang mit dem ewigen Geist der Welten empfindet, jener Stimmung, die Jakob Böhme gemeint haben muß, da er schrieb:

„Wem Zeit ist wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit."

IV.

Der Nachmittag vereinigte unsere drei Freunde wieder in der hölzernen Laube. Röder las den Manzoni weiter. Auch die alte Fanny hatte sich diesmal zu ihnen gesellt, erfreut in ihrem guten Herzen, daß die Stimmung Sophiens sich so wesentlich gebessert hatte.

In Röder und Sophie wirkten die herrlichen Stunden des Vormittags noch nach. Sie hatte, als sie sich zu Mittag von ihm trennte, mit pochendem Herzen, wenn auch in scheinbar gleichgiltigem Tone gefragt, wie lange er noch hier zu bleiben gedenke, und er, in der Freude der schönen Gegenwart ganz seines Vorsatzes von gestern vergessend, hatte geantwortet: „Noch drei Wochen."

An diese „drei Wochen" klammerte sich Sophiens ganze Hoffnung, sie wollte sie ausnutzen, sie wollte in ihnen nur ihm leben, nur an ihn denken und sich nur seiner erfreuen. Was dann folgen würde, daran wollte sie nicht denken, das mochte in Nebel gehüllt bleiben von undurchdringlicher Finsterniß, wenn nur diese „drei Wochen" im hellsten Lichte strahlten. Sie wandte keinen Blick von ihm, während er las, sie kannte jeden Zug in seinem Gesichte, jede Locke auf seinem Haupte. Manchmal ertappte sie sich darauf, daß sie ganze Sätze überhört hatte, so sehr beschäftigte sie seine Persönlichkeit, so tief lag sie in ihrem Banne.

Ueber den Caplan war eine große Ruhe gekommen. Er deutete Frau Sophiens gelassene Heiterkeit, die sie zur Schau trug, als einen großen Sieg, den sie über sich selbst davongetragen habe, er freute sich, daß seine Ermahnungen nicht fruchtlos geblieben waren. Uebrigens folgte er der Lectüre mit großer Aufmerksamkeit, und besonders der treffliche Mönch Christoforo mit seiner aufopfernden, liebevollen, stets hilfsbereiten Thätigkeit für Andere, der für seine Person auf jeden Genuß des Lebens

verzichtete, wurde sein Ideal, an dem er sich erbaute und dem er in allen Stücken ebenbürtig zu werden strebte.

Als der Caplan sich gegen Abend entfernt hatte, um die Messe zu lesen, wanderten Röder, Sophie und Fanny, die zum ersten Male, um ihre Gebieterin nicht zu verlassen, auf die Messe verzichtete, den See entlang bis zum Seehof, wo sie ihr Abendbrot einzunehmen pflegten. Sie trafen eine heitere Gesellschaft von Landleuten aus der Umgegend an, die sich mit Gesang, Zitherspiel und Tanz ergötzten. Das muntere Treiben, die harmlose gemüthliche Lustigkeit ging auf Röder und Sophie über, so daß diese, als der Friedel vom Seehof, der beste und eleganteste Tänzer weit und breit, sie zu einem Walzer einlud, nicht umhin konnte, ihm zu folgen, und auch Röder sich entschloß, eine hübsche junge Tirolerin zum Tanze aufzufordern.

Es dauerte nicht lange, so tanzten Röder und Sophie zusammen und erregten durch ihre großen schönen, von Kraft strotzenden Persönlichkeiten wie durch ihre graziösen Bewegungen die allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung der Landleute.

Fanny machte zwar eine bedenkliche Miene, als Sophie und Röder wieder auf ihre Plätze zurückkehrten, als wollte sie sagen, das hättet Ihr lieber unterlassen sollen, allein aus Sophiens Augen leuchtete ein Glanz und ein Glück, wie sie es seit Jahren nicht an ihr gesehen hatte, und das versöhnte Fanny wieder und schlug alle ihre Bedenken in den Wind.

Das schöne Paar aber lebte ganz der Seligkeit des Augenblicks. Keins von ihnen wollte weiterdenken, als an die nächste Minute, für Beide gab es keine Zeit, keine Vergänglichkeit. Dieses Gefühl verließ sie auch nicht, als Fanny zum Aufbruch mahnte, da die Nacht hereinbrach. Sie machten noch ein Tänzchen und folgten dann Fanny, ohne zu zögern, in die stille, warme, sternenlose Juninacht.

Sie gingen nebeneinander her und plauderten wie die Kinder, lachten, scherzten, jagten den leuchtenden Junikäferchen nach. Sophie wollte eines in der Nähe sehen. Röder beeilte sich, ein Thierchen zu fangen, und als es ihm gelungen war, brachte er es triumphirend zu Sophie und hielt es ihr entgegen. Sie wollte es fassen, da flog es davon, aber ihre Hände waren ineinander gerathen und ließen sich nicht wieder los. Da durchfuhr Beide eine zitternde Gluth, sie blickten sich tief in die vor Sehnsucht flammenden Augen, und all' ihr Glück, das sie noch eben so kindlich selig gemacht, verwandelte sich mit einem Schlage in einen stechenden Schmerz, der sie dem Wahnsinn nahe brachte. Fanny trat an sie heran, sie ließen einander los, und von nun an gingen sie schweigend, in stummer Verzweiflung durch die Nacht.

Was sollte aus ihnen werden?

Ein Blitz hatte ihnen den furchtbaren Abgrund erhellt, an dem sie

sorglos tändelnd Blumen gepflückt, und von dem Hinweg kein geebneter Pfad führte.

Schweigend reichten sie sich beim Abschied die Hand. Sophie suchte ihr Zimmer auf, Röder ging in die kleine Wirthsstube der Scholastika, wo er den Caplan zu finden hoffte. Dieser war eben im Begriff, nach Hause zu gehen. Röder hielt ihn zurück, es drängte ihn, sein Herz einem Freunde auszuschütten.

Rückhaltlos offenbarte er ihm alle seine Empfindungen: wie er, im sicheren Gefühle der Liebe zu seiner Gattin, den Verkehr mit Sophie nicht gefürchtet, wie er allmählich von dem dämonischen Wesen dieser Frau gefesselt, in eine seelische Abhängigkeit von ihr gerathen, die ihm niemals bisher bekannt gewesen, wie er Tag und Nacht nichts Anderes mehr zu denken im Stande sei, als was sich auf sie beziehe, und wie sogar seine Träume unter der magischen Gewalt dieser gluthvollen Seele ständen. Dabei hätte sich die innigste Neigung zu seiner Gattin durchaus nicht abgeschwächt, aber diese Neigung wäre so ganz anderer Natur, so himmelweit verschieden von der unaussprechlich süßen und zugleich schmerzlichen Sehnsucht, die ihn unwiderstehlich zu Sophien zöge, und die ihm das Leben ohne sie als eine fürchterliche Oede erscheinen lassen werde. Niemals, auch in den Tagen jugendlicher Schwärmerei, hätte er Aehnliches empfunden, er stehe vor einem Räthsel, dessen Auflösung ihm unmöglich sei. Und was das Schlimmste, er glaube annehmen zu dürfen, daß Sophie sich in gleichem Maße zu ihm hingezogen fühle wie er zu ihr, so daß der Gedanke einer Trennung von ihm auch für sie gleichbedeutend mit Verzweiflung sein müsse.

Der Caplan hatte den halblaut und in sichtbarer Aufregung gemachten Mittheilungen mit scheinbarer Ruhe zugehört, ohne daß Röder ahnte, wie tief dieselben auch das Herz des Geistlichen ergriffen. Dieser drängte aber alle egoistischen Gefühle mit Macht bei Seite und suchte nur nach einem Ausweg aus der schrecklichen Lage seiner Freunde. Als Röder mit der Bitte um den Rath des Freundes geendet, hielt er nicht zurück mit dem, was er für das Ersprießlichste hielt.

„In den schwierigsten Lagen meines Lebens," sagte er, „habe ich mich immer nur gefragt: kannst Du ihnen nicht entrinnen durch unnachsichtige Erfüllung Deiner Pflicht? Und immer mußte ich mir diese Frage mit Ja beantworten und habe darnach gehandelt. Mochten dabei auch mitunter die heißesten Wünsche meines Herzens unerfüllt bleiben, mochten äußere Nachtheile, Verfolgung durch Mitmenschen, Kränkungen und Beleidigungen aller Art damit verbunden sein, ich habe es doch niemals bereut und nach überstandenen Schmerzen eine innere Befriedigung davongetragen, wie ich sie niemals nach Erfüllung selbst berechtigter und heißersehnter Wünsche empfunden habe. Ich rathe Ihnen, werther Freund, in vorliegendem Falle ebenso zu handeln. Sie haben ein treues Weib zu Hause, dem auch

Sie ewige Treue gelobt haben, Sie haben Kinder, deren Erziehung zu guten Menschen Ihre heilige Pflicht ist, es bleibt nach meiner Meinung für Sie nichts Andres übrig, als sich der Sie bedrohenden Gefahr sobald als möglich und ehe es zu spät ist, zu entziehen. Ich weiß, daß es für Sie eine schwere Aufgabe sein wird, allein fragen Sie sich selbst, ob hier ein anderes Mittel zur Rettung gegeben ist? Fragen Sie sich ferner, ob die Gefahr nicht mit jedem Tage, den Sie hier länger verweilen, wächst? Nicht blos für Sie, sondern vor Allem auch für Frau Sophie, die, wie ich hoffe, im Glauben und in den Gnadenmitteln der Kirche den endlichen und einzig sicheren Trost finden wird."

Er schwieg und sah Röder voll Sorge in's Antlitz, der stumm vor sich hinstarrte.

„Haben Sie einen anderen Ausweg?" fragte der Caplan nach einer längeren Pause sanft.

„Nein, nein — es giebt keinen andern," erwiderte Röder mit einem plötzlichen Entschluß. „Ich muß fort, und das sogleich, morgen mit dem Frühsten."

„Nicht so, lieber Freund," wandte der Caplan ein, „das würde vielleicht allzu niederschlagend auf Frau Sophie wirken. Sie sind uns noch den Schluß des Manzoni'schen Romanes schuldig. Lesen Sie uns, als wäre Nichts inzwischen vorgefallen, morgen Vormittag das Buch zu Ende. Zeigen Sie in Ihrem Wesen nicht die geringste Veränderung, und ziehen Sie sich für den Nachmittag mit der Entschuldigung wichtiger Briefverpflichtungen an Ihre Frau und Familie zurück. Das soll keine Lüge sein, vielmehr rathe ich Ihnen, einen recht ausführlichen Brief an Ihre Gattin zu schreiben, und den unvorhergesehenen Wechsel Ihres Aufenthaltsortes zu motiviren. Ich nehme an, daß Sie von hier aus noch wo anders hingehen, ehe Sie nach Hause zurückkehren. Es würde Ihnen vielleicht gut thun."

„Das will ich mir noch überlegen," sagte Röder langsam, „ich glaube aber, ich werde sofort nach Hause zurückkehren. — Die Lust der Fremde ging mir aus," setzte er trübe lächelnd hinzu.

„Nun ja," erwiderte der Caplan, „Sie haben vielleicht Recht."

„Das wird ein schlimmer Vormittag morgen; aber ich finde Ihren Rath gut. Mag mit dem Schlusse des Manzoni'schen Romans auch mein Herzensroman sein Ende finden. Daß ich so frei und offen zu Ihnen gesprochen, werther Freund, zeigt Ihnen mein grenzenloses Zutrauen. Ich danke Ihnen für Ihren Rath, für Ihren Beistand. Es kann hier nur ein gewaltsamer Bruch zum Heile führen. Und bin ich fort, so nehmen Sie sich des armen Wesens an, das ich so unglücklich zu machen genöthigt bin."

Sie schüttelten einander kräftig die Hand und erhoben sich, um nach Hause zu gehen.

Als Röder an der Thür von Sophiens Zimmer vorüber leise, um nicht gehört zu werden, die Treppe hinauf schlich, überkam ihn ein trotziges Weh, das ihm Thränen aus den Augen preßte.

„Ist es nicht ein Wahnsinn, daß ich hier schleiche wie ein Dieb?" sagte er zu sich; „wäre es nicht das Richtige, ich klinkte auf und ginge hinein, wo ich mit tausend Freuden empfangen würde? Aber freilich! die vergänglichen Satzungen menschlicher Moral — selbst wenn sie die heiligsten Rechte des Herzens zerstören und vernichten — stehen über den ewigen Forderungen der Natur! Wir armseliges Geschlecht!"

Die Nacht verbrachte er schlaflos. Immer wenn ihn die Müdigkeit übermannen wollte, schreckte ihn ein seltsamer Traum wieder auf und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Er träumte immer, Sophie stehe neben ihm und riefe ihm zu, er sollte aufstehen! Endlich erhob er sich wirklich und ging in Strümpfen, um nicht gehört zu werden, stundenlang im Zimmer hin und her. Er wußte, daß auch sie wache und nur an ihn denke, und daß nichts Anderes ihm die Ruhe raube, als ihr sehnsüchtiges Verlangen nach ihm.

X.

Der Caplan hatte Frau Sophie am Vormittage aufgesucht und äußerlich ruhig und in ihr Schicksal ergeben gefunden. Sie vermied es, mit ihm über die Vorgänge in ihrem Inneren zu sprechen, denn er hätte ihre völlige Umwandlung, den gänzlichen Bruch mit ihrer Vergangenheit nicht begriffen und nur vergebliche Anstrengungen gemacht, sie auf den alten, von ihr für immer verlassenen Pfad zurückzuführen. Ein einziges, großes Gefühl beherrschte sie vollkommen und unausgesetzt: die leidenschaftliche Liebe zu Röder, dessen Ideenwelt auch die Ihrige geworden, und von der sie durch keine Macht des Himmels und der Erde mehr zu trennen war. —

Auch Röder, den der Caplan abholte, schien ruhig und gefaßt und beharrte auf seinem Vorhaben, den nächsten Morgen, noch vor Tagesgrauen heimlich abzureisen.

Die Vorlesung des Romans hatte ihr Ende erreicht, und obwohl der befriedigende, ja heitere Ausgang des Kunstwerkes, die endliche Vereinigung der Liebenden nach so vielen, unüberwindlich scheinenden Hindernissen auch eine erhebende Wirkung auf die Zuhörer hätte ausüben sollen, so war davon äußerlich wenigstens nicht viel wahrzunehmen. Zu mächtig wogten in ihren Herzen die Gefühle, die das eigne schwere Geschick aufgeregt, als daß sie mit voller Empfindung den Schicksalen Anderer hätten folgen können.

Es sprach denn auch nur der Caplan, der auf dem Wege der Entsagung schon am weitesten vorgeschritten war, am Schlusse des Werkes seine Bewunderung in ausführlicher Weise aus, während Röder und Sophie

sich damit begnügten, ihm zuzustimmen, da ihre Gedanken auf ganz anderen Gebieten schweiften.

Es hatte wieder eine schwüle Stimmung Platz gegriffen, die Jeder peinlich empfand, weshalb sich Frau Sophie endlich zu der Frage aufraffte, ob man den Nachmittag nicht zu einer Wasserpartie verwenden wollte? Der Caplan schwieg und überließ Röder das Wort, der mit pochendem Herzen und nicht zu verbergender Erregung, die ihm das Blut in die Wangen trieb, die Entschuldigung vorbrachte, daß er dringende Briefe zu schreiben habe und deshalb nicht an der Partie theilnehmen könne.

Die Worte blieben ihm fast im Halse stecken, und es ergriff ihn ein Weh, wie er es nie in seinem Leben empfunden, als er Sophie bei seinen Worten erbleichen und ihre Augen sich mit Thränen füllen sah.

Zum Glücke erschien in diesem Augenblicke Agnes, welche den Caplan suchte, um ihm mitzutheilen, daß man in einem Nachbarorte nach ihm verlange zur Spendung der Sterbesacramente. So wurde der peinlichen Situation ein Ende gemacht, und man trennte sich, ohne Etwas für den Nachmittag oder Abend verabredet zu haben.

Sophie suchte hinter der Entschuldigung Röders keine leere Ausflucht, denn sie hatte ihm angemerkt, wie schwer es ihm wurde, auf die gemeinschaftliche Partie zu verzichten; es mußte thatsächlich ein dringendes Hinderniß für ihn vorliegen. Sie hatte im Stillen gehofft, den Nachmittag mit ihm vereint zuzubringen in erhebenden Gesprächen über die wichtigsten Dinge des Lebens wie am Tage vorher; nun mußte sie wieder mit ihrer Sehnsucht allein bleiben — aber er reiste ja noch nicht ab, er blieb ja noch da fast drei Wochen! Da werde sie schon noch Gelegenheit haben, ihn oft allein zu sprechen, zu genießen!

Röder aber hatte kaum Sophie verlassen, als er sich die größten Vorwürfe machte, daß er dem Caplan gefolgt und ihm versprochen habe, sofort abzureisen. Der Gedanke, Sophie zum letzten Male gesehen zu haben, ohne ein Wort des Abschiedes, ohne einen Druck ihrer lieben Hand, ohne einen Blick in ihr herrliches Auge gethan zu haben, überfiel ihn mit einer solchen Schmerzesgewalt, daß ihm das Leben unerträglich schien und er den Tod herbeisehnte.

Er nahm, um auf andere Gedanken zu kommen, an der gemeinsamen Wirthstafel, die heute ziemlich zahlreich besetzt war, zum Mittagbrot Theil. Aber unberührt ließ er alle Speisen an sich vorübergehen; grollend mit sich selbst, daß er seiner Gefühle garnicht Herr werden konnte, erhob er sich wieder, ehe die Tafel beendet war, nahm ein Boot und fuhr auf den See hinaus, um sich Ruhe zu verschaffen. Im Grunde seiner Seele aber hoffte er, Sophie noch einmal zu begegnen. Seine Augen spähten nach allen Richtungen, er fuhr bis zur Pertisau, kreuzte hin und her, aber vergebens: er fand sie nirgends; er fuhr weiter, er fuhr um den ganzen See herum, bis der Abend hereinbrach: er traf sie nicht. Und doch war

Sophie auf dem See gewesen. Ohne zu ahnen, daß Röder auch auf dem Wasser sei, war sie ihm in einer Entfernung von einer halben Stunde nachgefahren, war in der Pertisau ausgestiegen, um die arme Familie zu besuchen, und dann dort mit Fanny bis zum Sonnenuntergang verblieben.

Die Fahrt auf dem Wasser hatte aber auf Röder doch beruhigend gewirkt, und er mußte sich von Neuem sagen, daß der Rath des Caplans, sofort abzureisen, der einzig gute und richtige sei. Mußte nicht ein längeres Zusammensein mit Sophie die spätere Trennung immer schmerzlicher, ja schließlich zur Unmöglichkeit machen? Und stand nicht — was auch immer er sich zur Entschuldigung seiner Gefühle sagen mochte — stand nicht doch Allem voran die Pflicht gegen seine ihm angetraute Gattin, gegen seine Kinder?

So war er denn, als er von der Fahrt zurückkehrte, in seinem Entschluß, abzureisen, vollkommen befestigt, und um, so zu sagen, alle Schiffe hinter sich zu verbrennen, ging er sofort zu Frau Scholastika, ließ sich seine Rechnung geben, bezahlte sie und bestellte einen Wagen für eine sehr frühe Morgenstunde.

Auf die erstaunte Frage der Frau Scholastika, warum er so plötzlich abreise, schützte er dringende Geschäfte vor, die ihn unvermutheterweise nach Hause zurückriefen, bat auch, zu Niemandem von seiner Abreise zu sprechen. Das Abendessen und eine Flasche Wein solle man ihm auf sein Zimmer bringen.

* * *

Inzwischen waren auch Sophie und Fanny von ihrem Ausflug zurückgekehrt.

Der stille, warme, von Blüthenduft erfüllte Juni-Abend hatte die ganze Zärtlichkeit ihres Herzens, ihr sehnsüchtiges Bangen und Verlangen in ein melancholisch süßes, entsagungsvolles Gefühl verwandelt, in dem ihr der Geliebte wie etwas unerreichbar Hohes, Göttliches erschien. Ihn nur wiederzusehen, zu sprechen, mit ihm in den Räthseln des Lebens herumzugrübeln, erschien ihr schon wie ein köstliches Glück, und das sollte sie ja morgen wieder haben!

Da Fanny bei Frau Scholastika noch eine Bestellung auszurichten hatte, ging Sophie allein nach Hause voran. Auf der Treppe kam ihr Agnes entgegen, die soeben das Abendessen zu Röder getragen hatte. Sie wollte schnell an Sophie vorüber, diese aber hielt sie an und wünschte ihr einen guten Abend, denn es war ihr das traurige Wesen an dem Mädchen aufgefallen.

„Nun, Agnes, so eilig? Was haben Sie denn? Sie sehen ja so traurig aus?“

„Ach, ich bin es auch,“ antwortete Agnes verlegen und blieb stehen.

„Warum?“

„Ich soll es eigentlich nicht sagen.“

„Wer hat es denn verboten?“

„Der Herr Regierungsrath.“

„Was denn, Agnes?“

„Wir haben ihn Alle so gern,“ flüsterte sie leise, „und wir dachten, er würde noch lange bei uns bleiben, und nun reist er plötzlich ab! Er will nicht, daß es Jemand erfährt, ich glaube, des Herrn Caplans wegen, mit dem er einen Streit gehabt haben soll. Sehen Sie nur, was er mir für ein Trinkgeld gegeben hat!“

Agnes zeigte eine ganze Hand voll Papiergeld, Sophie aber sah und hörte Nichts. Krampfhaft hielt sie sich am Treppengeländer fest, um nicht zu sinken; sie zitterte am ganzen Körper.

„Heilige Jungfrau! was ist Ihnen, gnädige Frau?“ rief Agnes erschreckt.

„Nichts, Nichts! nur still!“ erwiderte Sophie sich zusammenraffend, zwang sich sogar zu einem Lächeln. „Es ist nur die ungewöhnliche Hitze, die wir den Tag über gehabt haben. Siehst Du, es ist schon vorüber. Was sagtest Du mir vorhin? Ich habe es nur halb gehört, der Herr Regierungsrath wolle morgen früh abreisen?“

„Ja.“

„Und es soll Niemand wissen?“

„Ja, so sagte er wenigstens zu mir. Er schien übrigens auch nicht wohl zu sein, denn er sagte, ich könne das Abendessen gleich wieder mitnehmen, er werde doch Nichts anrühren. Ich bat ihn aber, er solle es nur versuchen.“

„So, so — nun, gute Nacht, liebe Agnes.“

„Gute Nacht, gnädige Frau, soll ich vielleicht noch Etwas —“

„Nein, nein, ich danke, meine Fanny kommt mir gleich nach.“

Agnes ging, und Sophie wankte wie gebrochen an Leib und Seele die Treppe hinauf und schlich in ihr Zimmer. Sie ließ sich auf einem Stuhle am Fenster nieder und blickte thränenlos vor sich hin. Sie hatte Alles verloren, mit *einem* Schlage, sie war die ärmste Frau, die es auf Erden geben konnte. Ihre letzte Hoffnung, die „nächsten drei Wochen“, sie war hinweggeweht wie ein Licht vom Winde. Was blieb ihr nun vom Leben? Wenn sie in die Zukunft blickte, erschien sie ihr unerträglich öde, eine Zeit des Jammers und der Verzweiflung, ohne einen Strahl der Hoffnung, des Glücks!

Fanny trat ein. Auch sie hatte erfahren und berichtete unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß der Regierungsrath morgen früh abreise; wie Frau Scholastika glaubte, weil er einen Streit mit dem Caplan gehabt habe. Fanny wunderte sich, daß ihre Nachricht auf Frau Sophie so wenig Eindruck machte, daß sie nicht einmal Etwas darauf erwiderte. Da sie aber sich auch verbat, Licht anzuzünden, weil sie Kopfweh habe,

so erklärte sich Fanny diese Gleichgültigkeit durch das Unwohlsein Sophiens und verhielt sich ruhig. Sie wußte, daß Frau Sophie in solchen Fällen am liebsten allein sei, deshalb fragte sie, ob sie sich zurückziehen dürfe, und verließ, als ihr das gestattet wurde, eine gute Nacht wünschend, das Zimmer.

Kaum war Sophie allein, so erhob sie sich und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Sie hätte am liebsten ihrer Verzweiflung, die sie wie ein Fieber durchraste, in lautem Schreien Luft gemacht, sie hätte die Wände ihres Zimmers, das ihr so eng, so dumpf war, zerdrücken und sich frei in die Lüfte heben, sie hätte Etwas mit Gewalt zerstören, zerreißen, zerstampfen mögen, um diesem fürchterlichen Schmerz in ihrem Busen eine Ableitung zu verschaffen. Auch der Trost der Thränen blieb ihr versagt, glühend heiß brannten die Augen in ihren Höhlen, sie starrte in Verzweiflung über alle nahen Dinge hinweg, wie in eine undurchdringliche Ferne, die man vergeblich zu erforschen strebt.

Ihre Gedanken sprangen wild von diesem auf jenen Gegenstand, um immer wieder dahin zurückzukehren, von wo sie ausgegangen. Warum war das Alles gekommen? Warum hatte sie diesen Mann kennen gelernt, warum mußte sie in so leidenschaftlicher Liebe zu ihm entbrennen? Hätte sie gewünscht, ihn nie gesehen zu haben? Nein, nein, er war ihr höchstes Glück! Aber warum durfte sie nicht die Seine werden? Liebte er sie nicht ebenso? Hatte sie das nicht aus tausend kleinen Zügen an ihm gemerkt? Hatten sie nicht ein Recht auf einander? Wer war es denn, der sie trennen wollte? Ein anderes Weib! Aber wessen Liebe war denn die stärkere? War es überhaupt eine Liebe, die jene zusammengeführt, die sie für das Leben aneinander gefesselt hatte? Konnte es eine Liebe geben, stärker als die ihrige, die sie mit Wonne das eigene Leben hingegeben hätte für das des Geliebten? Ach! wie mußte auch er jetzt leiden! Wie unglücklich mußte er sein! Er, dessen zartes Gemüth jede Regung ihres eignen Herzens verstand, der die ganze Größe ihres eignen Unglücks erkennen und mitfühlen mußte!

Sie hörte seine Tritte über sich, sie sah ihn vor sich, wie er in Verzweiflung die Hände ringend umherging, ohne zu wissen, was er thun, wie er sich retten solle!

Sie wollte wenigstens Etwas von ihm haben! Sie ergriff den kleinen Goethe, der auf ihrem Tische lag, sie bedeckte das Buch mit Küssen, das er so oft in den Händen gehabt hatte, sie drückte es an ihr Herz, sie eilte wieder an's Fenster, an dem die Dämmerung des Juniabends noch zur Noth zu lesen gestattete, sie schlug das Buch auf, wie um ein Orakel zu fragen, und traf wieder auf die „Braut von Korinth", das Gedicht, das sie wohl zwanzig Mal in den letzten Tagen immer mit neuer Bewunderung, mit neuem wonnevollen Schauder gelesen hatte!

Sie kannte es halb auswendig, sie sprach die aufgeschlagene Stelle leise vor sich hin: sie wiederholte die Worte:

„Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht!“

Schnell legte sie das Buch beiseite. Alles Blut schoß ihr in's Gesicht, sie hatte einen Entschluß gefaßt, der sie mit einem Male taumeln ließ vor Seligkeit. Nichts konnte sie mehr an der Ausführung hindern, und wenn tausend Priester vor ihr gekniet und sie gebeten hätten, von ihrem Thun abzulassen, bei dem Heile ihrer Seele! Sie hätte sie lächelnd abgewiesen. Sie war sich in diesem Augenblicke bewußt, daß sie ein Recht habe, ein heiliges Recht, so zu handeln, sie schaute auch mit unheimlicher Klarheit in die Zukunft, es war über sie gekommen wie eine Erleuchtung, die sie befreite von jedem Schmerz, von jedem Zweifel, von jeder Verantwortung.

Sie sah zum Fenster hinaus: Alles war still, die meisten Lichter schon ausgelöscht in den Häusern; sie horchte in's Nebenzimmer: Fanny lag bereits und schlief; sie öffnete die Thür zur Treppe: Nichts rührte sich. Sie ließ die Thür nur angelehnt und kehrte in's Zimmer zurück. Rasch zog sie ihr Kleid aus, ihr Mieder, sie schlüpfte behend in ihren rothseidenen Schlafrock, den sie gestern seit langer Zeit zum ersten Male wieder angelegt hatte, sie nahm ein weißseidenes Tuch, das sie lose um Hals und Schultern schlug, eilte mit triumphirendem Lächeln zur Thür hinaus, die Treppe hinan und öffnete, ohne zu zögern, die Thür zu Röders Zimmer.

Er stand mitten darin und schaute wie geistesabwesend auf die unerwartete Erscheinung, als traue er seinen Sinnen nicht, im nächsten Augenblicke entfuhr seinen Lippen ein Schrei, so fremd seinem eigenen Ohre, daß er kaum wußte, ob er ihn ausgestoßen, dann aber breitete er seine Arme aus, und Sophie stürzte an seine Brust und bedeckte seinen Mund mit glühenden Küssen, dazwischen flüsternd: „Still, still, Geliebter, ich bin Dein, ganz Dein, ewig Dein!“

* * *

Die Morgendämmerung warf ihre ersten blassen Strahlen in das Zimmer Röders, der eben sanft entschlummert und in einen beseligenden Traum versunken war, da beugte sich Sophie zum letzten Male über ihn, schnitt ihm behutsam mit einer kleinen Taschenscheere eine Locke vom Haupte, küßte sie und ließ sie in ihrem Busen verschwinden. Dann schlich sie auf den Zehen zur Thür, öffnete sie unhörbar, warf noch einen langen, innigen Blick auf den Schläfer und eilte lautlos die Treppe hinab in ihr Zimmer.

Sie ließ sich an ihrem Schreibtisch nieder, ergriff die Feder und

schrieb in wenigen Minuten in fliegender Eile einen Brief, schloß ihn und adressirte ihn an Röder. Dann nahm sie ihr Tagebuch, legte es neben den Brief und eilte, ohne sich umzusehen, wie von einem Dämon getrieben, die Treppe hinab, zum Hause hinaus, nach dem See zu. Alles lag noch in tiefem Schlafe, auf dem Wasser wogten die Morgennebel.

Am Ufer des Sees raffte Sophie mehrere große Steine auf, trug sie in ihr Boot, löste es von der Kette, sprang hinein, ergriff die Ruder und eilte mit kräftigen Schlägen auf den bewegten See hinaus.

Scharf wehte der Morgenwind, hob und jagte die Nebel, zu wunderlichen Gebilden geballt, über die Wasserfläche, und Sophiens aufgelöste lange Haare flatterten weithin im Winde.

Die frische Morgenluft that ihren heißen Schläfen gut, sie athmete sie mit wonnigem Behagen ein, zum letzten Mal in ihrem Leben. In ihrem Herzen regte sich keine Spur von Reue, aber auch Nichts von jener Verzweiflung, die sie gestern noch so qualvoll gemartert, war in ihr geblieben: ein ruhiges, weihevolles Glück hatte sich ganz ihrer bemächtigt. Sie fühlte sich Eins mit dem Geliebten, sie wußte, daß sie zwar eine kurze Zeit von ihm getrennt sein müsse, aber nur, um dann ewig mit ihm vereint zu sein, sie wußte, daß ihre Rolle auf Erden zu Ende gespielt sei. Und darum eilte sie von hinnen, ohne Klage, ohne Schmerz, ja mit einem Gefühle höchster Befriedigung.

Sie war bis an die Stelle des Sees gekommen, wo er, wie sie gehört hatte, am tiefsten sein sollte. Hier hielt sie an, legte die Ruder bei Seite, füllte ihre Taschen mit den schweren Steinen, blickte noch einmal nach der Richtung der Scholastika, warf Kußhände hinüber und rief: „Leb' wohl, Geliebter, laß mich nicht allzulange Deiner harren!“ Dann erhob sie sich schwer, denn die Steine hinderten sie einigermaßen, trat mit dem rechten Fuß auf den Bord des Bootes und warf sich vornüber in die Fluthen, die sich augenblicklich über ihr schlossen.

Vom Lande her, aus der Gegend des Seehofes, erscholl ein lauter, langgezogener Klageruf über das Wasser, dann war Alles still.

XI.

Eine halbe Stunde später wurde es in der Scholastika lebendig.

Der Friedel vom Seehof hatte, im Begriff, auf die Alm zu steigen, um Heu zu machen, Sophiens Gondel bemerkt. Aufmerksam war er ihr mit den Augen gefolgt, er konnte sich nicht erklären, was die Dame schon zu so früher Morgenstunde auf den See getrieben haben mochte. Da sah er sie an der Stelle, die er ihr selbst einmal als die tiefste bezeichnet hatte, halten, er sah sie aufstehen, es ahnte ihm nichts Gutes. Schnellen Schrittes eilte er an's Ufer, löste einen Kahn; aber in demselben Augenblicke war Sophie auch schon in den Fluthen verschwunden.

Wie im Fieber flogen ihm die Pulse, er glaubte zu träumen, er rieb sich

die Augen, dann ruderte er mit einer Geschwindigkeit, wie sie Keinem sonst am See zu Gebote stand, hinaus an die Stelle, wo der leere Kahn auf den Wellen schaukelte. Er hielt, er blickte in die klaren Wogen, sein scharfes Auge konnte Nichts erspähen, er dachte einen Augenblick daran, zu tauchen, bald aber gab er den Gedanken als nutzlos wieder auf, er hatte sie zu schnell sinken sehen, sie mußte sich selbst mit Steinen beschwert haben und ruhte nun schon in grundloser Tiefe.

Er blickte gen Himmel und bekreuzigte sich, dann band er den leeren Kahn an den seinigen und ruderte, so schnell er konnte, nach der Scholastika, von dem Unglück Kunde zu bringen.

Alles lag noch in tiefem Schlafe, er pochte die Knechte und Mägde heraus, Niemand wollte seiner Botschaft glauben. Er ruhte nicht, bis er den Wirth und die Wirthin gesprochen, ihnen mitgetheilt, was er gesehen, und bis er erfahren hätte, wie man sich die Sache erklären könnte. Als man endlich an der Wahrheit des Erzählten nicht mehr zweifelte, ging ein Jammern und Klagen durch das ganze Haus. Jedermann hatte die Frau verehrt und geliebt. Agnes war sofort hinübergeeilt in das andere Haus, Fanny zu wecken; sie fanden Beide zu ihrem Entsetzen das Bett Sophiens unberührt. Man sandte nach dem Caplan.

Durch den Lärm im Hause wurde auch Röder aus seiner Ruhe aufgescheucht, er konnte sich, noch im Halbschlummer liegend, nicht erklären, was das Stimmengewirr unter ihm zu bedeuten habe? Endlich wurde laut an seine Thür gepocht, und er erwachte vollständig.

Er blickte um sich. Die ganze Seligkeit der vergangenen Nacht überkam ihn noch einmal. Sophie war zwar verschwunden, aber dort lag ja noch ihr weißes Tuch und bewies ihm, daß er nicht blos geträumt, daß er das höchste Glück wirklich in seine Arme geschlossen hatte.

Aber in demselben Augenblicke überfiel ihn auch eine unerklärliche Angst, als das Pochen an der Thür sich wiederholte, als er im Zimmer unter sich lautes Sprechen und Wehklagen vernahm. Er sprang aus dem Bette, eilte an die Thür und fragte, wer da sei?

Es war der Wirth, der ihm mittheilen wollte, daß der Wagen zur Abreise bereit stehe. Zugleich erwähnte er des schrecklichen Unglückes, das sich zugetragen.

Röder riß die Thür auf und starrte den Mann wie geistesabwesend an. „Was?“ schrie er, „was haben Sie da eben gesagt?“

Der Wirth wiederholte seine Mittheilung und fügte hinzu, daß der Friedel vom Seehof Alles mit angesehen habe, ohne helfen zu können.

Röder schwankte drei Schritt rückwärts und fiel dann ohnmächtig zu Boden. Er hatte dabei einen körperlichen Schmerz empfunden, als sei Etwas in seinem Inneren zerrissen und zersprungen, was nie wieder zu heilen sei.

Dem Wirth gelang es nicht, den schweren Mann aufzurichten, er

rief nach Hilfe, worauf der Caplan, dem die Frauen das Entsetzliche schon mitgetheilt hatten, erschien und behilflich war, Röder auf's Bett zu legen.

Dort erholte er sich allmählich, sah den Caplan mit wirren, verstörten Blicken an und forderte Bestätigung dessen, was er gehört. Der Caplan nickte stumm mit dem Kopfe.

Dann half er Röder sich ankleiden und sagte ihm, daß man einen Brief Sophiens gefunden habe, an ihn adressirt, der wohl noch nähere Auskunft über die Motive ihrer That geben würde, obwohl sie Beide ja leider nicht im Unklaren darüber sein könnten.

Sie begaben sich zusammen in Sophiens Zimmer, wo Fanny schluchzend in einer Ecke zusammengekauert saß, ohne sich darum zu kümmern, was um sie her geschah.

Röder öffnete zitternd den Brief und las leise für sich:

„Geliebtester! In einem Glücksgefühl, wie ich es glühender und heiliger niemals empfunden habe, gehe ich von dieser Erde, wo es für mich nach den letzten Stunden Nichts mehr zu erleben giebt. Wir sind unzertrennlich mit einander verbunden, und die kurze Spanne Zeit, die Du noch durch ‚Pflichten‘ von mir getrennt sein mußt, ist Nichts im Vergleich zur Ewigkeit, in der unsere Geister mit einander leben werden. Ich will Dich fortan umschweben, wo Du auch seist, und Dein so lebhaft gedenken, daß ich Dich mir bald nachziehe. Eine Locke von Deinem Haupte habe ich mit mir genommen, damit auch ein körperlicher Theil von Dir bei mir ist. Auf Wiedersehen, Geliebtester! Grüße den treuen Caplan und bitte ihn, daß er sich meiner Fanny annimmt. Sie soll soviel von meinen Gütern haben, als sie will. Mein Tagebuch, das ich die letzte Zeit geführt, nimm an Dich. Bist Du doch allein der Inhalt desselben. Was sonst mit meinem Nachlaß geschieht, ist mir ganz gleichgiltig. Sucht nicht nach meiner Leiche, sie ruht auf tiefstem Grunde in dem Elemente, das mir immer am liebsten war.

Ewig Deine Sophie.“

Röder las den Brief zwei-, dreimal. Eine wunderbare Stimmung hatte ihn ergriffen. Er hatte das Gefühl, als schreite er auf Wolken dahin, als läge Alles, was mit seinem bisherigen Leben zusammenhing, in tiefem Nebel unter ihm.

Zugleich empfand er eine gewisse Scheu, dem Caplan den Brief zu zeigen, es wäre ihm wie eine Profanation erschienen. Er blickte ihn mit einer bittenden Miene an, und der Caplan verstand ihn. „Ich begehre den Brief nicht zu lesen,“ sagte er sanft, „nur fragen möchte ich, ob er für mich irgend einen Auftrag enthält?“

Röder schüttelte dem Caplan dankbar die Hand und las ihm die ihn betreffende Stelle vor. Dann nahm er Sophiens Tagebuch zu sich und

bat den Caplan, einige Augenblicke zu verziehen, er würde sogleich zurückkehren, um ihm eine Bitte vorzutragen.

Während der Caplan milde Trostesworte an die völlig geknickte Fanny richtete, kehrte Röder in sein Zimmer zurück und verbarg die ihm hinterlassenen Heiligthümer vor profanen Augen.

Als er das weiße Tuch in die Hand nahm, das er mit Küssen bedeckte, überwältigte ihn der Schmerz derart, daß er weinen mußte wie ein Kind. Dann verschloß er den Brief, das Tuch und das Tagebuch in seinem Koffer und begab sich zum Caplan zurück.

„Ich wollte Sie bitten, mit mir auf den See hinauszufahren, zum letzten Male, zum Abschied möchte ich sagen. Der Wagen kann warten."

„Ich habe dasselbe Bedürfniß," erwiderte der Caplan, „lassen Sie uns gehen."

Schweigend begaben sie sich zum See hinab. Da lag Sophiens Boot an seiner gewohnten Stelle, wo es der Friedel wieder angekettet hatte. In stummem Einverständniß mit Röder löste der Caplan das Boot. Als Röder hineinstieg, überfiel ihn ein Zittern am ganzen Körper; er mußte alle seine Kräfte zusammennehmen, um sich aufrecht zu erhalten.

Nun glitten sie dahin über die Wasserfläche, auf der sie so frohe Stunden verlebt hatten, und die nun so viel Liebes für beide Männer unter sich begrub.

Je näher sie der Unglückstätte kamen, desto unruhiger wurde Röder. Er starrte unverwandt hinab in die Tiefe, seine Augen leuchteten in unheimlichem Glanze, seine Pulse flogen, er athmete hörbar. Plötzlich schrie er laut auf: „Da, da ist sie!" und beugte sich mit dem Körper so weit über Bord, daß er sicher das Gleichgewicht verloren haben und in den See gestürzt sein würde, wenn der Caplan, der seine besorgte Aufmerksamkeit unausgesetzt auf Röder gerichtet hatte, nicht rechtzeitig die Ruder eingezogen und mit seiner vollen Kraft den Freund festgehalten hätte.

„Sie täuschen sich," rief er, „es ist unmöglich, sie zu entdecken," und fügte sanfter hinzu: „Ich bitte Sie im Namen Ihrer Frau und Ihrer Kinder, lieber Freund, bleiben Sie stark! Sie müssen sich Ihren Pflichten erhalten."

„Pflichten!" flüsterte Röder halblaut vor sich hin, „von diesen ‚Pflichten' spricht sie auch in ihrem Briefe."

Ein seltsames, fast ironisches Lächeln glitt dabei über sein Antlitz, wie es der Caplan früher nie an ihm bemerkt hatte; dann sah er still in's Wasser hinein; und nur hin und wieder entwand sich ein schwerer Seufzer seiner Brust.

Der Caplan hatte ein stilles Gebet für die Seele der Verstorbenen an der Unglücksstätte gebetet, dann war er mit raschen Ruderschlägen nach der Scholastika zurückgekehrt.

„Habe ich noch so viel Einfluß auf Sie," fragte er während der Fahrt, „daß Sie einen gutgemeinten Rath von mir annehmen würden?"

„Sicher, verehrter Freund, ich bitte darum."

„Ich halte es für das Beste, daß Sie sofort von hier aufbrechen und nach Hause zurückkehren in die Arme Ihrer treuen Gattin."

Röder schwieg. „Würde er mir denselben Rath ertheilen," dachte er bei sich, „wenn er wüßte, wie eng Sophie und ich vereinigt sind?"

Ein unerträgliches Weh packte seine Brust, und er krümmte sich wie in körperlichem Schmerz.

„Glauben Sie nicht, daß ich Recht habe?" fragte der Caplan wieder.

„Sie haben Recht," antwortete Röder tonlos. — —

Als sie wieder an's Land gestiegen waren, ließ Röder seine Sachen auf den bereitstehenden Wagen schaffen, verabschiedete sich von den Wirthsleuten und von Agnes mit herzlichen Worten, dann wandte er sich zum Caplan.

Er wollte ihm Etwas sagen, etwas aus tiefstem Herzen Kommendes, aber er vermochte es nicht. Mit Thränen kämpfend, schloß er ihn in seine Arme und küßte ihn herzhaft auf den Mund. Dann schüttelte er ihm nochmals beide Hände, riß sich los, bestieg den Wagen und fuhr davon, ohne sich umzusehen.

Alle blickten ihm mit Wehmuth nach, nur die beiden Geistlichen, die er bei seiner Ankunft zuerst mit dem Caplan angetroffen, und die des Weges daherkamen, um Näheres über das Unglück zu erfahren, hatten der Abschiedsscene ironisch lachend zugesehen und grüßten jetzt ebenso in seinen Wagen.

Er dankte ihnen nicht, er schien sie garnicht zu bemerken.

XII.

Röder fuhr Tag und Nacht, gönnte sich keine Stunde der Ruhe, bis er in der Heimat anlangte.

Unangemeldet erschien er eines Abends spät und versetzte seine Frau in die äußerste Bestürzung. Seine Nachrichten aus der Fremde waren zwar immer kürzer geworden, aber sie hatte gerade daraus geschlossen, daß er sich wohl fühle, sich viel im Freien aufhalte. Nun kam er plötzlich noch vor Ablauf der Hälfte seines Urlaubes in einem offenbar viel kränkeren Zustande, als er fortgereist war. Auf ihre erstaunte Frage, warum er so zeitig zurückkehre, sagte er wiederholt: „Ich habe gar keine Zeit, gar keine Zeit zu verlieren, ich muß arbeiten, arbeiten, meine Pflicht erfüllen, daß ich rechtzeitig fertig werde." Sein Wesen war sehr aufgeregt, den Kindern widmete er kaum einige Aufmerksamkeit, fand sie kleiner geworden, vernachlässigt.

„Man müsse seine Pflicht erfüllen, Pflicht erfüllen," wiederholte er des Tages ungezählte Male. Die Nächte verbrachte er meist schlaflos in

großer Unruhe, hörte Sophie zu sich sprechen und antwortete ihr; sank er aber in Schlummer, so mußte er wunderliche Träume haben, denn er sprach laut, erhob sich zuweilen nachtwandelnd und erwachte gewöhnlich mit einem Schrei, durch den er auch seine geängstigte Gattin aufschreckte. Fragte sie ihn dann besorgt, was er geträumt habe, oder was ihm fehle, so glitt nur ein eigenthümlich müdes, aber glückliches Lächeln über sein Gesicht, und er pflegte zu sagen: „Armes Kind, ich bedaure Dich, Du hast keinen Mann mehr."

Im Amte entwickelte Röder einen Fleiß, der das Staunen seiner Collegen und Vorgesetzten erregte. Zuweilen blieb er bis in die Nacht in seinem Amtszimmer. Es fiel aber auf, daß seine Arbeiten mehrfach der Klarheit entbehrten, die sonst gerade ein Hauptvorzug derselben gewesen war, auch enthielten sie häufig Wiederholungen und lange, nicht zur Sache gehörige Auseinandersetzungen über die Pflichten des Menschen, die das Kopfschütteln des Präsidenten hervorriefen.

Dann wieder schloß er sich stundenlang in sein Zimmer ein und ließ Niemanden zu sich. Da nahm er das weiße Tuch, den Brief und das Tagebuch Sophiens aus dem Versteck, legte ihren Ring an und betrachtete und küßte die Gegenstände unter heißen Thränen. Das Tagebuch konnte er längst auswendig, er las es immer wieder, wie auch den Brief. Er unterhielt sich mit ihr, als ob sie körperlich neben ihm säße.

Eines Tages — er hatte vergessen, sich einzuschließen, — überraschte ihn seine Gattin dabei. Schluchzend stürzte sie an seinen Hals und fragte ihn, was ihm denn eigentlich fehle, was ihm widerfahren sei, daß er sich so sehr verändert habe? Er solle ihr doch beichten, sein Herz ausschütten!

Da erzählte er ihr Alles mit umständlichster Genauigkeit, verschwieg auch nicht den geringsten Nebenumstand, wurde dabei immer lebhafter, unruhiger und schloß seine Beichte, indem er die unglückliche Frau mit weitaufgerissenen Augen anstarrte, mit den furchtbar klaren Worten: „Und siehst Du, darüber habe ich den Verstand verloren."

Sie fiel ihm wiederum weinend um den Hals und rief: „Nein, nein, bilde Dir doch das nicht ein! Du hast Dich blos überanstrengt, liebster Mann. Du arbeitest zu viel. Ich will nach einem Arzt schicken, ja?"

Er machte sich los von ihr und antwortete schroff:

„Was soll der Arzt bei mir? Bin ich denn krank? Ich weiß, was ich zu thun habe. Ich erfülle meine Pflicht, meine Pflicht, bis ich fertig bin, und das wird nicht mehr lange dauern."

In ihrer Verzweiflung brachte sie die Kinder herbei, hoffend, daß ihr Anblick ihn zur Ruhe und Vernunft zurückführen würde; aber er begann, als sie sich ihm näherten, zu zittern, wies sie von sich wie etwas ganz Fremdes und sagte: „Was willst Du mit den Wechselbälgen bei mir? Schaff sie fort!"

So verging der Herbst und der Winter in trostloser Angst und Kümmerniß für die junge Frau. Sie sah ihren Mann in einer völlig anderen Welt neben sich hinleben und hinwelken.

Als der Frühling gekommen war, steigerte sich sein aufgeregtes Wesen derartig, daß seine Frau mehrere Aerzte zu Rathe zog. Sie riethen dringend, ihn in eine Anstalt für Gemüthskranke überzuführen. Röder hatte sofort ihre Absicht gemerkt, obwohl sie ihm gegenüber noch garnicht ausgesprochen worden war, und er hatte auch gleich den Entschluß gefaßt, sich dem Vorhaben der Aerzte zu entziehen.

Eines Tages im Juni erschien er außergewöhnlich heiter bei seiner Frau, küßte sie seit Monaten zum ersten Male wieder auf die Stirn und sagte:

„Ich freue mich über das schöne Wetter, ich habe nämlich eine kleine Dienstreise von ein, zwei Tagen vor, da werde ich mich recht erholen."

Da er in früheren Zeiten öfter solche Dienstreisen angetreten hatte, fand seine Frau nichts Verwunderliches dabei und glaubte wirklich, eine solche kleine Unterbrechung seiner Arbeiten könne ihm von Nutzen sein. Um aber völlig sicher zu gehen, eilte sie heimlich zu ihrem Hausarzte, um ihn um Rath zu fragen, ob man ihn allein reisen lassen sollte?

Die Abwesenheit seiner Frau benutzte Röder, um schnell seinen Koffer hervorzuholen, in den er nur wenige Sachen und seine Heiligthümer, die Reliquien Sophiens, packte. Dann fuhr er sofort, ohne Abschied von Jemandem zu nehmen, nach dem Bahnhofe und löste ein Billet nach München.

Noch war seine Frau nicht nach Hause zurückgekehrt, um auf den Rath des Arztes ihren Mann auf der Dienstreise zu begleiten, da fuhr er schon mit dem schnellsten Courierzuge seinem Ziele entgegen. Von einer kleinen Station unterwegs telegraphirte er nach Hause, man solle sich nicht ängsten, er reise nach München zu seinem Freunde, dem Professor W . .

Die verzweifelte Frau beeilte sich, ihm mit dem nächsten Zuge nachzufahren. Er hatte aber einen solchen Vorsprung, daß sie ihn nicht vor Ablauf eines ganzen Tages einholen konnte.

Inzwischen fuhr er ohne Aufenthalt bis München, wo er am Abend anlangte und einige Stunden verweilen mußte, ehe er weiterreisen konnte nach Jenbach. Eine wunderbare Heiterkeit hatte sich seiner bemächtigt. Stolz und glücklich, aufrechten Hauptes wanderte er durch die Straßen Münchens, das er seit seiner Jugend, in der er dort studirt hatte, liebte. Alte Erinnerungen wurden wach und vermischten sich mit nahen Hoffnungen zu einer frohen, ja geradezu feierlich gehobenen Stimmung.

Da, auf der Luisenstraße, in der Nähe von Paul Heyses Villa, begegnet ihm ein Mann in langem, schwarzem Rock, der ihm auffällt. Er stutzt, er bleibt stehen, der Fremde auch, sie erkennen sich und liegen sich in den Armen. Es war der Caplan.

Jeder war erstaunt über die Veränderung, die mit dem Freunde vorgegangen. Der Caplan hatte ganz graue Haare bekommen, und der Regierungsrath war nur noch der Schatten des kräftigen Mannes, der er vor einem Jahre gewesen.

Sie unterdrückten aber Beide ihr Erstaunen und gaben nur der Freude über ihre Begegnung Ausdruck. Zu einem Plauderstündchen gingen sie in ein Weinhaus und nahmen gemeinschaftlich ihr Abendessen ein.

Zuerst berichtete der Caplan, wie es ihm ergangen. Es war seinen beiden Amtsbrüdern gelungen, ihn derartig bei seinen Vorgesetzten und dem Bischof anzuschwärzen wegen seines Umganges mit der Selbstmörderin und dem unreligiösen Regierungsrath, daß er sich genöthigt sah, sein Amt niederzulegen und in München als Privatlehrer zu leben. Gleichwohl war ihm sein Enthusiasmus für die katholische Kirche geblieben, ja er hatte sich zur höchsten Begeisterung gesteigert. Er dankte Gott, daß er nicht excommunicirt worden war, und trug seine Armuth und Verlassenheit mit gottergebener Seelenruhe und Heiterkeit. Das große Vermögen Sophiens war durch seine Bemühungen der katholischen Kirche vermacht worden. Täglich schloß er in sein Gebet die inbrünstige Bitte für Sophiens Seelenheil ein, und Nichts hätte ihn mit höherer Freude erfüllt, als wenn auch sein Freund, der Regierungsrath, sich in den Schooß der heiligen Kirche hätte aufnehmen lassen. Er sprach dies unumwunden aus und legte seine Hand bittend auf die seines Freundes.

„Wenn Sie wüßten, verehrter Freund, wie uns alle Dinge zum Besten dienen, auch die furchtbarsten Schläge des Schicksals, deren Zweck wir uns oft nicht zu erklären vermögen, Sie würden freudig in mein Lager übertreten. Ich sehe es Ihnen an, daß Sie noch immer die schweren Fesseln tragen, die Ihnen eine furchtbare Leidenschaft auferlegt hat, daß Sie noch nicht überwunden haben, was Sie voriges Jahr erlebt. Ich sehe es Ihnen an, wie sehr Sie noch leiden!"

„Im Gegentheil," erwiderte Röder lebhaft, „ich leide garnicht, ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne. Meine Arbeit ist gethan, meine Pflichten sind erfüllt, jetzt kehre ich heim an den Busen allheilender, alliebender Natur, ich bin auf meiner Hochzeitsreise, ich bin unendlich glücklich."

Mit geheimem Grauen sah ihm der Caplan in das furchtbar blasse, hagere Antlitz mit den tiefliegenden Augen, deren Pupillen weit geöffnet waren.

Röder hob sein Glas und stieß mit ihm an:

„Immer lustig, mein lieber Caplan," rief er, „machen Sie nicht ein solches Leichenbittergesicht, es geht zur Hochzeit, wahrhaftig zur Hochzeit übermorgen! Aber ich darf den Zug nicht versäumen," fügte er, auf die Uhr sehend, hinzu, „wir müssen uns trennen, Freund, ich muß auf den Bahnhof, ich fahre die Nacht hindurch."

Der Caplan wollte ihn zurückhalten, bat ihn, eine Nacht zu bleiben

und auszuruhen, und hoffte im Stillen, ihn allmählich von seiner Weiterreise, von der er sich nichts Gutes versprach, zurückzuhalten. Vergebens. Röder wies alle seine Bitten zurück, gestattete ihm auch nicht einmal, ihn auf den Bahnhof zu begleiten. Er könne das nicht leiden, sagte er, er hätte das niemals gestattet, selbst den allernächsten Angehörigen nicht. Er wurde sehr heftig, als der Caplan ihm dennoch folgen wollte, verabschiedete sich auf offener Straße von ihm, stieg allein in eine Droschke und ließ sich sofort nach dem Bahnhofe fahren. Mit Thränen in den Augen sah ihm der Caplan nach, er ahnte, daß er ihn nie wiedersehen würde.

Röder fuhr die Nacht durch nach Jenbach und gleich weiter nach der Scholastika, wo er noch am Vormittag eintraf.

Die beiden Wirthsleute lagen an Influenza danieder; Agnes empfing ihn mit Freuden, wenn auch verwundert über sein verändertes Aussehen.

Er ließ sich das Zimmer geben, in dem er das Jahr vorher gewohnt hatte, es sah noch unverändert aus.

Sobald er allein war, überkam ihn ein wonniges Grausen, dem er sich völlig überließ. Alles, was er hier erlebt hatte, stand wieder klar und deutlich vor seinen Augen. Er packte seine Reliquien aus, betrachtete sie zärtlich, und bald hörte er auch wieder Sophiens Stimme, die ihn bat, er möchte ihr die Ruhe bringen, sie hielte es ohne ihn nicht länger aus, sie verzehre sich vor Liebesgluth.

„Ich komme, ich komme bald, Geliebte," rief er laut aus, „die schrecklichen Tage des Wartens sind vorüber, meine Pflichten sind vollendet, die Zeit ist abgelaufen, morgen ist der Jahrestag!"

Den Nachmittag verbrachte er damit, alle die Stätten aufzusuchen, wo sie zusammen geweilt hatten; immer heiterer, immer freier und leichter wurde ihm, je näher der Abend heranrückte.

Eine stille, warme Nacht brach herein, er legte sich angekleidet auf's Bett und schlief, von den Anstrengungen der Reise auf's Aeußerste ermüdet, bald ein.

Gegen Morgen erwachte er und hörte laut seinen Namen rufen. Er wußte, wer ihn rief; er sprang auf, blickte zum Fenster hinaus, es dämmerte schon. Er legte seinen Geldbeutel auf den Tisch, steckte Sophiens Ring an den Finger und schlich leise zur Thür hinaus, die Treppe hinab, verließ das Haus und eilte an den See.

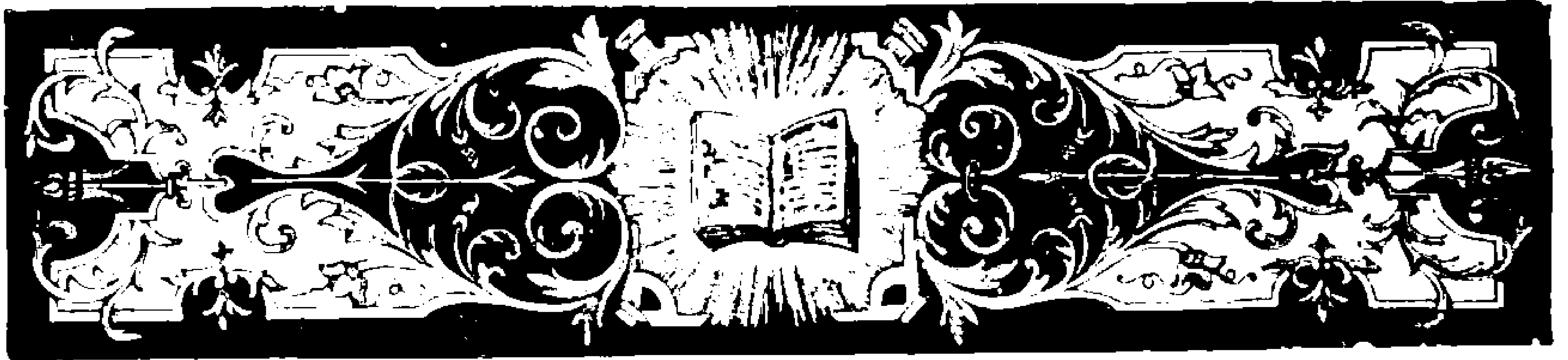
Wie Sophie, beschwerte er sich mit einigen großen Steinen, bestieg ein Boot und fuhr in den Morgennebel hinein.

Der Wind wehte ihm den Hut vom Kopf; es focht ihn nicht an, er hätte laut hinausjubeln mögen vor Lust und Wohlbehagen. Immer rascher, immer rascher ruderte er, als könne er es nicht erwarten, die Stelle zu erreichen, wo seine Sophie ruhte.

Die Nebel hoben und senkten sich, schwankten hin und her, bildeten wunderliche Gestalten.

Jetzt hatte er die Stelle erreicht. Eine zarte Nebelsäule schwebte vor seinem Kahne. Er warf die Ruder 'weg, erhob sich auf dem Bord des Kahnes und umarmte die Nebelsäule, als hätte er ein lebendes Wesen vor sich. Dabei jauchzte er vor Lust so laut, daß es das Echo von den Bergen widerhallte; es war, als ringe er eine Zeit lang mit der Nebelgestalt, dann ließ er sich langsam hinabgleiten und sank mit dem glückseligen Rufe: „Dein, ewig Dein!" in die kalte Fluth hinab.





Illustrirte Bibliographie.

Goethes Gedichte. Ausgewählt von Karl Heinemann. Mit Bildern und Zeichnungen von Frank Kirchbach. Leipzig, Verlag von Adolf Titze.

Daß neben den verschiedenen illustrirten Prachtausgaben von Goethes „Faust", „Hermann und Dorothea", „Reinecke Fuchs" u. s. w. eine ebenbürtige Prachtausgabe von Goethes Gedichten bisher fehlte, hat seine guten Gründe. Die Lyrik verhält sich dem Stift des Künstlers gegenüber eben ungleich spröder als die epische und dramatische Dichtung; dort, wo die Lyrik selbst epischen und dramatischen Charakter besitzt, in der Form der Ballade, der Romanze, zeigt sie sich noch am ersten sichtbarer künstlerischer Gestaltung zugänglich, da hier ein äußerer Vorgang den Kern bildet, mit dessen Wiedergabe zugleich dem Stimmungs- und Ideengehalt der Dichtung eines Genies gerecht zu werden, freilich auch die reife Meisterschaft eines begnadeten Künstlers erfordert. Dagegen bereitet die reine, die Stimmungslyrik, dem bildenden Künstler Schwierigkeiten, die zum Theil gar nicht überwunden, zum Theil nur umgangen werden können, die den Künstler in vielen Fällen zu einer Art Compromiß mit seinem ästhetischen Gewissen nöthigen. Das Immaterielle darstellen wollen, heißt eben es negiren, und was der Zeichner dann zu bieten vermag, ist eher eine Abschwächung, als eine Verstärkung des Dichterwortes; wenn auch vielleicht eine Ergänzung desselben insofern, als der auch dem reinen Liede nicht fehlende äußere Vorgang oder die Situation von dem Künstler verdeutlicht werden kann — aber in wievielen Fällen wird dies als ein Gewinn zu betrachten sein? Diese Schwierigkeiten machen es erklärlich, daß gerade echte Künstler vor der Illustrirung von Gedichten und insbesondere der Schöpfungen eines Dichters vom Range Goethes Scheu tragen; für Manchen liegt freilich in der Schwierigkeit der Aufgabe ein erhöhter Anreiz, und so hat sich denn auch ein Künstler und eine Verlagsbuchhandlung gefunden, die diese Aufgabe in Bezug auf Goethe zu lösen wagen wollen. Wir müssen uns vor der Hand darauf beschränken, das Unternehmen der Verlagshandlung Adolf Titze, die für den künstlerischen Theil desselben den Maler Frank Kirchbach, für den litterarischen Theil den bekannten Goethebiographen Karl Heinemann gewonnen hat, anzuzeigen, da zur Zeit nur eine Lieferung vorliegt, die ein abschließendes Urtheil nicht gestattet. Heinemann hat, wie er im Vorwort erklärt, die chronologische Anordnung gewählt, welche die innere und äußere Entwickelung des Dichters und Menschen am treuesten wiederspiegelt, eine poetische Autobiographie Goethes bietend; diese Anordnung ist aber — und mit guten Gründen — nicht durchweg durchgeführt worden, indem die Friederiken- und die Lillilieder, überhaupt die an ein und dieselbe Person gerichteten Lieder im Zusammenhange gebracht werden. Endlich ist zu bemerken, daß bei einem Unternehmen, wie dem vorliegenden, von einer Gesammtausgabe der Gedichte natürlich abgesehen werden mußte, daß



Illustration zu „Künstlers Morgenlied“.
Aus: Goethes Gedichte. Leipzig, Adolf Titze.



„Balde seh ich Rieschen wieder."
Aus: Goethe's Gedichte. Leipzig, Adolf Titze.

hier nur eine Auswahl geboten werden konnte, bei der der Künstler und die Rücksicht auf den Leserkreis, für den diese Ausgabe bestimmt ist, ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte. Auch die Illustration wird — einer Mittheilung der Verlagshandlung zufolge — so weit es möglich und berechtigt, einen biographischen Charakter tragen, indem an geeigneter Stelle Bildnisse von Lilli, Frau von Stein, Corona Schröter, Minna Herzlieb u. A. eingefügt und uns die wirklichen Schauplätze verschiedener Gedichte durch landschaftliche Portraits vergegenwärtigt werden; solche sind z. B. die in dem vorliegenden ersten Hefte gebrachten Illustrationen zu den Friederikenliedern: „Erwache, Friedrike" und „Als ich in Saarbrücken" (S. 20 und 21).

Das Werk, das in zwölf monatlich erscheinenden Lieferungen zum Preise von je 3 Mark erscheinen und October 1897 vollständig vorliegen soll, wird 327 Gedichte mit nahezu 200 Zeichnungen im Text und 12 ganzseitigen Bildern in Photogravüre enthalten. Die Ausstattung ist, wie die vorliegende erste Lieferung zeigt, in jeder Hinsicht glänzend. Wir behalten uns eine eingehende kritische Würdigung des Unternehmens bei weiterem Fortgeschrittensein desselben vor. — l —.

Bibliographische Notizen.

Das Schöne und die bildenden Künste. Von Emerich Ranzoni. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Der bekannte Wiener Journalist und Kunstkritiker giebt in diesem Buche gewissermaßen das Facit einer langjährigen litterarischen Thätigkeit. Aus Zeitungsartikeln, Kritiken, persönlichen Erinnerungen, ästhetischen Ergüssen hat er einen leicht gezimmerten Bau aufgerichtet, dessen Inhalt die etwas anspruchsvolle Titelflagge mehr verhüllt als andeutet. Von einer systematischen Untersuchung etwa des Verhältnisses des Schönen zu den bildenden Künsten ist nicht die Rede, wie denn überhaupt strenge Ordnung der Gedanken und logischer Fortschritt in dem behaglichen Geplauder des Verfassers nicht gesucht werden dürfen. Er schreibt hin, was ihm bei Besprechung eines Themas gerade einfällt, wenn dies auch mit dem Gegenstande selbst nicht viel zu thun hat, und es macht nichts, wenn ihm dieselbe Geschichte, dieselbe Bemerkung, mit denselben Schlagworten aufgeputzt an verschiedenen Stellen wieder einfällt, so daß sich oft beinahe wörtliche Wiederholungen finden (z. B. Seite 111 und 128, 113 und 126 ꝛc.). In der Schreibung der Künstlernamen verfährt der Verfasser oft mit souveräner Willkür; wahrhaft Groteskes leistet er in dieser Beziehung bei der Erzählung von der gefälschten Benivienibüste, die er überflüssiger Weise auch noch einmal mit allen Details aufwärmt. Seine ästhetischen Betrachtungen machen auf wissenschaftliche Exactheit keinen Anspruch, zeugen aber im Allgemeinen von einem gesunden und lebhaften Gefühl für das künstlerisch Schöne und Bedeutsame. Am lesenswerthesten erscheinen die Theile des Buches, wo der Verfasser aus persönlicher Erfahrung heraus Mittheilungen über Künstler und Kunstleben in Wien macht. Im Ganzen mag die Lectüre dem größeren Publicum manches Neue in gefälliger und amüsanter Form bieten. M. S.

Das Bündniß Wilhelms von Weimar mit Gustav Adolf. Von W. Struck. Stralsund, Königl. Regierungs-Buchdruckerei.

In dieser Arbeit ist ein Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges niedergelegt, der wohl geeignet ist, eine Lücke auszufüllen. Die Darstellung stützt sich vielfach auf archivalische Quellen und ist mit großer Sorgfalt und wissenschaftlicher Vorsicht abgefaßt. Den Männern von Fach wird das Buch sehr erwünscht sein; weitere Kreise nehmen wohl kaum ein Interesse daran. Wd.

Doctor Pascal. Roman von Emile Zola. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Wir halten „Doctor Pascal", den Schlußstein der gewaltigen, 20 Bände starken Romanreihe: „Les Rougeon-Macquart", für eines der hervorragendsten Werke Zolas und widerstehen schwer der Versuchung, gerade angesichts dieser Schöpfung, Zolas litterarischer Bedeutung überhaupt zu gedenken. Aber, hat man über Zola an-

gefangen, litterarisch kritisch zu reden, so kann man mit gutem Gewissen rasch nicht aufhören, und so beschränken wir uns an dieser Stelle nur mit einem Hinweis auf die Eigenart gerade jenes Werkes des gefeierten französischen Romanciers. Deutlicher als hier treten, nach unserem Dafürhalten, die auffälligsten Sonderheiten Zolas nirgends in die Erscheinung. Es ist bekannt, wie sehr der französische Meister es liebt, mannigfache Wissenschaft oder specielle positive Erfahrungen in verschiedensten Gebieten künstlerisch zu verwerthen, und so finden wir im „Doctor Pascal" weitläufige Betrachtungen über die Vererbungstheorie und eingehende Schilderungen über Symptome, Beschwerden und die endlichen Todesqualen der Herzgefäß-Erkrankung, wie sie ein medicinisches Lehrbuch anschaulicher nicht zu schildern vermag. Aber zwischendurch nimmt doch glücklicher Weise auch der Dichter wieder das Wort, und dann artet in Phantastik aus, was den Anschein methodischer Forschung gehabt. Berühren sich hierdurch in überaus geschickter Verquickung gewissermaßen äußerliche Gegensätze, so ist Zola aber auch ein Meister, Situationen innerlichster Gegensätzlichkeit und weitest auseinander liegender Empfindungen sprachgewaltige, hinreißende Darstellung zu verleihen. Wir möchten uns wenden von der unheimlichen Vorliebe des Dichters, unser ästhetisches und sittliches Gefühl durch Schmutziges und Niedriges zu verletzen, und sind bald wieder tiefinnerlich gefesselt von der poetisch-feinfühligen Wiedergabe höchster Empfindungen des Reinmenschlichen. So ist das Verhältniß des Doctors Pascal zu seiner Nichte Clothilde an und für sich das denkbar schmählichste nach den giltigen moralischen Feststellungen, und dennoch zeitigt es Empfindungsblüthen, so zart und innig, so farbenschön und duftend, wie z. B. das Liebesleben zwischen Paul und Virginie. Die Sinnlichkeit, die so oft fälschlich als niedere Begierde aufgefaßt wird, während sie doch in Wahrheit eine mächtige Seelenkraft des Menschen ist, feiert in jenem Verhältniß Feste, die gleichsam Bethätigungen des Hohenliedes der Liebe sind, gemessen aber nach dem geaichten Maßstab der vorgeschriebenen Sittlichkeit, als Orgien verpönt werden müssen. Alles in Allem: Doctor Pascal ist ein gewaltiges Dichterwerk mit vielen Fehlern! A. W.

Unter dunklen Menschen. Roman von E. Eschricht. Berlin, F. Fontane & Co.

Der Roman ist wohl zumeist bestimmt für solch religionsbedürftige Leser, die Gottes Hand allüberall in der Gestaltung der Menschenschicksale deutlich erkennen wollen. Ihnen wird auch vollauf genug gethan. Der Autor erzählt hier nicht, was er, sondern nur, was Gott gewollt! Aber das Milieu, in dem die Handlung sich zuträgt — das sagenumwobene Indien mit seiner wunderreichen Natur und seiner eigenartigen Cultur — findet in dem Autor einen solch anschaulichen, wohlunterrichteten Schilderer, er erzählt so fesselnd und warmes Interesse für die Vorgänge weckend, daß auch in weiteren, nicht nur in den gottesfürchtigen Kreisen, das Buch seine Freunde finden wird. A. W.

Die Jungen. Ein Roman aus dem Jubiläumsjahre. Von Hans von Kahlenberg. Dresden und Leipzig, Karl Reißner.

Hans von Kahlenberg besitzt ein starkes Talent, glühende Phantasie und fortreißende Darstellungsgabe; seine Schwächen sind die Fehler seiner Vorzüge: die ungezügelte, überschäumende Jugendkraft. In seinem socialen Roman, der auch stilistisch ein Uebermaß an Beiworten und Gleichnissen aufweist, sind die Contraste mit einer zu bewußten Absichtlichkeit nebeneinander gestellt, die Lichter zu stark aufgetragen. Die Handlung, welche den Sturm und Drang der Jungen schildert, um auf allen Gebieten des socialen Lebens und der Kunst neue Formen zu finden, verlegt der Verfasser in das Jubiläumsjahr der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches — mitten zwischen militärische Schauspiele und festliche Veranstaltungen. Den Sohn eines hohen Militärs und Aristokraten macht er zum Mittelpunkt einer Vereinigung von Weltverbesserern, er läßt ihn unter das Volk gehen, um unter den Männern der Arbeit selbst ein Arbeiter zu werden; die Arbeit, die er ergreift, ist diejenige der schwieligen Fäuste, bis er, unverstanden von den Männern des Volkes, für die er sich geopfert und in Verkennung aller Zukunftsideale zum Anarchisten wird und zum Genossen eines Verfertigers von Höllenmaschinen. Am besten gelungen ist die Analyse des Weibes, das neben ihm lebt und wirkt.

Trotzdem der Roman „Die Jungen" in mancher Hinsicht unseren Widerspruch herausfordert, gehört er doch zu denen, die gelesen zu werden verdienen, und das beachtenswerthe Talent des Verfassers wird jedenfalls noch von sich reden machen.

mz.

Dora Peters. Zwei, die sich liebten. Roman von Annie Bock. Berlin, F. Fontane & Co.

Annie Bock wollte einen modernen Roman schreiben: wenig Handlung, viel Seelenanalyse, eigentlich eine psychologische Abhandlung, durch lebende Documente beglaubigt; im ersten Theile ist ihr dies auch gelungen. Ein junges Weib mit ungezügeltem Freiheitsdrange, liebebedürftig und dabei eheschen, bleibt Dora Peters keusch eigentlich mehr aus Herzenskälte, als aus angeborener Tugendhaftigkeit, bis sie sich schließlich doch demjenigen hingiebt, der ihr von allen Verehrern am unentbehrlichsten ist, und endlich sogar in die Ehe mit ihm willigt, als er ihr die Alternative stellt, entweder ihr Verhältniß zu legalisiren, oder auseinander zu gehen. Der zweite Theil, welcher die Geschichte dieser Ehe enthält, weicht in Stimmung und Tonart recht merklich von dem ersten ab und gelangt so allmählich in die philiströsen Geleise, auf denen altbekannte Romane sich vorwärts bewegen. Die Ehe leidet Schiffbruch, weil die Frau eine Verschwenderin ist, weil sie mit dem künstlerischen Talent ihres Gatten Schacher treibt, statt seinem Schaffen das Verständniß einer Gleichstrebenden entgegen zu bringen; die psychologische Weiterentwickelung des complicirten Charakters aus dem ersten Theil ist die Verfasserin uns schuldig geblieben, der Stoff hat sich ihr unter den Händen verflacht, und das ist recht schade, denn Annie Bock ist keine jener Dutzendschriftstellerinnen, die das Romanschreiben handwerksmäßig betreiben, sie hat viel gelernt von den Modernen, aber zu Vieles noch nicht vergessen, und deshalb entbehrt der Roman der Einheitlichkeit in der Stimmung zum Nachtheil der Gesammtwirkung. mz.

Susi. Eine Hofgeschichte von Friedrich Spielhagen. 2 Bände. Stuttgart, J. Engelhorn.

Die kritischen Meinungen über Spielhagens Hofgeschichte „Susi“ gehen weit auseinander; wir halten den kurzen Roman in psychologischer Beziehung für ein Meisterwerk und sehen Spielhagens besondere Begabung, des Seelenlebens Schilderer zu sein, hier einwandsfreier sich offenbaren, als in manchem seiner umfangreichen Bücher. Gewiß, es sind fast nur häßliche Begebenheiten, die uns geschildert werden; aber nirgends empfängt man den Eindruck zu stark aufgetragener Farben, geschweige denn einer Vergewaltigung der Wahrheit. So lebendig in ihrer Beziehung zu einander, so naturgetreu treten die Hauptpersonen vor uns, so folgerichtig reihen sich die Vorgänge und entwickeln sich deren Consequenzen, daß wir meinen, es seien nur die Namen verändert, und Alles wäre wirkliche Begebenheit. Daß die Hilfsmittel, deren der Dichter sich bedienen muß, um seiner Handlung die rasche Entwickelung zu schaffen, der Schuld rasch die Katastrophe folgen zu lassen, nicht gewaltsam erscheinen, sondern sich gewissermaßen organisch mit den Situationen in ihrer nothwendigen Aufeinanderfolge verbinden, ist eben des Dichters Kunst, und ebenso ist's des Dichters Kunst, uns complicirte Charaktere verstehen zu lehren; das und dieses aber ist's, was Spielhagen in „Susi“ meisterlich übt.

A. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Arnoldson, K. P., Pax mundi. Eine historische Darstellung der Bestrebungen für Gesetz und Recht zwischen den Völkern. Autoris. Uebersetzung von Dr. T. Müller. Mit einer Einleitung und Chronik der Friedensbewegung von 1892—1896 von Bertha von Suttner. Stuttgart, Strecker & Moser.

Blum, Hans, Aus Leben und Praxis. Ernste und heitere Erzählungen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Bourgeois, Emil, Ludwig XIV. in Bild und Wort mit ca. 550 Textillustrationen, Vollbildern, Caricaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern damaliger Zeit. Uebertragen von O. Marschall von Bieberstein. Lfg. 4. 5. 6. 7. Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther.

Calebow, Friedrich, Ein Dogma. Trauerspiel in fünf Akten. Bevorwortet von Felix Dahn. Barmen, D. B. Wiemann.

Croissant-Rust, Anna, Der Kakadu und Prinzessin auf der Erbse. Leipzig, August Schupp.

Simon Dach, Sein Leben und seine ausgewählten Dichtungen für's deutsche Volk. Herausgegeben von Heinr. Stiehler. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei.

Dahn, Felix, Vom Chiemgau. Historischer Roman aus der Völkerwandg. (a. 596 n. Ch.) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Dayot, Armand, Napoleon I. in Bild u. Wort mit ca. 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Caricaturen und Autographen, darunter verschiedene noch nicht veröffentlichte Bilder. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern. Uebertragen von O. Marschall von Bieberstein. Lfg. 26—30. Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther.

Eckstein, Ernst, Ebbe und Fluth. Gedichte. Dresden, Carl Reissner.

Ermini, Filippo, Paolo Verlaine, e i poeti decadenti. Torino, G. B. Pararia & Co.

Féré, Ch., Nervenkrankheiten und ihre Vererbung. Autorisirte Deutsche Uebersetzung von „La Famille névropathique“ durch Dr. Hubert Schnitzer. Berlin. Mit 20 Abbild.

im Text. Berlin, Fischers medic. Buchhdlg. H. Kornfeld.

Gottschall, Rudolf von, Aretin und sein Haus. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel.

Grimm, Karl. Die Postsparkassen. I. Theil. Geschichte und Hauptresultate bestehender Postsparkassen. Stuttgart, Strecker & Moser.

Grisebach, Eduard, Schopenhauer. Geschichte seines Lebens. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Guglia, Eugen, Friedrich Mitterwurzer. Mit einem Portrait Mitterwurzers in Lichtdruck. Wien, Carl Gerolds Sohn in Wien.

Hoffmann-Nesselbach, L., Der Schwarz von Orlich. Erzählung in fränkischer Mundart. Schwäb. Hall, Wilhelm Germanns Verlag.

Hörmann, Franz, Von Pyreicus, dem Kothmaler und einigen Anderen oder: Was nennen wir „Kunst"? 2. Auflage. Berlin, Rosenbaum & Hart.

The International Magazine. Septbr. 1896. Vol. I. Nr. 2. Chicago, Union Quoin company, Publishers.

Kalbeck, Max, Humoresken und Phantasien. Wien. Verlag der Litterarischen Gesellschaft.

Korff, Mania. Vergebens und andere Gesch. Erfurt, Eduard Moos.

Kraepelin, Dr. Emil, Zur Hygiene der Arbeit. Jena, Gustav Fischer.

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. III. Jahrg. Nr. 101, 102, 103, 104, 105. Berlin, Kritik-Verlag.

Kunstgeschichte, Allgemeine, in Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. Mit ca. 1000 Abbildungen. 3. Abtheilung. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Die Internationale Kunst-Ausstellung Berlin 1896. Begleit-Text von Ludwig Pietsch. Lieferung 1. München, Franz Hanfstaengl.

Das Kupferstichkabinet. Nachbildungen nach Werken der Graphischen Kunst vom Ende des XV. bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts. I. Jahrgang. Heft 1. Gr.-Lichterfelde-Berlin, Fischer & Franke.

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. Ludwig Richter von V. Paul Mohn. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Lang, Eduard, Prof., Hygienische Winke. Wien, Josef Šafář.

Luft, Max, Die Sünderin. Realistischer Roman. München, August Schupp.

Louvier, Ferdinand August, Chiffre und Kabbala in Goethes Faust. Neue Beiträge zur neuen Faustforschung. Dresden, Hellmuth Henklers Verlag.

Mähl, Joachim, Geschichten frisch ut Leben un deep ut Hart. Hamburg, Otto Meissner.

Meding, O. (Gregor Samarow), Aus vergangenen Tagen. Erinnerungen und Studien. Berlin, Th. Schoenfeldt.

Meyers Conversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. Dreizehnter Band. Nordseekanal bis Politesse. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1896.

Le monde moderne. Revue mensuelle illustrée. October 1896. Paris, A. Quantin.

Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der engl. und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe. Lfg. 21. Berlin, Langenscheidt'sche Verl.-Buchh. Prof. G. Langenscheidt.

Die Natur der Frau. Eine zeitgemässe Studie. Berlin, Verlag der Akademischen Buchhandlung (E. Gross).

Nordau, Max, Entartung. 2 Bände. 3. Auflage. Berlin, Carl Duncker.

La Passion de notre-seigneur Emile Zola ou un messie devant les „jeunes". Paris, „L'Aube", Quai d'Orléans 26.

Pochhammer, Paul, Dante und die Schweiz. Ein Wort an Einheimische und Fremde. Mit einer Skizze für Dante-Leser. Zürich, Albert Raustein vorm. Meyer & Zellers Verlag.

Poritzky, I. E., Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen. Eine psychologische Studie. Berlin, Carl Duncker.

Ranke, Leopold von, Weltgeschichte. Text-Ausgabe. Zweite unveränderte Auflage. Dritter Band. Leipzig, Duncker und Humblot.

Rath, Willy, Prinzessin Sida. Märchenkomödie in einem Aufzug. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn.

Rückerts, Friedrich, Werke. Lfg. 13—16. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schafheitlin, Adolf, Die Titanen. Eine Phantasie. (Nachtrag zu den „Saturnischen Phantasien".) Berlin, Rosenbaum & Hart.

Schubert-Soldern, Prof. R. von, Ueber den Begriff der allgemeinen Bildung. Antritts-Vorlesung gehalten an der Universität Leipzig. Leipzig, Hermann Haacke.

Spitteler, Carl, Der Gotthard. Frauenfeld, J. Huber.

Suvorin, Alexei. Am Ende des Jahrhunderts. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Elsa von Schabelsky. 2 Bde. München, Albert Langen.

Swifts „Testament". Eingeleitet von Hieronimus Lorm, übersetzt und erklärt von Armin Friedmann. Mit einem Bildnisse Swifts. Wien, Moritz Perles.

Wachler, Ernst, Tiberius auf Capri. Tragödie in fünf Aufzügen. Berlin, Hans Lüstenöder.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausg. von Baronin Bertha von Suttner. V. Jahrg. Nr 9. Dresden, E. Piersons Verlag.

Wahrheit, Die, Halbmonatschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Herausg. von Christoph Schrempf. Nr. 73. Siebenter Band Nr. 1. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. (E. Hauff.)

Weisser, A., Skalde Brun. Ein alter Sang aus dem Harzgebirge. Harzburg, Rud. Stolle.

Wülker, Professor Dr. Richard, Geschichte der Englischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Facsimilebeilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 79. — Heft 237.

December 1896.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

December 1896.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Emma Vely.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilagen zu diesem Hefte
von



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXXIX (October bis December 1896), wie auch zu den früheren Bänden I—LXXVIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII.,

elegant broschirt zum Preise von M. 6.—
pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236

zum Preise von M. 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXXIX. (October bis December 1896)

.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII

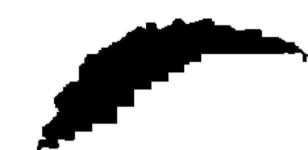
zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.





Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXIX. Band. — December 1896. — Heft 237.

(Mit einem Portrait in Radirung: Emma Vely.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXIX. Band. — December 1896. — Heft 237.

(Mit einem Portrait in Radirung: Emma Vely.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Vaterschaft.

Novelle

von

Adele Schreiber-Traunheim.

— Aussee. —



Guido Stein hatte eben die Wohnung der blonden Agnes verlassen.

Wer ihn, correct vom Scheitel bis zur Sohle, mit lässig vornehmem Gang die Straßen durchschreiten sah, hätte gewiß nicht geglaubt, daß die Seele dieses Mannes von einem heftigen, neuen, erschütternden Gefühl durchströmt war. Die blonde Agnes hatte ihm eben unter Thränen gestanden, daß sie Mutterfreuden — das Wort klang freilich wie Spott in ihrer Lage — entgegen sehe. Warum ihn dieses Geständniß so sehr ergriff — er war doch kein Neuling der Liebe — ihn, der durch seine Erfolge bei Frauen so oft den Neid der Freunde erregte, ihn, der mit so blasirtem Ausdrucke von seinen Jugendthorheiten sprach, als ob sie hinter ihm lägen, — ihm, Guido, der Sentimentalität stets mit scharfer Zunge geißelte, waren die Augen feucht geworden vor Erregung.

Wie lächerlich, sich die Sache so nahe gehen zu lassen! Was war denn weiter dabei? Es gab keinen Grund zur Aufregung. Auf ein solches Geständniß hätte er vorbereitet sein können.

In jungen Jahren selbstständig, hatte er von dem früh verstorbenen Vater ein beträchtliches Vermögen, deutsche Ausdauer und Arbeitskraft geerbt, indeß sein italienischer Vorname und heißblütiges südliches Temperament von mütterlicher Seite stammten.

Seine zehn ersten Mannesjahre waren reich an Stürmen und Erfahrungen gewesen; er dachte, das Leben von allen Seiten zu kennen, und nun gab es doch noch etwas Neues, Ungeahntes!

Die Situation war eigentlich gar nicht tragisch. Agnes war kein verführtes Mädchen, sie war frei, unabhängig, Niemandem Rechenschaft schuldig.

Guido kannte ihre Lebensgeschichte genau aus ihrem eigenen Munde. Als Kind kleiner Kaufleute hatte sie eine etwas höhere Schulbildung genossen, mit 18 Jahren einen besseren Handwerker geheirathet, der sich bald dem Trunke ergab, sie schlecht behandelte, und dem sie daher eines Tages entlief. Der Mann hatte gar kein Interesse, die Frau, welche ihm nur noch eine Last schien, zurückzuverlangen.

Er forschte ihren Aufenthaltsort nicht aus, und Keines wußte mehr vom Anderen, ob es noch lebe.

Agnes brachte sich einige Jahre durch Feinputzerei und Stickerei fort, bis zum Augenblick, da Guidos Bekanntschaft sie aller Sorge enthob.

Der Fall war also ganz einfach und relativ günstig.

Freilich, Agnes hütete mit fast unerklärlicher Aengstlichkeit das Geheimniß ihres Bundes.

Es war rührend und unbegreiflich, welche Vorsicht sie gebrauchte, um die Besuche Guidos geheim zu halten, wie sorgsam sie darüber wachte, daß Niemand von dem Verhältnisse erfahre. Guido fand die vielen Schliche und Wege, die sie dazu anwendete, lächerlich und lästig; doch ehrte andrerseits seine ritterliche Veranlagung dieses ausgeprägte Schamgefühl, es verlieh dem ganzen Verhältniß einen besonderen Reiz, der es über den Rahmen der gewöhnlichen Liaison erhob.

Ueber die nothwendigen Vorbereitungen für die kommenden Monate war er schon mit Agnes einig.

Er wollte sie mit einer verläßlichen Dienerin in irgend einen kleinen, möglichst entlegenen Kurort schicken, wo sie bei guter Pflege und bequemer Unterkunft bis zur vollständigen Genesung bleiben konnte.

An einem fremden Ort lag nichts Auffälliges in der Situation, und er konnte sie, so oft es ihm beliebte, besuchen.

Und dann!!! — — —

Dann würde das Kind zur Welt kommen, sein Kind, sein Fleisch und Blut. Guido glaubte an Vererbung, er glaubte an die Fortpflanzung der eigenen Individualität in der neuen Generation, und dieser Gedanke erschütterte ihn.

Vor Jahren hatte er einmal im Freundeskreise, als von diesem Thema die Rede war, geäußert:

„Wenn ich ein uneheliches Kind hätte, ich würde es adoptiren."

Die Kameraden hatten dazu gelacht, und Einer frivol und spöttisch gemeint:

„Könntest ja dann gleich die verehrte Jungfer Mutter dazu heirathen."

Agnes heirathen? — nein, der Gedanke war ihm nie gekommen; auch nicht, wenn sie frei gewesen wäre. Es geht über die Verpflichtung,

über die Kraft eines Mannes, das Leben an eine Frau zu binden, zu welcher Nichts als flüchtige sinnliche Neigung ihn zog — aber das Kind, das unschuldige Geschöpf, warum sollte es ungeboren schon verurtheilt sein, warum sollte sein Sohn, (er dachte merkwürdigerweise stets an einen Sohn), der seine Züge tragen würde, seine Begabungen und Neigungen zu erben bestimmt war, als Proletarierkind heranwachsen?

Es schien ihm, als müsse jeder Mann Grauen vor dem Gedanken empfinden, dereinst einen verkommenen Säufer, einen verlotterten Vagabunden zu treffen, der das Recht hätte, ihn Vater zu nennen und ihm entgegen zu rufen:

„Deine Stunden der Lust haben mein elendes Dasein gezeugt, Deine Sünden büße ich, Dein Fleisch und Blut hast Du im Schlamme aufwachsen lassen, während Du in heuchlerischer Tugend dem Genusse lebtest."

Nein, sein Kind sollte gleiche Rechte an ihn haben, gleiche Liebe von ihm empfangen, ob es einem gesetzlichen oder ungesetzlichen Bündniß entstamme. Guido wußte, daß er mit seiner Ansicht unter seinen Freunden und Bekannten vereinzelt stehe, aber es war ihm ernst damit, und schon von heute ab fühlte er sich dem noch Ungeborenen als Vater.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenn wir am tiefsten und erregtesten empfinden, thun wir oft, irgend einer alten Gewohnheit folgend, gerade das, was unserer Gemüthsstimmung am wenigsten entspricht.

Ohne es zu wollen, fast ohne es zu wissen, hatte Guido im Vorübergehen das Restaurant betreten, in dem er, gleich anderen eleganten, jungen Leuten, zu den täglichen Gästen zählte. — Der Saal war nahezu voll. Lautes Reden und Lachen, das Klirren von Schüsseln und Tellern vereinigten sich zu einem wirren Geräusch, das ihm beinahe physischen Schmerz bereitete.

Ohne aufzublicken, schritt er dem kleinen anstoßenden Raume zu, in dem er Ruhe zu finden hoffte.

Dichter Qualm und ein lautes „Hurrah, da ist Stein!" begrüßte ihn beim Oeffnen der Thüre. Fast vollzählig sah er ihn da versammelt, den engeren Kreis seiner — Bekannten, das Wort „Freunde" konnte und wollte er nicht einmal ausdenken, als er die Gesellschaft betrachtete.

Auch ohne die Bestätigung zahlreicher geleerter Flaschen, war es leicht ersichtlich, daß Gott Bacchus bereits frohen Einzug gehalten hatte, und wenn man glauben darf, daß im Wein Wahrheit ist, so ist die Wahrheit häßlich.

Seichte Witze, schlüpfrige Anekdoten flogen von Mund zu Mund, durch dröhnende Lachsalven belohnt.

Intime Erlebnisse wurden ohne Scheu als pikante Abenteuer erzählt; der Cynismus saß an der Tafel, und Frau Frivolität füllte die Gläser.

Wenn man als nüchterner Beobachter unversehens in eine angeheiterte Gesellschaft geräth, kann man sich der Empfindung des Ekels fast nie erwehren.

Guido überkam ein Gefühl des Abscheues; es erschien ihm unglaublich, daß er oft ebenso abstoßend gewesen. —

War denn unter allen diesen nicht Einer, mit dem sich vernünftig reden ließe? Halt!

Da saß in einer Ecke Theodor Wellner; er schien von der Stimmung der Uebrigen unberührt und starrte schweigsam vor sich hin.

Guido trat an ihn heran: — „Wie geht's, was machst Du, alter Junge?"

„Ich feiere meinen Abschied."

„Abschied, was fällt Dir ein?"

„Ja, ich habe Dich auch vorhin aufgesucht: Du wirst meine Karte in Deiner Wohnung vorfinden. Uebermorgen verlasse ich B.; gehe vorerst auf kurze Zeit nach Hause zu den Meinen, dann über's große Wasser. Es wird zufällig ein Posten in der New-Yorker Filiale frei. Da ich seit fünf Jahren zur Zufriedenheit hier arbeite, will man mir die Begünstigung zukommen lassen. Du begreifst, daß ich annehme. — Im Vertrauen will ich Dir's gestehen: Ich bin für die bevorstehenden großen Auslagen recht knapp bei Kasse. Der Posten drüben trägt allerdings bedeutend mehr als mein bisheriger, aber Vorschuß verlangen, wäre mir peinlich."

„Wozu so viel Umschweife? Mit wieviel kann ich Dir dienen?"

„Nun, 1000 Mark, rückzahlbar im nächsten Halbjahr, würden mir genügen.

„Hier mein Check, kassire Dir's ein! — Aber, Theodor, Du warst doch so gerne hier, gestehe, hast Du irgend einen anderen Grund, der Dich eine Entfernung wünschen läßt?"

Theodor lachte gezwungen:

„Was fällt Dir ein. Nicht im Mindesten, Lust, die Welt zu sehen, vorwärts zu kommen — voilà tout. — Ich bin ja noch jung genug."

„Freilich, Du Glücklicher, um ein halbes Decennium jünger als ich, der ich bald in mein viertes Jahrzehnt eintreten muß. Es ist wirklich Zeit, daß ich gesetzt werde und ein Leben der Vernunft beginne."

„Nun, ich möchte den Sennor Don Juan — Guido als Philister sehen, das müßte ein göttlicher Anblick sein!"

Guido lächelte; wie wenig kannten ihn doch Alle!!

— —

— — — — — — Agnes weilte schon seit Monaten in H.; sie schrieb häufig kindliche, nichtssagende Briefe, die dennoch nicht ohne Anmuth waren.

Guido hatte sie zweimal besucht; da er sich jedoch von seiner Kanzlei nicht auf längere Zeit entfernen konnte, war das Uebereinkommen getroffen, ihn im entscheidenden Augenblick telegraphisch zu benachrichtigen. —

„Kommen Sie sofort, Zustand bedenklich" — lautete die Meldung. Bei seiner Ankunft fand er den Arzt mit besorgter Miene, indeß die Wärterin ihm mit Stolz ein kleines, weißes Bündelchen hinhielt; — sein Sohn, er hatte es ja gewußt.

Die freudige Erregung des Augenblicks war so mächtig, daß er fast die Sorge um Agnes vergaß.

„Es geht ihr sehr schlecht," sagte der Arzt. „Die junge Mutter muß von jeher schwächlicher Constitution gewesen sein; die Gefahr ist für den Augenblick beseitigt, aber ich bange für die Zukunft."

Guido empfand nahezu ein Gefühl scheuer Ehrfurcht, als er das Krankenzimmer betrat.

Die blasse, blonde Frau dort war die muntere Agnes, deren ausgelassener Scherz ihn so oft entzückt!

Der Schmerz der Mutterschaft hatte dieses unbedeutende Antlitz geheiligt, die Schatten des Todes hatten es gestreift.

Einen Moment lang fühlte er sich wie ein Schuldbeladener, wie Einer, der seinen Freund im Rausch getödtet, und er, der Frauenverächter, kniete am Lager nieder und küßte mit Verehrung die kraftlose Hand.

Der Arzt behielt leider Recht.

Wohl erholte sich Agnes so weit, um das Bett zu verlassen; allein ihre Kräfte wollten nicht wiederkehren. Sie begann zu husten und in erschreckender Weise abzumagern.

„Schwindsucht," lautete die Diagnose, welche Guido mitgetheilt wurde.

Er bot Alles auf, um der Kranken Erleichterung und Genesung zu verschaffen, sie und das Kind wurden beim herannahenden Winter in einen südlichen Kurort gebracht.

Der Zustand war hoffnungslos. —

Im Frühjahr reiste Guido an die Riviera und kam gerade zurecht, um der Mutter seines Kindes die Augen zuzudrücken. —

Er hatte Agnes nur ganz kurze Zeit in sinnlicher Aufwallung geliebt; aber ihr Tod unter so traurigen Umständen bereitete ihm einen heftigen Schmerz, und wochenlang wollte ihn die Vision der armen, abgezehrten Gestalt, so wie er sie auf dem Todbette gesehen, nicht verlassen.

Mit Sorgfalt ordnete er alle Gegenstände, die von Agnes stammten, und Wehmuth überkam ihn beim Anblick der zierlichen Luxusartikel, die er selbst ihr angeschafft, und an denen sie eine so unersättliche, kindliche Freude fand.

Die duftige Spitzenwäsche, die zartfarbigen Schlafröcke, in denen sie ihn oft empfangen, die mehr oder weniger werthvollen Schmucksachen, welche fast alle Denksteine besonderer Momente in ihrem Verhältniß waren.

Merkwürdigerweise fand er auch eine Anzahl ihm unbekannter Schmuckstücke und zu seiner Verwunderung eine größere Summe in Werthpapieren.

Er hatte Agnes zwar stets reichlich versehen, es erschien ihm aber unglaublich, daß sie in der kurzen Zeit so viel ersparen konnte; denn als er sie kennen lernte, lebte sie nach ihrer eigenen Aussage von der Hand in den Mund. Diese Sparsamkeit wunderte ihn.

Die Arme, sie dachte wohl, er könne sie eines Tages in der Klemme lassen, und hatte für die Zukunft gesorgt.

Agnes' frühes Ende befestigte noch seinen Entschluß, das Kind zu sich zu nehmen.

Er sandte es für den Sommer mit der Amme auf's Land, bereitete indessen in seiner Stadtwohnung Alles vor und nahm im Herbst den kaum einjährigen Knaben zu sich. —

In B. war in den nächsten Jahren Guido Stein das allgemeine Gesprächsthema. —

Plötzlich war bei diesem vielbegehrten und vielumworbenen Junggesellen ein kleines Kind aufgetaucht, das er sich nicht einmal scheute, seinen Bekannten zu zeigen.

Seine Freunde begriffen ihn nicht. Er war eben ein überspannter Kauz. Wie konnte man so unklug sein! Natürlich sank er in den Augen der weiblichen Mitglieder seines Kreises sofort auf ein Minimum seines Werthes. Er hatte seine kostbare Stellung als gute Partie eingebüßt, und das wollte man ihm nicht vergeben.

„Welch ein Skandal, dieser Guido, einer der wenigen, gutgestellten Junggesellen, dieser Mensch, auf den so viele stolze Schwiegermütterhoffnungen gebaut waren, machte sich durch seine Handlungsweise geradezu unmöglich. Einem solchen Menschen konnte man keine Tochter zur Frau geben, man konnte ihr doch unmöglich zumuthen, an dem unehelichen Kinde eines früheren Verhältnisses „Mutterpflichten" zu erfüllen!

So jammerte der Chor der Mütter. Bei den Kaffeegesellschaften zischelten sich die jungen Mädchen ihre Vermuthungen über das mysteriöse Kind zu und rümpften in moralischer Entrüstung die Näschen. — Daß es uneheliche Kinder gäbe, wußten sie Alle — natürlich. — Sie hätten es zur Noth auch einem Manne verziehen, ein „solches" Kind zu haben; daß aber Jemand schamlos genug war, ein „solches" Kind anzuerkennen und gleich einem ehelichen zu erziehen, darüber konnten sie sich nicht hinwegsetzen.

Wozu giebt es denn Findelhäuser und Kostfrauen?

Guido ertrug diese Art gesellschaftlicher Aechtung mit Leichtigkeit; die sogenannten guten Kreise, in denen man ihn bisher mit zudringlicher Liebenswürdigkeit verfolgt hatte, waren ihm ohnedies verhaßt — im Hause einiger hochstehender, daher von der engherzigen Menge oft als emancipirt

bespöttelter Frauen erhielt er nach wie vor die nöthige geistige Anregung, seine Freunde fanden ihn, mit Ausnahme dessen, was sie seine fixe Idee nannten, stets als einen reizenden — und freigebigen Kameraden, und daheim hatte er seinen allerliebsten Jungen, seinen Sohn.

Der kleine Adolf war ein Prachtexemplar von einem Bürschchen — kein Wunderkind, bewahre!

Keine frühreifen Talente hemmten die körperliche Entwicklung; er konnte mit 5 Jahren weder lesen, noch schreiben, noch Clavierspielen; er war kein mathematisches Genie und sprach auch nicht in Reimen. Aber er war das, was Mutter Natur nur in voller Geberlaune erschafft, ein schönes, vollkommen gesundes, lebenskräftiges Geschöpf.

Von Jahr zu Jahr wuchs Guidos Liebe zu dem Kinde, und wenn anfangs nur die Idee der Fortpflanzung in ihm lebte, so war es jetzt das Individuum, der kleine Mensch selbst, mit seiner überschäumenden Lebenslust, seinen kindlichen Unarten und Einfällen, den er mit voller, ganzer Vaterliebe umschloß.

Bisweilen war ihm der Gedanke gekommen, sich selbst eine Gefährtin, dem Kleinen eine Mutter zu geben; aber er kannte die allgemeine Engherzigkeit und fürchtete, selbst eine anscheinend vorurtheilslose Frau werde den Knaben späterhin eigenen Kindern zu Liebe zurücksetzen, ihn den Makel seiner Geburt empfinden lassen.

Immer fester schlossen sich Vater und Sohn aneinander. Der Kleine, ein ewig fragender Quälgeist, konnte die Stunde kaum erwarten, da ihn der Vater zum Spaziergang mitnehmen würde, und dies geschah fast täglich.

Der elegante Herr mit dem schönen, frischen Jungen war schon eine typische Stadtfigur.

Die bösen Zungen fanden nichts Neues mehr über ihn zu erzählen, an die alte Thatsache hatten sie sich gewöhnt, und oft geschah es, daß eine der ihm früher bekannten, holden Mädchenknospen, nun schon dem Verblühen nahe, freundlich auf ihn zukam und ihm einige bewundernde Worte über den Prachtjungen sagte.

Es gab sogar mehrere, die bereit gewesen wären, das Kind in den Kauf zu nehmen und Frau Guido Stein zu werden. Es bleibe dahin gestellt, ob sich ihre geistigen Begriffe so sehr erweitert oder ihre sonstigen Eheaussichten so sehr verringert hatten.

Guido blieb kühl. — Das Vaterglück genoß er voller und heftiger, als jeder Andere.

Seine ganze südliche Leidenschaft schien sich in dem einen Brennpunkte, in der Liebe für seinen Knaben zu sammeln, und er, der ehemalige Lebemann, dachte kaum mehr an die Frauen.

Der Knabe war jetzt 10 Jahre alt, er ähnelte durch sein schmales

Gesicht und die blonden Haare der Mutter; die Augen aber waren dunkel und konnten wild blitzen, denn sein Charakter war stolz und impulsiv.

Guido bangte vor dem nun nothwendigen Besuch des Gymnasiums. Er fürchtete, das Kind werde dort rohe Anspielungen auf seine unbekannte Abstammung hören müssen, und wußte, wie dies den zartempfindenden Knaben treffen würde. — — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Guido saß in seiner Kanzlei, als ihm ein fremder Herr, der seinen Namen nicht nennen wollte, angemeldet wurde.

„Nun, altes Haus, das ist eine Ueberraschung; muß ich Dir sagen, wer der Amerikaner ist oder kennst Du mich noch?"

„Theodor, wahrhaftig — das habe ich nicht erwartet; aber verändert hast Du Dich gewaltig," und Guido suchte kopfschüttelnd in dem behäbigen Amerikaner mit Goldbrille und beginnender Glatze die Züge des schlanken Jugendgenossen wiederzufinden.

„Du hast solange Nichts von Dir hören lassen; komm, nimm Platz; hier Cognac und Cigarren, und nun erzähle, wie geht es Dir, was machst Du?"

„O, mir geht es glänzend, weißt Du, daß ich ein reicher Mann geworden bin? Ehrliche Arbeit steckt genug in meinem Vermögen, wenn auch die Mitgift meiner Frau den Grund gelegt hat; ich bin nämlich seit sieben Jahren verheirathet, eine reizende Frau, drei entzückende Kinder — entschuldige, wenn ich sie als stolzer Vater selbst rühme. Aber überzeuge Dich: hier ihr Bild."

„Wirklich prächtige Kinder! Du scheinst ja ein wahrer Glückspilz zu sein und in einem Meer von Wonne zu schwimmen."

„Thue ich, thue ich wirklich! Ach, wenn Du wüßtest, wie bedeutsam für mich das Wiedersehen dieser Stadt ist; hier habe ich das Erlebniß durchgemacht, welches die eigentliche Ursache meines jetzigen Glückes ist; war eine verteufelte, unangenehme Geschichte — gieb mir noch einen Schluck Cognac, er ist ausgezeichnet. —

„Hm, was wollte ich nur sagen — Ja, erinnerst Du Dich noch der 1000 Mark, die Du mir borgtest? War ich damals ein armer Schlucker! Ha, ha, ha, übrigens hast Du Alles bei Heller und Pfennig zurückerhalten. Es war doch eine komische Zeit damals. Na, weißt Du, die Geschichte ist so alt, jetzt kann ich schon mit Dir darüber sprechen.

Glaubst Du, daß mich nur Ehrgeiz und Unternehmungssucht von hier weggetrieben haben? — Fehl geschossen, ich bin Phlegmatiker, habe stets Ruhe und Bequemlichkeit geliebt; ohne äußeren Anstoß säß' ich noch heute im Bureau in der Weststraße und schriebe einen Geschäftsbrief um den anderen. Wie gut Einem doch manchmal solche Geschichten ausgehen.

Ein hübsches Persönchen war sie, noch die Erinnerung macht mir Vergnügen, aber denk' mal, ich bin da abscheulich in die Klemme gerathen;

auf einmal macht mir das Frauenzimmer das Geständniß, daß sie Mutterhoffnungen hege.

Schöne Hoffnungen, das hätte ich brauchen können! solche Aussichten auf Vaterschaft, brr . . . und dann wäre sie mir eines Tages mit dem Balg angerückt und nicht mehr vom Halse gegangen, es wäre hier im Ort bekannt geworden — zu fatal!

Ich beschloß, die Sache kurzweg abzuschneiden, der angebotene Posten in New-York kam mir gerade gelegen, und so habe ich mein Glück gemacht. Du mußt mich aber nicht für geizig halten, ich hatte die Person reichlich unterhalten und sandte ihr vor meiner Abreise eine für mich damals ungeheure Abfindungssumme.

Uebrigens Du selbst hast mir ja Geld dazu geliehen. — So hat sich Alles prächtig gelöst; würde mich aber doch interessiren, zu wissen, was aus ihr geworden, ob sie noch in der Paulstraße lebt, die blonde Agnes!" Ein Glas fiel klirrend zu Boden, Guido saß mit geballter Faust, in furchtbarer Erregung leichenblaß da.

„Was hast Du?"

„Nichts — Nichts — die Cigarren — der Cognac — Schwindelanfälle des Oefteren, geh', — — laß mich, ich brauche Ruhe! Ich bitte Dich, gehe!"

Theodor entfernte sich zögernd. Guido blieb allein. Der Krampf löste sich, der Kopf neigte sich vornüber und schlug schwer auf die Tischplatte.

War es denn möglich? Daß Agnes eine Dirne war, die ihn hintergangen und in schnöder Gewinnsucht nur darauf bedacht gewesen, möglichst viel Geld und Geschenke zusammen zu scharren! —

Er wollte es glauben.

Eine Verworfene, die gleichzeitig an zwei Männer ihre Gunst verkaufte! Er wollte es glauben. — Daß ihr sanftes Wesen, ihre holde Schamhaftigkeit erlogen waren, er wollte es glauben. — Daß aber der Knabe, der geliebte Knabe, nicht sein Kind sei, dies glaubte er nie und nimmer.

Und doch konnte er den Zweifel nicht ertödten! — Was? — Das Kind dieses elenden Schwätzers hatte er erzogen, den Abkömmling einer Dirne und eines feigen Schwächlings! Er hatte für ein Phantasiegespinnst gelebt, gearbeitet, all die Opfer gebracht! Gab es denn kein Mittel, die Wahrheit zu erfahren? Sprach denn die Stimme des Blutes nicht — furchtbares, unergründliches Geheimniß der Vaterschaft!

Warum hat die Natur nicht jedem Vater ein Zeichen verliehen, das allen Nachkommen seines Blutes gemeinsam aufgeprägt ist und jeden Betrug ausschließt? Trügerische Aehnlichkeit, dunkle Augen, blonde Locken, Form und Schnitt des Antlitzes, wie sehr könnt ihr täuschen; und wenn er keinen Antheil hatte an dem Knaben, konnte er ihn dann noch von sich weisen,

konnte er ihn zurückstoßen, ihn, der zum Mittelpunkte seines Fühlens, Denkens, Handelns geworden?

Die furchtbare Enthüllung lähmte ihn, kraftlos starrte Guido vor sich hin — lange — lange. — — — — — — — — — — — — — — — —

„Der gnädige Herr befinden sich nicht wohl, soll ich um den Arzt gehen?"

Der alte, vertraute Diener stand vor Guido und blickte ihn besorgt und unterwürfig an.

„Nein, bleiben Sie, Friedrich, geben Sie mir ein Glas frischen Wassers, und wenn mein — wenn Adolf aus der Schule kommt, schicken Sie ihn zu mir. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— —

Die Thür wurde geräuschvoll geöffnet, hastige Tritte, fröhliches Lachen, eine helle Knabenstimme. Ein blondlockiger Junge stürmte herein, warf den Bücherpack auf den Tisch und schlang die Arme um den in Gedanken versunkenen Mann.

„Was giebt's, Väterchen, gehen wir spazieren?"

„Nein!"

„Ach Vater, denke Dir, heute haben wir unsere Zeugnisse bekommen — da sieh her, ich habe lauter Vorzüglich, ich bin der Beste in der ganzen Klasse, der Jüngste und der Erste; Du solltest mal sehen, wie sich die anderen, größeren Jungen ärgern.

Aber Vater, warum sagst Du gar Nichts? Freust Du Dich denn nicht?" Guido blieb finster und vermied es, den Knaben anzusehen.

Klang nicht aus dem Munde des Kindes Theodors großsprecherische Prahlerei, brüstete er sich nicht mit seinen Erfolgen, so wie Jener sich mit seinem Reichthum? Hatte nicht die Stimme selbst eine gewisse Aehnlichkeit? — Er hob den Blick zu dem Knaben; prüfend, mißtrauisch, ließ er die Augen auf ihm ruhen; war das nicht Theodors Mund, die etwas vollen Lippen, welche den Jüngling einst so verführerisch machten, war es nicht Theodors Gewohnheit gewesen, wenn er verlegen war, die Nägel zu beißen, wie eben jetzt das Kind? — — —

Sah er denn Gespenster? Sein Blut wallte auf, heftig schlug er dem Knaben die Hand vom Munde.

„Die Hand weg," schrie er ihn an, „habe ich Dir's nicht hundert Mal verboten?"

Adolf fuhr zusammen, wie vom Feuer gebrannt. —

Der Vater, von dem er noch nie Anderes erfahren, als gute Worte, oder ernste, ruhige Ermahnungen, der Vater hatte ihn geschlagen, und eben jetzt, wo er ihm so große Freude bereiten wollte.

Lautlos stand der Junge da, die großen Augen weit geöffnet und mit Schrecken auf den Vater gerichtet.

Reue überkam den heftigen Mann; mehr als ihn je die Thränen eines

Weibes gerührt, ergriff ihn der stumme, gramvolle Vorwurf in diesem Kinderantlitz.

Wie brutal, wie gemein hatte er sich benommen!

Er riß stürmisch den Knaben an sich.

„Mein braver, guter Junge, ich habe Dich ja so lieb.“

Thränen traten in die dunklen Augen, und ernst blieb das Kind, als es sich zärtlich an den Vater schmiegte; seine feinfühlige Seele hatte verziehen, aber nicht vergessen — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Es drängte Guido, den ahnungslosen Urheber seiner Pein aufzusuchen. Er begab sich in's Hôtel, wo Theodor wohnte, und traf den Jugendgenossen beim Ankleiden.

„Hallo, old boy, nimm Platz; Du entschuldigst, wenn ich mir in Deiner verehrungswürdigen Gegenwart die Hände wasche.“

„Bitte, laß Dich nicht stören.“

Gierigen Auges folgte er jeder Bewegung; er sah, wie Theodor die Hemdärmel aufkrämpelte, und plötzlich bemerkte er auf dem linken Arm einen braunen Fleck; er wußte es genau, auch Adolf hatte an dieser Stelle ein kleines Mal. — Er sprang auf und faßte Theodors noch nasse Hand, umklammerte seinen Arm, „da, da,“ rief er mit unterdrücktem Zorn, „was hast Du da?“

Theodor sah ihn verwundert an, der Freund erschien ihm sinnesverwirrt. — „Aber, so laß doch los, bist Du sonderbar; da hab' ich mich vor zwei Jahren mit der Cigarre gebrannt, als ich mit meinem Jungen spielte; komisch, daß der Fleck noch immer sichtbar ist; aber was kann Dich das kümmern.“

Guido lachte auf. „Nichts, nichts; weißt Du, ich habe einmal eine Geliebte gehabt, ein allerliebstes Ding, die hatte so einen Fleck, darum regt es mich auf.“

Das Gespräch war mit dieser beabsichtigten kühnen Wendung in's Fahrwasser gelenkt.

„Nein, bist Du sentimental, und ein Gedächtniß hast Du, alle Achtung, bei Deinem Eroberungsglück keine Kleinigkeit! —

Du könntest mich erschlagen, ich wäre doch nicht im Stande, solche Einzelheiten zu beschreiben. — Mein Wahlspruch ist so wie Cäsars veni, vidi, vici — sehen, genießen, vergessen!“ —

„Nun, der blonden Agnes entsinnst Du Dich vielleicht doch?“

„Agnes, na ja, die war auch wirklich reizend.“

Und nun begann Theodor zu erzählen; all die kleinen Kunststücke, die Guido einst bestochen hatten, kamen zum Vorschein; Alles, was er für echt gehalten und was doch Komödie gewesen; Alles stimmte bis in die kleinsten Züge. Und dann erzählte Theodor, wie sie von ihm stets nur Geld oder Schmuckstücke als Geschenk erbeten, wie sie ihm damals, nach der verhängniß-

vollen Enthüllung selbst den Gedanken einer einmaligen Entschädigungssumme nahegelegt, und er den Ausweg sofort ergriffen hatte; er wollte von der ganzen Sache Nichts wissen und machte sich aus dem Staube.

„Aber genug davon — wie sehr muß Dich meine alte Geschichte langweilen; Du kennst sicher solche Dinge aus Erfahrung."

„Es mag wohl sein," Guido lächelte bitter. — „Du gedenkst morgen zu reisen, ich wünsche Dir viel Glück; wenn Du heimkehrst, grüße mir Deine Frau und die Kinder, Deine Kinder."

O dieser Schwätzer hatte Kinder, die er mit Gewißheit die seinen nennen durfte!

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine qualvolle, nervenzerrüttende Zeit begann, der Zweifel peinigte Guido, raubte ihm Schlaf und Ruhe. Mit fieberhafter Spannung beobachtete er den Jungen, — ein Wort, eine Bewegung genügten, um Abscheu in ihm hervorzurufen, seinen Zorn zu reizen. — Die kleinsten Züge, welche er früher nie bemerkt hatte, unterzog er der genausten Prüfung. Das Kind lebte unter beständiger Vivisection.

Zärtlichkeits- und Zornausbrüche lösten sich ab, und um nicht ungerecht zu werden, gewöhnte sich Guido, möglichst wenig mit dem Knaben zu verkehren.

Alles Geplauder bei Tische verstummte. —

Adolf wurde scheu und still; hob er die Augen, so sah er den forschenden, mißtrauischen, durchdringenden Blick des Vaters auf sich gerichtet; diesen Blick, der ihn zittern machte, der jedes harmlose Wort aus seinem Munde erstickte, diesen Blick, der ihn überall hin verfolgte, in die Schule, auf die Straße, in den nächtlichen Schlaf.

Adolf hörte auf zu essen, er vermochte es nicht unter dem Einflusse dieses Blickes, er konnte nicht lernen; aus den Büchern starrte es ihn an, in der Schule wußte er seine Aufgaben nicht, die schriftlichen Arbeiten waren unzusammenhängend und fehlerhaft; er bekam Tadel über Tadel und rückte vom ersten Platze der Klasse zum letzten hinunter — was galt es ihm, was war dies Alles gegen sein großes, überwältigendes Leid — der Vater liebte ihn nicht mehr und sah ihn an mit dem bösen, fremden Blick!

Aus dem frischen Burschen wurde ein bleicher, kraftloser Knabe mit einem kummervollen, weit über die Jahre ernsten Gesicht.

Hätte Guido nur gesehen, wie der Junge oft stundenlang auf der Erde lag, in leidenschaftlichem Schmerz das Gesicht in den Teppich vergrabend, hätte er das wilde Pochen des Kinderherzens gefühlt, wenn Adolf entsetzt aus dem Schlummer auffuhr, hätte er den ganzen Jammer dieser zarten jungen Seele doch bemerkt!

Aber Guido trachtete, seine quälenden Zweifel durch ein Uebermaß von Arbeit zu betäuben; er verbrachte die Abende außer Haus im Kreise

von Clubgenossen, er begann seit Jahren zum ersten Male wieder zu spielen und stürzte sich in einen Verkehr mit Frauenspersonen, die ihn anekelten, um die Frage, die immer wieder in ihm aufstieg, zu unterdrücken.

Und doch liebte er das Kind, aber seine Vermuthungen gestalteten sich in ihm zur fixen Idee. Manchmal war er nahe daran, die Arme auszubreiten; die ganze alte Zärtlichkeit wallte in ihm auf, wollte hervorbrechen — aber plötzlich überkam ihn wieder das eisige Gefühl, das sein Herz erkältete; er konnte es nicht über sich gewinnen, seine Liebe zu äußern. — — — — — —

So verstrich die Zeit, Woche um Woche, Monat um Monat.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ist Adolf noch immer nicht aus der Schule gekommen?"

„Nein, gnädiger Herr!"

„Es ist schon 2 Uhr, er hat wohl Strafe, tragen Sie das Essen auf!"

Allein saß Guido am Tische in dem braungetäfelten Eßzimmer, ihm gegenüber das unberührte Gedeck des Kindes. Der alte Friedrich servirte stumm und geräuschlos, wie immer.

Die große Pendeluhr tickte laut und wies auf ½ 3.

Wo nur Adolf blieb; Guido war von einer seltsamen Unruhe erfaßt; das Essen schmeckte ihm nicht, die Speisen wurden fast unberührt wieder abgetragen. —

3 Uhr —, er hatte noch eine wichtige Correspondenz zu erledigen, dann wollte er fortgehen und in der Schule selbst nach dem Kinde sehen. Aber es wurde ihm schwer, seine Gedanken zu sammeln.

Guido zündete sich eine Cigarre an, die unfehlbare Beruhigerin bei nervösen Zuständen und zwang sich zur Arbeit; mit Mühe gelang es ihm.

Horch! tönte da nicht die Klingel? Adolf mußte gekommen sein. — Wo der Schlingel nur so lange steckte; nun würde er sich wohl gar das Bummeln angewöhnen; natürlich noch eine Aehnlichkeit mit Theodor.

Friedrich brachte die Nachmittagspost, Adolf war nicht gekommen. Es begann zu dunkeln, wo konnte der Junge sein, ohne Mittagessen, es war doch beunruhigend.

Guido nahm seinen Hut und begab sich nach dem Gymnasium. — Der Schuldiener wußte keine Auskunft zu geben und führte den Herrn zum Director.

„Ich komme, mich nach Adolf zu erkundigen."

„Ach, werther Herr Stein, Sie müssen es dem Knaben nicht nachtragen, er scheint wirklich etwas leidend zu sein — machen Sie ihm keine Vorwürfe; es hat uns selbst unendlich leid gethan, ihn nicht versetzen zu können."

„Bitte, lassen Sie Adolf rufen, er soll mit mir kommen."

„Rufen? Ich verstehe nicht; der Knabe hat nach Vertheilung der Zeugnisse mit den anderen Kindern die Schule verlassen."

„Unbegreiflich! er ist nicht heimgekehrt; um Gottes willen, wo kann er sein?"

„Sie erschrecken mich, Herr Stein; aber beruhigen Sie sich, vielleicht ist er zu irgend einem Mitschüler gegangen, um den Moment der peinlichen Mittheilung hinaus zu schieben, wir wollen es hoffen."

„Wollen es hoffen, wollen hoffen, hoffen," wiederholte Guido mechanisch, als er die Corridore durchschritt und, von den furchtbarsten Ahnungen erfüllt, vor dem Hause den ersten besten Wagen anrief. „Fahren Sie zu, Sie bekommen doppelte Taxe; zum Polizei-Commissariat!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Die Beschreibung, welche Sie uns geben, mein Herr, scheint auf einen Knaben zu passen, der heute Nachmittag von dem Wachmann 47 aus dem Wasser gezogen wurde; es war in der Nähe der Marienbrücke, und das Kind wurde zur Wiederbelebung in's Marienspital gebracht; weitere Auskunft kann ich noch nicht geben; es dürfte sich wohl um einen bedauerlichen Unfall handeln." —

Wie Guido die Treppe hinab in den Wagen gelangt war, begriff er selbst nicht — er hatte das unklare Gefühl, auf den Stufen zusammengebrochen zu sein; aber eine Kraft, die garnicht seine eigene sein konnte, hatte ihn emporgerissen; — und nun saß er im Wagen, körperlich unfähig, sich zu regen; doch in seinem Kopfe rasten die Gedanken mit unheimlicher Schnelle und Klarheit.

„Ein Unfall," hatte der Beamte gesagt; — nein, er wußte es besser, es war kein Unfall, es war ein Selbstmord!

Ein Kinderselbstmord! —

Es giebts nichts Traurigeres, Unnatürlicheres!

Und doch; die jüngste schreckliche Ausgeburt der modernen Erziehung mit ihrem Mangel an sittlich veredelndem Einfluß, ihren Vorbildern von verzweifelter Haltlosigkeit, zerrütteten Nervensystemen, moralischer Verkommenheit, ist der Selbstmord von Kindern. Und all diesen Eindrücken war Adolf vielleicht in dem Jahre, da er ihn vernachlässigte, ausgesetzt gewesen.

Hatte er nicht erst unlängst von jenem kleinen Geschwisterpaar gelesen, das aus Furcht vor häuslicher Strafe den Tod in den Wellen gesucht und gefunden?

Er schrie auf. — Er fühlte es förmlich, das Wasser, das kalte, eisige Wasser, er hörte es gurgeln, er hörte Adolfs Stimme um Hilfe rufen, er sah den blonden Knabenkopf versinken, immer tiefer, tiefer, tiefer.

„Helft ihm, helft ihm! stöhnte er —, der Klang der eigenen Stimme schreckte ihn auf! —

Kamen denn die Pferde gar nicht von der Stelle? er fuhr ja schon seit Stunden — nein, seine Uhr zeigte ihm, daß es erst Minuten waren.

O, diese Ewigkeit der Qual! — — — — — — — — — — —

Sein Blick fiel auf sein eigenes Bild, das der kleine, schlechte Spiegel, der im Innenraum des Wagens befestigt war, wiedergab.

War das er? — — — Dieser Mann mit dem wirren Haar, den stieren Augen, mit dem schrecklichen Gesichtsausdruck?

Wo hatte er nur diesen Ausdruck gesehen? Wo — wo — — —

Ah, jetzt wußte er's; es war der Ausdruck eines Verbrechers — — er mußte einst als Geschworener dienen bei der Verhandlung gegen einen Mann, der in blinder Wuth seine Mutter erschlagen — — — so, genau so hatte der Mann geblickt.

Er fürchtete sich vor sich selbst und schloß die Augen.

Was war denn der Unterschied zwischen Jenem und ihm?

Des Angeklagten grauenvolle That war in maßlosem Zorn geschehen, er aber hatte sein Kind langsam zu Grunde gehen lassen, ohne die Hand zu heben, um es zu retten — die Furcht vor ihm hatte das Kind in den Tod getrieben — er war ein Mörder!

Mörder, Mörder, hallte das Rollen des Wagens; — Mörder kreischten die Räder, und Mör—der, Mör—der klang der Hufschlag der Pferde.

Erschöpft lehnte Guido den Kopf in die Kissen, er wollte Nichts hören, Nichts sehen.

Aber er konnte sie nicht bannen, die Gedanken, welche auf ihn einstürmten, und alle nahmen sie Gestalt und Form an; gleich einem Heer von Gespenstern drangen sie auf ihn ein, alle seine großen und kleinen Sünden, und dem Zuge voran schritt Agnes, — keine Dirne mehr, ruhig und veredelt, wie auf dem Todtenbett; kein lasterhaftes Weib — eine schmerzhafte Mutter stand vor ihm; mit einem Arm den leblosen Knaben umklammernd, hielt sie die Rechte drohend nach ihm ausgestreckt.

„Mörder, was hast Du meinem Kinde gethan?"

„Ihr Kind! — War es denn nicht auch seines? Was bedeutete die wahnsinnige Angst, die ihn schüttelte, das Fieber, das ihn verzehrte und ihm die Lippen verdorrte, der Aufschrei seines ganzen Wesens?

Sein Kind! — Und wenn auch nicht, was lag daran! Hatte er es nicht erzogen und geliebt vom ersten Augenblicke an, da die ungeschickten Händchen ihm den Bart zausten; hatte er nicht versucht, dem unverständlichen Lallen Sinn zu geben, hatte er nicht selbst dem Kinde das süße Wort „Vater" beigebracht? Galt es nicht einst ihm, das ganze Aufkeimen der zarten, jungen Seele, die in seine Gewalt gegeben war? — — In seine Gewalt! — — und was hatte er daraus gemacht? — — ein unglückliches, verkümmertes Wesen, das in den Tod ging.

Elender, elender Schurke! — er schlug sich wie rasend mit der geballten Faust auf den Kopf.

Wieder sah er den Knaben vor sich stehen in voller Schönheit und blühender Frische.

Die blonden Locken fielen auf den kleidsamen Sammetanzug; er fühlte das Kosen des weichen, rothen Kindermundes, er hörte das frohe Lachen, die hundert ernsten und schalkhaften Fragen, die stets der Vater beantworten sollte; er glaubte, wie einst, die dunklen Augen voll unbegrenzten Vertrauens auf sich gerichtet zu sehen. —

Und all dies hatte er vergessen können! — Eines Hirngespinnstes halber! — Gehörte nicht der Knabe ihm mit jedem Athemzuge?

Wahrlich, er hatte ihn sich theuer genug erkauft, er hätte ihn halten sollen mit festerem Kitte, als Familienbande, mit heißerer Liebe, als Herkommen und Gewohnheit zeugen.

„Heartstring“ nennen die Engländer jenes geheimnißvolle Gefühlsband, das zwei Herzen verknüpft, so fest, daß von dem Schlagen des einen auch das Pochen des anderen abhängt; so fest, daß wenn der Strang gewaltsam zerrissen wird, beide Herzen vernichtet sind.

Er fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust, und nun wußte er es, er kam zu spät, sein Kind war für ihn verloren, und mit ihm Alles, was sein Leben je noch verschönen, erhellen konnte.

Zu spät! Zu spät kam ihm die Erkenntniß, daß er es nicht verstanden hatte, den edlen Stoff, der seiner Hand anvertraut war, zu nützen, daß er die Menschenseele, die er bilden durfte, die vielleicht den Keim zum Höchsten in sich trug, zu Grunde gerichtet.

War's nicht gleichgiltig, welchen Ursprungs das Kind körperlich war? Durch seinen Einfluß, durch seine Liebe hatten sich alle edlen Keime entwickelt, durch seine Schuld waren sie wieder verdorrt.

Und wie eine Offenbarung stand vor ihm neben dem großen Gesetz der Vererbung, das er bisher für die alleinige Kraft gehalten, als riesengroße Kämpferin die Erziehung, siegreich einherschreitend, geführt von der allgewaltigen Macht der Liebe.

Zu spät! Zu spät!

Der Wagen blieb mit heftigem Ruck stehen; — 17 Minuten waren seit Beginn der Fahrt verflossen, — 17 kurze Minuten, in denen man zum Greise altern kann! — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Kalter Schweiß stand auf Guidos Stirn, als ihm der Arzt entgegentrat, dem er den Grund seines Kommens melden ließ.

Die nächste Secunde brachte die Entscheidung.

Schönere Worte waren nie von Menschenlippen geflossen, beseligendere Laute hatte er nie vernommen, als nun das eine Wort: „Gerettet!“

„Wir waren selbst schon nahe daran, die Hoffnung aufzugeben,“ sagte der Arzt: „aber endlich wurden unsere Bemühungen von Erfolg belohnt; der Knabe lebt.“

Auch das höchste Glück macht stumm.

Guido bebte wie ein Trunkener, die eisernen Reifen lösten sich von

seinem Herzen, er brach in Thränen aus, und der starke Mann fiel dem Arzt schluchzend in die Arme.

„Ruhig, ruhig, Sie dürfen sich nicht so aufregen, wenn Sie zu dem Knaben wollen; erst seit Kurzem ist er wieder bei vollem Bewußtsein, wir konnten ihn noch nicht einmal um seinen Namen befragen. —

Das Kind braucht äußerste Schonung, wenn wir nicht noch ernste Folgen befürchten sollen. — Ich hoffe, wir kommen ohne allzu hohes Fieber durch. —

Also, besonnen, nehmen Sie sich zusammen, ich führe Sie."

Erschüttert blieb Guido an der Thür des Krankensaales stehen; er mußte Kraft sammeln, ehe er näher treten konnte.

Das blasse Gesichtchen, das dort regungslos mit geschlossenen Augen in den Kissen ruhte, von blonden Locken umrahmt, das war nicht Adolf — es war Agnes, — wie er sie vor elf Jahren auf dem Schmerzenslager gesehen.

Und wieder, wie einst, drängte es ihn, sich niederzuwerfen auf die Knie, in heiliger, scheuer Andacht.

Da öffneten sich langsam die dunklen Augen, jene Augen, welche Agnes nie gehabt, und blieben mit einem langen, heißen, liebehungrigen Blick an ihm haften. — — —

„Mein Geliebter, Süßer, Einziger!" immer wieder flüsterte der Mann diese Worte, an dem Lager knieend, die matten Kinderhände, die blonden Haare liebkosend.

Und der Knabe blickte stumm und selig in die feuchten Augen des Vaters, welche nun nicht mehr böse, sondern so mild, so sanft, so innig strahlten, wie die des Heilandes.

— — — — — — — — — — — — — — —

Unter physischen Qualen vollzieht sich das heilige Mysterium der Mutterschaft; der Schmerz giebt der Mutterliebe ihre unendliche Kraft.

Unter furchtbaren psychischen Qualen hatte Guido die Weihen der Vaterschaft empfangen, einer Vaterschaft, erhaben über allen Zweifeln und kleinlichen Eitelkeiten, einer Vaterschaft, herrlicher, größer, reiner, als die der Blutsverwandtschaft.

Der Schmerz hatte in ihm den edelsten Keim zu voller, leuchtender Blüthe gebracht —

die Alles besiegende Liebe.



Emma Vely.

Ein Portrait.

Von

Fritz Engel.

— Berlin. —



Emma Vely ist eine Volksdichterin, kraft ihrer Erzählerkunst und kraft ihres menschlichen Charakters. Das Eine ohne das Andere bedeutete ja entweder kalte Routine oder stammelnde Impotenz. Ihre Seele beherbergt die Instincte, die das deutsche Volksempfinden selber hat: Gerechtigkeit, feierliche Trauer und sinnenden Humor. Sie sieht ihre Gestalten mit Liebe an, mit lächelnder und mit zürnender. Sie ergreift nicht Partei und waltet recht wie eine Vorsehung über ihnen, indem sie den Guten nie übertrieben belohnt und den Bösen nicht allzu grausam quält. So gewahrt man die Figuren nicht durch das gefärbte Glas einer einseitig geschliffenen dichterischen Persönlichkeit. So braucht sich der Leser nicht erst durch die Verfasserin hindurch in das Verständniß ihrer Erscheinungen hineinzudenken. Er steht ihnen gegenüber Auge in Auge, Herz gegen Herz. Das nennt man volksthümlich schreiben.

Dazu kommt die Art der Darstellung. Es fließt wie ein reicher Strom. Nirgends sieht man die Hand, die ihn regulirt. Wohlverstanden, man sieht sie nicht, denn das Bett dieses Stromes ist sehr kunstvoll gelegt. Hier verbreitert er sich und wird gestaut, um die Spannung anzusammeln. Dort rauscht er behende und spült Ueberraschungen mit. Da wiederum scheint er eine gerade Perspective aufzuschließen und kräuselt sich doch plötzlich um die Ecke. Es kommt auch zu Wasserstürzen mit Gischt und Regenbogen. Aber wie man sagt, daß die Natur, die so stille Reize und so laute Wunder erzeugt, die größte Künstlerin ist, so hat wieder die Kunst das Ziel, nicht mehr Kunst, sondern Natur zu scheinen. Und so giebt es

in den Büchern der Vely nur wenige Stellen, wo die Kunst zu kunstreich, wo sie unnatürlich wird. Dann wird, um irgend eine Explosion der Handlung noch kräftiger auf die Nerven stoßen zu lassen, wohl auch der Hintergrund grell bemalt. Man sieht das in vielen Theaterstücken: Just, wenn der Held sich im Walde erschießen will, wird es noch mörderlich dazu hageln, blitzen und donnern. Aber bei Frau Vely sind es seltene Fälle, immer seltener, je mehr sich ihre Begabung an der unaufhörlich beobachteten Wirklichkeit abgeklärt hat. Je weiter wir ihrem dichterischen Entwicklungsgang folgen, desto reiner stellt sich ihr Naturell dar, dieses sichere, gefällige Erzählertalent, das gar keiner Gerissenheit bedarf, sondern gerade heraus mittheilt, was es auf dem Herzen hat. Es wirkt ganz unmittelbar, wie ein mündlicher Bericht in traulich ängstlicher Dämmerstunde. Und das ist wieder volksthümlich.

Emma Velys Lebenspfad ist kein Chausseeweg. Er geht über Steine und Hecken, unter wetternden Wolken. Er führt von der Wiege nicht gerade aus in's weiche Boudoir, wo so vielen Frauen die Langeweile und leider damit die Schreiblust kommt. Schon früh schied sich das Leben der Dichterin vom gewöhnlichen Kinderschicksal. Drei Jahre alt — im Jahre 1851 — verlor sie den Vater, den Waffenfabrikanten Couvely, der das selbstwillige Hugenottenblut wohl auch auf die Tochter vererbt hat. Die Mutter zog aus Braunfels nach ihrer Heimatstadt Hannover, Emma aber kam, bis die Schulpflicht mahnte, zu Verwandten nach Herzberg am Harz. Ein anmuthendes Bild: das braunlockige, unruhige Kind, gleich einer kleinen verwunschenen Prinzessin im stillen Gebirge versteckt, wie sie mit ihren großen Augen den Bergen und Bäumen und plätschernden Wässern ihre Geheimnisse abfragt oder sich von der erzählenden Großmutter in die alten guten Tage zurückleiten läßt. Emma Vely ist auch immer dem Harz treu geblieben, er ist ihr eine Jugendliebe.

Dann in Hannover. Sie war kein Backfisch nach der Schablone. Das Köpfchen nahm schnell die Wissenschaften auf, daneben aber brodelten noch Träume mit wunderbaren Fernsichten. Selbst dem Erwachsenen, wie erst dem Kinde, ist die Bühne das Paradies alles Schönen, weil das Häßliche fortgeschminkt, und alles Edlen, weil das Schlechte bestraft wird. Auch der kleinen Vely hing der Himmel voller Theaterlorbeer. Es war ja auch die reine Fügung, so schien es ihr, daß sie mit einer echten und rechten Coulissenautorität, der Tochter des Theaterfriseurs Nollet, durch die Bande einer gemeinsamen Schule verknüpft war. War es weiterhin nicht natürlich, daß man einen Tractat schloß, wonach die kleine Vely der kleinen Nollet die Schularbeiten, diese aber dafür jener ein Freibillet lieferte? Und war es verwunderlich, daß Emma im Zuschauerraum bemerkt und ihr für die Dauer eines Jahres das Theater verboten wurde? Man sieht die Scene ganz deutlich vor Augen: wie sie sich dann aufreckte, umgürtet mit dem ganzen Stolze ihres erträumten Zukunfts-

ruhmes, und erklärte, sie werde nicht nur in, sondern sogar auf's Theater gehen, und wie dann die Mutter .... Es war kein Kuß, der da die ohnehin schon glühende Wange des Mädchens berührte.

Diese Episode nur, um den drängenden Selbständigkeitstrieb des jungen Menschenkindes zu illustriren. Nicht Schauspielerin? Nun gut, dann Gouvernante, sie hatte ja genug gelernt unter der Führung von Lehrern wie des Directors Nölbeck und des Hofrathes Schneemann. Die Mutter gab nach; an Jahren noch ein halbes Kind, zog Emma in ein tief im westfälischen Wald verborgenes Forsthaus als Erzieherin ein. Welch' ein Unterschied! Erst die Sehnsucht nach den lärmenden Triumphen der Bühne und jetzt die schlichte Scenerie des Forstes. Wieder wie damals im Harz das Träumen in den Vogelgesang und in die Baumwipfel hinein, aber jetzt noch Etwas dazu. Die Schöpferlust regt sich. Diese Träume muß man doch fassen und formen können. Eine Novellette entsteht „Gegen den Strom". Sie wurde in einer Stuttgarter Zeitung gedruckt, der erste Versuch der Neunzehnjährigen ein erster Erfolg. Das ist ein besonderes Glück; wie vielen Begabungen lähmt ein Abweis auf der Schwelle den Muth für alle Zeit. Und immer wieder nahm das Schicksal das junge Mädchen wie ein systematisch vorgehender Lehrer an die Hand. Wer schreiben will, muß die Welt kennen lernen, sagte es, und es gab Gelegenheit, die Gouvernantenthätigkeit in das pittoreske Triest, nach Ungarn und dann gar nach Italien zu verlegen. Ungeahnte Milieus thaten sich auf, tausend Mahnungen, Geschichten hineinzukomponiren. Die ehrwürdige Cultur dort unten, die geheimnißvolle Steinsprache der alten Palazzi, das kräftige Colorit der leidenschaftlichen Bevölkerung, das waren ja Alles ungeschriebene, noch zu schreibende Romancapitel.

Und dann ein ganz anderes Bild. Emma Couvely, die ihren Büchern nur den zweiten Theil dieses Namens „Vely" gab, schloß — im Jahre 1871 — die Ehe mit einem in Stuttgart ansässigen Verlagsbuchhändler. Ihrer tief- und feinfühligen Natur blieben schmerzliche Erfahrungen nicht erspart. Aber ein frisch aufblühendes Kind war ihr Trost für Gegenwart und Zukunft. Und wieder öffnete sich ihrem Talent das Thor eines neuen Stoffgebietes. Sie durfte, und nicht nur aus der Ferne, das Hofleben studiren, durfte in den Archiven des Königs den Erinnerungen an Franziska von Hohenheim nachspüren, sah die alten wackligen Excellenzen, die sie später zur heiteren Staffage verwandte, und sah an der Seele auch der Großen den Wurm der Sünde nagen. Zugleich sammelte sie die gescheidtesten Köpfe Stuttgarts in ihrem eigenen Salon, stets geschäftig, stets liebenswürdig, Anregung gebend und empfangend. Wie die überkommenen Berichte erkennen lassen, war die kleine, behagliche und dabei so grundkluge Frau damals die Rahel der schwäbischen Residenz. Aber persönliche Ursachen, Leiden körperlicher und seelischer Art, legten der nun schon weitbekannten Schriftstellerin nahe, den Fuß wieder weiter-

zusetzen. Den Harz sah sie wieder, die heilige Roma, Sicilien, die Wunderstätten des Orients. Dann wurde sie Berlinerin, vor nun sieben Jahren. Sie brauchte die großen Horizonte.

Eine lange, ununterbrochene Reihe von Schöpfungen sind das dichterische Widerspiel dieses bewegten, ganz und gar unschablonisirten Lebens. Nie stockt das treibende Rad der Phantasie, nie trifft man in dieser hundertköpfigen Galerie Vely'scher Figuren Doppelnummern, die spätere lediglich eine Copie einer früheren. Nur die moralische Tendenz geht als ein und dasselbe Fluidum durch alle Arbeiten. Es ist immer jene schon erwähnte ausgleichende Gerechtigkeit. Die Schranken fort zwischen Hoch und Niedrig! der Mensch ist Alles, und der Name ist Nichts! die wahre Sittlichkeit über die petrefacte Sitte: das sind so Kernsätze der Volksdichterin.

Das erste Experiment war gelungen, „Gegen den Strom" war gedruckt. Schnell folgten weitere Schritte in das nun offene Feld, noch bescheidene und vorsichtige Kinderschritte und keine Sprünge mit Siebenmeilenstiefeln, die nun die ganze Welt auf einmal erobern sollen. Es waren kleine Novelletten in italienischer Buntfarbigkeit, noch ein wenig überschwänglich toilettirt, aber doch schon voll Beziehung zum Leben der Wirklichkeit. Sie ergaben später ein Bändchen „Am Strande der Adria". Es waren auch Märchen, ersonnen im Schatten deutscher Wälder, wie das Bändchen „Walpurgisnacht", das — etwa in der milden und sinnenden Art Andersens — die Geschöpfe des Waldes menschlich belebt. Eine reich mit romantischem Schmelz besetzte Liebesgeschichte zieht sich hindurch. Aehnlich ist auch die wunderhübsche Idylle „Sonnenstrahlen". Das Märchen ist mit inniger Güte und Naturliebe erzählt: die Sonnenelfen spielen im alten Garten, und plaudernd mit den Blumen und Schmetterlingen erhalten und geben sie die Kunde von der Liebe und dem Haß der Menschen im Schloß. Auch Venedig bot noch den Stoff zu einem in ähnlichen Wegen gehenden Märchen „Meereswellen".

Dann kam die Stuttgarter Zeit, mit ganz neuen Interessen. Die Poetin machte einen Abschweif vom Geschichtenerzählen zum Geschichte Erzählen. Scheinbar wenigstens. Sie stieg quellenforschend in die Hof- und Haushistorie der schwäbischen Dynastie. Die Dichterin verleugnete sich indessen nicht. Es war die romanhafteste Episode des schwäbischen Hofes, die sie reizte. Ja genauer besehen: damals, indem sie in den alten Urkunden stöberte, begann die Vely so recht zu werden, was sie heute vor andern schreibenden Frauen ist: die Romanschreiberin mit Stoffen aus der Wirklichkeit. Da lag der Canevas für einen Roman, da lag der Roman selbst in den alten Urkunden. Herzog Karl oder Karl Herzog, wie die Schwaben sagten, der Hochgefürstete, der Frauenbesieger, der Rauhe und Ungefüge — und daneben Franziska von Bernardin, das arme, in Frömmigkeit und blindem Gehorsam erzogene Landedelfräulein, das einem brutalen Mann anverlobt wird und erst in der Ehe ihres Selbstbestimmungsrechtes

inne wird! Das sind doch die denkbar kräftigsten Gegensätze, Ingredienzen, wie sie kein Fabulist schärfer für sein dichterisches Recept ersinnen kann. Emma Vely hat dieses Schema dann auch immer wieder verwendet. In dem stattlichen Buch, das sie aus jenen Studien abzog: Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim, hatte sie dem kühnen Schwung der Thatsachen, die dem Herzog schließlich sein „Franzel" den Römischen zum Trotz als Gattin zuführten, Nichts aus der eigenen Phantasiewerkstatt hinzuzufügen. Im Gegentheil, sie hat eher gesänftigt. Herzog Karl ist als Verfolger Christian Daniel Schubarts, als Verkenner Schillers dem deutschen Volke nicht an's Herz gewachsen. Emma Vely stellt ihn milder dar. Sie nimmt ihm den Stachelpanzer der Grausamkeit und läßt ihn nur männlich erscheinen, wo Andere ihn unmenschlich fanden. Deshalb hat das Buch, das der Verfasserin auf der einen Seite die besondere Anerkennung des Hofes eintrug, auf der anderen Widerspruch erfahren. Aber ein bündiger Gegenbeweis gegen die Berechtigung ihrer doch nun einmal aus der Quelle geschöpften Auffassung ist nicht erbracht worden. Eine strahlende Gloriole legt ihre Darstellung um das Haupt „Franzels", einer holden, dem Leser herzlich sympathischen Märtyrerin und Siegerin der Liebe. Wie eine weibliche Symbolisirung des guten württembergischen Volkscharakters selbst, in statuarischer Schönheit, milde und hoheitsvoll, strebt diese Figur in die Höhe. Sie ist das leibhafte Pronunciamento für jene liberale Grundanschauung, daß nicht Stand und Herkommen, sondern die Gesinnung der Werthmesser des Menschen sei.

Die große Wirkung, die von diesem Werke ausging, führte seine Verfasserin noch ein Stück auf demselben Wege weiter. Es reizte sie auch ferner, die feinen Herzensbeziehungen historischer Persönlichkeiten bloßzulegen. Das konnte und kann eine Frau besser, als die verstandesmäßig arbeitenden Berufshistoriker. Sie sah deutlich, was jene kaum ahnten, und wo das Material fehlte, strömte das Eigenempfinden in die Lücke. So entstand „Leier und Palette", eine Reihe von Geschichten aus dem Dichter- und Künstlerleben. Schiller und Lotte, Mozart und Marianne, Giorgione und Catarina Cornaro und Andere, eine Polonaise der Kunst und der Liebe, schreiten vorbei. Der kräftige Naturton in der Darstellung berührt sehr angenehm. Keine Mondscheinsentimentalität und keine bengalischen Beleuchtungen.

Im Jahre 1877 kommt der erste große Roman heraus, drei stattliche Bände — die novellistischen Kinderschuhe sind ausgetreten. „Die Erbin des Herzens" ist die selbständige Variante auf das Herzog-Karl-Franziska-Thema. Was damals aus den Stuttgarter Archiven reconstruirt, wurde jetzt über den eigenen Leisten geschlagen. Die junge Comtesse verliert den Vater und damit den Ernährer, denn das Majorat geht an den entfernten und unbekannten Verwandten über. Sie tritt in Dienste, Gouvernante bei der schönstolzen Frau, die kalten Sinnes außerhalb der Ehe Herzens-

zerstreuungen sucht. Just jener Majoratserbe ist ihr Object. Aber durch einen Irrgarten von Verwicklungen tastet er sich zur Stamm- und Blutsverwandten durch. Die arm und nieder aus der Väter Schloß auszog, kehrt als junge Frau Gräfin zurück. Mehrere Nebenhandlungen gliedern sich noch ein, die eine als gerades Gegenspiel: Der bürgerliche junge Forstmann contra et erga die kühne, wunderschöne freiherrliche Wittwe. Es fehlt nicht an geheimnißvollen Waldfrauen und dem anderen Rüstzeuge der romantischen Schule. Aber auch hier blüht überall das Menschliche hervor, in einzelnen Wendungen der Rede und der Handlung. Und das Gewebe des Romans ist mit einer eminenten Geschicklichkeit geknüpft. Es ist wie eine jener feinen Holzschnitzarbeiten, die ein Kästchen im anderen, und immer wieder eines, zeigen. So kapselt sich hier Ueberraschung in Ueberraschung. Die Spannung des Lesers muß fieberhaft sein.

Nach diesem Erfolge war der Schaffenstrieb unbehindert und fast stürmisch. Werk reihte sich an Werk, und nur die für ihre Dichterin am meisten charakteristischen können hier näher angefaßt werden. Der Roman „Kämpfe und Ziele“ stellt ein junges Mädchen in den Mittelgrund, das über den Rahmen ihres Geschlechtes hinausstrebt, aber am Gängelband der Liebe zurückkehrt. „Gratiana“ ist eine anmuthige, in das sanfte Waldesdunkel des Harzes gestellte Liebesgeschichte. „Immaculata“ erzählt mit sehr tragischen, manchmal auch etwas theatralischen Accenten von dem Scheinglück eines auf Unwahrheit gegründeten Familienlebens und von dem Muth der Liebe, der ein junges Mädchen zu dem verheiratheten Herzensfreunde treibt.

„Auf Irrwegen“ ist überaus bezeichnend für die anschauliche, ich möchte fast sagen, schneidige Art, in der Emma Vely coloriren kann. Alles hebt sich in schönster Plastik hervor: Die etwas abenteuerliche, aber von Grund aus gute Prinzessin Maxa, die nach dem bürgerlichen Professor lugt, die angejahrte intrigante Weltdame, welche die Beiden einander nicht gönnt, und das stille Edelveilchen Suse, die anspruchlos das Leben der Pflicht führt, bis der Professor, von den „Irrwegen“ zurückkehrend, an ihrer Seite das wahre Glück sucht. „Drei Generationen“ sind eine moderne Paraphrase des Ahnen-Motivs, und „die Wahlverlobten“ — ein gewagter Titel übrigens — bringen neben der eigentlichen Fabel eine kernige Schilderung des Hoflebens. „Herodias“, die Geschichte einer sogenannten „unverstandenen Frau“, ein auch heute wieder sehr beliebtes Thema, wird mit glücklichster Skizzirung modernen Gesellschaftslebens erzählt.

Man sieht, schon bis hierher ist es eine kleine Bibliothek, und sie macht nicht einmal auf Vollständigkeit Anspruch. Welch' eine Geschmeidigkeit des Geistes, welch' ein Farbenreichthum des Ausdrucks in diesem Frauenkopf, daß jede Arbeit wieder wie eine neue Melodie klingt, wie eine neue, nicht gerade gedankentiefe, aber anheimelnde, halb erschütternde, halb streichelnde Volksliedmelodie. Und immer klarer tritt es heraus, was Emma Vely

am besten kann. Mit vier Gegenfiguren, in sich wieder mannigfach variirt, arbeitet sie mit Vorliebe. Der vornehme Mann, die vornehme Frau, der niedere Mann, die niedere Frau. Der vornehme Mann, wenn er zugleich ein schlechter Kerl ist, gelingt ihr minder gut. Er bleibt etwas Wachsfigur, starr und gezirkelt. Sie kennt ihn nicht oder nur von außen, weil sie eine reine Natur ist. Die Sünden des vornehmen Mannes verkriechen sich ja in's Dunkle. Der schlichte Volksmann aber geht in Lebensfülle aus ihrem Vorstellungskreise hervor. Er geräth auch in der Sprache vortrefflich, obschon diese nicht bis auf jeden Rülpser die Wirklichkeit nachphotographirt, wie es jetzt litterarisches Dogma ist. In der psychologisch zutreffenden Ausgestaltung der Frauen, ob hoch, ob tiefstehend, ist ein Unterschied kaum wahrzunehmen. So und so sind der Schriftstellerin prächtig abgerundete Figuren geglückt. In ihrer ersten Zeit war es mehr die Salongiftmischerin, die verschlagene Evastochter, die hinter der Prunkcorsage ein mißgünstiges und boshaftes Herz trägt. Später, unter dem Anhauch der socialen Erörterungen, die den vierten Stand auch in den Lesebüchern ebenbürtig, ja vorberechtigt macht, war es das kleine Mädel aus dem Volke, das Emma Vely mit schier mütterlichem Interesse auf Wegen und Abwegen studirte.

Diese vier gegen einander spielenden Typen finden wir auch in dem nächsten Roman größeren Stils „Die Kinder der Frau von Bland". Die Titelheldin ist wuchtiger gezeichnet, als man den kleinen Händen einer schreibenden Dame zutrauen könnte. Erinnerung an eine sündhafte Liebe hat das Herz des Weibes umkrustet. Die legitimen Kinder klopfen vergeblich daran, und Alle verliert sie. Nur den Einen, den Sohn der Verborgenheit, bettet sie im Sonnenschein der Güte. Und dieser gerade wendet sich von ihr. Man hat mit Recht die stärksten dramatischen Schlager, wie überhaupt in den meisten Arbeiten der Vely, in diesem Roman erkennen wollen. Es prasselt förmlich von zugespitzten Situationen. Und doch wäre der Roman kein gutes, vielleicht indessen ein wirksames Theaterstück. Es hätte wohl die Erfahrungen bestätigt, die unsere besten Epiker, die Emma Vely selbst mit ihren Dramatisirungen gemacht hat. Sie hat zwei Novellen in die Theaterform umgegossen. Das eine ist „Josa Dario", ein fünfactiges Schauspiel, das andere ein vieractiges Volksschauspiel „Der Gnadenlöhner". Erfolg hatten sie beide, in Stuttgart und anderswo. Dieses noch mehr als jenes, wie es denn einen, dem deutschen, besonders dem süddeutschen Publicum sympathischen Gedanken schnell und sicher abhandelt. Jos Brun hat eine Vergangenheit, aber sie ist besser, als die Leute denken. Er war im Gefängniß, weil er den Förster übel zugerichtet hatte. Daß dieser ihm an die Ehre gegriffen, hatte Jos vor Gericht verschwiegen, aus Rücksicht auf sein Weib, dem der Grünrock nachgestellt. Moralisch ist Jos schuldlos, aber der Makel hängt ihm an und will auch seiner Tochter den Weg zum Glück beschatten. Der Schluß bringt eine freundliche, wenn auch ernste Lösung. Der Aufbau

zeigt große Kunstfertigkeit, und die Eindrücke der Handlung steigern sich von Act zu Act. Aber wie immer: man sieht nur die Knoten und nicht die Schnüre des ursprünglichen Gewebes.

Immer weiter sprudelt es frisch aus dieser unermüdlichen Feder. „Verschneit — verweht“ schlägt von Neuem das Thema einer Verbindung zwischen morschgewordenem Adel und bürgerlich gesundem Vollblut an. „Sie büßt“ hat feine Kleinmalerei. Hinter dem Roman „Episoden“, hinter dem düsteren „Schiffbruch“, der ein Mädchen ein Opfer ihrer Liebe für einen Unwürdigen werden läßt, ragt höher und dichterisch edler ein Buch „Dorfluft“ auf. Hier zeigen alle guten Seiten der Verfasserin ihren freundlichsten Glanz. Alles leuchtet wie vergoldet im schönen Feuer der Natur- und Menschenliebe. Man hat wieder Auerbachs poetisch besonnte Gestalten vor Augen, die man liebt, auch wenn man sie nicht immer glaubt. Aber die Vely, ein Kind der neueren Zeit, hat einen stärkeren Gewissenstrieb nach realistischer Darstellung. Es ist nicht Alles so wunderbar und himmlisch, es ist mehr auf den Erdboden gestellt. Besonders die Sprache sucht sich der Wahrheit anzuschmiegen. Deshalb hat man sich bei der Lectüre mit mehr Recht an die Frauengestalten Otto Ludwigs erinnern lassen, auch die Anzengruber'schen sind aus dem nämlichen Naturholz. „Dorfluft“ umfaßt vier Geschichten aus dem Schwabenlande. Die erste ist „Auf der rauhen Alp“. Der Staufenbauer stöhnt unter schwerem Ehejoche und ist tief unglücklich. Eine Schuld, die vor dem Richterstuhl der wahren Menschlichkeit keine ist, zieht ihn zu Judith, die sein Herz besser befriedigt. Auch „Adams zweite Frau“ handelt von einer unvorsichtig geschlossenen Ehe. Der heimkehrende Sohn begehrt die zweite Frau des alternden Vaters — das Don-Carlos-Motiv im Bauernhause. „Bärbele“ wird vom Sohn des reichen Bauern geliebt. Aber der protzige Vater sagt nein. Als er weich geworden, ist es zu spät. Der Krieg hat ihm den Sohn genommen. Dann die Geschichte „Der Gnadenlöhner“, von der schon die Rede war.

Indessen ist mir, als ob die „Dorfluft“ athmende Vely der Stadtluft athmenden noch unterlegen sei. Die Uebersiedelung nach Berlin bekam der Schriftstellerin und bekam ihren Lesern. Sie brachte aus dem Kleinen, aber Freien so viel hierher in's Große und Unfreie mit, was unsere autochthonen Weltstadtdichter nicht haben. Die sehen ja hier nur den Schmutz und Nichts als den Schmutz. Selbst im Sonnenstäubchen, das sich auch in unsere Stadtwohnungen schrägt, sehen diese Nervösen nur den Staub und nicht die Sonne. Emma Vely mit ihrer gesunden Natur und weil ihr das Alles so neu war, bemerkte doch mehr. Sie sah hier kein Elend, das es wo anders nicht auch gäbe. Nur daß die Dimensionen andere wären und fürchterlicher die Katastrophen. Sie sah auch unter den strömenden Ausbrüchen des Vulkans die ungeheuer aufgethürmten Massen von Cultur, die hier stecken. Kurzum, sie sah wieder objectiv und gerecht. Und weil

sie soviel begriff, brachte sie auch das große Verzeihen mit, und weil sie den Tact besitzt, fand sie den Schleier, das Ekelhafte nicht ganz erkennen zu lassen. Sie kam und kommt hier auch viel herum, wie eine ganze Reihe von schriftstellernden Frauen, denn sie ist auch stark journalistisch beschäftigt.

Kein Zweifel: der Journalismus, der so manchem reichen männlichen Talent die Kraft bis zur Wurzel absaugt, ist den schreibenden Frauen sehr zuträglich. Aus dem Wolkenkuckucksheim, in dem sie ihre Gedanken vielleicht gern spazieren führen, schleppt er sie durch's ganz irdische Leben. Er zwingt sie in's Joch von tausend Vorkommnissen des Alltags und malt ihnen dergestalt das Lieben und Hoffen, das Leben und Sterben der Menschen in den wahren Farben. Ihre Phantasie kann keine allzu kühnen Purzelbäume mehr schlagen, sie legt sich schon ganz von selbst an die Kette ihres journalistischen Gewissens, welches genaue Erfahrung hat über das Wirkliche und das in dieser Wirklichkeit Mögliche. Um Alles müssen sich diese Frauen kümmern, über Alles mit fixem Entschluß ein Urtheil präcisiren. Ueberall müssen sie sein, bei Festbanketts und Trauerfeiern, bei Premièren und Gerichtsverhandlungen. Heidi, wie das per Dampf gehen muß und keine Kammerzofe, die die Gnädige nachher heim begleitet. Das ist wiederum gut. Sie sehen hier Menschen und Dinge, die sonst außer der Gesichtslinie der Frau liegen. Es kommt etwas Herbes in sie, ein kräftiger Einschlag in das rosenrothe Gewebe weiblicher Kopfarbeit.

In der Reihe dieser kräftigen Frauengestalten steht Emma Vely an der Spitze. Die besten Kräfte reiften ihr hier, wo sie mit stets bereiter Feder sich von Wind und Wellen der Großstadt umspielen läßt und aus der Brandung sich immer neue Eindrücke, neues Mitleid, neues Temperament holt. Ihrer behenden Auffassung, ihrer Fabulirkunst wird hier Alles zum Stoff und dichterischem Ereigniß. Der Contrast, das älteste und unsterbliche Mittel künstlerischer Wirkung, der neben das Licht den Schatten, neben das Gute das Böse, neben die Liebe den Haß stellt, wird hier tagtäglich hundertfältig beobachtet. Und dazu hat die Vely ihr Heim so recht in einem Brennpunkt weltstädtischer Gegensätze — mir ist, als ob sie eine dichterische Witterung gerade dorthin getrieben hätte. An diesem Punkt des Berliner Westens ist die Stadt ganz amerikanisch. Just in der Nollendorfplatzgegend haben sich vier Gemeinwesen, Berlin und drei seiner Vororte, ineinandergebohrt. Die Kleinstadt ist auf die Großstadt gepfropft. Vorbei an den Thoren der allerfeinsten „W"-Villa — deren vornehm geschlossene Vorhänge die Einbildungskraft zu den buntfarbigsten Bildern aufstacheln kann, geht der kleine Beamte vom Vorort nach seinem Bureau. Der Budiker, der sich aufgethan hat, um die Maurer von all' den Neubauten ringsum zu bedienen, sieht vis-à-vis ein Weinrestaurant, wo sich die Gardelieutenants gütlich thun. Alles ist Wachsthum und Reibung, ein unerschöpflich großes Studium für den Volksdichter.

Hier hat denn auch Emma Vely eine Reihe erstklassiger Erzählungen geschaffen. Die „Spottdrossel" führt zwar in die Berge des Schwarzwaldes, aber die Natürlichkeit der Diction läßt die vollendete realistische Schulung erkennen. In „Wer sühnt's!" ist ein sozusagen journalistischer Stoff auf die Höhe dichterischer Betrachtung gehoben. Das Thema des unschuldig Verurtheilten, das in seiner moralischen, staatsverpflichtenden Bedeutung bisher immer nur von der Presse akademisch, von den öffentlichen Gewalten aber noch nie praktisch angegriffen wurde, dieser tieftragische Vorwurf ist hier rein menschlich angefaßt, mit einer Tendenz, die drückend schwer aus den geschilderten Thatsachen spricht, ohne in Thesen und Programmsätze geformt zu sein. Dann verdient neben „Gelbstern" und „Das Fräulein" besondere Erwähnung die schöne Geschichte „Weggenossen". Sie spielt in jenem gemischten Vorortmilieu an der Kante Berlins. Wie Schöneberg selbst, sind auch seine Bewohner in die Höhe gekommen, die Einen rapide durch Landverkauf, die Anderen noch immer schnell genug durch irgend einen von den Verhältnissen unterstützten Geschäftsbetrieb. So Einer ist der Destillateur Burbach, ein braver, ein glücklicher Mann. Er hat Alles; Geld, Ansehen, Gesundheit, ein Kind, das er wie eine Prinzessin hält — ach, und diese einzig gute, immer rührige, stille Frau, die ihm der Himmel doch eigentlich weit über Verdienst bescheert hat. Daß ihr Herz bekümmert, weiß er nicht. Nicht, daß ein Gram lebendig geblieben ist, nur zu lebendig, denn das Kind, das vor zwanzig Jahren, lange vor ihrer Heirath, als der Beweis ihrer verführten Unschuld zur Welt kam, lebt. Dieser Sohn eines Unwürdigen taucht auf, ein scrupelloser aufsässiger Bursche. Er saugt die Mutter aus, langsam, sicher, tödtlich. Geld oder Verrath ihres Geheimnisses! Die Frau stirbt gebrochenen Herzens an ihrer Vergangenheit. „Du warst die beste, beste Frau!" sagt der ahnungslose Burbach immer wieder. Auch der wüste Sohn der Verstorbenen geht zu Grunde. Burbach selbst denkt leise an eine Wiederverheirathung, des Kindes und des Geschäftes wegen ... Das ist die Großstadt, das ist das Leben, das ist der Zwang der Thatsachen. Ich wüßte nicht, wie ein einfacher und erschütternder Stoff einfacher und erschütternder dargestellt werden kann. Das Ende besonders stellt die moderne Gestaltungskraft, die poetische Unerschrockenheit der Verfasserin in's beste Licht. Marlitt-Leserinnen hätten wahrscheinlich einen süßeren Abschluß gewünscht.

Auf breiterer Basis steht der Roman „Mente". Er hat mehr Coulissen und Statisten, ist aber in den Hauptfiguren ebenso ehrlich und einfach wie die „Weggenossen". Diese „Mentes" kommen jährlich zu Tausenden nach der Hauptstadt. Zu Hause ist's knapp, aber in Berlin, ah, da ist Geld zu verdienen! Da sind alle Leute reich, und ein Tag ist immer lustiger als der andere. So wird denn „nach Berlin gemacht". Mente, das blonde, liebe, unschuldige Ding aus der Provinz, ist auch da-

bei. Wie erschreckt sie all das Große hier. Und wie die Berliner Mädels sind und wie sie sprechen! Doch auch ihr strömt das Gift aus den Augen des jungen hübschen Malers. Aber der ist ja anders als die Uebrigen. Er ist viel flotter, als ihr eckiger, braver Landsmann Johann Oldekop, den sie hier getroffen, und er ist viel anständiger, als sonst die Berliner Herren. Er wird sie sicher heirathen, und sie — sie ist ihm so schrecklich gut. Es kommt, wie es kommen muß. Der Maler macht eine gute Partie, Mente sitzt verlassen da, mit dem Kinde. Da begeht sie das Oleum-attentat . . . Wieder eine Geschichte, wie sie in der Weltstadt so oft geschieht. Wie es dann in den Journalen steht: „Ein Verbrechen aus getäuschter Liebe“ u. s. w. das passirt alle Tage, nur daß kein Zeitungsschreiber und kein Zeitungsleser sich in die Herzen hineindenkt. Da muß denn schon der Dichter kommen. Der Eine benutzt die Gelegenheit, die „Gesellschaft“ anzugreifen. Pfui über diesen Maler und alle ähnlichen, pfui über das Capital, das ihn, Mitgift verheißend, vom Pfade der Tugend lockt. Der Andere überwüthet das traurige Drama, wie es die Wirklichkeit bietet, noch mit blutigen Uebertreibungen. Dann aber kommt der rechte Mann, der erzählt die Geschichte wieder, wie sie sich seiner ahnungsvollen Seelenkenntniß darstellt, weiter Nichts. Dieser rechte Mann kann auch eine Frau sein . . .

Emma Vely wird uns noch oft beschenken. Da, im Berliner „Wildwesten“, wo sie mit ihrer nun schon zur aussichtsreichen jungen Künstlerin erblühten Tochter ein von schönster Gastfreundschaft erhelltes Leben führt, wächst ihr noch Manches zu, und sie wird rastlos weiterschaffen. „Welch' eine Arbeit — ein Leben ohne Arbeit!“ Das ist ein Ausspruch von Emma Vely.





Ueber die Göttinnen der Germanen.

Von

Felix Dahn.

— Breslau. —

Es würde wissenschaftlich wenig werthvoll und das eigne Denken wenig anregend sein, wollte ich die Aufgabe dieser Abhandlung darin erblicken, die Namen der einzelnen weiblichen Gottheiten der germanischen Mythologie aufzuführen und allerlei Geschichten von ihnen zu berichten: es wäre das Stückwerk: die Auswahl aus dem überreichen Stoff müßte willkürlich und lückenhaft ausfallen.

Wir wollen statt dessen methodisch zu Werke gehen und vorerst fragen, welche Bedeutung, welche Stellung in dem System der Gesammtwissenschaft hat eine solche Untersuchung?

Diese Erörterung wird uns dann zweitens von selbst dazu leiten, den Ursprung jener weiblichen Götterwelt und ihren allmählichen reichen Ausbau zu erforschen: denn nicht nur die Menschen und die Erde, auch die Götter und der Himmel haben ihre Geschichte.

Und sind diese religionsphilosophischen Gesichtspunkte gewonnen, dann — aber auch erst dann — wird eine kurze Uebersicht über die einzelnen Gestalten der Asgardhbewohnerinnen höheren Werth, tiefere geistige Bedeutung als die einer Aufzählung von Zufälligkeiten erhalten.

I.

Unsere Untersuchung behandelt ein Stück der germanischen Mythologie und zwar in religionsphilosophischer Methode.

Erst diese Methode, wie sie die geschichtliche Schule, begründet von Wilhelm von Humboldt, Savigny, Eichhorn, den Brüdern Grimm uns gelehrt, hat solche Erörterungen zu dem Rang einer Wissenschaft erhoben.

Früher war, was man unter germanischer Mythologie verstand, nicht viel mehr als eine zusammenhanglose Menge von allerlei unkritisch aufgelesenen und äußerlich neben einander aufgehäuften „Raritäten", oder, wie man zu sagen liebte, „Amönitäten" der „teutonischen Antiquitäten", an denen der classische Philologe mit geringschätzigem Nasenrümpfen über solche „Barbarismen" vorüberwandelte, der Theologe aber, indem er sich vor solchem Heidenthum und Dämonenwesen und Aberglauben bekreuzte: denn Aberglaube ist immer, was die Andern, nie, was wir glauben. —

In jener Schule haben wir nun aber gelernt, daß die Mythologie ein Stück der edlen Wissenschaft der Völkerpsychologie ist: und in der germanischen Mythologie suchen wir eben eine Erscheinung, eine Darlegung der germanischen Volks-Eigenart.

Die historische Schule hat die leere und todte Abstraction der Menschheit fahren lassen: sie hat erkannt, daß dies Gespenst „windschaffen" d. i. hohl „wie ein Aermel" ist, wie Herr Walther von der Vogelweide sagen würde. Die unsäglich langweilige Vorstellung des Kosmopolitismus oder Internationalismus wird von ihren Anbetern als dem Nationalismus und Historismus, diesem von ihnen verachteten angeblichen „barbarischen Vorurtheil" und zopfigen Pedantismus, weit überlegen verherrlicht: aber diese Damen — denn ihnen gebührt der Vortritt, auch in der Verranntheit! — und Herren haben nie im Leben von Logik, Erkenntnißtheorie und Psychologie eine Ahnung gehabt; in seichtester Oberflächlichkeit der Halbbildung verehren sie immer noch das schale Aufkläricht Christians von Wolff, und während sie in dummdreister Ueberhebung über Jacob Grimm weit hinaus gekommen zu sein sich einbilden, merken sie nicht, daß sie von der Bergeshöhe der geschichtlichen Schule zurückgefallen sind in jenen Sumpf, in dem vor anderthalb Jahrhunderten der ödeste Rationalismus quakte.

Wir aber wissen: das Allgemeine ist eine Abstraction, eine bloße Denkoperation, eine Art abkürzender Gedankenrechnung: das Allgemeine existirt nicht als solches, getrennt von dem Concreten: so giebt es auch keine „Menschheit" gelöst von den Völkern und andern Menschenverbänden, gleichsam über deren Häupten in der Luft schwebend: vielmehr erscheint die Menschheit nur in der Gesammtheit der geschichtlichen Völker: oder haben Sie schon einmal einen „Menschen im Allgemeinen" gesehen? Ich nicht. So wenig wie unsere Reichsverfassung einen „Deutschen im Allgemeinen" kennt; man ist dadurch Deutscher, daß man Preuße, Baier, Sachse, Reichsländer u. s. w. ist.

Die vergleichende Forschung der geschichtlichen Schule hat für die Psychologie der Völker als Ergebniß gewonnen, was die Erforschung der Seele des Einzelmenschen bestätigen mußte: es giebt eine Reihe von Trieben, die dem Menschen wesensnothwendig sind und in denen sich die Gesammtanlage der Menschen darlebt: überall ist es ein Ideales, das sich an einem Realen verwirklicht, ähnlich und doch wieder anders, wie Aristoteles überall ein

geistiges Ziel, τέλος, an einem Leiblichen durch eine bewirkende Ursache angestrebt findet.

Diese Triebe sind: der Familientrieb, Sprachtrieb, Kunsttrieb, Religionstrieb, Moraltrieb, Rechtstrieb und Wissenstrieb.

Gemein menschlich sind nur diese Ideen und Triebe; aber die Gestaltung, die Färbung all' dieser Erscheinungen ist eine stets wechselnde, verschiedene, bedingt einmal durch den Nationalcharakter, die Volksindividualität, (— die ihrerseits auf Vererbung und Anpassung beruht —) andererseits durch die Nationalgeschichte, die äußeren Einwirkungen in Raum und Zeit auf jene Individualität: — ganz ebenso wie der Charakter des Einzelmenschen durch Angeborenes und Erlebtes im Zusammenwirken bestimmt wird.

Der Religionstrieb hängt inhaltlich auf das Innigste mit dem Moraltrieb einerseits, mit dem Wissenstrieb andererseits zusammen, während auch der Kunsttrieb bei dem Religionstrieb eine wichtige Rolle in formaler Hinsicht spielt, sofern neben anderen Seelenkräften die Phantasie als Organ des Religionsbedürfnisses sehr stark in Bewegung gesetzt wird. Jedoch ist das Gebiet der Religion keineswegs etwa zusammenfallend mit Moral, Wissen und Kunst, sondern das religiöse Leben ist eine ganze große umfassende Welt für sich: während die Wissenschaft in der Philosophie das Göttliche vermittelt durch die Forschung, die methodische Reflexion zu begreifen trachtet, sucht die Religion Gott — den persönlichen oder die persönlichen — unmittelbar zu ergreifen durch das Gemüth, das Gefühl, den Glauben, die Ahnung, die Phantasie.

Also nicht dem Gegenstande nach unterscheiden sich Philosophie, die ja (wie die Welt) auch das Göttliche zu erforschen sucht, von der Religion, die nur Gott sucht, sondern durch die dort und hier thätigen Geisteskräfte und angewendeten Denkformen.

Da nun die Wissenschaft Gesetze sucht — Natur- und Geistes-Gesetze — so wird sie nothwendig auch das Absolute, das Göttliche eben als eine unpersönliche Macht, als Weltgesetz denken müssen.

Da umgekehrt in der Religion das Menschenherz ein allweises, allgütiges, allmächtiges Wesen sucht, dem es sein Hoffen und Wünschen und Fürchten ausschütten mag, so werden alle Religionen Gott als Persönlichkeit mit einem bewußten Wissen und Wollen fassen müssen.

Hiermit ist aber bereits der „Anthropomorphismus" aller Religionen mit Nothwendigkeit gegeben: denn der Mensch kennt eben keine andere Persönlichkeit als den Menschen, und so haben von jeher die Menschen ihre Götter nach ihrem — der Menschen — Bilde geschaffen: Zeus, Apollon, Hera sind idealisirte Hellenen, Odhin, Thor, Frigga idealisirte Germanen. Anderwärts[1]) wurde ausgeführt, wie die immer üppiger

[1]) Ueber das Tragische in der germanischen Mythologie. Bausteine I. Berlin. 1879. S. 102.

wuchernde Vermenschlichung der Götter durch die Phantasie der Mythenbildung zur Abkehr der Gebildeteren nnd Begabteren von der Volksreligion führt, da diese das sittliche und das philosophische Bedürfniß in dem Religionstrieb nicht mehr befriedigt und es ward gezeigt, wie bei den Germanen aus diesem Grunde die schuldig gewordenen Götter zum Untergang verurtheilt wurden.

Hier müssen wir bei einer Folgewirkung jener Vermenschlichung verweilen: bei der Aufstellung von Göttinnen neben Göttern.

Schon die Annahme einer Mehrzahl von göttlichen Wesen ist eine sehr arge Vermenschlichung und eine starke Verletzung des philosophischen Bedürfnisses in dem Religionstrieb, das gebieterisch die Einheit des Göttlichen fordert.

Diese Vervielfältigung wird aber andererseits dringend verlangt von der Phantasie, die wir als sehr stark thätiges Organ bei den Gestaltungen des Religionstriebes kennen lernten: während wissenschaftliche Betrachtung Tod und Leben, Winter und Sommer auf je ein Naturgesetz zurückführen muß, ist es der dichterischen Phantasie und der vermenschlichenden Anschauung ganz unerträglich, daß derselbe Gott den Tod und das Leben, derselbe den Tag und die Nacht, den Winter und den Sommer spende, des Wassers und des Feuers, des Krieges und des Ackerbaues walte.

Dieses Bedürfniß nach Vermenschlichung führt nun auch zu dem geradezu Ungeheuerlichen, den Gegensatz der Geschlechter in das Göttliche hineinzutragen.

Denn in Wahrheit ungeheuerlich muß man es doch nennen, daß jener Unterschied, den wir auf dem winzigen Planeten Erde, diesem verschwindenden Stäubchen im Weltall, bei Pflanzen und Thieren wahrnehmen, in das Absolute, in das Göttliche hinüber getragen wird. Man müßte es Gotteslästerung schelten, wäre es nicht so fromm und gut gemeint.

Denn die Phantasie erheischt das so dringend, daß wir in allen Religionen wie Ansätze zur Vielgötterei — auch im Judenthum, Christenthum und Islam fehlen sie ja nicht: in den Erzengeln, Engeln, Thronen, Fürstenthümern und Heiligen treten sie deutlich genug hervor — so auch die Aufstellung von Göttinnen neben Gott oder den Göttern oder doch die Neigung zu solchen Aufstellungen finden: gewiß lehrt die katholische Kirche nicht, die Mutter Gottes sei eine Göttin, oder die männlichen und weiblichen Heiligen seien Halbgötter: aber ein Anderes ist, was die Kirche lehrt, und ein Anderes, was das Volk — zum Theil noch in altererbtem unbewußtem Heidenthum — glaubt.

Mit psychologischer Nothwendigkeit geschieht es nun aber, daß die Phantasie für gewisse Erscheinungen in der Natur und im Menschen-Leben und -Geschick nicht männliche, sondern weibliche Gottheiten aufstellt: die Liebe, die Ehe, die Geburt, der Kindersegen überhaupt, dann die Schön-

heit, die Anmuth, die Jungfräulichkeit, die Saat, die Ernte, die Fruchtbarkeit überhaupt, die Sonnenwärme, die Knospe, die Blüthe, die Jugend wird Göttinnen, nicht Göttern zugewiesen; auch in der Sprache sind es lauter Feminina.

Freilich stimmen in solcher Zutheilung die Völker und die Zeiten nicht immer überein: die Sonne kann weiblich, mütterlich, kann aber als siegender, Strahlen wie Lanzen werfender Held auch männlich gedacht werden, oder es werden — wie bei den Germanen — ein Sonnengott und eine Sonnengöttin nebeneinander gestellt; auch der Mond erscheint häufig weiblich. Und sogar der Krieg und das Heldenthum in gewissen Erscheinungen werden von Hellenen, Römern, Germanen Göttinnen überwiesen: neben Ares, Mars, Tyr stehen Pallas Athene, Bellona, Enyo, Victoria, Nike, die Walküren und deren stürmische Führerin Freia, die doch zugleich der Liebe Göttin ist.

Es begreift sich ja auch psychologisch so leicht, daß die liebende Jungfrau, die Braut, die junge Ehefrau, die Mutter zu werden wünscht und hofft, die Gebärende, dann die Mutter, die an dem Krankenbett des Kindes wacht und betet, sich nicht an den rauhen Sinn des Mannes, daß sie sich an eine Geschlechtsschwester, an eine Göttin, an die Gottesmutter, an eine heilige Frau oder Jungfrau wendet.

II.

Gehen wir nun von den oben gewonnenen Ergebnissen aus weiter vor zur Untersuchung des Ursprungs der Göttinnen in dem germanischen Volksglauben, so ergiebt die geschichtliche Quellenforschung erfreuliche Uebereinstimmung mit den Annahmen, zu denen uns die psychologische, religionsphilosophische Betrachtung führte.

Von der großen Zahl der weiblichen Gottheiten der Germanen, die uns bei Namen genannt werden, — es sind etwa 20 — läßt sich nämlich nachweisen, daß sie sämmtlich zurückgehen auf zwei große Hauptgestalten, die, ursprünglich allein, die Vorstellungen erfüllen, erst später aus der Menge ihrer Verrichtungen einzelne abgezweigt und andern nun neu auftauchenden Einzelgöttinnen als ihren Töchtern, Schwestern, Dienerinnen Botinnen, Gehilfinnen überwiesen haben, — ein Verfahren, das in allen Mythologien so überaus häufig begegnet, daß man geradezu die Entstehung der allermeisten Einzelgottheiten hierauf zurückführen kann.

Ein Beispiel aus dem Germanischen mag uns Odhin-Wotan gewähren: auch er ist ein jüngeres, erst in verhältnißmäßig später, höhere Geistesbildung voraussetzender Zeit entstandenes Göttergebild. Der ursprüngliche Hauptgott der Germanen war und hieß Tius, d. h. der lichte Himmel, der glanzvolle Aether, entsprechend dem Sanskrit Div, — daher der indische Devar, der nordgermanische Tivar, — dem hellenischen ϑεός, dem italischen Deus, Dies, Diespiter, Jupiter; dieser Tius ward von

seinem Thron als oberster Gott erst später von dem Gott, dessen Naturgrundlage, die Luft, die all durchwatende, (daher Wotan), dessen ideale Bedeutung die von Geist und Begeisterung — in allen Beziehungen — ist[1]), verdrängt und auf das Amt, des Krieges zu walten, als Tyr, Ziu beschränkt.

Aber auch Odhin-Wotan behielt neben seiner Stellung als oberster Gott und manchen Einzelverrichtungen in der Folge nicht seine sämmtlichen Verrichtungen, wenigstens nicht zur ausschließenden Uebung: sondern allmählich wurden zahlreiche Götter gestaltet, die, als seine Brüder oder Söhne gedacht, ihm manches Stück Arbeit abnahmen; nur freilich so, daß er, falls er wollte, auch in deren Gebiete eingreifen, auch ihre Vollmachten an ihrer Statt selbst ausüben mochte, wie etwa der Papst als summus episcopus in allen Bisthümern handeln kann oder dem Frankenkönig und dem deutschen König die an die Fürsten verliehenen Hoheitsrechte ledig wurden, sobald er in ihre Lande gezogen kam.

So ward Odhin der Blitz und Donner, die er gewiß ursprünglich wie Indra, Zeus und Jupiter geführt, aus der Faust genommen und seinem starken Sohn Thor gegeben, der damit zugleich der Schutzgott des Ackerbaus und aller Cultur ward, so ward das Recht und die Dichtung von dem allgemeinen Geistesgott Odhin seinen Söhnen Forseti und Bragi überwiesen, so ward das Licht an seinen Sohn Baldur abgegeben, neben dem besonderen einem anderen Götter- (d. h. Stamm-) Kreis angehörigen Wanischen Sonnengott Freir und dergleichen mehr.

Ganz dieselbe Erscheinung beobachten wir nun bei den weiblichen Gottheiten: sie sind sämmtlich erst allmählich aus zwei großen Göttinnen abgezweigt; ja man darf sagen, diese Zweiheit, mag sie auch von Anfang an bestanden haben, ist doch selbst nur die Doppelerscheinung einer Einheit, welche die beiden Gestalten einschließt als die gleich nothwendigen Aeußerungen Eines Wesens.

Aus unseren obigen (S. 308, 309) Ausführungen folgt, daß der Mutterschos und der Grabesschos mythologisch nicht als männlich gedacht werden können, als weiblich gedacht werden müssen, also Göttinnen, nicht Götter werden.

Und so sind die beiden ursprünglich allein stehenden Göttinnen der Germanen die Göttin der Geburt und die Göttin des Grabes: Nerthus und Hel: Nerthus[2]) von narjan, nähren, nutrire, die Allnährerin, die magna mater, und Hel von haljan, hehlen, celare, die Allbergerin.

Tiefere Betrachtung zeigt nun aber, daß die höhere Einheit der beiden Verrichtungen oder Erscheinungen der Schos der Erde ist, der Schos der

[1]) Vgl. Wotan und Donar als Ausdruck der deutschen Volksseele, Bausteine I. Berlin 1819, S. 136.

[2]) Nicht Hertha, eine solche Göttin hat es nie gegeben.

Erde, der alles Leben als große Mutter gebiert und alles Leben als großes Grab wieder in sich zurücknimmt, eine wahrhaft großartige, hochpoetische Auffassung.

Ich beeile mich, beizufügen: das Gesagte gilt nur von jenen etwa sechs größeren Göttinnen, die wirklich lebendig im Glauben des Volkes hervortraten: es gilt nicht von den zahlreichen todten frostigen Abstractionen, die, spät von der Skaldenkunstdichtung erfunden, niemals im Volke lebendig geworden sind, sie haben zu den beiden Hauptgöttinnen eben deshalb gar keine Beziehung. Und dasselbe gilt — aus anderen Gründen — von den unzähligen Halb-, Viertel-, Achtel- und Sechzehntel-Göttinnen, die zum Theil den Namen Göttinnen zu Unrecht tragen und richtiger mit Jakob Grimm[1]) und Konrad von Maurer[2]) als „Mittelwesen", d. h. zwischen Gottheiten und Menschen in Mitte stehend, bezeichnet werden, jene weiblichen wie männlichen Elbinnen und Elben, Wichtel, Hausgeister, Waldgeister, Feldgeister, Korngeister, Baumgeister, Wassergeister, Neck und Nixen, Berggeister, Erdgeister, Luft-, Licht- und Feuergeister.

Diese von dem germanischen Naturgefühl mit rührender Sinnigkeit und Poesie gestalteten Verkörperungen der Naturkräfte sind zum größten Theil so alt wie die beiden Hauptgöttinnen und sind nicht Abzweigungen aus ihnen, wie die jüngeren größeren Göttinnen: sehr oft sind sie reine Localgottheiten, die nur in der Nähe dieser Quelle, dieses Waldes u. s. w. verehrt werden.

III.

Wir haben nun aber zu zeigen, in welcher Weise der gebärende Mutterschos und der tödtende oder doch bergende Grabesschos in den beiden Hauptgöttinnen seinen Ausdruck findet.

Man wird wohl darüber nichts Beweisbares aufstellen können, ob von Anfang Nerthus-Hel als Einheit oder ob beide Wirkungen von Anfang als zwei verschiedenen Göttinnen zugehörig gedacht werden: doch ist es dem Wesen der Phantasie, auch gerade der mythologischen, mehr angemessen, das Letztere zu vermuthen: es ist sinnlicher, poetischer, der naiven Auffassung der Urzeit entsprechender.

Die Göttin der Ehe, der Geburt, der Fruchtbarkeit heißt als der gebärende Schos der Erde personificirt die Nährerin, sie ist die Frigga der Nordgermanen, die Frikk der Westgermanen.

Von der Mythologie der Ostgermanen, d. h. der Gothen, die ich (im

---

1) Deutsche Mythologie. I. S. 408 f.

2) Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum. München I, S. 85.

Gegensatz zu W. Scherer) mit Bezzenberger und Anderen von den Nordgermanen scheide, wissen wir nahezu gar nichts[1]).

Unter den gar schwachen Spuren gotischen Götterglaubens findet sich aber eine, der unsere Beachtung gebührt, und die ich zuerst[2]) aufgedeckt habe. Wulfila übersetzt das griechische Masculinum δαίμων und das Neutrum δαιμόνιον überall mit dem weiblichen „unhultho", woraus sich die Folgerung ergiebt, daß die Goten die bösen Gottheiten als Göttinnen dachten; ich beeile mich, hinzuzufügen, daß ich diese ungalante Auffassung nicht theile: ich habe von den Frauen gesagt[3])

„Kein Seraph schwingt so hoch sich wie das Weib,
Nur wenn sie bös sind, meistern sie den Satan."

Bei Bajuvaren und Franken heißt sie Berahta, die Glänzende: noch heute wird in Oberbaiern im Hornung die Wiederkehr der glänzenden Göttin auf die Erde in dem Berchten-Laufen gefeiert.[4])

In Thüringen und Hessen ist sie die Hollefrau, die Frau Holle, in deren Namen ursprünglich noch die Hehlende, Hel enthalten ist, (daher „Frau Holle in dem Hohlen-Stein", d. h. der hehlenden Graberde,) später aber die Klang-Aehnlichkeit mit Hold die freundlichere Bedeutung durchsetzte[5]).

Die Erscheinung und der Verrichtungs- und Aufgaben-Kreis dieser der Hera=Juno entsprechenden Ehe- und Herd-Göttin darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Die Kehrseite der Bedeutung der Erde ist die des allgemeinen Grabesschoses.

Auch diese Verrichtung kann nun aber wieder zwiefach gefaßt werden: einmal gewährt das Grab den Frieden, die erlösende Ausruhung von den Kämpfen und Leiden des Lebens: in diesem Sinne ist Hel eine zwar tief ernste, hehre, aber doch eine wohlthätige Göttin.

Andererseits aber kann selbstverständlich die Erd- und Grabes-Göttin auch gedacht werden als die finstere, kalte, das Leben vernichtende Todesgöttin, der erstarrenden Winterkälte entsprechend, und so — als Todesgöttin — ist die schwarze, düstere, finstere, kalte, erbarmungslose Hel eine furchtbare, schreckliche Gottheit.

---

[1]) Die dürftigen Spuren habe ich zusammengestellt (Könige der Germanen VI, 2. Aufl., Leipzig 1885, S. 10), sie beschränken sich auf ein paar Namen für Dämonen.

[2]) Könige der Germanen, VI, S. 38.

[3]) Deutsche Treue, Leipzig 1875, S. 79.

[4]) Dahn, Altgermanisches Heidenthum im deutschen Volksleben der Gegenwart, Bausteine I. Berlin 1879, S. 102. Dahn, Walhall, 9. Aufl., Leipzig 1889. Dahn, Deutsche Geschichte, Ia. Gotha 1883, S. 280. Dahn in der Bavaria. I. München 1862.

[5]) Vergl. Hulda und die Holdchen = Elben, Dahn, Walhall, S. 144.

Besonders deutlich und lehrreich zeigt sich der Hergang der Abzweigung einer einzelnen Seite aus den Gesammtverrichtungen einer Hauptgöttin in Ausgestaltung einer untergeordneten Nebengottheit hier bei Hel als der schrecklichen Todesgöttin. Sie ist dies im Allgemeinen: aber wie in gewissem Sinne Freia = Hilde und ihre Walkürenschaar Todesgöttinnen für einen besonderen Einzelfall, für Eine Todesart sind — ebenso für den Tod im Kampf — so ist auch eine besondere Todesgöttin für den See-Tod, das Ertrinken, zumal im Meer, ausgebildet worden in der schrecklichen Todes- und Meeres-Göttin Ran, die am Grunde der See haust und die Ertrinkenden in ihrem Netze hascht und in die Tiefe zieht: man mag kurz sagen: Ran ist die Hel des See-Todes.

Ist die Naturgrundlage beider Hauptgottheiten die blühende und fruchtreiche Vegetation als Gesammterscheinung der milden schönen Jahreszeit (Frühling und Sommer zugleich), so wird in der Folge eine Einzelerscheinung hieraus gesondert; die jungfräuliche Knospe ward in Nanna (Hneppr, Knospe) personificirt und in sinniger Weise mit dem Frühlingsgott Baldur vermählt; kurz ist das Leben der zarten Knospe, sie stirbt, sobald sie sich entfaltet hat, mit dem Frühlingsgott zugleich: bald nachdem Nanna den Sohn Baldurs geboren, zerspringt ihr bei dem Tode des Gatten das Herz.

Thor = Donar, der Gott des Ackerbaues und insofern auch des Ackersegens — der eigentliche Erntegott ist Frô — muß eine Gattin haben, die seinem Wesen entspricht: so hat man denn aus der Fruchtbarkeitsgöttin Nerthus in der Folge die Vorstellung des goldenen Kornfeldes abgelöst und diese Gestalt unter dem Namen Sif dem Gott (der durch die Ehe auch die Sippe begründet) vermählt. Sinnig weiß nun die Sage von dieser sommerlichen Göttin zu berichten, wie der arge Loki ihr das Haar abschneidet: nach Uhlands sinniger Deutung der Gluthbrand des Hochsommers, der das Korn versengt.

Wie Nanna und Sif Einzelstrahlen aus dem Goldkreis der lenzigsommerlichen Jahreszeit (also der Freia + Frigga = Nerthus), sind das auch die Frühlingsgöttinnen Ostara und Idhun: jene, die Göttin der aus dem Osten wiederkehrenden warmen und hellen Frühlingszeit, hat ja bekanntlich dem Fest der Auferstehung des christlichen Gottes den Namen gegeben: es ward anderwärts[1]) gezeigt, wie die rothen Ostereier, der Osterhase und gewisse phallisch-erotische Gebildbrode aus dieser Festzeit auf jene fruchtbare Frühlingsgöttin zurückdeuten.

Idhun ist die Göttin der Erneuerung, der immer wiederkehrenden Verjüngung der Natur oder richtiger der Erde im Wechsel der Jahreszeiten, sie ist Nerthus als die stets sich selbst und alles Leben Verjüngende gedacht,

---

[1]) Bavaria I. 1862. Walhall, S. 127 ff. Deutsche Geschichte Ia. S. 280.

ihre goldenen Aepfel erhalten den Göttern die Jugend, rasch altern sie, nachdem diese Früchte von den Riesen geraubt sind, um höchsten Preis müssen sie wieder herbeigeschafft werden.

Die üppige Fülle fruchtbaren Gedeihens, die der Ehe- und Erntegöttin eigen, wird aus Friggas Wesen abgesondert und verkörpert in ihrer Dienerin, ihrer sie schmückenden Schmuckmaid Fulla; ihre rasche Botin ist Gna.

Anziehend, aber höchst schwierig ist es, das Verhältniß Friggas zu Freia zu betrachten: schwierig, weil die Aehnlichkeit des Namens schon in alter Zeit in den Quellen selbst Verwechselung und Identificirung herbeigeführt hat. Indessen ist der Unterschied einleuchtend genug, so einleuchtend, daß zwischen den beiden Göttinnen schärfste Feindschaft entbrennen mag. Hera = Juno = Frigga ist die Göttin der Ehe und insofern der ehelichen Liebe und vor Allem der ehelichen Treue. Aphrodite = Venus = Freia, die Göttin der Schönheit und der geschlechtlichen Liebe, ohne Beziehung auf Ehe, ja wohl auch gegen die Pflichten der Ehe. Es ist also sehr begreiflich, daß Frau Hera = Juno = Frigga über die Liebesabenteuer von Zeus = Jupiter = Odhin recht erheblich anderer Meinung ist als das Fräulein Aphrodite = Venus = Freia. Uebrigens spielt in der ältesten Dichtung die Liebe unter Unverheiratheten zwar auch eine wichtige, aber doch nicht jene die eheliche völlig zurückdrängende Rolle wie in der mittelalterlichen und neuzeitlichen.

Offenbar ist nun auch Freia eine jüngere Göttin als Frigga: aus der Ehegöttin, der mütterlichen Hausfrau, der Gebärerin ist die besondere Göttin des Liebesgenusses, anfangs ohne Gegensatz, abgezweigt worden: der Gegensatz trat wohl erst später hervor.

Die Naturgrundlage Freias ist auch eine ähnliche und doch verschieden wie die Friggas: diese etwa die hochsommerliche Erde oder auch schon die Ernte tragende, jene die schöne Jahreszeit des Frühlings, die Blüthe, wie Frigga die Frucht des Feldes.

Nun tritt schwerwiegend hinzu, daß Freia einer anderen Götterdynastie angehört als Frigga: diese, Odhins Schwester und Gemahlin, ist die Königin der Asen, jene gehört mit ihrem Bruder (und Gemahl) Freir dem Götterhause der Wanen an; die Bedeutung dieses Unterschiedes ist noch nicht genügend aufgeklärt, doch vermuthlich waren die Wanen Götter anderer Germanenstämme, die erst später auch von den Nordgermanen als Gottheiten anerkannt und verehrt wurden. Darauf deutet wenigstens die Angabe, daß erst nach Kampf und Krieg durch Vertrag zwischen Asen und Wanen Frieden geschlossen worden und jenes Geschwister- oder Gattenpaar sowie Niördhr als gleich berechtigt in Asgardh aufgenommen worden sind. Höchst bedeutsam ist, daß „Wan" auf die gemein-arische Wurzel zurückgeht, die auch der strahlenden Liebesgöttin Venus zu Grunde liegt (venustus, schön, glänzend).

Man behauptet wohl, jene freundlichen Wanengötter seien im Gegensatz zu dem Kampf athmenden Geist Odhins und der Nordgermanen sowie Franken die Gottheiten der mehr friedlichen Handel und Schifffahrt treibenden deutschen Küstenvölker gewesen, zumal der Friesen.

Allein mit diesem friedlichen Wesen der Wanengötter würde sich dann nur herzlich schlecht vertragen der zweite gleich wesentliche Zug in Freia: der Kampf und Heldenthum athmende kriegerische Geist; Freia, die Göttin der Schönheit, der Liebe, ist ja zugleich der Walküren ungestüm brausende Führerin, ja als Hilde die eigentliche Walküre! Die Frage ist nun aber, wie die Germanen dazu kamen, gerade der holden Liebesgöttin zugleich die Eigenschaft der stürmenden Schlachtenjungfrau zu geben? Das muß doch im höchsten Grade befremden!

Auch Griechen und Römer kennen einerseits eine Liebesgöttin Aphrodite = Venus und Kriegsgöttinnen, wie Athene = Minerva, Enyo = Bellona: aber welcher Abstand klafft zwischen diesen: Pallas Athene und Aphrodite sind bitter verfeindet, wie unmöglich wäre ihre Identificirung!

Diese Frage ist, so weit ich sehe, noch gar nicht aufgeworfen, geschweige denn beantwortet worden; versuche ich eine Lösung, so geschieht es in aller Bescheidenheit mit der ausdrücklichen Erklärung, daß es sich dabei nur um eine Vermuthung handeln soll.

Die Ueberlieferung, daß die Wanengötter erst später den Asen beigesellt worden, verdient vollen Glauben. Dem friedlichen Wesen der die Wanen verehrenden Völker entspricht aber dann nothwendig die Annahme, daß Freia bei diesen lediglich Göttin der Liebe gewesen war, daß ihnen wie der Kampf athmende Odhin selbst, so dessen kriegerische Schlachtenjungfrauen unbekannt waren, während diese umgekehrt von den Asgardh verehrenden Stämmen gewiß schon lange vor Aufnahme Freias als Siegvaters Töchter angerufen worden waren. Nun haben sich aber die Sagen von Anfang an das wunderschöne Motiv nicht entgehen lassen, daß eine solche schöne und hochgemuthe Schildmaid mit einem sterblichen Helden eine Liebe verbindet, die durchaus nicht Frau Frigga anrufen kann, da es sich ja um Ehe niemals handelt. Geradezu typisch hierfür ist das Verhältniß der Walküre Hilde zu Helgi: diese Führerin der Walküren im Kampf ist auch ihre herrliche Vorgängerin in jenen kühnen, dem Schicksal, dem Recht, der Sippe trotzenden Liebesbündnissen, die, wie gesagt, mit der Ehegöttin Nichts gemein haben.

Es begreift sich also sehr wohl, daß, als nun die Asenverehrer in Freia eine Göttin erhielten, die recht eigentlich die Göttin der Liebe ohne Ehe war, sie diese Liebesgöttin mit Hilde, dem bisherigen Urbild einer solchen Liebe, in Eins zusammen fließen ließen und so der Göttin der Liebe den Helm der Walküre auf das schönheitvolle Lockenhaupt drückten. Ich wiederhole, nur den Werth einer Vermuthung lege ich diesem Gedanken bei.

Bleibt es so nunmehr noch zweifelhaft, durch welche Gedankenverbindung die wanische Liebesgöttin Freia zugleich zur Führerin und zum Urbild der Walküren wurde, so ist die Entstehung dieser Schildjungfrauen selbst leicht nachzuweisen: wie die anderen kleinen Göttinnen Abzweigungen von den beiden großen Hauptgöttinnen, sind Odhins Wunschmädchen (manchmal neun, aber auch zwölf und mehr) Töchter, d. h. Erscheinungen seines stürmischen Kampf- und Heldengeistes selbst: in diesen Gestalten hat die germanische Volksseele überaus Schönes, Sinniges, Poesiereiches und für ihre keusche und kraftfreudige Auffassung des Weibes höchst Bezeichnendes geschaffen: unsere hochmodernen Radlerinnen sind freilich keine Walküren, sondern deren Travestie! Richard Wagner hat einen großen Theil dieses Hortes mit Meisterhand gehoben, aber doch nicht das Ganze. Das Helgi-Hilde-Motiv harrt noch der Verwerthung. Bei Freia = Hilde versagte uns aber die gleiche Erklärungsweise, da diese ja durchaus nicht als Tochter, Schwester oder Gattin Odhins, sondern als einem ganz anderen Göttergeschlecht angehörig gilt.

Die Walküren, die den Tod im Kampf vermitteln — absichtlich drücke ich mich so vorsichtig aus — und sofern also besondere Schicksalsgöttinnen sind, bilden nur den Uebergang zu der allgemeinen Schicksalsgöttin, der Wurd, oder deren Vervielfältigung und Auflösung in der Dreiheit der Nornen, die, aber ohne irgend welche Entlehnung, den griechischen Parzen entsprechen. Ich sagte: jene Schildjungfrauen vermitteln den Tod; sie sind es, die dem dem Tode geweihten Helden kurz vor seiner letzten Schlacht erscheinen und den bevorstehenden Fall verkünden, wie sie ihn, nachdem er die Todeswunde empfangen, von der blutigen Wal aufheben und auf ihren Rossen empor tragen nach Walhall. Wer aber ist es, der vorherbestimmt, welche Helden in der nahen Schlacht fallen sollen? Diese Frage wird bei den Germanen mit gleichen Abweichungen beantwortet, wie bei den Hellenen Homers. Es findet sich wohl die Vorstellung, daß der oberste Gott, Zeus oder Odhin, diese Entscheidung zu treffen hat, gelegentlich auch wohl ein anderer Gott oder eine andere Göttin, die der Held durch einen Frevel verletzt hat. Allein diese Anschauung ist keineswegs die vorherrschende: vielmehr ist es grundsätzlich das Schicksal, das, über Zeus = Odhin und allen Göttern stehend, diese Bestimmung trifft, so daß Zeus = Odhin dies Geschick nicht verfügen, nur das verhängte erforschen kann durch Wägen oder durch Werfen von Losen: er kann nicht retten, wer von der Heimarmene, der Wurd, zum Tode bestimmt ist, er kann dem den Sieg nicht vorenthalten, dem er zugedacht ist.

Dieses Schicksal wird nun anfänglich als ein Unpersönliches und Unbewußtes, eben als ein Fatum gedacht, und von diesem Gedanken erstrecken sich Nachwirkungen auch noch in jene Vorstellungskreise, die das Unpersönliche doch wieder personificirt, die starre Einheit doch wieder in eine Dreiheit verlebendigt haben, gemäß einem Gesetz der mythenbildenden Phantasie,

das anderwärts [1]) erörtert worden ist. Aber auch bei den so geschaffenen drei Parzen oder Nornen stehen zwei Auffassungen einander gegenüber: nach der einen sind es diese Göttinnen selbst, die, nach Willkür, nach Gunst oder Abgunst, Glück, Unheil, langes Leben, frühen Tod dem Menschen legen, loosen, spinnen, weben: auf dieser Anschauung beruhen wie antike Mythen (Meleager) so zahlreiche und schöne germanische Sagen und Märchen vom Dornröslein, von vielen anderen Wiegengaben und Pathenverhältnissen. Und daß auch die Walküre ursprünglich so, d. h. als den Tod in der Schlacht nach Willkür bestimmend gedacht wurde, beweist schon der Name: sie „kürt", d. h. sie wählt die „Wal", d. h. die strages, den Inbegriff der die Wal, Walstatt zu decken bestimmten Männer. Zuweilen begegnet die Abweichung, daß in oben geschilderter Weise Odhin diese Wahl trifft und seine Wunschmaid nur als Botinnen aussendet, die Sterbenden empor zu holen. Allein auch nach dem Aufkommen der Nornen und der Walküren findet sich noch die Annahme, daß nicht die Nornen (Parzen) wissen und wählen, was sie weben: sondern sie weben, was sie müssen, was vorbestimmt ist durch das über ihnen stehende unpersönliche Schicksal, dessen blinde, willenlose Verwirklichungen sie sind.

Sehen wir nun von den aus Odhin abgeleiteten Walküren ab und fragen wir nach der Herkunft der persönlich gedachten Wurd oder der drei Nornen, so erhellt klar, daß sie lediglich Abzweigungen von Hel sind: Hel, nicht als ruhender Grabesschos, sondern als thätige, die Menschen abrufende Todesgöttin gedacht, ist ja auch eine Schicksalsgöttin, eben zumal für die Entscheidung über Leben und Tod: das ist auch der Hauptfall der Entscheidung der Wurd und der Nornen, nur daß außer dieser auch die Gewährung von Heil, Unheil, Sieg, Unsieg, Reichthum, Armuth u. s. w. hinzutreten: wie Ran den Seetod, vermitteln oder bewirken die Walküren den Bluttod, Hel oder die Nornen den Tod überhaupt.

Wenig Anziehendes und geringen Gedankengehalt gewähren jene ohne Ausnahme blutleeren, todten Abstractionen und frostigen Allegorieen, in denen die späte Kunstdichtung der Skalden unfruchtbare Spielereien hervorgebracht hat, die niemals in Leben und Glauben des Volkes eingedrungen sind: Hlin (von Anlehnen), die Helferin, Wara, die Wahrerin der Verträge, Syn, die Vertheidigerin, Lofn, die Erlaubende (vor Gericht), Siöfn, die Seufzerin, Hnoß, Schmuck, Gersemi, Kleinod.

Hier zeigt sich recht deutlich der Unterschied künstlich von den Dichtern ersonnener Phantome von echter Volksreligion: nicht Ein Ortsname, Berg-, Fluß-, Wald-, Quell-, Wasserfall-, Höhlen-, Heide-Name, nicht Ein Personen-Name ist bei allen Germanen mit den Namen jener Kunstgebilde verknüpft, während viele Hunderte, ja Tausende solcher Orts- und Personen-, Stein-, Pflanzen- und Thiernamen bei Nordgermanen, Angelsachsen, West-

[1]) Bausteine, I, S. 120.

germanen, aus den Namen unserer alten Götter gebildet sind, aus Odhin-Wotan, Thor-Donar, Freyr, Freia, Baldur, Frô u. s. w., ja auch sechs Wochentage.

Diese Eine Betrachtung genügt, das ganze Kartengebäude über den Haufen zu werfen, das die Herren Bang und Bugge mit allerdings bedeutender Gelehrsamkeit, aber ebenso bedeutender Methodelosigkeit und Unkenntniß aller Religionsphilosophie aufgestellt haben, wonach fast die ganze germanische Mythologie beruht auf der späten Kunstdichtung der Skalden, die auf den brittischen Inseln griechische, römische, keltische, alt- und neutestamentliche Mythen kennen gelernt und zur Religion der Germanen verarbeitet haben sollen. Und diese paar Kunstdichter sollen im X. Jahrhundert bewirkt haben, daß die alt- und gemein-germanischen Götternamen in Ortsnamen jeder Art, in Personen-, Stein-, Pflanzen- und Thiernamen, in denen der Wochentage fortklangen und fortklingen von Island bis Benevent und Sicilien, von der Donau bis zu den Westgoten in Spanien!

Nein, wir lassen uns auch von tiefgelehrter, aber abstracter Buchstabenauslegung, die von den lebendigen Gestaltungen der Volksseele auch im Götterglauben keine Ahnung und keine religionsphilosophische Durchbildung hat, nicht hinweg deuteln die germanische Mythologie, in deren altehrwürdigen Gebilden unsere Ahnen die Kraft und die Zartheit, den hehren Ernst und die lachende Heiterkeit, die fromme Tiefe, die Ahnung, den hohen Gedankenflug und die ganze Innigkeit und Sinnigkeit unseres Volksthums niedergelegt haben.





Nosce te ipsum.

Drei Aufsätze zur Charakterisirung der Gegenwart.

Von einem Optimisten.

— Europa, Sommer 1896. —

III.

Lüge.

Einleitung.

rotz ihres göttlichen Ursprunges beruht die christliche Weltordnung nicht auf Theokratie.

Vom Judenthume ausgegangen, gegen die römische Allmacht gerichtet, war das Christenthum die Begründung einer ethischen Macht, welche weit hinausragt über die vorgefundenen, materiellen Abgrenzungen der Menschheit.

Familie, Stamm und Staat gelten dem Christenthume nur so viel wie der einzelne Mensch. Nicht unterdrückt und vernichtet sollten sie werden, sondern vereinigt unter dem Scepter des einen, wahren, allmächtigen Gottes, dessen Sohn zur Erde gesandt ward, um das Wort der Alles umfassenden Menschenliebe zum Fleische werden zu lassen.

Die jüdische Theokratie konnte nicht Stand halten gegen die rein materielle Macht des römischen Weltreiches, das Christenthum hat sich über Beide erhoben. Während das Judenthum den Staat seinem nationalen Monotheismus preisgab, war der internationale Polytheismus Roms der Staatsmacht unterworfen.

Das Christenthum hat den Staat aus den Fesseln des sich materiell bethätigenden Gottesglaubens und Gott aus den Fesseln des Staates befreit.

Durch das Christenthum, welches die gesammte Menschheit umfassen soll (ein Hirt, eine Heerde) ist deren materielle Abgrenzung im Staate nicht ausgeschlossen. Principiell ausgeschlossen erscheint jedoch die Vermengung der ethischen Macht des Einen mit der materiellen Macht des Andern.

„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

Allmählich, aber stetig schlich sich die neue Lehre hinein in den Organismus der alten Welt, deren Grundfesten durch sie erschüttert wurden.

So lange das Christenthum blos zersetzend zu wirken hatte, konnte es auch seinen hohen Standpunkt der reinen Ethik behaupten.

Sobald jedoch Gottes Sohn nach Vollendung seiner kurzen Erdenbahn wieder hinauf beschieden war zu dem Vater im Himmel, gerieth das göttliche Werk in Menschenhände und mußte mit Menschenkraft erhalten werden. Das Werk der Befreiung war vollbracht, nun hieß es vorwärts schreiten auf der neu eröffneten Bahn.

Der Sieg wurde schließlich errungen, nicht aber ohne Beeinflussung des Siegers durch den Besiegten.

Immer unter Wahrung der höchsten Autorität des Alles überragenden einen Gottes mußte das Christenthum Concessionen machen und konnte nicht hindern, daß die eine oder die andere irdische Macht sich seiner bediene, um die eigene Autorität zu erhalten.

So wurde durch Constantins: „In hoc signo vinces“ das Christenthum zum Ausgangspunkte einer neuen Theokratie im Oriente, das Kreuz zum Symbole derselben, während umgekehrt im Occidente die Tendenz sich erhielt, den Staat über die Kirche zu setzen und nunmehr das Christenthum zu seinem Werkzeuge zu machen.

Jeder urwüchsige Stamm, dem es gelungen war, sich zur Zeit der Völkerwanderung zwischen den Trümmern der alten Culturwelt festzusetzen, huldigte, um bleiben zu dürfen, dem unüberwindlichen Christenthume, aber jeder derselben war zugleich beflissen, das Christenthum zu monopolisiren. Die internationale christliche Lehre wurde zerstückelt und von Nation gegen Nation ausgespielt.

Und so kam es statt zur Begründung der allgemeinen christlichen Menschheit zur Gründung von christlichen Staaten, die sich nunmehr bekriegten und selbst gegen Nichtchristen nicht nachhaltig mit einander in Verbindung gebracht werden konnten.

Das Auftauchen und kriegerische Vorgehen der muselmännischen Theokratie war der letzte Anstoß, welcher das Christenthum vermochte, sporadisch seiner Gemeinsamkeit zu gedenken. Aber diese Gemeinsamkeit war nicht mehr christlich, sie war das Ausspielen des einen Glaubens gegen den anderen und hat dem christlichen Gedanken der Solidarität der Menschheit weit mehr geschadet als genützt.

Die heutige gesellschaftliche Ordnung ist ein Compromiß zwischen der welterschütternden, rein ethischen Christenlehre einerseits und der rein materiellen Oberhoheit des bestandenen römischen Weltreiches andererseits.

Dem trotz dieses Compromisses so häufig und dauernd geübten Hinübergreifens des Staates in den Machtkreis der Kirche und umgekehrt der

Kirche in jenen des Staates sind die tausend Widersprüche zuzuschreiben, an welchen die heutige Gesellschaft krankt, von welchen sie befreit werden muß, soll sie nicht unterliegen.

Der Christenglaube ist nicht berufen, seinen Anhängern irdische Macht zu verleihen; sein segensvolles Wirken beschränkt sich darauf, den Gläubigen Freiheit zu gewähren, Freiheit jedweder irdischen Macht gegenüber.

Und diese Freiheit hat das Christenthum dem Menschen gegeben in einem Maße, wie er sie nie zuvor besaß. Es hat die Seele befreit von der Materie.

Die Materie ist der weltlichen Macht unterthan; daß auch die Seele ihr diene, hängt von der Uebereinstimmung ab, in welche die Staatsmacht sich selbst mit den Gesetzen Gottes zu bringen vermag.

Nicht der Christenglaube, wie häufig beklagt wird, ist in Abnahme begriffen, wir sehen im Gegentheile das Christenthum sich heute mehr verbreiten denn je.

Was aber abnimmt, und zwar in erschreckender Weise, das ist die Verbindung des Christenthums mit dem Staatsgedanken.

Am Staate ist es gelegen, den christlichen Sinn des Volkes staatserhaltend zu machen. Antistaatlich wird er blos dort, wo an die Autorität der internationalen christlichen Kirche gegen die Staatsmacht appellirt werden muß.

Dort, wo das Individuum im Staate den greifbaren Ausdruck der göttlichen Gerechtigkeit zu erkennen vermag, dort wo die Staatsmacht dem Individuum Schutz gewährt gegen Willkür von innen und von außen, zugleich aber dem höchsten der hohen Principien des Christenthums, jenem der Solidarität der Menschheit, huldigt, dort wird der reine Christenglaube die mächtigste Stütze des Staatenthums bilden.

Das Christenthum als staatserhaltendes Element muß Resultat sein, nicht Mittel. Der Gottesglaube, das Gottvertrauen ist ein Superlativ und wird sich vom Positivum, dem Glauben an den Menschen, naturgemäß entwickeln.

Nirgends vielleicht ist die Nothwendigkeit der hierarchischen Stufenleiter deutlicher, greifbarer nachzuweisen, als in Sache des Glaubens.

Was für den Einen Ueberzeugung ist, muß für den Andern Dogma sein. Die Vorbedingung des Glaubens auf der unteren Stufe ist die wahrhafte Ueberzeugung auf jeder oberen Stufe. Wo auch nur auf einer Stufe der hierarchischen Glaubensleiter sich die Lüge einschleicht, das heißt, wo ein Symbol verkündet wird, an dessen Kern der Verkünder nicht glaubt, dort wird in Bälde das Symbol nebst dem Kerne über Bord geworfen.

Soll daher durch Jene, die wissen, bei Jenen, die nicht wissen können, der Glaube erhalten werden, so erkläre man der Lüge auf der ganzen Linie den Krieg.

Bevor wir auf jene Lügen zu sprechen kommen, deren Verfolgung dem Staate obliegt, wollen wir uns mit Lügenlehren beschäftigen, deren Erhaltung und Verbreitung blos durch den aufgekärten Willen der Gesellschaft vereitelt werden kann.

I. Der Vortheil des Einen ist vom Nachtheile des Andern bedingt.

Wir sind die Herren der Schöpfung.

Gewiß, der Erdball wenigstens ist das, wenn auch bestrittene Erbe der Menschheit.

Aus diesem Erbe Nutzen zu ziehen, den größtmöglichen Nutzen für die größtmögliche Anzahl von Menschen, ist unser Recht, unsere Pflicht.

Hierin besteht die einzige erklärliche Aufgabe, zu deren Lösung wir durch die Vorsehung geschaffen wurden, wie wir sind.

Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, bedarf es der vollen Kraft der gesammten Menschheit.

Jeder an irgend einem Erdenpunkte den widerstrebenden Naturkräften abgerungene Vortheil ist ein Vortheil für die Gesammtheit.

Das Ziel ist dasselbe, der Ausgangspunkt überall und immer ein anderer.

Einzeln oder in Gruppen, von verschiedenen Punkten ausgegangen, demselben Ziele zusteuernd, können die Wege der vorwärts strebenden Menschheit sich begegnen, zu durchkreuzen brauchen sie sich nicht.

Sich begegnen sollte so viel heißen, als sich verbinden zum gemeinsamen Kampfe um's Dasein.

Was finden wir statt dessen auf allen Blättern der Weltgeschichte, meist mit blutigen Lettern verzeichnet?

Die Einen wählen die gerade Richtung über Stock und Stein, die Anderen den bequemeren Umweg. Die Einen streben aus voller Kraft rasch vorwärts, die Anderen schlendern behaglich einher, und Alle wähnen das große Ziel erreicht, sobald sie einer halbwegs grünenden Oase begegnen. Auf dieser lassen sie sich nieder, um zu bleiben und trachten, sich der nachrückenden Menge zu erwehren durch Macht und List. Und so tritt gar bald Verwirrung in die Reihen der Pilger. Aus der schreitenden Menschheit wird eine streitende. Man vergißt des Erdballs und des gemeinsamen Zieles seiner Eroberung, man vergeudet seine Kraft im Kampfe um den Besitz einzelner Oasen.

Auf allen Bahnen menschlichen Trachtens begegnen wir demselben Schauspiele.

Hat man im Streben nach idealen Höhen eine bequeme Formel der relativen Wahrheit gefunden, mittelst welcher die Menschheit niedergedonnert werden kann; hat man durch eifrige Maulwurfsarbeit sich in die Schachte der Wissenschaft vertieft und der Erde einige Concessionen

abgerungen, so wird anstatt eines Meilenzeigers, von welchem aus weiter geforscht werden soll, sofort ein Grenzpfahl errichtet, dessen Ueberschreitung der Menschheit in alle Ewigkeit verwehrt werden soll.

Der beatus possidens ist nunmehr darauf bedacht, Jedermann von der Betheiligung an seinen Gütern abzuhalten, während die ausgeschlossene Menge das occupirte Terrain erobern will oder es zerstören.

Welch' engherzige, welch' kurzsichtige Auffassung!

Noch ist die Erde groß genug für Alle.

Selbst zur Zeit der römischen Weltherrschaft betrug der so arg umstrittene Bruchtheil kaum ein 25stel der bewohnbaren Welt.

Und immer sollte blos die eine Formel, jene des augenblicklichen Siegers, die ganze Menschheit, die ganze Erde beherrschen. Wer sich durch andern Glauben, durch anderes Wissen anders entwickelt hat, galt als vogelfrei, sollte der Vernichtung preisgegeben werden. Das Erdenglück, ja das erträumte Himmelsglück des Einen war blos in der irdischen und überirdischen Verdammniß des Andern zu finden.

Erst durch die christliche Verbrüderungslehre ward diese Lüge aufgedeckt, wie weit jedoch bleibt die Praxis auch heute noch zurück hinter der Wahrheit dieser göttlichen Theorie.

Ja gewiß, es ist noch Platz für Alle auf Erden, für Alle, die ehrlich darangehen, sie für sich, für die Menschheit zu erobern, urbar zu machen. Will man jedoch damit beginnen, zu zerstören, was Andere gebaut haben, den von Andern fruchtbar gemachten Boden wieder in eine Wüstenei zu verwandeln, dann wird, statt vorwärts zu schreiten auf der Bahn der gemeinsamen Eroberung, auch das Eroberte verloren gehen, dann wird, statt die gesammte Menschheit an den Früchten der Erde zu betheiligen, auch derjenige ihrer beraubt, dessen Arbeit sie mühsam erzeugt hat.

Die Betheiligung am Gewinne kann nicht für Alle zur selben Zeit und überall die gleiche sein, wie auch die Betheiligung an der Arbeit, am Kampfe nicht dieselbe war und ist. Nur glaube man nicht, daß wer Nichts zu erwerben wußte, dadurch reich werden kann, daß er den Reichgewordenen hindert, reich zu sein, und glaube nicht, daß der Reichgewordene nur dadurch reich bleiben kann, daß er die Andern hindert, reich zu werden.

Das Princip der Solidarität der Menschheit umfaßt den vollen Raum der Erde, umfaßt die gesammte Vergangenheit und Zukunft. Nicht ein bestimmter Erdenpunkt, nicht eine Generation ist dessen Object. Von Etappe zu Etappe hat die Menschheit vorwärts zu schreiten. Auf dem von einer Generation eroberten oder urbar gemachten Boden hat die nächstfolgende Generation die Saat auszustreuen, auf daß vielleicht die dritte Generation endlich ernten könne.

Ohne die begründete Hoffnung, die Ernte für die Nachkommen zu sichern, würde Keiner den Boden im Schweiße seines Angesichtes urbar machen, Keiner den Samen säen, dessen Erträgniß er ganz gut weiß, per-

sönlich nicht genießen zu können. Alle Generationen der erwerbenden Menschheit bilden in der Geschichte des Fortschrittes ein einziges Glied, gleichsam eine Person; sie am Genusse des Erworbenen zu hindern, bedeutet so viel, als den Drang nach Verbesserung, Nutzbarmachung der Erde im Keime zu ersticken.

Andererseits ist der Drang, die ganze übrige Menschheit vom gewonnenen Erträgnisse völlig auszuschließen, ebenso verwerflich und unklug, aber dieser Drang ist weniger ausführbar, daher weniger gefährlich. Durch das Zerstören der Werke Anderer wird deren Genuß für Jedermann völlig unmöglich gemacht. Das Mitgenießen zu verhindern wird immer nur im beschränkten Maße gelingen; denn was der Erde einmal abgerungen wurde, ist eine Vermehrung des Gesammtreichthums, an dessen Genuß direct oder indirect die gesammte Menschheit Betheiligung findet.

Wie im Interesse der Gesammtheit der Egoismus beschränkt zu werden hat und durch die Praxis auch beschränkt wird, so ist dem Tuismus auch nicht unbeschränkt zu huldigen.

Der erste Schritt zur Beschränkung des Egoismus ist bereits das Sorgen des Menschen von heute für den Menschen von morgen. Durch das gemeinsame Wirken für den eigenen Hausstand erweitert sich der persönliche Egoismus zum Collectiv-Egoismus der Familie, durch das gemeinsame Kämpfen und Schaffen für das Vaterland erweitert er sich zum Collectiv-Egoismus des Staatsbürgerthums. Hiermit ist die Grenze des Egoismus zum Tuismus bereits längst überschritten, aber auch schon die äußerste Grenze erreicht, in welcher der Tuismus sich positiv zu äußern hat. Ueber diese hinaus die Liebe zum Mitmenschen auch activ zu bethätigen, übersteigt den beschränkten Organismus des Menschen. Das Weltall zu umfassen, sind unsere Arme zu kurz. In der Beschränkung der activen Menschenliebe auf jene, mit denen uns die Tradition gemeinsamen Ackerns und gemeinsamen Säens, sowie die berechtigte Hoffnung des gemeinsamen Erntens verbindet, liegt unsere Kraft. Vorwärts zu helfen sind wir nur solchen gegenüber verpflichtet, die mit uns gemeinsame Sache machen, aber wir sind niemals berechtigt, Anderen zu verbieten, gleichfalls vorwärts zu schreiten. Das Glück der Andern haben wir nicht nachzusuchen, aber ihr Unglück bewußt zu fördern, gewiß noch weniger.

Vertheidigen dürfen, ja müssen wir uns gegen den Egoismus Anderer, nicht aber die Anderen unserem Egoismus aufopfern.

Statt dessen sehen wir alle Gruppen, in welche Liebe die Menschheit verbindet, sofort in wildem Hasse entbrennen gegen Alles, was ihnen fremd ist.

Und wie vielseitig, wie verworren sind diese Gruppirungen, in welche Widersprüche bringen sie uns nicht mit uns selbst!

Die Gruppe des gleichen Glaubens, jene des gleichartigen Wissens, die Gruppe der Blutsverwandtschaft, die Gruppe der Klasse, der Erwerbs-

genossenschaft, die Gruppe des Reichthums und jene der Armuth, die Gruppe des Müßigganges und jene der Arbeit.

Welcher von allen diesen und manchen anderen sollen wir uns unbedingt anschließen, welcher wenigstens in erster Linie folgen?

In Wirklichkeit zerfällt die Menschheit blos in zwei Gruppen, aber diese sind bis zur Unkenntlichkeit verdeckt durch das verworrene Gewebe der anderen. Diese Gruppen sind jene der schaffenden und erhaltenden Elemente einerseits, der verderbenden, zerstörenden Elemente andererseits, Ormuzd und Ahriman — Gesellschaft und Clique.

Mit dem Augenblicke, als es den erwerbenden und erhaltenden Elementen gelungen ist, sich zur Abwehr gegen die verneinenden Elemente im Staate zu verbinden, ist der Staat auch berechtigt, ihre volle Hingebung und Thatkraft in Anspruch zu nehmen.

Im Staate finden wir die beiden Grundbedingnisse der individuellen Erhaltung vereinigt: den begrenzten Boden, die begrenzte Anzahl von Menschen. Jede andere Verbindung der Menschheit ist von Natur aus international, d. h. ohne Anlehnung an den Staat haltlos gegenüber dem Néant.

Der Staat, das natürliche oder auch nur Adoptiv-Vaterland des Menschen, ist somit das höchste Ideal, für welches er berufen ist zu leben und zu sterben. Um dieses Ideal aber wird der Mensch betrogen, sobald der Staat selbst nicht auch einem Ideale huldigt, jenem der Solidarität der Menschheit.

Auch der Staat darf sein Heil nicht im Principe suchen: der Vortheil des Einen ist vom Nachtheile des Anderen bedingt. Dies Princip ist bei Staaten ebenso Lüge wie beim Individuum.

Die Christenlehre hat in der Anerkennung des einen großen Gottes auch seitens der Staaten die Solidarität der Staatengesellschaft, der Menschheit zum Dogma erhoben.

Und niemals leichter als heute ist die Anerkennung dieses Dogmas. Blos das Compromiß zwischen der christlichen Ethik und dem altrömischen Materialismus soll treu erhalten werden, alles Uebrige entwickelt sich von selbst.

Wie innerhalb des geordneten Staates dem Rechte zur Selbsterhaltung und Entwickelung des einen Individuums keine andere Schranke gesetzt wird, als das gleiche Recht zur Selbsterhaltung und Entwickelung des anderen Individuums, so hat in der durch Gottesfurcht verbundenen Staatengesellschaft der eine Staat den anderen Staat zu respectiren.

Ueber die materielle Abgrenzung des Staates hinaus bethätigen sich die vielen zu Hause gepflegten und entwickelten Factoren internationaler Interessen. Wissenschaft, Kunst und Arbeit bilden ein Gemeingut Aller. Warum nicht auch ihre Producte?

Die mit vereinter Kraft der gesammten Intelligenz, Unternehmungs-

luft, Tapferkeit und Arbeit der Mutter Natur entrungenen Schätze sind wohl unstreitiges Eigenthum des Staates, in welchem sie geschaffen wurden; ebenso wie dem Ackerbauer das von ihm erzeugte Getreide, dem Handwerker der von ihm verfertigte Industrie-Artikel unstreitig zu Eigen ist, aber der durch loyalen Austausch dieser Erzeugnisse erreichbare Genuß ist das gemeinsame Eigenthum Aller, unbeschränkt durch die Grenzen des Staates.

Die Schaffung eines unbeschränkten Weltmarktes, auf welchem der natürliche Werth der Waare einzig durch die Kosten des Herbeischaffens gesteigert werden darf, wäre unstreitig die Quelle individueller Bereicherung. Die Bereicherung der größtmöglichen Menge von Individuen aber auf Kosten der Natur ist ein internationales Interesse, oder — wie oben gesagt — der einzig erklärliche Zweck unseres irdischen Daseins.

Einzig die Lügenlehre: „Der Vortheil des Einen ist im Nachtheile des Anderen gelegen," hat es bis jetzt verhindert, daß der Genuß des materiellen Gesammtreichthums der civilisirten Welt einem jeden Bewohner derselben in jenem Maße zu Gebote stehe, in welchem er im Stande ist, für das allgemeine Wohl eine entsprechende Gegenleistung zu bieten, ebenso wie die Gesammtwissenschaft jedem Bürger jedes Staates in solchem Maße gehört, in welchem er im Stande ist, sie durch Arbeit zu erwerben.

Der einzig logische und rechtlich begründete Ausgangspunkt allen Fortschrittes ist das uti possidetis. Dies ist die Etappe, welche durch die Kämpfe und Arbeit der Vergangenheit erreicht, der Gegenwart zum Ausgangspunkte zu dienen hat. Dies bildet für Jedermann den Ausgangspunkt, von welchem aus er dem großen Ziele der gemeinsamen Ausnützung des Erdballs zuzustreben hat.

Die durch irgend Jemand neu entdeckten, eroberten und urbar gemachten Gefilde auf ethischem und materiellem Boden sind zu respectiren; man mache es besser, aber man verderbe nicht, was Andere gemacht haben.

Allerdings mögen durch früheres Wirken Bollwerke errichtet worden sein, welche dem Vorschreiten hinderlich sind; diese jedoch ist es am besten zu umgehen. Sich selbst überlassen werden sie zum Hinderniß für die Eingeschlossenen, die sich gar bald genöthigt sehen werden, sie selber niederzureißen.

Die einstigen Burgen der streitenden feudalen Ritterschaft fielen wohl unter dem Donnerkeil der einheitlichen Staatenbildung, neu errichtet wurden sie aber darum nicht, weil der allgemeine Fortschritt sie als nutzlos erscheinen ließ. Nur das starre Sichverbeißen des Angreifers in einen überwundenen Standpunkt verleiht dessen Ruinen noch eine künstliche Lebenskraft, welche schwinden muß, sobald man sie ignorirt.

Das Bollwerk fällt von selbst, weil es Nichts mehr vertheidigt und das Vorwärtsschreiten hindert. Vide Ritterharnisch. Wer vorwärts will, muß sich dessen entledigen. Wer sich trotzdem noch daran klammert, verfällt am Wege des Fortschrittes dem Schicksal der Halbhexe:

„Ich tripple nach, so lange Zeit;
Wie sind die Andern schon so weit!
Ich hab' zu Hause keine Ruh'
Und komme hier doch nicht dazu."

(Walpurgisnacht.)

Selbst die Erwerbungen vergangenen Unrechtes sollen eher geduldet werden, als daß kostbare Zeit und Kraft auf deren Vernichtung vergeudet werde. Um das erlangte Gut zu erhalten, muß das Unrecht dessen Ursprung verleugnen und Gutes wirken, ob es will oder nicht. Rache ist seine retrospective Leidenschaft, blos für Jenen gut, der auf die Zukunft verzichtet. Wer aber vorwärts will, der verwende die volle Zeit, die volle Kraft darauf, den von seinen Vorfahren erreichten, erkämpften Endpunkt zum Ausgangspunkte zu nehmen und von diesem aus es besser zu machen, als die Besten der Vorfahren es gemacht haben.

Wie innerhalb der Staaten das Faustrecht und der übertriebene Localpatriotismus von Städten und Provinzen dem sich allmählich entwickelnden Gemeinwohle hat weichen müssen, so wird auch in der Staatengesellschaft der Egoismus des einzelnen Staates sich dem Einflusse der immer mehr Boden gewinnenden internationalen Interessen nicht entziehen können.

Wo der Staat dieser natürlichen Entwicklung hindernd in den Weg tritt, entfremdet er sich die öffentliche Meinung innerhalb und außerhalb seiner Grenzen und zwingt die Menschheit, ihr Heil im Bunde der anderen Staaten oder schließlich in internationalen, außerstaatlichen Verbindungen zu suchen.

Nicht im Unheile der Anderen sind die Garantien des eigenen Heiles zu suchen, sondern in der principiellen Bekämpfung des Unheiles Aller.

II. Reichthum ist Glück.

Wie lange Jahre hat die Irrlehre: „Geld ist Reichthum" die Welt beherrscht, und wie vieler Jahre wird es noch bedürfen, bis deren durch Adam Smith erfolgte Widerlegung allgemeine Geltung erlangt.

Noch schwieriger dürfte es gelingen, der Lügenlehre: „Reichthum ist Glück" praktisch an den Leib zu rücken, obwohl auch deren Richtigkeit thetoretisch längst nachgewiesen ist.

Das goldene Kalb ist eben ein Götze, der seinem Anhange unleugbaren Glanz verleiht, sowie der Sumpf dem Irrlichte.

Was den Schein zur Realität werden läßt, das ist die Concentration der vollen Kraft auf dessen Erlangung. Diese Kraft bewirkt Wunder, und diese Wunder werden dem Scheine zugeschrieben. Dies das Geheimniß des Götzen.

Das Geheimniß aufzudecken genügt aber nicht. Der Götze wird erst fallen, wenn ihm die Thatkraft seines Anhanges entzogen wird.

Was bezweckt man durch die Jagd nach Reichthum?

Im besten Falle ist der erlangte Reichthum blos ein Mittel, was aber ist der Zweck?

Die Möglichkeit, der Selbsterhaltung und Entwickelung zu leben, unabhängig von Anderen, also Freiheit; die Möglichkeit, Freiheit für sich und Andere sicherzustellen, also Macht.

Ein Weg zu diesen Beiden ist unstreitig auch der Reichthum, jedenfalls aber ist er ein Umweg.

Frei und mächtig kann man werden, auch ohne reich zu sein, während man bodenlos reich sein kann, ohne Freiheit und Macht zu erlangen.

Wird daher die volle Willens- und Arbeitskraft darauf gerichtet, frei zu werden und mächtig, so ist der Götze „Reichthum" in den Staub gesunken und bietet dem Sieger händeringend seine Sklavendienste an.

Selbst der Staat bedarf des Reichthums nicht, um mächtig zu werden.

Lykurgs Kraftsuppe und eiserne Münze hat Sparta frei gemacht und mächtig; und frei und mächtig ist Sparta geblieben, so lange es den Schein verhindert hat, wieder die Oberhand zu gewinnen.

Freiheit, die wirklich Glück ist, und Macht, die für sich und Andere das Glück der Freiheit sichern kann, sind Ideale, für welche es sich lohnt zu leben und zu sterben. Da diese beiden jedoch nicht vom Reichthum bedingt sind, so müssen der so allgemein gewordenen Sucht nach Reichthum noch andere Motive zu Grunde liegen.

Diese Motive meinen wir in folgenden menschlichen Schwächen entdeckt zu haben: Eitelkeit und Neid, Mißtrauen und Bequemlichkeit.

Eitelkeit und Neid.

Der Reiche will beneidet sein und prahlt mit einem Glücke, das er weit entfernt ist in Wirklichkeit zu genießen. Sein einziges Glück, ein Scheinglück, besteht darin, sich größer und besser zu dünken, als der Arme ist. Die Freude des Reichen wäre sofort dahin, gäbe es keine weniger Reichen auf Erden.

Und nach diesem Glücke, diesem Scheinglücke strebt der Arme, indem er sich bemüht, Reichthum zu erlangen.

Zunächst wird der Reiche nicht darum beneidet und angefeindet, weil er über eine Kraft verfügt, welche er zum Wohle der Menschheit ausnützen kann, sondern darum, weil er sich den Anschein giebt, nunmehr das höchste Ziel menschlichen Trachtens erreicht zu haben, das allen Anderen entzogen bleibt. Der Reichthum des Einen wird durch Eitelkeit zum Selbstzweck erhoben, und indem er den Neid der Anderen erregt, gräbt er sich das eigene Grab. Den Reichthum würde man toleriren, das Protzenthum erregt den allgemeinen Unwillen. Das Protzenthum will an die Allmacht

seines Geldes glauben machen, und die Menge ereifert sich gegen diese vermeintliche Allmacht.

Das Kirchthurmrennen nach Reichthum, das in Wirklichkeit rücksichtslos ist, woran sich die Massen aber auch selber betheiligen, ist ihnen sympathisch. Ihren Abscheu erregt nur der Sieger, dem es vor den Anderen gelungen ist, den Preis zu erringen. Die Menge erinnert sich der vielen Verwundeten und Todten in ihren Reihen erst nach der erfolgten Niederlage, erst wenn der goldene Lorbeer die Stirn des Siegers schmückt.

Nicht der erlangte Reichthum mit allen seinen Pflichten und Lasten erbost die Menge, sondern der Glanz, mit welchem er sich umgiebt, und die Empfindung, im Kampfe um denselben den Kürzeren gezogen zu haben.

Wer betheiligte sich z. B. nicht mit fieberhafter Blindheit an der jüngsten Goldminen-Speculation!

Die vielleicht verwerflichen unlauteren Faiseurs gelten in den Augen der Menge als Helden, Wohlthäter und Genies. Wenn aber am Schluß einer oder der andere dieser Faiseurs auf Kosten der Menge unsäglich reich geworden ist und nunmehr diesen Reichthum zum allgemeinen Wohle verwerthen muß, ob er will oder nicht, dann ist er dem Banne des Neides verfallen und muß sich vertheidigen, nicht wegen der Fallen, welche er Anderen gestellt hat, sondern wegen seiner Erfolge, die Niemandem mehr schaden.

Wäre der Reichthum als das erkannt, was er ist, als ein brauchbares Werkzeug des allgemeinen Fortschrittes, als Mittel der Concentrirung der Arbeitskraft auf das eine große gemeinsame Ziel, die Bekämpfung widerstrebender Naturkräfte, als Hebel, welcher angesetzt werden soll überall, wo der einzelne Arm wenig oder Nichts vermag, als Etappe, nicht als Ruhepunkt für Jenen, der ihn erlangt: der Reichthum würde aufhören, den Gegenstand des allgemeinen Trachtens zu bilden, man ließe ihn ruhig in den Händen Jener, die ihn geerbt oder erworben haben, man würde sich seines Bestandes freuen, wo immer er sich befindet, — weil man überzeugt wäre, daß er schließlich nicht anders kann, als dem Gemeinwohle zu dienen.

Der Reichthum ist die Vorrathskammer geleisteter Arbeit, aus welcher das Plus schließlich dorthin fließt, wo ein Minus sich zeigt. Ließe man den Reichthum ungestört sich seiner Aufgabe entledigen, ohne sich um den Glanz zu kümmern, mit welchem er seine unmittelbaren Handhaber umgiebt, so müßte der Reichthum der Mutter Natur so viele Schätze entlocken, daß die Armuth keinen Platz mehr fände auf Erden.

Zur Erreichung dieser idealen Auffassung gehört allerdings noch Eines, es müßte auch die zweite Kategorie der früher erwähnten menschlichen Schwächen ihres nur zu sehr motivirten Bestandes beraubt werden.

Mißtrauen und Bequemlichkeit.

Wie es dem Gelde gelungen ist, so lange Zeit für Reichthum zu gelten, weil es das landläufige, allgemein anerkannte, einzige Zeichen des Reichthums war, ein Versprechen der Gegenleistung, das nur in den seltensten Fällen, allerdings gerade in den Fällen der äußersten Noth versagte, so gelingt es dem Reichthume, sich für Macht halten zu lassen, blos weil er als das landläufige, allgemein anerkannte Zeichen der Macht gilt.

Reichthum aber kann nicht Macht sein, weil ihm das Bewußtsein der Verantwortlichkeit mangelt, ohne welches keine Kraft mehr werden kann, als Willkür.

Der um seine Freiheit besorgte Mann sieht in der Agglomeration des Reichthums in Händen solcher, die niemals gelernt haben, für Andere zu sorgen, eine Gefahr, welche er blos dadurch von sich abzuwenden glaubt, indem er trachtet, selber reich zu werden, oder indem er verhindert, daß Andere es seien.

Der mit der Agglomeration des Reichthums in einzelnen Händen heute gleichzeitig bemerkbare Pauperismus ist keine Folge derselben, er ist die Folge der allgemeinen Jagd nach Reichthum, durch welche das Streben nach bescheidenem, für Jedermann erreichbarem Wohlstand verdrängt wird und bei welcher natürlicher Weise nur ein minimer Theil das Ziel erreicht. Der Arme, der dieses Ziel nicht erreicht hat, schreibt seinen Mißerfolg mit Recht in erster Linie Jenen zu, die es erreicht haben, und mißtraut dem Reichthum, aber mit Unrecht.

Wie schon gesagt, ist die Jagd nach Reichthum nothwendiger Weise rücksichtslos; der erlangte Reichthum hingegen muß unbedingt Rücksicht auf Andere nehmen.

Der Erdenpunkt, auf welchem die größte Agglomeration des Reichthums in einzelnen Händen am raschesten erfolgt, ist Amerika, und Amerika ist es auch, wo der erworbene Reichthum am raschesten wieder vertheilt wird, durch neue Unternehmungen, die Arbeit geben, und durch gemeinnützige Stiftungen, die Almosen spenden. Trotzdem aber ist das Mißtrauen gegen den Reichthum nirgends so entwickelt als gerade in Amerika, weil eben nirgends Reichthum so ausschließlich das Ziel menschlichen Strebens ist wie dort, und weil mit dem erlangten Reichthum das Gefühl der Verantwortlichkeit nicht Schritt hält.

Das Gefühl der Verantwortlichkeit kann aber mit dem erlangten Reichthum nicht Schritt halten, weil die Macht des Reichthumes nur eine ephemere, wenig stabile ist. *Dauer haben nur solche Institutionen, welche auf dem Sorgen für Andere beruhen.*

Um dem krankhaften Drange nach Reichthum entgegen zu wirken, giebt es nur ein Mittel, die Entkleidung des Reichthums vom Trugbilde der Macht. Sobald der Reichthum als Macht entthront ist, wird er weder

Mißtrauen erregen, noch durch den Drang nach Bequemlichkeit födern, er wird als das erscheinen, was er ist, als beschränktes Mittel, und nicht als Zweck.

Des Macht-Nimbus entkleidet wird der Reichthum einzig dadurch, daß man ihm seine Hinfälligkeit nachweist. Es muß jenem Bruchtheile der Gesellschaft, welche die Allmacht einzig im Reichthume sucht, durch das Aufgebot auch aller anderen Kräfte bewiesen werden, daß Reichthum allein gar Nichts vermag. Es muß der Menschheit bewiesen werden, daß Reichthum sie weder unterdrücken kann, noch schützen. Unterdrücken kann Reichthum nur diejenigen, die selber nach Reichthum streben. Der durch Arbeit und Sparsamkeit selbstständig gewordene Mann wird sich der Scheinmacht „Reichthum" immer zu entziehen wissen, während seine Freiheit durch die Scheinmacht „Reichthum" auch nicht geschützt werden kann.

Die in der alten Welt jüngst eingeführte allgemeine Wehrpflicht ist das geeignetste Mittel zur Entthronung des Reichthums als Macht.

Reichthum allein kann das Vaterland und mit diesem die Freiheit des Individuums nicht vertheidigen. Dies kann nur der gedrillte Mannesmuth der gesammten wehrfähigen Bevölkerung des Staates, der zum Ideale erhobene Patriotismus.

Der Reichthum als Verkörperung des Egoismus ist ein Götze, dessen Herrschaft sich weit verbreiten, lange erhalten kann, aber nur so weit, nur so lange, bis die Allmacht des einen wahren Gottes, des Gottes der Liebe, des Ausdruckes der Solidarität der Menschheit nicht gegen ihn angerufen wird.

Wenn der Mensch bereit ist, für Vaterland und Gott zu sterben, so wird Vaterland und Gott ihn zu schirmen wissen, besser als der eigene Reichthum dies vermag. Das goldene Kalb hätte das Judenthum im Wüstensande verschmachten lassen, ohne Moses, der es zertrümmert hat. Und im Wüstensande verschmachten wird ein jedes Volk, das sein Glück im Reichthume sucht und nicht im höheren Ideal: „Vaterland und Gott."

III. Die Welt will betrogen sein.

Man behauptet, die Welt will betrogen werden, daher betrüge man sie. Mit nichten.

Ideale zu besitzen, an Idealen festzuhalten, das allerdings ist ein Bedürfniß des Menschen.

Ideale sind das Resultat, sind der Ausdruck der beiden ersten göttlichen Tugenden: des Glaubens und der Hoffnung. Trotzdem aber können Ideale zur Lüge werden, gesellt sich nicht auch die dritte göttliche Tugend, die Liebe hinzu.

Ideale, obwohl ein natürliches Bedürfniß der Menschheit, sind ein Kunstproduct, das mit dem Entwickelungsgrade der Gesellschaft steigt und fällt.

Durch das Streben nach Idealen will der Mensch, soll die Menschheit steigen.

Die Menschheit durch ein ihr gebotenes Symbol vorwärts zu bringen auf der Bahn der Entwickelung, selbst wenn der Kern dieses Symbols ihr noch unfaßlich ist, heißt sie nicht betrügen, ist nicht Lüge.

Lüge aber, nichtswürdige Lüge ist es, dem Menschen ein Ideal aufzudrängen, ihn sich an ein Ideal festklammern zu lassen, das er wohl begreift, das ihm geläufig ist, das aber unter dem Niveau seines augenblicklichen Entwickelungsgrades liegt, das ihn hinunterziehen muß, anstatt ihn zu heben. Dies steht in directem Widerspruche mit den Wegen der Vorsehung, mit dem Zwecke, zu welchem dem Menschen der Drang nach Idealen gegeben wurde.

Das Heil der Menschheit beruht in der Suprematie, welche sie allen anderen Creaturen gegenüber auf Erden zu behaupten weiß, in der Entwickelung aller ihrer Fähigkeiten zur Beherrschung des Erdballes. Was die Menschheit dieser idealen Aufgabe näher bringt, hebt sie; was sie davon entfernt, stößt sie nach unten. Die Vereinigung der gesammten Kraft der gesammten Menschheit zu diesem Zwecke ist das anzustrebende höchste Ideal, während die Entwickelung der individuellen Kraft auf Kosten und im Gegensatze zu der Gesammtheit die Menschheit hinunterdrückt bis auf die niederste Stufe, zu welcher sie herabsinken kann, zum kurzsichtigen Egoismus der Thierwelt.

Somit ist die erste Aufgabe des Menschen die Unterdrückung des Egoismus, die Bemeisterung des Ich. —

Der ideale Gott ist jener, auf dessen Hilfe man im Kampfe gegen das eigene Ich bauen kann, von welchem man nichts Anderes erbittet und erwartet als die Leistung dieser Hilfe; der Gott aber, von welchem man verlangt und erwartet, er werde sich dazu hergeben, dem Einen zur Bedrückung des Anderen die Hand zu bieten, ist Lüge.

Lüge ist der Gott des Egoismus, gleichviel, ob dieser Egoismus ein individueller oder ein Collectiv-Egoismus sei, weil das Glück im Egoismus zu suchen, die größte Lüge ist, die zur Berückung der Menschheit jemals erfunden wurde.

Der Weg zum Glücke führt hinauf vom individuellen Egoismus bis zum idealen Collectiv-Egoismus der gesammten Menschheit. Was von diesem idealen Egoismus hinunterführt zum individuellen Egoismus, was einen überholten Idealismus der Vergangenheit gegen den sich entwickelnden höheren Idealismus der Zukunft vertheidigen soll, ist Rückschritt, ist Lüge.

Staat als Schutz gegen die Lüge.

For forms of Government
Let fools contest;
Whater is best administred is best.

sagt Pope.

Am besten administrirt ist jene Körperschaft, welche die besten Gesetze hat. Die besten Gesetze sind jene, die am strengsten eingehalten werden.

Gesetze, die nicht eingehalten werden, oder gar solche, die nicht eingehalten werden können, sind Lüge. Gesetze sind ein ertheiltes Versprechen.

„Unterwirfst Du Dich, so sollst Du geschützt werden."

Wird das Versprechen nicht eingelöst, so ist die Unterwerfung gefährdet.

Die Unterwerfung kann erzwungen werden, ist oft erzwungen worden, die erzwungene Unterwerfung hat aber schließlich immer zur Zerstörung des ganzen Organismus geführt.

Am besten administrirt ist somit jene Körperschaft, deren Gesetze nicht Lüge sind, nicht auf Lüge beruhen, Lüge in ihrem Bereiche nicht aufkommen lassen, folglich Staaten, in welchen die Bevölkerung der über sie gestellten Autorität vertraut, welche die Staatsmacht als Verkörperung der göttlichen Gerechtigkeit erkennt. Durch das Vertrauen in die weltliche Autorität entwickelt sich auch jenes in die göttliche Autorität, und Beides vereint bewirkt die Hebung des moralischen Niveaus der Menschheit.

Unter der heute so allgemeinen Herrschaft der Oeffentlichkeit kann es nicht lange verborgen bleiben, falls ein Gesetz nicht eingehalten wird oder nicht einhaltbar ist. Solche Gesetze müssen daher das Vertrauen des Publicums in die Autorität jener Körperschaft erschüttern, von welcher das Gesetz ausgegangen ist, von welcher es gehandhabt werden soll.

Ein Indianerhäuptling kann seinem Volke noch glauben machen, er werde es gegen den Andrang der Weißen zu schützen wissen, sobald das Volk sich seiner Führung anvertraut, seinem Befehle folgt.

In der civilisirten Welt jedoch sollte die Unhaltbarkeit eines solchen Versprechens sofort erkannt werden. Ist dies nicht der Fall, wird der „Promenade à Berlin" Glauben geschenkt, so ist die unabweisliche Folge der Untergang jedweder Autorität.

Die Regierung trifft es nicht, also eine andere Regierung einsetzen. Der Staat trifft es nicht, also eine andere Staatenbildung formiren. Es entspricht auch diese Staatenbildung nicht; also sich der Internationale in den Rachen werfen und Utopien verfolgen, welchen nur über die Trümmer des Bestehenden nachgejagt werden kann. Und den Urgrund alles dessen, die Lüge, läßt man schalten und walten wie zuvor.

Nicht schlecht ist der Mensch, er ist blos schwach und bequem; wäre im Menschen das Schlechte überwiegend, es gäbe längst keine Menschheit mehr.

Lüge ist ursprünglich ein Ausfluß der Schwäche, sodann der Bequemlichkeit. Diesem Ursprunge gemäß läßt Lüge sich eintheilen in Vertheidigungslüge, die sogenannte Nothlüge, und in Lüge zur bequemen Beherrschung der Menschheit. Die Lüge als Mittel der Vertheidigung des Schwachen kann Entschuldigung finden. So lange es unterdrückte Kinder, Weiber und Sklaven

giebt, wird es auch Nothlügen geben. Man bekämpfe den Druck, und dessen Folgen werden von selbst verschwinden.

Die Lüge des Starken hingegen ist nicht zu entschuldigen, sie muß durch Jene bekriegt werden, die noch stärker sind als dieser Starke, also durch die Verbindung der Menschheit in der Gesellschaft, im Staate, in der Staatengesellschaft.

Beim Starken ist die Lüge blos ein Auskunftsmittel der Bequemlichkeit zur Unterdrückung des Schwachen. Beim Starken ist selbst Anwendung von roher Gewalt weniger verwerflich als Lüge, weil diese in ihren üblen Folgen weniger nachhaltig wirkt als jene.

Die Grenzen der Gewalt sind bald erreicht. Das Gebiet der Lüge kennt keine materiellen Grenzen, und so auch deren üble Folgen nicht. Gewalt kann den Einzelnen oder die einzelne Generation schädigen, Lüge schädigt ganze Jahrhunderte, denn sie demoralisirt die Menschheit, vielleicht bis über das siebente Glied hinaus, und zwar den Bethörer wie den Bethörten.

Wenn schon die Lüge des Einzelnen, oder einer Kaste, einer Klasse, die Bethörten und Bethörer schädigen muß, wie erst, wenn der Staat selbst lügt, Lüge begünstigt oder auch nur duldet. Er geht mitsammt seiner Bevölkerung zu Grunde.

Wo aber ist heute der Staat zu finden, in welchem Lüge in irgend einer Form nicht begünstigt wird oder mindestens nicht geduldet?

An welche vom Staate erhaltene oder geduldete Institution kann heute unbedingt geglaubt werden?

Schon in der Schule beginnt das Mißtrauen. Von der Schule an muß das Kind mit dem Opportunismus rechnen.

Wo ist die Schule, in welcher ohne Rücksicht auf Stand, Vermögen, Religion, Nationalität, politisches Glaubensbekenntniß der Eltern, Begabung, äußere Erscheinung, Sklavensinn des Schülers, blos der moralische Wandel, der Fleiß, das ernste Wollen in Betracht kommt?

Das Kind ist höchst empfindlich für Ungerechtigkeit. Widerfährt ihm diese in der Schule, so ist vielleicht sein Vertrauen in die Gerechtigkeit der irdischen Autoritäten, ja selbst der göttlichen auf immer erschüttert. Entweder das Kind verzweifelt und giebt sich auf, oder es nimmt den Kampf auf mit der Gesellschaft, lernt sein Heil im Gegensatze mit dem Heile der Menschheit suchen und wird, falls es siegt, ein Tyrann, falls es unterliegt, ein Dynamitard.

Nicht weil sein wohlhabenderer Schulkamerad einen feineren Rock trägt, nicht weil er fettere Bissen zum Vesperbrode mitbringt, fühlt sich der arme Schüler gedrückt; er fühlt sich gedrückt, weil der Lehrer den besser gekleideten, besser genährten Schüler meist auch noch besser behandelt.

Kleider, Leckerbissen hofft der arme Schüler sich durch Fleiß und Aus-

dauer mit der Zeit erkämpfen zu können, wird er aber im Vergleiche mit seinem durch das Schicksal ohnedies schon begünstigten Kameraden auch noch schlechter behandelt, kriegt er auch noch ein schlechteres Zeugniß, dann schwindet mit der Hoffnung einer Belohnung und Anerkennung der Glaube an die Gerechtigkeit der höheren Autorität und mit diesem der Drang, sich durch Pflichterfüllung vorwärts zu bringen in der Schulbank, im Leben.

Im Kinde wird der Glaube erschüttert, daß man hienieden glücklich werden kann, gleichviel, auf welcher Stufe der gesellschaftlichen Leiter man sich befinde, es gewinnt die Ueberzeugung, daß Anerkennung und Ehre nur Jenem wird, der es versteht, sich auf Unkosten Anderer zu bereichern.

Untersuchen wir weiter alle Bahnen des gesellschaftlichen Lebens, so sehen wir dieselbe Erkenntniß sich Einem aufdrängen, mit demselben Resultate.

Nicht weil gewisse Klassen der Gesellschaft schwerer zu schaffen haben und weniger genießen als andere, fühlen sie sich gedrückt; aber weil sie auch weniger Ehrung, ja weniger Recht finden vor dem Areopag der materiell selbstständigen, herrschenden Klassen.

Die Gesetze des Staates, deren Maß so ungleich mißt, erscheinen dem Geschädigten als Lüge, als Lüge erscheint ihm der Staat selbst, als Lüge endlich die göttliche Gerechtigkeit, welche solches Unrecht duldet.

Im armen, jeder Betheiligung an der Macht entrückten Staatsbürger muß sich das Bewußtsein entwickeln, er sei verloren, sobald er auf fremde Hilfe angewiesen ist. Innerhalb des Staates fühlt sich das Individuum auf die eigene Kraft angewiesen, was Wunder, wenn es diese Kraft gegen die bestehende Staatsordnung zu bethätigen sucht.

Der Staat verspricht dem Individuum als Gegenleistung für seine Heerfolge Sicherheit der Person und des Eigenthums, nebst der Möglichkeit, sich und die Seinen durch ehrliche Arbeit vorwärts zu bringen auf der Bahn des Lebens.

Im unerschütterlichen Glauben an dieses Versprechen liegt die Kraft, die Machtstellung des Staates. Das volle Augenmerk des Staates sei daher auf die Erhaltung dieses kostbaren Gutes gerichtet.

Jedes Zeitalter hat seine hervorragendsten Sünden, gegen diese sei die größte Sorgfalt der Gesetzgebung, die unbeugsame Strenge der Rechtspflege gerichtet.

Es werde der Staat gegen diese specielle Sünde gleichsam in Belagerungszustand versetzt.

Wie in England z. B. zum Schutze des arg gefährdeten Eigenthumes drakonische Gesetze gegen den Diebstahl gebracht werden mußten (zu Beginn dieses Jahrhunderts noch konnte für den Diebstahl im Werthe eines Shillings gehenkt werden) so begegne man heute der Lüge.

Es klingt wie Ironie, wenn die höchste Potenz der Lüge, der Meineid, heute mit einigen Monaten Gefängniß bestraft wird.

Zufolge der unglaublichen Toleranz der Gesetzgebung aller civilisirten Länder erscheint Lüge heute einfach als selbstverständlich.

Je mehr aber gelogen wird, um so weniger wird geglaubt. Wo aber nicht geglaubt wird, hört das Vertrauen auf, und mit dem Vertrauen sind auch die Grundpfeiler des Staatenthums, der gesellschaftlichen Ordnung erschüttert.

Welche Autorität besteht denn heute noch anders als gleichsam als tolerirte Formel, in welche Autorität hat man mehr als blos ein conventionelles Vertrauen?

Recht ist zum Deckmantel geworden, hinter welchem Opportunismus sich verbirgt.

Wer glaubt heute noch unbedingt dem Seelsorger, dem Lehrer, dem Richter, dem Rechtsanwalt, dem Arzt?

Oder wird durch irgend einen Wähler das Programm eines Abgeordneten-Candidaten ernst genommen?

Lüge ist der Krebsschaden der heutigen Gesellschaft, doppelt gefährlich, weil sie nicht lange unaufgedeckt bleiben kann. Auf die Bekämpfung der Lüge sei das Augenmerk der Gesetzgebung gerichtet. Wo der Staat versäumt, die Lüge zu bekämpfen, erscheint er als Mitschuldiger und muß deren Folgen tragen.

Der einsame Wanderer wird von Strolchen überfallen. Er erblickt einen herannahenden Gendarmen, meint sich gerettet, wirft sich ihm in die Arme und wird nun von diesem beraubt.

Ist nicht der Staat dieser Gendarm, wenn er den Staatsbürger ausbeutet, ohne ihn zu beschützen?

Der friedliche Staatsbürger aber lernt den Gendarm ebenso fürchten wie den Strolch und wendet sich an die Internationale.

Nicht als ob dieses Hirngespinnst der modernen Zeit der bedrängten Menschheit jemals Hilfe bringen könnte. Aber das Appelliren an eine Macht außerhalb der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung muß diese erschüttern, wenn nicht anders dadurch, daß ihrem Dienste so manches heilige Feuer, so manche Arbeitskraft entzogen wird.

Der alte Organismus bedarf aber der vollen Kraft aller seiner Bestandtheile, um den gesteigerten Anforderungen der Neuzeit entsprechen zu können.

Vor Allem muß er gesunden. Soll er aber gesunden, so unterdrücke man nicht die Symptome des Uebels, man packe es an der Wurzel.

Lüge in jeder Form, insbesondere Vertrauens-Mißbrauch, vor Allem aber Mißbrauch der Amtsgewalt werde verfolgt und bestraft, strenger als Raub und Mord, und die gesellschaftliche Ordnung ist gerettet.

Schlußwort.

Die Solidarität der gesammten Menschheit ohne Raumunterschied, d. h. unbeachtet des Erdenpunktes, auf welchem der einzelne Mensch fußt, ist eine Wahrheit, der man sich immer weniger wird entziehen können, je deutlicher der Kampf um's Dasein auf allen Ecken und Enden der bewohnbaren Erde sich manifestirt. Die Hinfälligkeit der Einzel-Existenzen, des Mikrokosmos, wird in demselben Maße deutlich, in welchem die Größe und Kraftentfaltung des Makrokosmos sich dem Bewußtsein aufdrängt.

Nichts bliebe dem Menschen übrig, als den ungleichen Kampf aufzugeben, sich zu beugen vor dem Massengewichte der gesammten Menschheit von heute, fände seine Individualität nicht einen ebenbürtigen Bundesgenossen in der Solidarität der Menschheit ohne Unterschied der Zeit.

Was der einzelne Mensch zur Wahrung seiner Individualität nicht vermag, das vermag der Collectiv-Mensch als Resultat der Vergangenheit, als Begründer der Zukunft.

Wie die Menschheit zugenommen hat an Zahl und Entwickelung, so hat das Individuum zugenommen an moralischer und physischer Ueberlegenheit, wenn seine Vorfahren die Frucht ihrer Arbeit capitalisirt haben, wenn es dieses Capital zu erhalten und richtig zu verwenden weiß.

Die Solidarität der Menschheit ohne Raumunterschied ist die Garantie gegenwärtiger Wohlfahrt der Massen. Die Solidarität der Menschheit ohne Zeitunterschied ist eine Garantie gegenwärtiger Wohlfahrt der Individuen, die Verbindung Beider ist die Garantie der zukünftigen Wohlfahrt Beider.

Wenn die Massen, gestützt auf das Princip der Solidarität der Menschheit von heute, der aus vergangenen Kämpfen siegreich hervorgegangenen individuellen Ueberlegenheit die Anerkennung versagen, so vernichten sie sich selbst, sie unterbinden den Lebensnerv der eigenen Entwickelung.

Auch die Massen aspiriren auf ihre Entwickelung zum Individuum, diese aber kann und wird niemals eine allgemeine sein.

Der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft besteht einzig darin, die Zahl der Individuen durch Rekrutirung aus den Massen nach Möglichkeit zu vermehren, den Kreis allmählich und stetig zu erweitern, innerhalb dessen gesorgt wird für jene, die der Sorge Anderer bedürfen. Hierzu aber muß die zum Individuum entwickelte Menschheit die Anerkennung der Massen zu erhalten wissen, indem sie ihnen gerecht wird.

Noch ist die entwickeltste Individualität der Jetztzeit die auf dem Compromisse zwischen der altrömischen Weltherrschaft und dem Christenthum erbaute Gesellschaft.

Dieser gebührt heute noch die Führerrolle, aber nur, wenn sie dem Grundsatze treu bleibt: „Leben und leben lassen."

Von ihrem Ausgangspunkte, der alten Welt, hat sie sich weit verbreitet in den seither entdeckten neuen Welten, aber diese neuen Welten sind

eben nur neu für sie, und neu für sie sind auch die Kräfte, welche allenthalben erstehen und Anerkennung heischen.

Die auf altrömisch-christlicher Civilisation beruhende Gesellschaft muß, um ihrer Führerrolle gerecht zu werden, im Interesse der Solidarität der Menschheit vor Allem der eigenen Solidarität rückhaltslos huldigen. Die christlichen Staaten müssen endlich einmal aufgehen in der christlichen Menschheit, indem sie sich zur christlichen Staatengesellschaft verbinden.

Fürwahr eine vornehme Gesellschaft, berufen, der übrigen Menschheit zum Leitstern zu dienen auf der Bahn des Fortschrittes.

Aber die Zeit drängt, zum Imponiren nach Außen gehört Ordnung im Hause, und imponiren müssen wir, sonst brechen die Fluthen fremder Cultur und Uncultur über uns herein.

Innerhalb der christlichen Staatengesellschaft muß Sectenthum und Chauvinismus, als Auswuchs überholter Ideale, dem neuen Ideale: der großen Genossenschaft weichen. Die Solidarität der christlichen Gesellschaft soll als Etappe erscheinen am Wege zur Solidarität der Menschheit.

Wie immer durchdrungen von der principiellen Wahrheit dieses höchsten Ideals man auch sei, die allgemeine Verwirklichung desselben muß als unerreichbarer Superlativ erscheinen. Ohne das Streben nach dem Superlativ jedoch gelangte man auch zum Comparativ nicht und bleibt im Positivum stecken.

Die Massen unserer Generation sind festgekeilt in diesem Positivum. Wir aber, die wir an Heroen glauben, meinen ihr Walten deutlich zu erkennen.

Niemals vielleicht seit Menschengedenken haben die gottbegnadeten Führer der Menschheit, die Machthaber über Seele und Leib, die Gefahr der Situation deutlicher erkannt, ihre Aufgabe ernster in's Auge gefaßt als heute.

Nicht ihnen gilt unser Mahnruf.

Wozu wir unser Scherflein beitragen möchten, das ist, den Heroen die Heerfolge der Massen zu sichern.

Den Massen möchten wir den Abgrund zeigen, in welchen Clique und Lüge sie zu schleudern drohen, den Massen möchten wir die Wege weisen, die hinausführen aus dem Labyrinthe der tausendfachen Bethörung.

Mit den Worten des Dichter-Heros:

„Wer keinen Namen sich erwarb, doch Edles will,
Gehört den Elementen an . . .“

möchten wir Alle, die Edles wollen, anspornen, zum Elemente der Erhaltung zu werden.



Die B. S. A. Co. oder Chartered Company.

Von

Franz Joseph Bülow.

— Berlin. —

Wenn der großbritannische Staatssecretär für die Colonien neulich im Unterhause zur Vertheidigung des sogenannten Königs von Süd-Afrika, Cecil Rhodes, sagte, dieser habe große Verdienste um jenes Land, so hat er damit im englischen Sinne durchaus Recht gehabt. Seitdem die englische Nation zu Anfang dieses Jahrhunderts begonnen hat, in Süd-Afrika einzuwandern, hat sie durch ihre größere Intelligenz und geschäftliche Rührigkeit das holländische Element der sogenannten Boeren Schritt für Schritt zurückgedrängt. So wurden die Hafenplätze und Küstenstriche, soweit dieselben fruchtbar waren und leichten Erfolg in Wein-, Frucht- und Kornbau boten und sich zur intensiveren Wollschaf- und Fleischviehzucht eigneten, von Engländern besetzt, während die an ein freies Leben und Selbstherrlichkeit gewöhnten Boeren sich in die nördlicheren Steppen zurückzogen. Hier lebten sie in steten Kämpfen mit Hunger und Durst, mit Dürren und Heuschrecken, und nicht enden wollende Fehden mit Eingeborenen und wilden Thieren machten ihr Loos zu einem harten, schärften aber ihr Auge und stählten Arm und Sinn. Das stete Vordringen der englischen Cultur veranlaßte sie, weiter und weiter in das Innere zu ziehen, aber sie hinterließen nicht, wie England die Welt glauben machen will und vielleicht auch selbst glaubt, eine Einöde, sondern ein durch verständige Ausnutzung wohl vorbereitetes Weidefeld, aus dem alle schädlichen Kräuter entfernt waren, gute Wasserstellen, keine reißenden Thiere und unterwürfige Eingeborene. Wo der Boer erscheint, ist der Eingeborene Sklave, aber ein mit Schärfe und Gerechtigkeit erzogener Haussklave, der

gern bei seinem Herrn ist, wie das auch bei den farbigen Racen anderer südafrikanischer Eingeborener unter einander gebräuchlich ist. Der Boer hat seine Methode eben dem Lande abgelauscht, und deshalb paßt sie. Die Predigt der Engländer von der Freiheit und Brüderlichkeit, die Habsucht der Händler, Schnaps, Pulver und Blei und nicht zum Wenigsten politische Intriguen führten zu den Kriegen mit Hottentotten und Kaffern, die seit einem Jahrhundert den südafrikanischen Wohlstand gefährden. So dehnte sich die Cap-Colonie nach Norden und Osten aus, Natal kam unter blutigen Kämpfen hinzu, und schließlich wurden auch die beiden größten Boeren-Republiken, der Oranje-Freistaat und das Transvaal, die Südafrikanische Republik genannt, unter britischen Schutz gestellt. Es ist bekannt genug, wie die Boeren in mehreren Feldschlachten für ihre Unabhängigkeit gekämpft und gesiegt haben, die Namen Boomplaats, Langsneck und Majuba Hill sind Denkmäler glühender Freiheitsliebe und Thaten eines Heldengeschlechts. Nach Majuba Hill, wo die englische Armee unter General Colly eine schimpfliche Niederlage erlitt, schloß General Evelyn Wood für den gefallenen Colly 1881 einen Waffenstillstand ab, welcher vorläufig die Unabhängigkeit des Transvaal anerkannte. Dieses setzte dann auch die Londoner Convention desselben Jahres fest, und auf diesem Punkte internationaler Unabhängigkeit besteht Präsident Krüger zur Zeit mit aller Hartnäckigkeit gegenüber britischen Bevormundungsgelüsten.

Transvaal war damals ein armes Viehzuchtsland, nach dem Wenige gelüsteten, seit aber die ungeheuer reichen Goldlager des Witwatersrand entdeckt und blühende Städte wie Johannesburg aus der Erde emporgewachsen sind, ist es die vielumworbene Perle Süd-Afrikas und neben der Diamantenstadt Kimberley der Mittelpunkt dieses Welttheils. Das Land hatte nur einen Mangel, um selbstständig und noch blühender zu werden — es fehlte ihm an einem Zugang zur Küste! Im Norden von der Wildniß, im Süden und Westen von britischen Besitzungen und im Osten von Portugals Colonie umschlossen, war es mit seinen Zufuhren und Zöllen auf fremde Gnade oder Ungnade angewiesen. Da die besten Verbindungen von Europa nach dem Cap gingen, so schlossen beide Boerenstaaten mit der Cap-Colonie und Natal Zoll-Unionen ab — und der Nachbar war gegen den kleinen abhängigen Freund gnädig. Aber wie lange?

Da trat die — B. S. A. Co. — die British South Africa Company — oder kurzweg wegen ihres Freibriefes, Royal Charter, die Chartered Co. genannt, auf die südafrikanische Bühne. Ein junger Engländer, der Sohn eines wohlhabenden Geistlichen, Cecil J. Rhodes, welcher wegen zarter Gesundheit nach dem milden Klima des Caplandes entsandt worden war, machte sich als Digger in den Diamantfeldern von Kimberley ein großes Vermögen. Noch mehr aber machte er sich eine große Stellung unter den Finanzleuten, dadurch daß er, wie der Engländer und Yankee sagt, ungemein „smart“ in Speculationen war. Seine Großthat war die

Vereinigung aller in Kimberley bestehenden Gesellschaften zu einer einzigen, wodurch die kleine Concurrenz aufgehoben wurde und der Diamantenhandel der Welt von Kimberley aus beherrscht werden konnte. Damit hatte Cecil Rhodes den Staatseinnahmen der Cap-Colonie und allen Actionären einen großen Gefallen gethan und hatte gleichzeitig den größten Einfluß auf alle Verhältnisse gewonnen. Rhodes ist ein Mann von Geist, Vaterlandsliebe und echt britischer Unternehmungslust. Daß er dabei auch mit der seinen Landsleuten nachgerühmten Rücksichtslosigkeit verfahren kann, beweist die neueste Geschichte Süd-Afrikas. Als Imperialist, d. h. großbritischer Weltreichs-Politiker, erkannte er in der finanziellen Erstarkung der südafrikanischen Republik die größte Gefahr für die britische Vormacht in Süd-Afrika, da das starke Transvaal dem zahlreichen widerwilligen boerischen Element eine Rückenstärkung bieten konnte. Deshalb richtete sich auch sein Auge zunächst auf die Einkesselung des Transvaal. Hatten die Boeren es bis jetzt verstanden, den Engländern nach Norden auszuweichen, so mußte man ihnen jetzt zuvorkommen, und aus diesem wirklich großartigen politischen Gedanken wurde ad majorem Britanniae gloriam die Chartered Company geboren. Emissäre des Rhodes, Jäger und Händler schlossen Verträge mit den Häuptlingen der Bamangwato, Mashona und Matabele sowie vieler anderer Stämme zwischen dem Limpopo oder Krokodil-Flusse, der Nordgrenze Transvaals, und dem Zambesi ab, ein Royal Charter wurde erwirkt, und bereits 1890 gingen die ersten Trupps sogenannter Pioniere nach dem neuen Eldorado Rhodesia ab. Eine ungeheuer geschickte Reclame verbreitete sich in Wort und Bild über ganz England, theils durch die illustrirte Zeitschrift „Golden S. Africa", theils durch Romane von Rider Haggard, der seine Helden die Schätze der Königin von Saba im Gebiete der Gesellschaft finden ließ, am meisten aber durch die illustren Namen, die an der Spitze der Actionäre standen. Da war der Herzog von Fife, der Schwiegersohn des Prinzen von Wales, der Herzog von Abercorn, der Schwiegersohn der Königin, Marquis of Lorne, die Herzogin von Devonshire, viele hohe Personen des Hofstaats, und des öffentlichen Lebens. Von großen Finanzleuten waren auf der Liste vertreten: Rothschilds, Hirsch, Werner, Beit, Robinson und Barnato. Diese Letztgenannten sind mit Cecil Rhodes zusammen die treibenden Kräfte auf dem südafrikanischen Gold- und Diamanten-Markte. Ohne ihr Wissen und Wollen steigen und fallen die Actien in südafrikanischen Werthen nicht, denn wie schon jeder einzelne dieser mehrfachen Pfund-Millionäre eine ungeheure Macht repräsentirt, so noch viel mehr ihre vereinigte Kraft. Robinson hat dem nicht sehr geregelt wirthschaftenden Staate Transvaal 1 Million Pfund Sterling geborgt, und Rhodes' Credit bei der Standard Bank in Capstadt erlaubte ihm, beim Ausbruch des ersten Matabele-Aufstandes im Sommer 1893 aus seiner eigenen Tasche dem Administrator von Rhodesia, dem vielgenannten Doctor Jameson, einen Credit von

2 Millionen Mark telegraphisch anzuweisen. Durch die Einkesselung der Boerenstaaten und die Vereinigung der Diamant-Minen von Kimberley hatte sich Rhodes ein solches weitgehendes Vertrauen auf dem englischen Geldmarkt erworben, daß es ihm ein Leichtes wurde, binnen Kurzem 40 Millionen Mark für sein neues Project aufzutreiben. Hiermit begann er zunächst die Zugänge zu dem neuen Lande zu öffnen, legte einen Hafen in Port Beira und Schifffahrt flußaufwärts an, wodurch er einen verhältnißmäßig kurzen Zugang zum Meere, allerdings durch äußerst ungesunde Gegenden erreichte. Auf der Westseite verschloß das deutsche Schutzgebiet von Südwest-Afrika ihm den directen Weg zur Küste, weshalb er genöthigt war, eine Verlängerung der Bahnlinie Kapstadt-Kimberley nach Norden durch das Bechuanaland vorzunehmen, eine ungeheuer kostspielige und wenig aussichtsvolle Sache, da die ungeheuer lange Bahnstrecke durch sehr minderwerthiges Land führt und allen Werth einbüßen muß, sobald eine transcontinentale Bahn die Ostküste mit der Westküste verbindet und damit den bei Weitem kürzeren und billigeren Weg nach Europa bietet. Mit bewunderswerther Schnelligkeit wurde eine Telegraphen-Verbindung mit Kapstadt hergestellt, die bei fast 2000 km nur 600000 Mark kostete. Wegebauer und Farmer gingen in großen militärisch organisirten Trupps hinaus, und die Handwerker und Kaufleute folgten ihnen auf dem Fuße. Besonders bemerkenswerth war die Art der Farmanlage im Großen. Junge Südafrikaner unter Leitung eines erfahrenen Farmers begrenzten, beackerten und bebauten eine ebenso große Zahl von Farmen, als ihre Kopfzahl betrug, mit vereinten Kräften, und nach Beendigung der ganzen Aufgabe wurden die Farmen unter den jungen Leuten verloost, die bis dahin auf gemeinschaftliche Kosten gelebt hatten, jetzt aber eine fertige Farm vorfanden, auf der ihnen die Ernte schon entgegenreifte, während sie selbst ihr Häuschen bauten. Dieser Grundsatz des Einer für Alle und Alle für Einen — wobei der „Eine" schließlich immer die Gesellschaft war — wurde überall beobachtet und erzielte neben dem großen aufgewendeten Capital, daß nach 2 Jahren bereits 2000 weiße Einwohner ansässig waren und die Gesellschaft im Stande war, ihre Ausgaben für die Verwaltung mit 30—40000 Mark monatlich aus ihren eigenen Einnahmen zu decken. Diese wurden aus Wagenkarten, Verkaufs-Licenzen, Landverpachtungen und Schürfscheinen gezogen. Auf Minen-Einnahmen wurde vorläufig nicht gerechnet, dagegen werde ich weiter unten hierauf zurückkommen. Die hauptsächlichste Ausgabe bestand in einer Polizeitruppe von 500 Mann, die jedoch schon 1892 auf die Hälfte zurückgeführt wurde. Die Farmen des recht gut bewässerten Hochplateaus von Mashonaland, dem eigentlichen Ansiedelungsgebiet, waren gesund und fruchtbar. Sie wurden zu 3000 Hektaren abgegeben, wofür eine Rente von jährlich 120 Mark zu entrichten war. Ein Kaufpreis wurde nicht verlangt, und die Bearbeitung und Rentenzahlung genügte als Besitz begründendes Recht.

Mehrere Jahre hindurch ging Alles in der neuen Colonie vorzüglich, wenigstens soweit man aus den Blätttern erfuhr, es herrschte Friede und Eintracht mit dem fetten König der Matabele, Lobengula, der Geld und Gewehre in Menge erhielt, und die Londoner Actionäre warteten geduldig, bis Rhodes sein Versprechen erfüllen und seinen Goldregen von Dividenden auf sie herabschauern lassen würde. Warum sollte man denn auch dem genialen Manne nicht vertrauen, der seinen großartigen Plänen einen neuen hinzugefügt hatte, indem er den Bau eines Telegraphen von Kairo nach Kapstadt unternehmen wollte. Als man Rhodes auf die Schwierigkeiten aufmerksam machte, welche der Mahdi diesem Project bieten würde, gab er zur Antwort: Ich kenne keinen Menschen, mit dem ich nicht fertig werden könnte — whom I could not square —. Nach seiner Meinung macht also das Geld Alles, obschon er diese Auslegung seiner Redensart später als falsch bezeichnet hat. Das vorher erwähnte Versprechen des Cecil Rhodes an seine Actionäre, welches er ihnen gelegentlich einer Rede im Cannonstreet Hotel gab, war nämlich das folgende: Das Transvaal könnte der reichste Staat der Welt sein, wenn es sich von jedem Funde von Edelmetallen ein Schürfgebiet reservirt hätte. Diesen Grundsatz werde er aber in Rhodesia befolgen und allein davon seinen Actionären eine überreiche Dividende zahlen können. In Wahrheit hat Rhodes von jedem angemeldeten Funde der Gesellschaft das Recht reservirt, das zweite Schürfgebiet an jener Stelle abzustecken und außerdem jede Minengesellschaft selbst zu gründen, die nicht vom Finder innerhalb zweier Jahre nach Anmeldung des Fundes gegründet ist. Hierbei gehört die Hälfte aller ausgegebenen Actien der Gesellschaft. Der Plan war ein vorzüglicher, aber fiel insofern durch, als die vorgefundenen Mengen von Edelmetallen nicht den gehegten Erwartungen entsprachen . . . Es dauerte auch nicht lange, so entstanden an den Stationsplätzen der Polizeitruppe, welche zugleich der Sitz der Regierungsorgane waren, größere Marktflecken mit Hotels, Kaufhäusern, Kirchen, Schulen und Allem, was sonst zu einem geschäftlichen Mittelpunkt gehört. Die ersten solchen Orte waren Fort Salisbury und Victoria, denen Tuli im Süden folgte. Gemeinderathswahlen und Wettrennen, Cricket-matches und große südafrikanische Politik, die natürlich ganz englisch nnd anti-holländisch war, denn hier sollte sich ja ein neues Heim für Jung-England aufthun, Auffindung von Goldfeldern und Löwenjagden wechselten mit einander ab, und mehrere Wochenblätter verherrlichten die colonialen Thaten und gemeinnützigen Werke ihrer neuen Mitbürger. Vor allen Anderen sangen sie aber das Lob ihres großen Erschaffers, Cecil Rhodes, und das mit vollem Recht. Es ist für uns Deutsche als Anfänger in colonialen Dingen, ich möchte sagen, in der colonialen Macht, nicht nur interessant, sondern höchst lehrreich, wie der Engländer sein Geld in einer neuen Colonie anlegt. Er legt es eben an und giebt es nicht aus; jede Wohlthätigkeit, die keine Zinsen

bringt, erscheint ihm dort lächerlich, und so baut er sofort Lesehallen, Kirchen, Krankenhäuser, entsendet barmherzige Schwestern, giebt Preise für Rennen und Spiele und beschenkt Hinterbliebene von Solchen, die dem Klima oder sonst im Dienste der Gesellschaft erlegen sind, auf das Freigebigste. So verbreitet sich ein Dunstkreis von Entzücken um den Namen der Chartered Company durch dessen dichten Nebel hindurch Niemand mehr die eigennützige Erwerbsgesellschaft erkannte, sondern nur die Wohlthäterin witterte. Es ist dieses sehr englisch und, wenn auch nicht unter allen Umständen zur Nachahmung zu empfehlen, so ist doch ein großer Theil dieser Weltklugheit in colonialen Dingen zu verwerthen. Englische und südafrikanische Zeitungen haben fast niemals eine schlechte Nachricht aus Rhodesia gebracht, dagegen waren sie voll glänzender Berichte und rührender Geschichten von der Freigebigkeit der Direction der Gesellschaft und kleiner Züge aus deren Privatleben. Daher kann es nicht Wunder nehmen, wenn Rhodes, seine neue Gold-Colonie und seine Projecte binnen Kurzem das Populärste in England und Süd-Afrika waren. Geld und Menschen strömten herzu, und ein rapider Aufschwung trat schon in den ersten beiden Jahren 1891 und 92 ein. Eine gut erdachte Reclame für Mashonaland war auch die Entsendung mehrerer Idunas, d. h. von Unterhäuptlingen des im Gebiet der Gesellschaft wohnenden Matabelekönigs Lobengula, welche die Königin Victoria persönlich um Ihr hohes Protectorat bitten sollten. Der allerbeste, schon mehr amerikanisch zu nennende Theaterstreich des großen Rhodes war aber die Reise des Lord Randolf Churchill nach Mashonaland. Der Lord entstammt dem vornehmen Geschlechte der Spencer und ist ein Nachkomme des berühmten Herzogs von Marlborough. Seit frühen Jahren Parlaments-Mitglied für Paddington, einen Wahlbezirk von London, war er durch seine sehr energischen Angriffe im Unterhause sehr beliebt und populär, und das Witzblatt „Punch" pflegte ihn als Bulldogge wiederzugeben. Diesen Mann, meistens kurzweg Lord Randy genannt, hatte Rhodes für seine Zwecke gewonnen, und die Reise des Lord mit einer großen Suite, vom „Daily Graphic" mit 2000 Mark für jeden Bericht bezahlt, von Specialberichterstattern und Zeichnern wiedergegeben und illustrirt, beschäftigte ganz England mehrere Monate lang und war der denkbar größte Erfolg.

Um jene Zeit stand die Chartered Company im Zenith ihres Ruhmes, sie hatte Zulauf an Menschen und Geld, hatte Frieden mit den Eingeborenen, eine ausgezeichnete Verwaltung, sie bezahlte ihre Ausgaben aus ihren Einnahmen, kurz Alles schien herrlich zu gehen — — nur auf eine Dividende war noch nicht zu rechnen, da die Goldfunde gering waren. Die Actionäre begannen aber 1893 unruhig zu werden, und Rhodes mußte sich nach einem Mittel umsehen, um die schwindende Beliebtheit seines großen Kindes aufzufrischen. So brach wie ein Blitz aus heiterem Himmel der große Aufstand der Matabele aus. Lobengula, welcher gewöhnt war, allein in seinem Lande zu schalten und zu walten und gelegentlich auch bei den schwächeren

Maſhonas einzufallen, um Rinder zu rauben, that dieſes auch im Sommer 1893 und kam dabei in bedrohliche Nähe von Fort Victoria. Seine ſieben ſtehenden Regimenter zu je tauſend Zulus, rieſigen nackten Kerlen von 18—30 Jahren, mochten den Engländern im Fort als eine gefährliche Nachbarſchaft erſcheinen, obgleich Lobengula den Adminiſtrator, Dr. Jameſon, ſeiner friedlichen Abſichten gegenüber den Europäern verſicherte. So entſchloß ſich Jameſon ſchnell zu einem Vernichtungskriege und bewies damit ſowohl kühnen Entſchluß als weiſe Vorſicht. Dieſe inſofern, als die verſchiedenen Forts reichlich mit Lebensmitteln, Waffen und Munition verſehen waren, ſo zwar, daß innerhalb dreier Tage alle Europäer kriegsbereit verſammelt, Frauen und Kinder im Schutze der Gebäude geborgen waren und eine Truppe von 1500 berittenen Mannſchaften in's Feld geſtellt werden konnte. Das zeugte von den entſchieden großen Gaben des Dr. Jameſon, und es iſt zu beklagen, daß er ſich ſpäter zum Werkzeuge ſo wenig edler Machenſchaften ausnutzen ließ. Mit dieſer Truppe in der Hand gelang es dem Doctor-General den Matabele-König in die Enge zu treiben und ſchließlich nach mehreren kleinen Gefechten über den Zambeſi zu drücken. Es wurde dieſes als ein großer Sieg angeſehen, und es war zweifellos ein guter Erfolg, aber der zur Zeit noch tobende Aufſtand der Matabele, welcher vor mehr als einem halben Jahre begonnen hat, entſpricht dem nicht ganz. Im Dezember 1893 hieß es, Lobengula iſt todt, und die Matabele ſind aus dem Lande geflohen; heute heißt es aber: Lobengula lebt, und wir ſehen die Matabele in ſolchen Mengen vor ihrer ehemaligen Hauptſtadt, dem jetzigen engliſchen Flecken Buluwayo, daß man nur annehmen kann, daß wiſſentlich oder unwiſſentlich die Erfolge von 1893 überſchätzt worden ſind. Wie dem auch ſei, zu jener Zeit bedeutete die Vertreibung der Matabele einen bedeutenden Gebiets-Zuwachs der Chartered Company, und der Kriegsruhm des Dr. Jameſon erneute ihre Beliebtheit bei dem Publicum. Die Actien ſtiegen und hielten ſich ſeitdem auf circa 40 Schillinge auf die Actie mit einem Nominalwerth von nur 20 Schilling. Die britiſche Regierung, welche als directe Herrin des dem Gebiete der Chartered Company benachbarten Bechuanalandes bei dem Ausbruch des Matabele-Aufſtandes eine kleine Truppe unter Führung eines activen Offiziers zur Hand hatte, entſandte dieſe ſofort zur Unterſtützung des Dr. Jameſon, obgleich dieſer und nicht nur höflich, ſondern ſogar energiſch dankte. Im weiteren Verlaufe der kriegeriſchen Action kam es auch dazu, daß die engliſchen Soldaten faſt gar nicht verwendet wurden. Dieſer Umſtand ſowohl als die bei dem jüngſten Matabele-Aufſtande ſowie bei den Zwiſtigkeiten mit den Portugieſen und der bewaffneten Abwehr des Boeren-Treks ausdrücklich ausgeſprochene Zurückweiſung jeder von der britiſchen Regierung angebotenen Hilfe laſſen darauf ſchließen, daß die Chartered Company ängſtlich beſorgt iſt, ihre Selbſtſtändigkeit zu wahren, wohl um nicht der Oſtindiſchen Compagnie zu verfallen und von der Regierung entmündigt zu

werden. Hierin scheint mir auch der Beweis zu liegen, daß Cecil Rhodes gar nicht so imperialistisch englisch gesinnt ist, wie er sich den Anschein giebt, sondern daß er vielmehr sich das geeinigte Süd-Afrika in einer sehr viel loseren Verbindung zu dem Mutterlande denkt, als Australien sie neuerdings erreicht hat. Daß er allerdings nicht das vereinigte Süd-Afrika nach dem Ideal der Boeren verwirklichen wird, haben diese längst gemerkt, wenn er auch ein eifriges, wenn auch mit Mißtrauen betrachtetes Mitglied des diese Zwecke eigentlich verfolgenden Afrikander-Bondes war. Das Motto dieses Bundes ist: Afrika voor de Afrikander! während das der echten Boeren: Zuid-Afrika boven! heißt, d. i. Süd-Afrika immer oben! Als eine größere Menge der ewig wanderlustigen Boeren Neigung verspürte, nach Mashonaland zu ziehen, und sich anschickte, den Limpopo zu überschreiten, trat ihnen Dr. Jameson mit seiner berittenen Polizeitruppe entgegen, bereit, sie mit Gewalt an der Einwanderung zu hindern. Es fehlte wenig, so wäre es zu einem blutigen Zusammenstoße gekommen, aber den Befehlen und Ermahnungen des Präsidenten Krüger ebensowohl als den Bemühungen des damaligen Premierministers der Cap-Colonie, Cecil Rhodes, der ein Aufeinanderplatzen der feindlichen Racen noch vermieden sehen wollte, gelang es, die Boeren zur Umkehr in ihr Land zu bewegen. Diese energische Handlungsweise des Dr. Jameson hatte den Beifall aller Engländer, und Rhodes mußte sich sagen, daß er den richtigen Mann für einen so verantwortlichen Posten, wie der des Administrators von Rhodsia war, gefunden hatte. Noch mehr bestärkte ihn hierin die ebenso thatkräftige, wie allerdings auch rücksichtslose Art, mit welcher Jameson einem anderen Nachbar bewies, daß das Recht des Stärkeren oft das bessere ist. Im Osten grenzte das arme, tief in Schulden steckende Portugal mit Manicaland an das Gebiet der Chartered Company, und Rhodes hatte sich von mehreren gefälligen Häuptlingen — und Häuptlinge sind in Süd-Afrika sehr gefällig — verschiedene Concessionen in ihren Gebieten geben lassen, wofür Gewehre, Pulver und Blei und englische Flaggen als Gegenleistung gezahlt wurden. Daraufhin wurden die Flaggen gehißt, der neue Freund war mit einem Male der beste — und die Chartered Company besetzte das Ländchen, nebenbei gesagt das goldreichste des ganzen Charter-Territoriums. Die Portugiesen reclamirten in London, der Colonial-Secretär war entrüstet, aber das konnte er ruhig sein, denn er wußte, daß Mr. Rhodes das einmal besetzte Land nicht wieder räumen würde, und daß die Portugiesen sich schließlich doch mit einer kleinen Entschädigung zufrieden geben würden. So kam es allerdings nicht ganz, denn die Portugiesen waren hartnäckig in ihrem Widerstande, entsandten Kriegsschiffe und Soldaten und machten unaufhörliche Vorstellungen. Schließlich griff Dr. Jameson die sich sammelnden portugiesischen Streitkräfte an und warf sie über den Haufen, so daß die Regierung endlich, wenn auch zähneknirschend nachgab. Armes Portugal! Sehr bald darauf brach in dem schmalen Streifen portugiesischen Ge-

biets, welches Laurenzo Marquez genannt, zwischen der Delagoa-Bai und der Ostgrenze der Transvaal-Republik liegt, ein Kaffern-Aufstand aus, der den Portugiesen viel zu schaffen machte. Da früher hier Jahrzehnte lang ungestörter Friede geherrscht hatte, so schiebt man diese Unruhen in Süd-Afrika auch den Umtrieben der Chartered Company in die Schuhe. Wie dem auch ist, Grund genug war für Cecil Rhodes vorhanden, die Portugiesen in einer Lage zu wissen, wo sie genöthigt sein konnten, seine oder überhaupt englische Hilfe anzurufen. Die Delagoa-Bai war bekanntlich der Küstenpunkt, auf welchen die Boeren des Transvaal zusteuerten, um einen von den Engländern unabhängigen Hafen zu gewinnen. Trotz aller Anstrengungen, die, wie man wohl mit Bestimmtheit annehmen kann, seitens der Chartered Compagny gemacht worden waren, diesen Hafen anzukaufen, hatten sich die Portugiesen auf Nichts eingelassen, sondern hielten ihren Contract mit dem Transvaal bezüglich des Eisenbahnbaues von Pretoria, der Hauptstadt der Boeren-Republik, nach der Küste aufrecht. Selbst der Versuch, durch Ankauf von Actien der im Bau begriffenen Eisenbahn ein bestimmendes Uebergewicht in der Direction zu erhalten, scheiterte an der weisen Voraussicht des Präsidenten Krüger, welcher in Erwartung der Dinge, die da kamen, zwei Drittheile aller Actien für den Staat angekauft hatte. Dieses Mal waren die Engländer mit ihren eigenen so oft siegreich geführten Waffen geschlagen, und Präsident Krüger, der als ein halber Wilder von seinen wohlwollenden Nachbarn hingestellt wird, hatte sich als ein recht gelehriger Finanzmann bewährt. Kleine Chicanen sind eine gute Schule, aber sie sind auch eine schwere, davon kann Präsident Krüger zum Wohle seines Volkes ein Liedchen singen.

Nach der Niederwerfung des ersten Matabele-Aufstandes hatte die britische Colonial-Regierung der British-South-Afrika-Company auf ihren Wunsch zwei weitere große Territorien zur Verwaltung überwiesen, welche bisher unter der unmittelbaren Leitung des Londoner Colonial-Amtes gestanden hatten, nämlich British-Central-Afrika- und British-Bechuanaland-Protectorate. Das Erstere heißt auch Nyassaland und liegt mit seiner Nordostküste am Nyassa und Tanganyikasee, dort mit dem deutschen Ost-Afrika grenzend. Im Herzen des Landes liegt der durch den berühmten Livingstone bekannte Bangueolosee. Das sogenannte Bechuana-Protectorat ist das eigentliche Königreich des Khama, welcher über das Bamangwato herrscht und mit seiner wahren Christlichkeit, seiner Gerechtigkeit und seinen organisatorischen Fähigkeiten eine seltene Ausnahme unter den farbigen Häuptlingen Süd-Afrikas macht. Khama lebte in ausgezeichnetem Einvernehmen mit den britischen Behörden, welche seinem Wunsche gemäß den Schnapsverkauf an die Eingeborenen verhinderten und der Sitte und Ordnung jeden nur möglichen Vorschub leisteten. Seit der Uebernahme der Verwaltung durch die Chartered-Company hat sich dieses sehr zum Leidwesen Khamas geändert, und er entschloß sich im Herbste 1895, selbst nach England zu reisen,

um mit seinen Wünschen vorstellig zu werden. Inwiefern denselben entsprochen worden ist, wird die Zukunft lehren, aber es scheint, daß selbst die Zusicherungen nur gering waren, denn die englischen Zeitungen sprachen bei dem jüngsten Aufstand der Matabele mehrfach die Befürchtung aus, daß sich Khama auf die Seite der Rebellen stellen könnte. Außer diesen beiden Gebieten, dem von Central-Afrika und dem Bechuana-Protectorate, erwarb Rhodes noch das sogenannte Barotse-Land im Nordwesten von Matabeleland. Die Verträge, auf Grund deren die Häuptlinge ihr Land abtreten, werden ihnen wohl kaum bekannt sein, und es dürfte wohl vorläufig gerathen sein, jenes Gebiet als Weißer nicht ohne Achtung gebietende Bedeckung zu betreten, aber gegenüber anderen colonisationslüsternen Staaten ist die rosenfarbene Bemalung der Landkarte doch immer ein Schutz. So etwas gebietet Achtung an grünen Tischen.

Als das Jahr 1894 begann, sah die Chartered Company ihren Landbesitz sehr schön abgerundet, wenn auch ihre Verwaltungskosten bedeutend vermehrt, es herrschte Frieden, und kein Wölkchen war am südafrikanischen Himmel sichtbar, um denselben zu trüben. Eigentlich hätte Cecil Rhodes und auch seine Actionäre damit recht zufrieden sein können, aber die Letzteren waren es nicht, denn ungeduldig forderten sie die ihnen versprochene Dividende. Die Minen-Erträgnisse waren aber so gering, daß an eine solche vorläufig nicht zu denken war, ja vielleicht wußten die Eingeweihten, daß eine solche überhanpt nicht zu erwarten stand. Nur mühsam vermochte man in der Presse den Glauben an neue Goldfunde aufrecht zu erhalten, nur mühsam verheimlichte man die große Sterblichkeit, den matten Geschäftsgang im Lande und die überaus mißliche finanzielle Lage der Gesellschaft — und Rhodes war sich klar, daß ein schleuniges Mittel gefunden werden mußte, um allen diesen Mängeln auf einmal abzuhelfen. Der erfinderische Kopf brauchte nicht lange zu suchen, denn schon streckte sich eine Hand aus, die er nur zu ergreifen hatte, um den Erfolg zur einen Hälfte schon in der Tasche zu haben. In der reichen Goldstadt Johannesburg, dem Minen-Centrum des Transvaal, lebte eine große Menge von Ausländern, in deren Händen die ganze Montan-Industrie und der Handel lag, welche wieder den Schlüssel zu dem ungeheuren Reichthum des Boerenstaates bildeten. Mit einem gewissen Recht verlangten die Leute als Gegenwerth für ihre den Staat bereichernden wirthschaftlichen Leistungen das Recht, Mitglieder zum Volksraad aus ihrer Mitte wählen zu dürfen. Das Recht zu wählen, wurde schon seit vielen Jahren einem jeden naturalisirten Ausländer nach einem gewissen Zeitraum gewährt. Wenn auch, wie schon erwähnt, die Forderungen dieser sogenannten Uitlanders als durchaus berechtigt erscheinen müssen, so hat doch auch andererseits die starre Weigerung des boerschen Volksraads, das active Wahlrecht auf Eingewanderte zu übertragen, ihren guten Grund. Der Boer ist im Allgemeinen einfältig und ungebildet, obgleich es viele Ausnahmen von dieser Regel giebt, und wenn er auch durch

seine Zähigkeit und eine gewisse Schlauheit Vieles ersetzt, so ist er doch niemals den oft recht unsauberen Machenschaften südafrikanischer Abenteurer gewachsen, die wie ein Heuschreckenschwarm über sein Land herfallen würden, um ihn zu überstimmen und zu überlisten. Dieses weiß sowohl Om Paul, wie der Präsident im Volksmunde heißt, als ein jeder seiner Unterthanen, und sie sind nicht gewillt, sich von einer englischen Stimmenmehrheit von Haus und Hof vertreiben zu lassen. Sie bemühten sich nach Kräften, ihrem Lande eine gute Verwaltung, unparteiische Rechtspflege und alle Einrichtungen zu geben, welche ein cultivirter Staat bedarf, aber sie können sich nicht entschließen, den letzten entscheidenden Schritt zu thun, der den Fremden und vor allen anderen dem dominirenden englischen Einfluß Thür und Thor öffnet. Fast alle Deutschen und Franzosen, ja wohl alle billig Denkenden unter den Uitlanders in Johannesburg waren mit ihrer Lage durchaus zufrieden, da ihnen Recht wurde, wo sie desselben bedurften. Sogar viele Engländer, die nicht gerade zu den großen Jobbern und deren Gefolgschaft gehörten, zollten der Unparteilichkeit der boerischen Verwaltung vollen Beifall, wenn sie auch im Stillen bedauerten, daß ihnen ein Recht vorenthalten wurde, welches in jedem anderen Staate nach Erlangung der Bürgerschaft ihnen zugestanden hätte. In sehr vielen Fällen ließ sich gegen die einzelnen Mitglieder der Regierung Manches einwenden, aber in welchem Staate kommen nicht solche Beispiele von persönlicher Bevorzugung, ja von Corruption vor! Greifen wir doch an unsere eigene Brust, und fegen wir ebensowohl wie die Briten vor unseren eigenen Thüren. Wer den Charakter der Briten kennt, wird wissen, daß ihm diese Selbsterkenntniß ungemein schwer gemacht wird, denn seine Minister, Parlamentarier, Zeitungen und selbst Kanzelredner bemühen sich unausgesetzt, ihn zu beweihräuchern und über sich selbst im Dunkeln zu halten. Aber nicht nur dieses, die öffentliche Meinung wird durch traditionelle beabsichtigte oder unbeabsichtigte Unwahrheiten völlig irre geführt. Wenn es möglich ist, daß ein Mann wie Sir Ashmead Bartlett seit Jahren im Unterhause die Mär von den greulichen Barbaren, den Boeren, singt und immer frägt: Wann wird diesem Schandfleck unseres Jahrhunderts ein Ziel gesetzt werden? — was soll dann die große Menge anders glauben, als daß die Boeren plündernd und schändend Süd-Afrika durchziehen. Man kann sich denken, wie es den sybaritischen Einwohner old Englands kalt überrieselt, wenn er von den brutalen Boeren hört, wie er sich wohlig die Havannah anzündet und sich dabei überlegt, wie viele sentimentale alte, aber reiche Jungfern Geld in einem Unternehmen anlegen werden, welches zur Vertreibung der Boeren in Scene gesetzt wird. Alle ehrlichen, aber wenig unterrichteten Leute glauben diesen Ausstreuungen, und wir müssen zu unserer Schande gestehen, daß ganz Europa diesen wiederum Glauben schenkte. Die Unbildung, Grausamkeit, der wirthschaftliche Unwerth der afrikanischen Holländer waren eine nie untersuchte, aber allgemein geglaubte Sache. Daß die Boeren die

Pioniere englischer Cultur in Süd-Afrika gewesen sind, ohne welche es ein englisches Süd-Afrika nicht geben würde, daß die Boeren das wirthschaftliche Rückgrat der Cap-Colonie sind und auch das Rückgrat der wenigen siegreichen Feldzüge englischer Truppen dort draußen waren, wurde von den Engländern großmüthig übergangen und von der Welt vergessen. Auf diese traditionelle Mär baute Cecil Rhodes seinen neuen Eroberungsplan gegen die Freiheit Transvaals auf. Während alle billig denkenden Gemüther in Johannesburg einsahen, daß Präsident Krüger und sein Volksraad gegenüber den demagogischen Umtrieben einiger Engländer recht daran that, das Wahlrecht nicht zu gewähren, sammelte Rhodes um seine Fahnen, die von einigen nach Johannesburg entsandten Aufwieglern hoch gehalten wurden, alle diejenigen, welche arm oder aus irgend einem Grunde unzufrieden waren. Deren sind in Johannesburg, dem Ziel aller Abenteurer, stets genug zu finden, und so war denn der Haufe von Anhängern des Rhodes bald ein recht großer. Wer würde auch von diesem Gesindel gegen täglich 10—20 Schillinge nicht lustig gelebt und tüchtig geschimpft haben? Die Hauptleiter des ganzen Putsches, ein gewisser Advocat Leonard, ein Geldmann Philipps und Oberst Rhodes, der Bruder des großen Cecil, hielten sich in Johannesburg auf und bildeten daselbst das bekannte Reform-Comité, welches nach einem eventuellen Umsturz der bestehenden Verhältnisse die Verwaltung des Landes übernehmen sollte. Waffen und Munition wurden eingeschmuggelt, Truppen auf dem Papier gebildet, die innere Verwaltung der Stadt bereits im Geheimen übernommen und so viel als möglich gewühlt, um die Zahl der Anhänger zu vermehren und Stimmung gegen die Regierung zu machen. Von London und Capstadt aus lagen die Fäden der Leitung in geübteren Händen, welche ihr Spiel durch die grünen Tischdecken in würdigen Häusern Londons, durch Herzogskronen oder sonstige Tarnkappen zu verschleiern verstanden. Wie weit die Theilnahme an der geistigen Urheberschaft zu dem Ritt des Dr. Jameson geht, vermag nur die höchst aristokratische Liste der Hauptactionäre der Chartered Company im Augenblick des Einfalls in Transvaal zu offenbaren. Man befindet sich da in einem sehr gewählten Kreise. Nur einer ist entlarvt, nämlich Cecil Rhodes, und diesem kann ich am wenigsten darüber gram sein, denn Cecil Rhodes lebt wie ein einfacher Mann mit jedem Digger oder Händler, der ein Herz für Süd-Afrika hat und sein Glück dort zu machen bestrebt ist. Wenn alle diese Leute mit Leib und Seele für Rhodes eintreten, so ist das begreiflich, denn Rhodes ist der Eine, der für sie Alle schafft. Sein lebhafter Geist, seine Arbeit und alles Geld, welches er erwirbt, gehört den Südafrikanern, denn für sich selbst giebt er nur sehr wenig aus. Man muß nicht glauben, daß er einen luxuriösen Palast oder eine capuanische Villa bei Capstadt bewohnt und lucullische Feste giebt. — Nein, er wohnt in einem kleinen bescheidenen Landhause in einem Vororte Capstadts, sieht wenig Menschen außer in Geschäften oder in einem der Bars der Stadt und giebt seine

Banketts in einem Hôtel. Es kann ihm nicht genommen werden, daß er bis jetzt nur den Beweis geliefert hat, daß er uneigennützig seine Millionen erwirbt und nur für das Wohl seines Ideals, des geeinigten Süd-Afrika, lebt und webt, und darin liegt ein idealer Zug — wenn man auch wünschen möchte, daß er in der Wahl seiner Mittel etwas vorsichtiger wäre. Menschenrechte sind nun eben Menschenrechte, aber das mag für einen Groß-Briten schwer zu verstehen sein. Ganz anders muß natürlich unser Urtheil über diejenigen Miturheber des Jameson'schen Rittes lauten, welche nur ihren Namen und Einfluß in die Wagschale geworfen haben, um die Rückendeckung der Intrigue zu übernehmen, durch welche sie mühelos, aber auf Kosten so manches jungen Lebens ihrer Landsleute eine große Summe Geldes zu verdienen dachten. Da wir keinen Grund haben, anzunehmen, daß dieses Geld einem nationalen Zweck zu dienen bestimmt war, so müssen wir mit Bedauern auf diese Leute sehen, die um des größeren Wohllebens willen ein so schnödes Spiel getrieben haben. Besonders aber widert es an, die Namen hochgestellter Frauen unter diesen wissentlichen oder unwissentlichen Mitschuldigen zu finden. Die Agitation in Johannesburg selbst, am Ziel der Wünsche einiger begehrlicher Geldleute, hatte bereits im Anfang der 90er Jahre ihren Anfang genommen, erhielt jedoch erst ihre zielbewußte Leitung durch Cecil Rhodes, als dieser alle seine Versuche, die Transvaal-Republik in größere, ja gänzliche Abhängigkeit von der englischen Cap-Colonie zu bringen, an der Staatsklugheit und dem Starrsinn Paul Krügers scheitern sah. Es ist höchst lehrreich, aber auch komisch zugleich, zu beobachten, wie dieser kluge alte Mann jeden Anschlag der Engländer, speciell aber die des Cecil Rhodes, im Voraus erkannte, ja man könnte sagen, witterte. Der Präsident Krüger war wohl wenig oder garnicht über die Machenschaften in Capstadt unterrichtet, aber seine Erfahrungen mit den englischen „Freunden" seines Volkes und die Geschichte seiner Väter hatten ihn belehrt, daß unbegrenztes Mißtrauen seine sicherste Richtschnur sein mußte. Und diese Anschauung rettete vielleicht die Unabhängigkeit seines Volkes. Es ist wahrhaft zu bewundern, mit welcher Mäßigung und Geduld Präsident Krüger die offenen Umtriebe in seinem eigenen Lande mit ansah und sich in aller Stille vorbereitete, den Schlag zu pariren. Man kann sich eigentlich kaum denken, daß Rhodes nicht genau gewußt haben sollte, daß der Präsident auf Alles vorbereitet war, und desto unverantwortlicher erscheint der Jameson'sche Zug, bei dem er wußte, daß das Blut seiner vertrauensseligen jungen Landsleute fließen mußte, um einige Börsenjobber und goldlüsternen Aristokraten zu bereichern. Die Ausrede, daß er erwartet hätte, Johannesburg ohne einen ernsten Kampf zu nehmen, kann ihn nicht mehr decken, seitdem es durch den Depeschen-Wechsel mit Jameson klar erwiesen ist, daß ihm bekannt war, daß eine wohl vorbereitete Uebermacht die Handvoll Reiter des Dr. Jameson erwartete. Oder sollte es wirklich Ueberhebung gewesen sein, welche eine Besiegung

der englischen Flagge für unmöglich hielt, wenn auch verwöhnte Knaben gereiften Männern gegenüber standen, die ihre Brust für eine heilige Sache dem Feinde entgegenwarfen? Das wäre kaum glaublich. Jedenfalls hat hier die Rücksichtslosigkeit in den Vorbereitungen und der Uebermuth bei der Ausführung den geistigen Urhebern des Planes einen bösen Streich gespielt. Im Sommer 1894 traten die Uitlanders zum ersten Male öffentlich auf und zeigten sich schon damals als echte Hitzköpfe, die bereit waren, die Gesetze des Landes, in welchem sie lebten und Rechtsschutz genossen, wohl zu brechen, aber nicht denselben zu gehorchen. Der Gouverneur der Cap-Colonie und Obercommissar für Süd-Afrika, Sir Henry B. Loch, kam um jene Zeit zum Besuch des Präsidenten Krüger nach Pretoria und war von den Einwohnern von Johannesburg eingeladen worden, auch diese Stadt zu besuchen. Als aber bereits auf dem Bahnhofe zu Pretoria stürmische anti-boerische Demonstrationen stattfanden, weigerte sich Sir Henry Loch, die Deputation der Johannesburger Einwohner zu empfangen. Als er es dennoch that, ermahnte er sie zur Unterordnung unter die Gesetze des Landes und zum Gehorsam gegen den Präsidenten. Dagegen verweigerte er ganz, nach Johannesburg zu kommen. Die Haltung des Gouverneurs mußte damals als durchaus loyal angesehen werden, sie erscheint aber in einem etwas anderen Lichte, wenn neuerdings durch die Veröffentlichung der das Reform-Comité in Johannesburg belastenden Acten erwiesen zu sein scheint, daß Sir Henry gerade um jene Zeit mehr zur Geduld als zur Unterordnung ermahnt hat, ja sogar sich über den Stand der in Johannesburg vorhandenen Waffenvorräthe mit einem gewissen sympathisirenden Interesse orientirt hat. Sir Henry, welcher inzwischen seinen Posten in Capstadt aufgegeben hat und als Lord Loch in London dem otium cum dignitate lebt, hat diese Behauptung zwar im Unterhause zurückgewiesen, aber doch nur dieses, denn zu entkräften vermochten seine Gegenbeweise nicht.

Ein halbes Jahr nach diesen Ereignissen in Pretoria brach im nördlichen Theil des Transvaal ein Kaffern-Aufstand aus, der bereits weiter oben erwähnt worden ist. Präsident Krüger entsandte ein stärkeres Aufgebot der Miliz, welche jeden Augenblick unter die Waffen gerufen werden kann, und da man nicht wußte, welche Ausdehnung der Aufstand annehmen würde, zog man fast alle waffenfähigen Männer ein. Auch den Einwanderern britischer Abstammung wurde mitgetheilt, daß sie im Falle der Noth mit in die Reihen zu treten hätten für das Land, dessen Schutz sie sonst genossen. Diese Zumuthung rief bei den Engländern in Johannesburg eine stürmische Entrüstung hervor, denn sie waren eben nur daran gewöhnt, für bezahlte Steuern mit gemietheten Soldaten vertheidigt zu werden. Sie weigerten sich energisch, protestirten und machten Lärm in den englischen Zeitungen, so daß diese sehr bald von einer gewaltthätigen Pressung des freien Briten zum Söldner der grausamen Boeren sprachen.

Da der Aufstand der Kaffern schnell niedergeschlagen wurde, kam es zu keinen ernsteren Auseinandersetzungen, aber das Colonial Office in London basirte doch hierauf eine seiner Forderungen an den Präsident Krüger wegen Abhülfe von Mißständen in der Behandlung der Uitlanders. Mittlerweile hatten nämlich diese allgemeinen Klagen der Johannesburger eine feste Form angenommen. Sie verlangten das Recht, Abgeordnete aus ihrer Mitte in den Volksraad senden zu dürfen, freie Selbstverwaltung in Johannesburg, Abschaffung gewisser Staatsmonopole und endgültige Befreiung vom Kriegsdienste. Diese Forderungen wurden um so bestimmter verlangt, als der Volksraad denjenigen Deutschen, welche freiwillig den boerischen Fahnen in den Kaffernkrieg gefolgt waren, das active Wahlrecht zugestanden hatte. Dieser spontane Act der Liebe für das neue Vaterland von Seiten der ohnehin beliebteren Deutschen erhöhte die Popularität dieser und verschärfte somit die Gegensätze. Es ist nicht ganz ersichtlich gewesen, ob Lord Loch, welcher 1895 von seinem Posten als Gouverneur und Obercommissar zurücktrat, um seinem ursprünglichen Vorgänger im Amte, Sir Hercules Robinson, Platz zu machen, sich der Rhodes'schen Politik allzu willfährig gezeigt hat, so daß er dem Londoner Colonial Office gefährlich erschien, oder ob er nicht genug in dem rauschenden Kielwasser seines unternehmenden Premierministers schwamm. Man kann aber beinahe das Letztere annehmen, da die geplante Ueberrumpelung Transvaals unter den Augen Sir Hercules Robinsons zur That reifte. Wenn Lord Loch auch ganz Brite in seinen Gefühlen und Neigungen war, so galt er doch für einen tadellos rechtlichen Mann und war als naher Bekannter des Hofes und besonders des Prinzen von Wales wohl kaum geneigt, auf eine gewagte Politik kleiner Winkelzüge einzugehen, wie Cecil Rhodes sie gegen die Transvaal-Republik in's Werk zu setzen beabsichtigte. Als Anerkennung seiner Verdienste ist denn Lord Loch auch die Peerswürde geworden. Ob Sir Hercules Robinson es verstehen wird, das englisch-südafrikanische Staatsschiff glücklich durch die bevorstehenden Wetter zu steuern, muß die Zukunft erst lehren.

So wie wir heute vermögen, die Entwickelung der letzten Ereignisse in Süd-Afrika rückschauend zu betrachten, müssen wir uns sagen, daß seit ungefähr zwei Jahren unterirdische Kräfte an der Arbeit gewesen sind, um die Ueberrumpelung der Transvaal-Republik durch einen Handstreich vorzubereiten. Die Unzufriedenheit der Uitlanders wurde geschaffen und geschürt, die öffentliche Meinung in England durch die Presse und Theilhaberschaft ins Interesse gezogen, einige südafrikanische Millionäre traten in London auf und erregten, wie Barnato und Robinson, den Neid ihrer ärmeren, zuweilen hocharistokratischen Mitmenschen, und das Cabinet von St. James, welches, wie man sagt, die Welt regiert, wurde durch des großen Cecil Ueberredungskünste geschoben und gedrängt, so daß Nichts weiter im Wege zu stehen schien, was daran hindern konnte, die reife Frucht in Süd-Afrika

zu pflücken. Wie wohlig mag sich wohl zum Ausgang des Jahres 1895, welches so viele bittere Enttäuschungen gerade auf dem südafrikanischen Speculationsmarkte gebracht hatte, so mancher englische Lord bei dem Gedanken in seinen ledernen Lehnstuhl gestreckt haben, daß in ein- oder Wochen der liebe Cecil ihm die Taschen mit dem Golde der barbarischen Boeren füllen würde. Keine Sorgen über unerfüllbare Verbindlichkeiten mehr, keine Klage über Entwerthung des heimatlichen Grund und Bodens, denn die Dividende aus der Tasche der Boeren macht Alles glatt. Und das Alles nur mit dem Leben einiger junger Hitzköpfe bezahlt — das war fürwahr billig erkauft! Der Rhodes war doch ein wahrer Teufelskerl! — In Johannesburg brachen Dezember 1895 heftige Unruhen aus. Die Uitlanders erklärten, sich nicht länger mit Versprechungen des Präsidenten Krüger abspeisen lassen zu wollen, und es schien, als wollten sie dieses Mal selbst vor einer blutigen Entscheidung nicht zurückschrecken. Der Präsident war sehr maßvoll in seinen Maßregeln dieser offenen Auflehnung gegenüber, verlangte aber absolute Einstellung von Umtrieben und Feindseligkeiten, ehe er auf die Forderungen der Postulanten einzugehen vermöchte. Die englische Regierung und der britische Obercommissar in Capstadt, Sir Hercules Robinson, legten sich in's Mittel und unterstützten die Wünsche der Uitlanders durch Ermahnungen an den Präsidenten, den berechtigten Forderungen zur Abhülfe offenbarer Mißstände nachzugeben. Der Präsident erwiderte nur, daß er offenbare Mißstände nicht anerkennen könnte, daß er aber nach wie vor gewillt wäre, die Klagen der Uitlanders vor den Volksraad zu bringen. Vorläufig aber verlange er, daß die Gesetze seines Landes respectirt werden sollten. Da die Uitlanders anscheinend weder durch Bitten noch Ermahnungen zu beruhigen waren, ließ der Präsident ein stärkeres Truppen-Contingent die Stadt einschließen, so daß wenigstens jede Möglichkeit der Verbindung mit außen abgeschnitten war. Durch diesen Act wuchs die Aufregung in der Stadt Johannesburg noch mehr, die boerische Polizei wurde gezwungen, den Ort zu räumen, und das sogenannte Reform-Comité, welches die ganze Aufwiegelung und Organisation der Unzufriedenen geleitet hatte, übernahm die Verwaltung des Ortes. Truppentheile, welche schon als Volunteer-Corps lange bestanden hatten, und Neugebildete erhielten Gewehre, bezogen Wachen, exercirten und geberdeten sich, als ob sie jeden Augenblick bereit wären, gegen die verhaßten Boeren zu kämpfen. Erst nachher hat man erfahren, daß die meisten dieser sogenannten freiheitsdurstigen Krieger Leute waren, welche im Dienste und Solde von Cecil Rhodes und Genossen standen, und daß man in Johannesburg den Einfall des Dr. Jameson durchaus nicht wünschte, da eine große Mehrheit dagegen war. Die indiscrete Depeschenmappe des Dr. Jameson brachte ein Papier zu Tage, auf welchem schwarz auf weiß zu lesen war: Die Johannesburger bäten, den Einfall vorläufig aufzuschieben, da der Zeitpunkt nicht als geeignet erschiene. Diese Umstände erklären auch, weshalb es in Johannes-

burg nicht zu offenen Feindseligkeiten mit den Boeren kam, und daß es möglich war, daß sich Bataillone aus deutschen und anderen loyalen Unterthanen der Boeren-Republik in Johannesburg bildeten, welche bemüht waren, schon während der Aufstandszeit den Schutz von Personen und Eigenthum zu übernehmen. Mit großer Genugthuung sieht man auch hier unsere Landsleute treu auf der Seite des Rechts stehen und ihre militärische Schulung zum Nutzen ihrer Mitbürger und des Staates gebrauchen, dessen Gastfreundschaft sie genießen. Wir sind so oft bereit, das allzu große Anpassungsvermögen unserer auswandernden Brüder zu bemäkeln, die im Auslande gute Engländer oder Yankees werden, wir müssen aber ihre große Loyalität gegenüber ihrem neuen Vaterlande auch als eine Eigenschaft anerkennen, auf die wir stolz sein können. Der Engländer ist nicht so geartet, sondern glaubt sich überall da, wo nicht englisches Recht ihn schützt, unterdrückt und benachtheiligt. Hierdurch mag er wohl zum einen Theil die Welt erobert haben, aber ich fürchte für unseren Nachbar, daß er damit auch gleichzeitig eine böse Saat säete, und wenn eines Tages sich eine Schwäche an dem Koloß zeigen wird, werden die Feinde wie Pilze aus der Erde wachsen. Unsere deutschen Landsleute werden aber, wenn sie auch schon in der dritten und vierten Generation ihrer Heimat entfrembet gewesen sind, genug deutsche Treue bewahren, um von allen Seiten des Erdballs her dem Mutterlande zu einem Groß-Deutschland die Hand zu reichen. Nach der Niederlage der Jameson'schen Truppe, als wieder geordnete Verhältnisse in Johannesburg eingekehrt waren, ließ der Präsident Krüger den deutschen Bürgern seinen besonderen Dank und seine Anerkennung für ihr loyales Verhalten aussprechen. Während die Bewegung in Johannesburg wuchs und in offene Empörung gegen die Obrigkeit des Landes ausartete, hatte Cecil Rhodes den Telegraph nach Mashonaland spielen lassen und den Dr. Jameson dahin instruirt, daß derselbe alle verfügbaren berittenen Truppen der Chartered Company und der ebenfalls unter dieser Verwaltung stehenden Bechuana-Polizei bei Mafeking, der an der unmittelbaren Nordwestgrenze des Transvaal gelegenen Hauptstadt Bechuanalands, sammeln sollte, um, eines Winkes aus Johannesburg gewärtig, in das Gebiet der Südafrikanischen Republik einzufallen. Der Plan war, wie es auch später aus den Entschuldigungen Jamesons und seiner Genossen hervorging, der folgende: Jameson sollte gerades Weges auf Johannesburg zusteuern, um sich dort mit den Aufständischen zu vereinigen, den Platz selbst zu halten und zu vertheidigen, bis die englische Regierung sich würde ins Mittel legen und mit der Thatsache einer Besitzergreifung von Johannesburg rechnen können. Der vorher erwähnte Wink blieb aber aus, im Gegentheil trafen von Johannesburg Depeschen bei Dr. Jameson ein, welche seinen Zug auf das Energischste widerriethen, da die Stimmung in Johannesburg demselben durchaus nicht günstig wäre. Ob nun die finanzielle Lage der Chartered Company eine so drückende war, oder ob andere zwingende Gründ

Dr. Jameson veranlaßten, genug, er setzte seinen Trupp von 700 Reitern in den letzten Tagen des Jahres 1895 in Bewegung und ritt in Gewaltmärschen auf Johannesburg los. Wer Süd-Afrika kennt, wird wissen, daß es kaum möglich ist, ohne Futterstationen eine Zahl von 700 Pferden schnell vorwärts zu bringen, und so kam es denn, daß Dr. Jamesons Reiterschaar wohl Krugersdorp, einen östlich von Johannesburg gelegenen Flecken, erreichte, aber daselbst in einem solchen Zustande der Ermattung anlangte, daß Roß und Reiter nur ein einziges Bedürfniß, nämlich das der Ruhe, empfanden, zum Kampfe aber absolut unfähig waren. Man kann von ehrlichen englischen Offizieren jeden Tag die Erfahrung äußern hören, daß der britische Soldat wohl ausgezeichnet im Kugelregen steht, wie ein Löwe angreift und ein guter Feldsoldat im Kleinen ist, daß er aber bei dem geringsten Mangel an Verpflegung und bei großen Anstrengungen wie Märschen und langwierigen Entbehrungen völlig versagt.

Ein Beispiel hierzu ist die Truppe Dr. Jamesons, welche, nebenbei gesagt, noch einen Stabsoffizier eines der ersten Garderegimenter der britischen Armee zu ihren Führern unter Jameson zählte. An einer Kloof, d. h. einer Art von Paß, angekommen, welche der Weg durchschreiten mußte, erhielten die Engländer plötzlich lebhaftes Feuer aus den vor ihnen liegenden Höhen. Da es am Nachmittage war, nahmen sie eine Stellung ein, gedachten ein kurzes Feuer-Gefecht zu führen und den ihrer Meinung nach nicht sehr zahlreichen Gegner am anderen Morgen mit Tagesgrauen aus seiner Stellung zu werfen. Der Hauptgrund zu Jamesons Zögerung war wohl aber die gänzliche Erschöpfung seiner Mannschaften und Pferde, und diese wiederum war die Rettung der Boeren. Wenn Jameson mit aller Energie an diesem Abend noch den Angriff gewagt haben würde, so hätte er nur einen schwachen Gegner gefunden, welchen zu umgehen ein Leichtes gewesen wäre, und es erscheint nicht ausgeschlossen, daß er Johannesburg erreicht haben würde. So aber entwickelte sich ein Feuergefecht am Abend, welches mehr von den Boeren als ein hinhaltendes geführt wurde, da diese die Engländer nur aufhalten wollten, um andererseits ihren Landsleuten Zeit zu gönnen, ihre Reihen zu verstärken. Mit der Dunkelheit schlief auch das Schützenfeuer ein, und während die Engländer im tiefen Schlafe einige Erholung von der gänzlichen Ermattung suchten, strömten von allen Seiten Boeren herbei, die bereit waren, ihr Leben für die Freiheit ihres Vaterlandes einzusetzen. So ging denn die südafrikanische Sonne über zwei sehr ungleich starken Gegnern auf. Die Einen, wohl 800 an der Zahl, Männer, Greise und Kinder von 14 bis zu 80 Jahren, von heiligem Eifer beseelt in dem Bewußtsein, daß es galt, einen Entscheidungskampf, vielleicht den letzten möglichen in dieser Welt für ihre Unabhängigkeit gegen den verhaßten Feind zu kämpfen, der ein Jahrhundert lang an ihrem Untergange gearbeitet hatte — ein Heer von Helden für eine heilige Sache, und auf der anderen Seite eine Handvoll Miethlinge im Dienste geldgieriger

Börsenspeculanten! Die afrikanische Sonne hat ihre Lieblinge, und wie mit jeder halben Stunde des sich am Vormittage abspielenden Schützengefechtes sich die Zahl der Boeren vermehrte und ihr Muth wuchs, sank die Kraft der Engländer moralisch und physisch, und nach sehr bedeutenden Verlusten mußte Dr. Jameson um 2 Uhr Nachmittags die weiße Fahne hissen, um seine Mannschaft vor gänzlicher Aufreibung durch Sonnenbrand und die sicheren Geschosse der Boeren zu retten. Da lag nun das übermüthige Albion wie ein Kind fast ohne Widerstand überwältigt im Staube, und wenn man auch sagt, daß der Ueberfall von Isandhlwana im Zulukriege, wo an 2000 Soldaten von den Zulus niedergemetzelt wurden, und Majuba Hill im Jahre 1881, wo nach Erzählung der Engländer selbst die ganze Division des General Colly in 5 Stunden mühselig den Berg erklommen hatte, aber auf der Flucht vor den Kugeln der Boeren in nur 5 Minuten wieder hinablief, als die größten Niederlagen der Briten in Süd-Afrika gelten, so hat doch Jamesons Entwaffnung bei Krugersdorp eine neue Schlappe hinzugefügt, die nicht minder bedeutend ist. Es kann kein Zweifel sein, daß die ganze Intrigue des Cecil Rhodes, deren ausführende Kraft in dem Jameson'schen Ritt zu Tage trat, darauf abzielte, die Freiheit des Transvaal mit einem Schlage zu vernichten. Hiermit wäre der ganzen südafrikanischen Politik eine andere Richtung gegeben worden, und es erscheint berechtigt, die Vereitelung dieses Unternehmens durch die Niederlage Jamesons bei Krugersdorp als einen Markstein in der Geschichte Süd-Afrikas zu betrachten. Im weiteren Verlaufe der Ereignisse bei Krugersdorp wurden alle Mitglieder der Jameson'schen Reiterschaar entwaffnet, gefangen genommen und nach Pretoria gebracht, woselbst ein Gericht über ihr Schicksal entscheiden sollte. Präsident Krüger, welcher wohl alles Recht gehabt hätte, die frevelhaften Friedensstörer kriegsrechtlich erschießen zu lassen, war maßvoll genug, die ganze Schaar an die englische Regierung auszuliefern. Diese sitzt allerdings über Jameson und seine Helden zu Gericht, aber bei der allgemeinen für Jameson nicht nur freundlichen, sondern sogar begeisterten Stimmung ist es wohl nicht einmal der Opposition im Unterhause mit ihrer im Brustton der Entrüstung vorgebrachten absprechenden Kritik Ernst. Wenn aber Präsident Krüger die frevelhaften Eindringlinge in sein Land ohne Weiteres an England ausgeliefert hatte, damit die Welt sehen sollte, daß sein als barbarisch hingestellter Staat Großmuth zu üben verstand, und vielleicht auch, um den Engländern Gelegenheit zu geben, durch ihre eigene Beurtheilung des Falles Jameson den deutlichsten Beweis ihrer stillen Mitwissenschaft oder wenigstens Gutheißung zu geben, so ließ er doch die volle Strenge der Landesgesetze an den Mitgliedern jenes Johannesburger Reform-Comités walten, welches den offenen Aufruhr im Lande geschaffen und geschürt hatte. Alle in den Händen der Regierung befindlichen Rädelsführer wie Oberst Rhodes, der Bruder Cecils, und Lionel Phillipps, ein Johannesburger Speculant, wurden zum Tode und zur Confiscation ihres Eigen-

thums verurtheilt, während ein gewisser Advocat Leonard, welcher entflohen war, nur durch Einziehung seines Besitzes gestraft werden konnte. Dagegen ließ der Präsident auch hier noch weise Mäßigkeit walten und begnadigte die zum Tode Verurtheilten nur zu mehrjähriger Gefängnißstrafe und gab ihre Güter frei. In Zukunft wird den Engländern wohl kaum mehr gelingen, die alte Märe von der Uncivilisirtheit der Boeren und den im Staate Transvaal herrschenden barbarischen Rechtszuständen aufrecht zu erhalten. Präsident Krüger hat der Welt die Augen geöffnet.

Wie aber waren die zuletzt beschriebenen Vorgänge in London und in Capstadt aufgenommen worden? Den Augen der Welt gegenüber spielten sich die Ereignisse folgendermaßen ab. Wenige Tage vor dem Einfall Jamesons in Transvaal trafen Depeschen im Colonial-Ministerium in London ein, welche von Truppen-Ansammlungen bei Mafeking berichteten. Mr. Chamberlain konnte dieselben wohl oder übel nicht gut ignoriren und fragte telegraphisch bei Cecil Rhodes als Premierminister der Cap-Colonie und Director der Chartered Company in Süd-Afrika an, was diese Truppenvereinigung zu bedeuten hätte. Die Antwort lautete, daß Dr. Jameson eine größere Menge von Truppen gegen die aufständischen Matabele in der Hand vereinigen wollte. Darauf schwiegen die Blätter mehrere Tage ganz, und die erste Nachricht, welche das erstaunte Europa wieder aus Süd-Afrika erhielt, war die, daß Dr. Jameson mit einer bewaffneten Macht von 700 Reitern in Transvaal eingefallen wäre, um das von den Boeren so ungerecht behandelte Johannesburg zu entsetzen. Welche ritterliche That! Außer den Verbreitern der großen Johannesburger Lüge, den Engländern selbst, und den ganz Uneingeweihten glaubte aber wohl Niemand in der Welt an diese rein ritterlichen Beweggründe des unternehmenden Doctors, sondern wer die Geschichte Süd-Afrikas, besonders in den letzten Jahren, mit Aufmerksamkeit verfolgt hatte, mußte wissen, daß dieses Stückchen ein letzter Verzweiflungskniff von Rhodes'scher Mache war, der darauf abzielte, den beneideten Boeren das Fell über die Ohren zu ziehen. Auf diese Nachricht aus Süd-Afrika hin kabelte Mr. Chamberlain sofort an den britischen Oberkommissar in Capstadt, Sir Hercules Robinson, dieser sollte Dr. Jameson unverzüglich zur Umkehr veranlassen. Diese Depesche erreichte noch ohne Verzögerung ihr Ziel, von da ab traten aber auffälliger Weise Störungen in der Kabelverbindung ein, so daß das Londoner auswärtige Amt mehrere Tage ohne südafrikanische Nachrichten blieb, ein Umstand, welcher dasselbe der peinlichen Verpflichtung überhob, der Welt über die Vorgänge in Süd-Afrika Rechenschaft abzulegen, bevor die Thatsachen dort unten zu Gunsten Großbritanniens entschieden hatten. Der Befehl des Obercommissars wurde Dr. Jameson auf drahtlichem Wege und durch reitende Boten übermittelt, erreichte ihn aber auf die erste Weise deshalb nicht, weil Jameson wohlweislich alle Telegraphendrähte vorher hatte zerstören lassen. Die reitenden Boten trafen ihn jedoch unweit des verhängnißvollen Ortes Krugersdorp,

wurden aber mit der Weisung abgefertigt: Jameson müsse Johannesburg erreichen, da er dorthin gerufen worden wäre. Der Präsident Krüger war unterdessen auch nicht müßig gewesen. Es war ihm, wie sich später herausgestellt hat, schon lange vor dem Einfall Jamesons bekannt gewesen, daß ein Gewaltstreich im Werke war, und sowohl er selbst als seine stets wachsamen Unterthanen waren auf ihrer Hut gewesen. Sobald Dr. Jameson die Grenzen seines Landes überschritten hatte, entsandte der Präsident einen seiner Neffen mit einem Briefe direct an den Führer der Flibustier, in welchem er ihn eindringlich zur Umkehr ermahnte. Der übermüthige Engländer, welcher wie alle seine Landsleute glaubte, daß die ganze Welt von Rechtswegen ihm gehöre und ihm Alles gelingen müsse, hielt diese Ermahnung für ein Zeichen der Schwäche, nahm den jungen Boeren gefangen und ritt weiter. Noch mehrere Boten wurden entsandt, um die Eindringlinge freundschaftlich zur Umkehr zu bewegen, aber Nichts fruchtete, und Dr. Jameson trieb die Prahlerei so weit, daß er den entwaffneten Sendlingen zurief, sie könnten ihre Waffen auf dem Rathhaus zu Pretoria zurückerhalten. Wie ein Donnerschlag wirkte in England die Nachricht von der schmählichen Niederlage und Gefangennahme Jamesons und seiner Leute, denn erstens wird das englische Publicum, dessen Kriege sich immer in so weiter Ferne von der Heimat abspielen, über den Werth und Unwerth seiner Soldaten durch selbstberäuchernde Zeitungsberichte ganz im Unklaren gelassen, und zweitens wird von einem Kriege, wenn er auch mit einem zweifellosen Mißerfolge ausgegangen ist, stets als von einer glorious campaign gesprochen. Es giebt englische Generale, die in hohem Ansehen stehen und sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen und doch nur ziemlich erfolglose Expeditionen geführt haben, dafür aber mehrere Male empfindliche Niederlagen erlitten. Es ist eigenartig für uns Deutsche, die wir ja allerdings in unserer heutigen Geschichte vom Kriegsglück in seltener Weise begünstigt worden sind, wie gering unsere doch nicht so leichten afrikanischen Lorbeeren von uns selbst veranschlagt werden im Vergleich zu der großen Wichtigkeit, welche die Engländer ihren doch ausschließlich gegen Eingeborne geführten Kriegen und zweifelhaften Erfolgen auf diesen Gebieten beimessen. Erfolge haben die Briten ja immer aufzuweisen, aber dieselben sind nur in den allerseltensten Fällen auf dem Schlachtfelde, sondern in der Zähigkeit des Ausharrens, dem Geschick des Kaufmanns und dem Eifer der Colonisten zu suchen. Hauptsächlich aber wirkte die unheilvolle Nachricht aus Süd-Afrika deshalb lähmend auf das englische Publicum, weil dieses seit Jahrhunderten gewöhnt, als Rentner von den Einnahmen seiner Colonialgüter zu leben, in den letzten Jahrzehnten die großen finanziellen Niedergänge Süd-Amerikas, Australiens und vor allen Dingen des Silbers in Nord-Amerika und Indien sehr schmerzlich empfunden hatte und sich mit desto größerer Hoffnung dem durch Rhodes eröffneten Dorado Süd-Afrika zugewendet hatte. Es war eigentlich von dem großen Publicum bei dem aus-

gesprochenen Nationalgefühl der Briten nicht zu verlangen, daß es das Unrecht, welches in der gewinnsüchtigen Absicht der Chartered Company lag, erkannte, andererseits aber mußte jeder Engländer den Wunsch haben, ganz Süd-Afrika als englisches Gebiet zu sehen, und ein Plan des großen Cecil Rhodes wurde überhaupt nicht näher auf seinen inneren Werth geprüft, sondern von vornherein als gut und sowohl gewinnbringend als national angenommen. Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz England. Entrüstung worüber? Ueber die Unverschämtheit des Rhodes'schen Planes und die Ungeschicklichkeit Jamesons, der an dem Mißlingen Schuld war? Nein! Aber Entrüstung über das Mißlingen eines englischen Unternehmens und über die Kühnheit der Barbaren, die es gewagt hatten, eine reguläre englische Truppe gefangen zu nehmen und zum Lande hinauszuschaffen. Man machte nicht Cecil Rhodes, nicht Jameson, nicht der Chartered Company irgendwelche Vorwürfe, sondern man tadelte in verhüllter Weise die Regierung, daß sie diese Schlappe nicht durch ihr Dazwischentreten zum Siege gewendet hatte. Die englische Meinung von der Allmacht der Regierung ist eine ebenso große wie der Respect vor derselben, und hierauf sind auch wohl die vielen Bemühungen einzelner Cabinette nach Scheinerfolgen zurückzuführen. Hier war es ebenso, und indem Mr. Chamberlain sich in große Worte hüllte, die in London ungemein gefielen und den eitlen Briten schmeichelten, an Präsident Krüger jedoch ohne Wirkung abprallten, empfand die ganze civilisirte Welt mit tiefer Beschämung, daß ein großer christlicher Staat sich zum Handlanger gemeiner Geldgier hergegeben hatte und dadurch tief herabgewürdigt war.

Daß man dieses Bewußtsein in demselben Maße in England selbst empfunden haben sollte, muß wohl bezweifelt werden. Wie die Sachen lagen, wurden die nach England zurückkehrenden Jameson'schen Reiter und ihre Führer mit Enthusiasmus aufgenommen und waren die Helden des Tages. Der sogenannte poeta laureatus, der ruhmgekrönte Dichter, eine Art von Hofstellung, welche kurz zuvor einem Dichter als Nachfolger Tennysons verliehen worden war, besang den Heldenritt Jamesons in Versen. Unter diesen Umständen hätte Chamberlain der öffentlichen Meinung in's Gesicht geschlagen, wenn er den ersten Forderungen des Präsidenten Krüger in Bezug auf eine Genugthuung für den Einfall Jamesons nachgegeben hätte. Er versprach daher, Alles thun zu wollen, that aber vorläufig Nichts, sondern wiederholte seinerseits die alten Klagen der Uitlanders als Forderungen Englands an die Südafrikanische Republik. Die Genugthuung, welche Präsident Krüger forderte, war erstens die Zurückziehung des der Chartered Company verliehenen Charters und zweitens die Entfernung von Cecil Rhodes aus Süd-Afrika. Diese Beiden waren als Geldmacht und als Kopf die gefährlichsten Ruhestörer in Süd-Afrika. Auf diese Punkte wurde vor der Hand britischerseits nicht näher eingegangen, schon weil eine directe Mitschuld der Chartered Company noch nicht erwiesen und

zweitens weil Cecil Rhodes, nachdem er das Directorium der Gesellschaft und seinen Posten als Premierminister am Cap aufgegeben hatte, nach England reisen sollte. Da schlug ein zweiter Blitz unter die Schaar der stolzen Briten, welche die That Jamesons als einen ritterlichen Act freier Entschließung hinstellen wollten und jede Mitschuld der Regierung und der Directoren der Chartered Company leugneten. Die Regierung der Transvaal-Republik veröffentlichte nämlich eine Anzahl von Depeschen, welche zwischen Doctor Jameson, dem Reform-Comité in Johannesburg und Rhodes gewechselt worden waren und welche klar bewiesen, daß das ganze Unternehmen von Rhodes geplant und im Interesse der Company ausgeführt worden war. Mit diesen in der Satteltasche des eroberungslüsternen Doctors vorgefundenen Depeschen, an deren Echtheit gar nicht zu zweifeln war, hatte Präsident Krüger die Engländer zum zweiten Mal und zwar noch empfindlicher als bei Krugersdorp auf's Haupt geschlagen, und dieses gerade in dem Augenblick, wo der große Boerenhasser, Sir Ashmead Bartlett, im Unterhause die Competenz des Transvaal-Gerichtshofes zur Aburtheilung des Reform-Comités von Johannesburg in Frage ziehen wollte und Mr. Chamberlain schon wieder einen sehr hochmüthigen Ton anzuschlagen begann. Die Ueberraschung über diese Enthüllungen überließ die Welt wiederum den stolzen Briten, denn alle Anderen wußten von Anfang an nur zu gut, aus welcher Ecke der Wind geweht hatte. Die Aufregung in England war eine ungeheure, sie erreichte jedoch ihren Höhepunkt erst dann, als S. M. der deutsche Kaiser den Präsidenten Krüger in einem Telegramm zu der Niederwerfung des ungesetzlichen Einfalls in sein Land beglückwünschte. Wenn diese Aeußerung unseres Herrschers auch schon in den ersten Tagen des Januars bekannt wurde, so kam sie doch den Engländern erst allmählich durch die stets zur Aufreizung bereiten Blätter zum vollen Bewußtsein und wurde noch durch die Mobilisirung eines fliegenden Geschwaders gesteigert. Die Engländer schienen sich selbst und ihre sonstige große äußerliche Würde ganz und gar zu vergessen, Freunde von jenseits des Kanals kündigten den diesseitigen die jahrelange Freundschaft, gemachte Bestellungen wurden zurückgenommen, Aufträge nicht mehr ausgeführt, kurz ein noch nie dagewesener Zorn bemächtigte sich der Kinder Albions — und das Alles wegen eines Telegramms, wird man fragen? Nun, so einfach lag die Sache denn doch nicht. Mit dem bewußten Telegramm hatte der deutsche Kaiser einerseits nur einem alten schönen Brauche der Hohenzollern gehuldigt, indem er seiner Freude über eine tüchtige Waffenthat und den Sieg einer gerechten Sache Ausdruck gegeben hatte. Andererseits aber hatte das Haupt des deutschen Volkes mit dem alten Brauche gebrochen, mit Großbritannien unter allen Umständen im Frieden zu leben und seine Wege nicht zu kreuzen. Es war dies eine That, die dem Gefühle des Volkes voll und ganz entsprach, und wohl selten hat ein politischer Act unseres Kaisers solchen warmen Wiederhall in den Herzen deutscher Männer ge-

funden als gerade diese spontane Aeußerung. Er trat nach guter deutscher Art für das Recht und für die Bedrängten in die Schranken, und er gab dem stolzen England zum ersten Male zu verstehen, daß ihm in dem so oft mißachteten Deutschland ein Rivale entstanden war, welcher beachtet sein wollte. Daß dieses gerade in dem Augenblick und besonders in Süd-Afrika den Engländern sehr unangenehm sein mußte, war begreiflich, aber es war noch mehr als nur dieses Eine. England war mit einem Schlag auf allen Gebieten um einen Gegner oder wenigstens Rivalen reicher geworden.

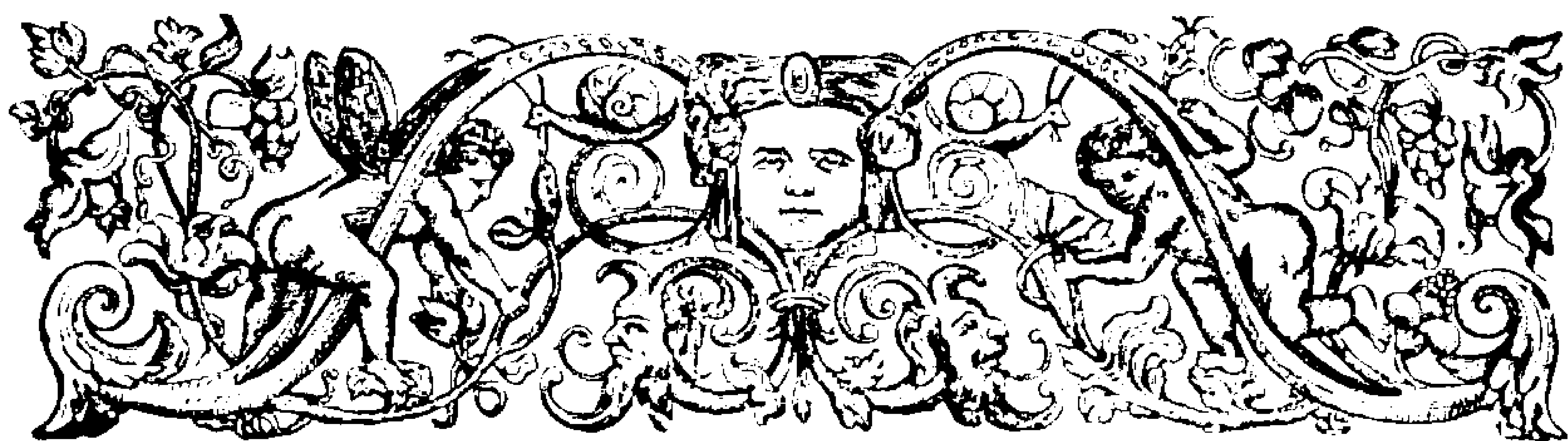
Man hat in Deutschland viel geschrieben und gesprochen über den durch die antideutsche Stimmung in England hervorgebrachten wirthschaftlichen Schaden für unseren Export, und es mag wohl sein, daß einige Bestellungen weniger eingelaufen sind, und daß die ungeheuren Bewilligungen zur Vermehrung der großbritannischen Flotte ihre Ursache zum Theil in der von den Engländern als feindlich aufgefaßten Aeußerung des Kaisers haben, eine Erklärung im Sinne des Volkes ist und bleibt das Telegramm an den Präsidenten Krüger auf alle Fälle. Mir scheint, daß wir etwas englischen Haß ganz gut vertragen können, denn unsere Waaren brauchen sie doch und werden sie kaufen. Wer einmal in England und in einer englischen Colonie gewesen ist, wird wissen, welche Rolle die Gegenstände mit dem von Engländern so vielfach belachten Vermerk „made in Germany" spielen.

Nachdem der erste Zorn gegen Deutschland verraucht war, das gegen einen imaginären Feind mobilisirte Geschwader in seinen Friedenszustand zurückgekehrt war und die durch den Präsidenten Krüger veröffentlichten Depeschen bekannt geworden waren, verlangte Sir William Harcourt als Führer der Opposition im Unterhause eine parlamentarische Untersuchung der ganzen Vorgänge in Süd-Afrika und in dem Falle einer nachgewiesenen Mitschuld der Chartered Company an dem Complott die Zurückziehung des ihr verliehenen Charters. Außerdem wollte man auch Cecil Rhodes in England zur Verantwortung gezogen wissen. Ueber den erstgenannten Punkt gab Mr. Chamberlain das gewünschte Versprechen, hielt aber die Entziehung des Charters für verfrüht und wollte sich in keiner Weise binden. Was Cecil Rhodes betraf, so räumte er zwar dessen Mitschuld ein, erinnerte aber an seine Verdienste um Süd-Afrika und sagte, dort wäre das Feld seiner Thätigkeit, und dorthin wäre er zurückgekehrt, um zu nützen und wieder gut zu machen, was sein verfehltes Unternehmen geschadet hätte. In Wahrheit hatte sich Rhodes nur ganz kurz in London aufgehalten und war sodann über Kairo und Zanzibar nach Rhodesia zurückgekehrt. Es wird Jedem einleuchten, daß Präsident Krüger und seinem Volksraad mit einer parlamentarischen Untersuchung in London wenig gedient ist, noch weniger allerdings mit dem guten Willen des Mr. Rhodes, mit dem die Boeren bisher nur schlechte Erfahrungen gemacht haben. Eine Verbannung

dieses Letzteren aus Süd-Afrika wird auch Präsident Krüger nie von der englischen Regierung erreichen, dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß eine Entziehung des Royal Charters eintritt, obgleich die Aussichten auch hierfür nur gering sind. Jedenfalls dürfte aber eine schärfere Controle der Regierung eintreten, welche solche Uebergriffe wie den Einfall Dr. Jamesons in befreundetes Gebiet zum Mindesten erschweren würden. So sehen wir jetzt die großmüthige Auslieferung des Präsidenten Krüger unbelohnt, den frevelhaften Einbruch in das Transvaal-Gebiet ungesühnt, Cecil Rhodes nach wie vor in Süd-Afrika und vielleicht schon wieder am Werke, um einen neuen Fallstrick für die Unabhängigkeit der Boerenstaaten zu drehen, und die Engländer trotz aller kriegerischen und moralischen Niederlagen begehrlicher denn je zuvor. Kann es uns Wunder nehmen, wenn die Boerenstaaten ein Schutz- und Trutzbündniß schließen, ihre Verträge mit der Chartered Company kündigen und sich auf Alles gefaßt machen? Die Chartered Company selbst hat anscheinend alle Hände voll zu thun, um den Aufstand der Matabele niederzuwerfen. Da derselbe jedoch Dr. Jameson nicht von seinem Vorhaben gegen Johannesburg abhielt, kann man wohl annehmen, daß derselbe auch kein Hinderungsgrund für neue Anschläge gegen das Transvaal sein wird. Großbritannien aber verstärkt in aller Stille seine Garnisonen in Süd-Afrika und schiebt die abgelösten Truppen weiter nordwärts, so daß sie der Süd- und Westgrenze der Boeren-Republiken nahe gerückt werden. Als eigentlicher Grund dieser Verstärkungen und Verschiebungen wird der Matabele-Aufstand angegeben. Der aus allen Umständen deutlich zu erkennende Wunsch der Boeren geht nur auf die Erhaltung der bestehenden Zustände, ob derjenige der Engländer aber nicht weiter geht und auf eine Umwälzung hinarbeitet, wird die nächste Zukunft uns lehren. Wenn man die ganze Geschichte der Chartered Company in den letzten sechs Jahren seit ihrer Entstehung betrachtet, so muß man zugestehen, daß man es hier mit der Schöpfung eines genialen Finanzmannes und großen Wirthschaftspolitikers zu thun hat, und viele Proben staatsmännischer Klugheit beweisen das Talent des Feldherrn und Organisators zugleich, aber man muß andererseits dem Präsidenten der Südafrikanischen Republik in seiner Behauptung Recht geben, daß die Bestrebungen der Gesellschaft derartig gewissenlose gewesen sind, daß man sie als gemeingefährlich bezeichnen muß. Daß es den Boeren höchst erwünscht sein muß, einem Zusammenleben mit diesen unruhigen Nachbaren ein Ziel gesetzt zu sehen, wird Jedermann begreiflich finden — ausgenommen die Engländer. Ob diese aber geneigt sind, ihre Begehrlichkeit und ihre Ränke bis zu einer erneuten blutigen Entscheidung zu treiben, oder ob sie sich endlich dazu entschließen werden, das gute Recht der verfolgten Boeren als ein solches zu achten, müssen wir abwarten. Das Klügere wäre jedenfalls das Letztere, denn bei einem Waffengange mit den Boeren haben die britischen Krieger bislang nur den Kürzeren gezogen, und dann dürfte die

große Masse der boerisch gesinnten Einwohner der Cap-Colonie ihren britischen Herren recht unangenehme Ueberraschungen bereiten, Ueberraschungen, welche eine Umwälzung in Süd-Afrika, vielleicht sogar eine Einigung aller Theile desselben hervorbringen würden, die sehr wenig im Sinne Englands sein dürfte. Wie es aber auch kommen mag, die Sympathieen Deutschlands werden stets mit den mannhaft für ihr gutes Recht und ihre Freiheit kämpfenden Boeren sein, und wenn wir auch nicht in der Lage sind, ihnen hülfreiche Hand zu Wasser oder zu Lande bieten zu können, so wünschen wir ihnen doch von ganzem Herzen, was ihr Wahlspruch sagt: Zuid Afrika boven!





X und Y.

Zum Neuen das Neueste aus der Dunkelkammer.

Von
Gustav Schröder.
— Berlin. —

Haben Sie schon von Y-Strahlen gehört? — „Von Y-Strahlen? Sie meinen X-Strahlen, oder Röntgen-Strahlen!" — Nein, die meine ich eben nicht; aber ich habe mir für meine Fragestellung an Röntgen ein Beispiel genommen. Dieser macht eine Entdeckung, oder genauer ausgedrückt, er macht vollends fertig, was kurz zuvor zu entdecken angefangen worden war (durch Lenard), und hat nun ein Ding, das er für keins der so zahlreichen Schubfächer der Elektricitätslehre passend erachtet, für das er also ein neues Fach stiften und dasselbe mit einer Etikette versehen muß. Und da thut er, was in der Mathematik alter Gebrauch ist, und nennt humoristisch-bescheiden seine Unbekannte X. Tritt eine zweite unbekannte Größe in der Rechnung auf, so nennen diese die Mathematiker Y, und so habe ich mir denn erlaubt, eine neue Sorte von Kraft, die Niemand (wenigstens unter uns gemeinen Sterblichen) sieht, riecht oder schmeckt, und die doch gleich den X-Strahlen das Photographiren versteht — vorläufig Y-Strahlen zu nennen.

Wir wollen sofort deren nähere Bekanntschaft machen.

Wir müssen runde 50 Jahre zurückgehen und stoßen dann — nicht auf den Vater, sondern, so zu sagen, auf den Großvater einer Entdeckung von heut.

Ich besitze leider die damals ihrer Vollendung nahe neunte Auflage des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons (leider! so darf man schon sagen, wenn man vor fünfzig Jahren bereits im bücherbedürftigen und erwerbungsfähigen Alter war!), und diese neunte Auflage schlage ich gern neben der

jetzt an der Spitze der Civilisation marschirenden vierzehnten auf, um zu vergleichen, wie Menschen und Dinge und die Interessen des Tages Bestand gehabt oder Wandlung erfahren haben.

Ich war überrascht, in dem 1847 herausgekommenen zwölften Bande Brockhaus' des Neunten meinem „Großvater" eine ganze Seite gewidmet zu finden — so berühmt war er bereits! Aber durchaus nicht der Y-Strahlen wegen.

„Reichenbach (Karl, Freiherr von), einer der gegenwärtig berühmtesten Techniker" . . . . so beginnt jener Artikel von 1847 und schließt mit der Mittheilung, daß dem Genannten seine Vaterstadt (Stuttgart) 1836 das Ehrenbürgerrecht ertheilt und der König von Württemberg 1839 ihn in den Freiherrnstand erhoben habe.

Reichenbach ist 1788 geboren: „Seine Jugend fiel also in die Rheinbunds-Zeit seiner schwäbischen Heimat; in die Zeit, wo die Württemberger als Zugehörige der großen Armee sich in Schlesien, wo z. B. die Festung Glogau als wichtiger Etappenort von 1807 bis 1813 französische Besatzung hatte — schlimmeren Ruf erworben haben als die Franzosen selbst. Heut mag das wohl vergessen sein; in meiner Mutter, die jene Zeit als junges Mädchen erlebt hatte, kochte es noch immer, wenn sie erzählte, wie die Württemberger gehöhnt hätten, der König von Preiße werde noch müsse mit Schwefelhölzle hausire geh'n.

Aber der Student Reichenbach war ein gut deutsch gesinnter Schwärmer, der schon als Sechszehnjähriger ein neues deutsches Reich auf den Südsee-Inseln träumte, auch später auf der Universiät einen Geheimbund ad hoc gestiftet hatte, wofür er von der napoleonischen Polizei für einige Monate auf dem Hohenasperg kalt gestellt wurde.

Nachmals hörte man nur noch durchaus Solides von ihm. Er wandte sich von der anfänglich betriebenen Juristerei ab und ausschließlich der Naturwissenschaft und deren Verwerthung zu industriellen Zwecken zu. Er promovirte auch und scheint Werth darauf gelegt zu haben, denn auf den Titeln seiner Schriften findet sich stets unter dem Namen das Dr. phil. oder auch vollständig Phil. Dr. & a. l. Mr. — „der Weltweisheit Doctor und der freien Künste Magister".

Der Eisenhüttenkunde und dem damit im Zusammenhange stehenden Holzverkohlungsprocesse widmete Reichenbach seine besondere Aufmerksamkeit. Er machte bezügliche Studienreisen in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und gründete 1821 in Compagnie mit dem Altgrafen Hugo von Salm zu Blansko in Mähren und an anderen Orten Werke, die an Bedeutung, Leistung und Rentabilität mit dem damals berühmtesten Centralpunkte, der Gründung Cockerills zu Seraing bei Lüttich wetteiferten. Im Jahre 1836 starb Reichenbachs Compagnon, und in Folge dessen zog auch er sich aus dem Geschäfte zurück. Er hatte noch verdrießliche Processe zu führen und sich gegen Verdächtigungen finanziell-administrativen Charakters

zu wehren, ging aber siegreich und als ein recht wohlbegüterter Mann aus dem Kampfe hervor. Er war zur Zeit dem 50. Lebensjahre nahe.

Reichenbach erwarb in der Folge bedeutende Besitzungen in Niederösterreich und Galizien, wo er Maulbeerbäume pflanzte und Seidenzucht trieb; persönlich aber nahm er ständigen Aufenthalt zu „Schloß Reisenberg unfern Wien," von wo seine meisten Vorreden datirt sind.

In seiner Eigenschaft als Naturforscher hat Reichenbach sich einige dauernde Verdienste erworben, er hat zwei allbekannte und viel benutzte Stoffe, das Creosot und das Paraffin, außerdem zwei Farbstoffe entdeckt. Eine seiner Specialitäten waren die Meteorsteinfälle, zu deren Geschichte er werthvolles Material zusammengetragen hat; er selbst hatte eine ansehnliche Meteorstein-Sammlung.

Unter seinen Reisen sind zwei für ihn von hervorragender Bedeutung geworden: 1861 eine Reise nach Berlin; 1867 eine solche nach Leipzig.

Seinen eigenen Angaben nach hätte er in Berlin nur einen kurzen Besuch und zwar in meteoritischem Interesse beabsichtigt, aber es wurde ein über ein Jahr langer Aufenthalt und siebenjähriger Krieg mit den berühmtesten der damaligen Berliner Universitätsprofessoren der naturwissenschaftlichen Fächer daraus.

Nach Leipzig ging der nunmehr Achtzigjährige, weil er in einem der dortigen Professoren einen Bundesgenossen wider die feindlichen Berliner zu finden hoffte. Auch diese Hoffnung trog; der Umworbene setzte dem Werben große Sprödigkeit entgegen.

Reichenbach hat Leipzig nicht mehr verlassen; am 19. Januar 1869, einen Monat bevor er das 81. Jahr vollendet hatte, ist er daselbst gestorben.

Der Professor der Physik, um dessentwillen Reichenbach nach Leipzig gereist ist, hieß Fechner. Derselbe ist noch älter geworden als Jener; er ist erst 1887 gestorben und war 1801 geboren.

Fechner hat (neben vielen großen und bedeutenden Fachschriften) eine kleine Schrift verfaßt (nur 55 Seiten Klein-Octav), die über Reichenbach auf's Angenehmste und Bequemste und dabei unparteiisch und glaubwürdig Auskunft giebt. Fechner war durchaus kein Anhänger Reichenbachs; aber er war auch kein verbissener Gegner. Er erkennt sogar eine der Thatsachen an, die Reichenbach als Stütze seiner Lehre verwendet hat; damit allerdings entfernt noch nicht die Lehre selbst*).

Fechners Schrift führt den Titel „Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre und ihres Urhebers" (Leipzig, Breitkopf und Härtel 1876).

---

*) Die sicher constatirte Thatsache war, daß eine Sensitive mit ihren Händen, am stärksten aber mit dem Ellenbogen bei zusammengeklapptem Ober- und Unterarm die Magnetnadel einer Bussole aus einer gewissen Entfernung zu Abweichungen aus der Meridianrichtung bis zu 90 Grad zwingen konnte — genau so, wie es ein starker Magnet gethan haben würde.

Hiermit sind wir bei dem springenden Punkte angelangt: „Odlehre“; Reichenbachs Lehre vom „Od“. Was ist Od? Zunächst ein Wort, das bis dahin in der deutschen Sprache oder in sonst einer Sprache noch nicht existirt hat; ein durchgeschnittener Regenwurm, aus dem dann zwei werden; es ist, um es kurz zu sagen, die erste Hälfte von Odin. Die ersten zwei Buchstaben dieses Wortes zu einem neuen Worte und Begriffsträger zu stempeln, ist ein Einfall Reichenbachs. Er begründet denselben folgendermaßen: Vâ im Sanscrit bezeichnet: wehen. Davon kommt vada im Altnordischen, vado im Lateinischen. Der Begriff ist: schnell gehen, dahin eilen, strömen. Es bilden sich die Wortformen Wuodan, Wuotan, Odan, Odin. Die alten Götter sind ja bekanntlich überall Naturkräfte, Naturerscheinungen, naturphilosophische Begriffe. Odin ist — neben Anderem — der Umherstreifende, der Wanderer (vom Christenthum zum wilden Jäger degradirt). „Od ist das Lautzeichen,“ so schreibt Reichenbach wörtlich, „für ein Alles in der gesammten Natur mit unaufhaltsamer Kraft rasch durchdringendes und durchströmendes Dynamid.“

Die letzte Vocabel „Dynamid“ — nicht etwa zu verwechseln mit „Dynamit“! — ist ein ebenfalls von Reichenbach — unnöthiger Weise! — neugeschaffenes Kunstwort, das in diesem Sinne (später in einem ganz andern) in der Wissenschaft sich nicht Aufnahme verschafft hat. Von dem griechischen Worte dynamis, „Kraft“, abstammend und mit der sogenannten patronymischen, d. h. die Herkunft oder Abstammung andeutenden Endung ides versehen, sollte es bezeichnen: eine Kraftleistung, ein Krafterzeugniß.

Lassen wir uns von seinem und seines Od Leichenredner Fechner erklären, was wir unter Od zu denken haben:

Es ist ein dem Magnetismus und der Elektricität analoges, imponderables (nicht wägbares) Agens*) (ein „Wirkendes“), welches jedoch von Jenen abweichende Erscheinungen darbietet und besonderen Gesetzen folgt. Es ist in allen Körpern enthalten (organischen wie unorganischen; vor Allem auch in allen Menschen); es hat ebenso wie Magnetismus und Elektricität eine gewisse Doppelheit, die Reichenbach im Anschluß an den längst eingebürgerten Sprachgebrauch durch positiv (+) und negativ (—) bezeichnet.

Ich bemerke eben, Fechner ist doch ein wenig dürftig in seiner Charakteristik des Od, und ich will ein wenig nachhelfen.

Vom Erd-Magnetismus hat Jeder Kenntniß, nun denn — es giebt auch ein Erd-Od. Mit dem Erd-Magnetismus zusammengebracht hat die Wissenschaft längst die prachtvolle Erscheinung des Polarlichtes. Man wußte, daß der in der atmosphärischen Luft unsichtbare elektrische Strom im luftleeren oder doch stark luftverdünnten Raume leuchtet, und half sich

---

*) „Agens“ ist ganz dasselbe wie „Dynamid“ und dabei ein längstgebräuchliches, allen Gebildeten verständliches Wort.

nun beim Nordlicht mit der geringen Dichtigkeit, die unsere Atmosphäre je nach dem Abstande von der Erdoberfläche gewinnt. Da kam das Od schön zurecht; das bedarf der Luftverdünnung nicht erst; das Odlicht leuchtet sofort, wenn es einen Körper verläßt; aus allen Fingerspitzen strömt es und bildet eine „zarte Lohe", einen „duftigen Hauch". Nord- und Südlicht sind die imposantesten Ausstrahlungen des Odlichtes. Diese sehen alle Menschen; die Odausstrahlungen der Finger — die hat Reichenbach selbst nie gesehen, die sehen nur eigens Veranlagte, mit absonderlicher Sehkraft oder Nervenreizbarkeit Ausgestattete, die „Sensitiven".

Wenn Reichenbach heute als Verkünder der Odlehre aufträte, heute, nachdem wohl oder übel der Hypnotismus das akademische Bürgerrecht in der exacten Wissenschaft sich errungen hat — vielleicht fände er weniger Veranlassung, mit Goethe zu seufzen oder zu spotten:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht fasset, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht!

Aber ich bin durchaus nicht gewillt, als Apostel der Odlehre aufzutreten und ihr Proselyten zu werben. Ich würde recht gern darüber plaudern und bin der Ansicht, die heutige junge Welt, für die das Od seit mehr als einem Menschenalter vergessen und begraben ist, würde sich nicht ungern die zum Theil märchenhaft lautenden Zeugenaussagen vorführen lassen; aber ich muß dem knappen Raum Rechnung tragen, auf den ich mich zu beschränken habe.

Es kommt ja auch entfernt nicht auf Alles an, was das Od geleistet hat oder geleistet haben soll, sondern nur auf das einzige Zeugniß, das es als Existenz-Beweis beibringen kann: den Beweis Schwarz auf Weiß oder Braun auf Weiß, nämlich, daß das Odlicht genau so — photographiren kann, wie das Röntgen-Licht. Gerade so dem Wesen nach; was das Maaß der Leistung betrifft, da bleibt es freilich „meilenfern" zurück hinter den reizenden Skeletten von Fröschen, Kanarienvögeln, Goldfischen, Meerschweinchen und Menschenhänden, mit denen uns in den letzten Monaten alle illustrirten Preßerzeugnisse aufgewartet haben.

Die menschliche Netzhaut des Auges besitzt (nach Young-Helmholtz) nur dreierlei Nervenfasern, die farbenempfindlich sind, und die Farbeneindrücke vermitteln; die drei Farben, die wir mit Roth, Grün und Violett bezeichnen. Die augenblicklich im hoffnungsvollen Wachsthum begriffene, ganz junge Kunst des farbigen Photographirens hat dem Gehirn die wunderbare Thätigkeit abgelauscht, wie aus jenen drei Grundfarben, durch passendes Uebereinanderlegen die zahllosen Farben-Mischungen und Abstufungen entstehen, die unser Bewußtsein unterscheidet. Unendliche Nüancen liegen da-

zwischen, aber Roth und Violett sind die Grenzfläche des Reiches des Sichtbaren; durchaus nicht die Grenzen des Lichtes.

Eine der großartigsten internationalen Unternehmungen der modernen Wissenschaft ist die photographische Aufnahme des Sternenhimmels. Schon sind die bisherigen Sternkarten durch eine Anzahl von Sternen bereichert, von deren Existenz bisher die vollkommensten Fernröhre keine Kunde gegeben hatten und haben geben können. Wie es einen tiefsten und einen höchsten Ton giebt, den das menschliche Ohr noch auffassen kann, so vermag unser Auge Licht nicht mehr aufzufassen, das weniger Aetherschwingungen hervorruft als das, was wir Roth nennen, und mehr als unser Violett. Aber die Lichtempfindlichkeit gewisser Stoffe geht weiter als die des menschlichen Auges; was absolut von keinem Menschen schon mehr gesehen wird, wirkt doch noch auf die photographisch vorbereitete Platte. Es ist eigentlich unlogisch, Dasjenige, was gesehen nicht mehr wird, also eine Farbe nicht mehr ist, doch mit Farben-Namen zu bezeichnen; aber es war das Bequemste und Nächstliegende. So hat man denn die Bezeichnungen eingeführt „Ultra-Violett“ (über das Violett hinaus) und „Ultra-Roth“ oder „Infra-Roth“ (unterhalb des Roths). Ein horizontal aufgestelltes Glasprisma erzeugt ein lothrechtes Farbenband (Spectrum), und Roth ist darin die unterste Farbe.

Od-erfüllt ist auch der Mensch, (Reichenbach hat jetzt wieder das Wort) und zwar ist die rechte Körperhälfte od-negativ, die linke od-positiv. Wie bei Magnetismus und Elektricität gilt auch für Od der Satz nicht: „Gleich und gleich gesellt sich gern;“ im Gegentheile: plus und minus gesellen sich gern, aber das Gleichnamige flieht sich.

Der Sensitive hat infolge der dualistischen oder polaren Natur des Od angenehme oder unangenehme Eindrücke, je nachdem sein eigner Od-Gehalt auf ungleichnamiges oder auf gleichnamiges Od stößt. Die Eindrücke sind sinnlich wahrnehmbar. Auf den Geruch und das Gehör scheint Od keinen Einfluß zu haben; jedenfalls hat Reichenbach in seinen Schriften nichts Bezügliches angeführt. Das Gefühl ist speciell Temperatur-Empfindung. Das ungleichnamige, also sympathische Od erzeugt das Gefühl eines wohlthuenden kühlen Hauches; das gleichnamige, also antipathische, ein lau-widriges bis zum Ekel und Brechreiz sich steigerndes. Die Geschmacks-Unterscheidung macht sich geltend als „angenehm säuerlich“ gegenüber „widerlich bitterlich“. Der Farbeneindruck ist „sanft-bläulich“ gegen „Gelblich-Roth“.

Während hiernach drei von den fünf Sinnen des Menschen vom Od afficirt werden, erschien erklärlicher Weise der Lichteindruck als die nachdrücklichste Manifestation. Temperaturgefühl und Geschmacks-Empfindungen kamen nur in nächster Nähe zur Geltung; das Od-Licht hatte einen viel größeren Wirkungskreis. Wenn aber das Odlicht überhaupt nur Sensitiven aufging, so that es das auch bei diesen nur dann, wenn nach längerem

Aufenthalte in einem mit größter Sorgfalt vor der Zufuhr gewöhnlichen Lichtes abgeschlossenen Raume das Auge völlig ausgeruht und von dem gewöhnlichen Sehreiz gänzlich entspannt war*).

Reichenbach begann seine Odstudien bald nachdem er sich auf Schloß Reisenberg häuslich eingerichtet hatte. Constatirt ist, daß er bereits im Jahre 1844 in dieselben eingetreten war. Es drängte sich ihm sehr bald die Erwägung auf: Das Schlimme bei der Sache ist, daß sie von Seiten der Nichtsensitiven Glauben verlangt. In Erinnerung an den ungläubigen Thomas und die Art seiner Bekehrung ist wohl die Redensart entstanden: „Der Glaube muß Einem in die Hand kommen." Nun, eben so gut ist es wohl, wenn er Einem in die Augen kommt. Das Sonnenlicht photographirt selbst da noch, wo das menschliche Auge keine Farbenempfindung mehr hat — sollte das Odlicht nicht auch auf lichtempfindliche Platten chemisch wirken? Wenn man einem Od-Leugner ein im stockfinstern Raume erzeugtes Licht- bezw. Schattenbild vorlegen könnte, würde ihn das nicht bekehren?

Reichenbach machte einschlägige Versuche; aber sie blieben so vollkommen resultatlos, daß er — durchaus nicht am Od selbst, aber an der gewünschten Demonstration od oculos verzweifelte und nahezu 20 Jahre nicht wieder darauf zurückkam.

Das geschah jedoch, als er 1861 nach Berlin kam. Mittlerweile hatte sich die Photographie mächtig entwickelt. Im Hofphotographen Günther fand Reichenbach einen sehr geschickten und bereitwilligen Helfer, und durch Vermittelung des Professor Rose wurden ihm im Universitätsgebäude zwei Zimmer eingeräumt, die er seinen odischen Studien und Productionen entsprechend einrichtete.

Reichenbachs Aufenthalt in Berlin, der bis tief in den Sommer 1862 sich verlängerte, brachte ihm viel Anerkennung in Laienkreisen, auch hochgebildeten (er nennt eine vornehme Familie, die ihm allein sechs Sensitive lieferte); aber bei den berühmtesten Männern der exacten Wissenschaft hatte er keinen Erfolg; ja, er erfuhr — bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit — in seinem wissenschaftlichen Streben die entschiedenste Zurückweisung.

Er hat über seine Berliner Erfahrungen in einer besonderen Schrift berichtet: „Odische Begebenheiten zu Berlin in den Jahren 1861 und 1862." Seine Odo-Photographien oder Odographien, wie man die einschlägigen, umfangreichen Versuche wohl nennen könnte, sind nach seiner Erklärung sehr zufriedenstellend gelungen. Er schrieb damals — noch von Berlin aus — am Schlusse seines Berichtes: Die gewonnenen photographi-

*) Eine Stunde war das Wenigste. Aber Reichenbach und seine Sensitiven haben die Geduld gehabt, bis zu 5 Stunden im Finstern auszuhalten.

schen Platten (Negative) offerire er jedem sich für die Sache Interessirenden zur Einsichtnahme. Er nennt seinen Berliner Aufenthaltsort (Hôtel d'Angleterre an der Bauakademie) bezw. später sein Domicil Schloß Reisenberg unfern Wien. Das Ganze athmet eine Zuversicht, die dem unbefangenen Leser von heut Staunen erwecken muß. Daß Reichenbach ein Lügner und Taschenspieler gewesen sei, das ist nach Allem, was man von seinem Charakter weiß, undenkbar. Also entweder ist er ein completer Narr gewesen, oder — die Berliner Leuchten der Naturwissenschaft sind, durch das eigene Licht geblendet, nicht fähig gewesen, fremdes Licht wahrzunehmen.

Der oben angeführten Schrift ist die Copie einer der gewonnenen Platten (Negative) beigefügt.

Gewonnen waren die Negative in folgender Weise: Die Platten, mittelst des damals noch ausschließlich in Gebrauch stehenden Collodium-Processes lichtempfindlich gemacht, wurden vor dem Gebrauch in der üblichen Weise frisch hergestellt und so — im feuchten Zustande — statt, wie beim üblichen Photographiren, gegen vorzeitige Lichteinwirkung geschützt, in die photographische Camera eingelegt zu werden, im vollkommen dunklen Raume so angebracht, daß Odlicht-Ausstrahlungen sie treffen konnten, ja mußten (falls dieselben eine Wahrheit waren). Der Vollständigkeit wegen muß kurz angeführt werden, welche Odlicht-Quellen benutzt wurden. Ich beschränke mich auf die 3 wichtigsten:

Gutausgeblildete Krystalle (deren Wurzelende od-positiv, die Spitze od-negativ ist (nach Reichenbachs Angabe); natürliche Magnete; menschliche Hände, die einen festgelegten Glasstab umfassend, durch letzteren das Od auf die Platte leiteten.

Zunächst wurde die zubereitete Platte in ihrer ganzen Ausdehnung der Odstrahlung ausgesetzt. Nach 15 Minuten langer Exposition wurde entwickelt. Die Platte erwies sich als leicht gebräunt. Der Photograph erklärte mit Bestimmtheit, das sei Lichtwirkung.

Bei den folgenden zahlreichen Versuchen wurden die Platten mit Pappscheiben bedeckt, in denen Figuren ausgeschnitten waren. Jetzt erschienen nach erfolgter Entwicklung nur die Figuren dunkler getönt!

Die den „Odischen Begebenheiten" beigegebene Probe zeigt ein griechisches Kreuz und in den vier Winkeln zwischen dessen Armen zwei Kreise, ein Quadrat, ein Rechteck. Alle Figuren erscheinen wie getuscht, so bestimmt umrissen, wie es eben der Tuschpinsel ergeben würde. Nun muß man freilich in Betracht ziehen: Was man vor Augen hat, ist eine Lithographie; ein anderes Vervielfältigungsmittel gab es damals noch nicht. Man sieht also nur ein Abbild. Das beweist freilich gar nichts, wenn man der Ehrlichkeit des Lithographen nicht traut. Ist es aber nicht höchst wahrscheinlich, daß der Lithograph, der wohl gar nicht gewußt hat, worauf es dem Besteller ankam, der nur einen Auftrag, wie viele, erhielt, den

Auftrag, eine einfache Zeichnung wiederzugeben — daß dieser die Umrisse des Negativs durchgezeichnet hat?

Hat wirklich das Negativ so ausgesehen, wie die Lithographie aussieht, dann erscheint durch diese einzige Platte bewiesen, was Reichenbach beweisen wollte.

Von fachmännischer Seite ist (im Photographischen Archiv) bald nach dem Erscheinen der Schrift „Odische Begebenheiten" eine Einwendung geltend gemacht worden, die allerdings beunruhigt. Es wurden feuchte Collodiumplatten verwendet. Ein gewisses Trocknen macht sich schon in den ersten 15 Minuten geltend. Unter dem Pappdeckel blieb die mit den Brom- und Jodsilber-Salzen gemischte Schicht feucht; den Ausschnitten gegenüber wirkte die sommerliche Zimmerluft stärker austrocknend! Der Kritiker, der versichert, die Reichenbach-Günther'schen Versuche gewissenhaft wiederholt zu haben, glaubte in dem ungleichen Eintrocknen eine völlig ausreichende Erklärung des Vorganges finden zu dürfen. Die einzige Möglichkeit, die entstandenen Zweifel zu beheben, war, den Versuch statt mit den zur Zeit üblichen frischbereiteten feuchten — mit einer Trockenplatte zu wiederholen. Man versuchte damals allerdings schon Trockenplatten, war aber noch nicht dahinter gekommen, sie lichtempfindlich genug zu machen. Im voliegenden Falle war die gebotene lange Expositionszeit kein Uebelstand; der Kritiker versuchte daher eine solche und — erhielt gar kein Abbild! Damit war ja nun wohl über die „Photographibilität" des angeblichen Odlichtes der Stab gebrochen! Der Kritiker pocht auf diesen Mißerfolg und bemerkt triumphirend: Eine geschlagene Stunde, ja sogar 12 Stunden habe er exponirt und doch Nichts auf die Platte bekommen. Er scheint nicht an das Sprichwort gedacht zu haben: „Allzu viel ist ungesund!" Man kann auch über exponiren! Außerdem — eine Trockenplatte vom Jahre 1862 ist nicht sehr vertrauenerweckend.

Alles in Allem: Reichenbachs-Günthers Odophotographien sind, wenn auch nicht unbedingt beweiskräftig, so doch durchaus nicht zu verachten*). So muthvoll in der Schrift von 1862 Reichenbach das Odophotographiren als erwiesen darstellt — er ist in dem Verkehr mit Fechner, auf den er doch so große Hoffnungen gesetzt hatte, nicht mehr darauf zurückgekommen. Das glaube ich wenigstens daraus schließen zu müssen, daß in der Fechner-schen Schrift, die nach Tagebuch-Notizen über die in Leipzig ausgeführten Experimente genau berichtet, von der chemischen Wirkung des Odlichtes kein Wort steht.

Brockhaus IX von 1847 wußte Nichts vom Od, denn erst 1849 hat Reichenbach die erste Schrift darüber veröffentlicht. Brockhaus XIV

*) Namentlich augenblicklich nicht mehr, wo die Düsseldorfer Experimente vorliegen, die wir alsbald näher kennen lernen werden.

von 1894 weiß natürlich vom Od, fertigt es aber mit 18 Zeilen ab (einschließlich des bibliographischen Nachweises der Fechner'schen Leichenrede) und schließt mit den Worten: „Sowohl die Erscheinungen selbst, als die darauf gebaute Theorie haben sich indeß als Irrthum erwiesen." Requiescat in pace!

Brockhaus XIV von 1894 hat nun auch wieder Etwas noch nicht gewußt, nämlich, daß Ludwig Tormin in Düsseldorf 1891 die Reichenbach'schen Versuche von 1861/62 wieder aufgenommen und auf Trockenplatten im Stockfinstern durch bloßes Handauflegen photographirt hat — in Gegenwart eines Photographisch-Sachverständigen, des Professor Crola von der Kunstakademie!

Ludwig Tormin prakticirt seit zwölf Jahren in Düsseldorf als Magnetiseur oder, wie die Herren sich lieber nennen, „Magnetopath," denn in dieser an „Allopath" und „Homöopath" sich anschließenden Bezeichnung bringen sie ihren Anspruch zum Ausdruck, auch zur „Facultät" zu gehören und es nicht zu verdienen, zu den Wunderdoctoren und Charlatanen gerechnet zu werden, wie ihr berühmtester, beziehungsweise berüchtigtster Berufsgenosse Mesmer.

Tormin ist der Schwiegersohn des — wie er ihn nennt — „ehrwürdigen Nestor der heutigen Magnetopathen Walpurg Philipp Kramer in Köln". Obgleich im gewöhnlichen Leben uud im Sinne Darwins Vererbung von Schwiegervätern bis jetzt nicht beobachtet worden ist, so — muß doch Tormin sich Wirkung davon versprochen haben, daß er uns von dieser Verwandtschaft in Kenntniß setzt. Von seiner Mutter erzählt er, sie sei eine lebendige Elektrisirmaschine.

Tormin bekennt ehrlich, sein Experimentiren im Jahre 1891 habe hauptsächlich den Zweck gehabt, die greifbare Ueberzeugung von dem den Fingern des Magnetopathen — also insbesondere seinen Fingern — entströmenden Fluidum zu gewinnen. „Obschon ich das gewünschte Resultat erhielt," so schreibt Tormin, „und ein Gelehrter, wie der verstorbene Professor Kapp, sich für meine Forschungen interessirte, gab ich doch die angestellten Versuche bald wieder auf, weil ich mir sagte, daß ich doch nicht hoffen dürfe, bei der stark materialistisch angehauchten Weltanschauung in weiteren Kreisen Theilnahme für diesen Gegenstand zu finden."

Da ging die Sonne von Würzburg auf, und die ersten X-Strahlen ergossen sich über Feld und Flur! Und da erwog Ludwig Tormin, daß er ja doch früher aufgestanden war und schon vor vier Jahren gestrahlt hatte, und machte dem Professor Slaby an der technischen Hochschule in Charlottenburg Mittheilung davon.

Dieser antwortete ihm und betonte die Möglichkeit, daß die damals benutzte Blechcassette, in welcher das Kreuz eingeschnitten war, die Bromsilber-Gelatineschicht der Trockenplatte berührt haben könnte, was erfahrungsgemäß einen Einfluß auf die lichtempfindliche Schicht übe.

Tormin ließ sich das gesagt sein. Er ließ die Cassette so herstellen, daß eine Berührung unter keinen Umständen stattfinden konnte. „Es wurden von Neuem Versuche angestellt, welche sämmtlich von Erfolg waren." Von Erfolg unter Tormins Händen! Ein in ganz gleicher Weise ausgeführter Versuch, den Professor Crola zu machen die bewundrungswürdige Geduld hatte (45 Minuten die Hand auf einem Flecke unverrückt zu halten!), blieb ohne Resultat. „Es scheint also zum Gelingen des Experimentes eine starke magnetische Kraft nöthig zu sein*)."

Der kleinen Schrift, in der Tormin über seine Handstrahlungs-Ergebnisse berichtet, sind zwei „autotypische Abdrucke" von erzielten Negativen beigefügt. Unter dieser Bezeichnung ist ohne Zweifel Lichtleimdruck, Photolithographie oder Zinkographie verstanden, jedenfalls eins der modernen Vervielfältigungsverfahren, das keiner Vermittelung durch einen Zeichner bedarf, bei dem vielmehr das Negativ direct die Grundlage des Abdrucks liefert. Dies ist dann ein Document von durchschlagender Beweiskraft, so gut als habe man selbst die Aufnahme gemacht und, ohne die Platte aus der Hand zu geben, in der Dunkelkammer entwickelt — natürlich vorausgesetzt, daß kein grober Betrug, keine directe Fälschung vorliegt, woran selbstverständlich hier nicht zu denken ist.

Um der Zuverlässigkeit willen sind autotypische Abdrücke beigefügt, die allerdings das Bild nur schwach wiedergeben. Der photographische Verlag von Schmitz & Olbertz in Düsseldorf offerirt „photographische Originalabzüge", was doch wohl heißen soll Positiv-Copien nach den Original-Negativen.

Beim ersten Blick auf die Autotypien fühlt man sich enttäuscht, denn das Bild des Kreuzes tritt nur sehr wenig tiefer grau und mit stellenweise unsicherer Abgrenzung aus dem allgemeinen Grau der Platte hervor; bei näherer Erwägung sagt man sich aber, daß es zunächst auf den Grad von Deutlichkeit gar nicht ankommt, sondern nur darauf, daß der Kreuz-Ausschnitt in dem Blechdeckel überhaupt zum Ausdruck auf der lichtempfindlichen Schicht gekommen ist, und das ist ganz unverkennbar der Fall.

Um nicht zu weitläufig zu werden, will ich nur noch angeben, unter wie erschwerenden Umständen das Urbild von Fig. 2 in Tormins Schrift zu stande gekommen ist.

Sämmtliche einschlägige Manipulationen sind in vollkommener Dunkelheit ausgeführt; selbst die reglementsmäßige rothe Lampe hat nicht gebrannt. Natürlich war der Kreuzausschnitt in der Cassette bereits hergestellt, als die Versuchsplatten dem Verschlusse, in dem die Fabrikanten sie zu liefern pflegen, entnommen wurden. Es wurden zwei Platten in gleicher Weise

*) Zunächst Geschäftsempfehlung, aber darum wissenschaftlich nicht weniger interessant.

vorbereitet; die eine sollte zur Controle dienen und der Bestrahlung nicht ausgesetzt, im Uebrigen aber bis zum Abschlusse des ganzen Processes — der Entwickelung und Fixirung der Negative — genau übereinstimmend wie die Versuchsplatte behandelt werden.

Daß die Blechcassetten so eingerichtet waren, daß Berührung der lichtempfindlichen Schrift durch das Blech unmöglich war — ist bereits erwähnt.

Die geschlossenen, die Platten enthaltenden Cassetten wurden nunmehr in einen Holzkasten gelegt. Derselbe war von der der Cassette für die 13/18 Centimeter-Platte entsprechenden Größe, geschwärzt, alle Fugen dicht, mit einem in Nuthen laufenden Schiebedeckel versehen, 10 bis 12 Centimeter hoch, um welches Maß also die auf den Kastenboden gelegte Cassette vom Deckel entfernt war. Der Deckel wurde eingeschoben, und auf ihn stemmte Tormin die Fingerspitzen der rechten Hand. Dieselben waren also durch den hölzernen Schiebedeckel, durch mindestens 10 Centimeter Luft und die mit dem Kreuzausschnitt versehene Blechplatte von der lichtempfindlichen Bromsilber-Gelatine-Schicht getrennt. Die Exposition betrug 45 Minuten!

Nach erfolgter Entwickelung und Fixirung der beiden Negative erwies sich, wie nicht anders zu erwarten, die Controlplatte völlig unverändert, die bestrahlte Platte im Ganzen gedunkelt, die Kreuzfigur aber merklich tiefer getönt. Dieser Erfolg läßt kaum eine andere Deutung zu, als daß die Einwirkung von Tormins Hand Holz, Luft und Blech durchdrungen hatte. Daß da, wo das Blech fehlte, die Einwirkung erheblich stärker gewesen war, ist dann selbstverständlich.

Professor Slaby erhielt sofort „Abzüge“, worunter ohne Zweifel Positiv-Copien der Original-Negative zu verstehen sind. Er antwortete: „ . . . Bei der getroffenen Versuchsanordnung halte ich directe Wärmewirkungen für ausgeschlossen, so daß thatsächlich Strahlen von Ihrer Hand ausgegangen sein müssen, welche weder Licht- noch Wärmestrahlen sind. Es wäre nun noch interessanter, wenn Sie nachweisen könnten, daß diese Strahlen, ähnlich wie die Röntgen-Strahlen, durch verschiedene Stoffe in verschiedener Weise hindurchgehen.“

Tormin fügt daran die Erklärung: „Selbstverständlich finden Experimente in der von Herrn Professor Slaby angegebenen Richtung statt, und zwar unter Controle von Mitgliedern des hiesigen Vereins von Freunden der Photographie. Dieselben behaupten vielfach, vor photographischen Räthseln zu stehen.“

So schreibt Tormin in seinem Bericht, den er übrigens bereits im März abgeschlossen hat, so daß man sich eigentlich wundern muß, daß seitdem Nichts wieder verlautet hat. Letzteres nehme ich wenigstens an, da in einer der letzten Nummern der Wochenschrift „Prometheus“ die Mittheilungen über Tormin nichts Späteres enthalten, als seine Schrift darbietet.

Mit dieser Schrift hab' ich noch ein Hühnchen zu pflücken. Eigentlich nur mit ihrem Titel, in dem sich jedoch die Auffassung kund giebt, die den Verfasser ja auch veranlaßt hat, bei Gelegenheit der „stark materialistisch angehauchten Weltanschauung" einen Hieb zu versetzen. Er hätte das, beiläufig bemerkt, gar nicht nöthig gehabt; die materialistische Weltanschauung wird gegen „odische Energie" eben so wenig einwenden, wie gegen die elektrische, sobald jene ihr ebenso sicher nachgewiesen sein wird, wie diese. Tormin betitelt sein (nur 18 Seiten langes) Schriftchen: „Magische Strahlen. Die Gewinnung photographischer Lichtbilder lediglich durch odisch-magnetische Ausstrahlung des menschlichen Körpers".

„Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen!" seufzt Faust. Freilich ist seine Magie für den modernen Menschen der reine Blödsinn, aber auch „magisch", wie wir das Wort heute auffassen, hat etwas Anrüchiges. „Magische" nennt man ja wohl jetzt Erscheinungen, die als Thatsachen nicht verworfen oder geleugnet werden und doch auch noch nicht in den Zusammenhang der Naturerkenntniß eingeordnet werden können? Nun — Röntgen fand für das, was jenseits der höchsten Luftverdünnung innerhalb der Geißler'schen oder Hittorff'schen oder Crookes'schen Röhre aus dem Kathodenlichte wird, d. h., sobald dasselbe in die gewöhnliche Atmosphäre übergetreten ist und hier prächtige Fluorescenz-Erscheinungen hervorruft, mit schwarzem Papier überzogene Pappdeckel transparent macht und durch das Fleisch einer lebenden Hand hindurch deren 19 Knochen und Knöchelchen mit photographischer Treue silhouettirt — für diese beispiellose Novität fand Röntgen auch das Mittel nicht sofort, sie „in den Zusammenhang der Naturerkenntniß einzuordnen"; aber von „magischen Strahlen" zu reden (und etwa damit Reclame zu machen), ist ihm nicht eingefallen. Fand sich in der „Naturerkenntniß" — nämlich in der bis dato erlangten! — kein Schubfach vor, in das die neue Erscheinung „einzuordnen" gewesen wäre, so war eben ein neues Fach zu stiften, und wenn, wie ich zu Anfang bemerkte, Röntgen — bescheiden-humoristisch — sich einstweilen mit dem Etikett „X-Strahlen" aus der Verlegenheit half, so hatte der anscheinende Spaß einen ganz ernsthaften Hintergrund, wenn ich das „Y-Strahlen" nannte, was ihr Entdecker (wenn man dem Andenken an Reichenbach gegenüber Tormin so nennen darf) pathetisch „Magische Strahlen" genannt hat. Der „materialistisch angehauchten Weltanschauung" gegenüber hat Tormin sich mit der Wahl dieses Titels keinen Dienst geleistet.

Auch mit der Vocabel „odisch-magnetisch" bin ich nicht einverstanden. Tormin knüpft damit an Reichenbach an, und allerdings hat dieser seine vorzugsweise für das gebildete Publicum bestimmte, so zu sagen das Evangelium der Odlehre darstellende Schrift: „Odisch-magnetische Briefe" betitelt. Hätte aber Tormin, der ja Reichenbachs Schriften studirt zu haben erklärt, sich die odisch-magnetischen Briefe genau und unbefangen

angesehen, so müßte er gefunden haben, daß Reichenbach diesen Titel selbst perhorrescirt, ihn gewissermaßen entschuldigt, als Zugmittel, um Leser anzulocken. Reichenbach statuirte durchaus den Animal-Magnetismus oder Mesmerismus und dessen Heilwirkung in vielen Fällen; heut zu Tage, wo Hypnotismus und Suggestion in ihren mächtigen Wirkungen anerkannt und durchaus nicht mehr „magische Erscheinungen" sind, und wo ein so berühmter Arzt wie Nußbaum dem Animal-Magnetismus volle Anerkennung hat zu Theil werden lassen, wird man Reichenbach das nicht übel nehmen. Aber Reichenbach hat ausdrücklich — z. B. dem Berliner Infusions-Ehrenberg gegenüber — dagegen protestirt, sein Od mit dem thierischen Magnetismus einfach zu identificiren, was Tormin ausdrücklich thut; vgl. S. 15 seiner Schrift. Reichenbachs Od ist viel umfassender: magnetische Wirkungen sind nur eine der Manifestationen des Od. Da aber das „Magnetisiren" trotz alles Zeterns der „exacten" Wissenschaft nie aufgehört hat, im Volksglauben wurzelnd, lustig zu grünen und zu blühen, so accommodirte sich Reichenbach dem Geschmack des Publicums; er amalgamirte sein neugeschaffenes, fremdklingendes Wort mit einem beliebten, wohlbekannten, und so entstand „odisch-magnetisch".

Professor Slaby hat sich wohlweislich gehütet, eine positive Ursprungsangabe zu machen; er begnügt sich mit dem Zugeständniß, daß von Tormins Hand Licht- oder Wärme-Strahlen nicht ausgegangen seien. Irgendwo las ich — ich glaube im Prometheus, will das aber nicht bestimmt behaupten — Professor Slaby habe „besondere Handstrahlen als Bilderzeuger" eingeräumt oder anerkannt. Das steht wörtlich und so bestimmt nicht in dem kurzen Schreiben, das Tormin, dem Anscheine nach vollständig und wortgetreu hat abdrucken lassen. „Die freundlichst übersandten Photographien sind außerordentlich interessant." Damit ist allerdings anerkannt, daß auf den Platten Etwas zu sehen war. Der weitere Wortlaut des Schreibens ist bereits mitgetheilt.

Wenn ich die Art, wie Tormin seine Experimente in die Oeffentlichkeit eingeführt hat, etwas bemängelt habe, so ist das eigentlich in seinem Interesse geschehen. Es mag ja sein, daß er durch die Vocabeln „magisch" und „odisch-magnetisch" Leser gewinnt; aber bei den meisten Physikern wird er damit anstoßen. Und gerade die Physiker sollen sich doch für die Sache interessiren!

Röntgens X und Tormins Y — wie verhalten sich die beiden Größen? Sind sie etwa wesensgleich? oder qualitativ gleich, aber quantitativ verschieden? Etwa, wie die Menschenhand, die den Hammer direct führt, schwächer ist, wie ein Dampfhammer, der doch auch ein Product der Menschenhand ist? Handelt es sich in beiden Fällen um elektrische Energie-Strahlung? Ist Ludwig Tormin — ein so heilkräftiger Magnetiseur er sein mag — gegenüber dem Ruhmkorff'schen Funken-Inductor doch nur ein sehr mäßiger Stromerzeuger (Rheomotor)? Oder ist am Ende Reichen-

bach der Phantast doch nicht gewesen, für den Magnus, Poggendorff, Mitscherlich, Ehrenberg ihn gehalten haben, und es giebt neben Elektricität und Magnetismus noch odische Energie?

Nun aber ist es die höchste Zeit, daß ich aufhöre, sonst hört das Unterhaltsame auf, das doch mein Zweck war.

Vielleicht hören wir mehr von der Sache, oder auch sie verläuft sich im Sande, und Tormin entpuppt sich nicht als Reichenbach redivivus. Wir müssen's abwarten.





Mönch Ilsan.

(Nach dem Rosengartenlied.)

Von

Franz Held.

— Weggis (Schweiz). —

Es jagte der Strom in dunkler Wuth —
Mönch Ilsan nahte, der Degen gut.
Im Mondschein blinkte, im kalten,
Sein Harnisch aus Kuttenfalten.
Er stemmte sich auf sein Schwert getrost
Und schrie in die Rauschenacht, wellenumtost:
Hol' über, Fährmann! Hol' über!

Der Ferge sagte: „Ist 's dir bekannt?
Ich heische Hand und Fuß zum Pfand
Von dem, wen hinüber ich brachte —"
„Topp! Topp!" Der Mönnich lachte.
Er sprang in den Kahn — anklatschte die Well',
Und schießende Strömung schob ihn schnell —
Hol' über, Fährmann! Hol' über!

Und wie sie trieben in Stromes Gewalt —
Nur Nacht und Schuß und nirgends ein Halt —
Sprach Ilsan: „Gelt? Mit dem Zoll — das war Spott?
Du fährst mich Frumben hinüber um Gott!
Wo nicht, so geb' ich als Fergengeld
Dir 'nen Hieb, daß dir's Blut auf die Füße fällt —"
„Hol' über, Fährmann! Hol' über!"

„Um Gott?! Dich argen Lasterbart?!
Der Teufel dient Mönchen von deiner Art!“
Der Ferge schlug los mit Ruderschwang —
Das Ruder der schlaue Mönch untersprang
Und stieß ihm sein Schwert in's Leben tief —
Der hörte nimmer, wenn Einer rief:
„Hol' über, Fährmann! Hol' über!“

Der Mönch hackt' Händ' und Füße ihm ab
Und warf den Stumpf in's hurtige Grab.
Sein Hund fraß Händ' und Füße auf,
Geleitete wedelnd treu seinen Lauf,
Durch rauhe Länder den Lauf so frei.
Allorten scholl Ilsans Mövenschrei:
„Hol' über, Fährmann! Hol' über!“

Die Fergen erschlug er, soviel er bestritt.
Doch ihre Schätze nahm er nicht mit,
Nein, warf sie hinter den nächsten Stein.
So zog er viel Jahre landaus, landein.
Er hat über neunzig Ströme gesetzt,
An neunzig Fergen die Klinge gewetzt --
Hol' über, Fährmann! Hol' über!

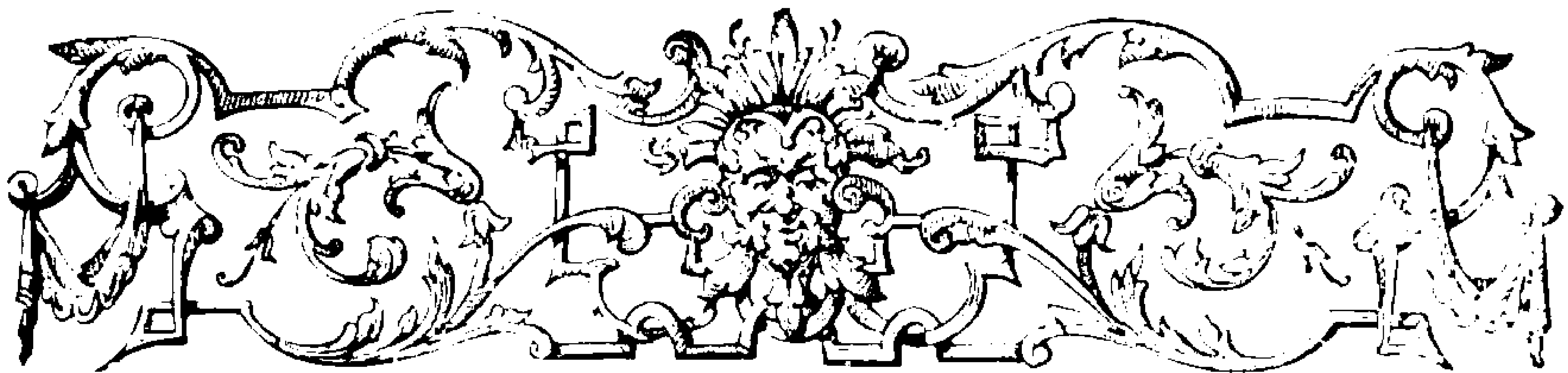
Und als er kam an den hundertsten Fluß,
Da bot eine Magd ihm Fährmannsgruß.
Sie fuhr ihn hinüber mit schmeidigem Leib —
Am Ufer ward sie des Mönnichs Weib.
Doch als ihr im Leib ein Kindlein sproß,
Da trieb sie erschlagen im Strom, wie ein Floß —
Hol' über, Fährmann! Hol' über!

Vom Ufer hat er ihr nachgeschaut.
„Warum? Warum nur?! So weich! O so traut!
Und ihr Wellen müßt sie entführen!
Doch ich darf ja kein Weib mir erküren.
Denn tausend Ströme durchrasen die Welt —
Keine Rast, bis der Fergen Letzter gefällt —
Hol' über, Fährmann! Hol' über!“

Und als er kam an den tausendsten Fluß,
Da flohen die Wellen in bangem Schuß.
Da fuhr der Fährmann das Boot auf den Grund,
Daß Ilsans alter, grauer Hund
Gar kläglich winselte, witternd Mord —
Sie hatten kaum noch drei Finger Bord — —
„Hol' über, Fährmann! Hol' über!“

Den Fergen der Mönnich beim Panzer packt —
Da sieht er als Ringe — Rippen nackt!
„Du schufst viel Fergen Sterbensnoth —
Besteh' nun den stärksten Fergen: den Tod!
Du hast dein Weib in's Wasser geschleift —
Du frevler Mönnich, drum wirst du ersäuft!"
Mit dem Ruder erschlug er so Herrn, wie Hund.
Den Mönnich zog sein Harnisch zu Grund —
Hol' über, Fährmann! Hol' über!





Der Andere*).

Schauspiel in vier Aufzügen.

Von

Paul Lindau.

— Meiningen. —

(Schluß.)

Dritter Aufzug.

Die Decoration des ersten Aufzuges.

Das Zimmer in demselben Zustande, in dem Hallers es verlassen hatte. Der Wandschrank steht weit offen. Das eine noch brennende Licht auf dem Armleuchter ist fast ganz heruntergebrannt, während die anderen früher gelöschten kaum bis zur Hälfte verzehrt sind. Das Feuer im Kamin ist erloschen.

Erste Scene.

Dickert. Hallers.

(Die Bühne bleibt einen Augenblick leer. Die Jalousie außerhalb der Gartenthür wird langsam und behutsam etwa einen Fuß hoch aufgehoben. Gleich darauf sieht man, wie vor der Thür eine Blendlaterne geöffnet wird, mit der man das Zimmer nach allen Richtungen hin durchleuchtet. Darauf wird es wieder dunkel. Die Thür wird nun mit einem Schlüssel von außen geöffnet.

Dickert (schleicht sich in geduckter Haltung ein. Er läßt die Thür offen. Er hat die Laterne einstweilen geschlossen. Plötzlich öffnet er die Laterne. Nun bringt ein intensiver Lichtstrahl auf den beleuchteten Theil des Zimmers, während das Zimmer, in dem nur noch der eine Stumpf brennt, im Uebrigen fast dunkel bleibt. Dickert durchleuchtet das ganze Zimmer nach allen Seiten hin, in jeden Winkel. Er tritt darauf an die offene Thür und ruft mit gedämpfter Stimme hinaus). Nur herein! Aber schnell! es ist ganz gemüthlich! (Er entfernt sich von der Thür, durchschleicht wiederum das Zimmer und setzt, dies und das beleuchtend, seine Inspection eine Weile fort. Dann dreht er sich um.) Na, wo bleibt denn der? (Er tritt an die Thür zurück.) Aber so komm doch! Wird's bald? . . . (Lächelnd.) Dem ist die Puste ausgegangen. Wir wollen das Kindchen beim Arme fassen. (Er duckt sich und geht in gebückter Stellung unter der Jalousie,

---

*) Das Recht der Aufführung und Uebersetzung vorbehalten. P. L.

die etwa anderthalb Meter über dem Boden abschließt, durch die Thür. Gleich darauf kehrt er, Hallers, der zwar nicht widerstrebend, aber schwerfällig und ungelenk folgt, mit sich zerrend, in das Zimmer zurück.) Endlich! Mühe genug hat's gekostet! Siehst Du, hier thut Dir kein Mensch was ... Wie er dasteht! Wie eine Bildsäule! ... Ruhig Blut, mein Söhnchen! Nur kein Kanonenfieber! Immer hübsch ruhig! Das ist die Hauptsache. Komm nur erst wieder zu Dir! Da, nimm einen festen Schluck, das ermuntert die Lebensgeister. (Er hat aus der Tasche eine Schnapsflasche genommen, die er Hallers anbietet. Hallers steht unbeweglich da, vollkommen theilnahmlos.) Denn nicht! Aber mir wirst Du wohl gestatten? ... (Er nimmt einen tüchtigen Schluck und steckt die Flasche wieder ein.) Sind das Kerle! In der Kneipe das große Maul, und wenn's darauf ankommt, zu nichts zu gebrauchen. Ich kenne die Couleur! ... Der Hund, der Albert, hat sich auch dünne gemacht. Am Großen Stern ist er ausgekniffen. Wenn der wirklich mit dem Commissar ... dem soll's gut bekommen! ... Nun also an die Arbeit! (Hallers tritt schwerfällig an den Tisch rechts, auf den er vorher Portefeuille und Uhr gelegt hatte. Während Dickert sich noch im Zimmer umsieht, gewissermaßen, um die näheren Dispositionen zu treffen, steckt Hallers die Uhr, in die Weite starrend, automatenhaft in die rechte Hosentasche. Ebenso greift er nach der Brieftasche, die er auch zu sich stecken will, als Dickert es bemerkt.) Halt da, Freundchen! Hier wird nicht getrampelt. So haben wir nicht gewettet! Halbpart! (Er nimmt Hallers die Brieftasche aus der Hand, die dieser ihm ruhig überläßt. Er öffnet sie und durchsucht den Inhalt.) Ein Wechsel? (Mit Bedauern.) Nein! Eine Quittung! Um vierhundert Mark sind wir beschummelt ... Aber da ... (Er zählt die Scheine.) Sechs blaue Scheine, ganz neue! Da! Drei für Dich, drei für mich! So gehört sich's! Und die Tasche behalte ich. (Er steckt Hallers die drei Scheine in die linke Hand, die Hallers, der in seiner Unbeweglichkeit verharrt, in die linke Hosentasche steckt. Dickert beobachtet das.) Nun hilf ein bischen! ... Die Angst schnürt ihm die Kehle zu ... (Er rüttelt ihn ein wenig.) Du! ... Hörst Du nicht? Helfen sollst Du! ... Du hast Dir wohl zuviel Bewegung gemacht! Du hast Dir wohl Muth trinken wollen? ... Meiner Seel', ich glaube, der Mensch ist vollkommen bekneipt ... Halt 'mal die Lampe! Das wirst Du doch wenigstens können? (Er giebt ihm die Lampe, die auf dem Tische rechts steht, und die Hallers nun krampfhaft festhält. Darauf zieht Dickert die Decke von diesem Tisch ab, breitet sie auf den Boden und wirft nun verschiedene Gegenstände, die einigen Werth repräsentiren, vom Schreibtisch auf die Decke. Verächtlich lächelnd.) Wie er dasteht ... mit seiner Lampe! Als wollte er sich photographiren lassen! Aber so hilf mir doch endlich! Da, der Wandschrank steht offen. Wirf mir die besten Sachen her! Ich packe sie schon ein! Zur Belohnung darfst Du Dir übrigens auch einen neuen Kittel aussuchen! Deiner ist nicht mehr schön! (Hallers hat die Lampe auf den Tisch gestellt. Er zieht Kleinchens Rock aus und hängt ihn in den Wandschrank. Dort hängt er auch den Hut auf. Dann tritt er hinter die spanische Wand, wo er den Rock, den er vorher ausgezogen hatte wieder anlegt und sich das Haar glättet. Dickert hat sich inzwischen im Zimmer weiter zu schaffen gemacht und verschiedene Gegenstände auf das ausgebreitete Tuch geworfen. Sich umsehend.) Wo bist Du denn? ... Freiherr? ... Wo steckst Du denn? (Er tritt an die spanische Wand und blickt dahinter.) Ah! Er macht Toilette. Er putzt sich! Mit dem ist nichts anzufangen! Das ist das erste und letzte Geschäft, das wir zusammen machen, mein Sohn! ... Da muß man

also allein schanzen! (Er begiebt sich zum Wandschrank, rafft Stöße von Kleidern zusammen und wirft sie auf das ausgebreitete Tuch. Die Bühne ist immer nur stellenweise vom Lichte der Blendlaterne hell beleuchtet, im Uebrigen aber dunkel.)

(Hallers ist langsam nach vorn gegangen und hat sich wieder auf den Stuhl am Schreibtisch gesetzt, auf dem er vorher eingeschlafen war. Er hat jetzt die Augen wieder geschlossen.)

Dickert (geht mit Kleidern bepackt vom Wandschrank zur Mitte des Zimmers). Da sitzt er und rührt sich nicht vom Flecke! . . . Ich glaube gar, er ist eingeschlafen! Er muß schwer betrunken sein! Hier ist's wirklich gemüthlich! Man könnte hier in aller Ruhe seinen Kaffee kochen! (Er kniet neben den Haufen, den er zusammengeworfen hat, nieder und macht sich mit den Sachen zu schaffen, um sie zu einem Bündel zusammenzuschnüren.) Hier gefällt mir's! (Von außen ertönt ein gellender, trillernder Pfiff, auf den alsbald andere Pfiffe aus größerer und geringerer Entfernung Bescheid geben. Dickert springt mit einem Satze jäh auf.) Verpfiffen! (Er zittert am ganzen Leibe. Seine Gliedmaßen schlottern. Er greift in die Tasche und thut aus der Schnapsflasche einen kräftigen Zug. Er rüttelt Hallers tüchtig und ruft ihm in athemloser Hast zu.) Reiß aus, sonst wirst Du gekappt! (Er springt zum Fenster das nach der Straße führt, und schiebt den Store ein wenig bei Seite.) Da unten stehen sie! (Er rüttelt noch einmal Hallers.) Komm! Komm! (Dann läuft er nach der Gartenthür rechts und stürzt davon.)

Zweite Scene.

Hallers. Elise. Dann **Weigert.**

(Von der Straße hört man verschiedene Stimmen. Gleich darauf wird heftig und lange und zu wiederholten Malen geklingelt. Hallers macht mit äußerster Anstrengung Versuche, sich zu ermuntern. Es gelingt ihm nicht. Er bleibt mit geschlossenen Augen sitzen, wie er gesessen hatte. Das Klingeln wird wiederholt. Man hört auch Pochen an der Hausthür.)

Elise (betritt nach einer Weile das Zimmer in großer Hast und Erregung. Sie ist wie vorher gekleidet, hat aber ihre Haare gelöst. Sie hat ein brennendes Licht in der Hand). Ach Gott . . . ich kann kaum vom Flecke . . . (Sie erblickt Hallers.) Herr Staatsanwalt! . . . Herr Staatsanwalt! . . . Sie haben ihm was angethan! Ach Gott, ach Gott! (Es klingelt wiederum.) Ja doch! Und wie das hier aussieht! . . . (Abermaliges Klingeln.) Ja doch, ich komme schon! (Sie öffnet die Thür links und geht hinaus. Gleich darauf kommt sie wieder, von Weigert gefolgt.)

Weigert. Es ist gar nichts! Beruhigen Sie sich nur!

Elise. Ich kann mich kaum auf den Beinen halten . . . Und unser armes Fräulein . . . ach Gott, ach Gott! . . . Und da . . . unser armer Herr! . . .

Weigert (ist an Hallers herangetreten). Der Herr Staatsanwalt schläft . . . ich werde ihn schon wecken! Gehen Sie nur zu Ihrem Fräulein und sagen Sie, das gnädige Fräulein dürfe ganz unbesorgt sein. Ich sei mit meinen Leuten zur Stelle . . . In fünf Minuten würden wir die Kerle dingfest gemacht haben . . . Es sei Alles in Ordnung . . . Gehen Sie nur . . . eilen Sie!

Elise (mit schwankenden Schritten, beim Abgehen). Ach Gott! Ach Gott!

Weigert (der schon vorher, während er mit Elisen sprach, Hallers sanft gerüttelt hatte, ihn jetzt kräftiger schüttelnd). Herr Staatsanwalt! . . . Herr Staatsanwalt! . . . Das ist doch kein natürlicher Schlaf! . . . Herr Staatsanwalt! . . . Dem haben sie irgend etwas vor die Nase gehalten. Er muß betäubt sein! (Er sieht sich im Zimmer, in dem Elise ihr Licht gelassen hatte, um und entdeckt hinter der spanischen Wand eine Wasserkaraffe. Er bringt sie nach vorn, gießt Wasser in die hohle Hand und besprengt Hallers. Hallers kommt allmählich zu sich und blickt sich verwundert um. Weigert sagt lächelnd.) Das hat aber Mühe gemacht . . . Wie ist Ihnen denn, Herr Staatsanwalt? (Hallers noch immer schlaftrunken um sich sehend.) Ja, es sieht hier nett aus! . . . Also richtig, wie ich gesagt hatte . . . Vor Allem wollen wir mehr Licht machen. (Er zündet die Kerzen auf dem Armleuchter an, so daß das Zimmer nun mäßig hell wird.) Die Leute haben gut gearbeitet . . . Haben Sie denn gar nichts gemerkt? Keinen Menschen kommen hören? Haben Sie so fest geschlafen? . . .

Hallers (der sich allmählich ermuntert). Vermuthlich . . . ja . . . sehr fest! . . . Ich weiß gar nicht, wie mir ist. Ich bin noch ganz betäubt . . .

Weigert. Ja, betäubt! Das habe ich gleich vorausgesetzt, als ich Sie gar nicht aufwecken konnte . . . Sie haben das Zimmer nicht verlassen?

Hallers. Nein . . . Ich weiß, daß ich mich gestern Abend, gleich nachdem Sie mich verlassen hatten — es war wohl gegen elf Uhr . . .

Weigert. Schlag halb elf Uhr, ich weiß die Zeit genau! Ich bin von hier direct nach dem Keller gefahren, die Fahrt hat zwanzig Minuten gedauert, zehn Minuten vor elf war ich da . . .

Hallers. Nun also, etwas nach halb elf Uhr habe ich mich auf diesen Stuhl gesetzt, um noch ein wenig zu lesen . . . da in dem Buche, das mir offenbar später aus der Hand gefallen ist. Ich hörte noch Fräulein Arnoldy über mir spielen . . . Da muß mich der Schlaf befallen haben . . . und ich habe bis jetzt fest geschlafen . . . bis Sie mich geweckt haben.

Weigert. Und Sie haben also gar kein Geräusch gehört?

Hallers. Nein.

Weigert. Schlafen Sie denn immer so fest?

Hallers. Nein. In letzterer Zeit allerdings.

Weigert. Aber die Lichter müssen Sie doch vorher gelöscht haben? Bis auf das eine, das ganz abgebrannt ist.

Hallers. Ich habe kein Licht gelöscht.

Weigert. Das ist merkwürdig . . . Jedenfalls hat sich Einer, während Sie schliefen, hier eingeschlichen . . . Es sind zwei Individuen gesehen worden, aber meine Leute sind in ihren Angaben über diesen Punkt nicht ganz sicher. Vielleicht sind's auch mehr gewesen. Die Leute sind durch die Gartenthür eingedrungen. Haus- und Corridorthür waren geschlossen . . . die Gartenthür muß wohl offen geblieben sein.

Hallers. Nein, das Mädchen hat sie verschlossen.

Weigert. Dann haben sich die Burschen eben einen Nachschlüssel verschafft.

Hallers. Aber der Schlüssel steckt ja im Schloß.

Weigert. Dann haben Sie den Bart des richtigen Schlüssels von außen gefaßt und sich so Eingang verschafft. Eine Kleinigkeit für einen geübten Einbrecher!

Elise (zurückkommend). Das gnädige Fräulein ist sehr besorgt und läßt den Herrn Staatsanwalt bitten . . .

Hallers. Ich komme. (Elise ab.) Verzeihen Sie einen Augenblick. (Er geht nach rechts ab.)

Dritte Scene.

Weigert. Ein Wachtmeister.

Weigert. Die Geschichte mit den Lichtern verstehe ich nicht. Oder sollte der Freiherr wirklich schon vorher hier gewesen sein, wie er sagt? Ich hab's für Prahlerei gehalten. Aber mit der Zeit würde es stimmen . . . Das wäre so gegen elf gewesen, und jetzt haben wir . . . (nach der Uhr sehend) drei Viertel auf vier . . . Das könnte stimmen . . . Er sagte ja aber auch, Doctor Hallers wäre nicht zu Hause . . . Und das stimmt nicht! . . . Es wird sich schon aufklären.

(Man klopft an die Thür hinten links. Weigert begiebt sich dorthin und öffnet.)

Weigert. Nun, was giebt's.

Wachtmeister (erscheint auf der Schwelle und bleibt dort stehen.) Einen hätten wir . . . den dicken Karl.

Weigert. Und die Anderen.

Wachtmeister. Es scheint nur der Eine gewesen zu sein. In der Nähe des Hauses ist jedenfalls nur Einer aufgegriffen. Die Anderen müßten sich hier noch versteckt halten.

Weigert. Lassen Sie von zuverlässigen Leuten das ganze Haus vom Keller bis zum Söller durchsuchen . . . aber ganz genau! Und lassen Sie die Ausgänge auf das Schärfste bewachen.

Wachtmeister. Heraus kommt Keiner! Das ganze Haus ist umstellt!

Weigert. Gut.

Wachtmeister. Hier ist eine Brieftasche, die im Garten gefunden worden ist . . . unweit der Thür da (nach der Gartenthür weisend). Wahrscheinlich hat sie der dicke Karl weggeworfen, als er merkte, daß er uns nicht entgehen konnte.

Weigert (nimmt das Portefeuille). Haben Sie ihn gehörig visitirt?

Wachtmeister. Ganz vorschriftsmäßig.

Weigert. Haben Sie sonst nichts gefunden?

Wachtmeister. Nichts! Nur alten Plunder, der ihm gehört: eine Schnapsflasche, ein Taschentuch, ein kleines altes Messer mit schadhafter

Klinge, eine kleine Bürste mit Perlenstickerei, einen Meldeschein auf seinen Namen, ein altes Portemonnaie mit etwa drei Mark.

Weigert. Sonst nichts?

Wachtmeister. Nichts.

Weigert. Keine Dietriche? Kein Brecheisen?

Wachtmeister. Nichts, nichts.

Weigert. Dann lassen Sie den Weg von der Thür bis zur Stelle, wo Sie ihn aufgegriffen haben, genau absuchen. Da werden wir schon etwas finden. Riecht der Mann nach Aether oder Chloroform?

Wachtmeister. Nein.

Weigert. Und wo ist er?

Wachtmeister. Draußen im Hausflur.

Weigert. Lassen Sie ihn noch nicht abführen. Vielleicht wünscht ihn der Herr Staatsanwalt vorher zu sprechen. (Weigert verabschiedet den Wachtmeister mit einer Bewegung des Kopfes. Der Wachtmeister grüßt militärisch und geht ab.)

Vierte Scene.

Weigert. Dann Hallers.

Weigert (öffnet das Portefeuille und prüft den Inhalt). Dreihundert Mark ... Visitenkarten ... eine Quittung ... ein Brief.

Hallers (von rechts. Er hat inzwischen sein gewöhnliches Aussehen wieder erhalten). Jetzt stehe ich also zu Ihrer Verfügung.

Weigert (das Portefeuille unauffällig einsteckend). Einen haben wir schon, die Anderen werden wir auch noch kriegen ... Wollen sich der Herr Staatsanwalt gefälligst einmal umsehen, ob Sie Werthvolles vermissen?

Hallers. Hier vom Schreibtisch fehlen allerlei Kleinigkeiten ...

Weigert. Die werden wohl da im Haufen liegen ...

Hallers (faßt an seine Rock- und Westentasche). Mir fehlt meine Uhr ... und das Portefeuille auch ... Ich lege sie gewöhnlich dorthin (auf den Tisch nach rechts deutend). Ob ich's gestern auch gethan oder ob ich sie bei mir behalten habe, kann ich wirklich nicht sagen ...

Weigert. Die werden sie natürlich zuerst genommen haben.

Hallers (der sich weiter befühlt hat, greift in die Hosentasche). Nein, die Uhr ist da! Die habe ich also in der Zerstreutheit eingesteckt ... aber das Portefeuille ...

Weigert. Das ist auch da! Wissen Sie genau, was es enthielt?

Hallers. Ganz genau. Außer werthlosen Kleinigkeiten sechs ganz neue Hundert-Mark-Scheine.

Weigert. Sechs?

Hallers. Sechs. Ich habe sie gestern von der Bank erhoben.

Weigert. So! Dann haben also nur Zwei eingebrochen. Dreihundert Mark sind da. Die anderen dreihundert hat also der Andere.

(Pause. In verändertem Tone, etwas langsamer.) Den Karl Dickert haben wir draußen. Wünschen der Herr Staatsanwalt, daß er Ihnen vorgeführt wird?

Hallers (sich einen Augenblick besinnend). Ich bitte darum.

Wachtmeister (verbeugt sich, begiebt sich nach hinten links, öffnet die Thür und ruft im Kommandotone hinaus). Arrestant soll vorgeführt werden!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Dann Dickert.

(Weigert bleibt an der Thür stehen. Hallers steht vorn links am Schreibtisch, mit der Thür abgewandtem Gesicht. Längere Pause. Dickert, vom Wachtmeister begleitet, tritt ein. Er läßt den Kopf hängen und scheint ganz gebrochen zu sein. Weigert bedeutet den Wachtmeister durch eine stumme Bewegung, sich zu entfernen. Der Wachtmeister geht.)

Weigert. Der Herr Staatsanwalt will Sie sprechen. Treten Sie vor.

(Dickert geht langsam, mit gebeugtem Kopfe nach vorn, ohne die Augen aufzuschlagen.)

Hallers (wendet sich zu ihm). Sind Sie der Karl Dickert?

Dickert (noch immer mit niedergeschlagenem Blick). Jawohl, Herr . . . (Er schlägt die Augen auf, er wankt in äußerstem Erstaunen einen Schritt zurück und stottert leise.) Herr Staatsanwalt. (Er sammelt sich, rafft sich auf, tritt zuversichtlicher wieder vor und sagt mit höhnischem frechem Grinsen.) Sie sind doch der Herr . . Staatsanwalt?

Hallers. Das werden Sie gleich merken. Uebrigens haben Sie nicht Fragen zu stellen, sondern zu beantworten. Sie sind hier in unmittelbarer Nähe des Hauses aufgegriffen worden. Machen Sie keine thörichten Versuche, Erwiesenes zu leugnen. Sie sind geständig, soeben — vor einer Viertelstunde etwa — in diesem Zimmer gewesen zu sein?

Dickert. Das werden Sie wohl selbst am besten wissen, wenn Sie der Herr Staatsanwalt sind . . . Und Sie sind doch der Herr Staatsanwalt?

Hallers. Seien Sie nicht frech! Sonst werde ich Ihnen beibringen, wie man sich zu benehmen hat. Also antworten Sie!

Dickert. Nein. (Leise.) So lange der Commissar da ist, sage ich kein Wort . . . Herr Staatsanwalt. Wenn Sie etwas von mir erfahren wollen, schicken Sie ihn weg. Unter vier Augen will ich Ihnen Alles sagen . . . Alles! Vor Ihnen habe ich kein Geheimniß . . . Herr Staatsanwalt.

Hallers (geht nach hinten, tritt an Weigert heran, leise.) Ich bitte Sie, mich mit dem Menschen allein zu lassen. Vor Dritten verweigert er jede Aussage. Allein werde ich schneller mit ihm fertig werden. Sie warten wohl im Vorzimmer? (Dickert geht nach rechts hinüber; er wirft einen Blick des Bedauerns auf das halbfertige Bündel.)

Weigert. Zu Befehl. (Leise.) Wenn der Herr Staatsanwalt mir noch eine Bemerkung erlauben wollten: Dickert ist ein Schwätzer. Lassen Sie ihn ruhig reden, ohne die Geduld zu verlieren. Er verplappert sich immer.

Hallers. Er scheint sehr frech zu sein.

Weigert. Nein. Durchaus nicht! Im Gegentheil. Er hat vor den Beamten gehörigen Respect.

Hallers. Also gut . . . ich werde ihn zum Schwatzen bringen und schwatzen lassen. (Weigert nach links hinten ab.)

Sechste Scene.

Hallers. Dickert.

Dickert (der jenseits des Bündels gestanden hatte, steigt mit einem großen Schritte darüber hinweg und nähert sich Hallers, der sich links an seinen Tisch setzt. Dickert hat seine Ruhe wiedergewonnen. In demselben Tone wie früher). Nun sind wir unter uns . . . nun können wir ja ganz gemüthlich mit einander reden.

Hallers. Reden Sie nur!

Dickert. Also Sie sind wirklich der Herr Staatsanwalt! Nun sieh mal Einer an! Freut mich ja sehr, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen . . . Mein Name ist Dickert! . . Das haben Sie aber hübsch gemacht, Herr Staatsanwalt! A la boncœur! Nun werden die Leute die Augen aufreißen, und die Zeitungen werden 's Maul voll nehmen: was Sie für ein schlauer Kunde, für ein gescheidter Mensch sind! Ein vornehmer Mann wie Sie . . . der zu uns Gesindel herabsteigt! So etwas ist ja noch nie dagewesen! Großartig! Passen Sie nur auf: zum nächsten Ordensfeste fliegt Ihnen ein großer Vogel in's Knopfloch! Das ist nun Alles so weit schön und gut . . . aber . . . die Sache hat eben ihr Aber. Verstehen Sie mich, Herr Staatsanwalt? Wenn Sie denken, daß Ihnen der Spaß so ganz bequem gemacht wird, dann kennen Sie Dickerten schlecht.

Hallers (der Dickert aufmerksam, aber ohne alle Erregung beobachtet hat). Ich habe Sie ruhig sprechen lassen. Aber worauf wollen Sie denn eigentlich hinaus? Kommen Sie endlich zur Sache!

Dickert. Aber ich bin ja mitten drin in der Sache! Wissen Sie, Herr Staatsanwalt, ich bin ein gemüthlicher Mensch, wenn man mich zufrieden läßt . . . aber man muß nicht mit mir anfangen, — sonst werde ich unangenehm! Sehr unangenehm! Mit mir ist nicht so leicht umzuspringen, wie's aussieht. Aus ein paar Jahr Graupen und Grütze mache ich mir nicht (den dritten Finger auf den Daumen schnellend) das! Und wenn ich eingekoffert werde, dann sollen die Leute auch erfahren, und alle Zeitungen sollen's bringen, wie sich ein Königlicher Staatsanwalt manchmal von Berufs wegen benimmt. Daß Sie stark bekneipt gewesen sind — das ist schließlich Privatsache. Daß Sie aber mit der rothen Male so schön gethan haben — ach, und wie schön! es war ordentlich rührend mit anzusehen, wie sie für Ihr anständiges Aussehen gesorgt, Ihnen vor allen Leuten die Hand geküßt, Sie zärtlich umarmt, und wie sie geflennt hat, als Sie aufbrachen, und wie Sie ihr allerhand zugesteckt haben — wir haben's Alle

miteinander gesehen! — das wird die Leute doch ein bischen überraschen, meine ich! Und da wird Ihnen Ihr Amt und Ihr schwarzer Mantel nichts nützen! Ich bringe meine Zeugen! Und die rothe Male wird für Sie keine angenehme Zeugin werden!

Hallers. Sind Sie mit der Einleitung nun bald fertig? Jetzt werde ich Sie fragen, und Sie haben auf meine Fragen zu antworten! Räumen Sie ein, vor einer halben Stunde etwa in diesem Zimmer gewesen zu sein?

Dickert. Wozu soll ich denn da erst lange einräumen, was Sie schon wissen?

Hallers. Haben Sie diese Brieftasche zu sich gesteckt?

Dickert. Fragen Sie nur ruhig weiter!

Hallers. Haben Sie da den Wandschrank ausgeräumt und das Bündel zu machen versucht?

Dickert. Aber weswegen fragen Sie denn nach lauter Sachen, die Sie gerade so gut beantworten können wie ich. Ja doch, wenn Sie es denn durchaus noch einmal hören wollen! Ja, ich bin hier gewesen! Ja, ich habe die Tasche genommen! Ihnen aus der Hand hab' ich sie genommen!

Hallers. Und haben Sie die That allein ausgeführt?

Dickert. Großartig! Sie wissen ganz gut, daß ich einen Complicen habe.

Hallers. Das geben Sie also auch zu. Sind Sie bereit, ihn mir zu nennen?

Dickert. Ihnen . . . mit Vergnügen!

Hallers. Also wer ist es?

Dickert. Sie sind's . . . Herr Staatsanwalt. Es muß Ihnen aber nicht weiter unangenehm sein.

Hallers (aufstehend). Mensch, sind Sie verrückt?

Dickert. Ganz und gar nicht. In der Brieftasche, die da liegt, waren sechshundert Mark. Die haben wir brüderlich getheilt, mein Complice und ich. Dreihundert Mark sind noch drin. Sehen Sie nur nach! Ganz neue Scheine.

Hallers. Ich weiß es.

Dickert. Nun also.

Hallers. Und die anderen dreihundert Mark?

Dickert. Die hat der Andere.

Hallers. Wer?

Dickert. Ich hab's Ihnen ja gesagt: Sie!

Hallers. Wer?

Dickert. Sie! Sehen Sie nur nach! Wenn Sie die Scheine nicht weggeschmissen haben, werden Sie sie schon finden. (Er zeigt auf Hallers' linke Tasche in den Beinkleidern.) Da . . . in die Tasche haben Sie sie gesteckt!

(Hallers greift in die Tasche und holt die Scheine hervor. Er ist ganz bestürzt.) Sehen Sie, wie ich Ihnen sagte: ganz neue Scheine!

Hallers (energisch). Die haben Sie mir im Schlaf zugesteckt!

Dickert (lächelnd). Ach nein, so witzig sind wir nicht. Zum Versteckspielen haben wir keine Zeit. Wir nehmen's doch nicht, um es dem wieder zuzuschustern, dem wir's abgeknöpft haben! Das hat doch keinen Zweck. Was wir haben, behalten wir. Und das theilen wir mit guten Freunden, wie sich's für anständige Leute gehört.

Hallers. Von alledem, was Sie da sagen, verstehe ich kein Wort. Erstatten Sie mir einmal geordneten Bericht.

Dickert. Wozu denn? Sie wissen ja Alles?

Hallers (stark erregt). Ich weiß nichts!

Dickert (betroffen, den Ton ändernd). Sie wissen nichts? Gar nichts?

Hallers (wie vorher). Nichts! Machen Sie nun ein Ende!

Dickert. Sie haben mich auch vorher nie gesehen?

Hallers (wie vorher). Nein! Niemals!

Dickert. Also auch hier nicht?

Hallers. Nein, sage ich Ihnen!

Dickert (langsam, gedehnt, den Kopf bewegend). Ah so! . . . Ich verstehe! . . . Nun machen wir ja wieder eine neue Kiste auf! Das ist ja wieder eine ganz andere Chose! (Hallers geht an den Tisch, auf dem die Brieftasche liegt, vergleicht die Scheine und legt die drei, die er in der Tasche hatte, in sichtbarer Aufregung dazu. Dickert sieht ihm nach und sagt, pfiffig lächelnd, für sich.) Aha ! Die rothe Male ist ihm in die falsche Kehle gekommen. Er will mich 'rauspauken, um sich nicht zu blamiren. Mir soll's recht sein!

Hallers (wieder an ihn herantretend). Woher wissen Sie, daß ich die Scheine in der Tasche gehabt habe?

Dickert. Man hat manchmal Ahnungen . . . ich weiß von nichts! Wenn Sie mich nie gesehen haben, habe ich Sie auch nie gesehen . . . (Leiser, gemüthlich.) Und von der dummen Geschichte mit der rothen Male und alledem weiß ich kein Wort mehr . . . fft! . . . wie weggeblasen! Unsereiner kann auch reinen Mund halten . . . Kein Mensch hat mich hier gesehen! (Stark.) Ich bin überhaupt nicht hier gewesen. Ich bin's nicht gewesen . . .

Hallers. Nun stellen Sie also Alles wieder in Abrede?

Dickert. Natürlich! (Mit erhobener Stimme.) Den möchte ich sehen, der mir beweisen wollte, daß ich hier gearbeitet habe. Ich weiß von nichts.

Hallers. Dann wären wir also mit einander fertig!

Dickert. Gewiß, Herr Staatsanwalt! (In höflichem Tone.) Nur noch eine Frage, Herr Staatsanwalt, wenn Sie gütigst erlauben wollen. Wenn, was ein guter Freund von mir ist, mich mit nach seiner Wohnung nimmt, mir seinen Schlüssel giebt, mich die Thür aufschließen läßt, und wenn ich ganz gemüthlich mit meinem Freunde in die Wohnung gehe — ist das Einbruch? Nicht wahr nein? . . . Also schön! Und wenn mir mein

Freund aus seinem Portefolio Geld giebt, darf ich's dann nehmen? Oder ist's ein Diebstahl, wenn ich's nehme? Nicht wahr, nein, es ist kein Diebstahl? . . . Na, das wollte ich blos wissen . . . für alle Fälle! (Hallers macht eine ungehaltene Bewegung.) Werden Sie nur nicht ungeduldig! . . . Ich bin schon fertig! . . . Und nun lassen Sie mich ganz gemüthlich abführen. Ich werde schon aus dem Kasten herauskommen . . . Also rufen Sie nur den Greifer! Ich kenne Sie nicht, Sie kennen mich nicht! Sie bleiben hier, und ich gehe mit dem Herrn Commissar ein bischen spazieren. Es muß Alles seine Ordnung haben. Was sein muß, muß sein.

Hallers (tritt an die Thüre links). Herr Commissar, darf ich bitten.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Weigert.

Hallers. Haben Sie noch etwas ermittelt?

Weigert. Nichts, Herr Staatsanwalt! Ich würde beinahe glauben, der Dickert sei allein hier gewesen, wenn nicht die dreihundert Mark fehlten . . .

Hallers. Die haben sich gefunden.

Weigert. Hat der Kerl sie also doch zu verbergen gewußt?

Hallers. Nein! Der Dickert hat sie nicht gehabt. Sie waren hier . . . in der Wohnung.

Weigert. So? Dann bin ich meiner Sache ganz sicher! Die Anderen sind im letzten Augenblick abgeschwenkt, und der Dickert ist's allein gewesen. Ist er geständig?

Hallers. Nein . . . Er nahm zunächst den Anlauf dazu, aber es gereute ihn offenbar gleich wieder, und er schwatzte nun das unsinnigste, krauseste Zeug zusammen, aus dem ich bei aller Aufmerksamkeit nicht habe klug werden können.

Weigert. Darf ich einmal mit ihm reden? Wir kennen uns seit langer Zeit, und ich verstehe seine Sprache.

Hallers. Versuchen Sie's!

Weigert (zu Dickert, der hinten an der Bibliothek gestanden hatte, während sich Weigert und Hallers ganz vorn rechts unterhalten haben). Na, Karl, kommen Sie 'mal her! (Dickert kommt lächelnd nach vorn.) Machen Sie doch keine Sachen! Wozu wollen Sie die Untersuchungshaft verlängern? Angerechnet wird sie Ihnen doch nicht. Seien Sie vernünftig. Ich habe Sie bisher immer für einen klugen Menschen gehalten. Bringen Sie sich nicht um Ihren guten Ruf.

Dickert. Zu gütig, Herr Commissar. Was möchten Sie denn gern wissen?

Weigert. Wo sind sie eingestiegen?

Dickert. Wer? Ich?

Weigert. Nicht Unzelmann machen! Spielen Sie nicht den Dummen.

Dickert. Wo werd' ich denn! Aber ich kann doch nicht sagen, was nicht ist. Ich habe mich im Thiergarten herumgetrieben, weil ich kein Quartier habe, das gebe ich zu. Aber weiter nichts, denn weiter ist nichts!

Weigert. Sind Sie nicht hier in der Wohnung gewesen?

Dickert. Wie soll ich denn 'reingekommen sein? Hat mich hier Jemand gesehen? Fragen Sie doch den Herrn Staatsanwalt. Der sagt ja, er wäre hier gewesen. Und was soll ich denn hier gemacht haben? Die Sachen durchrumoren? Da kennen Sie mich doch besser! Bei mir ist nicht ein Pfifferling gefunden worden . . .

Weigert. Und die Brieftasche?

Dickert. Was geht mich denn die Brieftasche an? Was weiß ich denn, wer die gehabt und weggeworfen hat? Ich bin's nicht gewesen.

Weigert. Also sie beharren bei Ihrem Leugnen?

Dickert. Aber allemal! Das heißt: von Leugnen ist nicht die Rede. Ich erkläre mit aller Bestimmtheit: ich bin unschuldig!

Weigert. Na, na!

Dickert. Auf Ehrenwort! Ich weiß überhaupt garnicht, was Sie eigentlich von mir wollen. Sie schleppen mich hierher! Wozu! Ich kenne den Herrn Staatsanwalt nicht, der Herr Staatsanwalt kennt mich nicht. (Mit impertinenter Gleichgültigkeit zu Hallers, dem man ansieht, daß er schließlich die Geduld verliert.) Nicht wahr, Herr Staatsanwalt, wir kennen uns nicht? (Mit verändertem Tone, herzlich.) Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt.

Hallers (der sich inzwischen gesetzt hatte, erhebt sich, schroff). Schweigen Sie! Ich verbitte mir diesen dreisten Ton! Vergessen Sie nicht, vor wem Sie stehen!

Dickert (erstaunt, etwas betroffen). Aber . . .

Hallers (scharf einsetzend, in gebieterischem Tone, mit energischer Handbewegung, laut.) Sie haben zu schweigen! (Dickert macht ein ganz verdutztes Gesicht und blickt scheu zu Hallers auf, der sich nun an Weigert wendet. Sehr ruhig und langsam.) Nehmen Sie den Mann in Untersuchungshaft!

Weigert. Zu Befehl, Herr Staatsanwalt! (Er faßt Dickert am Arm. Also vorwärts!

Hallers (sich setzend, düster vor sich hinstarrend). Weshalb hat mir der Mensch gedankt?!

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Decoration des vorigen Aufzuges.

Das Zimmer ist wieder in Ordnung. Im Kamin stark glühendes Kohlenfeuer. Durch die Scheiben des breiten Fensters links, wie durch die Glasthür, die nach dem Garten führt, bringt das helle Licht eines sonnigen Wintervormittags.

Erste Scene.

Hallers und **Emmy.**

Emmy. Mir liegt's noch immer schwer in den Gliedern. Hast Du denn wieder einschlafen können? Ich habe kein Auge mehr geschlossen. Was sagst Du denn nur zu Arnoldys? Die haben einen gesegneten Schlaf! Keinen Laut haben sie gehört.

Hallers. Gott sei Dank!

Emmy. Arnoldy läßt sich übrigens bei Dir entschuldigen, daß er erst Nachmittags zu Dir kommen kann. Als man mir die Thür öffnete, war er gerade im Begriff, zu gehen. Er hat auf dem Gerichte zu thun. Agnes wird uns nachher besuchen.

Hallers. Das wird mich freuen.

Emmy (seine Hand betrachtend). Was hast Du denn da an der Hand?

Hallers. Ich habe mich irgendwo an einer Nadel oder sonstwie geritzt. Es brennt ein bischen.

Emmy. Das will ich wohl glauben. Die Schramme geht ja über die ganze Hand. Warte, ich will Dir ein Heftpflaster auflegen. (Sie geht an den Schreibtisch.)

Hallers. Da ... im Kästchen.

Emmy (während sie das Pflaster sucht, einen Streifen abschneidet und ihn dann auf die Hand ihres Bruders befestigt). Ein Aerger kommt doch nie allein. Unsere Elise hat mir heute früh gekündigt. Ich hatte sie freilich erst seit einem halben Jahre, aber sie war mir angenehm, und ich dachte, wir würden sie lange behalten. Mir kommt es so vor, als ob sie sich mit Ewald verheirathen wolle. Und was das wieder für Scherereien giebt, ehe man ein neues Mädchen eingelernt und soweit gebracht hat ... (Mit anderm Tone.) Die Schramme geht gerade über die Knöchel. Das Pflaster wird schlecht halten. Ich will Dir ein Tuch umbinden ... (Während sie die Hand ihres Bruders mit einem Tuch umwickelt.) Ja, mit den Dienstboten ist's ein Kreuz heutzutage ... Aber ich will Dir heut nicht mit meinen Wirthschaftssachen kommen ... Du hast den Kopf voll genug ... Du solltest wirklich ausruhen.

Hallers (etwas ungeduldig, aber doch freundlich). Ja, liebe Emmy, ja gewiß! Ich bin jetzt fest dazu entschlossen. Du sollst mit mir zufrieden sein.

Emmy. Zufrieden werde ich erst, wenn ich die Koffer für Dich packe ... und — lach mich nicht aus! — wenn wir einen großen Hund haben.

Hallers (wie oben). Deine Wünsche sollen erfüllt werden.

Emmy. Ich mache Dich ungeduldig? . . . Ich sag's wahrhaftig mehr Deinetwegen . . .

Hallers. Ich weiß, liebe Emmy! Verzeihe . . .

Emmy. Aber natürlich . . . Ich will Dich nur allein lassen. Ich habe ohnehin noch alle Hände voll zu thun . . . (Sie wendet sich zum Gehen. Sich umwendend.) Aber lieber keine Dogge . . . auf die kann man sich nie verlassen . . . einen schönen Neufundländer oder Bernhardiner . . .

Hallers. Du kannst ihn Dir aussuchen. (Emmy freundlich nickend ab.)

Zweite Scene.

Hallers. Dann **Kleinchen.** Später **Elise.**

Hallers (der sich beherrscht und den Gruß seiner Schwester freundlich erwidert hatte, furcht, sobald er allein ist, die Brauen und geht hastig im Zimmer auf und ab). Sie meint's so gut! Aber wie sie mich mit ihren Lappalien manchmal quält . . . Ich muß Feldermann sprechen, so bald wie irgend möglich . . .

Kleinchen (tritt ein, eine Mappe unterm Arm). Guten Morgen, Herr Staatsanwalt!

Hallers. Guten Morgen! Es ist mir lieb, daß Sie so pünktlich kommen.

Kleinchen. Ich habe eben schon gehört, welche Aufregungen Sie in der verflossenen Nacht . . .

Hallers. Ja, es war sehr unangenehm. Aber bitte, sprechen Sie nicht mehr von der Sache. Wir haben heute von noch nichts Anderm gesprochen. (Kleinchen stimmt mit einer Bewegung des Kopfes zu.)

Kleinchen (aus der Mappe ein Manuscript nehmend und es Hallers reichend). Ich bin mit der Uebertragung des Vortrags fertig geworden.

Hallers. Ich danke Ihnen, lieber Kleinchen! (Das Manuscript durchblätternd.) Wirklich eine äußerst respectable Leistung . . . Es ist mir übrigens sehr lieb! Ich werde Arnoldy bitten, den Vortrag an meiner Statt zu lesen. Ich fühle mich doch zu abgespannt! Da kann er ihn sich vorher in aller Ruhe ansehen!

Kleinchen (hat sich währenddem an den Wandschrank begeben und seinen Arbeitsrock herausgenommen. Er bemerkt die Veränderung, die mit dem Rock vorgegangen ist, und sagt lächelnd, während er den Rock in der Hand behält). Ein ander Bild! Immer etwas Neues! Sehen Sie nur, Herr Staatsanwalt, der Schaden ist ausgebessert, mein Rock ist geflickt.

Hallers. Das ist doch unerklärlich! (Er geht wieder im Zimmer auf und nieder. Für sich.) Da habe ich also dem Diener Unrecht gethan. (Wieder laut.) Unerklärlich! Ich habe die ganze Nacht das Zimmer nicht verlassen! Und es ist doch nicht anzunehmen, daß sich mein nächtlicher Besuch den Spaß gemacht . . .

Kleinchen. Ich begreif's auch nicht! Man hört allerdings von allerlei muthwilligen Streichen der Einbrecher . . .

Hallers. Sonderbar! (Er streicht mit der Hand über die Stirn.) Es muß sich aufklären . . . wie vieles Andere . . . Lassen wir das! . . . Bitte schreiben Sie!

Kleinchen (der Hallers' Ungeduld und Nervosität bemerkt, wirft den Rock auf einen Stuhl, um Hallers nicht warten zu lassen, und setzt sich sogleich an seinen Tisch). Wollen der Herr Staatsanwalt die Eingänge des Tages . . .

Hallers. Nein! Ich habe keinen Sinn dafür! Schreiben Sie gefälligst. (Er geht dictirend auf und ab.) „Hochgebietender Herr Staatsminister! Da meine Nerven durch Ueberanstrengung krankhaft überreizt sind, beehre ich mich, unter Berufung auf das anliegende Zeugniß . . .“ (In anderm Tone.) Ich werde es später beilegen . . . „unter Berufung auf das anliegende Zeugniß des Herrn Professor Dr. Feldermann . . .“ (Sich unterbrechend.) Ach, lassen Sie's nur! Dazu habe ich nachher noch Zeit, wenn ich Feldermann gesprochen habe . . . Ich möchte ihn allerdings bald sehen, so bald wie möglich. Bitte, Kleinchen, gehen Sie lieber gleich hin! Jetzt finden Sie ihn sicher in der Klinik. Bitten Sie den Professor in meinem Namen recht freundlich um möglichste Beschleunigung seines Besuchs.

Kleinchen (ist aufgestanden, nimmt den Rock vom Stuhl, um ihn in den Wandschrank zu hängen. Dabei fällt die Photographie aus der Tasche auf den Boden. Er hebt sie auf). Was ist denn das? Ein Bild? (Er reicht es Hallers.)

Hallers (sehr betroffen). Wie kommen Sie zu dem Bilde?

Kleinchen. Keine Ahnung!

Hallers (scheu). Kennen Sie die Dame?

Kleinchen. Wenn der Herr Staatsanwalt mir noch einmal erlauben wollen . . . (Hallers zeigt ihm etwas zögernd das Bild, behält es aber in der Hand.) Ich glaube wohl . . . das Gesicht kommt mir bekannt vor . . . aber ich kann wirklich nicht sagen . . .

Hallers (sich von ihm entfernend). Sie müssen sich beeilen, wenn Sie Professor Feldermann nicht verfehlen wollen. (Kleinchen tritt hinter die spanische Wand. Hallers betrachtet das Bild unausgesetzt. Leise.) Das ist furchtbar unheimlich! Das ist ja dasselbe Mädchen, von dem ich mit Feldermann sprach . . . Ich täusche mich nicht! . . . Oder habe ich der Person auch in Wirklichkeit gegenüber gestanden? . . . Im Gerichtssaal? . . . Räthsel auf Räthsel! . . . Mein armer Kopf!

Elise (meldend). Draußen ist ein Fräulein, das den Herrn Staatsanwalt sogleich zu sprechen wünscht.

Hallers. Ich bin nicht zu sprechen.

Elise. Das Fräulein macht es sehr wichtig.

Hallers. Hat sie ihren Namen genannt?

Elise. Amalie Frieben.

Kleinchen (der wieder nach vorn gekommen ist). Frieben? Den Namen haben wir schon gehabt.

Hallers. Also lassen Sie das Fräulein eintreten! (Elise ab.) Heute

brauche ich Sie nicht mehr, lieber Kleinchen. Ich pausire. Ihnen wird die kleine Ausspannung auch gut thun.

Kleinchen. Empfehle mich, Herr Staatsanwalt. (Er wendet sich zum Gehen. In dem Augenblicke tritt Amalie auf. Kleinchen bleibt in großer Ueberraschung stehen, tritt wieder an Hallers, der der Thür den Rücken gewandt hatte, heran, und sagt ihm leise.) Das ist ja dieselbe Person ... die auf dem Bilde!

Hallers (wendet sich um, fährt, als er Amalien erblickt, zusammen, beherrscht sich aber und sagt mit erzwungener Ruhe). Richtig! Ja, ja! Ich errathe nun auch ... ungefähr ... Aber beeilen Sie sich! Sie haben keinen Augenblick mehr zu verlieren.

(Kleinchen sieht Amalien, die die Augen niedergeschlagen hat, noch einmal an und geht dann kopfschüttelnd ab.)

Dritte Scene.

Hallers. Amalie.

Hallers (hat Amalien wieder den Rücken gewandt und das Bild mit gespanntester Aufmerksamkeit betrachtet. Er legt es verkehrt, den Rücken nach oben, auf den Tisch rechts. Er blickt rathlos auf. Dann tritt er an den Schreibtisch, räuspert sich und sagt kühl). Bitte, treten Sie näher. (Amalie tritt etwas vor, bleibt aber noch immer so weit hinten, daß Hallers, der sie wieder anzusehen vermieden hat, sie auch jetzt noch nicht sieht.) Fräulein ... Frieben, wenn ich recht gehört habe. Was haben Sie mir zu sagen?

Amalie (schüchtern). Ich habe Ihnen etwas zu übergeben, Herr Staatsanwalt. (Sie reicht Hallers eine gewöhnliche Pappschachtel.)

Hallers (öffnet die Schachtel, sieht den Inhalt, erstaunt). Was ist das?

Amalie. Uhr und Kette gehören Fräulein Arnoldy.

Hallers. Ich weiß. Wie kommen Sie zu diesen Gegenständen?

Amalie. Sie sind mir von Jemandem gegeben worden.

Hallers. Von wem?

Amalie (wiederholt mit Nachdruck, aber leise). Von wem? (Sie macht eine Pause. Hallers sieht sie nun erst an. Sein Blick begegnet Amaliens, die ihn ruhig erträgt und bescheiden sagt) Das möchte ich nicht sagen, wenn Sie mich danach fragen.

Hallers (von Amaliens Erscheinung befremdet und unbehaglich gestimmt, unwirsch und scharf). Aber das werden Sie mir sagen müssen! Diese Sachen sind gestohlen. Und Sie werden sich darüber auszuweisen haben, wie Sie in den Besitz gelangt sind. Merken Sie sich das, Fräulein Frieben!

Amalie (sehr bewegt). Seien Sie doch nicht so hart! Nun sprechen Sie wieder gerade wie damals. Was habe ich Ihnen denn eigentlich zu Leide gethan? Ich verstehe es nicht! Weswegen schicken Sie mir in aller Frühe den Polizeicommissar Weigert in's Haus? Natürlich ist mir meine Stelle sofort gekündigt. Von Damen, die polizeiliche Besuche empfangen, mag man nichts wissen. Nun bin ich wieder brodlos. Hätte der Commissar Haussuchung bei mir gehalten und das bei mir gefunden, so säße ich jetzt wieder hinter Schloß und Riegel. Und die Wahrheit

würde man mir heute ebensowenig glauben, wie man sie mir damals geglaubt hat.

Hallers (geht einigemal auf und ab und setzt sich dann an den Tisch rechts. In freundlicherem Tone). Setzen Sie sich, Fräulein ... dahin! (Er weist ihr den Stuhl ihm gegenüber an.) Ich habe vielerlei und sehr verschiedenartige Geschäfte zu erledigen. Ich kann nicht immer Alles gegenwärtig haben. Bringen Sie mich auf die Spur! Sie sprechen immer von „damals". Was meinen Sie damit?

Amalie. Erinnern Sie sich denn nicht, Herr Staatsanwalt? Ich sagte es Ihnen ja schon: ich habe hier im Hause gedient, oben, bei Fräulein Arnoldy. Sie haben mich einsperren lassen, weil ich (ihre Thränen mühsam unterdrückend) eine Brosche 'gestohlen haben sollte, und Sie haben den Herren Richtern nachgewiesen, daß ich es wirklich gethan hätte.

Hallers. Richtig! Richtig! Jetzt erinnere ich mich der Sache ... und auch Ihrer Person. Und Sie behaupten nun, es nicht gethan zu haben?

Amalie. Weil ich es bei Gott nicht gethan habe!

Hallers. Aber die Brosche ist doch bei Ihnen gefunden worden?

Amalie. Ja! Aber es war ganz anders, als Sie glaubten.

Hallers. Nun, wie war's also?

Amalie. Wie es war? Das ist's ja eben! Es glaubt kein Mensch, wie es war! Aber es war doch so! ... Das gnädige Fräulein war zum Ball gewesen. Ich hatte, wie gewöhnlich, auf sie gewartet. Es war spät geworden, und ich war eingenickt. Als ich dem gnädigen Fräulein beim Auskleiden half, war ich ganz verschlafen ... Am andern Morgen läßt mich der Herr Rechtsanwalt Arnoldy in sein Zimmer rufen. Die kostbare Brosche, die das gnädige Fräulein auf dem Ball getragen und im Schlafzimmer noch gehabt hat, ist verschwunden. Ich durchsuche alle Winkel ... Schließlich wird die Polizei geholt. Ich werde verhört wie eine Spitzbübin. Meine Koffer und meine Kommode werden durchstöbert. Man findet natürlich nichts. Da fühle ich auf einmal, während der Wachtmeister und der Schutzmann Alles bei mir durcheinander wühlen, in meiner Tasche irgend etwas. Ich fasse hinein. Ich denke, mich trifft der Schlag! Es ist die Brosche. Wie sie da hineingekommen ist, kann ich Ihnen bis auf den heutigen Tag nicht sagen. Wahrscheinlich habe ich sie, um die Hand frei zu bekommen, in der Schlaftrunkenheit selbst eingesteckt. Sie glauben es nicht?

Hallers. Doch! doch! Fahren Sie nur fort!

Amalie. Ja, Herr Staatsanwalt! Glauben Sie mir, so ist's gewesen!

Hallers. Nun, wie weiter?

Amalie. In meiner Todesangst wußte ich mir keinen bessern Rath, als die Brosche fest in die Hand zu drücken, um sie im ersten unbewachten Augenblicke wegzuwerfen. Aber der Wachtmeister hatte bemerkt, wie ich

auf einmal leichenblaß geworden war. Er greift meine Hand, öffnet die Finger gewaltsam, und die Brosche fällt auf den Boden. Ich sagte, ich schrie zum Erbarmen: Es ist nicht so, wie es aussieht! Es ist ganz anders! „Ja, ja," höhnte der Wachtmeister, „das wird sich Alles schon zeigen! Die Sorte kennen wir! Einstweilen nehmen wir Sie mit!" Und so kam ich auf die Polizeiwache . . . und dann nach dem Moabit. Ich habe mir fast die Augen ausgeweint. (Sie trocknet ihre Augen, die sich bei dem Bericht wieder mit Thränen gefüllt haben.)

Hallers. Sie wurden verurtheilt?

Amalie. Zu sechs Monat Gefängniß, nach zweimonatlicher Untersuchungshaft. (Sie trocknet wieder ihre Thränen.)

Hallers. Wann sind Sie entlassen?

Amalie. Vor sieben Monaten. Mitte Juli.

Hallers. Haben Sie seitdem wieder eine Stellung gehabt?

Amalie. Eine Stellung, ja! Aber was für eine! Mein Dienst bei Fräulein Arnoldy war mein erster gewesen. Das Zeugniß konnte ich Keinem zeigen. Ein neues Dienstbuch bekam ich nicht, und wo ich während der letzten acht Monate gewesen war, durfte ich auch nicht sagen. Ich habe mir die Füße wund gelaufen. . . . Alles vergebens! Da blieb mir denn nichts Anderes übrig, als Charlotten aufzusuchen.

Hallers. Charlotte? Wer ist das?

Amalie. Ein Mädchen, mit dem ich im Gefängniß zusammen genäht hatte. Die hatte mir gesagt, als sie entlassen wurde: „Wenn's Dir einmal schlecht geht, komm zu mir! Und sie hat wirklich ihr letztes Stück Brod mit mir getheilt, und die einzige Stellung, die ich bekommen habe, habe ich durch sie bekommen: als Kellnerin. Und da will man mich nun auch nicht mehr haben . . .

Hallers. Weshalb nicht?

Amalie. Weil der Commissar heute bei mir war. Nun bin ich wieder gerade so weit wie im vorigen Sommer. Ich weiß nicht ein noch aus. Kein Mensch glaubt mir. Schon damals bin ich zehnmal auf dem Wege zu Ihnen gewesen . . .

Hallers. Zu mir?

Amalie. Ja, Herr Staatsanwalt! Lachen Sie mich aus. Ich habe immer so eine Ahnung, so ein abergläubisches Gefühl gehabt, daß gerade Sie sich meiner noch einmal erbarmen würden. Ich habe Sie immer vor mir gesehen in Ihrem langen schwarzen Mantel, als Sie mir so finstere Blicke zuwarfen und so böse Worte sagten . . . und ich dachte mir: der Herr Staatsanwalt wird doch noch einmal erfahren, daß er mir Unrecht gethan hat, und dann wird er mir helfen.

Hallers. Weshalb sind Sie denn nicht gekommen? Weshalb haben Sie nicht mit mir gesprochen?

Amalie. Ach Gott! Sie hatten mich ja als eine so gefährliche und hinterlistige Person hingestellt, und da meinte ich: so eine Person wird der Herr Staatsanwalt vor die Thür setzen . . . Als Sie nun aber selbst zu uns kamen, da hatte ich neue Hoffnung! Erst als Sie mir die Uhr und die Kette da aufnöthigten, erst da wurde ich wieder irre an Ihnen.

Hallers (aufstehend). Wer hat Ihnen die Uhr aufgenöthigt?

Amalie (die sich gleichfalls erhebt, leise, einfach). Sie, Herr Staatsanwalt! Ich weiß auch nicht, weshalb Sie gerade mich . . .

Hallers (erregt). Wer hat das gethan?

Amalie. Sie selbst . . . aber von mir soll's wahr und wahrhaftig kein Mensch erfahren!

Hallers. Wie? . . . Ich? . . . Sind Sie bei Sinnen?

Amalie (ängstlich). Ich weiß gar nicht, wie ich das verstehen soll. Sie waren doch gestern, wie in den Nächten vorher, bei uns! Wissen Sie denn nicht mehr? Sie wollten's zwar gestern auch nicht Wort haben, daß Sie der Herr Staatsanwalt seien. Aber jetzt bin ich meiner Sache sicher.

Hallers. Sie irren!

Amalie. Da liegt ja mein Bild, das ich Ihnen gestern gegeben habe . . .

Hallers. Das Bild, das Sie mir . . . Sie irren sich trotzdem! Sie müssen sich irren! Das Bild habe nicht ich hierhergebracht! Und wie soll ich zu der Uhr und Kette kommen?

Amalie (gutmüthig lächelnd). Ach, Herr Staatsanwalt, Sie sollten mehr Vertrauen zu mir haben. Sie sind's ja wirklich gewesen! Nehmen Sie doch einmal das Tuch ab. Da haben Sie eine Schramme . . . von hier bis dahin . . . gerade über die Knöchel. Sie haben sich an meiner Nadel geritzt, als ich Ihren Rock flickte.

(Hallers taumelt einen Schritt zurück. In furchtbarer Bestürzung führt er die beiden Hände an die Stirn und preßt den Kopf. Wie betäubt wankt er, tastet zitternd nach dem nächsten Stuhl und droht zusammenzubrechen.)

Amalie (die ihn mit wärmster Theilnahme und Besorgniß betrachtet hat, springt ihm erschrocken zu Hilfe). Um Gottes willen! (Ihn stützend.) Der Herr Staatsanwalt gestatten wohl . . .

Hallers (mit schwacher Stimme). Ich danke Ihnen . . . Ein leichter Schwindelanfall . . . ohne Bedeutung . . . Es wird sich Alles aufklären . . . es muß sich aufklären . . .

Amalie (gutmüthig). Der Herr Staatsanwalt haben sich auch gewiß zuviel zugemuthet . . . Es wird wohl zu Ihrem Geschäfte gehören, die Leute aufzusuchen, aber nicht Jeder kann's vertragen. Mich hat die Gesellschaft da zuerst auch ganz krank gemacht, ich habe nicht schlafen, nicht essen können . . . und es hat lange gedauert, bis ich mich daran gewöhnt habe . . .

Hallers. Ja, ja! . . .

Amalie. Kann ich für den Herrn Staatsanwalt noch irgend etwas thun? (Hallers macht eine verneinende Bewegung.) Soll ich Jemand rufen? (Hallers verneint wiederum, Amalie nach kurzer Pause, traurig.) Dann darf ich wohl auch nicht mehr bleiben? (Sie wartet mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Antwort. Hallers blickt auf. Sie schlägt beschämt die Augen nieder.)

Hallers (leise). Wenn Sie Zeit haben . . . und Lust . . . bleiben Sie!

Amalie (dankbar, glücklich). Ah!

Hallers. Ich habe nachher noch mit Ihnen zu sprechen . . . nachher . . . jetzt fühle ich mich noch ein wenig angegriffen.

Amalie. Wann Sie befehlen, Herr Staatsanwalt.

Hallers. Und Sie bleiben gern?

Amalie. Herzlich gern! . . . Ach, wenn manches anders wäre! Wenn ich noch bei guten Leuten geduldet würde . . . wie früher! Wie würde ich Sie pflegen! Ich bin's gewohnt! Ich bin in der Krankenstube meines Vaters aufgewachsen. Ich würde Sie nie stören. Man hört mich nicht, so leise kann ich gehen. Aber ich würde um Sie sein, ohne daß Sie's merkten, und wenn Sie sich umsähen, wäre ich zur Stelle . . . Ach, es wäre zu schön! . . .

Hallers. Bleiben Sie . . . bei uns!

Amalie (in freudigem Aufschrei). Ah! (Sie sinkt neben Hallers auf die Kniee.) Der Himmel wird's Ihnen lohnen, was Sie an mir thun. (Sie ergreift seine Hand und will sie an die Lippen führen.)

Hallers (freundlich abwehrend). Stehen Sie auf! Und jetzt . . . (auf die Uhr und Kette weisend) bringen Sie die Sachen Fräulein Arnoldy.

Amalie (die bezeichneten Gegenstände nehmend). Zu Befehl, Herr Staatsanwalt! . . . Ach, ich wußte es ja, daß Sie mir helfen würden . . . (Sie geht nach links hinten. An der Thür.) Gute Ruhe, Herr Staatsanwalt! Und Gott vergelt's! (Mit dankbarem Lächeln ab.)

Vierte Scene.

Hallers allein.

(In dumpfer Verzweiflung.) Es ist furchtbar . . . grauenhaft . . . unerbittlich grausam! Ein Stück meiner Seele hat sich von mir losgerissen! In wilder Empörung gegen mein besseres Erkennen! Und dieses auffässige Stück meiner selbst beherrscht mich zu Zeiten, ich bin sein willenloses Spielzeug! Ich bin nicht mehr Ich! Ich bin der Sklave eines Elenden, eines Schurken! Und dieser Tyrann, den ich hasse, verachte, bin wieder Ich! . . . Es ist nicht auszudenken. Man zerschmeißt mir meine Vergangenheit, man besudelt meine Gegenwart, man beängstigt und vergiftet meine Zukunft! . . . Was

mag ich schon gethan haben? Und ... was werde ich noch thun, gerechter Himmel? Was war ich? Was bin ich? Was soll aus mir werden? (Er stützt den Kopf auf die Hand und starrt trostlos vor sich hin.)

Fünfte Scene.

Hallers. Feldermann.

Feldermann (von links hinten, kommt langsam nach vorn, beobachtet Hallers einige Augenblicke mit warmer Theilnahme, nähert sich ihm leise und legt vorsichtig die Hand auf seine Schulter. Hallers zuckt zusammen und fährt auf. Sehr herzlich.) Nun, alter Freund?

Hallers (erhebt sich schnell.) Doctor!

Feldermann. Nur Ruhe! Ruhe! Fassung! ... Ich weiß Alles! Ich kann mir schon denken, wie gerade jetzt die Vorgänge der letzten Nacht Sie erregt haben! ... der Einbruch ...

Hallers (heftig einfallend, den Kopf schüttelnd). Nicht der! ... Der andere! (Mit der Rechten die Stirn, mit der Linken das Herz drückend.) Hier! ... Ja, Freund, das Unglaubliche ist Wahrheit! Ja, der Andere ist da! Er stiehlt mir meine Erscheinung, er schleppt mich, ich weiß nicht, wohin ... (Mit schrecklichem Lachen.) Ja, er ist da, der Einbrecher!

Feldermann. Sammeln Sie sich nur! Sagen Sie mir ...

Hallers. Ach, Doctor! Ich bin krank, sehr krank! Während ich bleischwer zu schlafen wähne, treibe ich in fürchterlichem Wachen Dinge ...

Feldermann. Welche Beweise haben Sie?

Hallers. Die untrüglichsten! Er ist da, der Andere! Er ist da!

Feldermann. Dann ergreifen Sie ihn auf frischer That.

Hallers (stutzend). Wie? ...

Feldermann (energisch). Fassen Sie ihn! Machen Sie ihn unschädlich!

Hallers. Ich verstehe nicht ...

Feldermann (derb und schroff, wie auch während des Folgenden.) Wo sind Sie in der vergangenen Nacht gewesen?

Hallers (eingeschüchtert). Hier ... und wo anders.

Feldermann. Wo?

Hallers. Ich weiß es nicht.

Feldermann. Sie müssen es wissen!

Hallers (nervös, kribbelig). Ich weiß es nicht.

Feldermann. Und ich sage Ihnen: Sie wissen es doch! Besinnen Sie sich nur! ... Wo sind Sie eingeschlafen?

Hallers (eingeschüchtert). Eingeschlafen? Da ... auf dem Stuhl!

Feldermann. Und dann?

Hallers (ängstlich). Und dann?

Feldermann (immer in demselben schroffen Tone). Nun? Antworten Sie! Nehmen Sie alle Willenskraft zusammen! Den Teufel auch! Sie wissen's ja!

Hallers (faßt sich an die Stirn, athmet tief auf und sucht). Ich habe etwas gehört ...

Feldermann. Was haben Sie gehört? ... Nun?

Hallers (immer suchend, in höchster Erregung). Etwas ... ich kann mich nicht besinnen.

Feldermann. Sie müssen es wissen! Die Erinnerung ist Ihre Heilung!

Hallers (hastig athmend, suchend, um sich und nach oben blickend). Ein Klingen und Summen ...

(In diesem Augenblick erklingen oben die ersten Tacte der Mondschein-Sonate im Pianissimo.)

Hallers (zuckt zusammen. Er richtet den Blick nach oben und breitet die Arme aus. Der Ausdruck seines Gesichts wechselt vollkommen. Er lächelt wie verklärt und ruft mit Bestimmtheit). Ja! Ich weiß! ...

Feldermann. Nun?

Hallers (wie verzückt). Etwas hat mich geweckt ...

Feldermann. Geweckt ...

Hallers (tritt an den Tisch und nimmt unwillkürlich denselben Weg wie in der verflossenen Nacht. Feldermann begleitet ihn auf Schritt und Tritt. Hallers sagt leise). Ich habe die Lichter gelöscht ... erst da ... (an den Tisch gegenüber tretend) dann da ... (am Kamin) da glühte das Feuer wie jetzt ... Dann bin ich davongeschlichen.

Feldermann. Ohne Hut? Ohne Pelz?

Hallers (sich besinnend). Nein ... ich habe meinen alten Gartenhut aufgesetzt ... und in Kleinchens Rock ...

Feldermann. Weshalb in einem fremden Rock? ...

Hallers. Ich weiß es nicht!

Feldermann. Doch! Sie wissen es! Und sie dürfen mir nichts verschweigen! Haben Sie sich unkenntlich machen wollen? Haben Sie sich geschämt?

Hallers (kleinlaut). Vielleicht ... ja! (Sie stehen noch immer am Kamin. Er blickt unausgesetzt in die Gluth. In starker Erregung, nicht laut.) Ja! Jetzt weiß ich's. (Agnes hört auf zu spielen). Da sehe ich wieder dasselbe röthliche Licht ... das rothhaarige Mädchen ... die Uhr ... das Bild ... das Blut an meiner Hand ... Ja, ja! Und dann Kälte und Finsterniß unter den Bäumen ... Und hier wieder ... mit demselben Menschen ... Alles lichtet sich ... Alles! (Aus der freudigen Ekstase plötzlich in tiefe Schwermuth verfallend.) Alles! ... Allmächtiger! Ich verliere den Verstand! (Längere Pause.)

Feldermann (nun den Ton vollkommen wechselnd, in wärmster Herzlichkeit). Nein, Freund! Sie haben ihn wiedergefunden! Verzagen Sie nicht! Die Erinnerungsbrücke ist wieder geschlagen! Wenn sich nun der böse Feind zeigt, dann setzen wir ihm nach!

Hallers (tief erschüttert, wirft sich an Feldermanns Brust und schluchzt). Verzeihen Sie ... meine Schwäche! ... Ich bin ... unsagbar krank!

Feldermann. Die natürliche Reaction! Das hat nichts auf sich! Kopf oben, alter Freund! Nur nicht kleinmüthig!

Hallers. Darf ich denn noch Muth fassen? Ist Heilung möglich? . . . Sagen Sie mir's ehrlich! Schonen Sie mich nicht!

Feldermann. Ganz ehrlich: ja! Die Erkenntniß ist schon die halbe Heilung! Für die andere Hälfte wollen wir gemeinsam sorgen! Sie brauchen blos vernünftig zu leben, dann werden Sie nicht mehr nervös sein, und die unheimlichen, grauenerregenden oder lächerlichen Erscheinungen, die Sie jetzt wahrnehmen, werden von Ihnen weichen. Vor Allem heraus aus der Großstadt! Ruhe, Einsamkeit, das ist Ihre Arznei!

Hallers (vertrauensvoller). Ja, Ruhe! Ich sehne mich nach Ruhe.

Feldermann (immer im theilnahmvollsten und herzlichsten Tone). Und Sie werden sie finden, Freund! In irgend einem schönen weltvergessenen Neste . . .

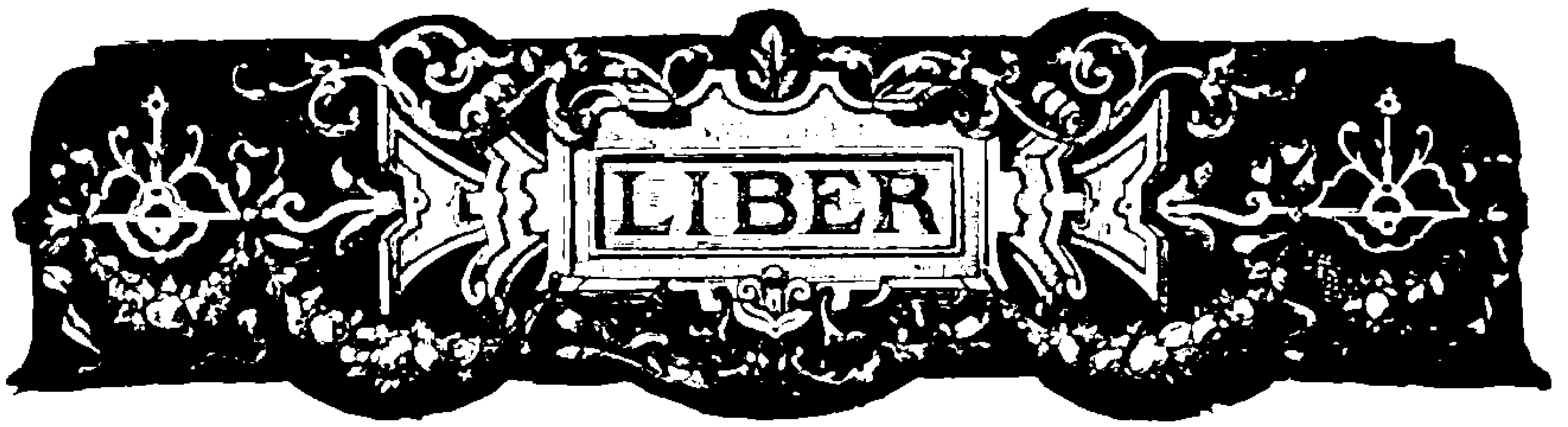
Hallers. Ja, ich will Zeit gewinnen, mich selbst wiederzufinden.

Feldermann (lächelnd, mit einer Bewegung nach oben). Und dann . . . dann weiß ich noch einen bessern Arzt mit bessern Heilmitteln: Jugend und Anmuth.

Hallers (gleichfalls den Blick nach oben richtend). Ich will Zeit gewinnen . . . auch zum Glück.

Der Vorhang fällt.





Illustrirte Bibliographie.

Fridtjof Nansen 1861—1896. Von W. C. Brögger und N. Rolfsen. Deutsch von Eugen von Enzberg. Berlin, Fussingers Buchhandlung.

Als einen Nationalhelden haben den kühnen Polarforscher, der leider seine Aufgabe nicht ganz zu lösen vermochte, seine Landsleute bei seiner glücklichen Rückkehr aus den Gefahren und Schrecken des Eismeeres und der Polarnacht gefeiert, erklärlich bei einem Volke, das keine politischen und kriegerischen Ereignisse und Helden neuerer Zeit zu feiern hat und seinen Ruhm lediglich auf litterarischem und wissenschaftlichem Gebiete suchen muß und gefunden hat. Neben seinen Dichtern Ibsen und Björnson, die der Poesie neue Gebiete eroberten, nennt Norwegen mit Stolz seinen Gelehrten und Forscher Fridtjof Nansen, der noch unerforschte Räume unseres Planeten unserer Kenntniß erschlossen und die Grenzen der bekannten Welt weiter gesteckt hat. Wie an den Schöpfungen seiner litterarischen Landsleute, nimmt an den Leistungen und Erfolgen Nansens und an den ihm erwiesenen Ehrungen die ganze gebildete Welt Antheil. —

Eine der schönsten und seltensten Ehrungen wurde bereits vorbereitet, als er noch im hohen Norden weilte, und sein Schicksal und das der „Fram“ noch in das Dunkel der Ungewißheit gehüllt war: die breit angelegte Biographie Nansens, die zum Glück nicht sein Nekrolog werden sollte. Was anderen Helden des Geistes und der That erst nach dem Tode oder allenfalls an der Schwelle desselben blüht, wurde hier einem noch in Jugendkraft Stehenden, der die Dreißig noch nicht lange überschritten, zugestanden. Ein Gelehrter, der Universitätsprofessor W. C. Brögger, und ein Berufsschriftsteller, N. Rolfsen, hatten sich zu diesem Werke vereinigt, das Nansens Leben und Wirken bis zum Jahre 1893 schildern sollte und nach der glücklichen Rückkehr des kühnen Reisenden natürlich bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt fortgeführt wurde. Eine deutsche Ausgabe von Eugen von Enzberg erscheint jetzt in Lieferungen in der Fussinger'schen Buchhandlung in Berlin; von denen uns die ersten vier vorliegen. — Das Werk wird durch ein Gedicht Björnsons, das dem zum Nordpol ziehenden Forscher gewidmet ist, eingeleitet; im ersten Capitel werden wir dann mit der Familiengeschichte Nansens bekannt gemacht. Von Interesse, insbesondere für die Anhänger der Vererbungstheorie, sind hier die Mittheilungen über einen Vorfahren Nansens, der sich vor fast 300 Jahren gleichfalls als Eismeerfahrer hervorgethan hat: den im Jahre 1598 zu Flensburg geborenen, als königlicher Rath und Richter des Höchsten Gerichtshofes in Kopenhagen i. J. 1667 gestorbenen Hans Nansen, den Verfasser des von Seefahrern sehr geschätzten „Compendium Cosmographicum“ (Kopenhagen, 1633). In dieser Kosmographie findet man Astronomie und Physik, Geographie und Chronologie, Anweisungen zum Bestimmen der Höhe, Curstabellen, Tabellen über Ebbe und Fluth, über die Declination von Sonne und Sternen u. s. w.



Fridtjof Nansen.

Den Kinderjahren Fridtjof Nansens ist ein ausführliches Capitel gewidmet. Die spartanische Erziehung, die aber eine Milderung und Ergänzung durch Einwirkung auf Gemüth und Gefühl nicht entbehrte, sowie die localen Verhältnisse waren ganz dazu angethan, die moralischen und physischen Anlagen Nansens zu entwickeln und ihn für seine künftige Aufgabe vorzubereiten. Mancher charakteristische Zug, der uns in dem Kinde und Knaben den künftigen Mann verräth, wird hier mitgetheilt.

Der nächste Abschnitt schildert uns die Nordmark, das 10 geographische Quadratmeilen große norwegische Waldland, eine von der Hauptstadt nicht gar weit entfernte und



Nansen als Student.

doch von dem Culturleben ganz unberührte Welt der Einsamkeit, mit engen Thalniederungen und steilen Höhen, verborgenen Wasserspiegeln und brausenden Bächen, in welcher der jugendliche Nansen seine Jagd- und Sportlust befriedigte.

Nachdem Nansen 1880 das Abiturientenexamen und December 1881 sein zweites Examen bestanden, entschied er sich, nach einigem Schwanken, für das Studium der Zoologie. Er bildete sich zum Naturforscher von vornherein praktisch aus, indem er, nach-

dem er kurze Zeit auf der Universität die Anatomie der Robben studirt, auf einem „Robbenfänger“ in's Eismeer zog, um während des Robbenfanges Studien zu machen.

Am 15. März 1882 verließ er an Bord der „Viking“ den Hafen von Arendal zu seiner ersten Eismeerfahrt, die in einem besonderen Capitel ausführlich geschildert ist.

Nach der Rückkehr von dieser ersten Reise wird Nansen, 21 Jahre alt, Conservator am Museum zu Bergen, unter Dr. Danielssen, und liegt hier mit demselben Eifer der wissenschaftlichen Arbeit, insbesondere mikroskopischen Forschungen ob, wie früher dem Sport; schon hier reift in ihm der Plan zur Grönlandsfahrt; doch zunächst zieht es ihn nach dem Süden. Im Frühjahr 1886 macht er eine Reise nach Italien und besucht die von Dr. Dohrn gegründete berühmte zoologische Station in Neapel, wo er seine früher begonnenen Studien über das Nervensystem fortsetzt. Dieser Aufenthalt in Neapel trug nicht nur für Nansens zoologische Arbeiten reiche Früchte, sondern auch für sein Vaterland, in welches er die Dohrn'sche Idee einführte. —

Nansens wissenschaftliche Arbeiten, seine Thätigkeit als Histolog und Zoolog schildert uns Professor Dr. Retzius in dem Abschnitt: „Fridtjof Nansen als Biolog,“ von dem in den bisher erschienenen Lieferungen des Werkes nur der Anfang enthalten ist. Nansen hat, obwohl seine eigentliche Thätigkeit als Biolog nur einen ganz kurzen Zeitraum umfaßt, doch bereits eine Reihe wichtiger Fragen auf sehr verdienstliche Weise behandelt.

Seine erste größere Abhandlung erschien im Jahre 1885 unter dem Titel „Beiträge zur Anatomie und Histologie der Myzostomen.“ Der Hauptgegenstand seiner Studien ward die Erforschung des feineren Baues des centralen Nervensystems; auf diesem Felde ist es ihm geglückt, über seine Vorgänger hinauszukommen; seine große auf englisch herausgegebene Abhandlung „The Structure and Combination of the Histologial Elements of the Central Nervous System“ wird einen angesehenen Platz in der Litteratur auf diesem Gebiete behaupten. —

Das Werk, das 18 Lieferungen à 0,50 Mk. umfassen soll, ist mit Originalzeichnungen von Chr. Krohg, Otto Sinding, E. Werenskiold und photographischen Aufnahmen von Dr. Erich von Drygalski geschmückt. —

Die deutsche Uebertragung liest sich gut; nur hier und da findet sich eine befremdende Wendung (z. B. S. 33: „Er, (Nansen) liebte es nicht, sich Fundirungen zu ergeben“).

Das Werk wird gewiß auch in der deutschen Ausgabe, obwohl es bei uns nicht auf so hohes persönliches Interesse rechnen darf, wie die Originalausgabe in der Heimat des Forschers, durch die wissenschaftlichen Anregungen, die es giebt, und die über die nationalen Grenzen hinaus der ganzen Welt gehörende Lebensarbeit Nansens, die es schildert, einer regen Theilnahme begegnen.

W.

Bibliographische Notizen.

Grundriß einer exacten Schöpfungsgeschichte. Von Hermann Habenicht. — Mit 7 Kartenbeilagen und 2 Text-Illustrationen. — Wien, A. Hartleben.

Es ist ein interessantes, wenn auch nicht neues Thema, das sich der als Kartograph und durch seine Wetterberichte bekannte Verfasser zur Bearbeitung gestellt hat. Er bezeichnet das vorliegende Buch „als die Frucht eines beinahe vierzigjährigen berufsmäßigen, vorwiegend morphologischen Studiums der bekannten Erdoberfläche und Geophysik nach den besten existirenden, meist amtlichen Quellenwerken“. Seine Absicht ist, alle hierauf bezüglichen Erscheinungen auf ein einziges Fundamental-Naturgesetz zurückzuführen und so die auf dem Gebiete der Astro-, Geo- und Experimentalphysik gemachten Erfahrungen zu vereinigen. Das, was der Verfasser hierüber bereits in geographischen Zeitschriften seit einer Reihe von Jahren veröffentlicht hat, ist von ihm in diesem Buche systematisch zusammengestellt worden. Das letztere ist in 3 Haupttheile zergliedert: „die wissenschaftlich beobachteten Thatsachen, die Spuren von Thatsachen aus der geologischen Vergangenheit und schließlich die Theorie der sphärischen Kraterbecken“.

Aus den verschiedenen Capiteln sind namentlich hervorzuheben: „das seismische Problem (Entstehung der Erdbeben), die Diluvialmeere und die Eiszeiten, der Grundriß einer Morphologie der Erdoberfläche sowie die posttertiären Continental-Veränderungen". Am Schluß befindet sich als Anhang I und II: „Darwinismus und Entwickelungslehre" und „der Dualismus in der Völkerentwickelung". Zuletzt ist noch eine Einleitung von Platos Geschichte der Atlantis beigefügt. Im Anhang I ist eine Discussion zwischen Professor Büchner und dem Verfasser bezüglich des Darwinismus wiedergegeben, zu dessen Anhänger übrigens Beide nicht gehören. Es handelt sich dabei um das Schlagwort: Kampf um's Dasein als Arten bildendes Princip im Gegensatze zur „Abstammungs- und Entwickelungslehre".

Man kann hierüber verschiedener Meinung sein, wird aber, unserer Ansicht nach, das Entwickelungsprincip unbedingt anerkennen müssen. Der Verfasser sucht nach einer Brücke zwischen Bibelglauben und Naturwissenschaft, entwickelt hierin aber einen zu großen Optimismus. Wenn er meint, daß die biblische Schöpfungsgeschichte der Wahrheit näher kommt als der Darwinismus und daß nach dem Sturze dieses Götzen es erst möglich sein wird, an eine Veredlung des Menschen durch die christlichen Tugenden der Nächstenliebe, Entsagung und Selbstaufopferung zu glauben (S. 122), so hat er nicht daran gedacht, daß eine Gleichmachung der menschlichen Charaktereigenschaften wohl niemals gelingen wird. — Wir müssen noch zwei Bemerkungen erwähnen, zu denen uns Angaben des Verfassers veranlassen. S. 123 sagt er, „daß das Suchen der eifrigsten Darwinianer nach einer Uebergangsform zwischen Affen und Menschen bisher erfolglos war und daß gegentheilige Behauptungen sich bisher stets als Irrthümer oder Schwindeleien herausgestellt haben." Demgegenüber hätten wir anzuführen, daß nach umfassenden Ausgrabungen auf Java durch den niederländischen Militärarzt Dubois in den Jahren 1890—1895 Reste eines solchen Bindeglieds effectiv gefunden worden sind. Wir verweisen dieserhalb auf einen bezüglichen Aufsatz: „Pithecanthropus, ein Bindeglied zwischen Affe und Mensch" von W. Dames im Heft 12 (September) d. J. der Deutschen Rundschau. Alsdann wird S. 126 und 127 hervorgehoben, „daß es bisher weder gelungen ist, Artenumwandlungen der allerniedersten Lebewesen, noch die selbstständige Entwickelung einer niederen Menschenrasse zu einer höheren zu beobachten". Wir müssen hierzu bemerken, daß bei der bevorstehenden Behauptung ein Hauptfactor: „die Zeit," ganz außer Acht gelassen ist. Zur Rassenumwandlung gehören gewaltige Zeiträume, die über unsere menschliche Rechnung weit hinausgehen. Im Anhang II „Der Dualismus in der Völkerentwickelung" entwickelt der Verfasser von seinem Standpunkte aus ganz interessante Gedanken. Was der Verfasser in seinem Buch erstreben wollte, ist ihm im Allgemeinen gelungen. Die Darstellungsweise ist ansprechend, der Text wird durch gute Karten vielfach erläutert. Das gut ausgestattete Buch ist empfehlenswerth.

K.

Ueber unsere Kenntniß von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur. Sechs Vorlesungen für Laien von Thomas Huxley, übersetzt von Carl Vogt. — 2. Aufl. bearbeitet von Fritz Braem, Privatdocent an der Universität Breslau. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.

Der als Naturforscher weit bekannte Verfasser besitzt das besondere Talent, naturwissenschaftliche Themata auch dem größeren, manche Vorkenntnisse entbehrenden Publicum in leicht faßbarer Form vorzuführen. In den vorliegenden sechs Vorlesungen ist ihm dies völlig gelungen, wie das auch Carl Vogt in einer der ersten Auflage beigegebenen sehr lesenswerthen Vorrede hervorhebt. Der Verfasser bespricht den gegenwärtigen und ehemaligen Zustand der organischen Natur, die Entstehung und Fortpflanzung lebender Wesen, sowie die erbliche Uebertragung und Abweichung, ferner die Lebensbedingungen in ihrem Einfluß auf die Fortpflanzung lebender Wesen, und schließlich unterzieht er Darwins Werk „Ueber den Ursprung der Arten" einer kritischen Prüfung. In dieser Prüfung hält sich der Verfasser, obwohl er ein Anhänger und Verfechter der Darwin'schen Lehre ist, durchaus frei von jedem Parteieifer. Daß bei den durch Zuchtwahl hervorgebrachten Veränderungen als besonders wichtiger Factor „die Länge der Zeit" mehr in Betracht gezogen werden muß, wird auch von Carl Vogt in der vorerwähnten Vorrede betont. Der Text der 2. Auflage ist durch F. Braem revidirt und durch vielfache, vorwiegend die Form betreffende Aenderungen, sowie durch Notizen mit Rücksicht auf die gegenwärtig gewonnenen Anschauungen, in anerkennenswerther Weise verbessert worden. Das Buch sei hiermit allen Freunden der Naturwissenschaften empfohlen. — K.

Ueber Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach, Graz, Leuschner & Lubensky.

Wohl jeder denkende Deutsche, der es mit seiner geistigen Bildung und derjenigen seines Volkes ernst nimmt, wird sich schon die Frage vorgelegt haben, ob dasjenige, was in unserer Zeit von dazu berufener Seite für die geistige Ausbildung der Jugend gethan wird, berechtigten Anforderungen entspricht und nicht nur in einer Anhäufung von gewissen, später nicht einmal verwerthbaren Kenntnissen besteht. Es ist sehr viel für und wider die Mittel, Ziele und Bildungserfolge unserer höheren Schule geschrieben worden, aber man hat den Streit, wie es scheint, einseitig geführt, man hat sich in zwei Lager, das humanistische und realistische getheilt, ohne daran zu denken, daß die Axt tiefer, an die Wurzel gelegt werden muß, daß der Schaden ein allgemeiner ist, mit einem Worte, daß Kenntnisse eben nicht allein bilden, besonders dann nicht, wenn sie unvermittelt, unzusammenhängend und in unverdaulicher Menge überliefert werden. Den so wichtigen pädagogischen Grundsatz, daß nicht eine Masse, sondern sicherer Besitz von Wissen zu erstreben ist, scheint die höhere Schule längst vergessen zu haben; daher vor Allem das zunehmende Mißtrauen der gebildeten Kreise gegen sie und die Antipathie der Schüler gegen ihre geistige Nährmutter. Nicht am wenigsten haben darunter die Lehrer zu leiden, deren Thätigkeit zu mechanischer Abrichtung erniedrigt wird; sie vor Allem sollten gegen die herabwürdigenden Forderungen, die an sie gestellt werden, Front machen; an einflußreichen Bundesgenossen würde es ihnen nicht fehlen.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat treffliche Gedanken über Bildung und bleibt auch den Beweis für seine Ansicht nicht schuldig. Auch wie man zu wirklicher Bildung gelangt und wie wir lesen müssen, um uns zu bilden, erfahren wir in überzeugender Weise. Mehr aphoristisch gehalten sind die Besprechungen der neueren und der sogenannten realistischen Dichtung, während der Aufsatz über Henrik Ibsen, den der Verfasser sehr hoch stellt, an Ausführlichkeit wenig zu wünschen übrig läßt. Den Schluß des Buches bildet eine Liste empfehlenswerther Bücher aller Zeiten und Litteraturen. — Das anregende Buch läßt uns nicht nur des Autors gediegenes Wissen und Können, sowie sein objectives Urtheil erkennen, sondern giebt auch ein Zeugniß davon, daß er auf die Bildung Anderer förderlich einzuwirken im Stande ist.

V. T.

Kunst und Zeichnen an den Mittelschulen. IIa Methodik des Unterrichts. Darstellung der plastischen Form. Von Karl Reichhold, kgl. Reallehrer an der Ludwigsrealschule zu München. Mit 8 Tafeln in Photolithographie. Berlin, Georg Siemens.

Wer das erste, in Nr. 219 dieser Zeitschrift, angezeigte Heft dieser Abhandlungen gelesen hat — das zweite Heft ist uns leider nicht zugegangen — der wird mit Interesse auch diese Fortsetzung zur Hand nehmen, um sich von dem Verfasser weiter über seine beachtenswerthen Gedanken zur Herstellung des Zeichenunterrichtes belehren zu lassen. Ziel und Weg dieser Reformvorschläge tritt hier viel klarer hervor, als in seinen ersten Andeutungen; Reichhold erörtert an einer ganzen Anzahl praktischer Beispiele die Anwendung seiner Methode und gewinnt dieser dadurch in unserer Ueberzeugung sicheren Boden. Ihr fruchtbarstes Moment scheint mir noch immer in der systematischen Ausnützung des Zeichenunterrichts für die künstlerische Geschmacksbildung der Jugend zu bestehen. „Der relativ geringe Grad manueller Fertigkeit, den die Schüler einer Mittelschule im Zeichnen erlangen können, fällt für ihr späteres Leben, für ihre allgemeine Bildung lange nicht so in's Gewicht, wie die Befähigung, künstlerische Werke würdigen zu können." Diesem sehr richtigen Grundgedanken sucht der Verfasser in der Praxis durch eine eigenartige Verbindung mündlicher Erörterung der sorgsam ausgewählten Vorlagen für den Zeichenunterricht — den er sich als Massenunterricht denkt — mit ihrer zeichnerischen Wiedergabe Rechnung zu tragen; als dabei maßgebende Gesichtspunkte stellt er auf: 1. Was ist das Vorgelegte? 2. Wann und wo wurde es geschaffen? 3. Wie ist es hergestellt? 4. Welcher Art sind seine Formen? 5. Auf welche Weise bildet man es nach? Wenn man diese Methode an der Hand der vom Verfasser gegebenen Beispiele mit Verständniß nachgeht, wird man von ihrem Werthe für eine gründliche Anregung des Formensinns, die unserer lernenden Jugend so Noth thut, nur die günstigste Vorstellung gewinnen. Von den unter Leitung des Verfassers erzielten zeichnerischen Resultaten geben die Nachbildungen einer Anzahl von Schüler=

zeichnungen auf den Tafeln interessante Belege. M. S.

Gedanken eines Japaners über die Frauen, insbesondere die japanischen. Von Dr. Riotaro Hata, Secretär der kais. japanischen Gesandtschaft in Wien. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.

Es wäre gewiß interessant für uns, einen gelehrten jungen Japaner über die Frauen seines Landes sprechen zu hören, noch dazu in einer von ihm selbst besorgten sehr correcten deutschen Uebersetzung seines in japanischer Sprache erschienenen Werkes; der Titel des Buches ließ uns dies voraussetzen, — dem entspricht jedoch der Inhalt nicht, denn nicht über die japanischen Frauen redet der Verfasser, sondern für dieselben; — das Buch ist durchaus lehrhaft gehalten, es werden darin sehr lesenswerthe Anschauungen über weibliche Erziehung, über die Pflichten in der Ehe und der Mütter entwickelt, über weibliche Tugenden im Allgemeinen und ferner über die Ausbildung für die Erwerbsfähigkeit, die übrigens jeder Europäer, mit geringen Abweichungen für europäische Frauen, hätte schreiben können. Das Buch legt jedenfalls Zeugniß davon ab, in welch hoher Culturentwicklung sich Japan befinden muß, wenn es ein Japaner an der Zeit hält, seinen weiblichen Landsleuten solch hohe Ziele in Bildung und Sitte zu stellen; schon von diesem Gesichtspunkt aus, verdient das Buch gelesen zu werden, zumal Japan seit seinen beispiellosen Kriegserfolgen ohnedies das Interesse aller Culturstaaten besitzt. — mz.

Der Schein. Roman von Doris Freiin von Spättgen. Jena, Hermann Costenoble.

Die Begebenheiten, welche Freiin von Spättgen in ihrem Roman „Der Schein" erzählt, ereignen sich sicher nur zwischen den gedruckten Seiten eines Leihbibliothekromans, dagegen niemals im wirklichen Leben; — so gefällig ist das Leben, trotz aller Schicksalsfügungen nun doch nicht, daß ganz unverhoffte Erbschaften immer im rechten Moment eintreffen; noch weniger glaubhaft ist, daß erschwerende Testamentsclauseln nur dazu da sind, um das unmöglich Erscheinende zum Nutzen des Erben, Helden und Liebhabers so wunderbar zu fügen, daß das Facit stimmt, wie die Lösung eines Rechenexempels. Auch gehört es nicht gerade zu den täglichen Ereignissen, daß eine in Amerika gewaltsam verschleppte junge Dame gerade im kritischen Momente der Gefahr zufällig ihrem Geliebten in die Arme läuft und darauf gerettet wird. — Wir könnten die Liste der angeführten Beispiele, zur Unterstützung für unsere Behauptung, noch bedeutend erweitern, indessen genügen die wenigen zur Charakteristik des Inhalts. — Allzu hohe Anforderung an die Lebenswahrheit pflegen die Leser derartiger Unterhaltungslectüre allerdings nicht zu stellen, und solange harmlose Naturen an Erzeugnissen wie „Der Schein" Gefallen finden, wollen wir ihnen das Vergnügen nicht stören. mz.

Berliner Höllenfahrt. Von Rudolph Stratz. Berlin, W. F. Fontane & Co.

Eine Sammlung feuilletonistischer Skizzen „Heiteres und Ernstes" aus der Reichshauptstadt, mit flottem Humor hingeworfen und dann wieder voll ergreifender Tragik, immer mit scharf herausgearbeiteten Pointen, bieten sie in ihrer Gesammtheit ein Bild des vielgestaltigen, rastlosen, viel geschmähten und doch so reizvollen Lebens der jüngsten Weltstadt, deren Lectüre uns einige Stunden gut unterhalten hat und die wir zu gleichem Zweck anderen Lesern empfehlen. mz.

Bühnenkünstlerinnen. Roman von August Siems. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

August Siems ist in der Bretterwelt, die er schildert, zu Hause, man merkt das deutlich durch die Lebhaftigkeit seiner Farbengebung und die nüancirte Charakteristik aller Dinge und aller Persönlichkeiten, sofern sie dem Theater angehören. Besteht hierin auch seines Romans bester Vorzug, so ist ihm doch das Lob eines gewandten Erzählers und unterhaltenden Fabulisten zweifelsohne gleichfalls zu ertheilen. Wohl mag die Moral, die hier gekündet wird — Sieg des Guten und „jede Schuld rächt sich auf Erden" — eine landläufige genannt werden, aber die Situationen entwickeln sich häufig bis zu echt epischem Schwunge, und warme Antheilnahme, nicht nur Spannung, rufen die Begebenheiten wach. Wenn auch nicht hervorragend, aber schätzenswerth und unterhaltend ist sicher das Buch. A. W.

Grenzerleut'. Von Arthur Achleitner. Berlin, Verein für freies Schriftthum.

Die beiden unterhaltend geschriebenen Dorfgeschichten aus den Tiroler Bergen gewähren einen Einblick in Sitten und Ge-

bräuche der Grenzbewohner zwischen Bayern und Tirol; in der ersten Erzählung wird das Wildern und Schmuggeln behandelt, welches in manchen Dörfern von den Reichen ganz ebenso betrieben wird, wie von den Aermsten, und bei dessen Bekämpfung die Grenzjäger in ihrem ohnedies unsäglich mühevollen Dienst nur allzuoft auch noch das Leben lassen müssen. Die zweite Geschichte „Achterdrusch und Puchelmusik" ist eine Schilderung jener bäuerlichen Vehmgerichtsbarkeit, wie sie im Haberfeldtreiben der Bayern zum Ausdruck gelangt, und zeigt in lebendiger Darstellung den oft recht tragischen Ausgang dieser Volksjustiz.

mz.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Anzengrubers, Ludwig, Gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Lfg. 1. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

Arnswaldt, Carl von, Gedichte. Göttingen, Lüder Horstmann.

Aus dem Tagebuch meiner Gedanken. Von einem Arzt. (B. J. Grosse.) Strassburg i. E., Bouillon & Bussenius.

Behrend, Raimund. Pr. Arnau. Aus dem Tagebuch meines Vaters Theodor Behrend in Danzig. Königsberg i. Pr., Bons Buchhandlung.

Berger, Alfred Freiherr v., Studien und Kritiken. Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 949 bis 962. Halle a. d. S., Otto Hendel.

Blau, Heinrich, Gautama. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Londen, Th. Wohlleben.

Bobertag, Bianka, Moderne Jugend. Roman in drei Büchern. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman, Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Browning, Robert, Der Handschuh und andere Gedichte. Uebersetzt von Edmund Ruete. Bremen, M. Heinsius Nachfolger.

Ebner-Eschenbach, Marie von, Ein kleiner Roman. Erzählung. 3. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.

Eisenmann, Osk., Schwarzwald-Lieder. Zweite, stark vermehrte Auflage. Kassel, Th. G. Fischer & Co.

Ernst, Adolf Wilhelm. Neue Beiträge zu Heinrich Leutholds Dichterportrait. Mit 49 Originalübersetzungen und mit litterarhistorischen Aufsätzen Leutholds. Hamburg, Conrad Kloss.

Edler, Karl Erdm., Duino-Novellen. 2. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel.

Faur, Faber du, Napoleons Feldzug in Russland von 1812. Mit ca. 100 grossen Vollbildertafeln und einer Anzahl kleinerer Illustrationen. Lieferung 1. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Fenchel, Zahnarzt in Hamburg. Die Zahnverderbniss und ihre Verhütung. Mit 26 Abbildungen. Hamburg, Leopold Voss.

Frapan, Ilse, „Vom ewig Neuen." Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Geiger, Ludwig, Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Glaser, Marie von, Vergelt's Gott. Skizzen und Stimmungen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Grosse, B. J, Buch der Erinnerungen. (Gedichte.) Als Manuscript gedruckt. Strassburg i. E. Selbstverlag des Verfassers. In Commission bei: Bouillon & Bussenius. R. Schultz & Cie. Sort.

Hallervoden, Dr. E., Abhandlungen zur Gesundheitslehre der Seele und Nerven. I. Arbeit und Wille. Ein Capitel klinischer Psychologie zur Grundlegung der Psychohygiene. Heft 1. Würzburg, A. Stubers Verlag. (C. Kabitzsch.)

Hansson, Ola, Der Schutzengel. Roman. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Hartmann, Eduard von, Kategorienlehre Leipzig, Hermann Haacke.

Heigel, Karl Theodor, Geschichtliche Bilder und Skizzen. München, J. F. Lehmann.

Heine, Anselm, Drei Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.

Hennig, Alfred, Timopht. Erzählung aus dem alten Aegypten. Weinheim, Fr. Ackermann.

Herold, Franz, Fremde und Vaterland. Vermischte Dichtungen. Wachwitz-Dresden, Max Geisslers Verlag.

Hirth, Friedrich, Ueber fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst. München, G. Hirths Verlag.

Hirundo, C., Erzählungen. Inhalt: Jutta. — Der Staatsanwalt. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Jagow, Eugen von, Rübezahl. Satyrspiel in zwei Theilen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Jensen, E., Nein! Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Jobaháza, Maczy Freiin v., Das Recht der Todten. Erzählung. Wien, Carl Konegen.

Kerstan, C., Die unsinnige Richtung der modernen Bildermalerei und wirkliche Kunst. Für ernsthafte Kunstfreunde und Maler. Zürich, Th. Schröter.

Khuenberg, Sophie von, Psyche. Neue Gedichte. Hamburg, Conrad Kloss.

Kiehne, Hermann, Deutsche Lyriker. Ein Sammelwerk mit Quellenangaben und litterarisch-kritischem Begleitwort. Diamantausgabe. Nordhausen, Selbstverlag.

Kritik, Die, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. III. Jahrgang. No. 106, 107, 108, 109, 110. Berlin, Kritik-Verlag.

Kuno, W., Thomas Münzer. Ein Drama aus dem Bauernkriege in fünf Aufzügen. Bonn, P. Hansteins Verlag.

Lazarus, Prof. Dr. M., Das Leben der Seele in Monographien über seine Einrichtungen und Gesetze. 3. Auflage. III. Band. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Leiningen-Westerburg, Josephine, Gräfin zu, geb. von Spruner, Dichtungen. Kassel, Th. G. Fischer & Co.

Liliencron, Detlev von, Poggfred. Kunterbuntes Epos in 12 Cantussen. Berlin, Schuster & Loeffler.

Lutter, Gottfried, Frühlingsreif. Eine sociale Tragikomödie in fünf Akten. Weinheim, Fr. Ackermann.

Massimo d' Azeglio. Sein Leben und Wirken als Künstler, Patriot und Staatsmann. Der im Jahre 1898 bevorstehenden Centennarfeier seines Geburtstages gewidmet von Alfred Lill von Lilienbach. Graz, Franz Pechel.

The Monist. Aquarterly magazine. Vol. 7 Nr. 1. October 1895. Chicago, The open court publishing Co.

Morgenstern, Gustav, Geschichten von der Strasse. Neue Folge. Dresden, E. Piersons Verlag.

Müller, Sophus, Nordische Alterthumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. Lieferung 5 u. 6 mit einer archäologischen Karte. Strassburg, Karl J. Trübner.

Nikolaus I., Fürst von Montenegro, Die Kaiserin des Balkans. Dramatische Dichtung in 3 Acten. Deutsche Bearbeitung von Heinrich Stümcke. Mit dem Portrait des Fürsten Nicolaus und einer litterarhistorischen Einleitung. Berlin, E. Eberling.

Pannonicus, Die Truppenführung in der österreichisch-ungarischen Armee. Eine kritische Studie. Braunschweig, Rauert & Rocco Nachf. (D. Jansen).

Pawlitschek, Anna, „Ob ich Dich liebe —" Roman aus dem Kleinstadtleben der Bukowina. Wien, Carl Konegen.

Polko, Elise, Verwehte und frische Spuren. Geschichten und Bilder. Dresden, E. Piersons Verlag.

Pfister, Dr. Albert, Freiheit des Rückens. Allgemeine Wehrpflicht. Oeffentlichkeit des Strafgerichtes. Drei Etappen auf dem Wege militärischer Entwickelung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Pflugk-Harttung, Dr. J. von, Krieg und Sieg 1870/71. Kulturgeschichte Bd. I. Ein Gedenkbuch mit Abbildungen. Berlin, Schall & Grund.

Ranke, Leopold von, Weltgeschichte. Text-Ausgabe. 2. unveränderte Auflage. IV. Bd. Leipzig, Duncker & Humblot.

Reichhold, Karl, Die Tektonik der Geräthe und das plastische Ornament des Alterthums. Kunst und Zeichnen IIIb. Mit 30 Tafeln in Photolithographie. Berlin, Georg Siemens.

Rigutini, Giuseppe, u. Oscar Bulle, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 10. Lieferung. Mailand, Ulrich Hoepli.

Rilke, René, Maria und Bodo Wildberg, Wegwarten. (III.) Deutsch moderne Dichtungen. (Zwangloses Erscheinen.) München, Dresden, Wegwarten-Verlag.

Rogge, D. B., Hofprediger in Potsdam, Kaiser Wilhelm I. Illustrirtes Gedenkbüchlein. Mit 15 Abbildungen. Dresden-A. Gustav-Adolf-Verlag.

Roséri, Margitta, Katechismus der Tanzkunst. Ein Führer und Rathgeber für Lehrer und Schüler des theatralischen und des gesellschaftlichen Tanzes. Theorie. Praxis. Die Geschichte des Tanzes. Die Tänze vergangener Zeiten. (Max Hesses illustrirte Katechismen. No. 42.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Russe, Hermann, Der Liebe erstes Buch. (Lyrisch-satyrisch). Berlin, 1896.

Schelling, Hermann von, Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen. München, R. Oldenbourg.

Schiemann, Theodor, Heinrich v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834—1866. München, R. Oldenbourg.

Schulz, Carl Th., Dresden, Wider die eheliche Pflicht. Neue ehegesetzliche Forderungen und Vorschläge zu Gunsten der Frau. Berlin, Hugo Steinitz' Verlag.

Springer, Anton, Handbuch der Kunstgeschichte. Vierte Auflage der Grundzüge der Kunstgeschichte. Illustrirte Ausgabe. IV. Die Renaissance im Norden und die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. Leipzig, E. A. Seemann.

Suttner, Bertha von, Einsam und arm. 2 Bde. Dresden, E. Piersons Verlag.

— Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte. Volks-Ausgabe. Dresden, E. Piersons Verlag.

Syrutschek Julius, Dorffrieden und Alpen-Bildniss. Geschichten aus den Tiroler Bergen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Tscheuschner, K., In's Wasser. Novellen Dresden, E. Piersons Verlag.

Thomaseth, Heinz Julius, Sommermärchen. Ein lyrisches Schauspiel, Wien, Carl Konegen.

Umlauft, Professor Dr. Fried., Die Oesterr.-Ungar. Monarchie. 3. Auflage. Lfg. 9—12. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Victor, Paul, Kindergeschichten. Berlin Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Ethisch-social wissenschaftliche Vortragskurse, veranstaltet von den ethischen Gesellschaften in Deutschand, Oesterreich und der Schweiz, hrsg. von der Schweizerischen Gesellschaft für ethische Kultur. (Züricher Reden) Band 1. Bern, A. Siebert.

Waldferien. Ländliche Geschichten für die Jugend, gewählt aus den Schriften von P. K. Rosegger. Mit 20 Abbildungen. 2. Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Waldmüller, Robert, (Eduard Duboc), Liebesstürme. Aus den Papieren eines vielgenannten Malers. Dresden, Hellmuth Henklers Verlag.

Zahn, Ernst, Bergvolk. Drei Novellen. Zürich, Th. Schröter.

Zeitschrift, Deutsche, für Geschichtswissenschaft. Begründet von L. Quidde. Neue Folge. Im Verein mit G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks herausgegeben von Gerhard Seeliger. I. Jahrg. 1896/97. Monatsblätter No. 4, 5, 6. Vierteljahresheft 2. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Aord und SÃ¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
VON
f>aul tindau.
Neunundsiebzigster Vand.
lÂ»t>wig Vxmbergir, I. <5- Fischer, L,Â»mÂ» tlely.

Wrezllau
3chlesl<che Vuchdiuckerei, llunstÂ» und veilags'Anstalt
v, 2. 2chottlc>endel.

Inhalt des ?c>. Vandes.

Gctober — Mnbemüer — Vecember.

^896.

Inhalt des 79, Vandcs.

OctoberMb.

Inhalt.

»N»ll> und 5>!>' «<<l>»int am Anfang jede» M»n»!5 in yeften mi! je cinee Runstdeüage,
.—— pl«i» pi» Vnanal <3 h»fi«> n M«l.
lll!» Vuchhanülnnaen »n» poK«nft»I!en nehmen iedelze« V»st»ll»ng«n «n.

Alle auf den rebactionellen Inhalt von „Sard und .Süd" de'
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Reoaction von «Oord und Süd" Vreslau.
siebenhufenerstr. ^, 1.3, <5.

Aord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift«
Herausgegeben
f>aul tindau.
I.XXIX. Vand. — October ^896. — Heft 235.
(Mi! eine,» porlrait in I>l>l>ii„ng - ludwig Vn!»l>erger,)

^W°-

Breslau
-chlesische Vuchdiuckerei, «u„st> nnl> vetlag2>Anstalt
v, 2. schottlaender.

Frau Sophie seltner.

von

Aarl Menicke.

— Vreslau. —

1.

Dn Host mich ticlchworen c,ui dem Grab
D»ich Deine» Zaubcnoillen,
Belebtest mich mit Wollnstglutl»,
Jetzt lemnst Du die «lutl, nicht stille»!
Preß Deine» Hlund oui meinen Mund,
Dei Menlche» Odem ist göttlich,
Ich tiinl« Deine Seele »ui,
Die Todten sind nnerlättlich,

Heiniich Heine,

^er zu Anfang der achtziger Jahre, mit der Eisenbahn von München kommend, an den Ächensee gelangen wollte, muhte sich von Ienbach aus — falls er nicht vorzog, deu schonen Weg zu Fus; zurückznlegen -^ eines Fuhrwerks bedienen, da die Bahn noch nicht weiter geführt war.

An einem schwülen, sonnenlosen Frühlingstage, Ende Mai 1886, zu einer Zeit also, da noch wenig gereist wird, entstieg dem um die Mittagsstunde in Ienbach eintreffenden Schnellzuge ein langer, hagerer Manu von etwa fünfunddreißig Jahren, mit vornehmer Haltung uud in elegantein Reiseanzuge. Er schaute sich sofort nach einem Wagen um, deren eine große Anzahl am Bahnhofe bereit standen, und hatte auch bald einen ihm zusagenden Zweispänner gefunden, den er zur Fahrt nach dem Wirthshause zur Scholastika am Ächensee miethete.

Das Gesicht des Reisenden war auffallend blaß; die großen, braunen Auge» hatten einen fast fieberhaften Glanz und verliehen dein fönst schonen, männlich ernsten Charakterkopf mit dem kurzeu, krausen Haupthaar uud dem dunklen Vollbart einen unruhigen Ausdruck, der mit dem Gesammtbilde des Mannes nicht recht übereinzustimmen schien.

Seine Gedanken weilten offenbar in der Ferne, er hatte fast gar keine Blicke für die ihn umgebende herrliche Natur, die ringsumher in frischem Frühlingsschmucke prangte; ja, als ob er sich vor den sinnverwirrenden Eindrücken der blühenden, klingenden, duftenden Landschaft hüten wolle, schloß er die Augen und überließ sich ganz seinen Träumen.

Sie führten ihn in eine große Stadt Norddeutschlands, wo er sein junges, schönes Weib mit zwei kleinen Kindern zurückgelassen hatte, zum ersten Male in seiner vierjährigen Ehe. Er machte sich Vorwürfe, daß er gereist fei, denn fein jüngstes Söhnchen war gar nicht wohl gewesen, als er die Heimat verlassen; warum hatte er nicht wenigstens noch einige Tage gewartet, bis es sich entschieden, ob es sich nur um ein vorübergehendes Unwohlsein oder eine ernstliche Krankheit handelte! Aber der Arzt hatte ihm keine Ruhe gelassen, er sollte fort, weit fort, sobald als möglich. Allem den Rücken kehren, was sein Gemüth oder seinen Geist irgend wie erregen konnte. Er sollte ausruhen, Nichts als ausruhen, sich langweilen! Der Arzt hatte zwar versichert, daß das Unwohlsein des Kleinen von gar keiner Bedeutung sei -^ und doch, und doch — wie oft schon hatten sich die berühmtesten Aerzte in ihren Diagnosen geirrt, wie schnell gerade bei Kindern aus den scheinbar winzigsten Anfängen im Handumrehen die schwersten Krankheiten entwickelt. Und nun sollte seine treue Gattin den Kummer und den Schmerz zu Hause allein tragen, während er in der Welt umherirrte, seinem Vergnügen, feiner Erholung nachzugehen. Wäre er nur wenigstens erst am Achensee, denn dorthin hatte er sich eine telegraphische Depesche bestellt. Er war in einer Tour gereist, ohne anzuhalten, weder in München hatten ihn die Kunstfchätze, die stets sein Interesse so lebhaft in Anspruch nahmen, noch sonst wo die herrliche Natur festhalten können, ruhelos strebte er dem Ziele seiner Reise zu, an dem er auf den Rath des Arztes mehrere Wochen in stiller Zurückgezogenheit zubringen follte.

Er hatte ein schweres Nervenfieber überstanden, das ihn einige Male bis dicht an des Lebens Rand geführt, aber feine kerngesunde Natur, die unermüdliche Pflege seines treuen Weibes, das wochenlang nicht von seinein Lager gewichen, das jedem seiner Athemzüge mit banger Sorge gelauscht, jeden Wink des Arztes auf's Peinlichste befolgt hatte, war es endlich gelungen, den Mann am Leben zu erhalten, in dessen Besitz ihr höchstes, ihr einziges Glück bestand.

Und dieses Weib, das im Stande gewesen wäre, sich für ihn z» opfern, für ihn das eigene Leben hinzugeben, hatte er jetzt treulos allein gelassen, jetzt, wo vielleicht wieder Krankheit des Kindes sie mit Angst und Kummer erfüllte, — er tan: sich vor wie ein Verbrecher.

Solche Gedanken, mit denen er unablässig sein Gehirn zermarterte, bewiesen, daß sein Genesungsproceß noch nicht vollendet war. Seine Aufregung steigerte sich, je näher er dem Achensee kam. Schon war Buchau

erreicht, nun ging der Weg immer den herrlichen See entlang, der heute allerdings in düsterer Melancholie dalag und die Seele des Reisenden noch trüber stimmte.

Schwarze Wolken bedeckten den Himmel, die Luft war imnier schwüler geworden, jetzt sielen große, schwere Tropfen klatschend auf das Trittbrett des Wagens, rasch und rascher, und bald athmete die Natur auf unter einein erquickenden Gewitterregen. Immer greller zuckten die Vlitze, immer schneller folgten die Donner ihnen nach, langhinrollend und im Echo wiedertonend an den Vergen.

Der Kutscher hatte die Plane des halbbedeckten Wagens heraufgezogen und den Reisenden vorn mit Decken geschützt, sodaß ihm der Regen Nichts anhaben konnte. Das Gewitter rüttelte ihn aus seinen Grübeleien auf und befreite feine geängstigte Seele einigermaßen von den eingebildeten Sorgen und Vorwürfen, die er sich machte.

In fcharfem Trabe jagten die Pferde dahin, und gerade als eiu Vlitz dicht vor ihnen zuckend herniederfuhr, dem der Donnerschlag nmnittelbar folgte, bäumten sie hoch auf und standen vor deni kleinen, alten Gasthaus zur Scholastik« still.

Mit dem Schirm in der Hand nahte sich der Wirth, ein bescheidener Mann von schlichtem Aeußeren, dem Wagen, um den Ankömmling möglichst trocken in's Haus zu geleiten, während in der Thür Frau Scholastik« staud, die stattlichere Ehehälfte, den Fremden freundlich zu bewillkommnen.

Der Reifende erwiderte kaum den Gruß der Wirthsleute, sondern fragte hastig:

„Ist ein Telegramm angekommen für Regienmasrath Niider aus V-?"

„Jawohl! vor kaum einer Stunde," war die Antwort, uud Frau Scholastik« eilte, es herbeizuholen.

Alle Pulse flogen vor Aufregung an dein Negierungsrnth, als er das Telegramm ergriff und öffnete; aber es ging wie Sonnenschein über sein Gesicht, während er es las: „Alles ganz gesund, Kinder im Garten, schone Dich, liebe mich. Tausend Grüße. Emmy."

Verstogen waren im Augenblick alle seine finsteren Gedanken, freundlich wandte er sich an Frau Scholastik« wegen eines ruhigen Zimmers, das ihm im ersten Stock des alten Hauses, mit den: Blick nach dem See und auf das Kirchlein — es war ein vierfenstriges Eckzimmer — angeboten wurde. Nachdem er sich dort schnell eingerichtet hatte, begab er sich hinunter in die kleine Wirthsstube, um Etwas zu essen, denn vor Aufregung hatte er bis dahin an seine körperliche Verpflegung gar nicht gedacht.

II,

In der Wirthsstnbe saßen am Ende eines langen Tisches als einzige Gäste drei katholische Geistliche, die sich vor dem plötzlichen Unwetter hierher geflüchtet hatten, in eifrigem Gespräch.

H Kar! Iacnicke in Vrcslau.

Der Negierungsrath nahm stumm grüßend am anderen Ende des Tisches Platz und bestellte ein Wiener Rostbratel, das ihm von Frau Scholastik« als vortrefflich angepriesen wurde.

Bevor ihm das Essen aufgetragen ward, hatte er Gelegenheit, die drei Geistlichen genauer zu mustern.

Ihm gegenüber saß ein sehr corvulenter alter Herr mit glatten: rosigen Vollmondsgesicht, der schon einige Viertelchen des Tvroler Rothen getrunken zu haben schien und sehr lebhaft sprach und gesticulirte. Zu seiner Rechten hatte er einen ziemlich stillen, hageren Entlegen in mittleren Jahren, der sich darauf beschränkte, dem alten Herrn in allen Punkten beizustimmen, während zur Linken ein kräftiger jüngerer Mann mit sehr ansprechenden Gesichtszügen und frischem, gesundem Eolorit, das auf häusigen Aufenthalt in Wind und Wetter deutete, saß und dem alten Herrn be-scheiden, aber fest Widerpart hielt.

Gegenstand des Gesprächs bildete der Antisemitismus, dessen Wogen damals ganz besonders hoch gingen. Die beiden älteren Geistlichen waren fanatische Indenhasser und glaubten, daß alles Unheil in Kirche und Staat, aller Unglauben und Indifferentismus in religiösen Dingen durch die Juden in die Welt gekommen seien. Der junge Geistliche wollte davon Nichts wissen und hielt die Art, wie seine beiden Amtsbrüder über eine ganze Klasse von Mitmenschen, in welchen er so manchen vorzüglichen Mann gefunden habe, abzuurtheilen, für durchaus ungerechtfertigt und mit den Grundsätzen der christlichen Liebe für unvereinbar.

Der Alte entwickelte in feinen Reben eine Art polternden Hnmors, der es mitunter zweifelhaft erscheinen ließ, ob seine Argumente ernsthaft zu nehmen seien, während der junge Geistliche eine milde Weisheit in Veurtheilung von Leben und Menschen offenbarte, die man in seinen Jahren und in seinem Stande selten genug antrifft.

Nöder hörte den Auseinandersetzungen am anderen Ende des Tifches mit Gleichgiltigkeit zu und verspürte nicht die geringste Lust, sich an den, unerquicklichen Thema, das in allen Zeitungen breitgetreten wurde, zu betheiligen, obgleich der alte Herr häufig direct das Wort an ihn richtete und ihn dabei anblickte, als wollte er ihn zu einer Entgegnung geradezu herausfordern. Der Angeredete fchwieg aber hartnäckig, aß mit vielen« Appetit fein Rostbratel, trank seinen Tvroler dazu uud hatte seit langer Zeit zum ersten Male die angenehme Empfindung, daß neue Kraft und neue Gesundheit in seine Glieder einströmten. Mit innigem Dankgefühl dachte er der Seinen zu Haufe, besonders seiner Frau, deren Telegramm er noch mehrere Male aus der Tasche zog und förmlich buchstnbirte.

Die Unterhaltung am anderen Ende des Tisches wurde immer lebhafter, sie uahm endlich auch das Interesse Nöders in Anspruch, vermochte ihn aber nicht aus seiner Reserve herauszulocken. Er spielte, vor sich hinblickend, mit einigen Zahnstochern, aus denen er seiner Gewohnheit nach, allerhand

seltsame Figuren zusammenstellte, und blickte nur zuweilen verstohlen nach den Redenden hinüber.
Da wollte es der Zufall, daß einer von den Zahnstochern, den er eben, kunstvoll gebogen, eineni Pentagramm einfügen wollte, seiner Hand entwich und gerade dem alten Herrn gegenüber in's Gesicht flog.
Der Alte machte ein erstaunt verdrießliches Gesicht, Nöder erhob sich schnell von seinem Stuhle, eilte auf sein Gegenüber zu und entschuldigte sich lebhaft wegen seiner Unvorsichtigkeit und Ungeschicklichkeit.
„Bitte, bitte," sagte der alte Herr, und jede Spur von Unmuth war von seinem Gesichte geschwuudeu, „ich freue mich, daß der kleine Zwischenfall die Veranlassung giebt, Sie sprechen zu hören, ich hätte Sie beinah für stumm gehalten, da Sie sich so gar nicht an unserem Gespräche betheiligen wollten. Nun höre ich aber an Ihrem Dialekt, daß Sie ein Norddeutscher, wahrscheinlich Preuße sind, und da wundere ich mich uicht über Ihre Zurückhaltung, denn die Preußen sind alle stolz."
Die Worte waren von so freundlicher Miene begleitet, daß Nöder nicht umhin konnte, sich den Herren vorzustellen und neben ihnen Platz zu nehmen.
„Den Vorwurf des Stolzes muß ich entschieden von mir weisen," sagte er bescheiden, „aber ich muß bekennen, daß das angeschlagene Thema nur wenig behagte, und da zudem der Herr Caplan" — hier wandte er sich an den jungen Geistlichen — „meine eigenen Ansichten so vortrefflich wiedergab, hatte ich um so weniger Veranlassung, mich in's Gespräch zu mischen."
„Also ein Liberaler! Na ja! das dacht' ich mir," sagte der Alte polternd, „augenscheinlich sogar Freigeist, Pantheist oder Atheist :c., wie sie das „vernünftige" Preußen ja in Masse zeitigt — was uns jedoch nicht abhalten soll — denn in der Noth frißt der Teufel Fliegen — mit Ihnen anzustoßen."
Alle lachten und ließen die Gläser zusammenklingen.
„Sie müssen nämlich wissen," fuhr der Alte fort, „daß es hier noch schrecklich einsam ist, und daß wir so zu sagen hungrig über jeden ankommenden Fremden herfallen, um, wenn irgend möglich, von seiner Gesellschaft zu profitiren. Es hat nicht Jeder solches Glück wie hier der Herr College" — wandte er sich an den erröthenden Caplan -^ „der die interessantesten Damenbekanntschaften macht, ohne sich darum zu bemühen — na, na, Sie brauchen gar nicht zu errüthen, ich weiß ja, — daß Sie ein Heiliger sind!"
Der Caplan erwiderte Nichts, sondem zuckte nur die Achseln und trank sein Glas aus.
Röder fragte, ob die Herren alle drei hier am Achensee lebten. Er erfuhr, daß die beiden älteren Geistlichen in Begleitung zweier, der hohen österreichischen Aristokratie angehöriger Damen, die zur Kräftigung ihrer Gesundheit schon im Mai nn den Achensee gekommen waren, sich befanden.

ti Karl Iaenicke in Breslau,
während der junge Geistliche als Cllplan an dem Kirchlein zur Scholastik« fungirte.

Man vermied es nun, das vorher behandelte Thema nochmals zu berühren, sondern sprach vom Wetter, von der Verpflegung, von Bergpartieen, kurz von lauter Dingen, die dein Reisenden von Wichtigkeit sind, worauf der Eaplan in liebenswürdiger Weise dem neuen Gaste seine Person zur Verfügung stellte, wenn er guten Rathes bedürftig fein follte.

Nöder nahm das Anerbieten dankbar an, denn dieser junge Mann mit den gut und klug blickenden Augen, mit dem menschenfreundlichen und doch dabei fo sicheren, und wie sich bei der vorherigen Debatte gezeigt hatte, so verständigen und toleranten Wesen hatte sofort feine Sympathie gewonnen, obwohl er fönst für den geistlichen Stand — welcher Eonfession auch immer -— keine sonderliche Neigung verspürte und seinen Vertretern, wenn möglich, aus dem Wege ging.

Bald darauf ^ das Gewitter hatte inzwischen aufgehört, und Heller Sonnenschein fiel zu den Fenstern herein — wurden die beiden älteren Geistlichen zu ihren Damen berufen, auch der Caplan empfahl sich und ließ Rüder allein.

Die herrliche Natur draußen, für die er feit dem Empfange des Telegramms wieder Augen hatte, lockte ihn zwar gewaltig, aber er zog es doch vor, sich auf fein Zimmer zu begeben, denn nach den Reifestrapazen der letzten Tage, nach den Mafiosen Nächten, die er zugebracht, hatte ihn jetzt eine Müdigkeit befallen, deren er nicht Herr werden konnte. Angekleidet, wie er war, legte er sich auf das Sopha feines Zimmers und fiel fofort in einen tiefen, erquickenden Schlaf.

III.

Als er erwachte, stand ein Mädchen vor ihm uud fagte, das Abendessen werde aufgetragen, er möchte doch hinüber in den Saal kommen.

Röder blickte um sich und mußte sich erst eine Zeit lang besinnen, wo er sich befinde. In dem Halbdunkel des fremden Zimmers wußte er sich garnicht zurecht zu finden. Er fragte das Mädchen noch einmal, was es wolle, und als es feine Aufforderung wiederholte, kehrte nach dem tiefen, traumlosen Schlaf allmählich fein Bewußtsein zurück.

Er erhob sich rasch. Ein Frösteln ging durch seine Glieder, denn das Fenster hatte offen gestanden, und der Abend war kühl geworden.

Das Mädchen geleitete ihn nach dein großen Speisesaale, der in dem Neubau gegenüber dem alten Wirthsgebäude lag. Es sah noch recht öde darin aus, denn an der langen Tafel faßen nur etwa ein Dutzend Gäste, Herren und Damen, von denen Niemand ein Wort sprach. Nöder nahm mit stummem Gruß an der Tafel Platz.

Er kam neben ein altes Ehepaar zu sitzen, das offenbar das lebhafte Vedürfniß hatte, sich anzuschließen, denn sie erwiesen dein neuen Ankömmling

allerhand kleine Gefälligkeiten und Handreichungen, um ihn in ein Gespräch zu verwickeln, aus welchem sich ergab, daß sie Landsleute RiiderZ seien.
So sympathisch ihm sonst die beiden alten Leutchen vielleicht gewesen wären, so empfand er ihre Gesprächigkeit, das Erfragen der Heimat, der heinnschen Verhältnisse, das Berühren persönlicher Angelegenheiten, noch dazu in lautem Tone verhandelt, während alle Anderen schwiegen und zuhörten, äußerst peinlich. Wäre er im Vollbesitz seiner Gesundheit gewesen, so hätte sein guter Humor ihm sicher darüber hinweg geholfen; so aber blieb er wortkarg, zerstreut und nahm sich vor, nie wieder an der Wirthstafel zu speisen, sondern allein auf seinem Zimmer, und den Menschen möglichst aus dem Wege zu gehen.
Er erhob sich, noch ehe die Mahlzeit beendet war, verabschiedete sich freundlich, aber kurz von feinen Landsleuten und begab sich auf die Veranda, die rings um das Haus herumgeführt ist.
Da lag der See vor ihm in feiner dunklen Pracht, und die Sterne spiegelten sich darin.
Es war ein herrlicher Abend, still und kühl uach dein Gewitter des Tages, die Sterne hellfunkelnd am Himmelszelt und über dem Wasser und an den Bergen die wunderbare, leuchtende Dämmerung, die den Frühlingsnächten eigen ist.
Röder hatte seinen großen Sommermantel angethan nnd stand an eine der hölzernen Säulen der Veranda gelehnt, mit Wonne die würzige Luft einathmend und das entzückende Landschaftsbild bewundernd.
Spiegelglatt lag der See zu seinen Füßen; aus der Ferne klang der gleichmäßige Tact von Rndern zu ihm herüber, eine Gondel kehrte von einem Ausflug zurück, Dampfboote gingen damals noch nicht über den See.
Die Gondel war noch nicht zu sehen, obwohl man die Nuderschläge immer deutlicher vernahm, fo still war es ringsum.
Plötzlich hörte Rüder neben sich eine sonore Stimme „Guten Abend" sagen; er wandte sich um, der Caplan stand vor ihm.
So nnangenehm noch kürzlich den Genesenden die Vertraulichkeit seiner Landsleute berührt hatte, so lieb war ihm die Gesellschaft dieses Mannes, der, aus einer durchaus fremden Interessen-, Glaubens- und Gesellschaftssphäre, nur als Menfch dem Menfchen sich genähert hatte.
„Ein schönes Bild, nicht wahr?" sagte der Caplan, auf den See hinaus deutend.
„Entzückend!" erwiderte ?töder, „aber wie kalt es geworden ist nach dem schwülen Tage!"
„Auf diesen raschen Temperaturwechsel müssen Sie hier gefaßt fein," fagte der Caplan; „Sie dürfen sich nicht wundern, wenn Sie morgen früh die Berge ringsherum im Schnee erblicken. Das Barometer ist sehr gesunken. Dort ziehen auch schon finstere Wolken hinter den Bergen anf."

N Karl Iocnicke in Vreslau.
Stumm schallten Neide eine Zeit lang in den Abend hinaus.
Ihre Blicke richteten sich allmählich auf die sich jetzt rasch nähernde Gondel, der sie ihre ganze Aufmerksamkeit zuwandten.
Es saßen, wie sich jetzt zeigte, zwei Personen darin, eine Dame von sehr stattlicher Figur, vollständig in Schwarz gekleidet, und eine kleinere weibliche Person, wahrscheinlich die Dienerin der anderen. Mit gewandter Sicherheit ruderte die Dame dem kleinen Gondelhafen zu, der sich unterhalb des Wirthshauses befand, und stieß ihr Fahrzeug an's Land.
Ein Knabe lief herzu, befestigte die Gondel und half den Damen heraus, die sich gemessenen Schrittes entfernten.
Es war zu dunkel, um die Gesichtszüge der großen Dame zu erkennen, aber die Kraft, mit der sie das Fahrzeug vorwärts bewegt und gelenkt, die Leichtigkeit, mit der sie sich aus dem Noote herausgeschwungen hatte, be-wiesen, daß sie noch jung sein mnßte.
„Kennen Sie die Dame!" fragte Nöder.
„Ja," antwortete der Eaplan, „es ist Frau Sophie Peltner, die Dame, mit der mich heute meine Herren Amtsbrüder aufgezogen haben, sie ist seit etwa 14 Tagen hier, um in tiefster Abgeschiedenheit den Tod ihres Mannes zu betrauern, mit dem sie kaum ein Jahr in glücklichster Ehe verlebt hat. Sie ist meine steißigste Kirchenbesncherin und findet einzig Trost in der Religion. Ich habe öfter eingehend mit ihr gesprochen lind muß gestehen, daß ich selten oder vielleicht noch nie eine innigere Frömmigkeit bei einer noch so jungeu Frcm gefunden habe. Dabei ist sie ungemein wohlthätig und verwendet ihr großes Vermögen in wahrhaft vornehmer Weife für die Bedürftige,!. Jetzt eben kehrt sie sicher von der Pertisau zmÄck, wo sie sich einer armen Familie angenommen hat, deren Ernährer kürzlich durch Absturz von einem Berge den Tod gefunden hat."
„Was war der Mann dieser Dame?"
„Professor an der Innsbrncker Universität. Er ist in jungen Jahren all der Schwindsucht zn Grunde gegangen."
Die beiden Männer schritten jetzt auf der hölzernen Veranda eine Zeit lang schweigend neben einander her.
„Wie wäre es, Herr Eaplan," sagte endlich Nöder stehen bleibend, „wenn wir noch einen Schoppen in gemüthlichcr Wärme zusammentränken? Es ist mir hier draußen zu kalt."
„Sehr gern," erwiderte der Eaplan, „wollen wir in den großen Saal oder —"
„Nein, nein, ja nicht in den großen Saal! Dort ist es ja so un-gemüthlich. Setzen wir uns in das kleine Wirthszimmer im alten Hause, wo wir nns heute kennen gelernt haben.
„Das ist auch nach meinem Geschmack," sagte der Eaplan, „da sitze ich am liebsten."
Sie gingen hinüber und nahmen ans denselben Stühlen Platz, auf

denen sie an: Nachmittage gesessen. Die Anwesenheit mehrerer Landleute, die in ihrer charakteristischen Tracht, das Pfeifchen im Munde, die Hüte auf den: Kopf, an den anderen Tischen saßen und ihre Schoppen tranken, störte sie nicht in ihrem Gespräche.

Röde.r hatte, noch einmal an das Thema anknüpfend, bei dein er die Herren heute zuerst getroffen, sein Mißfallen ausgesprochen über das hochmüthige und intolerante Wesen, welches die beiden anderen Geistlichen zur Schau getragen. Der Eaplan nahm seine Amtsbrüder in Schutz uud erklärte, daß es der alte Herr wohl nicht so schlimm meine, daß es vielmehr nur seine polternde Art sei, die ihn oft über das Ziel hinausschießen lasse, und wohl auch der Aerger und die Langeweile, in die er durch den fortwährenden, fast ausschließliche» Umgang mit den alten Damen versetzt werde, und die ihn veraulaßten, sich mitunter auf eine wenig geschmackvolle Art Luft zu machen.

„Freilich," schloß der Caplan, „zu der höchsten Milde nnd Liebe, wie sie uns die Lehren unserer Kirche vorschreiben, sind Beide nicht durchgedrungen, vielleicht weil es ihnen immer zu gut im Leben ergangen ist und sie nie den Kelch des Leidens bis zur Neige geleert haben."

Und nun erzählte er seinen Lebensgang, wie er, ohne seine Eltern gekannt zu haben, im Gemeindearmenhause eines kleinen Gebirgsortes seine erste Kindheit verlebt, später bei einem Trunkenbolde, der ihn täglich gemißhandelt, das Vieh habe hüten müssen; wie er, nur in den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens unterrichtet, an einen: zufällig entdeckten Buche, welches Lebensbeschreibungen von Märtyrern enthielt, nnd das er wie ein Heiligthum Jeden: verborgen hielt, gründlich lesen lernte; wie dadurch der glühende Drang in ihm entzündet wurde, sich den: geistliche«: Berufe zu widmen; wie er feinem bösen Brotherrn davongelaufen und nach tausend Abenteuern endlich zu einen: Grafen gelangt fei, der ihn: feine Gunst geschenkt, ihn weiter unterrichten lassen, ans die Universität geschickt habe :c. :c., bis er das lang ersehnte Ziel, als Geistlicher zu wirken, erreicht hatte.

Es war ein vollkommener Noman, den der junge Mann da erzählte, und zwar so einfach und ohne jedes Bestreben, feiner eigenen Person ein besonders interessantes Relief zu geben, was vielmehr schon durch die begleitenden Umstände sich von selbst ergab, daß Röder mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte und sich freute, die Bekanntschaft dieses „wesentlichen" Menschen gemacht zu haben. Er liebte es nämlich, die Menschen einzuteilen in „wesentliche" und „unwesentliche", wobei er nicht etwa die jeweilige äußere Stellung des Menschen in Betracht zog, seinen Stand, seine Würden, seinen Neichthum, sondern vielmehr den unveräußerlichen und doch so reich wuchernden Schatz eines tiefen Gemüthes, verbunden mit rüstiger, lebensfreudiger That- und Schaffenskraft.

Röder machte gar kein Hehl aus feiner nntikirchlichen Gesinnung, ja er bat den Eaplan sogar, in ihm nicht Etwas zu vermuthen, was er durch-

aus nicht sei; er könne in den Augen eines guten Katholiken nur als ein schlimmer Ketzer gelten, dem das höllische Feuer bestimmt sei; gleichwohl möchte er, der Caplan, versichert sein, daß er jeden Glauben und jede religiöse Ansicht nicht nur gelten lasse, sondern hochachte, sofern sie aus einem überzeugungstreuen und aufrichtigen Herzen quelle.

„Mir kommt es nicht zu, den Nichter zu spielen," erwiderte der Caplan, „steht doch geschrieben: richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! und weiter: wer nicht wider mich ist, der ist für mich! Ich lasse mich am liebsten von meinein Herzen leiten, und das hat mich eigentlich noch nie betrogen. Es ist Mancher ein guter Christ, ohne es zu wissen, und Viele dünken es sich zu sein, die keine Spur davon in sich tragen."

So war ein Boden gefunden, auf dem die beiden Männer, so grundverschieden an Bildung, Wirkungskreis und Lebensanschauung, friedlich und fruchtbringend mit einander verkehren konnten. Sie schieden mit warmem Händedruck von einander und hofften für die nächsten Wochen noch auf manches gemüthliche Planderstündchen.

IV.

Nöder schlief die ganze Nacht, ohne aufzuwachen, und noch am Morgen so fest, daß er weder das Anpochen noch das Eintreten des Zimmermädchens hörte, welches kam, um ihm einen Brief auf sein Nachttischchen zu legen. Es mochte gegen zehn Uhr sein, als er die Augen aufthat und zufällig sofort auf den Brief richtete. Hastig griff er danach und öffnete ihn; und hatte der lange, erquickende Schlaf das Seinige gethan, um ihm frische Lebenskraft einzuflößen, fo erfüllte ihn die Lectüre des Briefes vollends mit jenem Muth zum Glück, der sensitive Naturen fast ebenso schnell ergreift wie tiefste Niedergeschlagenheit und Ermattung. Er las schnell bis zu Ende und sing dann sofort noch einmal von vorn an. Ter Brief lautete:

„Herzensmann! Nie hätte ich gedacht, daß eine Trennung von Dir, von der ich doch weiß, daß sie vorübergehend und nur zu Temen, Besten geschehen ist, mich mit so tiefem Schmerz erfüllen würde. Ich ging herum, als hätte ich den Verstand verloren, ich wußte nicht, was ich beginnen sollte, und schließlich legte ich die Hände in den Schooß und weinte bitterlich. So fand mich unser geliebter Dreijähriger, unser Hans, der in's Zimmer hereinsprang und sich Etwas zu essen ausbat. Verdutzt blieb er vor mir stehen und sah mich mit großen Augen an. Und als ich ihn anlächelte, hüpfte er behend auf ineinen Schooß, umarmte mich mit einer Heftigkeit, die mich fast schmerzte, und sagte: „Mama, jetzt will ich Dich mal erlieben!" So hatte sich der kleine Kerl in seiner Zärtlichkeit ein neues Wort gebildet, ohne zu ahnen, welch' tiefer Sinn dahinter verborgen ist. Er bedeckte mich mit Küssen und sagte: „Du mußt nicht weinen, weil Papa fort ist. Er hat mir gesagt, daß er bald wiederkommt." Der Junge ist ganz Dein Ebenbild, ebenso voll Feuer und

ebenso leicht außer sich wie Du! Verzeih' mir, Geliebter, darum Hab' ich Dich ja gerade so lieb. Und wie ich noch mit unserem Dreijährigen spielte und mich wieder zurecht fand, meldete sich im Nebenzimmer unser Einjähriger. Ich schnell hinein, da lag er lachend und mit rothen Backen und streckte mir beide Aermchen entgegen. Jede Spur von Fieber war verschwunden; Dr. Fischer ließ ihn noch am selben Tage in den Garten hinaus. — Heute Vormittag war der Präsident bei mir sich erkundigen, wie es Dir gehe und ob Du abgereist seiest. Er war die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selber, sagte mir, daß Du die Monate vor Deiner Krankheit wahrhaft Uebermenschliches geleistet hättest, daß Du der vorzüglichste Arbeiter im ganzen Regierungs-Collegium seist, und daß Deine Beförderung zun: Ober-Regierungsrath nur noch eine Frage der Zeit fei. Ich war überglücklich, und Du follst es auch sein. Du hast allen Grund dazu. Lebe nur ganz Deiner Gesundheit, iß, trink und genieße frische Luft, soviel Du kannst. Geh' allen Menschen aus dem Wege, die Dir nicht gefallen, und triffst Du eine interessante Dame, so darfst Du Dich ein bischen verlieben nach Deiner Gewohnheit, Du Großherziger, aber ja nicht zu sehr, denn ich brauche viel, sehr viel Liebe, ja Deine ganze Liebe, ohne die ich nicht leben kann, mit der ich aber bin und bleibe das glücklichste Weib der Welt und einzig Dein Weib."

Nöder kleidete sich in fröhlichster Laune an, es kümmerte ihn wenig, daß es draußen regnete und stürmte, er trug in seinem Innern einen Frühling, der ihm unuerwelklich und unzerstörbar erschien.

Nachdem er in Muße sein Frühstück eingenommen, packte er seine Sachen aus, richtete sich wohnlich in seinem Zimmer ein und schrieb dann einen langen, herzlichen Brief an seine Frau, geschmückt mit allerhand kleinen humoristischen Zeichnungen, in denen er eine große Fertigkeit besaß. Alle seine kleinen Reiseerlebnisse, die ihn während der Fahrt oft in den bittersten Unmuth versetzt hatten, erschienen ihm heute in: heitersten Lichte, sodaß ein ungeschickter Kofferträger, der ihm mit seiner Last auf dem Bahnhofe fast den Kopf eingerannt und ihn in die hellste Wuth versetzt hatte, in der Zeichnung nunmehr als lustige Person sigurirte, und eine allzugesprächige Reisegefährtin, die obendrein mit ihren tausend Schachteln und Schächtelchen ini Coupö den Platz von vier Personen in Anspruch nahm, ihm jetzt als willkommenes Object diente, um seine Frau auf dem Papiere damit zu erheitern.

So kam der Mittag heran, er speiste auf seinem Zimmer allein, und da der kalte Regen immer noch nicht nachgelassen hatte, blieb er ruhig zn Hause und musterte die mitgenommenen Bücher, um sich eine passende Lectüre für die nächsten Tage auszusuchen. Er entschied sich für die „Verlobten" von Manzoni, ein Buch, das er vor einigen Jahren mit lebhaftestem Interesse zun» eisten Male gelesen, und das er wiederzulesen seither oft das Bedürfnis! gefühlt, ohne daß er dazn die rechte Muße gefunden hätte.

Denn Nöder gehörte noch zu der immer mehr aussterbenden Gattung der langsamen und gründlichen Leser, denen es weniger auf die Masse dessen ankommt, was sie verschlingen, als darauf, das Gute zu dauerndem Besitz in sich aufzunehmen.
Er fing sogleich an zu lesen, und wiederum fesselte ihn die großartige Dichtung derart, daß er erst vom Buche aufschaute, als in dem nahm Kirchlein das Abendglocklein zu tönen begann. Er saß an: Fenster, und seine Blicke fielen jetzt auf das gegenüberliegende große Wirtschaftsgebäude und auf eine Scene, die durchaus zu der Stimmung paßte, in die ihn Manzonis Bnch versetzt hatte.
Auf der hölzernen Veranda ging nämlich eine junge Kellnerin mit einem großen Stoß von Tellern, um sie in den Speisesaal zu tragen. Wie nun das Abendglöcklein zu läuten begann, setzte das Mädchen die Teller auf den Tisch, kniete nieder, faltete die Hände und betete. Sie ahnte nicht, daß irgend ein menschliches Auge auf sie gerichtet war, denn Nöder saß so hinter der Gardine, daß ihn von außen Niemand erblicken konnte, und rings umher war weit und breit kein Mensch.
Diese Kundgebung schlichter Frömmigkeit, so ungewohnt einem protestantischen Auge, machte auf Nöder einen tiefen Eindruck und bewies ihm, wie groß der Einfluß der katholischen Kirche und wie tief in's Voll dringend noch immer sei. „Wo dieses heilige Feuer der Frömmigkeit," dachte er bei sich, „mit vernünftiger Hand und reiner Menschlichkeit bewahrt nnd nicht zu rohem und blindem Eifer gemißbmucht werde, müßte der Segen doch handgreiflich auf dem Volle ruhen. Und wenn dem leider nicht so sei, so könne nur ein ungeschicktes Kirchenregiment, welches durch ungesunde, übertriebene Herrschsucht den Segen in Fluch verwandle, die Schuld daran tragen,"
Er legte das Buch weg, nahm seinen Mantel um und ging in's Freie, um vor dem Abendessen, das er sich ebenfalls auf sein Zimmer bestellt hatte, sich noch ein wenig Bewegung zu machen.
Es regnete noch immer, die Wege waren aufgeweicht und schmutzig, aber die Luft frisch, würzig und erquickend.
Er wanderte den See entlang, rasch und mit großen Schritten, so daß er in kurzer Zeit von einer angenehmen Wanne durchströmt wurde. Keine Seele begegnete ihm, er hatte aber auch gar kein Bedürfnis), Menschen zn sehen, seine Gedanken waren ihm heute gute Begleiter, mild, freundlich und hoffnungsreich, was er nicht immer von ihnen sagen konnte.
Die Nacht war schon hereingebrochen, als er zurückkehrte. Nachdem er mit gutem Appetit sein Abendbrot verzehrt hatte, begab er sich hinunter in die kleine Wirthsstube, wo ihm Frau Scholastika mittheilte, der Herr Caplan habe nach ihm gefragt nnd versprochen, noch einmal wiederzukommen. Diese Mittheilung war ihm lieb, denn beim Glase Wein hatte

er gern einen guten Cumpan neben sich, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen konnte.

Es dauerte auch gar nicht lange, so erschien der Cavlcm und nahm neben ihm Platz. Er fragte, wie Nöder den Tag verbracht habe, und dieser berichtete getreulich, womit er ihn ausgefüllt, verschwieg auch die Scene mit der Kellnerin nicht und wie er dadurch gerührt morden sei. — „Es ist ein guter und aufrichtig frommer Menschenschlag hier," sagte der Cavlan, „und besonders Frau Scholastik« achtet darauf, daß in ihreni Dienst nnr solide Elemente vorhanden sind. Es herrscht im Hause noch ein patriarchalisches VerlMniß zwischen Herrschaft und Dienenden, wie es leider immer seltener wird."

Auf die Frage Nöders, ob er die „Verlobten" von Manzoni schon gelesen habe, erwiderte der Caplan einfach „Nein" und schien es auch ganz zu überhören, welche Bemerkungen Nöder daran knüpfte. Er hatte offenbar Etwas auf dem Herzen, das ihn vor der Hand mehr beschäftigte als alle Romane der Welt. Sobald daher Nöder, etwas verwundert über das zerstreute Wesen seines neuen Freundes, schwieg, siel dieser mit den Worten ein:

„Ich habe eigentlich eine Bitte an Sie, die Sie vielleicht in Erstaunen setzen wird, und die ich doch nicht unterdrücken kann."

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Zunächst müssen Sie mir versprechen, daß Sie mich einfach abschlägig bescheiden, wenn Ihnen mein Anliegen aus irgendwelchen: Grunde, sei es, welcher es wolle, nicht zusagt."

„Das verspreche ich unumwunden."

„Nun gut, so kann ich auch frei von der Leber weg reden. Es handelt sich nämlich um Frau Sophie Peltner, die Sie gestern flüchtig gesehen haben. Ihre Bekanntschaft hätten Sie über kurz oder lang doch gemacht, denn das läßt sich bei der geringen Zahl von Personen, die jetzt hier verkehren, kaum vermeiden; auch schon deshalb nicht, weil ich sehr viel mit ihr zusammenkomme und Sie uns dann vereint getroffen hätten. Ferner glaube ich, daß die Bekanntschaft dieser trefflichen, feingebildeten Dame Ihnen Vergnügen machen wird, und das ermuthigt mich besonders, Ihnen mein Anliegen vorzubringen."

„Sie haben mich wirklich neugierig gemacht."

„Die Sache ist die. Ich habe Ihnen schon mitgetheilt, daß Frau Sophie erst seit mehreren Monaten Wittwe ist. Ihr Mann hat ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, das aber zum großen Theil in gewerblichen Unternehmungen wie Bergwerken, Actien-Gesellschaften, Gutsantheilen besteht, und das noch von seinem Vater, einem auch erst kürzlich verstorbenen Groß-Industriellen, herrührt. Frau Peltner hat natürlich das Bestreben, diese ziemlich verwickelte, wenn auch sehr günstige Vermögenslage möglichst zu vereinfachen, und hat alle ihre Angelegenheiten in die Hand eines Advocaten

gelegt, Nlit dem ihr Mann schon früher geschäftlich in Verbindung stand. Sie hat mich in ihre Verhältnisse vollkommen eingeweiht, und ich habe ihr, soweit das in meinen Kräften liegt, mit Rath zur Seite gestanden. Seit einiger Zeit nun erhält sie von ihrem Advocaten Briefe und Zuschriften, deren Inhalt uns nicht recht klar wird. Andeutungen von Schwierigkeiten, von in Aussicht stehenden langwierigen Processen, kurz von sich vorbereitenden Unannehmlichkeiten, auf die man bisher gar nicht gefaßt sein konnte. Frau Peltner findet sich dadurch beunruhigt, sie weift nicht recht, was sie auf unklare und einem juristisch ungeschulten Geiste unverständliche Anfragen erwidern soll, ohne ihre Lage zu verschlimmern, und ich bin auch in dieser Beziehung mit meinem Verstände zu Ende. Dagegen kann ich nicht verhehlen, das; das Vorgehen des Advocaten auf mich den Eindruck macht, als ob er sich die Unerfahrenheit einer alleinstehenden Dame zu Nutze machen wollte, um sich selbst rechtswidrige Vortheile zu verschaffen. Ich kann mich irren, aber ich bin doch schon auf directe Widersprüche in seinen Briefen gestoßen, die kaum eineu Zweifel mehr zulassen. — Nun geht meine Bitte dahin, — ich schicke voraus, daß Frau Peltner keine Ahnung von meinem Vorgehen hat -^ mir zu gestatten, Sie bei guter Gelegenheit mit der Dame bekannt zu machen, wobei ich dann Veranlassung nehmen werde, das Gespräch in ungezwungener Weise auf diese Dinge zu bringen und Ihren Nath in Anspruch zu nehmen."

Der Cllplan schwieg nnd blickte fragend ans Roder, der starr vor sich hinsah und sich mit seinem Weinglase zu schaffen machte.

„Meine Bitte kommt Ihnen bedenklich vor, wie ich merke," fuhr der Eaplan fort, „ich gebe zu, daß ich jedem Ändern gegenüber gezögert hätte, nach fo kurzer Zeit der Bekanntschaft ein solches Ansinnen zn stellen. Wenn ich es Ihnen gegenüber doch that, so beweist das nur, daß ich feit dem ersten Worte, das wir mit einander gewechselt haben, ein Vertrauen zu Ihnen gefaßt habe, wie es fönst nur nach längerem Verkehr der Fall zu sein pflegt. Die Sache ist Ihnen unangenehm, wie ich fehe, also reden wir nicht mehr darüber."

„Die Sache ist mir keineswegs nnangenehm; im Gegentheil," erwiderte Nöder lebhaft und blitzte mit feinen Augen den Eaplan freundlich lachend an, „ich fehe in Ihrem Zutrauen den besten Beweis dafür, daß meine Zuneigung zu Ihnen auf Gegenseitigkeit beruht, was mir, dem Ketzer, zu ganz besonderer Genugthuung gereicht, aber . . ."

„Aber," fuhr der Eaplan lachend fort. „Sie trauen dem Pfaffen doch nicht ganz — wie? — habe ich's getroffen?"

„Keineswegs, ich zweifle nur, daß ich der Dame irgendwie werde helfen können, da mir das österreichische Recht so gut wie ganz fremd ist — und dann, wer weift, ob sie eine solche Einmischnng eines Wildfremden in ihre Angelegenheiten nicht als eine nnschickliche Anmaftung auffaßt."

„Was den letzten Punkt betrifft, fo können Sie völlig beruhigt sein,

da ich Frau Sophie zu kenneu glaube nnd ich die Sache mit leidlichem Geschick in die Hand zu nehmen gedenke. Und was Ihre Unkenntniß des österreichischen Gesetzes anlangt, so habe ich das Zutrauen zu einem preußischen Veamteu, daß er sich mit Leichtigkeit in alle Verhältnisse zu finden weiß. Ein bürgerliches Gesetzbuch stelle ich Ihnen übrigeus zur Verfügung."

Röder verneigte sich uud sagte lachend: „Quittire dankend für die gute Meinung, die ich im Namen des preußischen Staates gelten lasse. Also ich sehe schon: wer sich mit der Kirche einläßt, der wird von ibr umstrickt, er mag sich stellen, wie er wolle, uud so beuge ich mich deuu vor einem ihrer würdigsten Diener."

„Spotten Sie uur! Sie werden mir noch danken, daß ich Sie mit eiuer so schonen, liebenswürdigen und geistreichen Frau bekannt gemacht habe."

Die Beiden blieben plauderud noch ungefähr eine Stunde beisammen, Nöder war in bester Laune, erzählte aus seiner Studentenzeit manchen lustigen Streich und fand dafür im Eaplan einen dankbaren und verständuißvollen Zuhörer. Für den folgenden Tag wnrde bei gutem Wetter eiu Ausflug nach der Pertisau iu Aussicht genommen.

Auf den heiteren Abend folgte für Rüder eine schlimme Nacht. Er hatte einen Rückfall iu seine Schlaflosigkeit und plagte sich wieder mit allerhand unnützen Gedanken, welche die geringfügigsten Dinge zu Ungeheuerlichkeiten aufbauschten uud ihn mit Sorge in die Zukunft blicken ließen. Auch seiue Zusage an den Eaplan, sich der Angelegenheiten einer fremden Dame annehmen zu wollen, ärgerte ihu. Er schalt sich leichtsinnig, feig, daß er nicht die Kraft besessen, einfach abzulehnen, was ihm nun wahrscheinlich die nächsten Wochen verderben und seine Gesundheit von Neuem untergraben werde; er hatte ja die Kleinlichkeit und Halsstarrigkeit der Frauen in Geschäftssachen zui Genüge kennen gelernt uud sollte sich hier nun mit Dingen plagen, die ihn nicht das Geringste angingen!

In Schweiß gebadet, warf er sich von einer Seite zur andern lind sah endlich das Morgenlicht zu deu Fenstern hereindämmern, noch ehe er ein Auge zugethan hatte. Und wie ihu jetzt die Müdigkeit doch uoch in eiueu leisen Morgenschlummer zu hüllen begann, fingen plötzlich dicht uuter seinem Zimmer die Hähne an zu krähen, und fünf oder sechs Hennen verkündeten ohne Aufhören der Welt das große Ereiguiß, daß sie ein Ei gelegt hätten.

Wüthend sprang Röder aus dem Vett und blickte zum Fenster hinaus, wo er zu seinem Schrecken gewahrte, — was ihm die erste Nacht mit ihrem tiefen Schlaf verborgen hatte — daß er dicht über einem großen Hühnerstall einquartiert worden.

Nun war an Schlaf nicht mehr zu denken. Er kleidete sich an, und

da die Sonne hell und Heller schien und einen schönen Tag versprach, so verließ er das Haus, in dem noch Alles schlief, und wanderte in den frischen Morgen hinein, das Achenthal entlang.
Wie lange war es her, daß er das Erwachen des Tages nicht miterlebt hatte! Er war wie berauscht von dem Anblick ringsum. Verschwunden waren die Nachtgespenster, mit den Liedern der Lerchen flogen seine Gedanken hinauf in Licht und Luft, und sein Herz füllte sich mit Zuversicht und Fröhlichkeit. Ja, er freute sich jetzt der munteren Hähne, die ihn so zeitig hinausgetrieben, nahm sich aber trotzdem vor, sobald er zurückkehrte, von Frau Scholastik« ein anderes Zimmer zu fordern, wo er dem Morgen-concert feiner gefiederten Nachbarn nicht so unmittelbar ausgesetzt wäre.
Der Hunger trieb ihn zur Rückkehr, als gerade das Glöcklein zur Frühmette einlud, und da er dieser Ceremonie seit vielen Jahren nicht beigewohnt hatte, auch begierig war, das Innere des Kirchleins kennen zu lernen, trat er ein. Der Cavlcm las die Messe, in der vordersten Reihe der Andächtigen kniete Frau Sophie Peltner.
Röder blieb nur kurze Zeit. Die Bewegungen des Priesters, das Gebahren der Chorknaben mit den Weihrauchgefähen und Klingeln erschien ihm so seltsam und paßte so wenig zu der frischen Naturstimmung, in der er sich befand, daß er förmlich einen Druck feines ganzen Wesens empfand und schleunigst das Freie suchte.
Er nahm auf der Veranda des großen Hauses am See Platz und ließ sich das Frühstück auftragen von der freundlichen Agnes, die er am Tage vorher in ihrer anmuthigen Frömmigkeit bewundert hatte. Er hütete sich natürlich, ein Wort davon zu erwähnen, sondern fragte nur, ob er nicht ein anderes Zimmer bekommen könnte, wo ihn die Hähne nicht aus dem Schlafe krähten?
Natürlich war das möglich: das ganze große Logirhaus weiter die Straße hinauf nach dem Dorfe zu stände ja noch fast ganz leer, es wohnte nur Frau Peltner niit ihrer Kammerfrau darin, dort hörte man die Hähne nicht. Sie wollte es sogleich der Frau Scholastik« sagen, daß seine Sachen hinübergeschafft würden.
Und Rüder hatte kaum sein Frühstück beendet, so kehrte sie schon zurück mit der Meldimg, der Umzug hätte bereits stattgefunden, und sie wäre bereit, dem Herrn sein neues Quartier anzuweisen.
Röder folgte Agnes über die Straße nach dem Fremdenhause. Vor ihm her ging Frau Peltner, die aus der Kirche zurückkehrte, uud verschwand in einem Zimmer des ersten Stockwerkes, während ihm das genau darüberliegende im zweiten Stock angewiesen wurde.
Er fand alle seine Sachen in derselben Ordnung und Ausstellung, wie er sie in seinem früheren Zimmer verlassen hatte, sprach seine Befriedigung darüber aus und entließ dankend das Mädchen. Nun wartete er nur noch die Post ab, die ihm einen Brief von seiner Frau bringen mußte.

— denn es war verabredet worden, täglich zu schreiben, — bald war er auch in: Besitze der besten Nachrichten, die bis zu den kleinsten Vorgängen das Leben zu Hause schilderten, wodurch seine Stimmung wesentlich gehoben wnrde. Er selbst begnügte sich damit, eine Postkarte als Antwort zu senden und zwar auf ausdrücklichen Wunsch seiner Fran, damit er seine Zeit nicht auf Briefe verwendete, sondern möglichst im Freien zubrächte.

Er steckte den ersten Band von Manzonis „Verlobten" zu sich und gedachte in der Waldeinsamkeit ein schönes Plätzchen aufzusuchen und im kühlen Schatten den Vormittag zu verbringen, denn es schien sehr heiß werden zu wollen.

Als er die Treppe hinunterging, traf er im ersten Stock Frau Sophie Peltner mit dem Caplan im Gespräch, der offenbar eben im Begriff war, den Regierungsrath abzuholen, denn er stand schon mit einen: Fuß auf den nach oben führenden Stufen.

„Das trifft sich ja gut," sagte er Nöder begrüßend, „darf ich die Herrschaften bekannt machen?"

Während der Vorstellung beobachteten der Negierungsmth und Frau Sophie einander scharf, der Eindruck schien auf beide:: Seiten ein guter zu sein.

Frau Sophie war eine große, in der vollsten Vlüthe weiblicher Schönheit stehende Frau von 25 Jahren. Zwei feurige, dunkle Augeu, überwölbt von kühn geschwungenen schwarzen Brauen, belebten ein Gesicht von regelmäßigen:, an die griechische Antike erinnerndem Schnitt mit tadellosem elfenbeinfarbenem Teint, der auf den Wangen in mattrosigen: Schimmer erglühte. Die niedrige blendendweiße Stin: umrahmte natürlich gelocktes schwarzes Haar, welches nach hinten in einem großen, von einen: silbernen Pfeil gehaltenen Knoten zusammenlief und von einem breitrandigen dunklen Strohhut bedeckt wurde. Die einfache schwarze Trauerkleidung ließ das jugendlich Frische ihrer ganzen Erscheinung aufs Wirksamste hervortreten.

Da ihre Art, zu sprechen und sich zn geben, eine durchaus ungezwungene war, auch der gemüthlich klingende süddeutsche Tonfall ihrer Sprache den Norddeutschen anheimelte, so empfand Nöder Nichts von der ihn: fönst Frauen gegenüber eigenen Befangenheit, sondern er gab sich frei und uatürlich vom ersten AwMblick an.

Der Caplan hatte sich für den Tag frei gemacht und für seine Vertretung gesorgt, er schlug vor, bei den: herrlichen Wetter sofort eine Fahrt über den See zu unternehmen, in der Pertisau Mittagsrast zn halten und von dort eine Wanderuug in das schöne Thal hineinzumachen, möglichst beguem, damit Nöder sich nicht unnöthig anzustrengen hab<^

Der Vorschlag wurde allseitig augenommen, und man verfügte sich an den See, wo die Drei in dem ein für alle Mal von Frau Sophie gemietheten Boote Platz nahmen. Sie verschmähten es, einen dienstbaren

Geist zum 3tudenl mitzunehmen, sondern lösten einander in dieser Beschäftigung ab, wobei Frau Sophie den Anfang machte.

Ohne Hast und langsam rudernd genossen sie einen Vormittag auf deni See, wie er sich schöner kaum bieten konnte. Der Himmel strahlte in wolkenloser Klarheit, und das Wasser zeigte infolge dessen seine prachtvollste Färbung von: tiefsten Dunkelblau bis zum schimmernden Smaragdgrün und mar an einigen Stellen von einer Durchsichtigkeit, das; man staunend in die unendliche Tiefe blickte und das Auge sich mit geheimen: Grauen gern wieder der im hellsten Sonnenlicht prangenden Berglandschaft zuwandte.

Hinter dem Etablissement des „Seehof" hielt Frau Sophie im Nudern inne und sagte: „Hier soll die tiefste Stelle sein. Der Friede! vom Seehof, übrigens ein vorzüglicher Schuhblattl-Tänzer, den Sie sich einmal ansehen müssen, hat es nur neulich gesagt, als er mich hier vorüberruderte."

Alle Drei blickten hinunter in die unermeßliche Tiefe; Nöder aber haftete mit feinen Blicken bald an der Oberfläche, auf welcher sich das Bild von Frau Sophie wie in einem klaren Spiegel neben dem seinigen zeigte. Es war ihn,, als blicke sie ihn aus diesen: Spiegelbild unausgesetzt an, und ihre Augen hatten ein so seltsames Funkeln, daß er immer wieder Hinsehen mußte, und dieses Funkeln schnitt ihm so schmerzhaft in die Seele und preßte ihm die Brust zusammen, daß er unwillkürlich zu zittern begann. Mit Gewalt nur riß er sich von diesem Spiegelbilds los und schaute dem Urbilde in's Gesicht. Das blickte aber so ruhig und gleichmüthig in's Wasser, daß Rüder im Stillen über sich selbst lachen mußte und sich einen albernen Phantasten nannte.

Sie fuhren weiter. Wo sich ein besonders schöner Blick dem Auge bot, wurde Halt gemacht und die Aussicht genossen: bald glitten sie dicht am Ufer entlang, bald stachen sie wieder in die Mitte des Sees, dabei ungezwungen plaudernd, wohl auch nüt halblauter Stimme singend, sorglos, heiter, ohne einen andern Zweck als den, die Zeit angenehm hinzubringen.

Der Caplan vermied es vor der Hand, die geschäftlichen Angelegenheiten Sophiens zur Sprache zu bringen, es lag ihm zunächst daran, die Beiden menschlich einander näher rücken zu lassen, das Weitere würde sich dann schon finden. Und diesen Zweck erreichte er vollkommen, indem er, das vortreffliche Nudern Sophiens hervorhebend, diese veranlaßte, von ihrer Jugend und ihrer Erziehung zu erzählen.

Sie stammte aus einer adligen Familie Tirols und hatte ihre Jugendzeit in strengster Abgeschiedenheit auf einem alten Schlößchen zugebracht, wo sie von ihrer frommen Mutter — der Vater war früh gestorben ^ aufs Sorgfältigste erzogen worden war. Die prachtvolle Lage ihres Stammschlosses in einem hochgelegenen, von allen Seiten durch mächtige Berggruppen eingeschlossenen Thale, in dem ein kleiner trystalltlarer See, wie ein großes blaues Auge zum Himmel aufschaute ^- Frau
"

Sophie bediente sich dieses Vergleiches — ließen sie die tiefe Einsamkeit, in der sie sich fast immer befand, nicht unangenehm empfinden, denn während des Sommers war sie mit ihrer Gespielin, einer gleichalterigen Tochter des Schloß-Castellans, solange das Wetter es nur irgend gestattete, im Freien, besonders in einem kleinen Boote auf den, See, und während des Winters nahmen Unterricht, religiöse Uebungen und Lectüre, die von der Mutter selbst geleitet wurden, die Zeit vollkommen in Anspruch.
Sophie hatte früh die Msicht ausgesprochen, in ein Kloster zu gehen, die Mutter hatte dem nie widersprochen, weil der Gedanke sie beruhigte, daß die einzige Tochter, die sie einmal allein zurücklassen sollte, auf diese Weise für alle Zeit gut aufgehoben und den Stürmen des Lebens entzogen sein würde. Da — als Sophie ungefähr 18 Jahre alt war — erschien eines Sommers in dem abgelegenen Gebirgsörtchen ein Fremder; der erste Fremde, der das herrliche Fleckchen Erde durch einen Zufall entdeckt haben mußte, und deni in den späteren Jahren dann Viele gefolgt sind. Es war ein junger Gelehrter, zart und schwach von Körper, der zur Kräftigung seiner Gesundheit in dem stillen, hochgelegenen Thale die Sommermonate zubringen sollte. Er war von schwärmerischer Frömmigkeit, und alle seine Studien bezogen sich auf die Enlmickelung, Ausbreitung und Macht der katholischen Kirche. Das allmähliche Bekanntwerden nun mit diesem jungen Manne, das Aufkeimen der Liebe zu ihm, hervorgerufen durch die Nebereinstimmung ihrer religiösen Gefühle und Bedürfnisse, die tausend Hindernisse, die sich ihrem Bunde entgegenstellten, da sowohl ihre Mutter als auch sein Vater gegen die Vereinigung waren, die jahrelangen Kämpfe der Liebenden und ihre endliche Vereinigung bildeten das Hauptthema, das Frau Sophie abhandelte, und auf das sie, durch theilnehmende Fragen der beiden Männer veranlaßt, immer wieder zurückkam. Ihre Art, zu erzählen, war so anregend, so anschaulich durch die vielen kleinen charakteristischen Züge, die sie vorbrachte, daß die Männer nicht müde wurden, zuzuhören. Und Alles kam so natürlich aus ihrem Munde heraus, so gar nicht mit der Absicht, Etwas scheinen zu wollen, was sie nicht war, und der Schmerz um den Verlust des Gatten, den sie eigentlich nur bis an den Tod als barmherzige Schwester gepflegt hatte, war so überzeugend, ohne daß sie auch nur eine Thräne vergoß oder den Mund verzog, daß vielmehr gerade die Ruhe, mit der sie davon sprach, die Tiefe des Kummers desto mehr erkennen ließ.
Zuweilen offenbarte sich die Gluth ihrer Empsindungsweise in etwas seltsamen, fast spiritistischen Aeußerungen. So erzählte sie uuter Anderem Folgendes:
„Wenn zwei Herzen sich recht von Grund aus lieben, so recht mit Frömmigkeit, können sie auf einander einwirken, wie von Mund zu Munde, auch wenn sie meilenweit von einander getrennt sind. Das kann ich Ihnen beweisen. Einmal, als beinahe Alles auf dem Spiele stand und

weine Mutter, durch Vriefe Nieines seligen Schwiegervaters veranlaßt, mir in einer Heftigkeit, die sonst ganz gegen ihre Gewohnheit war, mitgetheilt hatte, daß nunmehr ihre Geduld zu Ende sei und ich mir die Sache aus dem Kopfe schlagen solle, ging ich, ohne ein Wort zu erwidern, scheinbar ergeben in »nein Schicksal, hinaus aus dem Zimmer. Ich schlich mich ganz sachte in unsere Hauscapelle und fiel betend vor dem Altare nieder. Ich betete inbrünstig zur heiligen Jungfrau, sie mochte die Gedanken meines Geliebten so richten, daß er, von Sehnsucht getrieben, sofort aufbreche und zu mir komme, denn ich hatte meiner Mutler das Wort gegeben, ihm nicht zu schreiben, und doch hoffte ich von seiner persönlichen Anwesenheit eine Völlige Aussöhnung zwischen ihm und meiner Mntter. Ich wußte nur nicht anders zu helfen, als den Geist meines Geliebten durch Gebet und intensives Denken an ihn zn einer Neise zu mir zu zwingen. Und der Erfolg Mach für mich. Schon am nächsten Morgen erschien mein Geliebter bei uns, und die bereits abgebrochenen Unterhandlungen zwischen seinem Vater und meiner Mutter wurden, dank der milden Persönlichkeit meines späteren Gatten, wieder angeknüpft. Dieser aber theilte mir mit, wie er am Tage vorher zu einer bestimmten Stunde so heftig in seinem Gemüth bewegt worden sei nnd einen so unwiderstehlichen Drang empfunden habe, mich zu sehen und zu sprechen, daß er ihm habe nachgeben müssen."
Nöder versuchte, der Begebenheit eine natürliche Erklärung zu geben, indem er betonte, daß Liebende, besonders wenn sie durch Zwang von einander fern gehalten werden, unwillkürlich stets ihre Gedanken demselben Gegenstande, und vor Alleni ihrer Vereinigung, zuwenden würden, allein Frau Sophie wollte davon Nichts wissen, sie hielt an ihrer übernatürlicken Auslegung fest und erzählte noch einige Beispiele, die beweisen sollten, daß der menschliche Geist im Stande sei, dnrch bloßes Denken die stärksten Wirkungen in die Ferne auszuüben.
Soviel ging übrigens aus allen ihren Erzählungen hervor, daß sie eine außergewöhnliche Willenskrast besaß, welcher die Verhältnisse des Lebens zuweilen in geradezu räthselhafter Weise unterthan zu sein schienen.
Nöder hatte sein Vnch, das er zu sich gesteckt, aus der Tasche gezogen und auf die letzte weiße Seite, in Ermangelung anderen Papiers, die Erzählerin mit leichten Nleistiftstrichen nbconterfeit. Sie hatte es gemerkt, ließ sich aber in keiner Weise stören, nur als das Nild fertig zu fein schien, fagte sie: „Zeigen Sie mal, ob Sie mich getroffen haben?"
Nöder reichte ihr das Buch, und der Cavlan blickte mit ihr zusammen hinein. Wie aus einem Munde riefen sie: „Vortrefflich! Sie sind ein Künstler!"
„Keineswegs!" erwiderte Nöder, „dazu hat es bei mir nicht gereicht. Als Stndent schwankte ich wohl eine Zeit lang, ob ich nicht das ^>8 an den Nagel hängen und mich ganz der Knnst widmen sollte, aber die Vernunft siegte doch endlich. Es wäre nie etwas Besonderes ans mir

geworden; aber als Liebhaber hat mir das Portraitiren immer viel Vergnügen gemacht."
Frau Sophie schlug das Titelblatt auf und las: „Die Verlobten von Manzoni." „Den Roman habe ich nie gelesen, er soll schrecklich langweilig sein."
„Ich kenne ihn auch nicht," setzte der Cavlcm hinzu.
„Und doch sollten gerade Sie Neide ihn kennen," sagte Nöder lächelnd, „einmal, weil er als Kunstleistimg eine Stelle ersten Ranges einnimmt, zweitens weil man ihn geradezu das Hohelied vom Katholicismus nennen kann, der vielleicht nirgends in so wahrhaft genialer, liebevoller und dazu niemals tendenziöser Weise zum Ausdruck gebracht ist wie in diesem Roman. Endlich, weil Ihre eigene Verlobungsgeschichte — hier wandte er sich an Sophie ^ fast ebenso reich an Wechselfällen des Glücks und Unglücks mar, wie diejenige des hier geschilderten Paares."
„Dann müssen Sie uns das Buch vorlesen," sagte Sophie eifrig.
„Das wäre in der That sehr wünschenswerth," bat der Caplan.
„Mit Vergnügen," erwiderte Ruder. „Ich denke, man wird wohl im Thale der Pertisau irgendwo ein schattiges Plätzchen finden, wo man ungestört wird lesen können."
„O, ich weiß schon eins," rief Frau Sophie, „das wie geschaffen dazu ist, ich habe es neulich auf einer Recognoscirungstour mit meiner alten Fanny entdeckt. Dahin müssen wir uus zurückziehen."
„Aber Sie müssen sich darauf gefaßt machen, daß die Lectüre mehrere Tage in Anspruch nimmt," sagte Nöder.
„Desto besser," erwiderte Frau Sophie, „dann wissen wir wenigstens, was wir die nächsten Tage vorhaben. Hoffentlich bleibt uns das gute Wetter treu."
Die Sonne brannte jetzt heiß auf den Wasserspiegel, und man beschloß, an der Pertisau zu landen. Die Nuder führte der Caplan mit kräftigen Schlägen. Sophie hatte den linken Aermel ihres Kleides ein wenig aufgestreift und ließ ihre Hand im Wasser hängen, während sie selbst schweigend in die Tiefe blickte,
„Fürchten Sie sich nicht vor eineni Nix, der Sie hinunterziehen könnte?" scherzte Nöder.
„Der würde mir Nichts thun," erwiderte Sophie, „er weiß, daß das Wasser mich mein Element ist. Ich bin, so zu sagen, auf ihm groß geworden."
Eine Stunde fpäter saßen die Drei auf der Veranda des am See gelegenen Wirthshanses der Pertifau und verzehrten ihr einfaches Mittagsmahl. Frau Sophie hatte vor dem Essen noch die arme Familie besucht, deren sie sich angenommen, und sich von ihrem Wohlbefinden überzeugt.

Es herrschte unter den Dreien bereits ein Ton, der sich sonst erst nach längerer Bekanntschaft einzustellen pflegt, es war, als ob sie naturgemäß zusammengehörten.
„Sie »nüssen mir von Ihrer Frau, von Ihren Kindern erzählen," begann Frau Sophie zu Rüder, nachdem der Tisch abgeräumt war. „Haben Sie nicht ein Bild bei sich?"
„Natürlich," erwiderte Nöder und zog aus eiuer Brieftasche die wohlgetroffene Photographie seiner Frau uud eine zweite seiner beiden Kleinen heruor und überreichte sie Sophie.
Lange schaute sie die Bilder an, warf dazwischen einen Blick auf Nöder und versenkte sich dann wieder in die Photographie. Endlich sagte sie: „Ist Ihre Frau groß?"
„Nein, klein und zierlich."
„Was haben Sie für eine reizende Frau! Das ist ja eiu allerliebstes Gesichtet und dabei gescheidt, das sieht man auf den ersten Blick! Und die süßen kleinen Puttel, ach, es geht doch Nichts über so ein Paar geliebte Kinderguckel, aus deuen uns eine Welt von Unschuld und Heiligkeit anspricht! — Da, Herr Eaplan," fügte sie hinzu, die Bilder dem Geistlichen reichend, „schauen Sie's an, obgleich's eigentlich Nichts für Sie ist."
„Warum nicht für mich?" fragte der Eaplan lächelnd, „foll doch das Schöne und Heilige gerade unsere Sache sein."
Er betrachtete die Bilder lange, gab sie dem Negierungsrath zurück und sagte: „Sie sind ein glücklicher Mann."
„In, das sind Sie," bekräftigte Frau Sophie, „und das dürfen Sie nie vergessen. — Ich habe Ihnen meine Vcrlobnngsgeschichte erzählt, nun lassen Sie mal hören, wie es bei Ihnen war? Haben Sie auch so lange kämpfen müssen?"
„Nein," antwortete Nöder, „wir waren eigentlich von Jugend an für einander bestimmt. Unsere Eltern waren Nachbarslente, durch Jahrzehnte auf's Innigste befreundet, und ich habe mich fchon als Student verlobt, aber erst geheirathet, als ich eine Stellung hatte. Glatt und ohne Kampf, als ob es sich so vou selbst verstände, sind nur in den Hafen der Ehe eingelaufen."
„Ich denke mir die Sache interessanter und auch wohl für die Ehe vortheilhafter, weuu sie Einem nicht so leicht gemacht wird. Der Mensch schätzt doch erfahriingsmäßig das am meisten, was ihm recht sauer geworden ist," bemerkte Ffrau Sophie,
„Das mag ja in den meisten Fällen zutreffen," erwiderte Nöder, „bei uns aber nicht."
„So Etwas hört man gerne," fügte Frau Sophie und erhob sich. „Ich denke, meine Herren, wir suchen unser schattiges Plätzchen auf, denn ich bin nngemein gespannt auf den Nomau, den ich so oft als langweilig habe verschreien hören."

Auch die Männer hatten sich erhoben nnd folgten Frau Sophie, die voranging, um die einzuschlagende Richtung anzudeuten.
Wie sie so mit elastischem Gange, den herrlichen Oberkörper leicht auf den Hüften wiegend, als gäbe sie den Tact an zu einer unhörbaren süßen Melodie, dahinschritt, hingen die Blicke beider Männer voll Bewunderung an ihr. Auf einem Seitenpfade, der hinter dem Gasthause durch Gemüsegärten auf eine von hohen Laubbäumen bestandene grüne Ebene führte, blieb sie stehen, drehte sich um und sagte: „Hier geht unser Weg." Nach ungefähr zwanzig Minuten hatten sie einen Felseu erreicht, vor dem drei prächtige alte Bäume eine natürliche Laube bildeten, unter welcher ein runder Tisch und zwei Bänke standen.
„Wir sind zur Stelle. Wie gefällt Ihnen der Ort?" fragte sie.
„Ausgezeichnet! Bortrefflich!" riefen beide Männer zugleich.
„So lassen Sie uns Platz nehmen. Der Vorleser hier, das Auditorium ihm gegenüber. So. Kommen Sie zu mir, Herr Caplan," sagte sie, mit der Hand zu ihrer Lücken deutend, nachdem sie sich gesetzt hatte.
Noder gab eine kurze Auskunft über das Leben und die Schriften Mnuzonis, erwähnte auch die hohe Anerkennung, die ihm seitens eines Goethe gezollt worden war, und begann dann die Leciüre.
Er las vortrefflich, einfach und ungekünstelt, uuterstützt von einem sehr wohlthuenden, tiefen, modulationsfähigen Organ, dem mau die Schulung anmerkte; denn er war seit Jahren der Familien-Vorleser gewesen und hatte auch die erste Zeit seiner Ehe noch oft als folcher fungirt, bis dann mit dein Eintreffen der Kinder die Leseabende immer seltener wurden und allmählich ganz einschliefen.
Der Eaplan und Sophie horten mit Aufmerksamkeit zu, und ihr Interesse wuchs von Capitel zu Eapitel. Die geschilderten Personen traten leibhaftig vor ihre Augen, die Anmuth des Stils, der überall durchblickende Humor, die tiefe Kenntnis; des menschlichen Herzens, die der Dichter offenbarte, entzückten sie und ließen sie oft am Schlüsse eines Eapitels oder wenn Nödcr eine Pause machte, lebhafte Veifallsäußerungen von sich geben Auch an erklärenden Bemerkungen ließ es Noder nicht fehlen, uud als er einmal sich des Weiteren über eiue Institution der katholischen Kirche nnd ihre Grundlagen im jus ouuunicnim erging, rief Frau Sophie erstaunt nuS: „Sie sind katholisch, Herr Negierungsrath!"
„Durchaus nicht!" entgegnete er lächelnd, „was ich vorbringe, sind nur Neminiscenzeu aus meiner juristischen Studienzeit und dann auch Dinge, die mit meinen Kunstliebhabereien zusammenhängen. Die katholische Kirche hat ja vor jeder anderen den großen Vorzug, daß sie so innig mit den Künsten verknüpft ist, und verdankt wohl diesem Umstände nicht zum geringsten Theile ihre gewaltige Herrschaft über die Geister. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich, der Ketzer und Uickirchliche, mit diesen Worten irgendwie Ihre religiösen Gefühle verletzt haben sollte, was

durchaus nicht in meiner Absicht liegt. Der Herr Caplan kennt mich in dieser Beziehung schon und wird mir eine solche Nohheit nicht zutrauen."

„Ich traue sie Ihnen so wenig zu," versetzte der Caplan, und ein feines, kaum sichtbares Lächeln spielte dabei um seiueu hübschen Mund, „daß ich Sie vielmehr noch garnicht aufgebe und Sie noch in unserer engeren kirchlichen Gemeinschaft zu sehen hoffe."

Der Negierungsrath schüttelte lebhaft den Kopf und rief: „Das ist undenkbar! Obwohl es Zeiten gegeben hat, in denen ich es fast bedauerte, dieser Gemeinschaft nicht anzugehören, das kann ich nicht leugnen. Aber das sind tempi p»88nti, und Sie müssen mich schon so hinnehmen, wie ich bin."

„Ich will keine Profelnten machen," sagte der Caplan achselzuckend, „aber wer weiß, was Ihnen noch bevorsteht! Unseres Schicksals Wege sind alle in Nacht gehüllt."

Frau Sophie hatte keinen Mick von Nöder verwandt während dieses Zwiegesprächs, uud es regte sich in ihrem Innern ein seltsam aus Mitleid uud Bangigkeit gemischtes Gefühl, das unwillkürlich in einen tiefen Seufzer ausklang. Sie bedauerte einerseits diesen Mann, der so leichten Herzens sich von jeder kirchlichen Geineinschaft lossagen konnte, anderseits beunruhigte sie der Gedanke, daß soviel Güte und Klugheit, als sich in ihm offenbarte, nicht zur ewigen Glückseligkeit führen follte! Niemals hatte sie in ihrem Leben einen solchen Menschen kennen gelernt, ja sie hatte nicht einmal die Eristenz eines solchen für möglich gehalten!

„Darf ich fortfahren?" fragte Nöder.

„Bitte, bitte," erwiderte Sophie fast erschrocken, als sei sie auf ihren Gedaukeu ertappt worden.

Nöder las weiter, und er las noch, als die Schatten der Bäume sich schon in riesenhafter Länge auf dem Erdboden hinstreckten und den Abend verkündeten. Niemand hatte ihn mehr unterbrochen, mit wachsender Spannung war man dein Leser gefolgt. Doch jetzt, die siebente Stunde war schon vollendet, sagte nach Beendigung eines Capitels Frau Sophie: „Ich dächte, wir hörten für heute auf, damit wir den Genuß des herrlichen Buches möglichst verlängern. Lassen wir noch Etwas für die kommenden Tage! Auch werden Sie gewiß müde sein."

„Nicht im Geringsten," versetzte Nöder.

„Aber die gnädige Frau hat Necht," siel der Caplan ein, „nehmen wir nicht zuviel auf einmal, es ist schade. Wir müssen Ihnen wirklich zu großem Danke verpflichtet sein, Herr Negierungsrath, daß Sie nns mit dieser prächtigen Kunstschöpfung bekannt machen."

„Es freut mich, daß sie Ihren Beifall findet."

„Und dieses Werk haben mir gute Freunde als langweilig aus« geschrieen," sagte Frau Sophie sich erhebend „da sieht man doch wieder, wie wenig man sich auf fremdes Urtheil verlassen kann."

Sie gingen zurück zum Gasthause und nahinen die Abendmahlzeit wieder auf der Veranda am See. So schon wie jetzt in der Abend-beleiichtmig glaubten sie ihn den ganzen Tag über noch nicht gesehen zu haben. Sie verstummten allmählich im Anschauen dieses herrlichen Land-schaftsbildes nnd hingen ihren Gedanken nach.
Endlich mahnte Frau Sophie zum Aufbruch.
„Ich muß heim," sagte sie, „ineine Fanny wird sonst ungeduldig, und ich kriege ein mürrisches Gesicht zu sehen, wenn ich nach Hause komme."
Als sie im Boote saßen und der Caplan mit dem Nudern begann, sagte er leichthin zu Sophie: „Da fällt mir ein, gnädige Frau, Sie sollten Ihre Geschäftsangelegenheit mit dem Advocaten einmal dem Herrn Negierungsrath vortragen, der würde gewiß alle Näthsel bald lösen."
„Wie kann ich das dem Herrn zumuthen," erwiderte Frau Sophie abwehrend.
„Wenn ich Ihnen, verehrte Frau," siel Nöder ein, „irgendwie mit Nath und That beistehen kann, so thue ich es gewiß mit dem grüßten Vergnügen, soweit es in meinen Kräften steht. Ich muß gestehen, daß der Herr Caplan mir schon davon gesprochen hat, und daß ich meiue Zu-sicherung gegeben habe."
„Also ein vollständiges Complot Ihrerseits, Herr Caplan," sagte Frau Sophie, ihm mit dein Finger drohend, „warten Sie nur, ich werde Ihnen noch einmal Geheimnisse anvertrauen!"
„Das können Sie mit dem ruhigsten Gewissen, gnädige Frau, wenn es sich mn wirkliche Geheimnisse handelt," versetzte der Caplan, „allein davon ist hier nicht die Rede. Ich theilte einfach die Sachlage dem Herrn Regierungsrath mit, weil ich mit meiner Weisheit zu Eude war —"
„Und weil der Herr Caplan wnßte, daß es mir Freude mache, meinen Mitmenschen beizustehen," fügte der Negierungsrath hinzu.
„Allerdings!" bestätigte der Caplan.
„Nun, unter diesen Umständen nehme ich Ihre Hilfe dankbar an, Herr Negierungsrath. Die Sache ist deshalb fo peinlich für mich, weil ich leider den Mann im Verdacht der Unehrlichkeit halten muh, dem ich uud mein seliger Mann stets das weiteste Zutrauen entgegenbrachten. Ich wäre glücklich, wenn ich mich täuschte." —
Als sie sich dem Seehof näherten, glitten Harfen- und Zitherklänge über das Wasser zn ihnen herüber.
„Dort wird getanzt," sagte Frau Sophie.
„Sind schon viele Gäste dort?" fragte Nöder.
„Nein, noch gar keine Fremden. Die sich jetzt dort amüsiren, sind Landleute aus der Umgegend," antwortete der Caplan, „Sie müssen sich einmal ein solches ländliches Vergnügen anschauen, es ist immerhin lohnend."

Sie fuhren weiter und begegneten jetzt einem Boot, in dem die beiden alten Gräfinnen mit ihren geistlichen Begleitern saßen. Man grüßte hinüber und herüber, und der Negierungsrath glaubte den spöttischen Zug um den Mund des 3llten wieder zu bemerken, der ihm von Anfang an so mißfallen hatte an ihm. Ja, er war sicher, daß der Alte jetzt eine mnlitiöse Bemerkung über die Insassen des vorüberfahrenden Bootes machte, denn er sah, wie die beiden Damen herüberschielten und lächelten. Den Cllvlan focht das aber durchaus nicht an, mit kräftigen Nuder-schlägen schoß er an ihnen vorbei und blickte siegesgewiß hinüber, als wollte er sagen: Ihr armen Schlucker vergeht ja vor Neid und langer Weile!

In der Scholastik« angekommen, beschlossen sie, für den morgigen Tag noch nichts Bestimmtes zu verabreden, sondern Alles dein Wetter und einem freundlichen Zufall zu überlassen. Man trennte sich mit herzlichem Handschlag, versicherte sich gegenseitig, einen sehr schönen Tag verlebt zu haben, und Jeder suchte seine Heimstätte auf.

Als Nöder an demselben Abend sich anschickte, znr Ruhe zu gehen, überdachte er noch einmal den ganzen Tag, und er war zufrieden. Uebrigens glaubte er bemerkt zu haben, daß zwischen dem Caplan und Sophien tatsächlich innere Beziehungen — selbstverständlich dnrchaus reiner Natur — beständen. „Was soll daraus werden? Schade um sie, ein .schönes Paar!" Er seufzte.

Dann zog er die Bilder seiner Frau und seiner Kinder aus der Tasche, betrachtete sie mit aufrichtigem Glücksgefühl, und ein Storm'fches Gedichtchen ging ihm durch den Sinn, das er, sich auskleidend, halblaut vor sich hinmurmelte:

„Im bunten Zug zum Walde ging's hinaus,
Du niit den Kindern bliebst allem zu Haus,
Und drausze» haben wir gescherzt, gelacht,
Uud kaum — so war mir'3 — Hab' ich Dein gedacht.
Nun kommt der Abend, und die Zeit beginnt,
Wo auf sich selbst die 2eele sich besinnt:
Nun weih ich auch, was mich so froh lieft sein:
Du warst es doch, uud Tu nur gauz allciu."

Mit diese» Worten auf den Lippeu schlummerte er ein und schlief die ganze Nacht, ohne aufzuwachen.

VI.

Am nächsten Tage, etwa um die neunte Stunde des Vormittags, saß Nöder in einer großen hölzernen Laube, die abseits von der am See hin-führenden Straße in schattigem Gebüsch lag, an einem Tisch voller Akten-stücke, amtlicher Papiere, Briefe, Quittungen und dergleichen, einen Bleistift in der Hand, mit dem er sich ab und zu Notizen machte. Er las voll

Eifer, seine Wangen glühten, er sah und hörte Nichts um sich, er war in seinem Elemente.

Ans verworrenen Verhältnissen den leitenden Faden herauszusuchen, Klarheit zu schaffen, wo Unverstand oder böse Absicht Verdunkelungen verursacht hatten, das war eine Aufgabe, der er sich mit Leidenschaft hingeben konnte, und die er gewöhnlich meisterhaft löste. Noch kürzlich hatte er durch diese Befähigung dem Staate einen großen Dienst geleistet, indem er gewisse, seit vielen Jahren bestrittene, höchst werthvolle Domänenansprüche auf's Klarste rechtlich zu begründen gewußt. Freilich hatte die übermäßige Arbeit seine große Krankheit heraufbeschworen.

Frau Sophie saß ihm, mit einer Stickerei beschäftigt, gegenüber.

Von Zeit zu Zeit richtete sie ihre Blicke auf Nöder und schien seine Züge förmlich zu studiren. Sie verglich ihn unwillkürlich mit ihrem verstorbenen Manne, dem ersten und eigentlich einzigen Manne, den sie, außer dem Geistlichen überhaupt bisher näher kennen gelernt hatte. War doch das Vild ihres Vaters nur ganz dunkel in ihrer Erinnerung. Ihr Mann war viel kleiner und zierlicher gewesen, nicht ganz so groß wie sie selbst, seine zarten Wangen, stets rosig angehaucht, nur von einem schwachen Backenbart umrahmt, die großen blauen Augen kiuderhaft gut in die Welt schaueud, eine echte Gelehrten-Natur, in vergangenen Jahrhunderten träumend, die sich blind von seiner Frau hatte leiten lassen in allen Dingen des täglichen Lebens. Schon als Todes-Candidat hatte er mit ihr die Ehe geschlossen.

In Nöder lernte sie nun plötzlich den vollsten Gegensatz kennen: einen Mann mit scharfem Blick für das praktische Leben, selbstständig, zielbewußt, in der Gegenwart lebend, dabei doch, wie ihr der gestrige Tag gezeigt hatte, voll feinsten Sinnes für die iUmst uud für die edelsten Negungen des menschlichen Gemüthes.

Wieder überkam sie ein Grübeln, warum dieser Mann, dem doch der Edelmuth auf dem männlich schönen, kräftigen Antlitz stand, der ihr unfähig schien, auch nur die leiseste Reguug eines schlechten Gedankens zu hegen, nicht Katholik sei, ja warum er sogar jede kirchliche Gemeinschaft verschmähte? Hatte sie dieser Gedanke schon gestern mit einem gewissen Schauder erfüllt, so empfand sie ihn heute, wo sie den Mann in selbstloser Thätigkeit nur ihrer eignen Wohlfahrt gewidmet vor sich sah, geradezu als Schmerz, der ihr das Herz zusammenkrampfte. Sie nahm sich vor, über diesen Punkt bei nächster Gelegenheit mit dem Cnplan zn sprechen; der sollte ihr die Frage beantworten, ob und warum ein solcher Mann der ewigen Verdammnis; preisgegeben sei? Es lehnte sich in ihrem Innern Etwas dagegen auf, sie mochte nun ihre ganze starke Gläubigkeit dagegen in's Feld führen. Warum hatte man ihr nie davon gesprochen, daß dergleichen in der Welt eristire, daß dergleichen möglich sei! Sie zürnte mit ihren alten Neligionslehrern, daß sie niemals dies Thema mit ihr verhandelt hatten!

Länger als drei Stunden schon hatte Nüder gearbeitet, auch oft das österreichische Gesetzbuch zu Nathe gezogen, ohne nur aufzublicken, als sei Frau Sophie, als sei die ganze Welt garnicht für ihn vorhanden. Und sie hatte nicht gewagt, ihn zu unterbrechen, weil sie ihn so völlig in seiner Arbeit versunken sah.

Jetzt endlich legte er den Bleistift nieder, athmete auf, fah mit vergnügten Augen auf Frau Sophie und sagte:

„Nun bin ich klar. Erlauben Sie mir, Ihnen ein Referat zu geben über die ganze Sachlage, damit ich mich überzeuge, ob ich Nichts übersehen habe."

„Sehr gern, Herr Negierungsrath," erwiderte Frau Sophie, und sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, „aber wollen Sie nicht erst eine Pause machen? Wollen Sie nicht eine Erfrischung zu sich nehmen? Vielleicht könnten wir nach Tische?" -—

Der Negierungsrath sah nach der Uhr.

„Wann pflegen Sie zu speisen, gnädige Frau?"

„Um ein Uhr."

„Dann haben wir noch drei Viertelstunden, bis dahin bin ich fertig — ach, da kommt ja auch der Hen' Caplan, das ist mir lieb, der muß zuhören, um mich zu controliren."

Der Caplan begrüßte die Anwesenden und sprach seine Bereitwilligkeit aus, aufmerksam zuzuhören und strenge Kritik zu üben, wo es nöthig sein sollte.

Der Negierungsrath hatte die Papiere vor sich geordnet und wollte eben sein Neferat beginnen, als Agnes in der Thür der Laube erschien nnd in ihrer bescheidenen Weise fragte, wo sie wohl heute für die gnädige Frau decken solle, ob in der Stube oder im Freien?

Frau Sophie zögerte mit der Antwort, unschlüssig, ob sie die Herreu einladen dürfte, ihre Gäste zu fein, der Negierungsrath aber kam ihr zuvor und sagte: „Könnten wir nicht wieder zusammen speisen? Sind denn heute viele Fremde da?"

„Niemand," erwiderte Agnes, „die beiden Gräsinnen und ihre Begleitung speisen wie immer in ihrer Villa."

„Dann decken Sie uns doch auf der Veranda am See an der schattigsten Stelle! Herr Eaplan, ich bitte Sie, mein Gast zu sein, vorausgesetzt natürlich, daß die gnädige Frau mit Allem einverstanden ist."

„Ich werde mich freuen, in so angenehmer Gesellschaft zn speisen," sagte Frau Sophie, „aber Sie müsse» gestatten, daß meine alte Fanny dabei ist."

„Soll uns ein Vergnügen sein. Und Sie, Herr Eaplan?"

„Ich nehme dankend an."

„Also, liebe Ague^, Sie wissen Bescheid. Nun sorgen Sie für einen

guten Tropfen, und Frau Scholastik« wird für einen guten Bissen sorgen, denn wir bereiten uns zu einem cannibnlischen Hunger vor."

Agnes ging lachend davon, und auch Frau Sophie und der Enplan fteuten sich der guten Stimmung Nöders, die ein sicheres Zeichen seiner fortschreitenden Gesundheit sein muhte.

Darauf entwickelte der Regierungsrath in einer längeren Auseinander-setzung die Vermögens- und Geschäftslage der Frau Sophie Peltner mit eiller Sicherheit lind Klarheit, als ob er stets ihr Nnwalt gewesen wäre, wies so deutlich auf Lücken und Uncorrectheiten, ja Gesetzwidrigkeiten hin, die dem bisherigen Sachwalter zur Last gelegt werden mußten, das; Sophie und der Eaplan nur hin uud wieder staunend sich anblickten uud ihre Befriedigung zu erkennen gaben.

Am Schluß seines Referates fragte er Frau Sophie, ob sie den Eindruck habe, daß er nunmehr die ganze Lage der Dinge übersehe.

„Vollkommen," erwiderte sie mit Nachdruck, „ja ich muß gestehen, daß ich selbst niemals im Stande gewesen wäre, in dieser Kürze und Klarheit ein Bild meiller Vermögensangelegenheiten zu geben, und daß ich nicht das Geringste vermisse."

Auch der Cavlan versicherte, daß er nicht nur Nichts zu kritisireu und auszusetzen habe, sondern daß er nur seine höchste Bewunderung aus-sprechen könne für den Scharfblick und die schnelle Fassuugskraft des preußischen Beamten.

„Nun gut," sagte Nöder einfach, „dann bitte ich Sie, gnädige Frau, die Feder in die Hand zu nehmen — hier ist Briefpapier — und folgenden Brief — an Ihren Advocaten zu schreiben."

Frau Sophie sah ihn zuerst verwundert an; da er aber mit großer Ruhe Feder, Tinte lind Papier hinüberreichte, so folgte sie, ohne weiter zu widerstreben, lind schrieb, was sie seit ihrer frühsten Kindheit nicht gethan, einen Brief nach dem Dictat eines Anderen.

In wenigen kurzen nnmerirten Sätzen stellte er Fragen, vor deren zwingender logifcher Gewalt kein Entrinnen war, auf die klar geantwortet werden mußte. Der ganze Brief enthielt uugefähr zehn solcher Fragen und war nicht länger als drei Seiteil.

„So," sagte Nöder, als er zu Ende mar, „nun bitte, setzen Sie Ihren vollen Namen, Vor-, Zu- und Vatersnamen darunter, und senden Sie den Brief an die bestimmte Adresse, wir wollen doch sehen, ob uns der Fuchs nicht in's Eisen gehen muß,"

Frau Sophie tbat, wie ihr geboten worden, und fragte dann, voll-kommen verwirrt:

„Wüßte ich nur, wie ich Ihnen danken soll, Herr Negiernngsrath?"

„Warten wir nur zunächst die Antwort ab," fagte Nöder vergnügt, „dann ist immer noch Zeit zum Dank —, übrigens," fügte er galant hinzu, „habe ich den schönsten Dank schon vorweg in dein Vertrauen, das

Sie nur gewährt, und in der Freude, die Sie mir bereitet haben, Ihnen behülflich zu sein."

Er reichte ihr die Hand und aHute nicht, daß jedes seiner Worte, welche sicherlich der Wahrheit entsprachen, aber die doch nur auf dein Grunde gesellschaftlicher Höflichkeit ruhten, in Sophieus Innern einen nicht beabsichtigten Widerhall fanden und einen Sturm vou Gefühlen heraufbeschworen, den sie nur mit Mühe zu unterdrücke« wußte, damit er ans ihrem Gesichte nicht kenntlich würde. Sie schwieg daher und reichte ihm nur stumm die dargereichte Hand.

„Nun aber glaube ich, haben wir uns unser Mittagbrot redlich verdient," fuhr Nöder fort, auf die Uhr feheud, indem er sich erhob, „es ist auch ein Uhr vorbei."

Der Caplan reichte ihm die Hand und sagte: „Sie haben sich's redlich verdient, wir Andern empfangen es ohne unser Verdienst."

„Ich bitte Sie, machen Sie kein Aufhebens von dieser Kleinigkeit," enuiderte Nöder rafch.

Sie begaben sich nun Alle nach dem Wirthshause zurück, wo sie auf der Veranda den gedeckten Tisch und Fräuleiu Faun« fanden, die alte Gesellschafterin der Frau Sophie Peltner.

Sophie machte den Negierungsrath mit Fanny bekannt, wobei sie sagte: „Meine treue Gefährtin in Leid und Freud seit meinen Kinderjahreu."

Fanny schlug verschämt die hellblauen Augen nieder, uud Nöder betrachtete die alte Inngfer mit der großen Nase im welken gelben Gesicht und den grauen dürftigen Haaren freundlich und voll Achtung, denn in den Zügen dieses alten Gesichtes las er Nichts als Pflichterfüllung und Hingebung für Andere, mit Aufopferung aller perfönlichen Wünsche.

Bei Tische war der Negierungsrath fast allein der Unterhaltende. Er fühlte sich so wohl, frei und sorglos wie seit langer Zeit nicht, erzählte ernste und heitere Geschichten die Masse, wobei er nicht selten auch dem schüchternen Antlitz Fannys ein Lächeln entlockte.

Gleichwohl lag über der kleinen Gesellschaft eine schwüle Atmosphäre, die auch Nöder, aber wie außer sich liegend empfand, und die er weder verscheuchen noch sich erklären konnte. Er betrachtete oft Sophie, die ihm heut noch fchöner erschien als gestern, und in deren Augen eine wunderbare, räthselhafte Gluth leuchtete. Ter Eaplan war zerstreut, begann Sätze, die er nicht vollendete, und starrte zuweilen vor sich hin, wie wenn seine Gedanken in weiter Fenie schweiften, oder seine Blicke hingen an Sophien in träumerischer Verlorenheit.

Schließlich befestigte Nöder dieses seltsame Wesen des Eaplans und Sophien-? in der schon gestern gehegten Vermuthung, daß zwischen den Beiden ^ vielleicht noch Jedem von ihnen unbewußt — die Liebe ihre zarten, starken, grausamen Fäden zog. Tiefer Gedanke warf, er wußte selbst nicht.

warum, einen trüben Schatten auf seine sonnige Heiterkeit und ließ auch ihn endlich verstummen.

Dieses Verstummen Aller rüttelte den Caplan aus seiner Zerstreutheit auf, und er fragte den Regierungsrath:

„Bekommen wir heute Nichts von Manzoni zu hören?"

„Ach ja — ich hoffe doch," bat Frau Sophie lebhaft.

„Ich bin zu jeder Zeit bereit," antwortete Nöder, „nur glaube ich, daß die Damen jetzt nach Tische und bei der brennenden Sonnengluth ein wenig das Bedürfniß nach Ruhe haben werden. Ich selbst bekenne ganz offen, daß ich mich gern eine Stunde — nicht länger — zurückzöge, um einen Brief zu schreiben und die heißeste Zeit des Tages vorüber zu lassen."

„Der Vorschlag ist ausgezeichnet und kommt sicher Allen genehm," sagte der Caplan, auch die Daiuen stimmten zu, und man verabredete, uni vier Uhr in der Laube, in der man den Vormittag schon zugebracht, sich wieder zu vereinigen.

Pünktlich um vier Uhr traf Röder in der Laube ein und fand noch Niemanden vor. Er setzte sich und holte eine kleine Ausgabe von Goethes Gedichten aus der Tasche, die er auf Reisen stets bei sich zu tragen pflegte, und begann zu lesen. Er hatte kaum die „Braut von Korinth" beendet, da trat Frau Sophie ein, und zwar allein.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich verspätet habe/ sagte sie, „aber ich habe mich bis jetzt vergeblich bemüht, meine Fanny zu überreden, mitzukommen. Sie hatte allerlei Entschuldigungen, z. B. daß sie deu Anfang der Geschichte nicht gehört hätte, daß sie zu ungebildet sei, um so schwere Dinge zu verstehen, und als ich ihr alle diese Einwände zerstörte, so kam sie endlich damit heraus, daß es ihr peinlich sei, so lange still zu sitzen und zuzuhören, und daß sie uns nur stören würde, wenn sie zur Abendmesse uns verlassen müßte. Nun, den letzten Grund ließ ich gelten und drang nicht weiter in sie."

„Aber wo bleibt unser Caplan?"

„Vielleicht hat er eine unerwartete dienstliche Abhaltung."

Beide schwiegen eine Zeit lang. Plötzlich sagte Frau Sophie, und ihre Stimme zitterte merklich bei ihren Worten:

„Ich hätte eine Bitte an Sie, Herr Regierungsrath."

„Befehlen Sie, gnädige Frau."

„Machen Sie mich mit Ihrer Weltanschauung bekannt."

Röder erschrak.

„Mit meiner Weltanschauung?" fragte er erstaunt. „Wie kann Sie die interessiren, die Sie so sicher und warm im Glaube» Ihrer Kirche sitzen? Soll ich Zweifel in Ihr Gemüth versenken, die nur un-

nützer Weise Unruhe und Zwist in Ihre religiösen Gefühle bringen würden? Nein, nehmen Sie Ihre Bitte zurück, gnädige Frau. Ich frene mich, daß mir in diesem Werke des Manzoni einen Boden gefunden haben, auf dem wir Drei, die wir uns so zufällig begegnet find, uns verstehen können, und ich würde es lebhaft bedauern, wenn ich diesen Boden unnöthiger Weise verlassen müßte."

Nöder hatte sehr ernst und aus innerster Ueberzeugung gesprochen, aber gerade diese ernste Zurückhaltung trieb Sophie dazu, auf ihrem Willen zu beharren.

„Es würde wenig für die Stärke meiner Ueberzeugung sprechen, wenn ich mich so leicht durch die Ansichten eines Andern wankend machen ließe," antwortete sie, „ich stehe auf festem Grunde und brauche nicht zu fürchten, ihn unter den Füßen zu verlieren. Aber ich erachte es als einen großen Mangel meiner Erziehung, daß man mir nicht die Gedanken- und Gefühlswelt Anderer, die nicht auf dem gleichen Boden stehen, zugänglich gemacht, ja, daß man es ängstlich vermieden hat, sie vor nur zu erschließen. So ist es gekommen, daß ich die deutsche Lilteratur niemals kennen gelernt habe, wie sie ist, sondern nur für meinen Standpunkt zubereitet. Selbst mein feliger Mann, den ich zu verschiedenen Zeiten darum bat, nur gewisse Werke, die ich auf's Höchste rühmen hörte, zu geben, fand stets einen Einwand, um sie mir zu versagen. Ich komme gerade jetzt darauf, da ich Goethes Gedichte vor Ihnen aufgeschlagen sehe," — sie hatte das Büchlein vorher in die Hand genommen und das Titelblatt gelesen —, „von diesen Gedichten kenne ich nur einige wenige, und wie ich glaube, auch diese in verstümmelter Form. Also — ich wiederhole meine Bitte, und wenn ich auch nicht verlangen will, daß Sie nur einen Vortrag halten wie einem Studenten, so muß ich Sie doch bitten, mit mir zn sprechen wie mit Jemandem, der Ihre Lebensanschauung theilt, und in Zukunft keine Rücksicht zu nehmen auf die strenggläubige Katholikin."

„Sie verlangen da Etwas, gnädige Frau, was Sie vielleicht einmal bereuen werden," verfetzte Röder, „indessen täusche ich mich vielleicht, und darum will ich Ihrem Verlangen nachkommen. — Uebrigens," setzte er hinzu, indem er den kleinen Goethe in die Hand nahm und enrporhielt, „könnten Sie sich als Vermittlers für meine Welt- und Lebensanschauung dieses Mannes hier bedienen, der stets mein Führer und Begleiter durch's Leben gewesen ist und es bleiben soll. Ich wüßte nicht, daß ich auch nur in irgend einem wesentlichen Punkte mit ihm nicht übereinstimmte." Seine Nngen leuchteten in gluthvoller Verehrung für den großen Dichter, dem er das Beste in seinem Dasein verdankte. Hatte er ihm aber auch geben können, was man nicht lernen kann: jene starte Kraft des großen Olympiers, die Leidenschaften, auch wenn sie noch so heftig auftreten, nur so weit in sich walten zn lassen, daß man stets ihrer wieder Herr zu werden vermag, daß die innere Harmonie der Seele nicht zerstört wird? Einer

solchen Prüfung war die zart besaitete Seele Nöders bisher nie ausgesetzt gewesen, er kannte sie nicht und fürchtete sie daher auch nicht.
Sophie nahm ihm das Vuch aus der Hand und sagte:
„Leihen Sie mir's, denn ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich nicht einmal im Besitz von Goethes Werken bin, den ich überhaupt nur bruchstückweise aus Anthologien kenne."
„Bitte, behalten Sie das Buch zum Andenken an unser Zusammensein am Achenfee und gedenken Sie meiner ab und zu, wenn mir Hunderte von Meilen getrennt sein werden."
Bei diesen Worten, die Rüder einfach nnd aufrichtig gesprochen, durchzuckte Frau Sophie ein stechender Schmerz, der ihr die Kehle zuschnürte und Thronen in die Augen trieb. Sie wußte sich selbst nicht zu erklären, was diese plötzliche Wallung ihres Blutes zu bedeuten habe, verstand es aber, geschickt ihre Aufregung zu verbergen, indem sie zufällig das Buch fallen ließ und sich schnell danach zur Erde beugte. Auch Rüder bückte sich und hob das Buch auf, wobei ihre Gesichter so nahe an einander geriethen, daß er ihren glühenden Athem auf seiner Wange spürte.
Er überreichte ihr das Buch, und ihre verwirrten Blicke trafen sich wie fragend: „Was wollte das Schicksal, da es uns zusammenführte?"
Frau Sophie nahm das Vuch und stammelte nnr: „Ich danke Ihnen."
Und da in diesem Augenblick der Eaplan sichtbar wurde, der eiligen Schrittes auf die Laube zukam, fo steckte sie das Büchlein rasch in ihre Kleidertasche, wie ein Kind, das auf einer verbotenen That ertappt zu werden fürchtet.
Mit finsteren Blicken trat der Eaplan in die Laube und bat um Entschuldigung, daß er so lange habe warten lassen, er sei jedoch amtlich aufgehalten worden.
Rüder fah ihn forschend an.
„Sie haben Aerger gehabt — es steht auf Ihrem Gesichte."
Der Eaplan lächelte.
„Ich kann mich fchlecht verstellen, Sie haben Recht," erwiderte er.
„Theilen Sie sich uns mit, so helfen wir Ihnen, das Unangenehme tragen," fagte Frau Sophie. Er sah sie mit einem innigen Blicke an.
„Wie gut Sie sind," sagte er, „und Sie ahnen nicht, daß auch Ihre Person in meinen Aerger mitverflochten ist."
„Meine Person?" fragte Sophie erstaunt.
„Aha!" rief Nöder aus, „nnn verstehe ich! Ihre beiden'Herren Amtsbrüder von auswärts sind Ihnen zn Leibe gegangen! Dann habe auch ich zu Ihrem Aerger mitbeigetragen, denn Ihr Berkehr mit dein argen Ketzer ist eine schwere Sünde!"
„Ich bewundere Ihren Scharfblick," erwiderte der Eaplan, „ja, wozu soll ich es Ihnen verhehlen? Sollte man es doch kaum für möglich

halten, daß die Bosheit der Menschen auch die reinsten und edelsten Gefühle in den Staub und die Genieinheit hinabzuziehen trachtet! Und mit welcher sittlichen Würde und Entrüstung der alte Herr gegen mich und meine Unigebung zu Felde zog! Ich hatte wirklich alle Mühe, ihn in seine Schranken zurückzuweisen, und hätte es vielleicht in milderer Form thun sollen, wenn mich nicht seine Drohung, mich dem Bischof anzuzeigen, mit der tiefsten Verachtung erfüllt hätte. Wie weit sind doch solche Menschen vom echten Christenthum entfernt, die das alte Pharisäertum mit seinem todten Buchstabenglauben wieder an die Stelle des lebendigen Wortes Gottes setzen möchten! Diese Vertreter des geistlichen Standes, die vor keiner Schlechtigkeit zurückscheuen — wie mir heute zufällig ohne mein Zuthun aus sicherster Quelle zur Kenntniß gekommen ist — wenn sie nur äußerlich den Schein von Zucht und Sitte aufrecht zu erhalten verstehen, sind ein Krebsschaden unserer heiligen Kirche. Unser Heiland selbst würde ihnen gegenüber seine himmlische Milde aufgeben und sie im Zorn hinaus weisen aus dem Tempel Gottes wie jene Wechsler und Händler im Evangelium."

Seine Augen leuchteten flammend auf, während er sprach, und seine Wangen glühten.

„Also sind Sie im Zorn voneinander geschieden?" fragte Röder.

„Keineswegs," antwortete der Caplan verächtlich. „Ein einziges, von mir hingeworfenes Wort, welches ihm andeutete, daß ich feinen Lebenswandel kenne, wandelte ihn zun: ekelhaften Schmeichler um, der vor mir kroch. Ich lieh ihn stehen und ging fort. Er aber eilte mir nach, flehte scheinbar demüthig um Verzeihung und bat mich zum Zeichen der Versöhnung, ihn heute Abend die Messe lesen zu lassen. Das durfte ich ihm nun freilich nicht verwehren."

Frau Sophie hatte sich vor Erregung ganz entfärbt.

„Wie?" rief sie jetzt empört aus, „solche Dinge geschehen von den Dienern des Herrn? Das duldet die Kirche?" Sie wußte sich kaum zu fassen vor Verwunderung und Schani. „Und was hat man Ihnen denn zum Vorwurf gemacht?" fragte sie noch zitternd den Caplan.

Der Caplan ließ sich auf einen Stuhl nieder, nnd die Erregung Sophies bemerkend, wurde er selbst wieder ruhig und sagte sanft: „Verzeihung, gnädige Frau, daß ich mich habe hinreißen lassen, von der Sache überhaupt zu sprechen. Sie ist in der That nicht der Rede werth. Unwürdige giebt es in jedem Stande und leider auch iu dem unserigen. Das darf uns nicht verleiten, die heilige Kirche dafür verantwortlich zu machen. Es ist auch nicht meine Sache, den Nichter zu spielen; möglich, daß sie sich noch bei Zeiten bekehren, ehe der ewige Nichter über sie das Urtheil fällt. Mir kommt es nur zn, desto trener in einer Pflicht obzuliegen, denn der Anfechtungen und Versuchungen sind leider nur zu viele," setzte er leise seufzend hinzu.

Frau Sophie wollte eben wieder in ihre Grübeleien versinken, als der Negierungsrath, den Manzoni aufschlagend, mit munterem Tone sagte: „Lassen Sie uns aus der häßlichen Atmosphäre, in die wir gemthen, in eine reinere durch unseren Dichter versetzen. Zwar geht es hier in dem Buche kein Haar besser zu als im Leben selbst, aber wo das Leben so oft die Harmonie des herrlichen Ganzen vermissen läßt, weiß sie der große Dichter überall, auch durch die entsetzlichen Schrecknisse der Pest hindurch, aufzudecken und uns zum Tröste klar zu machen, ohne tendenziöse Phrase, sondern durch dm weltumfassenden Blick seines echten Künstlerauges."
Diese Worte wirkten wie lindernder Balsam, besonders auf das er-regte Gemüth Sophies, und bewundernd hingen die Zuhörer mit ihren Blicken bald an den Lippen des Regierungsrathes und vergaßen des eigenen Leides vor den gewaltigen Schicksalen, die des Dichters Kunst aus längst vergangenen Tagen vor ihren Augen entrollte.
Nöder las noch, als die Sonne schon hinter den Bergen verschwunden war, und als er aufgehört hatte und auch die Abendmahlzeit beendet war, saßen sie noch beim Scheine einer Windlampe bis tief in die Nacht hinein beisammen.
Das Gesprächsthema lieferte der gelesene Noman, bei dem man aber nicht stehen blieb, sondern von dem aus man die wichtigsten Näthselfrcigen, die je das Menschenherz bewegt haben, von Neuem aufwarf und sich nn ihnen abmühte, ohne sie zn lösen.
Auch die seltsamen Nachtfalter, Motten, Schmetterlinge und riesigen Mücken, welche die Windlampe angelockt hatte, und die sich in ihrem höchst phantastischen, kunstvollen, reichgegliederten, oft mit den schönsten Farben gezierten Kürperbau auf dem Tische präsentirten, gaben Veranlassung zu allerhand Gedanken über die nnerschöpfliche Vielgestaltigkeit der Natur und die Unergründlichkeit des Lebenszweckes.
Wurde aber der philosophisch geschulte Caplan durch alle solche Ge-spräche, wie er sie gern führte, in feinem festen Kirchenglauben, der ihm über jedes Näthsel hinweghalf, nicht nur nicht erschüttert, sondern vielmehr be-stärkt, so waren in der Brust Sophies, für die all das Gehörte fo neu und ungewohnt war, und die den Worten Nöders mit leidenschaftlicher Hin-gebung lauschte, Zweifel rege geworden, die sie nicht mehr zu unterdrücken vermochte und die ihr ganzes Innere in eine schmerzliche, quälend zitternde Bewegung versetzten. Sie war allmählich ganz verstummt, erhob sich dann plötzlich, verabschiedete sich kurz und begab sich auf ihr Zimmer, wo sie sich einschloß, an ihrem Bette niedersank und in einen Strom von Thränen ausbrach.
«Zchlüs, folgt.»

Ludwig Bamberger.

von
Moritz Kronenbery.
— Voilin. —

^er die Nttck- und Ausblicke, die sich au die Jubiläumsfeier des deutschen Gleiches bisher geknüpft haben, mit einiger Aufmerksamkeit verfolgte, konnte uuschwer die Beobachtung machen, daß die historische Vorstellung uud Keuutuiß des großen Ereignisses, welches sich uor 25 Jahren vollzog, fast ganz verblaßt ist nnd einem freien Phantasiebilde Platz gemacht hat, in dein Wahrheit uud Dichtung auf wunderliche Weise und in eigcuthümlicher Färbuug gemischt siud. Da ist nirgendwo die Rede von dem innigen Znsammeuhange der nationale« mit der demokratischen Bewegung, von dem gemeinsamen Ursprünge beider aus den Prinzipien der Revolution, die seit 1789 in unserem Jahrhundert fortgewirkt haben und noch fortwirken, von der mächtige« geistigen Bewegung, welche die Eutwickelung der europäischen Nationalstaaten getragen hat, nirgendwo mächtiger als in Deutschland; da spricht mau überhaupt nicht von einer durch Jahrzehnte, fast ein Iahrlmudert vorbereiteten Entwicklung, fondern von einem plötzlichen, zauberhafte» Entstehen wie im Dornröschen-Märchen, nicht von einer tiefen Volksbewegung, sondern von den Thaten weniger, in's Heroische gesteigerter Männer. Kurz: die Kunde von dem wirklichen Geschehen, die nur bei Wenigen anzutreffen ist, fiudet man von einer dichten Pbantasiehülle umsponnen, von der Borstellnngsweise der Nation hat der geschichtliche Mythus Besitz ergriffen.

Eine solche Wirksamkeit der mnthenbildenden Phantasie inmitten unserer hochgesteigerten Cnltnr kann nur für Den überraschend erscheinen, der die psychologischen Zusammenhänge nicht übersieht, welche den ur-

sprünglichen, stets sich gleichbleibenden Charakter des Menschen bestimmen. Ehedem allerdings, da er in engster Gemeinschaft mit der Natur lebte, richtete sich seine mythenbildende Phantasie ausschließlich ans deren große, eindrucksvolle Erscheinungen und Ereignisse. Heute umgiebt ihn wie eine zweite Natnr das politisch-sociale Gemeinschaftsleben; aber diesem gegenüber ist die mythenbildende Phantasie ebenso geschäftig, sie arbeitet auch hier fast in derselben Art und mit den gleichen Mitteln und heftet sich ebenso wie dort an die großen, von weittragenden Umwälzungen und Erschütterungen begleiteten Ereignisse.

Allerdings pflegt nun der mythischen und mystischen Naturbetrachtung die vernunftgemäße Naturerkenutniß auf dem Fuße nachzufolgen und so auch dem historischen Mythus die objective Geschichtsbetrachtung. Allein in Bezug auf die Neugrüudung des deutschen Reiches sind wir in diesem Augenblick noch weit genug von diesem objectiuen Standpunkt entfernt, so sehr auch bei der Schnelligkeit der Entwicklung, die unsere Zeit charakterisirt, zu vermuthen ist, daß wir uns ihm bald nnheru werden. Am weitesten entfernt sind wir dabei von der objectiuen Würdigung jener Zeit, in der durch eine tiefgehende geistige Bewegung das auf theoretischem Felde vorbereitet, was späterhin von den Männern der Dhnt in die Wirklichkeit überführt wurde: jene Zeit des Uebergangs von der «idealistischen zur realistischen oder positivistischen Anschauungsweise, welche etwa das zweite Drittel uuseres Jahrhunderts von 1830—18N0 umfaßt. Sie erscheint uns, d. h. der Mehrheit der IeKtlebenden geradezu als der negative Pol des eigenen Denkens und Empfindens, zu dem weniger Verbindungsfäden hinüberreichen als zu manchen Perioden früherer Jahrhunderte.

Unter solchen Umständen braucht man sich keiner Täuschung darüber hinzugeben, daß ein Mann wie Ludwig Namberger, der in hervorragender Weise an der Begründung des deutschen Reiches betheiligt war, und der eben jetzt die Summe seines Wirkens in der Sammlung seiner Schriften")
vor Augen stellt, im gegenwärtigen Momente noch nicht diejenige gerechte Würdigung findet, die ihm in einer nahen Zukunft zweifellos zu Dheil werden wird. Denn mit seiner ganzen Persönlichkeit wurzelt er in eben jener Uebergangszeit, die heute so vielen als etwas Fremdartiges, wenn nicht Feindliches gegenüber steht. Ihr Charakter ist fast durchgängig bestimmt durch den Gegensatz zu der vorhergehenden Periode des Idealismus. Hegel, der diesen auf seine höchste Stufe geführt, hatte gleichzeitig zu seiner Auflösung den mächtigsten Anstoß gegeben. Er hatte nach eigenem Geständnis) Nichts als den Durchbrncb in's freie, offene Feld der Wirklichkeit vollziehen wollen. Aber nachdem einmal an einer Stelle die hohen Dämme durchbrochen waren, hinter denen man sich in dem milden Dämmerlicht der

*) Bisher sind Band II, III mid IV erschienen. Band I soll die Selbstbiographie eutlMcn. (Verlan von Noscnbamn K Hart, Berlin 1894 - 96.)

Romantik vor der Helle der Wirklichkeit verbarg, konnten jene Mauern und Dämme überhaupt nicht mehr Stand halten. Von allen Seiten fluthete das Tageslicht herein, man wußte allmählich deutlicher zu unterscheiden, der Sinn für die Wirklichkeit schärfte sich mehr und mehr, und bald begann ein allgemeiner Schiffbruch der idealistischen Ueberzeugungen. Viele wurden dabei von Verzweiflung erfaßt, fo sehr, daß sie — man denke nur an Feuerbach und Strauß — von der hohen Veste der Hegel'schen Ideen sich in die tiefsten Strudel des Materialismus stürzten oder der pessimistischen Lehre Schopenhauers sich in die Arme warfen und in der Zerrissenheit, dem Weltschmerz, der steten Sehnsucht nach der vor der rauhen Wirklichkeit entflohenen Zauberwelt der Romantik ständig verharrten. Indessen gab es doch auch Viele, die, wenn auch nicht das Ganze, so doch ein gut Theil ihrer Habe an idealistischen Ueberzeugungen an das Gestade der neuen Zeit hinüberretteten, und die sich nun bemühten, sie unter den veränderten Verhältnissen, so gut es ging, zu uerwerthen.

Unter diesen lebten waren hauptsächlich drei typische Richtungen zu unterscheiden. Die Einen bemühten sich, auf rein theoretischem Felde zwischen dem Idealismus der Goethe-Hegel'schen Epoche, den« sie innerlich zugethan waren, und den realistischen Forderungen der GegenwaN, denen sie nicht auszuweichen vermochten, eine Vereinigung zu stiften. Andere blieben ebenfalls und zwar auf eine höchst wunderliche Art im Theoretischen stecken. Sie stellten provisorisch das Ideal des Nicht-Ideals auf, sie verkündeten die Theorie, daß es nun für das deutsche Volk nöthig sei, der Welt einmal ganz untheoretisch zu kommen. Es war, als ob man, wie später die politische, so jetzt die allgemein geistige Neugestaltung der Dinge auf dem Wege von Resolutionen herbeiführen wollte, durch eine Resolution etwa des Inhalts: In Erwägung, daß das deutsche Volk bisher zu ausschließlich den idealistischen Interessen in Kunst und Philosophie sich hingegeben hat und daß es auf diesem Gebiete, im Hinblick auf die Leistungen eines Goethe und Schiller, Kant und Fichte u. s. w., mit dein Erreichten sich vollauf begnügen kann, geht es über den Idealismus zur Tagesordnung über, beschließt, fortan sich der praktischen, insbesondere politischen Thätigkeit zu widmen, Dichtung und Philosophie nur in ihren Diensten und zu ihrer Förderung zuzulassen. Der Ausdruck Doctrinnrismus bezeichnet zutreffend diesen Standpunkt, für den ein Mann wie Gervinus ein typisches Beispiel bietet. Aber selbst die socinlistischen Heilslehren Lassalles liegen nicht so weit davon ab, als es Manchem auf den ersten Blick scheinen möchte.

Indessen neben allen diesen gab es doch auch eine nicht geringe Zahl von solchen, die nicht auf Gruud eines theoretischen Elan, sondern mehr aus theoretischein Instinct oder infolge ursprünglicher geistiger Veranlagung dem Zuge der Zeit folgten, indem sie den Blick auf die politische Arbeit nickt nur vorzugsweise gerichtet hielten, sondern sich ihr von vornherein auch

praktisch zuwandten, dabei aber doch mit den idealistischen Traditionen der Vergangenheit in steter Fühlung und festen Beziehungen blieben.

Zu diesen letzteren gehört auch Ludwig Bamberger, und darnach bestimmt sich das geistige „Milieu", wenn man so sagen darf, dem er stets angehört hat. Die Scheidung zwischen geistigen und politischen Interessen, zwischen ernster wissenschaftlich-litterarischer und praktisch-politischer Arbeit, die heute schon weit vorgeschritten ist und dort dem thatenlosen Svbaritenthum, hier der geistlosen Demagogie Eingang verschafft hat, diese Scheidung war damals, in dein Zeitalter, welches der Begründung des deutschen Reiches voranging, noch nicht vollzogen. Die Meinung, daß man ohne ernstliche geistige Durchbildung sich für berufen halten könne, activ in das öffentliche Leben des Staates einzugreifen, wäre jenen Männern höchst verwunderlich erschienen, und sie durfte bei der Ueberfülle der Talente, welche, dein Zuge der Zeit folgend, sich in's politische Getriebe stürzten, gleichzeitig auch als unklug erscheinen. Eher war gerade bei den führenden Männern die Neigung vorhanden, die rein ideellen Anforderungen zu überspannen und, was sich nachher oft schwer genug gerächt hat, lieber ein Minus an praktischer als au theoretischer Vorbildung zu übersehen. Gesteht doch z. N. Friedrich Theodor Bischer einmal treuherzig ein, er habe es früher nickt für denkbar gehalten, daß man eine fruchtbare Thätigkeit im politischen Leben entfalten könne, wenn man nicht die Kategorien der Hegel'schen Logik völlig durchdrungen habe.

Derartige Ueberschwänglichkeiten indessen, welche für die Anfänge der Entwickelung bei fast allen näheren Gesinnungsgenossen Vambergers charakteristisch sind, wurden von ihm selbst mit am ehesten überwunden, weil er wie wenige Andere zwischen idealistischer Tradition und dem Bedürfnis; praktischen Wirkens von vornherein die bewegliche Mittelstellung einnahm, die zu behaupten nicht Wenigen versagt blieb. Es gab Viele, die sich sehr bald wieder aus dem Lärm des Tages iu die stille Gelehrtenstube flüchtete» oder sich auf das Alteutheil einer rein litterarischen Thätigkeit zurückzogen: Andere wieder, die so weit von den Wogen des öffentlichen Lebens mit fortgerissen wurden, daß ihnen die ursprüngliche Nichtungslinie des geistigen Strebens schließlich ganz verloren ging. Bamberger wußte auch unter den schwierigsten Umständen Beides zu vereinigen, und es entsprach seiner Natur, daß er sie vereinigte: die Ergebnisse theoretischer Studien immer sogleich in That und Wirklichkeit umzusetzen versuchte und aus der praktische« Thätigkeit, wo Verhältnisse uud Personen die Schritte fortwährend hemmen, gern und immer wieder von Neuem iu das freiere Neich des philosophischen Gedankens flüchtete, Abstraktionen, die ihre legitime Herkunft nickt überzeugend nachweisen konnten, gern in eine aus Spott und ernster Ironie gemischte Lauge tauchte, uni sie darin aufzulöseu, und andererseits auch die alltäglichen Vorkommnisse höheren, allgemeineren Gesichtspunkten unterwarf, sie lmd 8p6«io uswrül zu betrachten suchte.

^

Einer solchen Eigenart mußte nothwendig als das Vehikel litterarischen Wirkens die Journalistik dienen, nicht die handwerksmäßige des psrmv.»-Iinßr'8, sondern die vornehmere, welche sich von anderen Arten schriftstellerischer Dhätigkeit nur dadurch unterscheidet, daß sie die theoretische Belehrung sogleich unter möglichst Vielen praktisch wirksam werden lassen will, wonach dann Forin und Inhalt sich bestimmen. Daher ist es kein Zufall, daß gerade in der Zeit großer politischer Gährung, da die Theorie aus den Köpfen hinausdrängte in die breite Wirklichkeit, wie vorher in England und Frankreich, so jetzt im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts in Deutschland, die classische Journalistik entstand, deren Vater Börne und Heine sind. Auch Vamberger gehört zu ihren bedeutendsten Vertretern. Was den Journalisten im höheren Sinne auszeichnete oder auszeichnen soll: die Vielseitigkeit der Darstellungsmittel, die Fähigkeit, alle Register aufzuziehen, die Ueberzeugung oder Ueberredung wirken und verstärken können, die Mischung von Ernst und Laune, die Prägnanz, die epigrammatische Schärfe und Kürze des Stils, das Alles findet man in hervorragenden Beispielen auch bei Bamberger musterhaft ausgeprägt, so gut wie bei den Franzosen, den Meistern der Journalistik, deu Vorbildern für Börne und Heine, an denen auch Bamberger sich in nicht geringem ttrnde geschult hat. Es war bei dem Letzteren nicht eine aus ruhigen Erwägungen zusammengesetzte Wahl, die ihn zur Journalistik führte, sondern der unwiderstehliche Impuls einer stürmisch bewegten Zeit, des Nevolutionsjahres von 1848. Die Erscheinung, welche die Revolution von 1789 gezeigt hatte, wiederholt sich auch hier.- die Zeitumstände fördern eine überreiche Anzahl bedeutender Talente zu Tage, die sich bis dahin verborgen gehalten hatten. Zum Erstaunen Aller entsteht sogleich eine glänzende Schule parlamentarischer und volksthümlicher Beredsamkeit, und unversehens schießt eine classische Journalistik empor, deren Erzeugnisse hinter denen eines Desmoulins oder später eines Courier nicht zurückstehen. Auch Vamberger hatte still seinen Univcrsitätsstudien gelebt, als ihn die Wogen der Revolution erfaßten und zunächst zu einem ihrer ersten journalistischen Vorkämpfer machten. So sehr auch in diesen ersten Erzeugnissen eines stürmischen Jugenddranges das rhetorische Pathos dominirt und die superlativischen Ausdrücke sich häufen, sie bleiben nichtsdestoweniger Beispiele einer ungewöhnlichen sprachgewaltigen Beredsamkeit, deren zwingendem Eindruck man sich auch heute noch nicht entzieht. Man lese z. B. gleich den Anfang des ersten nach Verkündigung der Preßfreiheit für die „Mainzer Zeitung" im Mai 1848 verfaßten Artikels: „Wir haben die Freiheit der Presse, das ist in scruvulösem Sinne des Wortes die Möglichkeit, durch den Druck jede Meinung auszusprechen, deren Veröffentlichung kein besonderes besetz verbietet. Aber wir haben noch mehr als das, wir haben die Freiheit des Moments! Zuckend liegt die alte Welt im Sterben, ein neu tteschleckt stürmt über ihre Leiche, aus dem Schoß der ringsum bebenden Erde schlägt hoch zum Himmel auf der entfesselte Heist

der Menschheit. Halb wach von ihrer Träume Lager aufgesprungen, stehen in dein wilden Schüpfungschaos verlegen zitternd die zwerghaften Gewalten, welche schlafend die scheintodte Welt hüteten. Jugend, Deine Zeit ist da! die Zeit, von der Du so lange gesprochen und gesungen, die Zeit, mit sieghafter Hand die Errungenschaft des Geistes, das Schlußwort der Erkenntnis; als eine Thal in den dunklen Boden Deines Landes einzupflanzen! Der Augenblick, wo die ganze Welt aufsteht, im Namen der unverjährbaren Menschenrechte, ergreift alle Geister mit der Gewalt des sittlichen Ernstes und gießt über sie aus die Macht der erhabenen Wahrheit; und während der Zauber dieses heiligen Moments alle Kräfte, sogar die des Gesetzes bannt, wollen wir hintreten und es aussprechen: Ja, alle Deutsche wünschen Nichts sehnlicher, als daß Deutschland ein einziger Staat sei, und ihr Verlangen nach einem deutschen Parlamente ist Nichts als ein Vorbote oder eine Umschreibung für dies ihr wahres Begehren."

Daß aber Bamberger auch im Anfange seiner schriftstellerischen Thätigkeit keineswegs blos dieser pathetische Ton zu Gebote stand, den der Ernst des feierlichen Moments eingab, beweisen z. V. die Schilderungen von dem Leben und Treiben in Frankfurt vor und während der Tagung des Parlaments in der Paulskirche, welche er für seine Zeitung lieferte. Es sind leicht und keck hingeworfene witzige Diatriben, die in ihrer eigenartigen Mischung von Zom und Spott, feierlichem Ernst und satirischer Laune schon dasjenige charakteristische Gepräge zeigen, das auch späterhin bei ihnen hervortritt. Unverkennbar zeigt sich dabei auch am Anfang der Einfluß der Heine'schen Schule, wenn er z. B. die Frankfurter Iudengasse und ihr Verhalten zn dem aufgeregten Leben ringsumher schildert: „Die betagte schwarze Indengnsse ist herausgeputzt wie eiue Großmutter bei der Hochzeit ihres Enkels. Rührender, freudig-wehmüthiger Anblick! Was hat sie nicht Alles gesehen und erlebt, und auf einmal soll sie in ihrem hohen Alter mit znm Tanze gehen. Gutmüthig läßt sie sich schmücken, mitführen nnd bemüht sich, fröhlich auszusehen. Aber es kam nur vor, als dächte sie im Stillen an die Leiden ihrer begrabenen Kinder nnd getrante sich nicht, ein Herz zu fassen."

Dem journalistischen „Artikel" im engeren Sinne ist unter allen Formen der Prosadarstellung der Essay am nächsten verwandt. Jener hat mehr die nnmittelbnre praktische Wirkung im Auge, dieser die dauernde Belehrung, welche von der Auffassung des Augenblicks unabhängig ist, daher legt der Erster« keinen Werth auf Geschlossenheit der Form nnd des Inhalts, die für Letzteren von größter Bedeutung ist, nnd während für den Journalisten die Kunstmittel der Darstellung im Grunde nur Mittel zum Zweck sind, so haben sie für den Essayisten, — der darin dem Künstler verwandt ist — anch den Werth eines Selbstzweckes. In beiden Fällen aber handelt es sich nm eine populäre Wirkung und die Antheilnähme möglichst weiter Kreise an dem wesentlichen Inhalte geistiger Be-

strebungen. Daher ist es kein Zufall, daß in der Zeit des jungen Deutschland, da die klassische Journalistik entstand, auch der Essay bei uns zuerst Aufnahme und eifrige Pflege fand. Bamberger gehörte zu deu ersten bedeutenden Vertretern dieser Kunstform der Profadarstellung, und mit feinen näheren Freunden Karl Hillebrand, Otto Gildemeister, später auch Heinrich Homberger steht er in der ersten Reihe unserer Essayisten.

Der Essay hatte in England und Frankreich bereits eine Jahrhunderte lange geschichtliche Entwicklung durchgemacht, ehe er in Deutschland auftrat und sich einige Geltung verschaffte. In Frankreich hatte er bereits am Ende des Ist. Jahrhunderts durch Montaigne, in England wenig später durch Bacon, dann namentlich durch Steele und Addison klassische Geltung erlangt, und er wurde in beiden Ländern dann die beliebteste und wirksamste Darstellungsform der Aufklärung. In Deutschland kam er erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts allmählich in Aufnahme, als auch hier die Aufklärung einen populären Charakter erhielt, und die Entwickelung einer deutschen Prosa hängt damit auf's Engste zusammen. In der Periode unserer elastischen Litteratur und Philosophie war dann die Wucht und Schwere der neuen Ideen der essayistischen Form nicht günstig. Man schleuderte Felsmassen von Gedanken, wie Fichte einmal sich ausdrückte, und überließ es den nachkommenden Zeitaltern, die damit überreich zu thun hatten, die einzelnen Quadern sich auszubrechen und zu formen. Erst in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts wird diese Ausbreitung der Ideen, welche vorher sich fast nur unch der Tiefe hin entwickelt hatten, begonnen, «nd damit tritt auch alsbald die bewußte Pflege des essayistischen Stiles von Neuem hervor. Es geschah das nicht ohne directe Einwirkung der französischen und englischen Vorbilder, welche um so leichter erfolgen konnte, als gerade in jener Zeit die schöne Litteratur der wichtigsten europäischen Culturnationen allgemein eiueu weltbürgerlichen Zug erhielt, auf den in Deutschland Niemand eifriger hingearbeitet hatte als Goethe, und der für die ganze Zeit des jungen Deutschland und noch lange darüber hinaus charakteristisch blieb. Dieser weltbürgerliche Zug ist auch der schriftstellerischen TMtigkeit Vambergcrs und seiner nächsten Freunde und Gesinnungsgenossen eigenthümlich. Sie machten sich in den fremden Litteraturen und felbst den fremden Sprachen bis zu einem Grade heimisch, daß sie ihnen fast wie die Muttersprache vertraut wurde. Gildemeister hat dies namentlich durch seine meisterhaften Uebersetzungen gezeigt, Hillebrand war in drei Sprachen schriftstellerisch thätig, und auch Vamberger ist als französischer Schriftsteller — in der Sammlung seiner Schriften legt davon namentlich der Essay „N«»Fisur cls Li^maroli" Zeugnis; ab — hervorgetreten, wobei ihn» freilich der Umstand förderlich war, daß er während seines mehr als zehnjährigen Erils vorzugsweise in Paris seinen Wohnsitz hatte.

Mit den genannten Gesinnungsgenossen gemeinsam ist Vamberger nicht nur der weltbürgerliche Zug ihrer gesammten Geistesbildung, das liebevolle

Versanken in die Litteraturschätze der anderen Eulturuölker, sondern anch, — was damit freilich nicht ohne Zusammenhang ist — die Urbanität und freie Beweglichkeit des Geistes, die Hingabe an alles Menschliche und das Verständnis; dafür. Geineinsam ist ihnen auch die virtuose Sprachbeherrschuug, die Sorgfalt und Freude an der künstlerischen Behandlung des Stils. Die deutsche Litteratur ist uerhältnißmäßig arm an solchen formuollendeten Essays, wie sie Bmnberger und seine Genossen in nicht geringer Anzahl geschrieben haben. Noch heute, da die deutsche Prosa schon eine so lange und bedeutende Entwickelung hinter sich hat, berühren sich noch immer die alten Gegensätze stärker als bei anderen Völkern: die schwerfällige, formlose Gelehrsamkeit auf der einen, die Effekthascherei auf der anderen Seite, der es ohne Rücksicht auf das Wesen der Sache nur darauf ankommt, sich der biegsamen Sprache zum müßigen Spiel, zur Erzeugung blendender Wirkungen zu bedienen. Unter solchen Umständen ist es nicht überflüssig, auf jene Essays hinzuweisen, als Muster einer künstlerischen Darstellungsweise ohne Künstelei, einer einfachen, schmucklosen Sprache ohne Koketterie, überhaupt einer sorgfältigen Behandlung der Form, ohne daß diese zum Selbstzweck würde. Was in dieser Beziehung einmal Bnmberger von den Essays seines Freundes Gildemeister sagt, gilt auch vou seineu eigenen: „So viel Wissen, so uiel feinste Beobachtung, so viel praktische Erfahrnng, so uiel Freude am Erkennen und dabei solche Lust an der künstlerischen Behandlung des Ausdruckes, das schießt von Natur zu einer Prosa zusammen, mit der sich auf deutschem Boden Wenige messen können .... Alles einfach, treffend. Alles schlichter Wohllaut, uicht gesucht uud nicht gesungen. Zur ruhigen Gangart der ruhige Ton, keine Nachsicht für Falschheit, aber Duldung geuug für Fehler, Sinn für Menschliches, Ergründung uon Altem uud Neuem, kein Umherschweifen, doch ein gefälliges Verweilen beim Anziehenden, auch weuu es klein ist, immer dein Kern der Dinge nachgehen und immer dabei spielend lächeln, — so wird der beste Trank gebraut."

Dieses spielende Lächeln, die Neiguug zur humorvollen Betrachtung uon Menschen und Dingen ist auch für Bamberger charakteristisch, — die köstlichste Mitgift des Geistes für einen Manu, der die Ausbreitung uon Ideen durch werkthätines Handeln sich zur uornehmsten Lebensaufgabe gemacht und tagtäglich die Erfahrung machen muß, die dem reinen Theoretiker erspart bleibt, daß diese Ideen im harten Gedränge uon Personen uud Dingen immer wieder zu Bodeu sinken und ihre Verwirklichung nn Eigennutz uud Thorheit beständig scheitert. Doch ist gerade Bmnberger diese humoruolle Betrachtung leicht gemacht durch eine ihm besonders eigene persönliche Art, die Menschen und Dinge zu nehmen, welche sich in dem persönlichen Zuge seiner Darstellung wiederspiegelt. Nicht als ob bei ihm eine geringere Objeetiuität uorhanden wäre: aber Alles hat eine» persönlicheren Ton, auch der allgemeinste Gedanke und die der unmittelbaren Gegenwart dein Anschein nach feru liegende Betrachtung treten so auf, als ob sie einem

uwmentanen Impulse entsprungen und nur für die nächste persönliche Wirkung berechnet wären. Dieser eigenartige Zug, welcher in jeder, selbst kleineren schriftlichen Darlegung die Individualität des Verfassers sofort in lebendigster Weise hervortreten läßt, beruht in letzter Instanz auf der vollkommenen Durchdringung von Theorie und Praxis, welche bei den Allermeisten als disparate Elemente ihres Lebens auseinanderliegen. Nur selten und nur Wenigen gelingt es, zu gleicher Zeit in That und Gedanken und selbst in den persönlichsten Empfindungen in übereinstimmender Weise an dem Leben der Gegenwart theilzunehmen und diese Einheit selbst da zu bewahren, wo es sich um kleinere und selbst geringfügige Dinge handelt. Bamberger schildert selbst diese seine Eigenart in einer Widmung an Arnold Rüge, welche er den Briefen aus dem Zollparlamente vorangestellt hat: „Mich besitzt, zu meiner Schande oder Ehre, die schnell lebende Gegenwart. Mit raschein Eifer die Erscheinung jedes Tages in sich aufnehmen, im selben Tempo den empfangenen Eindruck wiedergeben und alsobald auch erleben wollen, wie das Selbstgedachte und Selbstempfundene auf Andere wirkt; diesen dreifachen Kreislauf stets mit neuer Lust durcheilen; seinen Gewinn mehr im schnellen Umschlag als in der soliden Anhäufung des Capitals erjagen; für das thätige, sichtbare Eingreifen in den Augenblick verzichten auf den edleren Lohn geduldigen Forschens und Schaffens; am Morgen säen, am Mittag ernten, am Abend backen; alles Lieben und alles Hassen heiß vom Ofen weg auftischen und — Dank all' dem — in jeder Minute inne werden, daß man offenen Auges und rühriger Hand mitten in dem buntbewegten Fluß des breiten frischen Lebens schwimmt und rudert: das, dünkt mich, ist die Art der Zeit, ist ihre Lust und ihre Signatur."

In der Mehrzahl der Schriften Bambergers steckt darum immer ein gutes Stück Selbstbekenntniß. So ist es mit der Sammlung von Essays, „Charakteristiken" betitelt, welche den zuerst erschienenen Band der Gesammelten Schriften ausmachen. Bei der Charakteristik bestimmter Persönlichkeiten weiß Bamberger sehr wohl in eine objectiue Ferne zurückzutreten, und es fehlt diesen Portraits nicht an der philosophischen Abstraktion lind der intuitiven Einsicht, für welche das Einzelne nur Bedeutung im Zusammenhange des ganzen Charakters besitzt. Aber zumeist ruhen sie doch auf der Breite persönlicher Erfahrung, eigenen Erlebens und Anschauens, und der Ton unmittelbarer persönlicher Antheilnahme geht durch das Ganze hindurch. Denn, wie man nach dem Gesagten wohl schon von selbst erwartet, schildert Vamberger hier nicht Menschen aus Büchern, sondern nach dem Leben, Zeitgenossen, die ihm irgendwie näher getreten sind und zwar zumeist solche, in welchen er sein eigenes Wesen nnd das Streben nach den eigenen Idealen zum guten Theil wiederfindet. So ist diese Galerie von Portraits gleich einer Reihe von Spiegeln, von denen in ihrer Gesammtheit das Bild des Verfassers zurückgeworfen wird. Man merkt es selbst oft an der besonderen Maneirung der Darstellung, an dem erhöhten Ton,

wo der Verfasser sich sell'st in den: wohlgetroffenen Abbilde des Freundes erblickt.

Einen solchen Charakter uon Selbstbekenntnissen zeigen auch die politischen Schriften Vambergers. Sie bieten ein getreues Spiegelbild der Zeiten, in denen sie einzeln entstanden, aber sie zeigen auch, wie Bamberger selbst mit und in der Zeit sich entwickelt. Er beginnt seine politische Laufbahn mit dem Beginn eines politischen Volkslebens in Deutschland überhaupt, und er begeht und büßt mit diesem und in. lebendiger Theilncchme an ihm seine ersten politischen Iugend-Verirrungen in dem „tollen" Jahre 1848. Die Gegenwart urtheilt aus bereits dargelegten Gründen hart genug über diese Jugend des deutschen politischen Volkslebens, aber die Zukuuft wird sicher ganz anders urtheilen. Freilich wird die objectiue historische Betrachtung der Ereignisse von 1848, die ihre Wiederherstellung von dieser Zukunft erwartet, keineswegs blos eine verherrlichende Apologie sein; aber wenn es heute zum Gruuddogma einer gewissen Geschichtsklitterung geworden ist, die Revolution sei an der Thorheit ihrer Hauptabsichten einerseits und anderseits an der Vaterlandslosigkeit uud Schlechtigkeit ihrer Dheilnehmer uud Urheber gescheitert, so wird jene sicherlich nur Eins feststellen können: daß die Revolution vornehmlich gescheitert ist durch die unausweichlichen Folgen eben derselben politischen Misere, welche sie hatte beseitigen wollen. Die führenden Männer dieser Revolution büßten ebenso gut wie die hochstrebeuden Geister der uorterroristischen Revolution uon 1789 für die gewaltig aufgehäufte politische Sündenlast, an deren Beseitigung sie ihre ganze Kraft setzten, und es ist nickt das erste, auch nicht das letzte Mal, daß gerade ein Curtius und viele ihm Gleichgesinnte erst von dem Abgrund, der die Existenz des Staates bedrohte, verschlungen werden mußten, ehe er sich endgültig schließen konnte.

Es giebt für diese Dhatsache kaum einen interessanteren und lehrreicheren Beleg, als die Erinnerungen, welche Bamberger über den Pfälzer Aufstand von 1849, an dem er als einer der Führer betheiligt war, veröffentlicht hat. Mit rücksichtsloser Offenheit werden hier die eigenen wie die fremden Fehler und Verirrungen aufgedeckt, obwohl diese nur zum geringsten Theile individueller Natur waren, sondern sich zurückführen lassen auf eiue nationale Eigenart, auf den klaffenden Zwiespalt zwischen der geistigen und politischen Bildung der Ration, der damals zuerst hervortrat, und auch heute noch längst nicht überwunden ist. So lange der Fortgang der Revolution sich auf Reden, Zeitungsartikel, Flugschriften, Resolutionen u. s. w. beschränkte, konnte man ihren vollen Sieg für möglich halten. Aber das änderte sich überall da, wo es galt, uon der bloßen Theorie oder allenfalls einer Demonstration zur That überzugehen. Hier zeigte sich erst, daß man mit einem politisch noch gänzlich unzureichenden Material arbeitete, daß man bereits eine reiche Ernte halten wollte, ehe die Frucht langsamer politischer Erziehung gereift war. Es fehlte zwar keineswegs an Männern,

die mit der Weite der Ideen auch die energische, zielbewußte That zu verbinden wußten. Aber sie waren in der verschwindenden Minderzahl. Neben ihnen und hinter ihnen stand der große Haufe der politisch völlig Unreifen: auf der einen Seite der typische deutsche Philister, mit redlichem Willen, auch wohl klugen Meinungen im Einzelnen, aber sehr beschränktem Gesichtskreis, auf der andereu Seite der unpraktische Theoretiker, „der idealistische Fuhrmann", wie Bamberger ihn einmal treffend schildert, „welcher sich beseligt lächelnd neben dem im Dreck steckenden Karren niederläßt, in dein Vertrauen, daß die inwendige Kraft des guten Princips ihn aus dem Kothe ziehen werde."

Wenn aber dies der Stand der Dinge war. so lag die Ursache dafür in erster Linie in der jahrhundertelangen Vormundschaft, unter welcher das Volk gehalten worden war, vor Wem in dem unsagbaren Elend der Kleinstaaterei, welches überall einen Zustand der Hilflosigkeit, der Zerfahrenheit und Ohnmacht, des kleinlichen Getriebes erzeugt hatte, dessen entnervende,» Einflüsse sich auch von den Weiterblickenden nur Wenige entzogen. Den Spott der Gebildeten hatten die Zustände an den kleinstaatlichen Höfen herausgefordert, wo Hofintriguen und die lächerlichsten häuslichen Bagatellen mit derselben oder größeren Wichtigkeit behandelt wurden als die Staatsangelegenheiten. Ganz analoge Erscheinungen zeigen sich in dem Hauptguartier des Volksheeres — zu desseu Stabe auch Bamberger gehörte —-, welches in der Pfalz kämpfte, und seine Schilderungen darüber lesen sich wie eine getreue Copie jenes höfisch-politischen Treibens in eine»! interessanten deutschen Vaterländchen der uormärzlichen Zeit: „Ein patriarchalischeres Treiben als bei dein Landesvertheidigungsausschuß und der provisorischen Regierung habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Da saßen die fünf oder sechs Männer beisammen von Morgens bis Abends und beriethen durcheinander uud miteinander Mes, was vorkam, vom Höchsten bis zum Geringsten. Jeder hatte dabei Zutritt, wer irgend ein Geschäft abmachen, eine Erkundigung einziehen, eine Nachricht bringen wollte . . . Dazu kam noch, daß Jeder in feinem Departement auch die geringsten Schreiber- und Laufburschendienste that, und weil er selbst nie aus der Plenarversammlung zu bringen war, auch die abgeschmacktesten Lumpereien in einem Athem mit den wichtigsten Maßregeln von der Gesammtregierung verhandelt wurden. Man saß über der Berathung eines Bündnisses mit Baden. Es klopft. Herein tritt der Stockhausverwalter, um sich bei dem Iustizminister über die Auslage» der Atzung von drei eingebrachten Gefangenen aufzuklären. Eine Viertelstunde laug bildete die Stockhausatzung die Tagesordnung des Ministerraths. So kamen tausend Dinge vor. Dabei liefen die einzelnen Negierungsmitglieder jeden Augenblick weg, um irgend ei» kleines (Geschäft, das in ihr Departement schlug, außerhalb zu besorgen. Ich nnd viele Andere haben sie hundertmal angefleht, sie »lochten doch Jeder in einen: besonderen Eabinet arbeiten und nur ein- oder zweimal des Tages sich versammeln.

UIU Über die nichtigsten Angelegenheiten gemeinschaftlich zu beschließen, und ebenso, sie »lochten nicht selbst alle Dienstuorrichtungen vollziehen, sondern sich Bureaus etabliren. Man gab uns stets Recht und ließ es stets beim Alten. Der Finanzminister accordirte die Kutschen und kaufte drei Ellen schwnrz-roth-goldenes Vaumwollcnzeug. Der Eonseilpräsident sprang während der wichtigsten Verathung, die vielleicht in den zwei Monaten vorkam, drei Treppen hinunter auf die Straße, wo sich zwei Leute balgten, um nach einer halben Stunde, binnen deren es ihm gelang, die Streitenden zu beruhigen, die Debatte wieder aufzunehmen."

Erst wenn man derartige Schilderungen liest, ermißt man die Weite des Abstandes zwischen der politischen Reife des Volkes im Jahre 1848 nnd im Jahre 1870, ermißt man auch die Weite des Wegs, den Bamberger in seiner politischen Entwickelung zu dnrchmessen hatte. Nach dem Scheitern des Pfälzer Aufstandes mußte er zunächst gleich so vielen Andern in's Exil gehen. Erst ein Jahrzehnt später nahm er von Paris aus, wo er seinen WohnsiK hatte, seine Thätigkeit als politischer Schriftsteller wieder auf, zunächst mit der damals ungedruckt gebliebenen Schrift „Juchhe nach Italia", die, ein Meisterstück der politisch-pamphletistischen Litteratur, Deutschland vor der Niesenthorheit warnen wollte, unter der Parole, daß man dem Bruderstamm helfen müsse, für Oesterreich in Italien Schergendienste zu verrichten und die dortige freiheitliche und nationale Bewegung unterdrücken zu helfen. Auch im Uebrigeu hatte bis zum Wiedereintritt in die politische Arena (infolge der Amnestie des Jahres 1862> seine politische Thätigkeit zunächst noch uorwicgeud negativen und prohibitiuen Eharakter. Sie richtete sich besonders darauf, seine früheren (Genossen vor dem Rückfall in die alten Fehler zu warnen, sie zur endlichen Bereinigung von (bedanke nnd That aufzurufen, der Lethargie und dem Quietismus der Einen, dem Schmollen und Beiseitestehen der Audern entgegenzuwirken, welche noch immer in den Träumen des Jahres 48 lebten und nicht begreifen wollten oder konnten, daß es darauf ankomme, wo und wie es auch möglich wäre, im Einzelnen, selbst im Kleinen, politisch zu kämpfen und die Hand anzulegen, damit das ersehnte nationale Einigungswcrk endlich zu Stande komme.

Einen gewissen Abschluß erreicht diese politische Entwicklung Bambergers mit der im Jahre 18(!8 in französischer Sprache erschienenen — in den gesammelten Schriften ebenfalls französisch wieder abgedruckten — Schrift „No»8!«ur cin üi8mar«K". Denn wenn diese Schrift auch zunächst bestimmt war, die Franzosen über den wahren Eharakter des Staatsmannes aufzuklären, der fast Allen lediglich als die Verkörperung reactionärer Tendenzen erschien, so ist sie dock zugleich auch eine Rechtfertigung der ver-ueränderten politischen Richtung, welche Bamberger mit dem Gros des Liberalismus, mit seinen nächsten (Gesinnungsgenossen Laster, Stauffenberg, Bennigsen einschlug: der Allianz zwischen dem Liberalismus uud Vismarck.

Die Berechtigung dieses Bündnisses sucht er vor Allen: aus der eingehendsten Analyse des politischen Charakters Niömarcks herzuleiten, welche bei aller Bewunderung mit großer Schärfe und Unbefangenheit die Einheit seines Wesens so entwickelt, wie sie für den unparteiischen Beobachter sich bis zum heutigen Tage darstellen muß. Diese Einheit, so zeigt nämlich Bamberger, ist lediglich der Mangel einer rein ideellen Einheit auf politischem Gebiete. Es giebt vielleicht gewisse Maximen des Noyalismus und der altpreußischen^ conseruatiuen Ueberlieferung, welche so sehr in sein ganzes Wesen übergegangen sind, daß sie zu constitutionellen Factoren desselben wurden. Aber im Uebrigen ist er weder überzeugter Liberaler, noch Legitimist, leitet er seine Politik überhaupt nicht nach ein für allemal feststehenden generellen Anschauungeu. Er treibt, wie Bamberger sich treffend ausdrückt, volitiqno imvrovi8ic»n5ts oder, wie Bismarck selbst einmal in der Kammer im (Gegensätze zu der Nationalpolitik seiner Gegner sagte, er treibe politische Politik, d. h. was er im Auge hat, sind zunächst Nichts als Machtfragen, zu deren Lösung er sich aller in Betracht kommenden Mittel, seien es nun persönliche oder ideelle Machtfactoren, liberale oder conseruatiue Anschauungen, mit kluger Vorsicht und jener zähen, oft rücksichtslosen Energie bedient, welche die Zeitgenossen mit staunender Bewunderung kennen gelernt haben.

Mit anderen Worten: die Erscheinung Bismarcks wurde von Bamberger von vornherein aufgefaßt als die Verkörperung der energischen, zielbewußten politischen Thatkraft, eben derselben politischen Thatkraft, welche bei der Mehrheit der Nation sich noch immer nur in geringem Maße entwickelt hatte, die noch immer mehr das Volk der Dichter und Denker als des entschlosseneu politischen Handelns war. Ein Nündniß dieser beiden sich gleichsam ergänzenden Factoren konnte von ungeahnter segensreicher Bedeutung werden. Und in der That verdanken wir jenem Bündnis; zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Liberalismus — der damals die Mehrheit repräsentirte — jene fruchtbare und thatenfrohe Epoche von 1867—77, in welcher das deutfche Reich nicht nur gegründet, fondern, was vielleicht nicht minder schwierig war, so fest gegründet nud so nach allen Seiten ausgebaut wurde, daß es heute auch den heftigsten Stürmen gewachsen ist. Vamberger hat an alledem den hervorragendsten Nntheil genommen, nicht nur als einer der wirksamsten Verfechter der Nationalitätsidee, durch das Wort, sondern auch iu der praktischen politischen Arbeit durch die That. So ist die deutsche Münzverfassung, die Schaffung der Währungseinheit — ein Werk, dessen Schwierigkeiten heute nur Wenige zu würdigen wissen, — in erster Linie das Werk Bambergers, und ebenso wie hier darf er mit seinen nächsten Freunden Delbrück und Michaelis das Hauptverdienst für die deutfche Bank- und Handelsgesetzgebung in Anspruch nehmen. Die verschiedenen Etappen dieser Gesetzgebung begleitete Vamberger stets mit kleineren und größeren Schriften, die noch heute, von ihrer Form ganz ab-

ssesehen, überaus anziehend sind durch die Weite des Vlickes und die Unbefangenheit, mit der diese oft überaus subtilen Fragen behandelt werden. So werden in einem Essau „Die fünf Milliarden" aus dem Jahre 1873 bereits die schlimmen wirtschaftlichen Folgen vorausgefagt, welche der Milliardeusessen hervorrufen mußte, und in einer seiner bedeutendsten münzpolitischen Schriften „Die Entthronung eines Weltherrschers" aus dein Jahre 1876 ist die nachfolgende Entwickelung der Währungsfrage so scharf gezeichnet, daß man glauben könnte, einen 20 Jahre später geschriebenen Rückblick vor sich zu haben.

Mit dein Jahre 1878 endete diese thatenfrohe und fruchtbare Epoche zugleich mit der Auflösung der Allianz zwischen Vismarck und dem Liberalismus. In seiner Schrift über den ersteren hatte Bamberger trotz aller optimistischen Stimmung bereits einigem Mißtrauen Ausdruck gegeben, weniger vielleicht der Persönlichkeit Bismarcks gegenüber als der durch ihn repräsentirten politischen Vergangenheit, obwohl dieser selbst sie längst abgestreift hatte. Er nennt es „mw cliozo di^arr^', ^^.Z Bündnih zwischen dein Feudalismus und der Nationalitätsidee, zwischen der Aristokratie und dem allgemeinen Stimmrecht. Wie man auch darüber denken mag, jedenfalls war dieses Bündniß damals eine Nothwendigkeit. Aber, so muß man sich fragen, wenn man auf die aesnmmte politische Vergangenheit der deutschen Nation zurückblickt und bemerkt, wie auch heute wieder mehr als je die Kluft zwischen dem geistigen und politischen Leben der Nation gähnt: Soll das „damals" und „jetzt" zu einein „überhaupt" uud „immer" werden? Soll die politische Entwickelung Deutschlands immer so mit vertheilten N ollen vor sich gehen, daß auf der einen Seite dein vielgerühmten deutschen Idealismus die Kraft zu entscheidenden politischen Actionen auf die Dauer stets versagt, während diese Kraft, im Uebermaß vielleicht, da vorbanden ist, wo man sich der Freiheit und dem Fortschritt der Ideen feindlich oder doch mißtrauisch gegenüberstellt? Oder wird vielleicht dieser alte Kampf zwischen Idealismus und Realismus seit langem bei den Deutschen mit solcher Hartnäckigkeit ausgefochten, weil er alsdann um so ruhmvoller entschieden werden kann, weil der Deutsche, wie Fichte sagt, immer auf eine gewisse Tiefe dringt? So viel ist jedenfalls sicher- dieser Zwiespalt wird erst überwunden werden, wenn nicht nur in der politischen, sondern auch in der rein geistigen Entwickelung die Continuität mit der Vergangenheit wiederhergestellt wird, die heute unterbrochen ist, da die Zeiten des deutschen Idealismus und die des Uebergangs, in welch' letzterer Persönlichkeiten wie Vamberger wurzeln, augenblicklich im tiefsten historischen Schatten liegen. Der gegenwärtige Moment ist dazu noch wenig geeignet, aber wenn nicht alle Anzeichen trügen, so sind wir dieser historischen Nestaurationsepoche näher, als es den Anschein hat.

Neufchütel unter der preußischen Herrschaft.

von

A. Vinyalla von Vieberstein.

— Vrrslan. —

»er in der Mitte der siebziger Jahre wie der Verfasser am preußische» Hofe verkehrte, als der gesammte Norden und Süden Deutschlands die Elite seiner diplomatischen und politische» Notal'ilitäten zum erste» Male vereint nach Verlin gesandt hatte, und als die politische» und militärischen Größen der eben vergangenen gewaltigen Zeit sich noch vollzählig jeden Winter um Kaiser Wilhelm I. schaarten, der bemerkte unter den zahlreichen interessanten Persönlichkeiten, welchen ihre amtliche Stellung, ihre politische Thätigkeit oder ihr Nang nicht nur zu den Festlichkeiten des Hofes, sondern auch in die intimeren Cirkel der verstorbenen Kaiserin Äugnsta Zutritt verschaffte, eine elegante, trotz ibrer über 70 Jahre elastische Erscheinung, mittelgroß, mit scharfgeschnittenem Profil, von frischer Gesichtsfarbe und weißem Bart militärischen Schnittes, in jeder Bewegung distinguirt und von cavalieren Formen und ahnte vielleicht nicht, daß dieser elegante, allgemein beliebte greise Hofmann ein Neufchäteler Edelmann, Graf Wilhelm von Pourtalös war, ein Verwandter jener Grafen Carl Friedrich und Ludwig August von Pourtal«s, welche am dritten September 1856 de» bewaff»eten Aufstnudsversuch der Novalisten Neufchutels geleitet hatten mit der Absicht, die Negierung König Friedrich Wilhelms IV. in diesem Lande wieder herzustellen.

In jenen Jahren war es, wo die Bezeichnung der militärischen Angehörigen des Garde-Schützenbataillons als „die NeufäMeler" noch nicht völlig in» Berliner Volksmuude uerschwuuden war und noch an die Zeit der Zusammengebörigkcit des Fürstenthnms Neufch-Itel mit Preußen erinnerte.

Heute NU», nachdem das Allsscheiden jenes Fürstenthums aus dem Gebiet der preußischen Souveränetät fast vierzig Jahre hinter uns liegt, und wir sowohl durch diesen Umstand, wie durch die historischen Werke Aopues, Majers, Veuoits, Iunods, Grandpierres und Sybels in den Stand gesetzt sind, an der Hand erschöpfender Quellen mit ungetrübter Objectiuität die Geschichte jenes Fürstenthums zu beurtheilen, dürfte ein kurzer Ueberblick der Gestaltung derselben uuter der preußischen Herrschaft, den wir im Nachstehendell zu geben versuchen, an der Zeit sein und des Interesses nicht entbehren. —

Der heutige Schweizer Canton NeufckMel war von 1504 bis zum Jahre 1707 ein souveränes Fürstenthum unter dein absoluten Regime der Herzoge von Longueville, welche in der letzten Epoche ihrer Herrschaft meist am französischen Hofe lebten und ihr Land durch einen Gouverneur und einen Staatsrat!) ausschließlich in dem Sinne verwalten ließen, möglichst große Revenuen für den Souverän aus demselben zu ziehen und den Adelsfamilien des Landes gute Stellen zu sichern.

Noch heute finden sich daher, trotz des 1814 erfolgten Eintritts NeufckMels in den Schweizer Vund, vielfach Reste monarchischer Institu^ tioneu in NeufctMel vor.

Im Jahre 1707 erlosch das Haus Longueville mit dem Ableben der Herzogin von Nemours, Marie von Orleans, und der die Negierungsgewalt vorläufig allein übernehmende Staatsrat!) schritt zur Ausführung des seit längerer Zeit vom Kanzler Montmollin gehegten Planes, das Land vom Einfluß französischer Fürsten frei zu machen und demselben einen Herrscher zu geben, der dem mächtigen Ludwig XIV. gegenüber genügende Autorität besaß, und der es gegen die durch die Nachbarschaft Frankreichs ihm drohenden Uebel zu schützen vernwchte.

Dieser Fürst sollte Protestant sein und weit genug vom Lande residiren, nm den Staatsrath in seiner Regierung des Landes nicht zu sehr zu beeinflussen. Unter fünfzehn in Vorschlag gebrachten Throncandidaten entsprachen besonders zwei diesen Bedingungen: der König von England und der König von Preußen.

Der Letztere wurde gewählt, und nachdem die diese Wahl begünstigende Agitation im Lande den gewünschten Erfolg gehabt hatte, wurde am 3. November 1707 die Souveränetät von NeufckMel nnd Valangin dem König von Preußen zuerkannt. Wenn es auch vielleicht etwas zu viel gesagt ist, daß diese Wahl dem Lande NeufHMel, wie dessen Nonalisten behaupten, ein Jahrhundert vollsten Glückes verschaffte, so ist es jedoch unbestreitbar, daß dieselbe für das Land lind seine verschiedenen Körperschaften große Vortheile im Gefolge hatte und demselben Rechte gab, um welche die theils unter dem französischen Despotismus, theils unter der olignrchischen cantonnlen Herrschaft stehenden Nachbarbevülkerungen dasselbe beneiden konnten.

In dieser Epoche des Herrschaftswechsels bildeten sich die staatlichen und communalen Körperschaften Neufchütels aus, die der Willkürherrschaft, welche der Staatsrath auszuüben beabsichtigte, lange Zeit hindurch eine Schranke setzten und die Garantien lieferten, welche mit der Inauguration der preußischen Herrschaft in Neufchütel das liberalste Regime jener Zeit zwischen den Alpen uud dein Iura schufen.

Zwar sind die Republikaner Neufchätels lange Zeit die lebhaften Gegner der Herrschaft der Könige von Preußen gewesen, allein sie erkannten einstimmig an, daß das gute Andenken an dieselbe in Reufchütel ihrer verständigen Haltung gegenüber dein Staatsrath und den Körperschaften und Communen zu verdanke» war. Der Adel, aus welchem sich die Mitglieder des Staatsrats ausschließlich ergänzten, wollte kraft des ihm uom Souverän übertragenen absoluten Rechts dominiren. Die durch die Association der Corporationen und Commnneu repräsentirte Demokratie widersetzte sich dem. Die Könige von Preußen verstanden es, zwischen der sie repräsentirenden Aristokratie und der oppositionellen Demokratie die Wagschale zu halten und den Vorstellungen der Corporationen und Communen im richtigen Moment gerecht zu werden. Die große Beliebtheit, welche die preußischen Fürsten bis heute im Lande NeufckMel besitze«, rührt grütztentheils sowohl von der Art und Weise her, in der sie auf die Vorstellungen der Bürgerschaft eingingen, wie auch von ihrer gleichmäßigen und gerechten Haltung während der Periode 1707 bis 1806.

Es erscheint angezeigt, hier auf die Institutiouen des Landes uud deren Ineinandergreifen in jener Epoche näher einzugehen.

Der Eintritt des preußischen Königshauses in die Sonueränetät von Nenfchätel hatte keine nenen Institutionen im Gefolge gehabt. Wie zur Zeit der französischen Fürsten war der dnrch einen Gouverneur und den Staatsrath vertretene Souverän Alles. Die politische Gewalt, die Legislatur, von der er wenig Gebrauch machte, die Verwaltung, die Justiz, die Suprematie über die Communen, Alles lag in der Hand des Fürsten und daher in den Händen einiger Adelsfamilien von Reufchntel.

Das Land nahm zu jener Zeit weder direct noch indirect an der Gesetzgebung und den Angelegenheiten seiner inneren Organisation Theil; der Staatsrath erledigte alle wichtigen Geschäfte und würde deu absolutesten Despotismus ausgeübt habeu, wenu nicht die Bürgerschaft von ReufckMel, die eine kleine Republik mit zahlreichen Privilegien im Staate bildete, mit derjenigen von Valangin, Voudry und Landeron nnd den von ihnen abhängigen Communen zu einer Vereinigung zusammengetreten wäre, um den Ilebcrgriffen des Staatsrathes zu begegnen. Anfangs hatte sich auch die Geistlichkeit au dieser Vereinigung betheiligt, allein als ihr Zweck, die Nichtberufnng eines katholischen Fürsten, erreicht war, zog sie es vor, zurückzutreten, um lieber ihren Einfluß mit dem Adel zu theilen als im Gefolge einer völlig demokratischen Verbindung denselben zu bekämpfen.

Trotzdem und obgleich die Bürgerschaft nur das Recht, Vorstellungen zn machen, besaß, erwies sich die erwähnte Verbindung als so mächtig, daß dieses Recht zu einem wahren Veto-Recht gegen die Maßregeln der Negierung wurde. Dies zeigte sich unter Anderen: 17N8, als die Negierung die Abgaben ein für alle Mal festsetzen wollte. Die heftigen Uuruheu dieser Epoche fände» zwar durch ein bewaffnetes Einschreiten der Stadt und Republik Bern ihr Ende; allein die Rechte der Bürgerschaft wurden bestätigt und »eu anerkannt.
Zu einer Zeit, in der erst die Encnclopädisten sich mit den freieren Institutionen der Volker beschäftigten, und in welcher die Fürsten und die Oligarchien sich daranf beschränkten, einige gelegentliche Privilegien und Sonderrechte zu gewähren, war es den Bewohnern Neufchütels unter dem preußischen Scepter vergönnt, nicht nur ihre Privilegien bestätigt, sondern auch erweitert zu sehen, und es erfreuten sich daher, wie erwähnt, die preußischen Herrscher im Lande einer großen Beliebtheit. Alle Kämpfe jener Epoche waren seitens der Bürgerschaft gegen die Uebergriffe des Staatsrates gerichtet. Der Schiedsrichter war der König von Prenßen, der in weiser Beurtheilung der Sachlage den Vorstellungen der Bürgerschaft wiederholt Recht gab und sich dadurch begründete Ansprüche auf die Zuneigung der NeufchlUeler erwarb. Die Lage der NeufclMeler war daher eine günstigere wie die der Nachbarbeuölkerungeu Frankreichs und der Schweiz, wo besonders in den Oligarchien Berns, Freiburgs, Soleures und Luzerns einige Familien die Macht in Händen hielten und das Volk ausbeuteten. Jedoch war NeufclMel für eiue repräsentative Demokratie, die damals nirgends in der Schweiz bestand, neben den es umgebenden genannten Oligarchien noch nicht reif, und der Appell an Berlin bot dem Lande einen wohlthätigen Schutz.
Aus dieser Zeit des ersten preußischen Regimes sind den Neufchntelern besondere Charakterzüge eingeprägt geblieben; der heruortretendste derselben ist ihre Neigung zur Kritik. Bis zum Jahre 1848 hat die Bevölkerung nur auf dem Wieder Opposition und der Vorstellungen an der Negierung teilgenommen, und dieser Zug der Opposition ist ihr trotz des persönlichen Antheils, den sie heute an der Leituug ihrer Angelegenheiten nimmt, geblieben.
Die Bewegung, welche 17W in Neufchütel auf den Anschlnß an die große französische Republik abzielte, hatte in der Bevölkerung keine tiefen Wurzeln geschlagen, sie beschränkte sich auf einige revolutionäre Feste im Genre jener Epoche nnd ans die Auspflanzung einiger Freiheitsbäume und fand kein nachhaltiges Echo in den Herzen der Bewohner.
Die preußische Herrschaft sollte jedoch ein der Bevölkerung Neufchntels völlig unerwartetes und unerwünschtes Ende finden. Im Jahre 1897 setzte Napoleon I. bei Preußeu unter dem Eindruck der vorangegangenen Niederlagen die Abtretung Neufchütels durch und gab das Land unter

Einverleibung in Frankreich dem Marschall Berthier, den er zun, Fürsten von ReufclMel erhob. Diese Cession hatte zunächst die Aufrechterhaltung der Macht des Neufchnteler Adels im Besitz aller seiner Rechte lind Privilegien und der Ausübung der Negierungsgewalt im Gefolge. Die letztere aber erfolgte fortan dilatorischer, wie dies bisher der Fall gewesen war. Die unter der neuen französischen Herrschaft getroffenen Negiernngs-maßregeln, deren wir nur kurz Erwähnung thnn wollen, enthielten schwere Mißgriffe. Ein solcher war die officielle Feier des Sieges von Jena über den bisherigen beliebten Schirmherrn des Landes; die Einziehung der bisher im Curs befindlichen Münze nach nur vieruudzwanzigstündiger Publikation des betreffenden Eoicts und die Zurückweisung eines großen Betrages derselben als angeblich gefälscht; ferner die Erhöhung der Abgaben auf die Erträgnisse des Ackers. Dagegen wurde ein veraltetes, der Entwicklung der Bodencultur schädliches Weiderecht der Gemeinden zur Ablösung gebracht, sowie die Anfänge zu Versicherungsgesellschaften gegen Brandschäden :c. gelegt, mich einige wichtige Straßen, jedoch ohne jede Subvention durch die Regierung, gebaut; ferner wurde unter dem Regime Berthiers eine Gendarmerie geschaffen und dieselbe den Communen unterstellt, nnch wurde es den: Lande als eine Bevorzugung hingestellt, daß es ein Bataillon Infanterie, „die Canariengelben" genannt, aufstellen mußte. Schließlich wurde das Postwesen aus Privathänden von der Negiernng übernommen und dem Fürsten daraus eine neue Revenue eröffnet.
Während dieser Periode ging der Reufchäteler Bevölkerung unter dein Regime des von Berthier eingesetzten Gouverneurs Lespert die Ausübung ihres Rechtes der Prüfung der Erlasse des Etaatsrathes völlig verloren. Der Gouverneur selbst übte als Präsident des Staatsrates diese Controle allein aus. Die tatsächlichen Vortheile der französischen Trennung der administrativen und richterlichen Gewalten wurden nicht, wie dies in anderen, Frankreich damals einverleibten Staaten der Fall war, dem Lande ReufckMel als eine Art Compensation zn Theil. Die Resultate des Regime Berthier bestanden für NeufchAel im Großen und Ganzen in der Aufopferung eines Theiles seiner Söhne in den Steppen Rußlands und den Gebirgen Spaniens, in einer Schuld für den Wiederkauf einer schlechten Scheidemünze und in einer Vermehrung der Lasten des Landes ohne irgend eine Entschädigung.
Als der Moment des Zusammenbruchs der französischen Gewaltherrschaft eingetreten war, begab sich eine Deputation des Staatsrates nach Freiburg, um König Friedrich Wilhelm III. von Neuem die Sonueränetät über Mufchütel anzubieten, und mit Enthusiasmus kehrte das Land unter die preußische Herrschaft zurück. Allein die Leiter des Landes beabsichtigten nicht zu der Ordnung der Dinge wie vor 1806 zurückzukehreu, sondern die unter Rapoleon angenommenen despotischeren Regierungsgepflogenheiten beizubehalten nnd nur formell die Sonueränetät des Königs von Preußeu

wiederherzustellen. Die in Reufchütel herrschende Klasse begriff sehr wohl, daß die Wiederkehr unter die Herrschaft des in Verlin residirendeu Monarchen uon Preußen ihr wehr Garantien des Fortbestehens ihres Einflusses bot, als etwa der Eintritt Neufchütels in den Schweizer Vuud als Republik oder Fürstenthum.

Die Freude der ReufckMeler, unter die preußische Herrschaft zurückkehren zu können, wurde noch erhöht dura) diejenige über die Vefreiuug vom napoleonischen Druck nnd gelangte besonders bei der Durchreise König Friedrich Wilhelms III., als derselbe von Paris zurückkehrte, zum Ausdruck. Der Staatsrat!) hatte außerdem die Klugheit gehabt, vor der Ankunft des Königs die der Bevölkerung verhaßte Abgabe auf das Heu und das Verbot der Einfuhr fremder Weine und Lumeure aufzuheben, n>elches nur die Furcht vor der kaiserliche» Gewaltherrschaft aufrecht zu erhalten vermocht hatte.

Illuminationen, Feuerwerk, Triumphbogen, Vlnmenspendeu begrüßten Friedrich Wilhelm III., uud mit Enthusiasmus wnrde ihm der Eid der Treue geleistet. Die Veuölkerung gab sich der Hoffnung hin, uuter eine Herrschaft wie diejenige, unter welcher sie während des 18. Jahrhunderts gelebt hatte, zurückzukehren, und aHute uicht, was die Führer der Aristokratie im Schilde trugen.

Eine der wichtigsten Maßregeln, welche der Rückkehr der prenßischen Herrschaft folgten, war die 1814 erfolgende Iucorporation ReufckMels als Schweizer Cautou iu deu Schweizer Bund. Küuig Friedrich Wilhelm III. hatte es bereits in dem Rescript, dnrch welches er ReufclMel Napoleon I. cedirte, ausgesprochen, daß ReufclMel zu entfernt von seinen übrigen Staaten liege, als daß er ihm einen wirksame» Schutz gewähren könne. Das Laud müsse daher dieseu Schutz bei einer Nation suchen, die mehr in der Lage sei, die Regierung zu unterstützen. Dieser Vedingnng entsprach der Eintritt in den Schweizer Vund, und sie entsprach den Wünschen der ReufckMeler Adelsregierung, da in den Schweizer Cantoncu die Aristokratie neuerdings wieder die volle Autorität hinsichtlich deren Regierung erlangt hatte. Die ReufäMeler Regierung strebte dabei sogar eine Erweiterung ihres Gebietes und die Verbesserung ihrer Grenzen, jedoch ohne Erfolg an. Am 12. September 1814 trat ReufclMel in den republikauischeu Schweizer Vund und bildete dort über 30 Jahre ein Vundesglied, dessen politischer Zustand bereits den Keim der später sich vollziehenden staatlichen Umgestaltung in sich trug.

Die Nevölkerung des Fürstenthums war vor diesem Schritte nicht nm ihre Meinung befragt worden, sondern die Regierungeu der vier Hauptorte hatten es ans eigene Hand übernommen, ihren Souverän, den König uon Preußen, nm den Eintritt in den Schweizer Vund anzngehen, uud die erstere begann sich dieses Unistandes mit Unwillen zu erinnern, als die damit verbundenen Militaristen ihr drückend zu werden anfingen.

Als Reufchätel die Bitte um Aufnahme iu deu Schn'eizer Vilnd aus-
sprach, hatte es das Verlangen gestellt, daß seine monarchische Verfassung
von den Cantonen garantirt würde, und es trat daher an seine Delegation
bei der Schweizer Bundesversammlung die Aufgabe heran, dieser nur auf
der Tradition nnd den Artikeln von 1797 und der Declaration von 1771
basirenden Verfassung durch eine octrovirte „Charte" Ausdruck zu verleihen.
Diese „Charte" wurde dem Fürstenthum uou Friedrich Wilhelm III.
am 18. Juni 1811 von London aus verlieheu. Der König verpflichtete
sich in derselben, das Land zu schützen und nicht zu gestatten, daß seine
Verwaltung geändert würde, allein die polizeilichen Nestimmungen zu geben
und sei» Nepräsentationsrecht in allen Vcrhandluugen aufrecht zu erhalten.
Alle Einwohner wurden vom 18. bis zum 50. Lebensjahre zum Militär-
dienst verpflichtet, uud 400 derselbe» sollte» in Berlin dienen. Die
„Charte" garantirte ferner die freie Ausübung der katholischen und
protestautischen Religion, das Recht, iu fremde Dienste zu treten, die Un-
übertragbarkeit uerlieheuer Aemter, die Freiheit des Handels, die persönliche
Freiheit, die Unterlassung der Auferlegung neuer Steuern ohne besonderes Ge-
setz und die Bestätigung der alte» Freiheite» uud Gerechtsame. Kein neues
Recht oder die Erweiterung alter Freiheiten wurde mit der Charte ge-
schaffen, weder Freiheit der Presse noch das Versammluugs- und Petitions-
recht, welches noch nicht zeitgemäß war, wurde gewährt, außerdem aber
auch weder die Gleichheit vor dem Gesetz noch die bürgerliche Gleichberechtigung
noch diejenige zur Zulassung zu den Aemter» u. s. w. ausgesprochen.
So blieb den» die eigentliche Herrschaft des Landes in deu Häuden
von acht bis zehn Adelsfamilien, welche die wichtigsten öffentlichen Aemter
besetzten, nnd die Bevölkerung desselben blieb diesem System im Allge-
meinen zugethan.
Wie bereits erwähnt,, waren die Einkünfte des Landes dem jedesmaligen
Fürsten desselben nach Abzug der Besoldungen des Gouverneurs uud einiger
Beamten zugeflossen. Diese Revenuen waren jedoch wiederholt durch die für
die Erlangung der Souveränetät gezahlten Grcttificationen absorbirt worden,
und König Friedrich Wilhelm III. sah sich veranlaßt, die ihn: zukommende
Revenue im Verein mit der im Staatsrat!) rcpräsentirten Aristokratie des
Landes auf 28009 Thlr. festzusetzen. Der etwaige Ueberschuß sollte zum
Besten des Landes verwandt werden. Diese Stipulation, ein wichtiger
Schritt zu einen» verständigen konstitutionellen System, wurde jedoch, aus
Besorgnis; vor einer Controle des Landes, nicht in die Charte auf-
genommen.
Der Staatsrat!) setzte sich zu jener Zeit folgendermaßen zusammen:
Präsident desselben war in der Regel ein Ausländer. Derselbe hatte deu
Titel Uuii8MFNLu.r. In seiner Abwesenheit hatten seine vier ältesten Mit-
glieder nach einander je drei Monate im Jahre den Vorsitz; dieselben ge-
hörten, wie der Staatsrat!) mit weuigeu Ausnahmen, stets dem Adel an.

Der Staatsrat!) Mite außerdem zwanzig Mitglieder, die «eben dieser Function noch die des Kanzlers, des Schatzmeisters, des Abgaben-empfängers, des Controleurs der Brücken nnd Chausseen, oder diejenige von Schloß- uud Gerichtsherren, sowie Maires bekleideten. Ihre Ein-nahme als Mitglied des Staatsraths betrug 60 Lonisdor, nnd ihre Thätigkeit als solches bestand nur in einer einmaligen wöchentlichen Sitzung. Als Schloß- und Gerichtsherren besaßen sie eine fast unumschränkte Gewalt in der Ausübung der Justiz, bei der sie von der Gendarmerie, den Huissiers, den Justitiar««, den Kirchenältesten uud den Gouverneure» der Communen unterstützt wurden; zugleich «ersahen sie die Functionen von Friedensrichtern uud schufen sich mit ihren Sporteln und Gefälle!! in der Negel ein Vermögen.

Die Macht des Staatsraths uud seiner Delegirten, der Gerichtsherren, war daher eine fast unumschränkte, und mit der „Charte" von 1814 war einer bisher durch die Bevölkerung genau controlirten eine völlig absolute Regierung gefolgt.

In der ersten Periode der preußischen Herrschaft besaßen die Gerichts-höfe, welche aus 12—25 Iustitiarieu je nach der Größe des betreffenden Bezirks zusammengesetzt wurden, großes Ansehen uud Einfluß; unter dem absoluten Regime Berthiers ging derselbe jedoch verloren, sie unterlagen der Corruption, wurden servil uud blieben es in der folgenden zweiten preußischen Periode.

Außer den in jedem Gerichtsbezirk bestehenden Gerichtshöfen eristirte als Appell-Instanz ein Obertribunal der drei Stände: des Adels, der Geistlichkeit und des dritten Standes, dein die gerichtlichen Fälle, die sich auf die fürstliche Herrschaft bezogen und die nicht das Strafmaß von drei Tagen Gefängnis; überschritten, und die bürgerlichen Nechtshändel über Objecte von 3»0 Francs und darüber unterlagen.

Mit der Reformation wurde der Stand des Klerus aufgehoben und an Stelle der vier Mitglieder des Klerns, welche den Stand der Geistlich-keit repräsentirten, vier bürgerliche Gerichtsherren gesetzt, welche die Be-zeichnung: Stand der Beamten erhielten.

Mit der Zeit entstanden zwei Obertribunale, welche in NeufckMel uud Valangin residirten. Beiden Tribunalen präsidirte der Gouverneur, uud sie bestanden aus je zwölf Mitgliedern, von denen je vier einem der zwei Stände angehörten. Es lag auf der Hand, daß die Mitglieder des dritten Standes gegenüber denen des Adels und der Beamten in diesen Tribunalen in der Minorität blieben, uud die Interessen der ersteren bei ihnen dominirten. Allein die richterliche Gewalt hatte ihren Schwerpunkt im Staatsrnth, sowohl in Folge des Einflusses, den dieser auf die Gerichtshöfe und die Obertribnnnle ausübte, als iu Anbetracht der ihm uorbehaltenen richter-lichen Attribute. Er hatte das Recht, sich gebotenen Falls als Anklage-kammer zu constituiren und über Fallitsachen zu entscheiden, ihm stand

das Begnadigungsrecht über Geld- und Gefängnißstrafen zu. Er konnte Verhaftungen aufheben, suspendireu und wieder verfiige» und selbst einen Angeklagten den Obertribnnale» entziehen, wenn derselbe sich seinen« Ausspruch uuterwarf.

Die „Charte" uou 1814 setzte lu Berücksichtigung der Unznträglichkeit zweier Obertribuuale für eiue Beuölkeruug von 49 000 Seeleu fest, daß künftighin nur eins dieser Tribunale bestehen sollte; allein diese Bestimmung gelangte nie zur Ausführung.

Eine Art repräsentatives und legislatorisches Elemeut wurde durch die Wiederherstellung der „allgemeinen Audienzeu" mit der „Charte" eingeführt. Die denselben entsprechende Versammlung bildete ei» beratheudes Zwischenglied zwischen dem Stantsrath nnd den Bürgerschaften, war jedoch derart zusammengesetzt, daß die Negierung in ihr mit 4!1 Mitgliedern, die Veuölkeruug mit nur 30 vertreten war, so daß der Einfluß der ersteren gesichert wurde. Die früher, wie wir sahen, so erfolgreiche« Vorstellungen der Communen in Verlin hatten infolge dessen nunmehr sehr geringe Resultate. Der Zusammentritt der „allgemeinen Audienzen" war überdies von ihrer Einberufung durch den Staatsrath abhängig, und derselbe konnte zwei Jahre «ergehen lassen, olnie von diesem Recht Gebrauch zu »lachen. Anch beriethen dieselbe» nnr über Vorlagen, die ihnen der Staatsrat!) »»achte, uud ihre Initiative beschränkte sich auf Wüusche; während der sechzehn Jahre ihres Bestehens schufen sie nur drei Gesetze nnd zwei Steuerausschreibuugen.

Die neue durch die „Charte" und die „allgemeinen Audienzen" geschaffene politische Situation war mit Gleichgiltigkeit vo» der Bevölkern««, aufgenommen worden. Nur die Bürgerschaft uou Neufchütel war unzufrieden; denn sie hatte einige ihrer Vorrechte, wie dasjenige ihrer eigenen Militärorganisation verloren; auch Valangin hatte sich zu beklagen. Man wurde in Berlin vorstellig und verlaugte, daß die Repräsentation der bürgerliche» Bevölkerung in den „allgemeinen Audienzen" stärker sei; jedoch ohne Erfolg. Spätere Vorstellungen hatten das gleiche Schicksal.

In der ängstlichen Bewachung kleiner Privilegien uud Sonder-Iuteressen verloren die früher so thatkräftigen Bürgerschaften der Vororte Neufch-ltel und Valangin die weiteren staatlichen Gesichtspunkte aus den Augen, ihnen folgten die kleineren Orte nach, und das Band, welches die Commune uud die Bürgerschaften umschlungen hatte, löste sich für immer.

Das einzige Gegengewicht gegen die völlig in den Händen des Staatsraths befindliche politische und bürgerliche Gewalt bildete die „Gesellschaft der Pastoreu". Dieselbe verwaltete die Güter und Gefälle des Klerus, besetzte die Aemter uud vertheilte sie. Sie besaß durch ihre Mitglieder einen großen Einfluß auf das Land nnd war in ihren Einnahmen vom Staate unabhängig. . Die Schulen, das Almosenwesen und eine gewisse patriarchalische Gerichtsbarkeit standen unter ihrer Gewalt. Sie war die einzige

Macht, mit der der Staatsrats) zu rechnen hatte; allein er verständigte sich mit derselben und theilte mit ihr den Einfluß.

Die Wiederherstellung der Souveränetät des Königs von Preußen mit der gleichzeitigen Einverleilmng NeufckMels als Schweizer Canton hatte eine derartige anormale Situation geschaffen, daß die Freunde dieses Systems in ihrer Verlegenheit die widersprechendsten Principien aufstellten, um das Gleichgewicht dieses künstlichen Gebändes zu stutzen.

Die politische administrative und Justiz-Organisation der Civilgewalt und diejenige der Macht des Klerus waren derartig mit einander verbunden, daß das politische System nur unter der Bedingung absoluter Nnbeweglichkeit bestehen konnte. In den Regieruugskreiseu des Fürstenthums fühlte man dies wohl, so daß man während 34 Jahren nicht den geringsten Neuerungsversuch unternahm.

Wohl strebten einige jüngere Männer Neuerungen an, allein die Revolution ging über diese Bestrebungen hinweg.

Die Rückkehr Napoleons von Elba zog NenfclMel nud den Schweizer Bund iu die Coalitiou vou 1815, nnd der Bund sollte die Corps des Erzherzogs Johann und des Generals Frimout, welche in Frankreich eindrangen, mit 40 909 Mann unterstützen. NeufckMel muhte 2 Bataillone stellen, deren Mannschaft durch Loos bestimmt, nnd die in aller Eile und mangelhaft bewaffnet nnd ausgerüstet wurden. Allem die officielle Kriegserklärung des Schweizer Bundes erfolgte erst uach dem Sturze Napoleons, und jene Bataillone gelangten nicht zur Verwendung.

Aus der Aufstellung dieser beiden Bataillone nnd infolge des Durchzuges der Armee der Alliirten 1813 nnd 1814, sowie durch den Unterhalt der Verwundeten der preußischen Armee, welche König Friedrich Wilhelm III. nach Beendigung des Krieges 1814 zn ihrer Erholung nach NeufckMel gesandt hatte, erwuchsen dem Lande etwa 1 Million Francs Schulden. Obgleich, wie wir sahen, die gesammten Einkünfte des Landes dem König von Preußen gehörten, so wurde diese Schuld dein Lande überwiesen, nnd die in den allgemeinen Audienzen revräsentirte Vertretung des Landes unterließ es bei dieser Veranlassung, ihre Stimme hinsichtlich der Finanzen des Staates geltend zu machen.

Die znr Tilgung der Schuld erforderlichen Mittel wurden in den Jahren 1816—1829 durch eine Abgabe von im Ganzen 1"/o des Privat-Vermögens beschafft.

Eine fernere Schwierigkeit erwuchs aus der Durchführung der Militär-Organisation. Mit dein Moment, als NeufckMel der Annee des Schweizer Bundes ein Contingent zu stellen hatte, welches regelmäßig in Bezug auf Ausrüstung, Bewaffnung, Bekleidung nnd Ausbildung von Offizieren des Bundes inspicirt wurde, konnte man sich mit dein früheren Conglomcrat schlecht bewaffneter und ausgebildeter, meist städtischer Truppentheile nicht mehr begnügen.

Das Land wurde daher in sechs Militärbezirke eingetheilt, und jeder Bezirk erhielt zum Zweck seiner Organisation einen Generalstab. Die Mannschaft vom 20. bis 25. Lebensjahre bildete in jedem Bezirk die erste Compagnie, die von 25 bis 30 Jahren die zweite, die von 3<» bis 35 Jahren die dritte; die von 35—49 Jahren die vierte Compagnie. Bei einem Aufruf des Bundes bildeten die ersten Compagnien jedes Bezirks das Bataillon des ersten Contingents, die 6 zweiten Compagnien das Bataillon des zweiten Contingents u. s. f. Die Männer von 40—45 Jahren bildeten die Landwehr und ein Bataillon per Bezirk. Die Bezirke Nenfchütel, Locle, Chanr-de-Fonds und Val de Trauers formirten außerdem eine Carabiniers-Compagnie. Die Bezirke von Vianoble nnd Val de Ruze stellten zwei Artillerie-Compagnien des Contingents und eiue der Landwehr auf. Die Uniform war der preußischen ähnlich, und die Mannschaft trug die preußische Cocnrde.

Die Ausbildung war eine sehr primitive und beschränkte sich auf die Handhabung der Waffen und das Ererciren. Manöver, Sicherheit^ nnd Nachtdienst blieben ungeübt. Jedoch vermochte 1822 und 1830 ein vräsentables Bataillon in's Lager der Bundestruppen bei Briöre gesandt zu werdeu.

Die neue Militär-Organisation rief ein derartiges Interesse, besonders bei der Adelspartei, deren Söhne sich in guten Offizierstellen sehen wollten, heruor, daß mit der Zeit statt der vom Bunde geforderten 12 Compagnien 3l! formirt wurden. Die Disciplin in denselben war jedoch bei ihren Einberufungen keine besondere, und es kamen selbst grobe Ercesse vor.

Im Interesse des Adels, der den grüßten Theil der Weinberge des Landes besaß, schritt der Staatsrat!) ferner dazn, das Monopol, welches die Emfnhr fremder Weine nnd Liaueure verbot, zu erneuern. Es kam zu Ercessen, und man beseitigte bei Verri^res die betreffende Zollbarriere mit Gewalt. Die Bürgerschaft von Valangin nnd die Communen wurden hierauf in Berlin vorstellig, jedoch in derartig unbotmäßigen Ausdrücken, daß ihre Vorstellung kein Gehör fand; jedoch wurde das iu den allgemeinen Audienzen zur Discuision gelangende betreffende Gesetz nicht promulgirt; eine Ordonnanz des Staatsraths trat an seine Stelle, allein mit der Beschränkung, daß die ausländischen Weine in die Theile des Landes, welche keinen Weinbau besaßen, eingeführt werden durfte».

Während der ersten 16 Jahre nach Wiederherstellung der preußischen Herrschaft war das Land ruhig, und es bildeten sich keine politischen Gegensätze in demselben ans. Wohl empfand man die Omnipotenz des Staatsraths lästig; allein noch entstanden demselben keine ernsten Gegner, die an seinen Sturz dachten. Aber die Agenten der Regierung, besonders die Gendarmen und Huissiers, machten dieselbe durch ihr Anzeigewesen und die scharfe Controle der Polizeistunde in den öffentlichen Localen verhaßt. Die Straßen- und Wegepolizei wurde von ihnen in chicanüser Weise ge-

handhabt. Der größtentheils monopolisirte Fischfang, ferner auch die Ausübung der Jagd gab zu stetigen Reibereien Veranlassung. Das größte Mißvergnügen erregte 182!» ein strenges Mandat über die Sonntagsheiligung.
Zu dieser Zeit entwickelten sich in Frankreich die Ideen des Liberalismus und begann der Kampf gegen das restanrirte Künigthum. Die Bevölkerung NeufckMels «erfolgte die frauzösischeu Zustände mit großem Interesse, huldigte zum größten Theil den dortigen Ansichten uud war der französischen Bewegung günstig gesinnt.
Gegen Ende des Jahres 1831 war die Verlegenheit, welche die Durchführung der Militär-Organisation schuf, derart gestiegen, daß die Negierung in deu allgemeiueu Audienzen eine Steuervorlage einbrachte, deren Ergebnis; zur Ausrüstung der unbemittelten Militärs (der Bemittelte mußte sich selbst ausrüsten) dienen sollte. Das Gesetz ging mit Stimmeneinheit bis auf neun Stimmen durch. Allein es erregte große Unzufriedenheit bei deu Commune» und der Bürgerschaft, und dieselbe machte zum dritten Male seit 1814 vo« ihrem Borstellungsrecht in Verlin Gebrauch.
Das Gesetz enthielt die Ungerechtigkeit, daß es dein Lande neue Abgabe» auferlegte, austatt auf die vorhandenen zurückzugreifen, und daß die Neicheu bei diesen Abgaben begünstigt und die Lommunen beuachtheiligt waren.
Während diese neue Steuer die Gemüthcr des Landes bewegte, brach die Juli-Revolution iu Frankreich aus, uud die Regierung hielt es für gut, uicht mehr auf das betreffende Gesetz zurückzukommen.
Der Aufstand Polens gegen Rußland und die Insurrectiou Belgiens waren bekanntlich die nächsten Folgen der Iuli-Reuolutiou, uud kurz darauf verbreitete sich die Agitation in verschiedenen Schweizer Cantonen, während in NeufckMel, trotz der vorhandenen Gründe zur Unzufriedenheit, Alles ruhig blieb. Im December 1830 brach die Revolution in mehreren der wichtigsten Schweizer Cantone aus, und überall wurden ihre Oligarchien und Aristokratien durch demokratische Regierungen ersetzt.
Jetzt begann man sich auch in NeufckMel zu regen, und es entstand eine allgemeine, der Regierung feindliche Agitation. Mau vcntilirte die Idee einer wirklichen Volksrepräsentation an Stelle der „allgemeinen Audienzen", und eine neue Nationalversammlung sollte mit dem König von Prenßen in Unterhandlungen treten. Allein die Bewegung nahm keinen scharf ausgesprochenen Charakter an, und der Staatsrat!) fand sehr bald, daß er mit einigen Concessionen derselben Herr werden würde, und bemühte sich mit Erfolg, die Gemüther in seinen, Sinne zu lenken. Delegirte der Bürgerschaften wurden znsammenberufen und gaben den Wünschen der Bevölkerung einen legalen Charakter. Die Bürgerschaften machten Vorschläge für einen gesetzgebenden Körper, der an Stelle der allgemeiueu Audienzen treten sollte; allein ein Theil des Landes wollte seine Privilegien behalten und zog die Rechte der Bürgerschaft von Balangin uud vou Neuf-

chutel der Freiheit und Gleichheit für Alle vor. Wohl dachten die Bewohner des Val-de-Travers, des Vianoble und eines Dheils von Locle und Chnur-de-Fonds anders; allein sie mutzten nicht, welche Mittel sie anwenden sollten, um ihr Ziel zu erreiche».
Nach langen Debatten kam die Wahl einer gesetzgebenden Versammlung zu Stande, in welcher dem Könige elf Mitglieder als seine Repräsentanten zugestanden wurden.
Der Staatsrath beeilte sich, einen Delegirten als Träger aller Wünsche der Bevölkerung und besonders des Resultats der Abstimmung für die gesetzgebende Versammlung nach Berlin zn senden. Das Land hatte sich inzwischen beruhigt. Allein in diesem Zeitpunkt fand sich eine Anzahl angesehener Bewohner NeufckMels in dem Gedanken zusammen, daß, wenn dns Land eine wirkliche Reform in seiner Verwaltung und einen factischen Antheil an der Leitung seiner Angelegenheiten haben wolle, das Nebel an der Wnrzel angefaßt werden, und man sich von der Herrschaft des Königs von Preußen, mit der sich der Staatsrath deckte, befreien müsse. Nach längeren Debatten über die Wahl der zu ergreifeuden Mittel entschloß man sich zu der Waffeuerhelmnss vom 12. September.
Inzwischen modificirte die Regierung eine der mißliebigen Maßregeln, wie die des frühen Schließens der Wirthshäuser und die der Controle des Holzschlags in den Forsten.
In diesem Moment traf die Antwort des Königs auf die ihm gemachten Vorstellungen, überbracht von einen« besonderen Gesandten, de», General von Pfnel, ein; derselbe war mit der Vollmacht versehen, gerechte und billige Forderungen zu bewilligen. General von Pfnel bereiste das ganze Land, hörte die verschiedenartigen Klageu der Commune» an und äußerte sich in dem Sinne, daß dns zwischen das in revolutionärer Umgestaltung begriffene Frankreich uud die demokratische Schweiz gestellte Neufchatel nicht stationär bleiben könne, und seine Institutionen ebenfalls demokratisch werden müßten. Es sollte eine gesetzgebende Versammlung erhalten, welche Alles, was dein Lande nützen könne, discutiren solle.
Die Ordonnanz, welche die allgemeinen Audienzen in die gesetzgebende Versammlung umwandelte, erschien gegen Mitte Juni. Die Deputirteu der Bürgerschaft waren zu derselben nicht zugelassen, da die Volksversammlungen dies abgelehnt hatten. Die Anzahl der den König repräsentirenden Deputirteu war uou zwölf auf zehn ermäßigt worden. Die Deputaten der Bevölkermiss waren achtuudsiebzig Köpfe stark. Sie waren aus directer geheimer Wahl hervorgegangen. Allein die neu creirte gesetzgebende Versammlung hatte nur sehr beschränkte Rechte. Ihre Sitzungen waren nicht öffentlich, der Staatsrath machte die Vorlagen, die Initiative war von Formalitäten umgeben, welche dieselbe illusorisch machten. Die Deputirteu hatten sich nicht mit den Finanzen zn beschäftigen, weder das Budget, noch die Staatsausgabcn wurden ihnen vorgelegt.

Das Land protestirte gegen eine derartig verstümmelte gesetzgebende Versammlung, und man wurde bei dem Commissnr des Königs, General von Pfuel, vorstellig. Derselbe gab der Deputation in allen Punkten Recht. Er verkündete, daß die Sitzungen der gesetzgebenden Versammlung öffentlich sein würden und daß ihren Mitgliedern die Initiative in allen Fragen, bis auf die der Souveränetät, zustände und daß ein Gesetz über die Freiheit der Presse eingebracht werden würde. General von Pfuel gab diese Erklärungen schriftlich ab, und das Land erwartete von ihnen eine Besserung seiner Lage. Inzwischen war eine Anzahl von Blättern verschiedener Schattirung entstanden, welche zum grüßten Theil die Opposition repräsentirten. Die nun folgenden Wahlen zum gesetzgebenden Körper ergaben in der Commune Neufchätel zehn der Regierung völlig geneigte Stimmen. Dazu kamen die zehn königlichen Deputierten, so daß die Negierung über einen Kern von zwanzig Mitgliedern verfügte, welche Kenntniß der Geschäfte und Talent genug besaßen, nm den liberalen Deputirten vollständig überlegen zu sein. So lagen die Dinge vor der Revolution von 1831.
Der gesetzgebende Körper trat Mitte Juli dieses Jahres zusammen, und die dem Fortschritt huldigenden Deputirten leisteten mit gewissem Vorbehalt dem Könige den Eid. Sie waren 41 an der Zahl und bildeten eine imposante Minorität in der Versammlung.
In dieser mehrere Wochen dauernden ersten Session erfolgten nur Proteste der regierungsfreundlichen Deputirten zu Gunsten der Rechte des Souveräns und wurde ein Gesetz über die Presse votirt. Man hatte durch eine Anordnung des Staatsrats verhindert, daß die Depntirten der verschiedenen Parteien ihre Sitze bei einander einnahmen, und legte ferner die Oeffeutlichkeit der Sitzungen dahin aus, daß die Sitzungsberichte publicirt, jedoch das Publicum nicht zn den Sitzungen zugelassen werden sollte, uud kam schließlich darin überein, eine Anzahl mit Karten versehene Personen zuzulassen.
Man stellte von Seiten der Regierung als Princip auf, daß alle aus dem Eintritt in den Schweizer Bund erwachsenen Ausgaben dem Lande zur Last sielen und daß die Einnahmen des Königs von ihnen nicht berührt würdeu. Die Geschäftsordnung wurde ebenfalls in jeder Hinsicht zu Guusteu der Regierung gestaltet. Eine Anzahl von Petitionen der Communen aus nlleu Theilen des Landes wurden dem gesetzgebenden Körper vorgelegt. Sie bezweckten die Abschaffung des Frohndienstes, die Aufstellung von Handelsgesetzen, eines Criminal-Coder, die Revision der Militär-Reglements, die Verordnungen über die Jagd nnd den Fischfang, die Mittheiluug des Staatsbudgets, die Aufstellung einer Ciuilliste, das Versammlungsrecht der Commune ohne den Vorsitz der Repräsentanten des Fürsten, die Freiheit des Weinhandels, die Ernennung der Straßenaufseher, die Bestimmung des Wohnsitzes der Gerichtsbezirkschefs, die Errichtung eines einzigen Appellgerichts, die Abschaffung des Gesetzes über die Weinschankgebühr.

Fast sämmtliche wichtigere Petitionen wurden von der regierungs-
freundlichen Majorität abgelehnt; man beschloß nur als besonderen Gnaden-
nct die Mittheilung des Staatsbudgets au den gesetzgebenden Körper, und
diejenigen der elfteren, welche berücksichtigt wurden, fanden nicht durch das
Votum der Versammlung, sondern durch Decrete des Staatsraths ihre Er-
ledigung.
Die liberalen Deputirteu sahen sich schmerzlich enttäuscht; sie fichlten
bald, daß ein constitutionelles Regime, bei welchem die Volksvertretung nicht
die Ausgabeu des Staats uud die Civilliste des Fürsten zu bewillige» hat,
nur Chimäre ist. Am Ende dieser Sitzung theilten sie sich in zwei Lager.
Die Einen, entmuthigt, hofften auf bessere Zeiten, vor Allem auf bessere
Wahlen, die Andern organisirten eine Verschwörung.
Mit ihnen gleichgesinnte Bürger des Landes hielten Ende Juli in
Rochefort eine Versammlung ab, in welcher einstimmig der Sturz der
Negierung des Königs beschlossen wurde. Als Tag der Ausführung wählte
man den Jahrestag der Einverleibung in den Schweizer Bund, den
12. September. Die Negieruug, welche keine geheime Agenten hielt, er-
fuhr diesen Termin erst einige Tage vorher.
Man kam überein, am 12. September, als wichtigem Gedenktag, eine
allgemeine Feier zu veranstalten und dabei der Bevölkerung Gelegenheit zu
geben, sich darüber auszusprechen, ob sie Schweizer oder Preußeu sein
wollten. Das Gerücht, daß eine bewaffnete Demonstration stattfinden sollte,
hatte sich jedoch verbreitet, und der Staatsrats) hatte einen Appell au die
Bevölkerung erlassen, etwa 60 Männer der Stadt NeufchZtel zu seiner
Verteidigung engagirt uud eine Barricade errichten lassen.
Die Anzahl der Verschworenen betrug ca. 350 Männer, welche am
12. September Morgens, in 2 Colonnen getheilt, die stärkere gegen das
Schloß, die schwächere gegen das Hutel do ViUs vordrangen. Am Schloß
trat ihnen der Oberst Louis Graf Pourtalös mit der Mittheiluug entgegen,
daß sich dasselbe ohne Verteidigung ergäbe, uud daß seine Vertheidiger ent-
lassen seien. Die Colonne besetzte das Schloß, und auch die zweite Colonne
bemächtigte sich, ohne Widerstand zu finden, des H5W1 cin Vills und ver-
einigte sich alsdann mit der ersteren im Schloß. Der Sitz der Negierung
war genommen; es handelte sich nun darum, eine neue Negierung einzusehen
und damit die Revolution zum Abschluß zu bringen. Allein der Staatsrat
beabsichtigte nicht, die Macht aus den Händen zu geben; nach vergeblichen
Versuchen, in Balangin und Locle Aufnahme zu finden, etablirte er sich in
Reufchütel selbst im Geschützbereich des von den Aufständischen besetzten
Schlosses, forderte die Regierungen von Bern, Freiburg und Wandt auf
Grund des Artikel 4 des Bundesvertrages auf, ihm 8 Infnnterie-Compagnien
zu senden, rief die gesetzgebende Versammlung in Eile zusammen und sandte
den Generalprocurator de Lhambier nach Luzeru, um vom versammelten
Bundestage den Bundesbeistand zu verlangen.

Außerdem erließ die Bürgerschaft von Valaugin, die in der Königlichen Negierung ihre Privilegien und Freiheit bedroht sah, einen Aufruf zu den Waffen und formirte eine Truppe.
Inzwischen erhielten die das Schloß besetzt haltenden Aufständischen Verstärkungen und sandten einen Deputirten zun: Bundestage, um sich dessen Wohlwollen zu sichern; allein der Bund beschloß einstimmig die Bundes-Intervention zu Gunsten des Königs von Prenßen. Bevor jedoch die Buudes-Commissare, denen eine ganze Brigade, 2 Batterien, eine Larabiniers-Compagnie und noch 3 Infanterie-Bataillone folgten, in Neufchätel eintrafen, kam man über einen Waffenstillstand überein.
Die Unterhandlungen begannen, nnd ihr einziges Resultat für die liberale Partei bestand darin, daß die Urwählerversammlungen im ganzen Lande zusammengerufen werden sollten, nm über die Befreiungsfrage abzustimmen, und man kam überein, daß, wenn die Majorität die Befreiung verlangte, man mit dem König von Preußen in Unterhandlungen treten würde. Der Staatsrat!) widersetzte sich dem anfänglich hartnäckig, willigte jedoch dann ein, der Berufung der Urwählerversammlungen kein Hindernis; in den Weg zu legen.
Am 27. September wurde die folgende Convention abgeschlossen:
1) Vollständiges Vergessen des auf beiden Seiten Geschehenen, 2) Rückkehr aller bewaffneten Männer an demselben Tage in ihre Heimat, 3) Uebergabe des Schlosses mit dein dem Eanton gehörenden Kriegsmaterial an die Bundestruppen. Gleichzeitig gab der Staatsrats) die schriftliche Erklärung ab, daß die Regierung der Znsammenberufung der Urwählerversammlungen kein Hinderniß in den Weg legen würde.
Unmittelbar darauf wurde das Schloß übergeben, nnd Alles, was die Waffen ergriffen hatte, Nundestruppen wie Aufständische, kehrte nn seineu Herd zurück.
So endete ein Unternehmen, welches in die Reufchäteler Bevölkerung die Spaltung trug, welche seitdem 26 Jahre hindurch in derselben herrschen sollte und die erst mit dem Pariser Vertrage von 1857 endete; Jedermann entschied sich jetzt für die liberale, oder für die royalistische Partei, deren Cocarde man selbst annahm.
Am 7. October trat der gesetzgebende Körper zusammen und discutirte über die politische Lage und die Einberufung der Urwählerversammlungen; allein nach langen Debatten entschied sich eine starke Majorität von 47 gegen 31 Stimmen für die Beibehaltung des monarchischen Princips ohne Einberufung der Urwählerversammlungen. Die liberale Partei sah damit ihre letzten Illusionen schwinden.
In diesem Moment kehrte General von Pfuel »ach Nenfchütel zurück und ging sofort mit der Reformation des aus überalterten Mitgliedern bestehenden Staatsrats, der sich der Situation im ersten Moment nicht gewachsen und entmuthigt gezeigt hatte, vor. Er erhielt leicht das De-

missionsgesuch aller Titular-Mitglieder des Staatsraths und bildete denselben aus nur ? Mitgliedern. Der Oberst Graf Louis Pourtalds wurde Präsident.
Es wurden ferner vier Ministerial-Abtheilungen für die Finanzen, das Militär, das Innere und die Justiz und Polizei gebildet. Jede dieser Ubtheilungen bestand aus einer ihre Angelegenheiten berathenden Delegation von 5—6 Mitgliedern. Somit war die Eiecutiugewalt durch den preußischen General reformirt, und es lag auf der Hand, daß diese Reform gegen die Revolution gerichtet war.
Jetzt wollte man zur Verhaftung der Hauptführcr der Erpedition gegen das Schloß schreiten, dieselben begaben sich jedoch nach Doerdon in Sicherheit und bildeten das NevolutionsconM, welches später einen zweiten Aufstand versuchen sollte.
General von Pfuel schritt seinerseits zur Organisation einer regulären nud permanenten Truppe, bestehend aus 11nfanteriebataillon, 1 Cnrnbiniers-Compagnie, 1 Vatterie, welche aus den royalistischen Gebietsteilen recrutirte und vorzugsweise von adligen Offizieren commandirt wurde. Der ganze Theil des Landes, in welchem der Royalismus fast ausschließlich domiuirte, d. h. Val-de-Ruze, die Thäler der Sayne und des Ponts, die Bevölkerungen von Vreuine, Ligritzres, Landeron:c. wurden neu gezählt, bewaffnet, mit Munition versehen und in Compagnien und Bataillone eingetheilt. Die Zugänge der Stadt NeufcbMel wurden mit Barrikaden und diese mit Geschützen armirt. Basel streckte einige lOOMO Francs vor, und derart gerüstet und vorbereitet konnte die Regierung die Ereignisse abwarten. Auch wurden in alle Communen Commissare geschickt, welche Erklärungen der Unterwerfung unter die Autorität des Königs aufnahmen; und einer Anzahl von Notabeln des Val-de-Travers wurden schriftliche Fragen über die Ursachen der Mißstimmung, unter der das Land litte, und über die Mittel zu ihrer Beseitigung zur Beantwortung vorgelegt.
Die Presse des Landes theilte sich damals in das liberale ^oui-n»I cts UenlobLtsI und den royalistischen ^ouLtituticmsl iikutotMsloiZ.
Trotz der mit dein Eintreffen Pfuels erfolgten außerordentlichen Verstärkung der Negierungsgemalt ließ sich das Comit6 von Iverdon, dessen Mitglieder an der Absicht, sich die Rückkehr in's Vaterland frei zu machen, festhielten, nicht einschüchtern. Sie rechneten auf den ihnen versprochenen Zuzug von Freicorps aus den Cantonen Genf, Wandt, Bern :c. und daß diese Cantone diesen Freicorps Waffen nud Munition liefern und deren Einmarsch in das Nenfchüteler Gebiet ein Triumphzug sein würde. In der That wurde im Canton Wandt unter der Leitung eines gewissen Bonrguin, der eine verrätherische Rolle spielte, ganz offen eine Freitruppe gesammelt, und es bleibt unerklärlich, weshalb NeufckMel die Regierung des Cantons nicht znr Verhaftung des Comics von Iuerdon anfforderte.
Zu dieser Zeit trat die gesetzgebende Versammlung Neufchütels wiederum zu einer Session zusammen, die dadurch vou besonderer Be-

deutuug wurde, als sie die Oppositionspolitik Neufchutels gegenüber dem Bundestage inaugnrirte, welche, 16 Jahre hindurch aufrecht erhalten, zum Sturz seiner Negierung führen sollte.

In dem Streite zwischen Basel Stadt und Basel Land hatten NeufckMel und in seinem Gefolge die kleinen Cantone den Standpunkt eingenommen, daß die durch die Verfassung garnntirten Privilegien der Stadt Basel aufrecht erhalten bleiben sollten. Von da ab stimmte NeufckMel stets mit den kleinen Cantonen in der Opposition gegen alle liberalen Maßregeln der Majorität der Bundesversammlung überein.

Die Session war ferner bemerkenswert!) dadurch, daß liberale Abgeordnete von dem neu geschaffenen Militär insultirt wurden und in Folge dessen die meisten derselben die Stadt verließen. Die Truppen des Bundes, deren Hilfe von der Negierung abgelehnt wurde, verließe» ebenfalls die Stadt und das Land, und die erstere gedachte mit einem eventuellen Aufstande allein fertig zu werden. Mitte December wurde das zweite Unternehmen der Aufständischen in Scene gesetzt. Die Theilnehmer waren nnr mehrere hundert Köpfe stark, darunter zweihundert Arbeiter aus Genf, welche jedoch, in Morges angelangt, bereits entwaffnet wurden. Die übrigen Abtheilungen der Aufständischen wurden überall geschlagen, zerstreut oder gefangen genommen. Die ronalistische Partei verfügte ihnen gegenüber über 2500—3000 gut bewaffnete und organisirte Truppen, welche nnter der Leitung des General von Pfuel au allen Punkten siegreich vordrangen. Die liberale Partei war nunmehr besiegt und ohue Hilfsquellen, ihre Chefs zerstreut, einige Hundert der Ausständischen gefangen, und eine ähnliche Anzahl nach den benachbarten Cantonen und Frankreich geflüchtet. Die Negierung schritt zur Bestrafung der Schuldigen. Zahlreiche Verhaftungen und Verurteilungen fanden statt. Die aufständischen Districte erhielten Truppe» in's Quartier. Einer der Hauptleiter des Aufstandes, Noessinger, wurde zum Tode verurtheilt, jedoch begnadigt und nach Ehrenbreiteustein transportirt.

Die Negierung kam nunmehr auf das bei dem ersten Aufstaude mit den, Schlosse zu übergebende Kriegsmaterial zurück und verklagte die Chefs der Aufständischen auf einen Schadenersatz von 150000 Francs für entnommenes und bei Seite geschafftes derartiges Material. Diese Klage erregte von Neuem böses Blut, sie gelangte übrigens nicht znr gerichtlichen Anerkennung. — Die Belohnungen für die erfolgreiche Niederwerfung des Aufstandes bestanden in der Ernennung des Generals von Pfuel zum Generallieutenant, der Verleihung des rothen Adlerordens an die thätigsten Royalisten und in der Prägung und Austheilung einer silbernen Erinneruugsmedaille. Die Bürgerschaft von Nalangin erhielt zwei bespannte Geschütze nebst der Munition zum Geschenk. Den Bewohnern der besonders treuen Ortschaft Plauce wurde ein Abgabenerlaß bewilligt.

Die Neaction erhob in Neufchiitel mächtig ihr Haupt, und im Januar 1832 entstand sogar eine Bemessung, welche auf den Austritt aus dem Schweizer Vunde und völlige Einverleibung in Preußen, jedoch mit der Bedingung der Neutralität im Kriegsfall, abzielte. Die Bürgerschaft vou Valangin erließ eine Adresse in diesem Sinne an den Gouverneur General von Pfuel, uud ihrem Beispiele folgten die ineisten Commune«. Die gesetzgebende Versammlung ihrerseits discutirte eine Adresse an den König, in welcher die Eröffnung von Unterhandlungen über den Austritt Neufchlltels aus dem Schweizerbuud verlangt werden sollte. Die Adresse wurde fast einstimmig angenommen, sie hatte jedoch kein anderes Resultat, als daß der preußische Geschäftsträger in Bern eine bezügliche Note übergab. Dieselbe bildete kaum den Gegenstand der Discnssion im Bundestage, so wenig ernst nahm man diesen Schritt.
Die aus den Ereignissen von 1831 hervorssegangene Negierung hatte eine weit gesichertere und geachteter« Position wie die frühere. Ein großer Theil der Neufchüteler Bevölkerung war von rein legitimistischen, den Liberalen abholden Gesinnungen durchdrungen, und die demokratischen Principien der schweizer Cantone galten als anarchistische. Dieser Zustand der Gemüther dauerte vou 1831—1847. Allein die Thatsachen, die sich in dieser Periode vollzogen, sind von Wichtigkeit. Es fanden mehrfache Verfolgungen statt-, die geringste Demonstration der Liberalen im Sinne ihrer Partei wnrde streng geahndet. Die Neuerung benutzte die alljährliche kurze Anwesenheit des Gouverneurs General von Pfuel, um die Nonnlisten in den gut ssesinnteu Districten Nevue passiren zu lassen, und zu Ansprachen, in denen die Niederhaltunss der Liberalen empfohlen wurde. Die Isolirung, in welcher sich die monarchische Nessierunss von NeufckMel im Schweizer Bunde befand, drängte dieselbe dazu, Alliirte zu suchen und die in der Schweiz auftretenden Contrereuolutionen und die aristokratischen Negierungen überall, wo sie sich erhalten hatten, zu unterstützen. NeusMtel bildete daher mit den kleinen Lantonen eine Liga gegen die Entscheidungen der Bundesversammlung und unterstützte sogar einen Contrereuolutionsversuch in Bern durch Lieferung von Patroueu.
Hinsichtlich der Neformen, weis)« das Land verlangt hatte, wurde eine Commission zusammenberufen, die sich den Anschein gab, das Möglichste zn thun, und sehr wenig that und die veraltetsten Gesetze, wie z. V. das der Haftbarkeit der Kinder für die Schulden der Väter und andere bestehen ließ. Es entstanden nur sehr wenige nnd ziemlich unbedeutende Gesetze, wie das über das Hypothekenwesen, über die Verfolgung von Schulden und einige Handelsgesetze, sowie ein Gesetz über streitige Güter und ^nllitsnchen nnd über das gerichtliche Verfahren.
Inzwischen wurden die in der gesetzgebenden Versammlung «acant werdenden Plätze einer nach dem andern von Nonalisten eingenommen, dagegen gelang es den Liberalen, einen ihrer bedeutenderen Männer in

die gesetzgebende Versammlung zu bringen. Es war Ieanrenaud-Besson, der dort die Führung der Partei übernahm.

In den nächsten Jahren traten die Nnndesangelegenheiten uor denen des Cantons mehr in den Nordergrund, und Neufchutel stellte sich bei den Baseler und Schwyzer Händeln und der Revision der Bundesverfassung auf den Standpunkt der Priuilegirten und der Stabilität. Es schloß sich jedoch der Convention von Sarnen und dem aus derselben hervorgehenden kurzen Bürgerkriege innerhalb des Schmeizerbundes an, die NeufckMeler Negierung wurde aber durch den bei demselben erlittenen Echec stark compromittirt nnd entschloß sich, bei dein Könige einen liefen Versuch zum Austritt aus dem Schweizer Bunde zu machen. Inzwischen' drohte der Bund trotz des Protestes des preußischen Gesandten, KAM Mann Truppe» nach NeufckMel zu schicken, wenn dessen Abgeordnete nicht in der Bundesversammlung erschienen, worauf die Neufchüteler Negierung nachgab und die Deputirten absandte.

Unterdessen begann sich die liberale Partei zu regen und sandte eine mit den Unterschriften von 3<M> Wählern versehene Petition an den König, in welcher der Verbleib NeufckMels im Schweizer Bunde erbeten wurde. Eine in demselben Sinne gehaltene Petition wurde gleichzeitig an die Bundesversammlung gerichtet, uud es war von Bedeutung, daß sich bei diesen Petitionen die Hälfte der Wähler Neufchätels als liberal manifestirte. Es war vorauszusehen, daß weder der König, noch der Schweizer Bund auf das Verlangen der Petition eingehen würden. Friedrich Wilhelm III. lehnte ebenso wie die Bundesuersammluug dasselbe ab und ertheilte auf das Verlangen der „Patrioten" die bemerkenswerthe Antwort, daß er keine andere Majorität wie die gesetzlich durch die gesetzgebende Versammlung zum Ausdruck kommende anerkennen könne.

(»chlüs! füll,!,)

Roman, Drama und Musikdrama.

von
Gerhard Schjelderup.
München. —

I.

^' Musik hat sich nach und nach, besonders im lebten Jahrhundert, einen hervorragenden Platz im geistigen Leben der Nationen erworben. Und doch ist es merkwürdig, wie wenig Verständnis; das eigentliche Grundwesen dieser Kuusl selbst bei großen Denkern gefunden hat, deren überlegener Blick die zahllosen sonstigen Erscheinungen des Lebens scharf beobachtete.

Die größten Philosophen haben die sonderbarsten Ansichten ausgesprochen, wenn die Rede von der Musik war, und sogar Schopenhauer, der tiefer als die Meisten gesehen und eine hochinteressante Charakteristik der Musik gegeben hat, nennt als praktisches Beispiel seiner Theorie Rossini, den Sänger des oberflächlichen Genusses, während seine Definition eher eine tiefsinnige Erklärung der großen Wagner'schen Dramen zu sein scheint. — Nicht nur Philosophen, sondern auch berühmte Dichter verhalten sich fremd, ja sogar gleichgültig gegeuüber einer Aeußerung der Schöpferkraft des menschlichen Geistes, welche ihrer eigenen Kunst ganz nahe verwandt ist. — Ein weltberühmter dramatischer Dichter, der viele Jahre in Süddeutschland gelebt, erwiderte ganz trocken, als ich ihu fragte, ob er je in Bayreuth gewesen: „Nein, ich bin unmusikalisch." Auf diese Weise meinte er genügend entschuldige« zu können, daß er so wenig Sin» für eine, die ganze dramatische Knust interessirende hochwichtige Reform gehabt. Er wußte überhaupt Nichts uou den Wagner'schen Ideen und Werken. — Als mir ein junger, begabter Berliner Schriftsteller seiue Begeisterung über „Bajazzo" äußerte, fragte ich ihn ganz erstaunt: „Wie köunen Sie, ein

wahrer Dichter, ein Werk loben, in dem kaum eine Spur von Charakteristik und wirklicher Vertiefung des menschlichen Seelenlebens zu finden ist? Alles ist doch nur rohe äußere Handlung, eine Art Stiergefecht, nm ciuilisirte Barbaren zu ergötzen." „Mein Gott, mehr verlangt man doch nicht von einer Oper," lautete die überlegene Antwort. — Ich könnte zahlreiche ähnliche Beispiele nennen, was um so merkwürdiger erscheint, weil gerade unsere jetzigen Dichter in jedem Augenblick von Wissenschaft sprechen. Denn die Wissenschaft lehrt den Zusammenhang aller Phänomene, und ebenso wenig wie ein Chemiker, der keine Ahnung von Physik hätte, denkbar wäre, ebenso wenig dürfte ein „wissenschaftlicher" Dichter es unterlassen, das Wesen der Munt und ihre Bedeutung für den allgemeinen künstlerischen Ausdruck genau zu studiren.

Alle Künste hängen fest zusammen, und es ist kaum möglich, die Grenzen genau anzugeben. Nur wenn ein Künstler tiefgehende Kenntnisse von den Gesetzen aller Künste, ja des ganzen Mechanismus des menschlichen Geistes erworben hat, wird er sich eine klare Vorstellung von seiner Specialkunst und von der Rolle machen können, welche diese im Culturleben der Völker spielt.

Die Absicht dieser Abhandlung ist vor Allem, die mächtige Kunstgattung des Musikdramas genaner zn beleuchten, von welcher viele fein gebildete Menschen leider kaum eine Ahnung haben. Das Musikdrama*), Wagners großartige Schöpfung, ist zwar die letzte Erscheinung auf deni künstlerischen Gebiete und deshalb am wenigsten erkannt und verstanden. Aber daß die alten, hochernsten Opern des großen Meisters oft unglaublich oberflächlich beurtheilt werden, ist wahrhaft eigenthümlich.

Um die künstlerische Bedeutung des Musikdramas der allgemeinen Litteratur gegenüber darzulegen, niuß ich die Hauptformen moderner Dichtkunst, Noman nnd Drama in kurzen Zügen charakterifiren. — Diese beiden Kunstgattungen haben ja in unserer Zeit die lyrische und epische Dichtung ganz in den Hintergrund gedrängt. — Die lyrische Poesie hat sich der verwandten Musik gegenüber nicht halten können, deren reicheres Gewand sie anziehen muß, um Wirkung auf größere Massen auszuüben. Die lyrische Kunst hat in unseren Tagen, wenn sie ganz allein steht, nur ein kleines Publicum, ungefähr wie die Nadirungen, Kupferstiche, Zeichnungen. Die meisten Menschen verlangen reiche Farben und plastische Formen. Auch

*) Diese Benennung hat Wagner selbst wenig befriedigt, wie er es in der Ab» Handlung „lieber die Benennung Musikdrama" ausgedrückt hat. Doch wir haben eben leine andere, nnd die kritischen Bemerkungen Wagners treffen bei anderen Benennungen (Oper, Drama :c.) eben so wohl zn. Doch jeder Mensch weih, welche Musikgattung mit dein Wort Musikdrama gemeint ist. Und das Ist doch wirtlich, trotz allen philologischen lziörterungen, die .Hauptsache.

ist unsere Zeit mit ihre», rastlosen Jagen, ihren Eisenbahnen, Telegraphen und Telephonen wenig günstig für lyrisches Dichten, das anschauend und träumend ist, während die heutige Zeit vor Allem Handlung fordert.

Das alte Epos ist beinahe ganz in den Roman anfgegcmgen, der eine viel biegsamere, reichhaltigere Entwicklung der epischen Dichtung bildet. Der Roman hat nämlich sowohl lyrische als dramatische Elemente in sicl, aufgenommen. Jüngere Dichter haben Novellen, ja sogar Romane geschrieben, wo dramatische Formen vorherrschen. Der Roman hat dadurch einen Formreichthum, ein Leben und eine Beweglichkeit gewonnen, die früher unbekannt waren. — —

Das Hauptziel der Dichtung unserer Zeit ist: das menschliche Leben in äußeren nnd vor Allem inneren Erscheinungen zu schildern. Die Seelenanalyse spielt in Roman wie in Drama die Hauptrolle. — Der Roman besitzt im Vergleich zu dem Drama neben Vortheilen auch bedeutende Nachtheile. Gerade dies Verhältnis; muß ich eingehender schildern, da es sehr viel Bedeutung für das Verständniß des Musikdramas hat. — Die Vortheile der Nomanform sind folgende: eine größere Auswahl von Formen, epischen, lyrischen und dramatischen, die Gelegenheit zur Vertiefung in's menschliche Seelenleben durch längere philosophische Untersuchungen, da der NoniamSchriftsteller über seinen Personen steht, sie nicht nur reden und handeln läßt, sondern sich wie ein Gott in ihr Innerstes vertiefen, ihre intimsten oft unbewnßten Stimmungen beobachten, die feinsten Bewegungen der Fibern ihres Seelenlebens nnalysiren kann. Dadurch entsteht ein ergreifendes Bild vom Charakter und von der Entwicklung der im Romane auftretenden Menschen. Auch hat der Roman-Schriftsteller Gelegenheit, das Milieu, worin die Handlung vorgeht, mit der ganzen Gluth seiner Begabung zu malen und zwar mit einer Umständlichkeit, welche nur die Nomanform erlaubt. Dazu kommt noch, daß die Ausdehnung eines Romans beinahe nur durch das Talent des Verfassers und den Gehalt des Stoffes begrenzt wird.

Der geniale Nomcindichter verläßt oft die epische Grundform der Gattung, giebt seiner tiefen Leidenschaft, seiner Lebensfreude, seine»» Schmerz in echt lyrischen Ergüssen Ausdruck und webt lebhafte dramatische Episoden in sein Gewebe ein. — Dadurch erhält das ganze Bild einen hohen Grad von Leben, eine üppige Farbenpracht, einen großartigen Neichthum feiner und tiefsinniger Seelenstudien. Die Vortheile des Romans sind also in, Wesentlichen folgende:

eine beinahe unbegrenzte Zeitdauer, großer Formenreichthnm, eine größere Gelegenheit zur Vertiefung des Seelenlebens der handelnden Personen, zur Analyse ihrer verborgensten Charakterzüge, als im Drama möglich ist, da dies in Zeit wie in Form eng begrenzt ist und bei Weite», keine so reiche Gelegenheit zu einer psychologischen Entwickelung bietet wie der Roman.

Doch das Drama besitzt auch große Vortheile, die seine Schwächen weit überragen nnd diese Kunstform bedeutend wirkungsvoller inachen als den Roman. Zuerst werden wir die Schwierigkeiten betrachten, womit der Dramatiker zu kämpfen hat. — Das Drama hat in unserer europäischen Kunst in der Regel höchstens 4—5 Stunden zur Verfügung. Das Passionsspiel in Oberammergau bildet einen interessanten Ueberrest des mittelalterischen Dramas, das oft in mehreren Tagen gespielt wurde. Der dramatische Dichter muß also in verhältnißmäßig kurzer Zeit dasselbe, ja ein viel größeres Resultat erreichen, als der Roman-Schriftsteller. Er muß verstehen, durch eine klare, fest gebaute Handlung Charaktere zu zeichnen, sie nach den Gesetzen des Lebens zu entwickeln und dadurch wunderbare, oft verborgene Schätze des menschlichen Gemüths- und Gedanken-Lebens zu offenbaren. Er muß verstehen, seine Zuhörer zu ergreifen, ihr Nachdenken zu erwecken, ihnen neue überwältigende Eindrücke zn geben. Und dies Alles innerhalb der engen Grenzen der dramatischen Form, welche der moderne Dramatiker nur in einzelnen, stark motivirten Augenblicken zu brechen wagt, wenn er sich einen kurzen Monolog (wie in Hedda Gabler) erlaubt, wodurch uns die handelnde Person in einem günstigen Augenblick in ihr verborgenes, dunkles Seelenleben hineinschauen lassen kann. Denn die Zeit der alten bequemen Monologe, als uns noch der Held in langen Selbstgesprächen die intimsten Geheimnisse seiner Seele mittheilte und sicb in langen weitschweifigen lyrischen Schwärmereien ergoß, ist unwiederbringlich vorbei. Jedenfalls gilt dies von dem Wortdrama, während das phantastischere Musikdrama in dieser Beziehung conseruativer erscheint. Auch die epische Form ist innerhalb bestimmter Grenzen verwendbar. Eine Erzählung, eine Schilderung von den Erlebnissen oder vom Gedankenlebeu einer der handelnden Personen darf von Zeit zu Zeit vorkommen; doch übt die dramatische Form einen sehr strengen Zwang aus und giebt den lyrischen und epischen Elementen nur wenig Spielraum. Im Drama wird die psychologische Entwickelung nothwendigerweise kürzer und zusammengedrängter als im Roman und kann nicht dieselbe Intimität besitzen, wie in einer Kunstgattung, wo der Dichter nach Belieben als kritischer Beobachter auftreten kann, um uns die geheimsten Züge im Seelenleben seiner Helden zu entdecken. Wie oft zeigen wir uns in Gesprächen mit Anderen ganz so, wie wir sind, wie oft geben mir unser tiefstes Wesen den indiscreten Blicken anderer Menschen preis? Und da das Drama in der Regel an die Form der Gespräche gebunden ist, können die handelnden Personen nur in einzelnen besonders bewegten Augenblicken die Gelegenheit bekommen, uns ihr Innerstes zu offenbaren, und selbst dann geht Alles so schnell vorwärts, die Gelegenheit ist so begrenzt, daß wir nur im Stande sind, einen flüchtigen Einblick in's wirkliche Wesen eines Menschen zu werfen, den wir oft viel genauer keniien lernen möchten. Zwar haben es erhabene Meister verstanden, uns großartige Tiefen des inneren menschlichen Lebens

in dramatischer Form zu zeigen; doch so ausführlich wie der Nomandichter kann und darf der Dramatiker nicht malen, und gerade deshalb werden in den dramatischen Werken, welche die größte Tiefe besitzen, die meisten verschiedenartigsten Erklärungs-Hypothesen aufgestellt werden. Die Dramen von Shakespeare und Ibsen können hier als Beispiel dienen. Diese beiden Schwächen werden zwar im höchsten Grade vermindert durch: die lebendige Darstellung auf der Bühne. Die Handlung des Dramas geht vor den Augen der Zuschauer vor sich, während der Roman nur gelesen wird, also ganz andere Forderungen an die Phantasie stellt. Milieu, Stimmungen, Beleuchtungen, die handelnden Personen selbst. Alles ist in concreter Lebendigkeit da. Bei einer guten dramatischen Aufführung vermag der Schauspieler, durch seine Mimik, durch verständnißvolles Eindringen in den Charakter seiner Rolle, der Darstellung das Gepräge des Lebens zu geben, während die Personen des Romanos nur in der Vorstellung des Lesers eine ähnliche plastische Kraft erreichen, wenn dieser fähig ist, die notwendige Mitarbeit zu leisten. Die Genialität des Schauspielers vermag also in hohem Maße, jenen Mangel des Dramas auszugleichen, der darin besteht, daß die psychologische Entwickelung im Vergleich mit derjenigen des Romans kurz sein muß und nur in großen kräftigen Zügen gezeichnet werden kann. Durch Ausdruck, Haltung und Bewegung, Mienenspiel, Modulation der Stimme kann der Schauspieler unzählige Feinheiten in der Charakterentwickelung enthüllen, welche der Verfasser nur durch einzelne Züge anzudeuten vermochte. Folglich muß dein Schauspieler eine bedeutende Freiheit zugestanden werden, und es ist gar nicht zu verhindern, daß seine Auffassung der Rolle in so vielen Punkten von der des Verfassers abweicht. Dies ist, wie wir später sehen werden, im Musikdrama viel weniger der Fall. — Wenn ein Drama geniale Darsteller findet, kann der Verfasser ruhig auf sie bauen, ob er auch selbst nicht in allen Beziehungen mit der Auffassung seines Werkes einverstanden ist. Ein großer Darsteller kann nämlich oft klarer sehen als der Dichter selbst, der das Drama geschrieben hat. — Aber leider ist Mittelmäßigkeit, ja Tnlentlosigkeit die allgemeine Erscheinung auf der Bühne. Eine wirkliche Schauspielerbegabung ist außerordentlich selten. Eine schlechte Aufführung ist aber weniger als gar keine. Folglich wird das Drama die großen Vortheile nur ausnahmsweise genießen können, welche ihm die lebendige Darstellung verschafft. Ich werde später nachweisen, daß das Musikdrama eher im Stande ist, eine mittelmäßige Aufführung zu ertragen, und wenigstens nicht in dem Grade von den Hauptdarstellern abhängt, wie das Wortdrama. Dagegen ist ein gutes Orchester im Musikdrama ganz unentbehrlich.

Der zweite Hauptvortheil des Dramas dem Roman gegenüber ist die viel lebendigere Haltung, welche im Drama nothwendig entsteht, theils dnrch die größere Beweglichkeit der Gespwchs-Form, theils durch die Concentration und raschere Entwickelung der Handlung, welche der kurze Zeit-

räum, worin sie sich abspielen muß, selbstverständlich erfordert. Auch passen in der Regel gerade die lebensvollsten Sceuen an: meisten für die Bühne, und die kräftige Steigerung der Vorgänge ist im Drama noch viel nothweudiger als im Roman, da viele stillstehende und raisonnirende Sceuen, welche im Roman gut wirken, auf der Nühue unmöglich sind, weshalb ein guter Dramatiker solchen zu entgehen sucht. Aus diesen Gründen wirkt das Drama schon beim Durchlesen bedeutend mehr als der Roman.

Die Vortheile des Romans sind also:

Ein größerer Formenreichthum, die größere Unabhängigkeit des Dichters den handelnden Personen gegenüber, deren inneres Leben er in langen psychologischen Analysen nntersuchen kann, die beinahe unbegrenzte Zeit, welche die Nomanform gestattet. — Die Vortheile des Dramas sind dahingegen: „Die lebendige Darstellung auf der Bühne, die zusammeugedrängte (äußere und innere) Handlung, welche die Wirkung in einem gut gebauten Drama außerordentlich steigert.

'I.

In kurzen Zügen habe ich nachzuweisen versucht, welche Vortheile und Rachtheile die Kunstgattungen des Nomaus uud des Dramas besitzen. Wie eine neue, in unseren Tagen entstandene Kuustform die wesentlichsten Vortheile beider Kunstgattungen vereinigt, ohne in besonderem Grade an ihren Mängeln zu leiden, werde ich im Folgenden näher entwickeln. Doch ehe ich zum Musikdrama übergehe, muß ich eiue früher entstandene, noch herrschende Form dramatischer Musik erwähnen, ich meine: die Oper.

Wie bekannt, war schon das griechische Drama des Alterthums eine Art Musikdrama d. h.: ein großartiges Zusammenwirken von Dichtkunst, Musik und Schauspielkunst. Die Sagen von der außerordentlichen Wirkung dieses Dramas auf ein hoch begabtes Künstleruolk hatten sich durch die Zeiten erhalten, und als die Renaissance Begeisterung für die antike Kunst erweckte, war es ganz natürlich, daß man auch den Versuch machte, das alte Drama wieder zu beleben. Die Entstehung und Entwickelung der „Oper" zeigt aber, wie wenig Verständniß vom Drama der Hellenen man damals besaß. Das griechische Drama entstand auf natürlichem Boden als die schönste Blume der künstlerischen Entwickeluug eines hoch begabten Volkes, während die Oper eine künstliche Pflanze war, in der ungesunden Treibhausluft der italienischen Höfe entstanden. Die Fürsten der Renaissance waren gleichzeitig grausame Barbaren uud rafsiuirte Kunstgönner. Dieser scheinbare Gegensatz kann nur dadurch erklärt werden, daß man annimmt, daß dieses Kunstuerständniß nur äußerlich war: die farbenprächtige Malerkunst, die männliche Bildhauerkunst, die imposante Architektur waren für diese Fürsten im Großen und Ganzen nur Mittel zuni rafsinirtesten Lebensgenuß. Gewöhnlich wurden die hohen Mäcenaten

mehr vom Sinn für Pracht und Ueppigkeit geleitet als vom wahren Kunstsinn, so wie man heutszutage die schöne Eigenschaft auffaßt. Lebensgenuß unter allen Formen war das Ideal dieser glänzenden Gesellschaft. Die drei schon erwähnten Künste konnten theils auf dem festen Grund einer langen, geschichtlichen Entwickelung (Maler- und Bildhauerkunst), theils auf bestimmten Überlieferungen und gut erhaltenen Werken (Architektur und Bildhauerkunst) bauen. — Die Oper hingegen entstand plötzlich, ohne Zusammenhang mit der früheren (contrapunktischen) Entwickelung der musikalischen Kunst und konnte sich nur auf äußerst unbestimmten und miftuerstandenen Traditionen vom antiken Drama stützen. Sie wurde gleich von Anfang an eine geschickt erfundene Zerstreuung für die üppigen und verdorbenen Höfe der Renaissance-Zeit. Neben einer auf rem sinnliche Wirkungen berechneten Musik spielte die Tanzkunst eine immer größer werdende Rolle. Zwar hatte sich Pen, der Schöpfer der Oper, höhere Ziele gestellt, aber das Bewußtsein von diesen ging nach und nach, trotz einzelnen Reformatoren, ganz verloren, bis endlich Meyerbeer die Oper dem Geschmack des bourgeoisen Publicums anpaßte, wodurch sie jedes aristokratische Gepräge vollstäudig einbüßte. Die Oper hatte nur einzelne Äußerlichkeiten dem griechischen Drama entlehnt, ohne die innere Harmonie und das hohe künstlerische Streben dieser edlen Kunstgattung zu ahnen. Im Volte hatte sich zwar eine richtigere Auffassung der dramatischen Kunst im Stillen erhalten. Die noch bestehenden Passionsspiele in Oberammergau nähern sich dein antiken Drama viel mehr als die Oper und die unter ähnlichen Verhältnissen entstandenen französischen Tragödien. Bei den Griechen war das Drama Alles, die verschiedenen Künste mnßten sich der dramatischen Handlung unterordnen, der dramatischen Idee dienen. In der Oper trat schon von Anfang an das Drama ganz in den Hintergrund, und die berauschende, jüngst entdeckte Musik bemächtigte sich in jugendlichem Uebermuth des Regiments, welches sie nur bisweilen mit der üppigen Tanzkunst theilte. Die Bühnentechnik entwickelte sich allmählich in hohem Grade, und die Oper wurde mehr und mehr eine Art Ausstattungsstück, etwa wie die Feerieu unserer Zeit. Doch die Musik behielt, wie gesagt, die höchste Macht. Die Dichtkunst spielte dabei eine klägliche Rolle^ mußte sich den wechseluden Modeformen der Musik gäuzlich unterordnen und verlor in den sogenannten „Libretti" jede Bedeutung. Da nun eine erhabene Musik schwerlich entsteht, wenn der Musiker trockene, läppische Texte behandeln muß, giebt es folglich außerordentlich wenig Opern, die großen Kunstwerth wirklich besitzen. Viele Lomponisten kümmerten sich nur wenig um die Terte und musicirten nach bestem Vermögen so, wie die Mode es gerade verlangte. Dadurch entstand eine uuglaubliche Oberflächlichkeit, welche deu Grundcharakter der meisten Opern bildet. Die großen Künstler litten tief uuter diesen Verhältnissen. Vor Wen versuchte Gluck Reformen einzuführen und erhob die Oper zu einer früher nie ge-

kannten künstlerischen Höhe, indem er viel Gewicht auf das dramatische Element legte und eine edle, natürliche Declamation einführte. Er blieb aber leider auf halbem Wege stehen, indem er die conventionellen Musikformen ungestört beibehielt, welche jede Inspiration schon in der Geburt ersticken mußten. Denn welcher wahre Dichter kann ohne Ekel Arien, Duette, Ensembles, Necitntive :c. Alles nach vorausgegebenen willkürlichen Regeln schreiben?

Gluck, Mozart, Beethoven, Möhul, Spohr, Marschner:c. schufen, wie bekannt, die edelsten Werke auf dein Gebiet der Oper, aber Niemand wagte mit den alten auf falscher Grundlage ruhenden Traditionen zu brechen.

Erst Wagner erschien als der große Reformator, der das Musikdrama auf derselben Basis aufbaute, worauf das Drama der Helleuen in alten Zeiten ruhte. — Doch schon bei den genannten Opern-Comvonisten waren neue Keime vorhanden, und ihre Werke haben eine Tiefe und Größe, die man bewundern muß. Schou diesen Meisterwerken gegenüber ist die im Anfang meiner Abhandlung angeführte Aeußerung („so was verlangt man doch nicht von einer Oper") ganz sinnlos. Hier findet man schon tiefe Gefühle, erhabene Gedanken, feine Stimmungen und tüchtige Charakteristik, ja oft eine einfache, nicht uninteressante Handlung von einer bedeutenden dramatischen Wirkung. — Die psychologische Feinheit der Charaktere, welche die freien Formen unserer Zeit ermöglichen, und welche auch mit der allgemeinen Entwickelung des menschlichen Geistes im letzten Jahrhundert in Zusammenhang steht, kann man freilich von den alten Meistern nicht verlangen. Beethoven, der sich in seiner Instrumentalmusik in das menschliche Innere vertieft wie kaum ein anderer Künstler, fühlte sich in „Fidelio" zu gebunden und wagte nur in einzelnen genialen Augenblicken mit den alten Traditionen zu brechen. Doch ist die herrliche Gestalt von „Leonore" ein schönes Zeugniß für Beethovens Talent, wo es sich um dramatische Charakteristik handelt. Trotzdem hat Beethoven noch viel mehr durch seine Instrumentalcompositionen das Musikdrama vorbereitet, welches ohne ihn beinahe undenkbar wäre. Wagner hat dies selbst nachgewiesen, sowohl in „Oper und Drama", „Beethoven" und anderswo in seinen Schriften.

Ein anderer Instrumentalcompunist Verlioz hat auch in dieser Beziehung einen großen Einfluß geübt, da er die alten Formen ganz niederbrach und die unendlich ausdrucksvolle Orchesterbehandlung unserer Zeit schuf.

Leider wurde das Licht, welches von den großen Meistern strahlte, bald durch spatere Modecomponisten verdunkelt, deren Hauptzweck war, dem Publicum zu gefallen. Diese haben alle die schlechtesten Eigenschaften der alten Opern beibehalten, während sie die Formen nur soweit änderten, wie die Mode es verlangte: die alte Suppe nur mit Iuthat von allerlei pikanten Gewürzen. Jene Musiker haben den Geschmack in einem solchen Maße verdorben, daß die »leisten Menschen nur eine angenehme Zerstreuung von der Oper verlangen, d. h.: platte, leicht faßliche Melodien, eine pikante

drastische Handlung, so wenig „beschwerliche" Gedanken und Gefühle wie möglich, kurz die größte Oberflächlichkeit in System gesetzt. Glücklicher Weise besitzen wir in Wagners Werken die herrlichsten Monumente der Kunstgeschichte, welche hoch über vorübergehenden Moderichtungen hervorragen. Je mehr sich das Hrständniß dieser Schöpfungen verbreitet, desto nichtiger werden die erwähnten Modeproducte erscheinen.

III.

Das Musikdrama ruht auf einem unangreifbaren Fundament: freies Zusammenwirken der verschiedenen dramatisch verwendbaren Künste. Nur derjenige, der versteht, der Kunst ihren rechten Platz anzuweisen, wird ein Meisterwerk dieser Gattung schaffen, welche größere Forderungen als irgend eine andere stellt. Das Musikdrama besitzt alle Vortheile des Wortdramas: die lebendige Darstellung auf der Bühne, die starke Concentration der Handlung, die aus diesen Gründen entstandene gewaltige Wirkung. Dazu kommt noch, daß die Dichtung nicht mehr allein steht, sondern von einer Kunst gestützt wird, welche vor allen anderen Künsten das menschliche Gemüth zu ergreifen, vom täglichen Gewohnheitsleben loszureißen vermag, nämlich: der Musik. Dadurch wird die Wirkung des Dramas im unglaublichsten Maße erhöht. — Auch wird der Dichter zu noch schärferer Kürze und Bestimmtheit im Ausdruck gezwungen, als es im Wortdrama der Fall ist, da die Musik bedeutende Verlängerungen mit sich führt. Die gesungene Deklamation ist im Allgemeinen langsamer als die gesprochene. Die Musik tritt auch oft ganz allein auf und trägt gerade dadurch zur Natürlichkeit der Handlung bei, während der Wor.tdramatiker gewöhnlich folchen Scenen aus dem Wege geht, wo er allein auf den Darsteller bauen muß. Wie wunderbar kann es z. B. wirken, wenn in einer Liebesscene das ewige Hin- und Herreden, welches das Wortdrama charakterisirt und es von der Wirklichkeit entfernt, von einer stummen Scene unterbrochen wird, wo nur das Orchester die zärtlichen Gefühle ausdrückt, welche auch in« wirklichen Leben gerade in der tiefsten Verzückung die dürftige Ausdrucksweise der Worte verschmähen?

Diese Knappheit der Dichtung hat zwar den Vortheil, daß die Handlung in einem gut gebauten Musikdrama rascher vorwärts schreitet als im Wortdrama; doch scheint auf der anderen Seite die Kürze der musikdramatischen Dichtung weniger Gelegenheit zur Vertiefung und Entwicklung der Lharaktere zu geben, als es im Wortdrama geschehen kann. Aber gerade in dieser Hinsicht spielt die Musik eine merkwürdige Rolle, wovon die alten Operncomponisten nur in einzelnen genialen Augenblicken eine Ahnung hatten. Die Musik ist nämlich mehr als irgend eine der andern Künste eine psychologische Kunst. Sie versteht unendlich besser als die Dichtkunst, die Stimmungen der Seele in ihren wunderbar feinen Schattirungen und Uebergängen zu malen. Es ist kein Zufall (Zufälle giebt es überhaupt

nie in der Welteutwickelung), daß die Musik die jüngste Kunst ist und daß sie gerade in den zwei letzten Jahrhunderten unglaublich emporgewachsen ist, gerade in einer Zeit, wo Denker und Dichter Licht über die Menschheit verbreitet und die menschliche Natur und das Verhältnis; zum Universum mit früher unbekannter Gründlichkeit untersucht haben. Wenn die Lehre der Entwicklung überhaupt berechtigt ist, zeigt schon das späte Auftreten der musikalischen Kunst, daß sie die erhabenste aller Künste ist, welche erst in der Cioilisation unserer Zeit die nothwendigen Entstehungsbedingungen vorfand. — Wenn es gilt, das Seelenleben zu malen, zeigt sich die Dichtkunst grob und unklar im Vergleich mit der Musik, welche das Gefühl- und Phantasie-Leben der Zuhörer unmittelbar ergreift uud mit unwiderstehlicher Klarheit die inneren Erlebnisse des Componisten wiedergiebt*). —

Man wird vielleicht hierzu bemerken, daß es bei absoluten Musikwerken ohne beigefügte Dichtung dem Verstände unmöglich ist, bestimmt »achzuweisen, welche Eindrücke deu Componisten in diejenigen Stimmungen versetzt, wovon sein Werk geprägt wird. Dies liegt aber nicht nur in der Natur der Musik, sondern auch in der unseres Seelenlebens. Eine Menge scheinbar ganz verschiedene Eindrücke können uns in ähnliche Stimmungen bringen, ein Phänomen, welches durch die Ideenassociationen am besten erklärt wird. Wenn wir z. V. eine stille Mondlandschaft betrachten, kann eine Stimmung über uns kommen, die derjenigen sehr nahe verwandt ist, welche wir fühlen, wenn wir den Schlaf eines unschuldigen Kindes beobachten. Ein feuriger Liebhaber kann bisweilen durch einen Händedruck seiner Geliebten in eine Stimmung gebracht werden, wie wenn er im Frühling auf einer Blumenwiese ruht, das Summen der Insecten hört, während die feinen, goldglänzenden Schmetterlinge gegen den blauen Himmel hinflatteru. Das Meer im Sturme kann nervöse Naturen genau so erregen, wie es ein hervorstürmender Feind thun würde, eine Wanderung durch eine verlassene Allee im Herbste wird oft eine ähnliche Stimmung in uns hervorrufen, als ob man am Grabe seiner Lieben sitzt :c. :c, — Die Musik giebt aber alle diese Stimmungen ganz naiv wieder, ohne sich mit den Gedanken- oder Gefühlseindruck zu kümmern, der sie hervorruft oder begleitet. — Darum kann die absolute Musik nur gefühlt, nicht verstanden werden, ihre Stimmungen müssen, in Folge der eigenen Gesetze der Natur, immer unbestimmt bleiben. Dahingegen, wenn die Mnsik von Worten und Bühnendarstellnng unterstützt wird, erhalten die Eindrücke gerade so viel Bestimmtheit, wie ihnen im betreffenden Augeublicke zukommt. —

*) Es giebt leider eine Unzahl von Musikwerken, welche ganz mechauilch fabriciit werden, ohne irgend einen inneren Tchaffensdmng. Ein Kenner wird aber gleich den Unterschied zwischen Kunstwerken und künstlichen Werken herausfühlen.

Die Musik dient auch dazu, den dramatischen Ausdruck in Situationen zu starken, wo die Dichtkunst selbst das innere Leben der handelnden Personen in kräftigen, überzeugenden Worten offenbaren kann. Diese Seite des Wesens der dramatischen Musik ist so wohl bekannt und allgemein anerkannt, daß ich mich nicht näher damit zu beschäftigen brauche. Ebenso ist es eine wohlbekannte Thatsache, daß die Musik oft mit Erfolg die Mimik und die Bewegungen des Schauspielers (Sängers) hervorheben kann. Doch in unserer Zeit hat sie eine noch bedeutendere Aufgabe zu lösen bekommen. Dadurch, daß die modernen Meister die Bedeutung des Orchesters in einein früher unbekannten Grade entwickelt haben, ist der musikalische Ausdruck um einen unerschöpflichen Reichthum feiner Nuancen und Farben bereichert worden. Beethoven, Verlioz und Wagner haben in dieser Beziehung das größte Verdienst.

Die Bedeutung des modernen Orchesters für die Psychologie kann ich hier nur andeuten. Die verschiedenen Klangfarben und ihre unzähligen Zusammenstellungen wirken mit unglaublicher Klarheit nnd Kraft auf das Gemüth der Zuhörer, und mit blitzartiger Schnelligkeit kann uns selbst die Klangfarbe eines einzelnen Instrumentes in die Stimmung versetzen, welche die dramatische Situation fordert, z. V.: das englische Hörn in Tristan, Siegfrieds Waldhorn, die Vaßtuba, welche den Wurm Fafner so vorzüglich charakterisirt. Noch mehr ist dies der Fall, wenn ein genialer Künstler die Instrumente ausdrucksvolle Melodien singen oder sich in herrlichen, tieffinnigen Harmonien vereinigen läßt, welche das innere Leben zu verkörpern scheinen. Dazu kommt, daß sich die Stimme im Musikdrama ganz anders frei bewegt, als in der alten Oper, in welcher die ausdrucksvolle Declamation im hohen Grade dadurch litt, daß man der Stimme die Hauptmelodie beinahe immer überließ. Künstler wie Mozart und Weber haben in dieser Hinsicht schlimme Sünden auf dein Genüssen — (z. B. die Serenade in Don Juan, Max' Arie in Freischütz :c. x). Die freie Beweglichkeit der Stimme hat die musikalische Declamation in hohem Maße verfeinert und gestärkt, so daß diese noch bei Weiten: ausdrucksvoller und biegsamer als die Wortdeclamation geworden ist. Sie besitzt im Bergleiche mit dieser den unschätzbaren Portheil, daß sie vom schassenden Künstler selbst genau bestimmt werden kann, während der Dichter ganz von einem zufälligen Darsteller abhängt. Schon hier zeigt es sich, daß das Musikdrama eine mittelmäßige Aufführung leichter ertragen kann als das Wortdrama. Durch die freie Beweglichkeit der Stimme und den Reichthum psychologischer Farben, welche das Orchester darbietet, vermag das Musikdrama nicht nur die Mängel auszugleichen, welche die Knappheit der Dichtung mit sich führt, sondern auch mit dem Roman auf dem psychologischen Felde siegreich zu concurriren. Wo der Wortdramatiker nur auf die Begabung der Darsteller, auf eine vorzügliche Beleuchtung der Bühne bauen muß, also z. B. iu Nachtscenen ganz hilflos ist, vermag die Musik Seelenvorgänge

>

von unendliche,« Farbenreichthuiu zu malen. Die Musik drückt mit merkwürdiger Kraft und Bestimmtheit die inneren Regungen und Kämpfe der handelnden Personen aus, entdeckt ihre Pläne schon in ihrer ersten dämmerigen Beleuchtung, zeigt die Entstehung und Entwicklung von Haß und Liebe, malt den kaleidoskopartigen Wechsel der Gedanken, Gefühle und Stimmungen, der eine so merkwürdige Erscheinung unseres inneren Lebens bildet, so daß wir nicht nur die äußere Handlung des Dramas miterleben, sondern daß wir uns in eine innere, in Worten ungeschriebene Handlung vertiefen können, die uns oft viel inniger ergreift, als die äußeren Vorgänge auf der Bühne. Ich will nur ein einziges Beispiel anführen: die erste Scene der „Walküre". Die äußere Handlung ist hier sehr einfach: Siegmund kommt todtmüde in Hundings Hütte und fällt vor dein Herde nieder. Sieglinde, Hundings Frau, tritt ein und bemerkt den Fremden. Dieser bittet um einen Trunk Wasser, und da er sich wieder gestärkt fühlt, will er seine Wanderung fortsetzen. Doch läßt er sich von Sieglinden dazu bestimmen, die angebotene Gastfreundschaft anzunehmen. Die innere Handlung ist dagegen ganz anders bedeutend. Und hier würde das Mienenspiel genialer Künstler fast nutzlos sein, da die Bühne Halbdunkel ist. Also würde man ohne die Mnsik höchstens nur eine Ahnung davon haben können, daß hier mehr vorgegangen, als was die Worte und die äußere Handlung ausdrücken. Die Musik aber malt die innere Handlung mit einer so überzeugende» Klarheit, daß Niemand bezweifeln kann, was in dieser kurzen Scene eigentlich vorgegangen ist: der unglückliche, verfolgte Siegmund wird von unwiderstehlicher Sympathie für die milde, schöne Sieglinde ergriffen, die ihn so freundlich empfängt. Sie fühlt sich auch zu dem friedlosen Helden hingezogen. Denn auch sie ist unglücklich. Mit Gewalt hat Hunding sie zur Ehe gezwungen. Unwillkürlich entdeckt sie ihn: ihr leidendes Herz, und er fühlt gleich das tiefste Mitleid mit ihren Qualen, eine keimende Liebe hält ihn mit magischer Gewalt zurück, — er erwartet Hunding. — Dies ungefähr ist die innere Handlung.

Durch die Musik haben wir nicht nnr in ganz kurzer Zeit diese tiefen, für die fernere Entwicklung des Dramas hochwichtigen Borgänge verstanden, welche unter scheinbar alltäglichen Verhältnissen stattgefunden, sondern wir haben schon einen bestimmten Begriff von den Grundzügen der Charaktere Siegfrieds und Sieglindens. Der Musikdramatiker hat uns also in einer unglaublich kurzen Zeit einen Neichthum von Eindrücken nnd Erlebnissen mitzutheilen verstanden, zu deren Mittheilung der Wortdramatiker eine ganze Reihe von Scenen gebraucht hätte, ohne doch die plastische Klarheit zu gewinnen, welche durch die Musik erreicht wird. Auch der Romanschriftsteller hätte viel Talent entfalten, viele Seiten füllen, auf die technischen Ausdrücke anderer Künste zurückgreifen müssen, um annähernd zu erreichen, was Wagner in einer einzigen kurzen Scene gelungen ist.

Die Musik entdeckt also hier die geheimen Gefühle und Gedanken der

handelnden Personen und zeigt, wie die dramatischen Motive nach und nach in ihrem Innern entstehen und sich entwickeln, bis sie endlich in der äußeren Handlung zur Erscheinung kommen. Ein ähnliches Resultat er, reicht, wie schon erwähnt, der Nomandichter dadurch, daß er bei passenden Gelegenheiten den Leser in das innere, oft unbewußte Leben seiner Helden nach Belieben einführen nnd tiefsinnige Betrachtungen über diese entwickeln kann. — Nur ist im Musikdrama die intime Psychologie nicht von der äußeren Handlung getrennt, sondern tritt gleichzeitig mit dieser auf. Dadurch wird natürlich die Wirkung bedeutend erhöht, besonders, da das innere Seelenleben hier durch die berauschenden Töne der Musik so zu sagen materialisirt ist, während der Nomandichter das weniger wirkungsvolle Naisonnement eines beobachtenden Philosophen anwenden muß. — Durch die Musik wird also nicht nur die äußere Handlung des Dramas in hohem Grade hervorgehoben, sondern der Zuhörer kann daneben eine innere, im Wortdrama oft ganz verborgene Handlung verfolgen und erhält dadurch einen viel umfassenderen Eindruck von den Charakteren der handelnden Personen und deren dramatischer Entwicklung, als es ohne Musik möglich wäre. Die Begrenzung der Zeit, welche dem Wortdrama schadet, ist dem Musikdrama nur nützlich, da das Zusammendrängen der Handlung die Wirkung erhöht ohne die psychologische Entwicklung wesentlich zu schädigen. Der Formenreichthum des Mnsikdramns ist auch noch bedeutender als derjenige des Romans, da es auf der einen Seite in viel höherem Grade als das Wortdrama rein lyrische und epische Elemente in sich aufnehmen kann, auf der anderen Seite die unzähligen Formen und Ausdrucksmittel der Musik beherrscht. ^ Es hat auch im Vergleich mit dem Wortdrama den Vortheil, weniger vom Talent der Darsteller abhängig zu sein. Gute Orchester findet man überall, auch brauchbare Sänger, während hervorragende Schauspieler äußerst selten sind. Wie schon nachgewiesen, sind im Mnsikdrama selbst die feinsten psychologischen Einzelheiten genau vom Dichtercomponisten angegeben, während der Wortdramatiker in vielen Fällen ganz vom Schauspieler abhängt.

Ich habe also versucht, in kurzen Zügen nachzuweisen: daß im Musikdrama die Vortheile des Nomans und Dramas vereinigt sind und daß diese Bereinigung noch außerordentlich gesteigert wird, da die Musik unzählige besondere Fähigkeiten in sich schließt. Daneben habe ich auch angegeben, wie die Musik vor Allein durch die Entwicklung des Orchesters und die freiere Stimmbehandlung ungeheure Wirkungsfeldcr für die künstlerische Thnligkeit erobert hat. Gerade die schwierigste Aufgabe der Kunst, die Analyse des Seelenlebens, hat dadurch viel an Innigkeit und überzeugender Kraft gewonnen.

1^0806 t6 1P3UM.

Vre! Aufsätze zur Charakterisirung der «Fegenwart.

Von einem Optimisten.

— Europa, Sommer ^805. —

Vorwort.

a> charakteristische Merkmal unseres Zeitalters ist die lÄnpo'rung des einzelnen Menschen gegen die Beschränkung seiner Individualität.

Während sedoch zu Beginn des Jahrhunderts die vom verflossenen Jahrhunderte ererbte Negation allein es war, welche die Bewegung beherrschte, fühlt man am Schlüsse desselben vorwiegend das Bedürfnis;, den Neubau in Angriff zu nehmen.

Daß dieser Neubau die Reconstruction Mro «t simple sein könne, ist ein Wahn.

Der Grundgedanke mag derselbe bleiben, er muß sogar derselbe seiu, deun Baueu heißt so viel wie Beschränken; aber während diese Beschränkung einst durch äußere Mächte decretirt ward, muß der Neubau, um dauerhaft zu sein, auf dem Principe der Selbstbeschränkung errichtet werden.

Die einstige Autorität beruhte auf Zwang, die neue kann nur auf Neberzeugung fußen.

Um das volle Wollen und Wirken der Gesundung zu widmen, muß man durchdrungen sein vom Bewußtsein der vorhandenen Krankheit.

Bezüglich des Mangels an diesem Bewußtsein trifft die moderne Gesellschaft kein Borwurf.

Staaten wie Individuen fühlen den Boden unter den Füßen schwanken.

Ein gewisses Unbehagen, ein Gefühl allgemeiner Unsicherheit hat sich aller denkenden Wesen bemächtigt.

In fieberhafter Erregung trachtet man, den Augenblick zu genießen, weil man nicht an die Zukunft glaubt.

Diese Erscheinung ist die Folge bösen Gewissens. Wir sind uns allenthalben der großen Sünden und Fehler, znm Theile auch nur Unterlnssungs-Sünden und Fehler der Vergangenheit bewußt.

Die Schule des Egoismus, welche den Erdball Jahrhunderte über beherrscht hat, trägt ihre giftigen Früchte. Der Einzelne fühlt sich isolirt, denn er sieht im nächsten Nachbar den geschädigten Gegner, man möchte sich aufraffen, man trachtet Genossen, Verbündete zu gewinnen.

Es giebt der Interessen viele, welche dem gemeinsamen Wirken das Wort reden, aber die Gemeinsamkeit hat sich wiederholt als zweischneidige Waffe erwiesen. Aus Angst vor der Tragweite wirklicher Fragen zieht man es vor, Schlagworte zn erfinden, nm welche man meint, sich gefahrlos fchaaren zu können.

Noch immer möchte man versuchen, auf Kosten Anderer gesund zn werden, und es finden sich der Quacksalber in Menge, die solches verheißen.

Solchen Verheißungen entgegenzutreten, diesem Ueberbleibsel des ererbten Giftstoffes furchtlos den Krieg zu erklären, unseren Zeitgenossen »6 u<Mu8 zu demoustriren, daß nicht die Krankheit Anderer uns Leben nnd Gesundheit verbürgt; daß die Heilung nicht von außen hinein, sondern nur von innen heraus erfolgen kann; daß, um dem Allgemeinen zu dienen, ein Jeder den Giftstoff ans dem eigenen Organismus zu entfernen hat; daß der zn errichtende Neubau nicht ans dein sumpfigen Grunde des Hasses und der Lüge, sondern auf dem Felsen der Liebe nnd der Wahrheit zu errichte» sei: dies die schwierige Aufgabe, der nur nns unterziehen, indem wir mit folgenden bescheidenen Zeilen vor das Forum der Oeffcntlichkeit treten.

«Illiylle.

I. Allgemeiner Cheil.

Das Wort Clique könnte in seiner moralischen oder vielmehr unmoralischen Bedeutung am treffendsten mit „Bande" übersetzt werden.

Es ist dies eine zuweilen nur instiuctiue uud stillschweigende, meist aber selbstbewußte und wohlorganisirte Verbindung von Individuen zum Zwecke der Vergewaltigung und Ausbeutung Anderer.

Immer auf den eigenen Vortheil bedacht, ist ihr Augenmerk auf die bestehenden Machtverhältnisse gerichtet, für deren leiseste Schwankung sie meist eine erstaunliche Feinfühligkeit bekuudet.

Die Clique klammert sich an jede Macht von heute, schleicht sich an jede Macht von morgen heran und kehrt jeder Macht von gestern den Rücken.

Sie läßt den Einzelnen sich abmühen und aufopfern ^ die Völker

sich verbluten im Kampfe gegen die feindlichen Naturkräfte innerhalb und außerhalb des Menschen. Sobald irgend ein Sieg erfochten wurde, der Materie oder des Geistes, sobald dieser Sieg zur Begründung einer Herrschaft über Körper und Seele geführt hat, bemächtigt sich seiner die Clique.

Mühsam arbeitet sich die Menschheit von der Scholle, in welcher sie wurzelt, hinauf in den Bereich des Glaubens und des Wissens. Der Mensch, ein schwankendes Rohr, wird durch Glauben an höhere Kräfte, durch Anerkennen höherer Autoritäten gekräftigt. Er hat Ideale gefunden, Principien geschaffen, auf welche gestützt er jedem Sturm zu widerstehen vermag, für welche er nunmehr berufen ist, zu leben und zu sterben.

Für die Clique sind Ideale und Principien blas Vorwand und Mittel; Nichts ist ihr Zweck, als sie selbst.

Gott, Vaterland, Familie, Alles ist ihr willkommen zur Befestigung ihrer tyrannischen Herrschaft. Wehe aber Jenem, der es wagt, sich dieser zu entziehen, nm in Wirklichkeit Gott, Vaterland und Familie zu dienen*).

Und die Menschheit ist so glaubenssüchtig und lenksam, daß es der Cliqne nicht selten gelungen ist, Himmel und Erde zu beherrschen mittelst Religion und Staat.

Ist sich die Menschheit endlich klar geworden über den Mißbrauch, welchen die Clique mit ihr getrieben hat, ermannt sie sich zum Handeln, zum Kampfe der Befreiung, dann ist die Clique bereits spurlos verschwunden, nnd die erbitterten Fäuste treffen Religion und Staat, welche gewöhnlich mit Hilfe der unkenntlich gewordenen, verkleideten Clique zertrümmert werden, abermals znm alleinigen Vortheile derselben.

Und sollte dies wirklich das unabweisliche Schicksal sein, welchem die Menschheit niemals zu entrinnen vermag? In gewissen Zwischenräumen ja, in aller Ewigkeit nein!

Die durch Clique-Herrschaft ausgefüllten Zwischenräume immer seltener und kürzer zn machen, dies sei die Aufgabe der Zukunft, dies sei das Ziel, nach welchem selbstbewußt gestrebt und gekämpft werden soll durch die Generation von heute.

Laßt uns mit dieser hoch aufgepflanzten Standarte die Grenze des kommenden Jahrhunderts überschreiten.

Zwei mächtige Kämpen der Wahrheit sind uuserem Zeitalter entsprossen: der Dichter-Philosoph Goethe und der Seher Carlvle.

Beide haben denselben Weg des Heiles betreten, welchen, ihrer scharf ausgeprägten Individualität entsprechend. Jeder auf seine Weise entdeckt

*) Aber wehe (lilch Schiiftnelehrten, Pharisäern und HwoKiten! Dein, Ihr ve» schlicht den Menschen die Pforten des Himmels; denn weder tretet Ihr ein, noch Mottet Ihr Andern einzutreten. Match. XXIII,

hat. Dieser Weg heißt: „Das Glauben an den providentiellen Mann, den Heros"*).

Was aber ist der Heros, wodurch unterscheidet er sich von jedem andern Menschenkind«? „Der Heros ist nichts Anderes als der Mann, dem es gelungen ist, sich aus den Klauen jedweder Clique-Herrschaft zu befreien, der eben herrschenden Cliqne den Garaus zu machen**).

Und die Menschheit ruft Hosianna!) und wirft sich ihrem Helden an die Brust, sobald sie ihn erkannt hat oder mich nur zu erkennen vermeint. Die Menschheit ist bereit, ihm Heerfolge zu leisten auf jeder neuen Vahn, wonnetrunken läßt sie sich in neue Fesseln schlagen, blos um der alten für immer bar zu sein, der Fesseln jener ewig verhaßten, sich immer erneuenden vielköpfigen Hydra, der Clique.

Und diese Erscheinung ist nicht Zufall, sie ist verständlich, logisch, nothwendig.

Wer jemals unter den: Drucke einer Clique zu leiden hatte, der kennt die Qualen der Hölle.

Nehmen nur an, der Heros ist wieder einmal erstanden, er hat der Clique den Fehdehandschuh hingeworfen; die Menschheit hat ihn erkannt, ihm zugejubelt, sich seiner Führung blindlings anvertraut. Der Sieg ist errungen, der Clique-Herrschaft ein Ende gemacht. Was nun?

Die providentielle Aufgabe des prouidentielleu Mannes ist erfüllt, jetzt hat der gewöhnliche Sterbliche vorwärts zu schreiten auf der freigewordenen Bahn.

Die Menschheit hat sich neu zu organisiren, sie hat sich einzudämmen gegen den Erbfeind ihrer gedeihlichen Entwickelung, gegen die immer wiederkehrende Clique.

Wenn der Geschichtsforscher die Vergangenheit, der Sociologe die Gegenwart einzig von diesem Standpunkte aus beleuchtet und analysirt; wenn er die Symptome jedes aufkeimenden Uebels auf dessen Wurzeln zurückführt und so im Staude ist, die richtige Diagnose festzustellen, daun kann es dein nctiuen Politiker gelingen, auf Anns dieser Analyse, dieser Symptome, dieser Diagnose, dein Organismus durch Auwendung richtiger Mittel, besonders aber dnrch Anordnung der richtigen Hygiene eine verhältnißuwßig lange Zukuuft zu sichern.

*) Daß sich das größte Werl vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.
(Faust, II. Thcil.)

I^o NQdl^i s««IiuA tdnn tili« ol »cimilütwu s>,r ons IiiAiwi' tbnn I>im8sls
(Iwollü in tlie I>l«ll«t ul inmi , , , 8oeist)' 18 fnuuä«<! <>n Hsrovolsliip,
(On llsm««, d«lo>vol»bip, »n<l tn« Iiurmo in lüswr?,)

**) Siehe Tiaurd nnd Fafuer, Herakles und Hydra (des Augias-Stalles nicht zu uergesseu), Heiliger Georg und Lindwurm. Die Allegorie, meine» wir, ist ucrstäudlich genug.

X

II. Analyse.

Die Clique entsteht aus eben denselben Bedürfnissen, Eigenschaften und Schwächen des Menschen, welche ihn auch veranlassen, sich in irgend einer Verbindung mit anderen Menschen vertheidigungs- und entwicklungsfähig zu machen.

Diese beiden Bewegungen laufen parallel und sind überall deutlich erkennbar, wo die Menschheit sich zur Gesellschaft zu orgnnisiren beginnt. Sie sind gleichsam die Verkörperung des Guten und des Vasen, mit deren gleichzeitigem Bestehen und Wirken schon die ältesten theokratischen Gesetzgebungen rechnen*).

Beobachten wir eine Kinderschaar am Strande, so werden wir finden, daß während ein Theil sich mit vereinter Kraft daran macht, einen Sandwall gegen die heranströinende Fluth zu errichten, der andere Theil mit List oder Gewalt bestrebt ist, diesen zu zerstören.

Der Mensch vereinigt in sich eben die Instincte der gesummten Thierwelt, er revräsentirt die Biene und die Ameise ebenso wie den Geier und die Hyäne. In Schaaren vereint er sich zur weidenden Heerde, in Schaaren fällt er über dieselbe her, um sie zu zerfleischen.

Neben dem thierischen Instincte der Selbsterhaltung besitzt der Mensch aber auch den Götterfunken der Selbstbestimmung. Er ist nicht darauf beschränkt, zu wünschen, er kann auch wollen.

Entweder ist dieses Wollen den, Wunsche dienstbar, und dann kann der Mensch zum gefährlichsten aller Naubthiere werden, oder es gelingt ihm, den Wunsch dem Wollen zu unterwerfen, dann ist er zum Menschen geworden nach dem Ebenbilde Gottes.

Mit Hilfe dieses Leitfadens wird es dem Beobachter möglich, zur Analyse der menschlichen Gesellschaft zu schreiten, wie immer complicirt dieser Organismus auch sei.

Sind wir einmal im Stande, die Motive menschlichen Handelns zu erkennen, so ist die Analyse leicht; aber diese Motive liegen häusig weit außerhalb des Menschen, dessen Handlungsweise wir zu beobachten haben.

Und die Selbstbestimmung? Ja, die Selbstbestimmung ist wie jede Eigenschaft der Entwicklung fähig und des Rückschrittes. Bios sener Mensch dessen Hände, bevor er wählen kann zwischen Necht und Unrecht, nicht schon durch die Vergangenheit gebunden sind und dein es gelungen ist, den Wunsch dem Willen zu unterwerfen, ist Herr seines Handelns, jeder andere ist dem Fatum verfallen.

Wer Gift genommen hat, muß sterben, wenn er den Selbstmord noch so sehr beklagt, noch so sehr am Leben hängt, das er sich genommen.

*) Im Anfang, heiht es im Icnd-Avesta, gab es Zwillinge, die Geister des Gute» und Bösen. Der Wcltschüufer (Ormuzd) ist der Geist des Guten, den, die verderbende Macht des bösen Geistes (Ahriman) beinahe ebenbürtig gegenüber steht. (Äanle.)

Und das Leben können auch seine Vorfahren ihm genommen haben, indem sie es ihm gaben. Ist der Sohn mit dem Keime eines frühen Todes geboren worden, trägt er Gift in sich, das keinem Gegengifte weicht, dann kann bei ihm von Selbstbestimmung wohl kaum die Rede sein.
„Zu spät," — dies furchtbare Menetekel aller Zeiten! Es hat für den einzelnen Menschen die gleiche Bedeutung wie für Familien nnd Völker.
Die Analyse einer menschlichen Handlung darf sich somit nicht auf den handelnden Menschen beschränken, sie mich sich vertiefen in die Vergangenheit, in die Gesetze des Atavismus; sie muß sich verbreite» auf den Einfluß der Gegenwart, die Atmosphäre, in welcher er aufgewachsen ist nnd lebt: die Hypnose.
Dies Alles ist maßgebend für das Erkennen der Ursachen jener Erscheinung, welche gemeinhin überlegtes Handeln genannt wird.
Der allgemein verbreiteten Ansicht: die innerste Triebfeder jeder menschlichen Handlung sei Selbststicht, können wir somit nicht unbedingt beipflichten.
Wie häufig hören wir nicht die Behauptung aufstellen: „er konnte nicht anders" nnd noch häufiger: „ich konnte nicht anders." —
Gewiß, diese Behauptung ist in den meisten Fällen begründet. Konnte man aber nicht anders handeln, als man gehandelt hat, so ist die Triebfeder außerhalb des Handelnden gelegen. Forschen wir weiter, so erkennen wir, daß diese Triebfeder aus einem der beiden Lager stammt, aus jeucm des Ormuzd oder des Ahriman.
Eine Gattung der Selbstsucht kommt allerdings in beiden Fällen zur Geltung, die Bequemlichkeit. Mit dieser muß die Aualyse immer rechnen und überall, weil sie es eben ist, welche dem Einflüsse sowohl des Atavismus als der Hypnose Thüre und Thore öffnet.
Die Schafheerde weidet gemüthlich und läßt sich vom Stalle zur Weide treiben und von der Weide zum Stall, weil sie nicht anders kann.
Das Nudel hungriger Wölfe stürzt sich auf die Schafheerde, um sie zu zerfleischen, weil es nicht anders kann. Dazwischen steht der Schäfer. Er allein pflegt der Heerde und tritt dem Wolfe entgegen, nicht weil er nicht anders kann, sondern weil er nicht anders will.
In dieser bildlichen Darstellung sind selbstredend auch die Schafe und Wölfe als Menschen gedacht, jedoch der Schäfer allein als gottähnlicher Mensch, als Mensch, der den Wunsch dem Willen unterworfen hat, — sich selbst regiert, daher berufen ist, zu regieren.
So weit führt uns die Analyse und nicht weiter, denn man mag alle Blätter der Weltgeschichte drehen nnd wenden, wie man will, ein anderer Factor als Wölfe, Heerde, Hirt ist nicht aus ihnen herauszuklügeln.
Doch ja, vergessen wir des treuen Schäferhundes nicht; zu welcher Klasse gehört dieser? Ist er ein gezähmter Wolf oder ein zur Abwehr gekräftigtes Schaf?

Da wir von Menschen sprechen, ist entschieden Beides möglich; im Menschen ist das Schaf ebenso der stufenweisen Umgestaltung fähig wie der Wolf.
Alles kommt darauf an, ob das Schaf den ererbten Trieb der Duldung nebst der negativen Aeußerung der Bequemlichkeit, ob der Wolf den ererbten Trieb des Tödtens und Naubeus nebst der positiven Aeußerung der Bequemlichkeit vermocht wird dem Willen zu unterwerfen.
Die Analyse der menschlichen Gesellschaft soll uns zur Erkenntnis; dessen führen, ob im betreffenden Organismus das Gute noch vorwiegend ist oder bereits das Böse; ob der gottähnliche Mann, der Heros noch aus dessen innerem Wesen entspringen und rettend eingreifen kann oder ob die Rettung nur mehr von einein äußeren Anstoße zu erhoffen sei. Schließlich ob der betreffende Organismus durch vollbrachten Selbstmord nicht bereits unrettbar verloren ist und über kurz oder lang einem anderen, noch gesunden Organismus wird weichen müssen.
Das unvermeidliche Geschick können verspätete Kassandra-Nufe nicht mehr beschwören; dem Propheten hingegen ist es gegeben, die drohende Gefahr nicht nur zu constatiren, sondern aus) die Mittel anzugeben, durch welche sie abgewendet werden kann*).
Nicht in die Rolle einer Kassandra verfalle der Sociologe, die nnr Pessimismus erzeugt. Er sei Prophet nnd Nertunder der Hoffnung, jener einzigen göttlichen Kraft, durch welche die Menschheit vermocht wird, dein Schicksal zn trotzen.
III. Symptome und Diagnose.
Dem Sociologen steht heute ein weites Feld der Beobachtung offen. Eisenbahn, Telegraph und Presse haben sämmtliche Abgrenzungen der menschlichen Gesellschaft mit einander in unmittelbare Berührung gebracht. Die nothwendige Wechselwirkung dieser, welche bisher oft erst nach Jahrhunderten constatirt werden konnte, manifestirt sich heute in wenigen Stunden. Daher werden die Folgen einer jeden Bewegung auf moralischem oder materiellem Gebiete, wie unansehnlich sie auch scheine, sofort von einem Pole zum andern verspürt. Die Wirkung folgt der That auf dem Fuße und erstreckt sich weit über die Kreise hinaus, auf welche sie direct gerichtet war. Die Wege der Vorsehung sind nicht mehr verhüllt durch Entfernung und Zeit, ihre Zeichen sind leicht zu erkennen für Jeden, der sein Auge nicht wissentlich verschließt.
Die Clique hat das Auge jederzeit weit offen, doch hält sie den Mund verschlossen. Sie fühlt sich nicht berufen, die Schwächen Anderer aufzudecken und zu corrigireu, sie hält sie im Dunkeln, um sie desto sicherer auszunützen.
*) In die eiste Kategorie gehören Philosophen wie Schopenhauer, in die zweite solche wie Carlyle.

Uni ihre Absichten rechtzeitig zu erkennen, ja im Voraus zu errathen, beobachte man die Symptome, deren Aeußerung heute dank der Alles durchdringenden Oeffentlichkeit auch die Clique nicht dauernd hintertreiben kann. Diese Symptome sind bei der Functionirung des geringsten Organes ebenso gut, vielleicht noch besser und leichter zu beobachten, als bei jener des Gesammt-Organismus. Der Sociologe hat sich somit nicht auf das Studium welthistorischer Ereignisse zu beschränken, er wende seine Aufmerksamkeit einer jeden Phase jeder noch so bescheidenen Einzeleristenz zu, keine dieser wäre ein undankbarer Gegenstand derselben*).

Als besonders lehrreich erweist sich die Rubrik: Iait8 6ivsi>8, Ai8eol-1aui68, Tagesneuigkeiten, kleine Chronik oder wie die Blätter sie sonst noch nennen mögen, und die Annoncen.

In ersterer liegen uns Resultate vor, in letzteren Veranlassungen.

Todesursachen, darunter gar häufig der Selbstmord; Fahnenflucht, zumeist in der Form der Auswanderung; Verbrechen, als Ausdruck der Verzweiflung oder der Rache. Lauter Symptome einer bereits vorhandenen Krankheit.

Diesen gegenüber: Verheißungen des Neichthums und der Gesundheit; Aufforderungen zum Genüsse jeglicher Art; Mittelchen zur Erreichung des eigenen Wohlbehagens und Fortkommens auf Kosten des Wohlbehagens und Fortkommens Anderer oder der Gesammtheit.

Deutliche Symptome des kommenden Nebels.

Bei Beiden fällt es nicht fchwer, die bereits erzielten oder erst angestrebten Resultate der Clique zu erkennen, deren Thätigkeit im Kleinen wie im Großen darauf gerichtet ist, über die Leichen Anderer zum Nibelungenhorte zu gelangen.

Man konnte uns zum Vorwurfe machen, willkürlich die Clique als Ursprung jeglichen Uebels hingestellt zu haben, während es deren augenscheinlich noch viele andere giebt. Gewiß, so viele Schwächen und Leidenschaften dein einzelnen Menschen innewohnen, ebenso viele Ursachen des Verfalles der Gesellschaft sind vorhanden. Die gesellschaftliche Organisation, welcher die Menschheit sich unterordnet, hat aber gerade zum einzigen Zwecke, diese Schwächen, diese Leidenschaften niederzuhalten. Gäbe es keine andere Körperschaft, die parallel läuft mit der erhaltenden gesellschaftlichen Ordnung, der Einzelne würde niemals vermögen, seine Schwächen, seine Leidenschaften zur Geltung zu bringen. Ebenso wie das Gute im Menschen nur durch den nothwendigen Druck der Collectivität zur Entwicklung gelangt, ist auch das Böse einer Aufmunterung und Unterstützung uou Außen bedürftig. Während nun Familie, Gemeinde, Staat bemüht sind, durch

„Greift mir hinein in's volle Menschenleben!
Gin Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo Ihr's packt, da ist's interessant,"

«Clique. Hl.

Religion und Wissenschaft im Menschen jene Eigenschaften zu entwickeln, welche der Gemeinsamkeit dienen, jene aber, welche ihr schädlich sind, durch Gesetze und Gewalt niederzuhalten, gesellt der einzelne Egoist sich zum Egoisten, und vereint erheben sie, des Glaubens und des Wissens spottend, den Egoismus zum alleinigen Dogina.

Uebrigens bedarf es keiner theoretischen Vertheidigung dieses Axioms. Die aufmerksame Beobachtung der uns allseitig umgebenden Symptome führt untrüglich dazu.

So wird beispielsweise bei jedem begangenen Verbrechen nicht nach dem Verbrecher allein gesucht, sonderu auch nach seinen Complicen, moralischen Urhebern, Hehlern u. s. f.

Und solche Complicen werden immer gefunden oder könnten doch immer gefunden werden.

Wenn nichts Anderes, so waren Familie, Schule, Beispiel der Kameraden, leichtsinnig oder absichtlich gebotene Gelegenheit, ja unverdiente schlechte Behandlung, Vernachlässigung seitens der Gemeinde oder des Staates Mitschuldige, die nicht weggeleugnet werden können. Sucht man nun nach den Motiven dieser Mitschuldigen, so wird man finden, daß Familie, Lehrer, Kameraden, Gelegenheitsmacher, ja vielleicht der Gemeindevorsteher, die Staatsregierung selbst, einzeln oder insgesammt zu jener Bande gehören, die ewig verneint*).

Doch gehen nur weiter. Bei den Mißerfolgen, welche dein Staate begegnen oder dem Individuum, richtet sich der allgemeine Unwille gar selten gegen die einzelne, noch so maßgebende Person. Die erste Klage, welche allenthalben laut wird, ist gegen die Clique gerichtet: Der Feldzng ist nicht geglückt, weil die Cliqne ihr unfähiges Mitglied zum Commando herangedrängt hat; weil die Clique sich bei den Lieferungen bereichert hat und die armen Soldaten darben ließ; weil die Clique das Aufkommen von Kräften im Staate hintertrieben hat, welche zur rechten Zeit am rechten

*) Em Beispiel für Taufende: Der vor Kurzem veröffentlichte amtliche Bericht über die in den öffentlichen Erziehungsanstalten in England untergebrachten verwaisten, verwahrlosten oder von ihren Eltern verlassenen Kinder, deren Pflege der Staat übernommen hat, entrollt folgendes traurige Bild: Wir finden da Kinder, welche die sonnigsten Jahre der Jugend, ohne ein Wort der Teilnahme und Liebe, innerhalb kahler Gcfängnißmauern vertrauern — zusammengepfercht in ungesunden Räumen, schlecht genährt, in grobe «leider gesteckt, die ihnen das Brandmal des Findlings und Betteltindcs anfdrncken, kaum etwas Anderes gelehrt, als Stunde auf Stunde still zu sitzen, sich nicht zu rühren, unthätig vor sich hinzustarren. Als Lehrer sind ihnen der Billigkeit wegen Leute bestellt, die im Armenhaus eine Zufluchtsstätte gefunden und im Zuchthause ihre Schulung durchgemacht haben. Ihre Nahrung ist unzureichend, grob und schlecht. Alles bereichert sich auf Kosten der armen Kinder: Lieferanten, Beamte, Diener, Koch und Köchin und die Armenuater?c. Das Urtheil der Commission geht dahin, baß diese ssinder des Staates unter der Pflege, die sie finde», physisch und moralisch verkommen und daß sie, kaum in die Welt getreten, dort sofort, und dies namentlich die Mädchen, im Bodensatz der Stadtbevölkerung versinken. Kölnische Zeitung. 9. April 1896.

Platze den Staat vor dem Kriege bewahrt oder ihn» zun, Siege verholfen hätten. — Sind es nnr Einzelexistenzen, die geschädigt wurden, so heißt es: Die Clique der Arbeitgeber, die Clique der Kornwucherer, die Clique des Capitals, die Clique der Richter und Anwälte lc. hätte sie zu Grunde gerichtet. Bei jeder Revolte wird meist in erster Linie eine wirkliche oder vermeintliche Clique herhalten müssen. Man erinnere sich der Angrisse, welchen die Bäckerläden zu Beginn der französischen Revolution ausgesetzt waren. Dann kam die Reihe an die Clique des Hochadels, der Geistlichkeit, der Generalstaaten, der Bureaukratie, der Armee. Und erst in letzter Linie, infolge des auch zwischen Clique und Clique entbrannten Kampfes, vergriff man sich endlich auch an der Krone.

Und was ist das heutige socialistische Begehren nach Verstaatlichung Anderes als eine Kriegserklärung gegen die Clique? Das Individuum verzichtet auf das Selbstbestimmungsrecht, wie jede Verfassung es ihm heute gewährt-, auf die Möglichkeit, sich und die Seinen vorwärts zu bringen auf den bestehenden gesellschaftlichen Bahnen; blos weil es fürchten muß, in diesen auf Schritt und Tritt dem Clique-Wesen zu begegnen, welchem es fühlt, nicht gewachsen zu sein. So wie der Socialismus die Allmacht des Staates etablirt haben will, befände sich diese gar bald abermals in den Händen der Clique. Das Publicum jedoch ist gewohnt, im Staate die Machtvollkommenheit des Staatsoberhauptes zu erkennen; an diese, meint es, werde appellirt im Gegensatze zur Clique-Herrschaft, wenn von Verstaatlichung die Rede ist.

Und mit Recht überläßt die Menge die Sorge um ihr Schicksal lieber dem einzelnen Manne als irgend einer Clique. Der einzelne Mann, und wäre er selbst der grausamste Tyrann, bleibt immer noch Mensch, mit dessen menschlicher Regung gerechnet werden kann. Die Clique hingegen ist eine empfindungslose Bedrückungs-Maschine, deren Räderwerk Alles zermalmt, was ihr in den Weg tritt.

Dies fühlt die Menge, und der tausendfache Ausdruck dieses Gefühles ist wohl das wichtigste Symptom, dessen Erkenntniß zu folgender Diagnose führt:

Der Organismus der menschlichen Gesellschaft enthält einen Giftstoff, der die verschiedensten Formen annehmen mag, jedoch immer derselbe ist, der von Generation auf Generation verpflanzt, sich fortwährend entwickelt, dem Halt geboten werden muß, soll er nicht den Organismus zerstören; und dieser Giftstoff heißt: Clique.

IV. Heilung.

Will mau Weltgeschichte machen, so mache man sie so, wie sie sich von selbst machen würde, d. h. man trachte die Wege der Vorsehung richtig zu erkennen, aufrichtig zu betreten und konsequent einzuhalten.

Die Weltgeschichte würde sich »lachen, wie sie sich trotz des langathmigen Widerstandes der Clique-Politik schließlich iminer gewacht hat, sie würde über die Clique zur Tagesordnung schreiten.
Dies für die Weltgeschichte leichter zu machen, sei die einzige Aufgabe des theoretischen Denkers, des praktischen Politikers.
Gelingt es einem Nruchtheile der menschlichen Gesellschaft, sich in eine Staatsmacht abzugrenzen, innerhalb deren die individuelle Freiheit des Einen durch nichts Anderes beschränkt wird als durch die ebenso berechtigte individuelle Freiheit des Anderen, wahrend die Gesammtheit geschützt erscheint gegen Uebergriffe voll außen, so ist das höchste Ziel erreicht, wonach der Mensch in seiner Veschränktheit hienieden zu trachten berechtigt ist*).
Je längere Dauer diesem Organismus innewohnt, desto entsprechender ist er.
Um dauern zu können, muß er den Keim seiner Regenerirung enthalten, d. h. die Grundbedingungen einer gedeihlichen, stufenweisen Entwicklung aller Elemente, die ihn bilden.
Mangelt ihn» dieser, so ist mit dem Entstehen auch schon der Verfall besiegelt, weil die verneinenden Kräfte dem unabweislichen Naturgesetze entsprechend, bald acut bald latent, aber unausgesetzt walten.
Will man die Entwicklungsfähigkeit und Vertheidigungskraft eines Staatsorganismus erkennen, so stelle man ihn unter die Lupe und untersuche ihn darauf: ob und in welchen» Maße er geeignet ist, den Clique-Vestrebungen Einhalt zu gebieten. Ist er dies nicht, so taugen alle seine sonstigen Vorzüge wenig oder Mchts, es fehlt ihm die wichtigste Eigenschaft, jene der relativ größten Dauerhaftigkeit.
Dauer verspricht blos jener Organismus, dessen sämmtliche Organe harmonisch, aber selbstständig functioniren. Wenn das Gehör durch das Auge, das Auge durch den Tastsinn ersetzt werden muß, wenn dein Veine der von« Arme bewegte Krückstock vorwärts helfen soll, wenn das Herz zu dellkell gezwungen ist, und der Kopf zu fühlen, dann mag der Körper zur Fristung einer Schein-Existenz nothdürftig dienen, den Aufgaben des wirklichen Daseins hat er aufgehört zu entsprechen.
Von allen bestandenen und bestehenden Organismen der menschlichen Gesellschaft giebt es keinen, dessen Dauerkraft praktisch so erwiesen ist und auch theoretisch so nachweisbar wäre, als jenen der Hierarchie. Kirchen und Armeen geben hierfür den schlagendsten Beweis, und auch im Staate haben sich Negieruugssnsteme länger oder kürzer zu erhalten vermocht, je nachdem sie mehr oder weniger auf hierarchischer Ordnung beruhten.

*) Selbst Schopenhauer sagt: „Der Staat ist eine Schutzanstalt, nothwendig ge° worden durch die mannigfaltigen Angriffe, welchen der Mensch ausgesetzt ist und die er nicht einzeln, sondern nur im Vereiiu mit Anderen abzuwehren vermag." (»Welt als Wille und Vorstellung.')

Die Basis jeder hierarchischen Ordnung ist die Anerkennung des besseren Mannes über sich, von Stufe zu Stufe hinauf bis zum besten, der Verkörperung des Vegriffes „Gott".

Nicht nur entspricht dies der natürlichen Regung des menschlichen Herzens, wie Carlnle behauptet und schlagend beweist, sonder» es entspricht auch völlig der Thatsache der absolut unleugbaren Ungleichheit der Menschen.

So lange es Blinde und Lahme giebt, geistig und körperlich Stack und Schwache, kann von der Gleichheit der Menschen nicht ernstlich die Rede sein.

Auch strebt die Menschheit niemals nach Gleichheit hienieden, wenn sie auch von Gleichheit träumen mag in einer besseren Welt. Wonach der Mensch aber strebt und streben soll, das ist die Freiheit für Jeden, gerade in jenein Maße, in welchem er sie zu gebrauchen versteht, zu gebrauchen im Dienste der Selbsterhaltung und der Erhaltung der Gesammtheit.

Weil ans absoluter Wahrheit beruhend, ist die Hierarchie auch die natürlichste Organisation der menschlichen Gesellschaft.

Kind und Mutter, Familie und Hausvater, Hausvater und Stamm oder Gemeinde, Gemeinde und Bezirk, Bezirk und Staat — eine ununterbrochene Reihenfolge von Gliedern einer und derselbe!! Kette, welche schließlich im Gottbegriffe gipfelt.

Alle diese Glieder vom Individuum an bis zur Verkörperung der Gesammtheit, zum Staatsoberhaupte hinauf, sind auf einander angewiesen. In ihrer Verkettung beruht auch ihre Einzelexistenz. Kein Staatsbürger ohne Staat, kein Staat ohne Staatsbürger.

In jeder Körperschaft steht der Einzelne der Gesammtheit gegenüber und wird in der Ausübung seiner persönlichen Freiheit durch die Rücksichtnahme auf diese beschränkt. Durch Beschränkung einerseits, Selbstbeschränkung andererseits, wird das harmonische Zusammenwirken aller Organe ermöglicht.

Wenn in der Familie, vielleicht auch in der Gemeinde, die Privatinteressen und die Gemeininteressen unmittelbar mit einander in Einklang gebracht werdeil können, so ist dies im Staate nur mehr mittelbar möglich. Immer noch steht das Individuum der Gesammtheit gegenüber, aber diese Gesammtheit ist die Summe so vielfältiger und mannigfacher Interessen, daß die Verbindung beider nur mehr stufenweise bewirkt und bethätigt werden kann.

Es entstehen Unterabtheilungen. Während nun im Interesse des Staates sowohl als des Individuums die Unterabtheilungen, in welche die Gesammtbeuulkerung nothwendig zerfallen muß, dazu dienen sollen, um die Verständigung zwischen Individuum und Staat zu vermitteln, gleichsam das Organ dieser Vermittelung zu bilden, trachtet die Clique, sich ihrer zu bemächtigen und sie zum Werkzeuge der Trennung werden zu lassen.

Es ist somit von der größten Wichtigkeit, die Unterabtheilungen, in

welche die Gesellschaft zu zerfallen hat, so zu gestalten, daß sie gezwungen werden, staaatserhaltend zu wirken.
An und für sich staatserhaltend ist keine Unterabtheilung, da einer jeden derselben naturgemäß der Drang innewohnt, Staat im Staate zu werden. Aber jede Gruppe der menschlichen Gesellschaft besteht aus Menschen, welche sich von der Gruppe loslösen müssen, sobald diese ihren persönlichen Aspirationen nicht entspricht.
Die Opfer, welche das Individuum gerne bereit ist, einer Körperschaft zu bringen für die Vortheile, welche diese ihm bietet, werden drückend erscheinen, sobald diese Vortheile verschwinden oder nicht im Verhältnisse mit den geheischten Opfern stehen.
Wenn somit die Majorität einer jeden Unterabtheilung der gesammten Bürgerschaft eines Staates an und für sich antistaatlich ist, so ist andererseits die in ihrem Interesse geschädigte Minorität jeder dieser Körperschaften jederzeit staatserhaltend, denn sie ist gezwungen, an eine höhere Macht zu appelliren. Mit den» gerechten Schutz (von tendenziöser Begünstigung wohl zu unterscheiden), welchen die höhere Instanz im Staate der bedrückten Minorität einer Körperschaft gewährt, ist auch die hierarchische Ordnung geschaffen und zugleich die Gefahr vermindert, daß dieser Schutz bei anßerstalltlichen Mächten nachgesucht werde.
Um uns nicht in Beispiele, wie die Weltgeschichte sie tausendfach aufweist, zu vertiefen, betrachten wir blos die von uns angeführte natürliche Gruppinmg der Menschheit, und wir werden finden:
Die Familie steht der Gemeinde abwehrend gegenüber; sie meint sich zu genügen und bringt der Gemeinde nur ungern Opfer an Abgaben und Arbeitskraft. Nun wird die Familie für eines oder das andere Mitglied znr Clique. Dies Mitglied sucht Schutz bei der Gemeinde, und die Gemeinde ist die anerkannte höhere Instanz.
Von der Gemeinde wird seitens des Individuums oder der Familie an den Bezirk appellirt, vom Bezirke an die Provinz u. s. f. bis an das Staatsoberhaupt.
Um jedoch von staatserhaltendem Einflüsse zu sein, muß dieses Appelliren an die höhere Instanz sich möglichst bequem und gefahrlos vollziehen können und sich bei begründeter Klage als nirksam erweisen.
Auf Grund des überwältigenden Beweismateriales, das die Weltgeschichte uns vorführt, können wir uns der Wahrheit schlechterdings nicht verschließen, daß die Tendenz, Clique zu werden, immer und überall hauptsächlich jenen Elementen der Gesellschaft innewohnt, in deren Händen die Macht liegt.
Die Erklärung liegt darin, daß Selbstbeschränkung immer schwerer zu üben ist, als die Beschränkung Anderer.
Hierauf gründet sich die hierarchische Ordnung logisch und naturgemäß.
Zur Selbstbeschränknng vermocht wird die zur Herrschaft berufene

Majorität einer Körperschaft blos dadurch, daß es der Minorität ermöglicht wird, an eine höhere Instanz zn appelliren. Diese höhere Instanz wird auch nur durch dasselbe Mittel zur Selbstcontrole angehalten und so fort bis hinauf zur Verkörperung des Staates, dem Staatsoberhaupte.
Je regelmäßiger, natürlicher, gefahrloser dieser Proceß sich austragen kann, um so geringer ist die Gefahr einer gewaltsamen Erschütterung.
Revolutionen gehen immer von Minoritäten aus. Werden die Majoritäten verhindert, sich zur Clique-Herrschaft zu entwickeln, so ist der innere Friede gesichert, die Existenz des Staates von innen nicht bedroht.
Wenn in früheren Zeiten selbst die hierarchische Organisation des Staates durch einseitige Ausnützung sich zur Clique-Herrschaft hat verstümmeln lassen, wenn dort und da Theokratie, Militarismus, Oligarchie, Feudalismus sich ihrer haben bedienen können, um zur absoluten Herrschaft zu gelangen, so lag dies eben in den früheren Zeiten, in der Möglichkeit, ja Notwendigkeit der vollständigen Isolirung der einzelnen Staaten.
Der Mandarinismus hat sich in China nur entwickeln können, weil China von der chinesischen Mauer umgeben war.
Heute ist jeder Staat, und märe er noch so groß und mächtig, gezwungen, seinen Platz in der Staatsgesellschaft einzunehmen und auszufüllen.
Die unzähligen internationalen Interessen der Menschheit reichen weit hinaus über die Grenzen des einzelnen Staates und sind von heilsamem Einflüsse auf dessen innere Gestaltung.
Auch der einzelne Staat darf sich heute nicht mehr als Träger des weltfeindlichen Egoismus geriren; auch der Staat wird verhindert, in der Staatengesellschaft die Rolle der Clique zu übernehmen.
Was wohlmeinende Idealisten, fanatische Schwärmer durch das Eingreifen auherstaatlicher Verbände, Friedensligas u. s. f. erreichen wollen; was die allgemeine Abrüstung, was der platonische Machtspruch internationaler Schiedsgerichte bewirken soll, nämlich die Erhaltung des Weltfriedens, das thatsächlich, wenigstens annähernd Zu erreichen, ist einzig der vereinten Kraft jener Staaten vorbehalten, welche zur Abwehr bis an die Zähne bewaffnet dem Clique-Staate oder -Verbände von Clique-Staaten ein energisches Halt zu gebieten vermögen. Und je mehr Staaten für diese hohe Auffassung der an sie gestellten Aufgabe gewonnen werden, um desto sicherer ist der Sieg.
Nicht mehr von der Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichtes ist heute der Weltfriede bedingt, sondern von der anerkannten Suprematie jener Staaten, welche die Solidarität zum Dogma erheben und ihre Interessen der Interessengemeinschaft unterordnen.
Das Princip des europäischen Gleichgewichtes war nur ein opportunistischer Lückenbüßer, mittelst dessen die eine Clique getrachtet hat, sich gegen die andere Clique zu vertheidigen. Die Solidarität der erhaltenden

Clique, a?
Staaten hingegen ist die Verteidigung der Menschheit qegen Staaten, die Clique sind.

Somit erscheint der Bund von Staaten, welche ftie Solidarität berechtigter Interessen auf ihre Fahnen schreiben, als die oberste Stufe der hierarchischen Ordnung, an welche, vom Individuum angefangen bis zum einzelnen Staate,' jeder Factor der menschlichen Gesellschaft erfolgreich appelliren kann.

Dies ist der einzig richtige Weg! zur Anerkennung jenes Principes das heute in verschiedenster Form in allen Weltgegenden^. von allen Kassen der Gesellschaft bewußt und unbewußt als höchstes Ideal hingestellt wird das Princip der Solidarität der gesammten Menschheit.

In der Anerkennung dieses Princips und zwar ohne Zeit- und Naum-Unterschied d. h. die Vergangenheit und Zukunft mit eingerechnet, erkennen auch wir das Heil der Menschheit. Allein dieses Princip, zum allgemeinen Dogma erhoben, wäre im Stande, die Epochen der Clique-Herrschaft seltener und kürzer zu machen. Hierauf sei das Auge der Sociologen gerichtet.

Im absoluten Staate märe die Einführung einer hierarchischen Organisation mit geringer Schwierigkeit verbunden. Auch dort müßte die öffentliche Meinung für dieses System gewonnen werden, sobald dies aber der Fall ist, genügt das Wort des Herrschers, um es zur That werden zu lassen.

In Staaten von mehr oder weniger parlamentarischer Organisation ist aber hierzu auch die Mitwirkung des Parlamentes erforderlich. Im nächsten Aufsähe, „Ein ideales Wahlrecht" genannt, wollen wir trachten die Wege und Mittel anzugeben, welche zur Schaffung eines Vertretungskörpers führen würden, der den wirklichen Interessen der Gesmnmtbevülkerung zu entsprechen vermag. Wir wollen dies Ziel als die erste Etappe bezeichnen auf dem Wege des Heiles. Die zweite Etappe wäre unseres Erachtens, das richtig gewählte Parlament zur Anstrebung einer hierarchischen Organisation der Menschheit im Staate und der Staatengesellschaft zu bewegen.

In einem folgenden dritten Aufsätze wollen wir uns mit dem Nebel beschäftigen, das zur Erreichung der beiden oben genannten Ziele mit voller gemeinsamer Kraft zu bekämpfen und zu bewältigen wäre; dies Uebel ist die mächtigste Waffe der Clique und heißt: Lüge.

Die Certosa von pavia.

von

V. D.

^r nach Mailand reist, versäumt gewiß nicht, die Certosa zu besuchen. Fast überwältigt von dem überreichen Schmuck an Reliefs, an Ornamenten, einer wahren Offenbarung fröhlichen Schaffens aus den Zeiten der Frührenaissance, werden die meisten Touristen wohl, neben der Freude an schöner Form und Proportion, sich damit begnügen, einige Künstlernamen und Daten zu merken, aber von der Genesis, der bunten Geschichte des Baues nicht gerade ein anschauliches Bild in den kunsthistorischen Büchern bis jetzt gefunden haben. Eine solche Darstellung verdanken wir dem Architekten Luca Veltrami*), demselben, der über das Castell von Mailand geschrieben und die Naugeschichte des Domes genau verfolgt hat. Zu gründlichen Archiustudien, theils aus Berufseifer, theils aus wachsenden! Interesse an der Geschichte der beiden eng verschwisterten Bauwerke getrieben, ist er in seinem nicht umfangreichen Buch zu Resultaten gekommen, die für den Kunsthistoriker nicht ohne Werth sein können, den kunstliebenden Laien anziehen und fesseln müssen**).

Caterina Visconti, Ginn Galeazzos Gattin, legte bereits im Jahre 1390 ein feierliches Gelübde ab, daß nahe ihrer Villa bei Pavia ein Karthäuserkloster für zwölf Mönche gebaut werden sollte, und Ginn GaleaW eilte um so mehr, dies Gelübde zu erfüllen, als er einmal manche Rechnung mit dem Himmel abzumachen hatte, andrerseits der Vau einer prächtigen Kirche seinen ehrgeizigen Plänen noch ein besonderes

vlrico Unspli 1895,

**) Wie wir soeben erfahren, ist ein zweites noch umfangreicheres Vuch von Beltrami, veranlaßt durch das 500 jährige Jubiläum der Certosa am 27. August, bei Hoepli, Millno erschienen: Ltaii» äooumsnww d«11» seriös» <ti ?»vii>. ?2ite> 1^ 1896.

Relief zu verleihen geeignet mar. Hatte doch schon sein Vater Galeazzo II. im Jahre 1360 ein stattliches und reich ausgestattetes Schloß in Pavia gebaut, von großem Park umgeben, worin Bären, Wild, Fasanen und anderes Gethier; Petrarca, der gerne am Hof der mächtig gewordenen Visconti weilte, hatte das Schloß „au^u,8ti88imum" genannt. — Aber erst im Jahre 1396 ging man an's Werk, und das mit großer Energie: 80 Arbeiter waren beschäftigt. Bäume zu fällen, den Platz zu säubern, den Boden für die Fundamente auszugraben. In den ältesten Ausgabe-Registern im Staatsarchiv von Mailand finden wir Bernardo da Venezia als „ss6nsrn,Ii.8 in2iFlli6riu8 lkdorsrioruni Oartuxiks kapias" angeführt; die wiederholte Nennung dieses Namens und Titels verschafft Beltrami die Ueberzeugung, daß er, und nicht, wie noch vielfach angenommen wird, Heinrich von Gmünd der Erbauer oder vielmehr einer der Haupt-leiter des Baues gewesen sei. Wie wir nachher auch hier sehen werden, entsprangen die Hauptpläne der Certosa, des Mailänder Doms — an dem gleichzeitig gearbeitet wurde — wie der meisten damaligen Kirchen überhaupt nicht dem Kopfe eines Architekten, sondern waren das Resultat gemeinsamer Beratschlagungen. Bernardo von Venezia erscheint aber um so sicherer als erster Leiter des Baues, als G. Galeazzo ihn schon im Jahre 1391 nach Pavia berief, um dem dortigen Schloß neuen Glanz zu verleihen, den Hof mit Loggien zu umgeben :c. Ja, es kamen Abgesandte von Mailand zum Herzog mit der Bitte, den Meister Bernhard auf einige Tage dorthin zu schicken, um mehrere Arbeiten am Dom zu vollenden. Im folgenden Jahre finden wir ihn unter den Ingenieuren bei dem Congreß behufs des Baues der Kathedrale in Mailand: es wurde über Zweifel discutirt, die Heinrich von Gmünd wegen der Solidität der Construction erhoben hatte. Noch größer erscheint sein Einfluß, als im Jahre 1400, nach langen Streitigkeiten zwischen den Baumeistern am Dom zu Mailand und dem Pariser Architekten Mignot über die Solidität der Apsis, der Herzog von Pavia Bernardo von Venezia und Bertolino von Nouara dorthin schickte, um als ,,^Ä0N608 sxpsrto8 iu2lFii6rio8" die erhobenen Zweifel zu lösen. In den Ausgabe-Registern für die Certosa von Pavia finden mir ferner am 11. August 1396 ein Conto über Brod, Käse, Wein, geliefert zu einem Mittagsmahl für die fünf Ingenieure aus Mailand und Pavia, die zur Berathung daselbst zusammengekommen waren, und zwar: Giacomo (auch Marco) da Campione, Gionannino de Grassis und Marco da Carono, Frirono genannt, Stammvater des be-rühmten Künstlergeschlechts der Solari. Damit noch nicht zufrieden, berief der Herzog noch wieder andere Bauverständige zur Berathung, und wir finden hier auf's Neue bestätigt, daß, wie Springer sagt: „die Schwierigkeit der Construction, welche mehr auf dem Wege des Versuchs als der Be-rechnung gefunden wird, auch in diesem Falle, wie sonst häufig, zur Berufung von Künstlerconcilien führte".

Als Haupterbauer oder, wie die Italiener sagen, Ingenieur der Certosa nennt also Beltrami auf Grund der in den Archiven, Registern und so weiter gefundenen Ausgaben, Notizen, Berechnungen: Bernardo da Venezia, Giacomo da Campione (Haupierbauer des Mailänder Doms) und Cristoforo di Beltramo da Conigo. Besonders deutlich geht aus Veltramis Darstellung hervor, wie sich gerade zu der Zeit, als drei der stattlichsten Dome Italiens entstanden — der Dom zu Mailand, S. Petronio zu Bologna und die Certosa — wie stark sich eben damals nordische Einflüsse geltend machten. Um so lebhafter beratschlagten darum die italienischen Baumeister, entweder untereinander oder mit den Fremden. So begab sich Antonio de Vincenti, der vom Rath der 600 den Auftrag erhalten hatte, den Dom S. Petronio in Bologna zu bauen, im Jahre 1390 nach Mailand, woselbst der Dombau bereits seit vier Jahren in Angriff genommen war. Es ist von außerordentlichem Interesse, durch Beltrami zu erfahren: daß das gleichseitige Dreieck auch hier, an allen drei Kirchen, die Norm gothischer Nauproportion gewesen sei. Unseres Wissens haben sich die deutschen Kunsthistoriker bisher noch nicht eingehend mit dieser Frage beschäftigt, nur Herr Professor Dehio (Straßburg) hat eine sehr interessante Abhandlung darüber geschrieben*) und gedenkt, wie wir vernehmen, seine Untersuchungen noch auf weit größere Zeiträume auszudehnen. Derselbe führt zunächst französische und deutsche Kirchen aus dem 11. und 12. Jahrhundert an (Chartres, Amiens, Reims, Köln, Beauvais, Le Maus :c), spricht aber sein Erstaunen darüber aus, daß die Triangulationsmethode im 14. Jahrhundert sowohl in Frankreich als in Deutschland außer Gebrauch gekommen sei; zur Paralleluntersuchung in Italien und England sei bis dato das Material für ihn noch zu klein gewesen. Nun spricht Beltrami aber vom gleichseitigen Dreieck als von einer Norm, die „damals für den Kirchenbau allgemein angenommen war", demzufolge auch für die Erbauer des Mailänder, des Bologneser Doms, der Certosa. Daß der wenige Jahre vorher begonnene Dom von Mailand nach diesem Princip gebaut wurde, geht ferner auch aus dem Gutachten des Gabriele Stornaloco aus Piacenza hervor, den man 1391 nach Mailand berief («»v.8» äiLcutsnäi äo äudiig »Itiwäinig ot aliuruiu), wie auch aus dem Facsimile der von ihm dazu gelieferten Zeichnung. Andere Beweise finden wir in den langen und wiederholten Discussionen zwischen den lombardischen und nordischen Architekten, deren Resultat war, daß auch der Entwurf zur Certosa obiger, nach Beltrami, am Ende des 14. Jahrhunderts allgemein angenommener Norm entsprach. Nun wurde aber der Weiterb au der Kirche, wie wir sehen werden, nur zu bald unterbrochen, so daß wir nur in den drei

*) Untersuchungen über das gleichseitige Dreieck als Norm gothischer Bau» Proportionen. G. Dehio. Stuttgart 1894. Cotta'sche Buchhandlung.

Langschiffen das Diagramm des gleichseitigen Dreiecks herausfinden (wie aus den Abbildungen hervorgeht), während bei Kreuzung und Querschiff und auch sonst noch vielfache Abweichungen von den zuerst beabsichtigten Constructionen zu finden sind, wie solche sich mit Notwendigkeit aus dem veränderten Geschmack der Zeit, demzufolge auch dem der Baumeister ergaben. Man kehrte um 1450, wie Veltrami fagt, zu den Traditionen der lombardischen (also der romanischen) Kunst zurück, mit welcher es der Frührenaissance nicht an Vergleichungspunkten fehlt. Bei Beiden finden sich unterhalb des Daches Galerien (Loggien), anstatt der Strebepfeiler oder Strebebogen, den Wölbungen im Innern entsprechend. Bei Beiden drückt die Fayade nicht die dreischiffige Theilung des Innern organisch aus, sondern steigt als einfaches Giebelhaus in die Höhe. Guiniforte Solan, Enkel des Marco Frirono, der, fchon früh an der Certosa angestellt, noch mit den ersten Erbauern zusammen gearbeitet hatte, mar es, der jetzt, da man den Bau wieder aufnahm, neuen Strömungen folgend, den alten Organismus umgestalten follte. Von ihm stammt der erste Entwurf zur Fayade, den wir auf einem Fresco im Querschiff von Ambrogio da Fossano (gen. Bergognone) in der Hand des Gründers noch finden können. Zwar hatte man um 1490 — und früher kann das Bild nicht gemalt sein — die zu einfache Fayade bereits wieder aufgegeben, trotzdem bildete Bergognone Galeazzo Visconti damit ab, weil er den Entwurf als schlicht und einfach, am meisten im Sinne des Gründers erachten mußte. Daß die Einfachheit der Fayade durch die klugen Mönche nicht allein aus ästhetischen, sondern aus sehr materiellen Gründen aufgegeben wurde, beweist uns Veltrami mit Klarheit und Scharfsinn. Gian Galeazzo hatte den Mönchen zum Bau der Certosa große Einkünfte zugewiesen, welche, sobald dieselbe vollendet war, in Almosen umgewandelt werden sollten. Einmal lag es also in ihrem Interesse, diesen Zeitpunkt so spät!als möglich eintreten zu lassen, und andrerseits hatten sich nach und nach eine Menge tüchtiger Künstler dort zusammengefunden, die nur zu gern der Geschicklichkeit ihres Meißels freies Spiel ließen und sich schwer wieder von so dankbarem, möglichst unbeschränkten! Arbeitsfeld trennen mochten. Als einfache Steinhaner (Inpioiäa) hatten noch sene Beiden dort begonnen, deren Namen jetzt einen guten Klang haben unter den Bildhauern der Renaissance: Cristoforo Mantegazza und Giov. Ant. Amedeo, Schwiegersohn des Guiniforte Solan, dessen Sohn Pietro Antonio wiederum den Ruhm der Familie Solan bis nach Moskau trug. Dort erbaute er den Kreml, auf dessen Thurm sein Name eingemeißelt ist, nach der Zeichnung des Cnstells von Mailand. Amedeo hatte sich im Jahre 1470 auf einige Zeit entfernt, um die berühmte Capella Colleoni in Bergamo auszuführen. Er kehrte dann mit nunmehr bereits gefestigtem Ruhm nach der Certosa zurück. Wie nun die Künstler der Renaissance zugleich Handwerker waren, so betrieb auch Mantegazza neben den Arbeiten

für die Certosa in Mailand sein Geschäft als Goldschmied. Dort sollte er auch die Reiterstatue des Francesco Sforza in Bronze bilden, ein Auftrag, den er nicht ausführte und der dann später Lionardo da Vinci ertheilt wurde. Vasari erzählt begeistert von dessen herrlicher Arbeit, welche die Franzosen vollständig zerstörten. Sie verfiel leider einem ähnlichen Schicksal wie Michelangelos Statue Julius II. in Bologna.

Kehren wir zum Entwurf für die Fnyade zurück, so finden wir außer dem des Guiniforte nach zwei andere spätere, die aber auch verworfen wurden, weil sie für die Massenentfaltung der Skulptur nicht genügend Spielraum gewährten. Neide sind uns als Reliefs erhalten: das eine an der Faynde selbst, das andere am Mausoleum des Ginn Galeazzo, unter welchem dessen irdische Ueberreste erst 100 Ialire nach dem Tode endgiltige Ruhe fanden. Den ersten Entwurf schreibt Beltrami Dolcebuono, Nramantes Schüler, zu. Aus den noch ungedruckten Memoiren des Prior Matteo Nalerio entnehmen wir, daß der endgiltige architektonische Entwurf ebenfalls von der Hand Dolcebuonos herrührt, während Ambrogio da Fossano die Flächen noch mehr einzutheilen, zu beleben suchte, um der Skulptur möglichst weites Feld zu gewähren. Dieser Ambrogio, genannt Bergognone, erscheint mit der Certosa förmlich verwachsen: als Baumeister, als Zeichner wirkt er mit, vor Allem aber als Maler. Da ist kaum eine Cnpelle, eine Decke, kaum eine Zelle, die er nicht zu Verschönern, zu schmücken sucht. Die Bildhauerarbeit an der Fa<?ade wurde schließlich endgiltig dem Ameoeo contractmäßig zugewiesen, und zwar im Jahre 1474. Während 25 Jahren kam er diesem Contract nach, bis derselbe in einem uns erhaltenen Actenstück definitiv gelöst wurde. Daß es außer den oben erwähnten Künstlern noch eine Menge anderer minder hervorragender Mitarbeiter gab, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Bergognone hat uns die Fayade noch in einem anderen Stadium des Ueberganges auf einem kleinen Bilde in der National 6a1Ißr? in London aufbewahrt. Ebenso befindet sich im Nv.8sc» Oivicc» zu Pavia eine Zeichnung von ihm, auf welcher der Dom mitten im Bau, sogar mit den Gerüsten davor, zu sehen ist.

Kehren wir indessen, um uns von dem geschichtlichen Verlauf des Baues ein klares Bild zu verschaffen, noch einmal zu dem feierlichen Tage der Grundsteinlegung, dem 27. August 1396, zurück. Das Mailänder Archiv hat uns in seinen Registern, seinen täglichen Aufzeichnungen, auch von den Vorbereitungen dazu ein deutliches Bild bewahrt. Galeazzo Visconti begab sich mit seinen drei Söbnen nach Pavia, von denen der Jüngste, Filippo Maria, damals sechsjährig, (vielleicht durch den herzoglichen Nath Francesco Barbavara vertreten), sich später auf's Lebhafteste des Certosabaues annahm. Der Herzog und seine Söhne legten die vier Grundsteine. Nach dem Festact kehrte der Herzog sofort nach Pavia zurück, während die Anderen sich zu einem fröhlichen Mahle niedersetzten: „in loec,

oortiui8 ornaw". — Von wie großem WertI) die Erinnerung an dieses Fest dem Volke gewesen, zeigen nns die oben erwähnten Reliefs, welche nach fast hundert Jahren die feierliche Ceremonie noch darzustellen suchen. Gicm Galeazzo selbst lag es vor Allen am Herzen, eine denkwürdige Kirche und für sich und die Seinen darin ein prächtiges Mausoleum zu bauen. Kühn und ehrgeizig waren seine Pläne, die Herrschaft über Italien sein Ziel. Poggio erzählt, wie er bereits die Königskrone und andere Neichs-insignien habe anfertigen lassen, als er, im Begriff, Florenz niederzuzwingen, vor der Pest aus Pauia hatte fliehen müssen und, 1402, in Melegnano starb. Mehr als siebzig Jahre vergingen, ehe seine Leiche nach der Certosa gebracht wurde; man setzte sie hinter dem Hauptaltar bei und errichtete darüber ein Reiterstandbild, freilich ganz abweichend von Galeazzos Bestimmungen. Er hatte einen sieben Stufen hohen Aufbau gewollt, darüber ein prächtiges Mausoleum und seine Statue darunter, sitzend dargestellt, mit Herzogsmantel und Krone. Merkwürdig genug, ist von jenein Reiterstandbild keine Spur übrig geblieben. Wir kennen es nur durch die Beschreibung des Philipp de Commines, der, als Gesandter Karls VIII. 1494 die Certosa besuchte. Vielleicht wollten die Mönche, als sie später beschlossen hatten, dem Gründer ein viel kostbareres Monument zu errichten, von jenem provisorischen jede Spur verschwinden lassen. —

Nach dein Tode des Herzogs erhoben sich Schwierigkeiten aller Art: mächtige Familien legten Protest ein gegen die Dotationen aus Renten, (Einkünften von Grundstücken), über welche Galeazzo zu Gunsten der Certosa verfügt hatte. Filippo Maria mußte später den Bruder Giovanni, Herzog von Mailand, ersuchen, die Rechte der Certosa zu beschützen. Die Arbeiten gingen lau vorwärts, in den Ausgaberegistern ist fast nur Nebensächliches erwähnt. Auch scheint sich der grausame Giovanni wenig um den Bau gekümmert zu haben, und als er 1412 von Verschworenen in Mailand auf der Schwelle von S. Gottardo ermordet wurde, versprachen sich die Mönche nunmehr Besseres von der eifrigen Protection Filippo Marias. — Donationen, Privilegien wurden von Neuem bestätigt; Papst Martin V. hielt sich 1418 bei der Rückkehr vom Concil zu Constanz in Pavia auf und zeigte lebhaftes Interesse für das Aufblühen der schon berühmten Certosa. Freilich weisen die Register nur Arbeiten am Kloster, nicht an der Kirche selbst auf: Holz, Eisen, Blei werden gebraucht, für den Bau des Capitelsaals, der Bibliothek, der Sacristei, der Zellen. Unter den Ingenieuren finden wir immer noch Cristoforo die Beltramo da Conigo, Giovanni da Campione, dieselben, die vor fast dreißig Jahren am Beginn des Baues betheiligt waren, mit ihnen Giovanni Solar«, des Marco Frirono Sohn. In all' dieser Zeit finden wir aber mit keinem Wort den Bau der Kirche selbst erwähnt. Zweifellos wollten die Mönche, als ihnen nach dem Tode Galeazzos die Vollendung des Klosters selbst in Frage gestellt schien, dieses zuerst fertig bauen, dann erst der Kirche die

ihnen während der ganzen Dauer des Baues zugesicherten Einnahmen zu-
wenden. Wie schlau und consequent die Mönche an diesem System der
Langsamkeit festhielten, ersahen mir schon oben aus dem, nicht ohne Be-
rechnung so reich ausgefallenen Skulpturenschmuck der Fayade. So finden
wir bis zum Tode Filippo Marias 144? die Kirche noch auf demselben
Standpunkt, auf dem sie bei dem Tode Galeazzos geblieben war. Die
Unruhen, die auf Filippo Marias Tod folgten, hatten indeß weniger Ein-
fluß auf den Bau der Certosa, als auf den des Mailänder Doms:
Francesco Sforza, Nachfolger oder Usurpator auf dem Herzogsthron von
Mailand, förderte und bestätigte, um sich in der Gunst des Volkes zu be-
festigen, die Arbeiten und Privilegien in Pauia. —

Im Jahre 1450 schickte Francesco Sforza (wie aus einer 3tote in
den Registern zu ersehen), den Architekten Giovanni Solario nach Pavia,
und die Mönche selbst, auf die von verschiedenen Seiten, wegen der end-
lichen Umwandlung der Renten in Almosen, Pressionen ausgeübt wurden,
ergriffen nun mit größerem Eifer den Kirchenball. — Wieder finden wir
bei dessen Wiederaufnahme 1452 Cristoforo Conigo, der vor nunmehr
sechsundfünfzig Jahren der Grundsteinlegung beigewohnt, im Nath der
Ingenieure gesessen hatte, so daß er dem Sohne seines alten Mitarbeiters,
des Marco Frirono, daß er Giovanni Solario den ersten Plan, den
Grundgedanken des Baues übermitteln konnte. Giovanni und dessen
Sohn Guiniforte waren es, die sich nnn an die Ausführung begaben.

Es ist dies wohl das prägnanteste, vielleicht das einzige Beispiel in der
Geschichte der Architektur, wie sich der vollständige Umschwung des Geschmacks
an diesem Künstlergeschlecht, vom Großvater auf den Enkel, vollzogen hatte.
Für den Innenbau war freilich die Norm des gleichseitigen Dreiecks bei-
behalten, für die Außenconstructionen, Dach, Thürme, Fayade, waren, wie
bereits oben ermähnt, völlig andere Princivien maßgebend geworden, was
sich leicht aus den Abbildungen in Beltramis Buch ersehen läßt. Von
wirklich organischer Uebereinstimmung, von Harmonie zwischen dem Innen-
bau und denl Aeußeren der Kirche, war nun freilich keine Rede mehr.

Daß es jedoch an Conflicten zwischen dein achtzigjährigen Cristoforo da
Conigo und dem jungen Guiniforte nicht fehlen konnte, ersteht man einmal
aus den» abermaligen Stocken der Arbeiten während der ersten zehn
Negierungsjahre des Francesco Sforza, dann aus der Zuziehung des be-
rühmten Architekten Vartolomäo Gadio, Erbauer des Castells von Mailand,
der zur Wiederaufnahme der Arbeit antreiben sollte. Aber erst nach dem
Tode des Cristoforo di Neltramo da Conigo „808wniwrs äsl cwnoktto
ori^iimi-io" — der am Originalentwurf festhielt, — kam der Bau in
schnelleren Fluß. Guiniforte Solan behielt für viele Jahre die Ober-
leitung, wie wir schon oben aus dein Entwurf für die Fahnde sahen; das
schloß aber nicht aus, daß er in den Jahren 1459—80 in den Registern
auch als am Mailänder Dom thcitig genannt wird. — Seit dem Jahre

1466 finden wir auch Giovanni Ant. Amedeo unter den Arbeitern genannt, den wir bereits oben, als vorzugsweise an der Ausführung der Fayade betheiligt, kennen lernten. Er arbeitete zunächst an: großen, dann mit seinem Bruder, der Maler war, am kleinen Kreuzgang. Eifrig wurde jetzt weiter gebaut, und als man 1473 das Dach mit Blei gedeckt hatte, als auf Giebel und Querschiff sich zierliche Thürmchen erhoben, ging man an die bereits besprochene Ausführung und Bekleidung der Fayade.

Wir sind nun wieder in die Blüthezeit frühlichen Weiterschaffens gelangt, und Ludovico il Moro war's, der am energischsten in die Fußtapfen des ersten Gründers trat, Rath und Urtheil bei der Ausführung des Baues abgab, ja sogar nach eigenster Angabe Aenderungen vornehmen ließ. So schreibt er an seine Gemahlin Beatrice von Este, er habe den Chor niederreißen und nach seiner Zeichnung wieder aufbauen lassen. (. . . ßt 1o ls^i ruillkrs, üsLiFuauclo conis d»vsvk »ä 8t»rs.) — Ludovicos Wunsch war, aus der Cerlosa ein wahres Sanctuarium der Kunst zu machen: außer Ambrogio da Fossano, den wir bereits in seiner eifrigen Thätigkeit kennen gelernt haben, wurden Bartolomeo Montagna, Maestro Filippo (wahrscheinlich Filippino Lippi), Perugino, Nernardino Luini mit Altarbildern, mit der Ausmalung von Capellen und Zellen:c. beauftragt.

Die fchweren politischen Wirren in den letzten Jahren seiner Regierung verhinderten Ludovico il Moro immer noch an der Erfüllung von Ginn Galeazzos letzten: Willen. Noch fehlte der Sarkophag, in welchem der erste Herzog von Mailand endgültig beigesetzt werden sollte. Die Vollendung des Mausoleums fand mit der Einweihung der Kirche zusammen statt, am 3. Mai 1497, über ein Jahrhundert nach der Grundsteinlegung. Pomphaft und von künstlerischem Geist getragen waren die Festlichkeiten, die Ausschmückung der Kirche: malte doch selbst Benedetto da Marliano Decorationen mit den herzoglichen Wappen-Insignien. Die Einweihung vollzog der Cardinal Lupo da Carvajal, Bischof von Sagunt und Abgesandter des Papstes. Die Hauptscene der Festlichkeit ist auf einem Relief zur Seite der Kirchenthür dargestellt, und da dasselbe nur wenige Jahre nach dem wichtigen Act gemeißelt wurde, dürfen wir wohl Costüme, Figuren, die noch unvollendete Front, das provisorische Dach, die Gerüste :c. für eine treue Darstellung halten. Der Prior Matten Valerio erzählt uns in seinen Aufzeichnungen, daß Giov. Cristoforo Romano den Sarkophag gearbeitet habe, worauf Thaten und Erlebnisse des G. Galeazzo gemeißelt seien. Seine Hauptmitarbeiter waren Benedetto Briosco, der die Statue der Jungfrau fchuf, und Iacobino de Boni. Derselbe Prior Valerio erzählt uns auch von einer zweiten, noch größeren Festlichkeit, als im Jahre 1510 auch die Leiche der Isabella von Valois, Johann des Guten von Frankreich Tochter und erste Gemahlin Galeazzos, feierlichst aus der Kirche S. Francesco geholt und in den Don: übergeführt wurde. Der

Vleisarg war mit köstlichem Brokat bedeckt, worauf die vereinigten Wappen (Viper, Lilien, Taube :c.) auf's Schönste in Stickerei angebracht waren. Drei Tage hintereinander beherbergten und bewirtheten die Mönche Jedermann, der sich zum Feste nach der Certosa begeben hatte, und ließen sich's 3000 Goldducaten kosten. — Man sieht, sie ließen es jetzt nicht an pomphaften Kundgebungen des Dankes gegen das herzogliche Haus fehlen.

Nachdem, wie oben erwähnt, Amedeo im Jahre 1499 definitiv auf die Weiterarbeit au der Fayade verzichtet hatte, traten Vater und Sohn Briosco mit so manchen anderen tüchtigen Meistern an seine Stelle. Man war mit dem reichen Skulpturenschmuck bereits bis zur ersten Loggienreihe fertig, als Erasmus von Rotterdam, auf dein Wege nach Bologna, die Certosa besuchte. „Warum," rief er klagend aus, „soviel Geld an eine Kirche verschwenden, die wenigen Mönchen zum Psalmensingen dient, während sie von Leuten überlaufen und gestört werden, die kommen, um sich an der Pracht des Marmors zu erfreuen?" Lag nicht in diesem Ausruf der Geist einer neuen, kritisch-nüchternen Zeit? Der Geist der Reformation, der gekommen war, um den Zauber jenes wunderbar Hannonischen Zusammenwirkens von religiöser Begeisterung und künstlerischer Schaffenslust zu verscheuchen? Schlimm genug sah es außerdem um Pavia in den ersten 20—30 Jahren des sechzehnten Jahrhunderts aus, als die Kämpfe um Mailand die Lombardei verwüsteten. 1522 hatte Prospero Colonna sein Lager bei der Certosa aufgeschlagen und nach der unglücklichen Schlacht von Pavia soll Franz I. um die Gunst gebeten haben, ihn wenigstens nicht gefangen in die Stadt zu führen, die zu erobern er gekommen war. Als der hohe Gast in ihre Kirche trat, sangen die im Chor versammelten Mönche:

„Lc>2ssu!lltu3 «3t sieut 1»o eoi meulll

worauf der gebeugte König in den Gesang einstimmend fortfuhr:

„Louum Niki <MH li!imi!ill8ti m«
„Ht äizeum ^i3tiüeati»!i»3 tuk3."

Und vielleicht schrieb er aus der Certosa an seine Mutter Louise von Savonen die später modificirten Worte: „äs touts odc>86 ue iu'68t cisiuour« hus 1'd«nQ6u.r st I», vis <^ui S8t 8»nvs." — Zwei Jahre später nahm Lautrec Rache für diese Schmach, plünderte Pavia, und in der Certosa hausten spanische Truppen.

Genug wäre noch zu berichten von den Schicksalen der Certosa, von ihrem Neichthum an herrlichen Kunstschöpfungen. Erwähnt sei nur noch das Grabmal des Ludovico il Moro und seiner Gattin Beatrice von Este von Cristoforo Solari, il Gobbo genannt. Auch diese schönen Statuen litten unter den kriegerischen Unruhen, waren abhanden gekommen, alsdann

fälschlich in verticaler Stellung in die Wand der Apsis, hinter dem Mausoleum Galeozzos, eingemauert, bis ihnen endlich erst im Jahre 1891 der ihnen gebührende Platz, die vom Künstler beabsichtigte Stellung, zugewiesen wurde. Unter den zahlreichen vornehmen und berühmten Gästen, welche die Certosa besuchten, war auch Montaigne im Jahre 1581, der unter dem Eindruck des außerordentlichen Luxus, nicht nur der Gebäude, auch der Dienerschaft, der Pferde, Köche :c. äußerte, er habe „anstatt eines Klosters den Hof eines großen Fürsten besucht". Noch zwei Jahrhunderte erfreuten >sich die Mönche ihres Wohllebens und herrlichen Klosters; im Jahre 1782 wurde dasselbe von Joseph II. aufgehoben und blieb verlassen. Neue Kämpfe tobten in seiner Nähe am Ende des vorigen Jahrhunderts. General Berthier ließ den^ Sarkophag Galeazzos öffnen und seiner Kleinodien berauben. Nach der letzten Aufhebung des Klosters durch Napoleon, 1810, blieb nur noch ein Geistlicher, ehemaliger Barfüßer-Mönch, zur Bewachung der Certosa, bis ein Decret Ferdinands I. vom 17. Juni 1843 den München die Rückkehr gestattete. In Folge des Gesetzes vom 7. Juli 1866: ,Ueber die.Aufhebung geistlicher Orden lc. verließen die Kalthäuser endgiltig das Kloster. Seitdem gebort die Certosa zu den Kirchlichen Gebäuden (Bibliotheken, Archive, Kunstschätze mit einbegriffen), deren Erhaltung die Negierung übernommen hat.

^
5^M^^^ "^^

wie der Oreßl das Arbeiten verlernt hat.

von

Fannie Groener.

— Wien. —

!!er alte Preßlmüller war gestorben, nach langem Eiechthum trugen sie ihn endlich hinaus. Als seine junge Wittwe vom Negräbniß heimkehrte, mit dem kleinen, fünfjährigen Vuben an der Hand, sing sie weinend an, ihre Sachen zusammen zu packen, die wenigen Kleider und den spärlichen Hauskram, denn sie mußte aus dem Hause.

In: Gebirg, wo sich das begab, sagen sie: „Wenn unser Herrgott einen Mrren haben will, laßt er einem alten Mann sein Weib sterben."

So war es dem Preßlmüller gegangen. Nach dreißigjähriger Ehe starb ihm seine erste Frau. Eine Zeitlang ging's ihm recht nahe, denn die Gewohnheit ist die größte Despotiu des Menschen, und die Leute sagten sogar: „Er macht's auch nicht mehr lang." Doch plötzlich sing er an, Geschmack an seinein neuen Iunggesellenthum zu finden und seiner Freiheit inne zu werden, und siehe da, der alternde Mann setzte Johannistriebe an, that sich da und dort bei der Unterhaltung und im Wirthshaus um und war gar hinter den Schürzen her. Alsbald munkelte man von dieser und jener, mit der er's halten solle, und eines schönen Tages wirtschaftete in der Mühle, in der schon lange die Hausfrau zu fehlen begann, ein Frauenzimmer, das er zu sich genommen und mit der er nun gemeinsamen Haushalt führte. Und jetzt sagten die Leute wieder: „'s is Keiner net z' alt, daß ihn net no der Hafer stechet."

Aber das Weib, das nun in der Mühle wirthete, war habgierig, schlecht und herzlos, und das Anwesen nn sich zu bringen, war von Anfang an ihr einziges Ziel. Durch ihre falsche Sorgfalt wußte sie den Müller

wie der Prcßl das Arbeite» verlernt bat. ^OH
so weit an der Nase herumzuführen, daß er eines schönen Tages zum „Notary" ging und dort sein ganzes Hab und Gut seiner Concubine in aller Form verschrieb, mit der naiven und harmlosen Bedingung, daß er bis zu seinein Tode in seinem eigenen Hause verbleiben dürfe, und sie ihn erhalten müsse. Darauf setzte er sich in seinem Austragstübchen zur Ruhe, und nun sing sie zu schalten und walten an, wie es ihr beliebte.
Da sie jedoch jetzt ihrer Sache sicher war, änderte sie ihr Thun und Lassen. Sie vernachlässigte den alten Mann, ward mürrisch und roh mit ihm, er litt sogar Mangel an allem Nöthigen, konnte sich nimmer satt essen und verbrachte in seinem eigenen Haus ein recht annseliges Dasein. Still und geduldig fügte er sich in Alles, — die richtige Bauernnatur, die Schmerz und Leid, so lang's nur geht, nicht einmal vor's eigne Bewußtsein treten läßt. —
Eines Sonntag-Mittags jedoch, als er aus der Kirche kam, kippte er einen Teller voll Milchsuppe, die für ihn bestimmt war, mit seinen grobgenagelten Schuhen um, als er die Treppe hinaufstieg. Rasch faßte er mit dein Löffel die Bröckel wieder ein, um dem Schelten. seiner Haushälterin zu entgehen, und setzte die Suppe nachher der Katze vor. Kurz darauf wand sich das Thier in Krämpfen und verendete.
Ob es da ein Verbrechen gab oder nicht, wurde nie festgestellt, aber dem alten Müller schwoll die Galle, und um sein bischen Mittagbrot furchtlos verzehren zu können, ehelichte er ein junges, blutarmes Ding, das in seinem ärmlichen Stübchen das Leben mit ihm nun theilte und ihm Magddienste verrichtete. Sie gebar ihm gar noch einen Sohn.
Da ging er wieder zum „Notarn" und sagte, er habe jetzt ein Kind und wolle ihm sein Haus vermachen. Aber das ging nun nicht mehr, denn die Schenkung war vor seiner Heirath in gesetzlicher Form erfolgt.
Als der Knabe fünf Jahre alt geworden, da legte sich der Vater auf das Krankenbett und stand auch Nimmer auf. Wohl peinigte ihn die Sorge um Weib und Kind, die nun heimatlos würden, und oft sagte er zu dem Kleinen, der auf seiner Nettdecke spielte: „Mei Vuarl, mei Nuarl, wer wird Dir no amal a Stückl Brot geben."
Das junge Weib wußte ganz gut, daß nach dem Tode des Müllers keine Stunde mehr ihres Bleibens in diesen: Hause sei, und so zog sie denn, als er seine Augen für immer geschlossen hatte, nnt ihren geringen Habseligkeiten und dein kleinen Johann wieder in die ärmliche Keusche ihrer Mutter und verrichtete wie ehedem Taglühnerdienste.
Einige Zeit später lernte sie einen armen Bergarbeiter kennen, dem das junge Weib paßte, und sie vereinigten ihre Armuth, um sie gemeinsam leichter zu tragen.
Hansl bekam einen braven Stiefvater, der ihn wie sein eigen Kind behandelte, sogar dann, als ihm selbst ein Bub geboren wurde. Nichts^ destoweniger sing von diesem Tag für den Hansl der Ernst des Lebens

an. Die Einnahmen der kleinen Familie und dazu die Arbeitszeit der Mutter begannen sich durch den kleinen Zuwachs um ein Beträchtliches zu vermindern, und so mußte der kleine Siebenjährige schon mit an die häusliche Arbeit. Er verrichtete alle leichten Handlangerdienste, kehrte die Stube, spülte das Geschirr am Bach, sammelte Holzäste und mußte sogar sein kleines Brüderlein warten.

Und wie geschickt er sich dabei benahm, und mit welchem Eifer! Das mußte man nur sehen! In altkluger Weisheit vollzog er pflichtgetreu die ihm gegebenen Aufträge. Er suchte stets die Sache von der praktischen Seite anzupacken, und im Handgriff war der kleine Kerl gar noch erfinderisch. Beim Holzsammeln mar er besonders auf Verbesserungen bedacht. Erst barg er die dürren Aeste in seinem kleinen Schurz, dann trug er's am Kopf; nachher band er sich's mit einem Strick auf die Schultern, und als er nach seiner Meinung noch immer nicht genug nach Hause förderte, erfand er sich aus zwei Naumästen eine Art Schlitten und lud ihn so voll, daß er unter der Last, die er zog, keuchte. Auch Puppen aus Stroh machte er für den kleinen Bruder und Peitschen und Papierhüte und schmückte sie mit den Federn, die er dein Nachbarhahn tapfer ausriß.

Aber Hansl's Ehrgeiz wuchs mit dein Vertrauen, das man in seine Kräfte setzte, und als sie ihm gar gestatteten, das Feuer anzumachen, da war er stolz wie ein kleiner König, denn es war unmöglich, es weiter bringen zu können, nach seiner Meinung. Als er aber in die Schule geschickt wurde, erkannte er seinen Irrthum. Es gab doch noch etwas Höheres! Stolz schritt er mit dem Schulpack auf dem Rücken durch die steinige Dorfstraße und schlenkerte unternehmend mit den Beinen, und Sonntags ministrirte er protzig mit dem Weihrauchfaß neben dem Herrn Pfarrer.

Die häuslichen Geschäfte waren nun nachgedrungen eingeschränkt; an Sonntagen pflückte er im Sommer Beeren, die ihn» einige kleine Kreuzer einbrachten, und als er älter wurde, schnitzte er in seinen stillen Stunden plumpe Holzsachen, die er zur Ansicht in das Fenster lehnte, um Käufer anzulocken: kleine weiße Bären, Lämmer, und Hühner mit wirklichen Federn, Gemsen, die aussahen wie Kühe, und Flöten, auf welchen die Namen der Töne mit einem glühenden Nagel eingebrannt waren.

Bald verließ er die Schule, da er ja armer Leute Kind war, und fein Stiefvater, der Bergarbeiter, nahm ihn nnt sich, und Hansl mußte für einen ganz kleinen Taglohn die „Geimeldienste" verrichten: das einförmige Mittagmahl der Bergleute bereiten, das Trinkwasser zutragen und dergleichen mehr.

Nach einigen Jahren kam er endlich seinen Eltern aus dem Brot und wurde vom Geimel zum richtigen Bergmann befördert.

Der braue Bursche unterstützte die Seinen und lieferte getreulich seinen Wochenlohn der Mutter ab. Aber er war nun herangewachsen und hätte gar zu gerne auch etwas mehr auf seine Kleidung gehalten und sich an

wie der Preß! das Arbeiten verlernt hat, ^^
Sonntagen ein wenig vergnügt. Dazu langte es aber nicht. So ging er am Abend, wenn er aus der Arbeit heimkehrte „pecheln" in den Wald, kletterte mit einer kleinen Hacke und einein Topf auf die Väume und hackte das Harz herunter. An den Feiertagen stieg er in die Berge um Edelweiß und grub den Speik. Das verhalf ihm doch auch wieder zu einigen kleineu Ersparnissen. Es dauerte jedoch lange Zeit, bis er reich genug war, sich die erste gemslederne Hose aus eigenen Mitteln anzuschaffen, aber es war auch kein kleines Ereignis;, als er sie eines Sonntags zum ersten Mal, geschmückt mit seines verstorbenen Vaters silberner Uhrkette, zur Kirche spazierte. Das war der erste eigentliche Ruhetag, den er sich so recht von Herzen gönnte, und der erschien ihm auch wie eiu Abschnitt in seinem Leben. —

Hansl war nun Johann geworden, ein ernster Vursch, der das Lachen und die Freude nicht kennen gelernt hatte. Die Noth, die noch immer und immer wieder durch jede Dachluke und jede zersprungene Fensterscheibe seines Zuhause hereinlugte, und die in stetigem Athem gehaltene Armuth hatte ihu früh reif gemacht. Sein Kiuderlächelu war ihm ja zeitig erstorben, seine Spiele bald in Arbeit umgewandelt und seine kindlichen Gedanken einem ernsthaften Grübeln nach Dienst und Verdienst gewichen.

Still ging er seiner Wege und sprach nicht viel. Klein und uuansehnlich von Statur war er, doch sehuig und markig, mit einem frühalten Gesicht, energischem breitem Kopf, faltiger Stirn, darunter ein paar graue, kluge, durchdringende Augen, die immer bestrebt waren. Etwas zu lernen, zu seben, zu erspähen oder abzulauschen und mit Geschick zu erfassen.

Wo immer man arbeitete, war er zu finde». In der Freiwoche verdingte er sich beim Bau, und während er da Tnglöhnerdienste verrichtete, hatte er hundert Augen uud Ohren in Thätigkeit, zu lernen und sich die Kunstgriffe anzueignen. Deshalb wurde er auch allüberall der „gschnappige Preßlbun" genannt. Er konnte Alles. In seinen Mußestunden tischelte er, er schnitzte und drechselte und schlosserte auch.

Aber er hatte sich nicht umsonst in all den Handwerken herumgethan, er nährte seine stillen Pläne: der einsame, schweigsame Bursche wollte nimmer allein sein, — er wollte ein Weib; er würde zwar nicht viel mit ihr anzufangen wissen, aber so müsse es ja doch einmal sein, meinte er.

Dazu brauchte er jedoch auch ein Haus, deuu nur unter dieser Bedingung durfte damals ein Bergarbeiter heirathen.

Und fest entschlossen ging er zu seinem Stiefuater:

„Vatter, i will heirathen!"

„Na guat! Aber, Bua, wie kanust deun. Du hast ja ka Haus!"

„I will mir ans bau'n."

„Wie willst denn bau'n ohne Geld?"

„Wannst Du und der Karl mir helft's, so wer' i's probiren."

„Helfen woll'n mer Dir schon gern, aber — —"

Und der Vater schüttelte zweifelnd den Kopf.
Da ging der „Preßlbua" und nahm aus feinem Gebetbuch! die fünf-
undzwanzig Gulden, die er von feinem verstorbenen Vater ererbt, und taufte
sich einen Grund. Der war nicht groß. Gerade ein Haus konnte darauf
stehen.
Sein Stiefvater und Stiefbruder kamen und machten sich nun mit
ihm an die Arbeit. Die ging wacker vorwärts, aber Johann mußte eine
kleine Summe Geldes nach der anderen aufnehmen, um das Bauholz zu
bezahlen. Und sie robotteten alle Drei in ihren freien Stunden, bis das
kleine Haus unter Dach stand.
Innen waren nur die blanken Wände, und an die Einrichtung konnte
natürlich noch nicht gedacht werden. Ein altes, breites Bett stellte er noch
in die Stube, — dann ging er freien.
Eine Stunde weit weg war ihm ein braves Mädchen angerathen
worden. Sie war nicht mehr jung, band Neiferbefen, hatte ihre Eltern
von ihren« ärmlichen Verdienst bis zum Tode treu erhalten und überdies
fünfzig ersparte Gulden. Die mußte für ihn passen.
Und er ging hin.
Sie kannte ihn von: Hörensagen als fleißigen braven Burschen und
nahm ihn denn auch ohne Weiteres. Sie heiratheten bald, und er führte
sie in fein Haus. Als das Weib am Morgen nach der Hochzeit die Früh-
stücksuppe kochen wollte, da ging's nicht, denn der ganze Hausrath bestand
nur aus einem rinnenden Topf, den ihm seine Mutter als einzig entbehr-
liches Stück aus ihrer Küche gegeben, und den er nothdürftig mit Draht
zusammengeflickt hatte.
So arm begannen sie.
Ein Jahr verging, während welcher die Arbeit und Sorgen wuchsen.
Ein Kind ward ihnen geboren, ein Mädchen. Sie nannten es Anna-Maria,
nach Mutter und Großmutter, und „Mirl" wurde es gerufen. Die Mutter,
durch die viele Arbeit sehr geschwächt, konnte das Kind nicht lange selbst
stillen, und die Beschaffung der Kindermilch begann die letzten paar ersparten
Groschen zu verschlingen. Also eine Kuh muhte her. Aber ohne Feld keine
Kuh, und sie besaßen keinen Grnnd. Den Zaun, der ihr Besitzthum um-
faßte, konnte man aus den Fenstern mit der Hand erreichen.
Und wieder nahmen sie Geld auf und lauften ein Stück Wiese. Das
lag aber entfernt vom Hause. Doch nun fehlte wieder die Scheune. Wo
das Heu unterbringen? Und wieder ging er zum Stiefvater und Stief-
bruder, damit sie ihm helfen. Und sie bauten auf dem neuen Feld die
Scheune: unten den Kuhstall und die Streuhütte und darüber den Heu-
boden; dann wurde die Kuh gekauft.
Zwei Winter gingen sie nun den weiten Weg vom Haus zu dem ver-
schneiten Stall. Aber die Gläubiger drängten, denn ihre Schulden wuchsen
und wuchsen, und so mußten sie nun schließlich ihr Haus verkaufen, um zu

bezahlen. Wo nun wohnen? — In der Scheune! Was blieb ihnen übrig? —

Stumm und schweigend zog er den Schlitten, auf dem ihr armseliger Kram aufgeladen war, über das verschneite Feld; die Mutter trug die Kleine und folgte still gedrückt nach.

Weitere zwei Winter lebten sie nun in der größten Kälte auf dein Heuboden. Unten wärmte der Stall ein weniges, und das Heu hatten sie auf allen Seiten um sich anfgethürmt und die Lücken verstopft; das Kleine lag zwischen ihnen in dem einzigen breiten Bett, und wenn die Mutter flickte, mußte sie die Füße in die Aermel ihrer warmen Jacke stecken, um nicht zu erstarren. Wenn die Kälte gar zn arg wurde, ging sie mit dein Kinde zu den Nachbarsleuten und wärmte sich ein wenig.

Im Freien aber vor ihrer armseligen Wohnung war eine offene Feuerstelle errichtet. Da kochte sie im bittersten Frost.

Aber dem Preßt ging's seit einiger Zeit wieder im Kopfe herum. Er sprach zwar wie gewöhnlich Nichts, aber er machte Pläne, und Pläne waren bei ihm gleichbedeutend mit der That. Er verbiß sich in seine eigenen Gedanken, und hatte er sie einmal gefaßt, so ward er halsstarrig, energisch, ja eisern in der Erreichung seines Zieles. Nächte hindurch rechnete er, tüftelte und klügelte, wie es sich wohl an: Billigsten herstellen ließe und wie am praktischsten und schnellsten. Er zeichnete sich selbst den Grundriß zu einem neuen Haus, verwarf und verbesserte ihn wieder so lange, bis er mit sich selbst darüber ganz einig war. Eines Tages theilte er seine»! Weibe kurz und bündig mit, daß er beschlossen habe, auf seiner Wiese wieder ein Haus zu bauen.

Und als die Strenge des Winters nachließ, und die ersten Sonnenstrahlen sich hinter den Bergspitzen bescheidentlich heruorwagten, zogen sie eines frühen Morgens in die Berge. Einen kleinen Handwagen hatten sie bei sich, und das Weib trug eine alte Urbeitshose ihres Mannes, um nicht bei der Arbeit durch das flatternde Kittelzeug gehindert zu werden. In dem Handwagen aber wollten sie die Steine, die sie zum Hausbau brauchten, sammeln und sie so nach und nach zum Platze fördern.

Es war ein sonderbares Paar, wie sie so schweigend dnrch die frostige Morgenfrische dahinschritten. Er, — das kleine, dürre Männchen, das von Jahr zu Jahr mehr einzuschrumpfen und in den Boden zu wachsen schien, so daß sein Kopf immer breiter und unnatürlich größer auf dem dürftigen Körper saß, — hatte noch einige Gedankenfalten mehr auf der Stirn bekommen und einige Arbeitsschwielen mehr an den Händen, und von der Nase zum Mundwinkel herab zogen sich zwei tiefe Furchen. — Sie, ein großes, starkknochiges Weib, mit Gliedmaßen von fast männlichem Bau, derben Händen und übergroßen Füßen, die in schweren Holzschuhen staken, und einen Zug von Entbehrung um den schon fast zahnlosen Mund. Schweigend und gleichgiltig wie zwei jochgewohnte Lastthiere, mit vorgebeugten: Hals

und kruminem Zlücken, schritten sie ruhig den Felsen zu, und da, wo das ineiste Gerolle lag, hielten sie an.

Als sie den ersten Stein, der ihnen für ihre Zwecke passend schien, gefunden hatten, stemmte der Mann ein Kreuz hinein, und sie kniete» nieder nnd beteten, daß ihr Werk gelingen möge, daß Segen auf ihrer Arbeit ruhe und kein Blut dabei «ergossen werde. Dann hoben sie den Stein gemeinsam und fast mit Ehrerbietung auf den Karren, häuften neue Steine darauf, so viel er zu fassen vermochte, führten sie nach Hause, kamen wieder und immer wieder, viel Tage und Wochen lang, und schleppten so wie die Ameisen ihr Baumaterial zusammen.

Die andere Arbeit durfte natürlich darüber auch nicht versäumt werden, und Abends, wenn das Letzte gethcm war, band sie noch Reiserbeseu für die Leute, wie sie es ledigerweile gethan.

Wenn sie Hol; für ihren Bedarf im Walde sammelte, suchte sie zu gleicher Zeit nach Schwämmen, nach Wurzeln nnd heilsamen Kräutern zum Verkauf. Er brachte aus den Bergen Edelraute mit und Enzian, uud wenn sie Sonntags Bormittag im nahen Städtchen vor der Kirche ihre Butter nnd den Schoten*) der Woche feilhielt, bot sie die Blumen mit aus.

Uud wie kärglich sie lebten! Des Mittags machte die Frau einen Teig von schwarzem Mehl und Wasser nnd buk ihn ans dein Unschlitt, der von der Kerze getropft war nnd den sie sorgfältig zu diesem Zwecke aufbewahrte, oder sie kochte eine Suppe aus Wasser und Salz und schnitt schwarzes Vrod darein.'

Als sie das nöthigste Baumaterial herbeigebracht hatten, fing er an, seine Werkzeuge in Stand zu setzen. Dann benachrichtigte er wieder seinen Stiefvater und Bruder, nnd zum drittenmal«: kamen sie und arbeiteten wieder. Sein Weib half wie ein Knecht.

Und sie schafften mit Eifer.

Der Frühling, der Sommer uud der ganze Herbst vergingen unter heißer mühseliger Arbeit. Anfangs December aber standen die Mauern fertig da, nnd die letzte Hand wurde an den Dachstuhl gelegt. Zu Weihnachten endlich war Preßls Plan verwirklicht, und Weib und Kind übersiedelten in's Haus.

Wohl war es noch ein recht trübseliger Aufenthalt. Sämmtliche Thüren fehlten, anßer dein Thor, und dieses war eiustweilen nur aus roben Brettern gezimmert worden. Die Fensteröffnungen waren mit Latten verschlagen, nnd die Treppe sowie die Fußböden fehlten noch ganz. Aber eine Küche war da! Eine kleine, gemauerte, fix nnd fertige Küche, mit einein großen, beguemen, offenen Feuerherd, nnd das wurde vorläufig die Wohnung der kleinen, stillen Familie mit ihrem arbeitsamen Oberhaupt. Hier war es warm und geschützt, und das große Bett hatte gerade noch Platz.

<5m) Art «äst.

wie der Preßl das Arbeiten verlernt hat. I.I.5
Den ganzen Winter blieben sie darinnen, immer wieder unter schwerer, mühevoller Arbeit, denn jetzt mußte erst recht verdient werden, verdient und gespart, denn die Schulden hatten sich wieder gehäuft.
Doch der abermalige Hausbau Preßls hatte in dem armen Dorf und in der ganzen Gegend nicht geringes Aufsehen gemacht, und der kleine, energische Mann rang den Leuten Bewunderung ab. Nicht nur daß sein Werth und Credit erheblich stieg, als man ihn so fleißig, thntig und klug sah, er stieg auch bedeutend im Ansehen. Bald frug man ihn um Rath, bald bat man um seine Hilfe, uud bald bekam er sogar kleine Bauten zu leiten. Das brachte ihm denn endlich hie und da ein größeres Stück Geld ein, und jeder halbwegs entbehrliche Kreuzer wanderte in den alten Strumpfsäckel hinter die Matratze, und war eine kleine Snmme voll, so wurden schnell die dringendsten Schulden bezahlt.
Die Wintermonate vergingen, und gegen Frühjahr hatte Preßl auch die Treppe aufgerichtet, die Fußböden und Thüren gezimmert, und die helle Maisonne blinzelte schon durch spiegelnde Fenster. Die Wände wurden getüncht, das ganze Häuschen gescheuert, und dann stand es kokett und glänzend und beinahe protzig in seiner hellen Weiße inmitten deni grünen Felde, das in voller Älüthe bereits der Heuernte zureifte.
Drinnen wurde das breite Nett in die große Stube gestellt. Ans selbstgesponnener grober Leinwand nähte die Mutter einen Vorhang, der die Stube in zwei Theile theilte, die Schlafstube uud die Wohnstube.
Und nun begann der Bater langsam, sehr langsam, aber sorgfältig an die Beschaffung der Einrichtung zu schreiten. Immer nur das Nothwendigste konnte gemacht werden. Aber allmählich füllte sich das Häuschen, und beinahe wohlhabende Behaglichkeit erstand unter des zielbewußten Mannes nimmer rastenden Händen.
Die Schulden waren nnn auch getilgt, freilich nach langer Zeit, denn Jahre waren darüber verflossen, — und mittlerweile sogar der äußere Schmuck des Häuschens erstanden. Obstbäume waren gepflanzt, deren knorrige Stämme mit den weitverbreiteten, wirren Zweigen den Grasplatz vor dein Haus ein wenig beschatteten. Weifte, schmale Kieswege führten herzn, und über dem Thor war ein grünes Kränzlein gemalt, mit den Initialen „I. A. P." Johann Anna Preßl. Seitlich zog sich ein kleines Gärtlein um's Haus, mit blutrothem Mohu uud blühenden Bohnen; ein Pfirsichbaum schmiegte sich an die Wand und schob seine Aeste zwischen die Fenster hinauf bis zum Giebel, und die Fuchsien nickten im Winde.
Jetzt, wo Sorglosigkeit einzogen und Mirl herangewachsen war, hätten sie ruhiger leben können. Aber dem war nicht so. Dem Preßlbauer war die behagliche Freude am erworbenen Besitz nicht gegeben, und Armuth war ihm Gewohnheit geworden. Der Wohlstand war viel zu allmählich erstanden, und stanbkörnchenweise errungen das, was die Menschen sonst Glück nennen. So war ihm die Berändermig nicht zum Bewußtsein gekommen. Wie zu

den Zeiten, da sie hungerten und die Steine zusammentrugen, um sich ihr Heim zu gründen, gerade so fieberisch und starrköpfig lag er auch jetzt noch seiner Arbeit ob, und sein Weib mit ihm, denn sie war nicht gewohnt, selbst zu sehen. Sie schaute durch sein Auge, und er war für sie die leibhaftige Vorsehung. Einsam für sich abgeschlossen und beinahe kärglich stoß ihr Leben dahin, und wie Sünde, wie eine Herausforderung an das Schicksal wäre es ihnen erschienen, ihre ärmlichen Gewohnheiten zu ver» ändern. Der Mann war noch dürftiger im Aussehen geworden; seine Hände durchzogen hochgeschmellte Adern, und starre Sehnen umspannten seinen Hals. Sein Haupthaar war spärlich geworden, aber ungebleicht geblieben, und klug und jung und energisch wie früher blitzten seine kleinen Aeuglein aus tausend Falten und Fältchen hervor.
Sein Weib war noch knochiger geworden, noch stacher und männlicher; ihr Gesicht glich einein Lederapfel mit tiefen Einschnitten, Falten und Furchen, und ihr Mund, gänzlich zahnlos, wies zwischen den farblosen Lippen einige schwärzliche Scherben alter, abgebrochener Zähne, die in den fleischigen Kiefern staken, wie Muscheln im Meersand.
Mirl, das im Schweiße der Arbeit, unter Kummer gewordene und in Armuth aufgewachsene Kind, war zu einem liebreizenden Dirndl heran- gereift, das sich in feiner strotzenden Iugendfülle sonderbar genug zwischen den beiden welken, ausgearbeiteten Alten ausnahm. Eine schlanke Gestalt, mit festen Formen und sonngebräunten Gliedern, schritt sie dahin und wiegte sich leicht in den Hüften. Fast glich sie dem Häuschen, so kokett und zier- lich war sie zu schauen, so blickte sie aus hellen, glänzenden, von Himmels- bläue spiegelnden Guckfenstern, und die blonden Krauslöckchen hingen ihr bis auf die Nase in's braune Gesicht, wenn sie beim Vrunnen mit Eifer wusch und rieb, wie die Nohnenranken, wenn der Wind sie bewegte, um die Fenster. Immer saß ihr ein Roslein oder ein Mgelein keck auf dem Ohr und wiegte sich und nickte frech, bis es im schmutzigen Spülwasser lag oder am Heuboden zertreten hinsiechte. Oft auch mußt' es sein Leben zwischen den spitzen Zähnchen verschmachten, aber öfter noch, und das be- sonders in der ganz letzten Zeit, konnte man es am anderen Morgen etwas zerdrückt nnd verträumt auf dem Schlemmer-Sepp seinem Hnt sehen.
Die Leute wußten's freilich nicht, aber im Hausgärtlein haben sie sich's heimlich erzählt: der Zeisig den goldigen Aprikosen und diese wieder den Schnecken, die auch in das Salatbeet hinunter kommen.
Am meisten aber weih der Apfelbaum, der vor des Dirndls Fenster steht; aber der schweigt, und da hat er Recht, denn er hat tilppeln geholfen.
Im Herbst war's gewesen, da hat der Mirl ihre Schulkameradin ge- heiratet, die Toffen-Franzl den Schlemmer-Hies, und der Sepp, sein Äruder, war der Mirl ihr Kranzlherr, ist ihr den ganzen Abend nicht von der Seite gegangen und hat ihr schön gethan. Einen wunderschönen „Buschen" hat er ihr geschenkt, mit rothen und blauen Wachsblumen,

wie der preß! das Arbeiten verlernt hat. l.l.7
silbernem Zittergras und Beeren aus buntem Glas darunter. Und sie hatte sich ein wenig geziert und gezogen, aber dann war sie ganz wann geworden. Der Sepp war aber auch ein sauberer Bursch', den man gut leiden mochte mit seinen schwarzen Aeugeln, mit denen er so lieb schauen konnte; und dabei war er so gesprächig und munter, daß ihr, sie wußte selbst nicht wie, das Herz aufthaute. Und nachher beim Tanz haben sie mit einander „geludelt", und es stimmte zusammen, als ob sie's lange probirt hatten, und dabei tanzten sie läudlerisch:

„Buamer, wollt's an Unterhaltung hab'n,
Da führ' ml auf an Ort:
Da kriegt's beim Tanzen gar tun Kropf,
Da harscht an jeder Krumper fort.
Schöni Grazertanzl,
Mit der Senner-Frnnzl,
Die das Vutterrüh'rn gimt lann, —
Und die llllne Sofferl
Nimmt der dicke Tofferl,
Denn die steht cahm guat an!"

Und dabei drehten sie sich und stampften mit den Füßen, daß der Staub aufwirbelte.

„Und die Musi is zum Nnhör'n
An jeden glei in's Ohr,
Da Am blast in d'Ofenröhr'n,
Und der Andere pfeift eahms vor.
Ja die Musi, die war gar net schlecht,
Denn der Vatzen-Lippl blast'» Stiefelknecht,
Mit zwei Stiefelhackl
Schlagt der Schuster-Iackl!
Auf n' Bierzager
Geigt der Oberjager."

Und jetzt „paschten" sie mit den Händen den Tact dazu.

„Der Nua, den ka Mensch und la Musi' g'freut,
Der darf in Himmel gar nit,
Weil da lauter Mustlanlen seind,
Dö gebend koan Fried'.
Und schö' llllidlerisch
Und schö' stcirisch
Und schö' österreichisch brahn.
Und bös fand alli meine Gustertanzl,
Die i alle tanzen kann!"

Und so fort iu bäuerlicher Ausgelassenheit.

Spät Nachts hatte der Sepp die Mirl ein Stück Wegs heinigeleitet.

„Aber net z'weit," bat sie schließlich, denn sie fürchtete den Vater; nicht als ob er sie mit Strenge oder Härte behandelte, aber er erschreckte sie seit ihrer zartesten Kindheit. Wenn er im Haus war, getraute sie sich

nicht, laut zu reden, und ging ihm möglichst aus dem Wege. Nur selten streifte sie einer seiner eisernen Blicke, meistens zerstreut und kalt, sichtlich mit anderen Dingen beschäftigt. Aber sie fürchtete diese Blicke, wenn sie ihr auch wenig galten, denn sie las etwas Hartes, Finsteres, Unbeugsames aus ihnen, und instinctiv erbebte sie vor der Stunde, wo sich dieser Blick je bewußt und unzufrieden gegen sie kehren könnte. —

Als die Mirl in der nächsten Nacht nach der Hochzeit in ihrer Kammer oben schon unter der rothen Bettdecke lag, ward auf einmal ganz sachte an ihr Fensterlein geklopft. Sie lauschte:

.Hiebnm, Habam,
Wenn i a amal ankam!"

brummte es draußen leise, und sie erkannte seine Stimme.

„Denkt Hab' i mir's aber!" sagt sie sich heimlich. Doch rührt sie sich nicht und lauscht halb aufgerichtet, den Ellbogen i» die Polster gedrückt, mit einem befriedigten Lächeln gespannt weiter.

„Diktaschen, Dattaschen,
Hast mi net g'hört paschen?"

Sie kichert leise in sich hinein.

„I geh' dahe, i steh' dnhe,
I treib' a alt's Paar Stier dahe,
Oan an hübsch an alten,
hau, soakrisch Dirndl, wogst mi net g'halten?"

Sonst Nichts? So leicht würde sie es ihm gewiß nicht machen.

„Dizboschcn, daxboschen,
Z'nagst hat der Hahn Waz'*) droschen,
Da bin i aber dakema**);
Da thoan d' Henna Towat brenna.
Der Hahn kennt'***) cahm frisch oan an.
Ha, Dirndl, hast nix g'hört davon?"

„Du brachtst's) nur lang gut!" denkt die Mirl, aber eigentlich möchte sie doch gerne öffnen.

„Hau, Dirndl, bist so schön oder so schier-s-s-),
Daß Di net hcrtraust zu mir?!"

„Dummer Nun!" flüstert die Mirl, setzt sich aber bequemer im Vett auf, um besser zu hören.

„M hörst. Dirndl, red a Wartl.
Sonst kriegst a Spitzbartl
Wie a Hcnfordl;

*) Weizen. **) erschrocken. ***) zündet.
5) redest, -j-ft häßlich.

wie der j?reßl das Arbeiten l'erlcriit hat, ^9
Was that den» Dci Vattcr und Dci Vluader da sagen.
Wannst moiing a Spitzbartl wie a Henfardl that'3 hab'n?"
„Hnribt^) er sie jetzt scho?" Sie würde ihm gewiß nicht antworten!
Und dabei brennt sie vor Vegierde, es zu thun.
Doch da knacken die Aeste in: Apfelbaum, ein leises Rauschen noch, — dann tiefe Nachtstille. Sie lauscht, — er wird doch nicht schon fort sein? Wahrhaftig, — sie hurt Nichts mehr! Er ist richtig davon! Na, er hat sich nicht gerade zu viel Müh' um sie gegeben. Verstimmt und zornig schlief sie ein.
Die nächsten Nächte vergingen; Mirl lauschte allabendlich, aber er kam nicht. Daß sie doch auch damals so spröde war!
Der Sonntag kam heran, ohne daß er sich hätte blicken lassen. Als sie aber am Vormittag zur Kirche ging, fand sie Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, und da zeigte sie ihm auch eifrig, daß er ihr nicht gar so zuwider sei, als er etwa glauben mochte. Und richtig in derselben Nacht noch hat's wieder an ihr Fensterlein gepocht:

I hält' a liabs Dirndl,
Just reich ist sie »it:
Was brauch' i a Reiche?
's Geld hals' i ja nit! -
's Geld hals' i ja net,
Dös is mir viel z'kalt.
Wen» i Anc will,
Nimm i Dö, die mir n'fallt!

Veklemmten Herzens saß Mirl und wartete. Denn gleich zu offnen, wäre nicht passend gewesen.

„Han, Dirndl, bist so stolz,
Oder is Dci Herz uon Holz?
Min's is uon Sanimet und Seiden,
Könnt' i »et a Aichtl") bei Dir bleib'»?"

Jetzt hielt es die Mirl für schicklich. Nasch schlüpfte sie in ihr Unterröckchen, band ihr T'uch um die Schultern, uud dann schlich sie leise, leise, damit die Dielen nicht krachten und die Eltern Nichts hörten, zum Fenster uud machte auf.
Draußen saß er rittlings auf einem Vrett, das er von einem starken Ast des Apfelbaumes aus an ihr Fenstergesimse gelehnt hatte, und wartete seiner Sache sicher und geduldig. Sie plauderten bis spät in die Nacht, und als er schied, versprach er, öfter zu kommen. Und das hielt er auch. Und mit jeder Nacht ward er zärtlicher.
Mit Eintritt der kälteren Witterung aber konnte es das Dirndl doch nicht mehr iiber's Herz bringen, den Burschen länger draußeu frieren zu

*) Aeigcrt. **) kleine Welle.

lasse», und eines Nachts, als sich seine Lippen wieder bedenklich kalt anfühlten und er ihr so herzinnige Worte gab, — öffnete sie etwas zaghaft den zweiten Fensterflügel, den sie bislang doch sorgfältig gehütet, der Bursche drückte ihn vollends ein, nnd dann sprang er zu ihr in die Kammer. —
Und von dieser Nacht an kam er täglich.
Das ist die Geschichte, warum die Nägelein, die sich tagsüber auf der Mirl ihrem Ohr wiegen, des anderen Morgens so verträumt sind und etwas zerdrückt auf dem Schlemmer-Sepp seinem Hut zu finden sind. —
Von dem allen hatten natürlich die Alten keine Ahnung. Kameradinnen holten das Dirndl einige Male zur Unterhaltung ab. Anfangs schienen die Mienen der Eltern etwas erstaunt darüber, daß sie ein Kind besaßen, welches tanzen ging, jedoch sie ließen es geschehen.
In seiner sonderbaren Weise aber gab es dem Alten doch zu denken. Es war ihm plötzlich klar geworden, daß das Mädel herangewachsen und heirathsfähig geworden sei, und wie immer, setzte sich das, was er dachte und fühlte, in Arbeit um. Der Dämon der trockenen Pflicht erwachte wieder in ihn«. Schweigend, ohne jedwede Aufklärung ging er daran, die auf dem Dachboden lagernde Partie Zirbelholz herunterzuholen, und sing in seiner Werkstatt wieder zu hobeln, zu hämmern und zu sägen an.
Unter seinen dürren Händen wuchsen ein vcmr Schränke, mit grob gedrechselten Säulen, großen Schlössern und massiven Angeln, und so wurde Mirls Heirathsgut begonnen.
Die Mutter aber, die des Vaters Vorbereitungen sah, hatte im Gegensatz zu ihn,, dem nur die Erkenntnis; gekommen war, daß seine Tochter mannbar sei, auch mehr die Person des Mannes im Auge, auf den einst all' das überkommen sollte, was sie im Schweiße zusammen getragen und in Noth erkämpft hatten, lauschte da und dort und forschte nach Mirls Verkehr.
Mirl allein blieb sorglos und blickte frisch in die Welt. Wenn sie zun, Tanz ging, hatte sie den strengsten Befehl, noch vor Mitternacht heimzukehren, und sie wagte nicht, länger zu bleiben. Einmal hatte sie es doch gethan. Da ist ihr der Vater auf halbem Weg entgegengekommen; geredet hat er Nichts, aber angeschaut hat er sie, und den Blick hat sie sich gemerkt! —
Des Nachts aber kam sie heimlich mit ihrem Burschen zusammen. —
Die Svätnägelein und die Astern waren schon längst verblüht, der Winter vorüber, und der Apfelbaum, der sich vor des Dirndls Fenster wiegte, starrte vor Nlüthen.
Mirl war seit einiger Zeit immer stiller geworden. Jetzt waren es nun schon vierzehn Tage, daß sie ihn garnicht gesehen hatte. Seine nächtlichen Besuche waren schon vorher immer seltner geworden, und seit dem Tage, wo sie ihn: jenes Geständnis; gemacht und ihn aufgefordert hatte, doch endlich zum Vater zu gehen, um die Sache zwischen ihnen in's Reine

wie der Preß! da? Arbeiten verlernt hat. 1.21,
zu bringen, machte er sich eine Ausrede um die andere; — und nu» kam er schon lange gar nicht mehr, und sie hatte von den Leuten gehört, daß er sich mit einein Trupp Arbeiter iu eine andere Gegend verdingen ließ.
Der Apfelbaum war verblüht und hatte kleine Früchte so groß wie die Kirschen angesetzt.
Die Mir! ging ihrem Vater in immer größeren Umkreisen aus dein Weg nnd blickte halb mürrisch und halb ängstlich drein.
Und als der Sommer kam und der Apfelbaum über und über voll faustgroßer Früchte strotzte, die sich sachte zu rüthen begannen, da sah eines Sonntag Nachmittags die Mutter und die Mirl allein in der Stube beisammen. Die Mutter flickte „Sockel", und Mirl sammelte die getrockneten Wachholderbeeren zum Thee für den Winter in ein Glas.
Da sagt die Mutter plötzlich:
„Du Mirl!"
„Was?"
„Muaßt in: Winter nix mehr anfangen mit'n Schlemmer-Sepp, wann er zurück kommt!"
Mirl erblaßt unter dem braunen Schimmer ihrer Wangen.
„Warum?"
„Weil er kau ordentlicher und reuieriger*) Mensch is. I Hab' da und dort g'lost und nix schön's von eahm g'hürt. Muaßt nimmer nixi anfangen mit eahm."
„Geh' —!" Die Mirl hält an sich und fragt gespannt und möglichst unbefangen weiter:
„Und was hast denn g'hört?"
„A Lump soll er sein, a liederlicher. Und dann hat er nir. Er deant si' in der Wochen kane fünf Gulden, und davon muaß er no im Monat acht Gulden für zum ledige Kinder herzahl'n. Das is Nix für uns. Mir hab'n uns uet so plagt um das Viß'l Hab' und Guat, daß's uns dann a solcher Landstreicher verthuat und verpraßt!" ^
„Es »maß aber a uet All's glei wahr sein, was dö Leut' sagen" -^
„I Hab' selm mit Auer von dö Zwa g'redt, die er g'habt hat. Sie is Kellnerin beim Waldl-Wirth. Das Kind is a Dirndl von an halb'n Jahr. Die Andere is in der Stadt drinn mit an vier Jahr alten Nuam. I glaub' net, daß di dös anstacht. Du wirst selm so g'scheidt sein, daß Du Dei Sach' net an Menschen hinschmeißt, dem's vielleicht nur um Dei Häus'l z'thuan is."
Die Mirl lacht höhnisch auf:
„Ah na, — da drum war's eahm gar net z'thuau, ziemt mi, ehnder um was Anderschts. Daß d'es nur glei maßt, i Hab a eiubüaßt mit eahm, drum is er fort, der saubere Patron."
') rechtschaffener.

Die Mutter läßt die Flickerei jäh in den Schoß sinken und schaut die Mirl starr an.
„Aus is na, Dirndl, versündt' Di net. Mach' kane solchen Gspaß!"
„Sein kane G'spaß!" sagt die Mirl grob, die sich in ihrer Herzensangst immer mehr in den Zorn hineinrennt. „Wundert mi eh scho lang, daß d'es no net inna wor'n bist. — Na ja, was schanst denn so? Is Anderen vor mir a scho gescheg'n und wird ihna nach mir g'scheg'n a. Da is Nir mehr z' ändern!"
„Iesses Maria! Und der Vatter? Denkst denn net an den Vattern?"
Die Mutter nimmt die Brillengläser von der Stirn nnd faltet erschreckt die Hände. Mirl ist plötzlich wieder kleinlaut geworden, erbleicht und schant zum Fenster hinaus. „Ja, der Vatter! —"
Es herrscht eine schwüle Pause in dem sonndnrchflutheten Stübchen, während welcher die Mutter das Gehorte zu fassen sucht.
Mirl schiebt mechanisch das Glas, das sie in der Hand hält, auf dem Fensterbrett hin und her. Dhränen treten ihr in die Augen. Sie rinnen ihr leise über die Vacken ans das Vrusttuch nieder. Sie wischt sie mit dem Handrücken hinweg, aber immer kommen sie wieder. Die ganze, namenlose Furcht vor dem Vater hat sie nun völlig überkommen, preßt ihr das Herz, bis zum Halse zusammen und pocht ihr in den Schläfen. Erfahren muß es der Vater. Was wird er thun? Wird er sie schlagen? — nein; umbringen? — warum nicht gar! Aber fortjagen, ja fortjagen, das könnte er. So kann sie sich ihn vorstellen. Und was dann anfangen? An fremdem Ort bei fremden Leuten niederkommen, dann dienen und in Aermlichkeit das Leben fristen, sich und das Kind mühselig erhalten, — nein, so darf es nicht geschehen. Vielleicht das Mitleid des Vaters erwecken. Aber wie? Vitien und flehen? Sie sieht den strengen, kalten Blick auf sich gerichtet. Nein, das Wort würde ihr nicht von der Junge wollen. Ja, wenn sie sterben könnte, dann! — Aber aus dem See todt herausgezogen, — sie schaudert und weist den Gedanken von sich. Sie kann nicht sterben, freiwillig nicht. Und doch denkt sie mit Wollust weiter. Sie sieht sich todt, wie sie die Leute nach Hause bringen und beklagen, daß sie so jung sterben mußte; sie sieht den Vater uon Vorwürfen gepeinigt, voll Mitleid mit ihr. Aber es ist zu fpät, zu spät, und das freut sie! Und nun ist sie gerächt für all' die Härte, die sie erdulden mußte, und die Uncrbittlichkeit. „Jetzt wein' nur, Alter, Deine Tochter weckst nimmer ans."
Sie fährt aus ihrem dumpfen Nachbrüten empor. — Aber noch weiß ja der Vater Nichts, gar Nichts, und wenn er nie Etwas erführe oder gar Nichts zu erfahren hätte, ach, das war' schön! Wie wollte sie da mit Freuden die schwersten Arbeiten wieder aufnehmen, und gar wenn sie wie früher so recht froh und frei in die Welt nnd den Menschen in's Auge blicken könnte, wie würde sie da lachen und lustig sein und wie stolz! Sollte ihr noch Einer in die Nähe kommen! Keiner wäre ihr gut geuug, und

wie der f>reßl das Arbeiten verlernt hat, ^23
Jedem würde sie den Rücken drehen und ihn verhöhnen ... sie war wieder mitten drinn' in ihren krausen Gedanken und starrte dabei zum Fenster hinaus. —
Auch die Mutter hatte dieweilen gegrübelt und hin nnd her überlegt, ob es denn keine Möglichkeit gäbe, dem Alten Alles zu uerbeimlichen. Aber das war nicht denkbar. In der Fremde' hatten sie Niemanden, zu dem das Dirndl etwa verreisen konnte. Es mußte Alles seinen Lauf nehmen.
Und sie zerbrach sich darüber den Kopf, wie es der Vater erfahren solle. Durch die Dochter? Das hieße seinen Zorn allzusehr herausfordern. Im Gegentheil, sie wollte sogar das Kind diesen Tag vom Hause entfernen und es selber sagen. Mein Gott, was wäre denn schließlich nnd endlich gar so Schlimmes dabei! Mirl war nicht die Erste und nicht die Letzte. Sie würden sich schon mit der Zeit darüber trösten. Alle miteinander. Uebrigens vielleicht würde der Vater es gar nicht so ernst nehmen.
Und sie brach das unheimliche Schweigen:
„Na, und was wirst jetzt thun?"
„Dem Vater sag'u, hent' noch, daß's vorbei is!"
„Und nachher?"
„Nachher soll er mi derschlag'n, wann er will!" weint die Mirl laut und schluchzend. —
„I wer' Dir was sagen," spricht die Mutter sorgenvoll, „i wer's 'u Vattern selber derzähl'n. Vielleicht kann i 's ihm so beibriuga, daß er Dir niri thuat. Geh' Du zu der Godn nmi, und auf d' Nacht kommst z'yaus und gehst bamli in Dei Kammern. Bis morgen is eppa sei Znrn do a bißl verraucht, wann er d'rüber g'schlnf'n hat."
Muthlos zuckte Mirl mit den Achseln und ging. — — —
Als der Vater heimkehrte, setzte» sich die zwei Alten in der Küche zum großen Tisch und aßen schweigend ihr Abendbrot. Dann zog er seine Brille ans dem Futteral und las sein Capitel aus der Bibel.
Wälsreud der Zeit giug die Frau iu steigender Unruhe ab und zu, ordnete dies nnd rückte jenes znrecht.
Draußen hatte sich's geballt nnd eine drohende, gewaltige Wetterwand schob sich langsam daher. Uud nun kam mich schon der Wind und pfiff schneidend um die Hausecke; die offene Scheuuenthüre klappte er knarrend auf uud zu, und obeu im Stübel schlug er die grünen Fensterläden unsanft gegen die Wand.
Die Frau ging hinaus und schloß die Scheuer, schob deu Schuber vor den Hühnerstall, brachte noch schnell die Sensen uud die Ncchen unter Dach und drehte die Holzschuhe um, die vor der Thüre standen, damit es nicht hineinregne. Dauu eilte sie wieder in's Haus zurück und schloß das Thor. —
Da zuckte der erste Blitz. Die Frau bekreuzte sich. Aber noch folgte kein Donnerschlag, und mir langsam wälzte sich's näher.

Sie trat wieder in die Stube. Endlich mußte es ja gesagt werden: ^
wenn er nur erst fertig gebetet hat, dann ist der Moment da. Und sie sitzt, und indem sie strickt, lauert sie mit namenloser Furcht auf den günstigen Augenblick. ^

Er klappt 'die Vibel zu und nimmt die Brille ab. Dann wirft er einen sorgenvollen Vlick gen Himmel und prüft das Wetter. Sollte es am Ende hageln? Nein, es würde nur ein arges Gewitter sein, es war ja den ganzen Tag schon immer so schwül gewesen. Dann seht er sich auf die Ofenbank und zündet sich sein Pfeifchen an.

„Jetzt ist der Augenblick," denkt die Mutter und erbleicht. Das ganze Nlnt dringt ihr zum Herzen. Es war ihr, als blicke sie aus leeren Augenhöhlen, und ihre Lider waren eiskalt geworden. Es schnürt ihr den Hals zusammen, so daß sie krampfhaft immer schlucken muß, um die Kehle frei zu bekommen. Und jetzt mußte es heraus, etwas drängte sie, und ohne darauf zu achten, wie sie ihre Worte setzte, sprach sie Nbergangslos — und es war ihr gar nicht, als ob sie selbst redete, sie hörte nur wie von fernher ihre Stimme:

„Vater, i muß' Dir was sagen, aber i bitt' Di —" die Stiinme schlug ihr um und versagte ihr. „I bitt' Di," sing sie nochmals an, „sei nur uet bös, die Mirl hat mir's heut' g'standen, sie — hat einbüaßt vom Schlemmer-Sepp!"

„Was?" fragte der Vater, schmanchte weiter und sah sein Weib scharf an. Ihre Worte waren ihm nicht recht zum Bewußtsein gedrungen, aber ihr Ton irritirte ihn. Der Mutter sank mm der Muth vollends, und leise wiederholte sie:

„ — einbüaßt hat sie vom Schlemmer-Sepp!"

Der Vater sprang auf. Seine Augen rötheten sich, das Blut drang ihm zu Kopfe, und es war ihm einen Augenblick, als hätte er Riesenkräfte und nnisse Alles um sich her mit einem einzigen Faustschlag vernichten.

Ein Blitzstrahl zuckte wieder vom Himmel und erhellte die dämmerige Stube.

Der Vater hatte mit nerviger Faust seine Pfeife in das Christusbild au der Wand geschleudert, das in tausend Splittern zu Boden siel. Er wußte nicht, was er that. Nur Etwas zertrümmern hatte er müssen. Etwas zerstören.

Die Mutter aber sah den Frevel und schrie auf. Zugleich dröhnte der erste gewaltige Donnerschlag durch das Haus. Die Feuster klirrten, und die Schüsseln auf den Gestellen klapperten. Langsam löste sich der Nagel des zerschmetterten Bildes von der Wand, und der Rahmen siel zu Boden; etwas staubiger Mörtel bröckelte langsam nach.

Der Sturm heulte, prasselnd schlug der Regen an die Fenster und das Dach, und dichter Nebel verhüllte das Thal.

In der Stube stand der Mann noch immer regungslos und wortlos.

Die Mutter aber kniete an» Boden und las inbrünstig die Scherben und

wie der Preß! das Arbeiten verlernt hat. ^25
Scherbchen des Bildes in ihre Schürze und inurmelte immerzu in abgebrochenen Lauten angstvoll vor sich hin: „Laß es uns nit vergelten, o Herr, — uns nit vergelten, vergieb »ms unsere Schulden, — also auch wir vergeben, — Hab' Erbarmen, Herr Jesus, — Hab' Erbarmen!"
Ein erneuter Donnerschlag verschlang ihre Worte; es war, als hätte sich die Erde gespalten. Diesmal mußte es in der Mhe eingeschlagen haben. Der Regen war hereingedrungen und rann in kleinen Bächen über das Fensterbrett und plätscherte auf den Bretterboden der Stnbe. Sie merkten es nicht.
Bei dein Alten war eine eisige, unheimliche Ruhe eingetreten. Sein Kopf war ihm wie gläsern nnd seine Sinne hundertfach verschärft.
„Wo ist sie?" fragte er mit seiner harten, metallenen Stimme.
Die Frau hatte die Schürze mit den Scherben abgebunden und auf den Tisch gelegt; angstvoll andächtig murmelte sie noch immer betend vor sich hin. Sie war ganz mit ihrem beleidigten Gott beschäftigt und hatte darüber alles Andere vergessen gehabt. Jetzt erbebte sie von Neuem.
„Die Mirl — is zu der Godn derweil und wird glei z' Haus kommen, aber i bitt' Di, Mann —"
Er hörte nimmer auf sie. Mit festen Schritten ging er hinaus und stieg in die Kannner der Mirl hinauf.
Die Mutter lauschte, was er wohl beginne, getraute sich aber nicht, ihm zu folgen.
Er öffnete oben den Schrank uud die Schubladen, nahm die Kleider und die Wäsche, die er darinnen fand, nnd warf sie zum Fenster hinaus. Die Sachen sielen draußen auf ein Häuflein znsammen, gerade vor die Hausthür. Dann stieg er hinab und schob den Riegel vor das Thor, sperrte es ab, steckte den Schlüssel zu sich, schloß die Feusterläden und zündete die Kerze an.
Angstvoll blickte die Frau seinem Thun zu, und furchtsam trat sie an ihn heran:
„Gieb mir den Schlüssel, i wart', bis sie kommt; mir könnten 's Klopf'n überhür'n, wann's so fort wettert."
„Geh' in Dei Bett," sagte er frostig, „und scheer Di nimmer um Nir."
„Aber was willst ihr denn sagen, wann's kummt?"
Starr schwieg er. In gesteigerter Angst faltete sie die Hände:
„Vater, häuf die Frevel uet, — verzeih ihr, — sie is ja net die Erste " Ein furchtbarer Blick machte sie verstummen. Wortlos deutete er nach dem Vorhang, hinter welchem ihre Betten standen, und sie wagte keinen Widerstand. Langsam und gedrückt wie ein geschlagener Hund schlich sie in die Kammer. Da sank sie auf ihr Bett und weinte leise.
Was er denn nur vorhatte? So hatte sie ihn noch nie gesehen. Und ob die Mirl wohl so gescheidt sein wird, bei der Godn zu übernachte», oder am Ende doch bei dein Wetter heimkehrt. Dann giebt's ein Nn-

glück! Was er wohl draußen sinnen mochte? Ach, daß diese Nacht erst vorüber wäre!
Und ihre Nerven erstarrten unter all der erlittenen Pein, und eine fieberhafte Müdigkeit schloß ihre Augen zu unruhigem, durchsichtigem Schlaf.
Draußen wetterte es fort und fort. Ein Gewitter zog vorüber, ein anderes folgte mit erneuter Gewalt.
Plötzlich fuhr die Mutter auf. Es war ihr gewesen, als ob Jemand heftig an den Fensterladen am Kopfende ihres Nettes geschlagen hätte. Die entsetzliche Wirklichkeit stand wieder klar vor ihr.
Die Uhr schlug eins. Ein Uhr Nachts. Sie strich bebend ein Streich- hölzchen an und leuchtete gegen sein Nett -^ es war leer. Alles war ganz still, vielleicht schlief er draußen auf der Ofenbank, und sie könnte den Schlüssel erreichen. Wenn Mirl etwa vergeblich Einlaß begehrt und seit Stuuden in dem furchtbaren Wetter draußen stünde! Es litt sie nicht länger, sie mußte nachsehen. Leise, ganz leise öffnete sie das Fenster. Ein Alitz erhellte ihr die Gegend. — Nein, es war Niemand draußen. Sie hatte sich getäuscht. Neim nächsten Donnerrollen schloß sie die Läden wieder sachte. Nun schlich sie zum Vorhang — da schimmerte Licht hindurch. Doch vielleicht schlief er trotzdem. Und sie trat in das Zimmer. Da saß der Alte wach auf einem Sessel knapp vor der Thür, hatte die ausgebrannte Pfeife im Munde und sah starr nach ihr hin. Wie ein Gespenst erschien er ihr, und sie drohte in die Knie zu sinken. Sie ließ entsetzt den Vorbang fallen und kehrte wieder an ihr Nett zurück. Dort saß sie lange, bis sich wieder ihre Sinne umnebelten nnd sie in schlaffer Ermattung wieder in Halbschlaf verfiel.
Als sie erwachte, drang schon ein matter Lichtschimmer durch die Spalten des Ladens, und ein Hund bellte wie wütheud vor ihrem Fenster. In einiger Entfernung pfiff Jemand scharf, das Thicr kläffte weiter. Von Zeit zu Zeit unterbrach es sich und schien laut,kuurrend an Etwas zu zerren. Die Pfiffe kamen näher, und die Frau glaubte die zornige Stimme des Grafenjägers zu erkennen, der seinem Hund fluchend rief. Der Wen aber nicht auf seinen Herrn zu achten und bellte aufgeregt weiter. Jetzt hörte sie die Stimme ganz nah bei ihrem Fenster, wie sie den Hund verwünschte, dann ein Schreckensruf, und gleich darauf wurde heftig an das Fenster getrommelt: „Aufmachen, aufmachen, steht's auf, nufsteh'n. Preßt, da liegt Dei Tochter. G'schwind macht's die Thür auf, i trag's hin. Mir scheint, sie is todt!"
Die Frau stand hastig auf und stürzte in die Stube:
„Vater, hast es g'hört, i bitt Di um Gott'swill'n, schnell, mach' auf, die Mirl is vielleicht todt — die hat si sicher was angethan — mack' jetzt ans, vielleicht lebt's no — gieb den Schlüssel her — heilige Mutter- gottes, is denn der Mann von Stein — Du bist ja ka Mensch, Du bist ja a wild's Viech!"

Draußen schlug der Jäger nun mit dem Gewehrkolben an das Thor.
Der Alte, der bis jetzt wie steinern dagesessen, stand knirschend auf, hob den Stuhl vom Voden und stellte ihn so wuchtig nieder, daß er zerbrach. Dann warf er seiner Frau den Schlüssel vor die Füße, und wahrend sie zitternd die Thür aufschloß und mit Hilfe des Jägers die leblose Mirl über die Treppe in's Stübel trug, nahm er den Hut und die Hacke und ging in den Wald, ohne einen Blick, ohne ein Wort, mit übereinandergebissenen Zähnen.
Zum ersten Mal in seinen» Leben hatte er seinen starren Willen biegen müssen.
Spät am Abend kehrte er heim. Er hatte tagsüber Holz gefällt, und die gewaltige Körperanstrengung hatte seine Nervenanspannung ein wenig gewildert. Er ging in die Kammer. Im Haus war Alles still, er hatte Niemanden gesehen. Niemand dachte aber auch an ihn und sein Abendbrot. Er frug nicht danach und legte sich zu Bett.
Wider Willen bemerkte er aber doch, daß die Bettstelle seines Weibes leer mar und der Strohsack fehlte. Sie hatte wohl ihr Lager in Mirls Kammer aufgeschlagen, um sie zu pflegen, Mirl lebte also noch. Und dann schlief er tief ein. —
Oben im Stübel aber lag die Mirl mit glühenden, offenen Augen und verstörten Zügen im heftigsten Fieber und phantasirte. Die Mutter saß dabei und suchte ihr Linderung zu verschaffen. Sie hatte ihr einen Thee gekocht und legte ihr nun Krautblätter auf die heiße Stirn, damit sie sich kühle.
Im Ort gab es keinen Arzt, und erst am andern Morgen kam er aus dem Marktflecken herüber, verschrieb Etwas und gab keine Hoffnung. Eine heftige Erkältung und arge Gemüthsbewegung wären die Gründe von Mirls schwerer Krankheit.
Die Mutter sagte es dem Bater. Er verzog keine Miene, sprach kein Wort und ging kalt zum Haus hinaus in den Wald.
Mirls Zustand verschlimmerte sich täglich. Er kümmerte sich um Nichts, frug nicht und blieb den ganzen Tag außer Hause.
Am fünften Tag starb die Mirl, nachdem sie in ihren Fieberphantasien wieder einen wilden Auftritt mit dem Bater hatte. Sie wand sich wie unter Fußtritten, bat um Erbarmen, bis sie sich plötzlich streckte, einen Seufzer that, und da war sie todt.
Der Bater war nicht zu Hause. — Als er heimkehrte und die Frau es ihm mittheilte, erstarrte er, — fast so wie damals, und unwillkürlich sah er nach dem leeren Platz an der Wand, wo das Bild gehangen, bis er es zerschmettert. Dann lachte er bitter auf. Das Schicksal hatte Recht behalten, und statt selbst zu züchtigen, ward er der Ge,üchtigte.
Er setzte sich auf sein Bett und grübelte. Sein Kopf war ihm plötzlich leer und öd' geworden, und wie setzenweise riß er sich seine letzten Gedanken

heraus. Also Mirl war todt! Waruui? Weil er sie fortjage» nwllte? — vielleicht, - »'eil er sie in die todbringende A'a6,t hinaus geschlossen? ^ vielleicht, weil er gegen diott gefreuelt hatte, — vielleicht! Auf jeden Fall al'er n>ar er ihr Mörder. Mörder! Was das für ein Wort war!

Mörder, Mörder, wiederholte er mechanisch einige Male bei sich, ohne so recht den Sinn des Wortes zu erfasse». — Dann raffte er sich gewaltsam wieder aus seiner Versuntenheit und dachte angestrengt weiter. Alf» Mirl war todt! Da war ja eigentlich Jemand todt, für den er gearbeitet hatte. Jett war er alt, und feine Frau wat alt, jetzt war nlfo umfonst gearbeitet und gekämpft! Wofür und wozu? — Wieder saß er eine Weile mit offenem Munde ganz verloren da und verfolgte mit den Augen die Linien und Schnörkel in dein ruthen, gemusterten Bettüberzug. Und wieder nahm er sich zusammen, fest verrannt in die Idee, daß er jetzt einmal ordentlich nachdenken müsse, weil er etwas Wichtiges zu beschließen habe, dessen Erledigung man von ihm erwarte. Also wie war das doch? Ja richtig.

Mirl war todt. Und er war ihr Mörder, — gut! Also jetzt mußte ein neues Leben begonnen werde». Wie sollte er das wohl am besten anfangen?

So dachte er Stunden und Stunden weiter, bis er todtmiide und wie leblos rücklings in das Bett faut. —

Als ihn später seine Frau zur Tobten wache holen tan«, erschrak sie über den Anblick ihres Manne?, so gläsern und starr blickte er aus gebrochenen Äuge». Willig und gehorsam folgte er ihr dann hinauf in die Kammer, wo die Mirl schon im Sarge lag, aufgedunsen und unkenntlich.

Von diesem Augenblick an war scheinbar die Erschütterung bei ihm gebrochen, uud i» den zwei Mchten, da sie bei der Leiche »'achten, wurde er wieder langsam ruhig in seinem Wesen. Und als die Mirl begraben war, ging er an der Seite seines Weibeo nach Hauie, etwas gebeugter als sonst und etwa? unsicherer und schweigsam wie früher.

Nuhig uud still wie eh' lebten sie nun weiter.

Aber in der Mutter keimte der Moll gegen den Vater fort, dem sie ausschließlich die Schuld an Mirls Tod gab, und wuchs mit den Stunden, in denen sie nachdachte. Sie hatten ei» junges Kind gehabt, voll Frische nnd strotzender Kraft, eine Erbin uud Stütze, uud das war »u» Alles »icht mehr.

Doch auch in Preßl war eine merkwürdige Wandlung vor sich gegangen. Einschichtig schlich er »mher u»d ward womöglich noch niller und i» sich gekehrter. Die Arbeit ging ihm schon lange nicht mehr so flink von der Hand, bald fehlte ihm mich der gute Wille dazu, nnd die brennende Lust an unermüdlicher Thätigkeit verglimmte allmählich iu ihm.

Nu» arbeitete die Mutter für Zwei. Noch widerstrebte es ihrem praktische» Weiber»»», die Wirthschaft uerlotteru zu lassen, obwohl anch sie täglich weniger Freude daran hatte.

Dann kam der Dag, wo der Alte mit seiner Pfeife im Muud halb

--,

wie der j)re^l das Arbeite» verlernt bot. ^2H
nachdenklich und halb verdrossen vor'm Haus in der Herbstsonne saß und die Arbeit nicht mehr berührte.

Die Mutter war noch einigermaßen bemüht, ihre Arbeit zu bewältigen, lind als der Sinter kam, saß der Alte müßig in der Stnbe hinter dein Ofen und sah draußen die Flocken fallen oder lag überquer in den Kleidern auf seinem Bett. Sprechen that er gar nicht mehr.

Die Frau sah dies mit au, und auch über sie kam nach und »ach die graue Gleichgiltigkeit. Auch sie fing nu zu feiern. Nicht mehr wie früher glänzte das Milchgeschirr in blitzblanker Sauberkeit, nicht mehr leuchteten die Fenster in blendender Helle. Die Küche war rußig, der Boden fettig, die Kühe lagen in fußhohem Schmutz. Außen bröckelte die Maner ungestraft ab, und die Schindeln am Dach zerfielen, ohne daß sie ersetzt wurden; die Spinnen und die Mäuse hauste», wie es ihnen beliebte, und allerhand Ungeziefer feierte Orgien.

Das war der Beginn.

Im nächsten Frühjahr, da war das Ersparte schon aufgezehrt. Sie sagte es dem Mann; der zuckte gleichmüthig die Achseln. „Gut," dachte die Frau uud «erkaufte eine Kuh.

Als die Heuerute herannahte, rührte er kein Glied, nnd da nur noch eine Kuh zu füttern war, brachte die Frau nur das Heu für diese eine ein, das übrige ließ sie verfaulen draußen auf den: Feld.

Auch das Geld vom Erlös der Kuh langte nicht weit, da mußte die Leibwäsche dran und ein Theil des Hansgeräths; dann das Werkzeug des Alten. Er lieh es ruhig geschehen.

Die letzte Kuh war nun auch dahin, das Feld unnütz geworden und schon längst nicht mehr so ertragfähig wie ehedem, da es nicht betreut wurde. Der Bach, der es durchfloß, war ausgetreten und in's Feld gesickert, da man versäumt hatte, deu Damm zu erneuern; dadurch versumpfte der grüßte Theil des Gruudes. Also das Feld verkaufe», ehe es ganz werthlos wird.

Er ist es zufrieden, raucht seiue Pfeife und schaut in's Blaue.

Feld und Kühe sind dahin, die Fran hat keine Arbeit mehr, und das Geld ist aufgezehrt. Da muß sie in den Taglohu außer Haus gehen, uud nun zerfällt die armselige Wirtschaft immer mehr nnd mehr.

Durch die zerbrocheneu Scheiben fährt der Wind, Alles starrt vor Schmntz, und das Gärtlein, das Mirl so wohlgepflegt erhielt, liegt verwüstet und brach. — Einzig der Apfelbaum blüht und trägt Früchte, unbekümmert um Alles, >>chr für Jahr. Wenn fie reif sind, schüttelt der grobe West ein wenig, — sonst thut's ja Niemand, ^ und sie fallen zur Erde und verfaulen. — Das ganze Häuschen, einst so kokett uud zierlich, das Ebenbild der Mirl, gleicht ihr nun auch, wie sie da unten liege» muß: in Verwesung und Zerfäulniß. Und die Alten buschen lautlos aus uud ein, wie die Ratten unten im Sarg. —

Fünf Jahre sind vergangen, seitdem die Mirl todt ist. Das Haus ist verkauft. Gros; war der Erlös nicht, aber für eine Weile gab es wieder zu leben. Freilich elend und kümmerlich. — Arme Leute haben es bezogen, unter deren Herrschaft das Zerstöruugswerk seinen Fortgang nimmt.
Die alten Preßlleute Hausen wieder in der Scheune, — wie ehedem und doch wie so gauz anders! — Die Frau ist müd' und gebrochen, und sie strickt für die Leute.
Er ist gebeugt und weiß und kriecht stumpf dahin mit seiner Pfeife, antheillos an Allem, zuvörderst au seinein eigenen Schicksal.
So dämmern sie dahin in ihrem alten Vretterhaus, verfaultes Stroh ihr Lager; die Frau hat die Füße in ihre Iackenärmel gesteckt beim Stricken, und gebeugt stochert sie mit ihren Mdeln herum.
Wie sie leben und wovon sie leben? — Sie betteln.
Im nächsten Winter aber, als das ganze Thal verschneit und verweht war, da lag eines frostigen Morgens die alte Frau todt im Stroh.
Der Alte sah's, und es überkam ihn eine Weile wie Träumereien aus vergangener Zeit. Er sah sich an der Seite dieses Weibes arbeiten und fleißig. — Wie hatte er es doch nur verlernt? — Mirl! — Ja das war's, seitdem!
Und er erwachte, und der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Mit dem Acrmel fuhr er sich darüber; daun ward er wieder ruhig und apathisch.
Das Weib wurde begraben; gleichgiltig und gelassen schritt er hinter dem Sarg, daß die wenigen Dorfleute, die folgten, sich gar nicht genug wundern konnten. Auf dem Heimweg zündete er sich wieder seine Pfeife an.
Von nun an schlief er allein im Stroh, und wenn ihn hungerte, kroch er herab und bettelte sich die paar Vrocken zusammen. Aber oft vergingen ein, — zwei Tage, ohne daß er sich blicken ließ; dann tauchte er wieder auf einmal in einen: Winkel auf und wartete stumm, bis man ihn abfertigte. —
Gerade als die Leute anfingen, unwillig zu werden, und sich frugen, warum sie wohl den alten Taugenichts erhalten und ihr spärliches Vrot mit ihm theilen sollten, blieb er einmal drei Tage lang ans. Als er am vierten auch noch nicht kam, ging man ihn suchen. —
Da lag er steif und blau hinter der Scheuer im hoheu Schnee und war todt. —

Illustrirte Vibliographie.
Austl-alie« und Lceonie«. Line allgemeine Landeskunde von Professor I'r. Wilhelm Sievers. Mit 137 Abbildungen im Text, 12 Kartenbeilagen und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck von E. T. Conipton, Th. v. Eckcnbrecher, H. L. Heubner, E. Heyn, W. Kubiert, K. Oenike, O. Schul,, O. Wintler u. A. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.
Zu der stattlichen Reihe ernst wissenschaftlicher Werte in populär gehaltener Darstellung, die da; Bibliographische Institut heransgiebt, ist ein neuer Band gekommen. Die „Allgemeine Landestunde des Professor Dr. Wilhelm Sievers, die in den ersten vier Bänden die Welttheile Europa, Asien, Afrika und Amerika umfaßt, ist nun durch den Band „Australien und Oceanien" vervollständigt worden. Das Verdienst, das sich das Bibliographische Institut durch Herausgabe dieser auseiwählten Bibliothek des menschliche» Wissens in vornehmer und zugänglickier Form mvirbt, ist gar nicht hoch geuug anzuschlagen. Die erste Veröffentlichung dieser Art war Brehms „Thierleben". Brchm hat zuerst den sieghaften Beweis erbracht, wie der Gelehrte auch ein anmnthiger und höchst inreressanter Erzähler sein kann, ohne daß dadurch die Würde der Wissenschaft Einbuße erlitte. Er hat wohl überhaupt als einer der ersten unter den Wissenschaftern den zugleich durch und durch vornehm populären Ton in seiner Darstellung angeschlagen, der den Laien fesselt und unterhält, ihm jedoch nichts bietet, was die Wissenschaft nicht verantworten dürfte. Für diese die Volksbildung so überaus fördernden Arbeiten kann man Vrehm nahezu als bahnbrechend bezeichnen. Das edle Werl, das von der populären Darstellung der Zoologie seinen Ursprung und Anfang genommen bat, ist nicht stehen geblieben. Weit hinaus über das Bett dieser Wissenschaft hat sich in kurzer Zeit der breite Strom schöner und wissenschaftlicher Darstellung ergossen. Neumaprs „Erdgeschichte", Anton Kerners „Pflanzenleben", Hnackes „Schöpfung der Thienrelt", Nankes „Der Mensch", Natzels „Völkerkunde" haben gerade wie Sievers' „Allgemeine Landestunde" — nach Arehm das umfangreichste dieser Art von Werken — alle Gebiete des menschlichen Wissens beschritten und in ebenso gründlichen, wie anregeudeu und fesselnden Darstellungen bis zur Höhe der heutigen Forschung nnd Wissenschaft alle Fragen, die den Gebildeten und nach Bildung Strebenden am lebhaftesten intercssiren, eingehend behandelt. Die

hervorragend schone Ausstattung mit vorzüglichen bildlichen Darstellungen und larto-
gravhischen Beilagen unterstützt kräftig die Tendeliz dieser groß angelegten Bibliothek:
Selbstbelehrung nntcr beständiger gefälliger Anregung.

All' diese Arbeiten sind im guten Zinne des Wortes uoltsthümlich gehalten, und
ihre Verfasser, Männer der ernsten Wissenschaft, verschmähen es, durch lockende Künste der
llebcrtreibung, wie sie halbwisscuschaftlichen, für das oberflächliche Interesse des Laien
zurechtgestutzten Darbietungen manchmal zu eigen sind, den Ernst und die Würde ihres
Forscherbcrufs irgendwie zu verletzen. Wer diese Bücher zur Hand nimmt, emufängt Be-
lehrung in der angenehmsten nnd vornehmsten Form. Es wird ihn eine dankbare
Ttimmung überkommen, »renn er sich vergegenwärtigt, wie er diesen goldenen Bildungs-
schatz den vereinigten Wnzellcistungen der neuen Zeit auf allen Gebieten verdankt.

Au«: Wilhelm Zicvci«, Äustl»Iie,i m,d ^«miien, Leipzig, Äibllograühiick«« Institut,
Blättert er in diesem neuesten Bande der Landeskunde .Australien und Oceanicn" und
durchmustert ihn — wieviel Kunst nnd Sorgfalt vereinigt sich hier, um einen durä>u,?
wohlthuenden Eindruck heiuoiznrüfen. Zunächst bietet ihm wiederum die schöne äusjerliel».
Ausstattung ein wirtliches Behagen: der gute Druck: die vortreffliche Auswahl der Illu
strationcu; die facsimilirteu Abbildungen aus ältere» Neisewerlen, die in ihrer naiven
Darstellung ein besonder« Interesse bieten nnd die einen lehrreichen Vergleich ermögliche»
mit de» Bildnissen der Wirklichkeit, wie sie nach neuesten Originalzeichuungen nnd Photo-
gravhicn hergestellt worden sind: die Buntdrucke in ihrem überraschenden Farben«!;! die
geographischen itarten, die bis zu den neuesten Ermittelungen durchgeführt sind.

In der eingehenderen Beschreibung Äüstialieiis und der pacifischcn Inselwelt hat der
Verfasser, wie bei seinen fiiiheren Werten, die Ordnung in geschlossenen Abschnitten inne-
gehalten. Er hat das «Mize In zwei Hauptadtbeilungeu gegliedert: Australien und die

Südvolailäuder. Dieser Einthcilung des Stoffes ist naturgcmaß die Geschichte der E»t-luickluug und Erforschung der betreffende» Länder vorangestellt. Es war dies hier eine besonders schwierige Aufgabe, weil eine gleichmäßige Behandlung durch den leider noch un-vollständigen Instand unserer heutigen Forschung ans diesem lMiete erheblich erschwert wird. Sodann folgt in ähnlich.'! Ausführung der Theile, wie bei den vorhergehenden Bänden, der Abschnitt „Allgemeine Nebersicht": ^berflächengcstalt, Klima. Pflanzenwelt, Thierwelt, Vcvöllenmg, Staaten und Colouicn, und endlich ein Abschnitt über den Berkchr.

Als hervorragendste Eigenschaft dieser neuesten Arbeit dürfte wohl die lichtvolle Bertheilung der großen und widerstrebenden Stoffmasse zu bezeichne,! sein. Hier erkennt man die ordnende Hand eines Meisters, der mit scharfem Auge den ganzen Gesichtskreis

Äui: Wilhllm Iievei«. A,!,ir<Uicn u,ld ^ceouicn. Leipzig, B!bl!ol>illphischl» ^„stltx!,

«nispannt »nd die Kraft bcswt, das Aufgesammelte in schöner, wohlgeordneter sform deni Bildnngsdursligc» leicht uud freundlich darzubicte». Für die voranfgegangene Mühe uud sorgsame Arbeit, die eine >ede treffliche Leistung ia erfordert, müsfen wir nicht blos dem Verfasser, Professor Dr. Sieuers, sondern nucli Alle», die ihm helfend zur Seite gestände» lmben, insbesondere den bildenden Künstlern nnd vor Alle»! dem Bibliographischen Institut selbst unser» Taut zollen.

Bei diesem Anlas; sei enrähnt, daß Mcvcrs !>< onversations-^exikon, das in demselben Verlage erscheint, nunmehr in der fünften, gänzlich neuvcaibeiteten Anfinge bis zum zwölften Bande, der die Aufsätze „Mauria" bis „Nordsee" umfaßt, vorgeschritten

ist. Wir habe» über unsere beide» großen enchNopädiWn Nachschlagewerk schon zu wiederholten Malen unsere Ansichten so eingehend ausgesprochen, daß die cinfaä>e Anzeige füglich schon als wärmste Empfehlung genügen dürfte. Jeder neue Band gewährt uns eine neue Freude. W ist bewundernswcith, mit wie unermüdlicher und peinlichster Sorgfalt die Nedaction hier Alles zusammenträgt, sichtet und in denkbarster Knappheit lichtvoll und Nlli erledigt, was der Wissensbedürftige zur Beautwortuug einer Frage, zur Ausfüllung einer Lücke in einem solche» cncpklopädischcn Nachschlagebuch sucht, mit wclcliem feinen Taktgefühl und mit welcher Sicherheit alle Klippen umschifft weroen, wie jedes einseitige Urthcil unterdrückt wird und sich dnrch eine möglichst gerechte Bettheilung von Licht und Schatten in der Charakterisirung der verschiedenste» Persönlichkeiten, deren Physioglwmic pon der Parteien Haß und Gnnst entstellt wird, eine wahrhaft überlegene Objeclivitiit Geltung verschafft.

A!«»lM>« dei ssimst« !n Miinchc»,

Ä„>>i Wcyel« Kc,noelsll»!on«-«^!l°n, 5. A»fl. Lllpzig, Vl büoziophilche« Inftltu!.

Unter den sehr zahlreichen Abbildungen, die in selbstständigen Tafeln, Karten und Plänen, sowie kleineren Bildern im Texte auch in diesem Bande vertreten sind und so» wohl zu künstlerischem Aulschmuck, wie zn belehrender Veranschaulich»»«, dienen, wird man mit besonderem Interesse die Tafel betrachten, welche die technischen Hüerkstätten des Bibliographischen Instituts darstellt und von der Großartigkeit des Unternehmens eine gute Vorstellung gilbt. Man wird auch aus deu Aufsätzen über den Begründer des Bibliographische« Instituts Joseph Meyer und dessen Sohn Hermann Julius, dem das Institut seine jetzige Bedeutung zumeist zu danken hat, mit Theilnahme ersehen, wie sich aus den bescheidensten Anfängen ein so »vahrhaft großartiges Uuternehmen allmählich durch Tlmtlraft und Umsicht der Leiter herausgebildet hat. Hermann Julius Meyer hat das Bibliographische Institnt, das in dem kleinen Hildburghausen cm seiner Fortentwicklung gehemmt wnrde, im Jahre 1874 nach der Centrale des deutschen Buchhandels, nach Leipzig, verlegt. To ist denn auch mit der völlig umgearbeiteten, gewissermaßen bahnbrechende» dritte» Anfinge des Mener'schen Konucrsations-Lcxikons erst der große Zug in

das Unternehme» gekommen, die Tendenz, wissenschaftliche Kenntnisse in schöner und ansprechender Form über alle Schichten des großen Publicums z» verbreiten, erst recht zu wirksamem Ausdruck gelangt. Diese Tradition wird auch von den jetzige» Leitern des Instituts, den Söhnen des Vorgenannte». Dr. Hans Meyer nnd Arndt Meyer, pietätvoll gewahrt. Hermann Julius Meyer hat sich nach seinen, Rücktritt von der Leitung des Bibliographischen Instituts vornehmlich der praktischen Lösung socialer Probleme zugcwaudt, namentlich der Gründung des Vereins zur Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig. Mit einem Gruudcapitnl von fast zwei Millionen Mark ans eigenem Areal (16 Hektar) find jetzt 40 Wohnhäuser mit 40U billigen, von 180« Menschen bewohnten Familieuwohuungeu eutücmde», mit Sckiilhaus, Bibliothek, Eonsnnwercin u. s w Durch de» Miethszins. der jährlich 8,28 Mark pro Quadratmeter Wohnfläche beträgt und wöchentlich von de» Bewohnern eingezogen wirb, verzinst sich das augelegte Capital mit drei Procent, aus welchem Ertrag allein die Anlage erhalten und erweitert wird Das wachsende Mdeihen des Unternehmens beweist, daß die Wohnnngsnoth der niedere» ErwerbsNassen durch gut organisirte gemeinsame Newiithschaftima bei Verzicht auf jeden Untcruehmergewinn sehr wohl beseitigt werden kann." heißt es in dem Aufsatz. „Allerdings " wird hinzugefügt, „gehört dazu, wie der geringe Erfolg ähnlicher Unternchmungcn i» andere» Städte» zeigt, eine organisatorische Kraft wie Meyer." —».

Bibliographische Notizen.

Wagner und seine Werte. Die Geschichte seines Gebens mit kritischen Erläuterungen von Heinrich T. Fiuck. Deutsch von (Yeorg von Stal. Mit einem Portrait von Richard Wagner. 2 Bände. Breslau, Verlag der Schlefischen Buchdruckelei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlamder.

A» Wagner-Biographien ist kein Mangel, aber in keiner der bisher erschienenen ist das gesammte zugängliche Material zu einem übersichtlichen Ganzen verarbeitet worden. Der deutsch - amerikanische Schriftsteller Heinrich T. Finck ist der Erste, der alles »ach Wagners Tode Publicirte mit kritischem Scharfblick zusammengefaßt und gesichtet und eiue Biographie geliefert hat, die ebenso objectiv wie zuverlässig und erschöpfend ist. Wagner« Briefe an Liszt. Uhlig. Frau Wille, Fischer und Heine, die für die intime Kenntnis; und Würdigung des Dichter-Componisten von unschätzbarem Weiche sind und von den früheren Biographen Wagners nicht benutzt werden konnten, sind von Finck in vortrefflicher Welse venverthet worden. Dazu kommen private Mittheilungen von Anw» Teidl nnd Heinrich Voal, Handschriftliehe Aufzeichnungen aus Ocsterlcins Wagner-Museum und namentlich Wagners Briefe an den Newyorler Dirigenten Theodor Thomas, die zum ersten Male gedruckt erscheinen. Mit Hilfe dieser Documente konnte die Persönlichkeit Wagners viel eingehender und lebendiger geschildert werden, als es bisher möglich war. Finck ist Wagnerfieunb, aber kein Wagnerfanatikei. Bei aller Bewunderung undVerehrung fürdenNayrenthcr Meister ist er keineswegs blind für dessen künstlerische und menschliche Schwächen; in

den fast allen frühere» Biographien cm-
haflenden Fehler, Wagner als fleckenloscu
Heiligen ansziwosannen, verfällt Finck nie.
Mit dieser lobenswerthen Objectivität geht
Öand in Hand das Strebe» nach straffer
Zusammenfassung des überreichen Stoffes.
Alle» Unwesentliche und Entbehrliche ist
ausgeschieden, und der Leser braucht sich nicht
durch einen Wust von Phrasen uud neben-
sächlichen Dinge» durchzuarbeiten, sondern
erhalt überall in knappen, aber scharfen
Zügen ein festumrissencs Bild von Wagners
nniverseller Bedeutung. Die Analysen der
Werke Wagners sind gründlich und dock leicht
verständlich, so daß auch der Laie, der in die
Geheimnisse der Technik des Musikdramns
nicht eingeweiht ist, sich bequem zureckt
finden kann. Von ganz besonderem Intercsse
sind die Eapitel, welche den Kritiker» der
Wagner'schen Werke gewidmet sind: gar
manchem, der einst die Musikorame», die jetzt
ans allen Bühnen den eisernen Bestand des
Repertoires bilden, nach allen strgeln der
Kunst vernssm hat, wird die unbarmherzige
Art und Weise, mit der seine Worte in dem
Fmck'schen Buche citirt werden, recht fatal
fein. — Daß Fincks glänzend geschriebene
Wagner-Biographie zu einem verhältniß-
mäßig billigen Preise in einem handliche»
Format erschiene» ist, wird nicht wenig
dazu beitragen, sie zu einem populären
Buche zu machen.
ed.

bandbuch der Kunstgeschichte von Anton Svringer. Vierte Aussage der Grundzüge der Kunstgeschichte. Illustiirte Ausgabe. III. Tie Renaissauce in Italien. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.

Von diesem Werte, dessen erste beide Thcilc wir in der „Illnstrirten Bibliographie" angezeigt haben, ist jetzt der dritte Band erschienen, welcher die italienische Renaissance »mfaßt und deshalb einem besonders lebhaften Interesse begegnen wird. Der stattliche Band ist mit 31!» Abbildungen und einem Farbendruck auf's Reichste illustrirt nud auch einzeln läuflich. Ter vierte Thcil (Schluß) des Werts soll nach Antündignng des Verlegers im Herbst d. I. ausgegeben werden.

waethe «n» die bildende Kunst. Von Dr. Theodor Volbehr. Leipzig 189'>.

Das von Volbehr behandelte Thema lag seit langer .jeit schon sozusagen in der Luft; die Goethehistoriographic einerseits, die moderne Kunstgeschichte andererseits verlangten gebieterisch danach. t''s ist freudig zu begrüßen, daß nun von der Gilde der Kunsthistoriker der Schriftsteller hergekommen ist, der es endlich mit lernst in Angriff genommen hat. Das vorliegende Wert beweist, daß das Thema so in die richtigen Hände ge» kommen ist, die es mit ^iebe, aber auch mit vollkommener Freiheit des Urtheils z» behandeln wußten. Ter ganze Umfang des im Titel angedeuteten Stoffes ist allerdings von Volbehr nicht erschöpft worden, uud dies lag auch nicht in seiner Absicht; er hat, was wichtiger erschien, das Grundproblem herausgefunden, dessen Losung zuerst in Angriff genommen werden mußte, nämlich die starte pfvchologische Umwälzung, welche Goethe in seinen» Verhältnis; zur bildenden ,M»st durchgemacht hat. Ganz objeetw ausgedrückt lautet die Frage: wie kam Goethe, welcher in seiner Ingen), da er „Von dentsclier Baukunst" schrieb, ein begeisterter und uciständnißuoller Verehrer der „charakteristischen" .Kunstart war, in späteren Jahren dazu, ein ebenso begeisterter Anhänger und Vorkämpfer der reinen Formenschiinheit der Nntitc z» werden, so daß er niemals ganz den Niickwcg zu den Idealen seiner Jugend fand? Diese Fragen, gewiß ebenso bedent» sam für die Kunstgeschichte wie siir die Erkenntnis; Goethes, werden von Volbehr mit eindringender Gründlichkeit und feinem psychologischen Verständnis! behandelt, nnter Verwertlmng eines reiche» knnst- nnd cnltnrgeschichtlichen Materials und umfassender

Belcfenheit. Die „Frankfurter Eindrücke" des Knaben, die „Leipziger und Ttraßburger Lehren" des Studenten sind noch niemals in diesem Zusammenhange uud niit solckxr Sachkenntnis! geschildert worden. In dem durchweg frisch nnd elegant geschriebenen Buche erscheinen uns diese (5apitel als die Glllnzstelleu. Eine leise Parteinahme des Autors für den jungen gegen den alten Olocthe wird wohl verstehen, wer gleich ihm den großen Olang der tunstgeschichtlichcn Entivicklung als Untergrund im Auge behält. Denn er vermag zu ermesse», wie viele Jahrzehnte der Zurückgebliebenheit Goethes Bekehrung zum Classicismus der deutschen Knnst gekostet hat! — Auch in der beschränkteren Fassung, welche der Autor dem Thema gegeben hat, bietet er durch seine glückliche Behandlungsweise reichen (8e° winn und mannigfaltige Anregung. Leider wird die Lcctüre des genußreichen Bucws namentlich in der eisten Hälfte durch sehr zahlreiche sinnstörende Druckfehler oft erschwert. il, 8,

Vriefc von Ferdinand «renorovius an de» Staatssekretär Hermann von Thüe. Von ,h. von Petersdoiff. Verl!», Gebr. Pactel.

Wer dies Bnch in die Hand ninimt. legt es ungelesen nicht wieder bei Teile. Es in merkwürdig! Nichts von großen Haupt- nnd Staatsactionen in dem Buche, und doch - man muß es lesen. Mag der Ariefschreiber nnn von Frenndschafi sprechen oder von den Tagesereignissen oder von der ewigen Noma, die seine zweite Heimat »rnrde, oder mag er einen kurzen Einblick in die Wcrkstätte seiner Geschichtsforschung gestatten, immer hört man ihm gerne zu; denn es ist ein vornehmer Geist, der hier aus jeder Zeile spricht, ein scharfer Beobachter, der Menschen und Tinge stets eigenartig beurtheilt. Wer de» Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom" als ganze,! Menschen kennen lernen will, der möge seine Briefe durchlesen. >V,I.

Fürst Viöinarck und seine Zeit. Von H. Blum. V. nnd VI. cTchlnß-» Band. Münckien. Vcck'sche Verlagsbuchhandlung.

<5s ist uns erfreulich, daß wir von der günstigen Bcnrthcilung früherer Bände angesichts der beiden letzten Nichts zurückzunehmen brauchen. Wir sehen hier Vismarck. wie er mit seiner ganzen Thatkraft dafür eintritt, den Ausbau des neue» Reiches »ach allen Zeiten zu bewerkstelligen. Welche Fülle von Problemen, welche Fülle von

Arbeitskraft wird da entwickelt. Es ist gewiß sehr schwer für eine» Schriftsteller, bei der Masse und Weitschichtigkcit des Stoffes, wie ihn die Gegenloart bietet, alle» Auffassungen mit feiner Darstellung auch nur ei»igermahe» gerecht zu werde». Aber der Versuch dazu ist gemacht, möge» andere Historiker der Zukunft vo» ci-hohlerem Standpunkt ausfüllen, ergänzen uud richtig stellen, was der Gegenwart zu leisten nicht möglich war. U'>>,

Weltgeschichte. Vou W. Marteus. Hannover, Mauz u. Lauge.

Es ist zweifellos ei» brauchbares Buch, das hier geboten wird. Nur ist die be-klluutc „Lücke", die der Verfasser auszufüllen meint, nicht vorhanden gewesen. Auch daß er mit seiner Arbeit dem Ziele, „geschicht-liches Vcrständniß zu enueckeu", näher ge-kommen fei als Andere, vermag ick nicht einzusehen. Der Stoff ist cmgemesse» gruppirt, Fußnote», die geographische Namen nnd Sachlickes erklären, sind mit Dmk unzuerteuneu, Ausstattung uud Druck des Vuckes sind vorzüglich. U,>,

Kaiser ssric»r!ch alö Ltudent. Von P. ^indenbcrg. Verlin, Ferd, Düninilers Verlag.

Nicht ohne Wehmut!) vermag der Leser die kleine Tchrift durchzugehen, die »us eiueu selteu schönen Einblick gewährt in den Entwicklungsgang des Fürstensohnes, der für alle Zeit eine Liebliugc-gestalt unter den Führern des Volkes bleiben wird. Wir find daran gewohnt, uni de» Sieger uo» Wörth mit all' dem Nimbus vorzu-stellen, dcreu Helden nnd Felolierren nne schwer entkleidet werden können, Hier aber sehe» wir nur den Mensche» vor uns, wie er edel, strebsam u»d gnt, ohne Prunk nnd Pomp unter seine Commilitonen tritt, um seine Gräfte mit ihnen zu messen im gleichen Streben nach den höchsten geistigen Gütern, die au »»serc» oberste» Bildungs-stätten geboten werden töuueu. Nie eigenen Vricfe, Zeugnisse von Freunden uud Lehrern wie die Urkunden von Seite» der Universität beleben die Darstellung nud runden sich ab zn einem Gesammtbilde vo» dem „gw<>, iurig Friedrich Wilhelm", das jeder gerne betrachten wird. ^',1.

vom Knrlntt 1»>» Kaiserlrslie. Vo»
6meeF»neen« U!!c!,el. IK»n,'oc!»mk n»c!> än«v»!>! 6er Ni'ilaction voi^lmlw».
>««I>I^««<k, NI«», I>t ,!»« >>!<> 1^!,!«!? Klilne
I>!>>l'Nu!u^l!i,'>,>' !'^/,!!>,U,,,!!,'!! ,,„,1 I!l'
^u»»nl>l von <3«6!«I>tei>, »^> >, >1,'„, nnlmri-
»c>!l» 1>xle <!ü« I1Ic>U<>,!< »>>v!^/,Kv Uvuw,
!ü !N,'!sI«0Nür ,l!>»t«<>!,«I' ! ,/l«>lt>l^unz; unä

m!t >'i,„r !^„!^i!>,uj: v»'l!«oN>'N vou Kr.
8, X<l»<>>^',', l'ros,?«»«!', .^n« >wn> ^n>ll»>!o
>>>:e r'ckr l«>,^,'»>1,j!!>,>i!.','i'8!lllnn!i de» uni:,
>'!»>!!» Vx,«ort von Kur! I>»>rs,iN, ^»'„u,
I!. l>»!,w.
2uui8««>!». Rlüll. I.»,!«!i.' XN', >„ I!i>6 >,,!,!
V„,t. zi!t,'», 5M 1'«U!!,»!!l>lIm„'„, VnU-
!,i>l!r> !>!!(!>!!, !_'»!'!'!,'»!m^n »N>I.^ntU!:>«l6>rn,
N, Nogge. II. Va»d. Hannover,
(5. Meher.
Dieselbe warme »nd patriotische Ge-
sinnung, die den ersten Band auszeichnete,
kommt anch in diesem letzten zum Ausdruck.
Dieser Geist des Buches wird einen solchen
Leserkreis an dasselbe fesseln, der nicht in
erster Linie auf wissenschaftlich gesicherte
Ergebnisse, sondern vor Allem auf die Form
nnd die flüssige Art der Tarnellung Ge-
wicht legt. Möge das vaterländische Wert
in vielen Schichten unseres Volk« als eine
gesunde geistige Nahrung recht weite Ver-
breitung finde». ^V,i.
Tic Viaiuze» Älubifte» der Jahre
l?«2 l!»d l?n:l. ^o» .«. G. Vocken-
heinier. Mainz, ^l. ,<lupferberg.
Tem Frcnnde von Detailforfchnngen
wie dem Historiker vou ^och wird hier
eine lesenswcrthe Arbeit geboten. Sie
stü,jt sich vielfach auf archiualisäie Quelle«,
über deren Wert!, der Leser nicht leicht ein
sicheres llrtheil gewinnen kann. Immerhin
icheint das uugedruckte Material mit lim
sicht nnd Gewissenhaftigkeit venuijt zu fein.
Für einen größeren Leserkreis ist das Buch
nach Inhalt nnd Form nicht geschrieben.
>,,!>> 8t,'^!n>r» »InmlU!^!' X,'!t, I,>,>„>>!rl>^>,>
I., ^,?,l^. I!,!nr, 8,>nni<!t <i <Är> <!!Ult!,>'r,
2ollU»!IIl'», U^VlN, NM,,,,! i^ll^, >,,'!' >W«!«'
2l«!lUN^, UllX, !>,'>' 8o,M!'N>i»W'!, >>!^,N!!,
»i««««i, V^. Q, una ü. Ac>lt«en, ^,!>!,!„!
X2,!!«!N. !«!>. 18!«!. — !>>->,!,>«'!, vu» r^up,',!
^>,r. Xru>>^ NU» 8!n,!i„l:. I', ^V>^n«!ii,M
»ü,I >>>,uw!:i'i!^l!il«^,>„ .Vnln»!u»rn in l!nin-
<7«>!»»»l»t-Ill>»t, ^nn», I>,, ,<t!>,nUi,>ll^ /In»-
,<»>>>>!>!, Hl'!!,»!!, ?!<!!'»„. ^>!Uxtl>r ^1 l.ül1!ei-,
vllvu^, ^«n»ncl. X«>«>^ui, I, !n Uli«! »»,!
V„n init ru, 5><>»» ?exl!!I»°!tra!i»,!ei!, VuII-
dUilerwtew, ('»rricaluren uns H,uluzr»i>>>(,n.

üoiite I!II>!er, X»e>, den !ier!!!,!,>te»ten
Vlllern, r>i!,!!,«uern unä 8t«ebe.rn. le!«!-
tl»MN von 0, >I»r«e!,»ü von Uier«r«tein.
Uss. 22, 23, 24, 25, I^!I>?.>3, !!<>>«> iell
8e!,„>i<it ^ c«ri Nüntnel,
l!in«t, UNo, üuei, <!er Iloüminss. Heue sn>M
6er ^e«>,!,me!ten L»«lv.>! »»« I>!tter»t»r,
>'ili>,i^'(!^!K uüÄ nHentii,'i,em »!«>n. I,i ?.«ei
I!iin,!en. I, Nsncl: I.!»!er<>t»r, II«m!„!rl5,
»«»«lidnen, 2Ui«l»iU«2«», Illr <!!!!> dentüeb«
Neiel, newt l!ii,!!!brunss«!:e«e!?,. ^ex! >„«-
^»!>e, Vit »u.>>ll!!,rlic!,em 8»!'!,ressi»<er,
Iloüe, Ntl„ »enäei,
»lobu.», Ii!»><t>irte 2e!!»e!>ri!t für I.!i,»!er
>»»! Völ!ier!i»n<!e. I^ssriin,!et M« von
X»r! ^N>!ree. Iier»I,«ss,'!I,'!,eN v,,„ Nie!,»,,!
^n<!re>>. Vere!„iüt xeit i«,I mit ,!er ^eit-
anritt „l)»« .Xu»!»,,,!'', I!,!, I.XX. Xr. IN.
I!r»„„»ei,veil:, I°rie,!rie!, Vie^ve^ ^ 8«>,n,
Hoon»ln»r!n, ^oll»i>n«», .ioiil!,,»,« linnter,
Her Ilesnrm»tor 8ie!»>!>b!!rssen» un<! <!>«
ersten liiillte <i,>« IU, ^ll!,!i,!,n<I«rl«, Vit
6eu> I>,<rt,»!t ^n!>l>nne« Nonteiü. VIen,
(!»r! N,»e»er.
»oUt»<lN«r. I»l!., De« c!o!,!e» riue!,. Um,n»
in 7.ve! ,Ve!en. 8tuttss»rt, 8Us<!eut«e!,e«
Ver!»^ü In»titut,
^U.x1»v, 1?U0!I>»« <^„ i e!,er unsere Xenntni««
von äe» !/,»lei,en ,ier I>!<el,e!„„„!:en in >!er
nrMni«ei,e„ Xatur, 8ee>>« Vur>e!«„„ffe!, Illr
!<>!>>,! !Ie!,l>!t,',I i„ äe!N >I>I,<e!M! für >>I1li<!i«e!,e
v,eo!«^ie ü« I^on^nn. I/e!>er»ell!t vo» t'llr!
Vu^t. 2, ^»N,, !,e»,!>eitet v,,n I°'r!!?, lirliein,
I'rivl>t,!,«?e»ten <!er 2«o!o>iie »n ,ier l'nl-
ver»it!it I!re,<!»», Vit In ,!e„ ?e?ct ei„-
?r!e,!,!o>, Vlevez K 8u!,n.
Illl>rdil«u«r, ?i«n»»I«!ll«. II»?, von I1»n«
!>e!br,iek, 82, 1W»,!, liest 2, .V»«u«t 1836.
Illlst^n, I»»>i1 ^,. f)ine I!ek!»,„t«el,»st,
Il»,n»„, I>!>i?.l!:, XVi!!,e>,n sriesriei,,
Il!»»»Ui«r-Hii»<f»d«n, Illnstr., „Min«lv»"
X!»«?i,xc>,<> I>Iei«ter»-er!!e. I^l8' 1^ !8. Nerlm,
I^^I>/i?, Xev-Vorli, Ver!»ss ,!er I.!t!er»t»r-
«erl<e ^>liuerv»".
— 8ci>I>!er, «<in>ml!Ici,e Veili«!, Nolt I—II,
I!er»n, I^Ipllss, Xe^Vnslc, Verwg Her
I,ltte!-»turver!le „Mnorv»",
vl« IlliUli. >Vn<!„>„«e>,n,> <!>>? Nls<,'„l!!,'>,>>,!
»de,«, IIo>„„!<M>x', I liwlmn! >V!>>>,',
III. ^ü!„'«, Xi-, !U, »5, »e, »?, »8. Leiün,
— XV<,l'!,!>!,,<«!MU >1e<! NsseNtlioN. »!X>N«. II,5!>„!«-
^bcr «le!>»l<! IViv,!». III, ^»I^,;. Xi. !»
u,„! I,«1, !!c>,N„, X,itiK Ve,1»«,
„N<I II,'!i,,,'rei<!n, I.r!>^i^. Vi>!>«>!n I^lieä!^c!>,
I>o«v«nlIi»I, Ü6u»,«l, Kr. pl,i!., Der I«!lte
Kllnneinaim^ Ij»r>,!,nn,I!uu,^,
Il»ui«i', (?K. ?,, I>«s ^eutKe^liÄN«!'«!»«!«!
Xilel:!«?(,?!, ll!t!!! V<>!»>iI,>elN,ü»!!!^!!^«»«

?<Xl INNXlslllioüen Uwl Ü !„<!!,! lksdiMN
8,!,!,»!,!,,!iiu«n. Kntte ^VuNuM, »lMlss,
H«»!i«Iiill>, Aloll»«! von, üine X«e!,< »nl
>!em ?l>skett, l!nn» l»,z ä<>r 8»!o»»«!!t,
— >litt« <!,« XIX, ^»Nrlxindi^t«. — Ix^xisi,
Vi»,»>>m l'r!o<Ir,<'!>.
ü»<Iin^. l>. «ln'^oi- 8»>»»5<,«>, Liinnei'unVe»
üu» 6er X»>lt >!e,' <!»>,i»»8 >>n<! XlKrunz:.
«erün, 1!,. «elwenleMt.
Ilsln««^«, <3u»t»v, ?ex«n!üel,r» »n<! Ki-l»»-
ü'eliex. Der !'»>! <!>>>! .Xwinn, — Iln!,,»'«
I'wntÄjl?. lDloliücKe K»ve!!eN'ljlt»!i<>-
l>,e!i 3.» !!>>>'!in, vvut»e>>0l t?«wui»I Verlüss.
l«. «elneeke.)
Holnd«ll, ^1t^»l. Hör <!>!>>,en<I>!. lün «!?-
,!iel,t»er><. I.e!i)?.!ss. VU>,<>!i» ^sie>Ir!e!>.
lltM«i, 8ul>llu», «N!l!i>!<!!,<! ^>wrtl,„,n.«^»u>l!?
„»et, f'un^e» »n>> Nenliiniüei-n «u» I>»,nr-
«mrk »»<! 8e>,Ie»»!ss. I^I,:. I! un<l 4, 8t,-ll»!«'
burss, Xnr! ^, l'rllnner.
!fiKc>l»u« I<«n»u» Brl»t» «n Dmüie vnn
Nelnw', >c «,e! 6eren <!»lten Uoorss von liein -
!,ee!i IX!2—1^14 ne!«t Linüie von Nein-
nee!<5 ,Vus?,e!e>,!,»nWN U^r !>>nl>u« Ll-
Kr»n!cu»!: 1844—1846 n»c!! sen ssru«^<ntl,«i!!l
>msseHr,„!iten Nriziulllen !,er»>i«^e!:. von
Dr. ^n!u>! 8o!,!<>»!Är, Xlit einem I!r!>>s>!
»n»uü »» DmiNe von Ne!n!>ee!i in ?'»e>
><Iml!« - XVIeHerßabe. 8tuttß»rt, ^soll
Lonx ^ (!ou>p.
<3d«it, ?nu»», 8üel!«i«<:!,e »denzdüser, Xil
Äei» ?oi-tr»!t lr»nl «ebbe!«. V!en, (Ar!
(!l»e«er.
N»nlin, 1^««po1<l vo», XVe!tsse«e!>!e!>te. "7ext
^»»ssllbe, 2«e!te, u»ve,!in,!erte .Xull»ße.
Ij»n<! I, un<I II, »luüiss, K»no!i«l Kumblol.
8«ll»W»i, Iluu»Uo von, 8tulen. »ipiigr,
>VU!,e!m I^neärien.
Lonsnll. 0lUII«. Vietnr N^sber?. l!ine bin-
Lr»>>!iiüe!>e ßliiüüo, Uülburz, ^> 6> I^^ert'
«e!,e Vei!l>ss«üue>,>!»!»II>mr.
8«b.Ui>tb.»n, l»»»1 von, l!<ll uns lle«!!.
Kn»!>e„, Nre«i!en, l!, ?io<8»n« Vei-W,:.
Zeliult», ^Iwin, XunztsseHeuIelite, I^iefernnss
12 »m! 1.1. üerün, <3. (ilnt«»e!!S Verl»«»,-
bueblmmllnnss, (UU!Iel-l>l»le un<! 8»unl-
!5il!'!eU
Lolir>I»'I)i«»c!«n,
ürn«»e Xlnäer,
r»rl Inooüor, Xlewe un<I
»Ken«' un<I süinmun^-
!,!><>>',' lUr <!ie üe»t«o!>en lniuen, Lesün,
8e!,u«tei ^ I^ülller.
In« Inl»rn»Uon»I ln»<nlilne, >u^u»t I8W.
vol. I, !^l, l, Cbleaß», I'nlon tzuoin eom>«nv.
I7ln1»,ntl, ?il«lilou, l'rol, !)!> I>!« »»tei--
rele!,!«!,-u,>Mli«obe Uonai-ebie, liea-
xmi>!,i» >, «tutwtwcbe« H»u6buob tllr Ixü-er
oller liüinde, 3, umße»rbeitete uns er-
«eileNe ^««»W, I>lß,: 5. ß. ?. 8. V!en,
vn^slllnellt«, »u, «lsin vosUls-ülsi»«.

Vi! vielen lneülmiie«. I!el»»«gei^l>en v«,l
Nr. <i„^wv .Xä. VUIIer, 2, ^ul>. Aunelien,
s!e!t!i ^ 8<!muer,
VoUmüU«^, H«il, I'eber ?!»n unü Dlnrieiitunss
>1e« I?umu„!»eben ^»br««bericbte«, Lr!»,>!?»,>,
I'r. ^„nM.
1V»IoIi»i, X»»I, Dr., vi« I?iÄuen!«ve^unss.
Xritiüede Leti«el,tunssen. 8tr»««bur»:,
8!,««»!,»r>:er ÜrueKerei »,«I Ver!»f!«»u«t!l!t.
^oll«l», ^Un«In», Dine <!e»i«»on«lr»ße.
8cber«etto. I^eir?,!!:, Kotiert krie««.
Schlrslsch» V>>chl>r>«llre!, Ru„st> und prilogs Anstnlt l>, ^, Schoülaenl'ei, Vreilau,
U„l>erc<!'»ic!er Nncl^ruil nuz dem ^n!,a» dir,« Zuschrift untrrsng», 1>cl>ersesjun«,loch!
>x>rl^l,<!l!»n.

>»>»>»<W W» ^^»»V',»'»'»» »>»>»>»<B'»»«^M^«»>»»»»»
',','> »^^-^^»»i^'^,^,^^'
^^
»-K^^'Z^
^'/.,
o/^'
MN^N
' >,"i
lÄslieber Ver82us M^WWUWIM?
ÜIILllLIl
»,>H
ä««^v«»°e«ä«
°Il
8sn>z»>. .
z»»
»Ml»»» .
3«l
8«!>!«n^i,»»
N'
7!,«lnl,»!!l»»>
«'
»«Ulli»» . .
«'
lliiMl»»».
32'
s«!z«i!!i»!!I».
<?'
ll»!z«l!l»iIz'H»
3l»
l»«l!>I»>!» .
38«
-«»-

klttnte
8p!-u<l«! 8»ll
unl!
Ks^ztallizlst.
X^Nl.8L^IItN
8>iru<lel 8eif».
X/^Nl.88^I)^N
8pru!<el p»«til!«n
-455-
W!1''l>''>>!l!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!lllll!llllMI!MZ!!!!l!l»!!!!lll!!!l!!!!!!!!!l!!!!!!!!!!Ml!!!>

^
l.übel 8cl,ottlänllsl', Xa>-l8l)2ll i/Lünmen
Uob«s8sel8«:ll» llonüts in ilsn yi-llgzosvn 8t36t«n allor Vslttnoile.

^I-INH33iZUNZ 661- ?l-6136 tür
^atürlicd Kndlen^aurez Mineral ^Vazzer.
Im Hinein verlaus xvir6 6^^; ndi^e XVa^äer, M?t ^viÄ
ful^t berechnet:—
Incluzive
6e5 <^esa53e«,
Vcsßütunz; sur
^/i I^I^l^clie
30 i'l.
5 ^s.
28 "
^2 l^Ä^cKt?
23 ..
3 ,
2N »
i/i Kru^
35 ..
l >.
34 »
1/2 ^ru^
26 .
1 >.
25 »
X»uüicb dsi «
illeu ^potbellei-u uuä züner»1v2.»!
»er N»nä1srn.
iur ^1
'0^IdI^i;i3 cM?4«?.
^^^^^M
I.IK5I
I'TO.

EMPTY

November <8Y6.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: I. G. Fischer.
Radirung von Johann lindner in München.

,N«l> und 3nl>^ »lsch»i»! am Anfall» j»b« M»i»»t5 in üeflen mit je »n« X»n!»>e!!»u«,
—— pl,<5 fr» a?«n<»I <I y»s«») » Mail. ——^
M» gnchh»nl>Inngen »ob poffannal!»» nelimen i»d«iz«!> Vestlllnngen, an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von »Nord und Süd" be«
züglichen öendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Mord und Süd" Vreslau.
öiebenhufenerstr. ll, <3, <5.

Veilage zu diesem Hefte
zieonl» <<?«lck«il»» L»lpl<«. (.Der Vnd>HI,mu«. Seine «rkennlniß »»,» StandPllnsle l>e»
«!n»n p«sstml,mn»,')

F^'"^^-

"5 ">' ^,
^ >" "'
^
z)unl ^l^->
,4.'"
^
>
^ ^r ^ ? u
^:!!-'.,>!t

AT."- ^
^.
,
^X
^Â»-Ã„V^,
^"' <^

Aord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Oaul tindau.
I.XXIX. Vand. — November ^896. — Heft 2Z6.
lMi! einem POlKait in Radirnnz: I. «. Fischer)

VreSIau
-chlesische Vnchdruckerei, «unst. und veilags.Anstal»
v. 3. schottlaendei.

Der Andere*).

Schauspiel in vier Aufzügen,

von

Vau! Lindau.

— Meiningen. —

Personen.

Dr. jur. Hallers, Staatsanwalt.
Emmy, dessen Schwester.
Arnold«, Rechtsanwalt.
Agnes, dessen Schwester.
Professor Dr. iu6ll. Feldermann.
Kleinchen, Hallers' Priuatsecretair.
W e i g e r t, Polizei-Commissar.
Amalie Frieben.
Charlotte.
Karl Dickert.
Albert Schroettel.
Wilhelm Fingering.
Ewald, Diener bei Hallers.
Elise, Kammermädchen bei Hallers.
Der Wirth zur „Lahmen Ente".
Ein Polizei-Wachtmeister.

Die Handlung spielt in Berlin. Gegenwart.

Erster Aufzug.

Bei Hallers.

Tin geräumige« Zimmer mit gebrochenen Ecken. In dei schlügen Wand link« Thüi, die noch dem Aus-gange lzur Straße) führt. Gegenüber ln del gebrochenen Ecke recht« Gla«!hür lauf deren Außenseite sich «ine Rollialousie befindet), nach dem Walten fühlend. Auf del linken Seite ein breite« Fenstel. da« durch Store« veihiMt ist. Auf dei rechten Seite, nahe der Glasthür, ein mit einer Tapetenthü: geschlossener Wandfchlllnl, Danelen in der Mitte d«l ssamin, »uf dessen Gesim« zwischen zwei großen Armleuchtern eine Ltutzuhl steht. Recht« voni Thüi, die nach der Wohnung führt. Die Breite der Hinterwand wirb durch eine Bibliothek eingenommen (offene Regale), In den unteren Schossen Earton«, geordnete Acten und der-gleichen. Oben auf der Bibliothek künstlerischer Schmuck (Büsten, Gefäße ,c,) Vorn link«, nahe dem Fenster, ein großer breiter Arbe!!«tifch ohne Auffay, mit Büchern, Acte» und sonstigem Arbe!!«materllll bepackt. Daneben (der Thüi nach der Straße zu) ein kleine« Tifchchen mit Stuhl, für den Stenograph«» und Secretair, Recht«, auf der Hohe de« Schreibtische«, ein Etablissement mit bequemen Sesseln, Recht« im Hintergrunde, zwischen Glltenthür und Bibliothek, eine spanische Wand, hinter der sich ei» — für da« Publicum nicht sichtbarer — Kleiderständer befindet. Auf dem großen, »ie auf dem kleinen Schreibtisch, ebenso »nf dem (mit Tischtuch bedeckte») Tische recht« brennen Lampen. Da« Zimmer ist sehr hell be-leuchtet. Da« Feuer im Äamin ist sichtbar. Die ganze Einrichtung macht einen behaglichen und gediegenen Eindruck. E« ist da» Arbeitszimmer eine« wohlsituirten Gelehrten.

*) Das Recht der AuMhnma und Ucbersetzuna vorbehalte». P. L.

I.H0 Paul lindau in Meiningen.

Erste Zcene.

hallers» im Zimmer auf» und abgehend. Kleinchen, am kleinen Tisch mchschreibcnd.

Hallers (bicti«n>>>. Wohin würde es schließlich führen? Es würde dahin führen, daß die Verbrecher in jedem schweren Falle einfach den Arzt herbei-citiren, um dein Nichter zu entgehen . . . daß die Medicin sich in schroffen Gegensatz zur Justiz stellt . . . Seien wir auf der Hut vor solchen ver-fänglichen ... (sich unterbrechend) nein, schreiben Sie: vor solchen höchst bedenk-lichen Irrlehren! (Kurze Pause. Vi stellt sich hinter den Stuhl llm Schreibtisch und Otrsslu UN. «illliirlich allmählich in den rhetorischen Xon de« Plaidiren«.) Erschüttern wir Nicht das Bewußtsein der sittlichen Selbstbestimmung, der Verantwortung des In-dividuums für die eigene Handlung, durch die mißverstandene praktische Anwendung . . . (Sich unterbrechend.) Wie hatte ich gesagt?

Kleinchen mest °h»e Betonung). Erschüttern wir nicht das Bewußtsein der sittlichen Selbstbestimmung, der Verantwortung des Individuums für die eigene Handlung . . .

Hallers (einfüllend). Durch die mißverstandene praktische Anwendung einer meinethalben geistvollen, aber doch höchst anfechtbaren Deduction . . . theoretischen Deduction. Scheiden wir die „Unfreiheit des Willens" aus unseren Gerichtsverhandlungen fo viel wie möglich aus! («zi« Bewegung Kleinchen, bemeilend,) Sie sehen wohl schlecht?

Kleinchen. Durchaus nicht, Herr Staatsanwalt.

Hallers. Die Lampen brennen heute auch zum Erbarmen, (»r dru« auf die Klingel,)

Kleinchen. Ich sehe vollkommen gut. Es ist ja taghell.

Hallers. Ich finde es hier dunkel . . . Die Arbeit scheint Sie an-zustrengen?

Kleinchen. Ich muß Ihnen allerdings gestehen, Herr Staatsanwalt, es ist heute ein bischen scharf gegangen. Ich weiß gar nicht, wie ich mit der Uebertragung des Stenogramms fertig werden soll.

Halllers. Allzu sehr brauchen Sie sich nicht zu beeilen! Sie haben ja Zeit bis . . .

Kleinchen. Vis morgen, Herr Staatsanwalt.

Hallers. Wieso denn? Vis morgen?

Kleinchen (ist aufgestanden, auf den NormeiNalender weifenk und lesend). Da steht's: Mittwoch, 15. Februar. Vortrag in: Iuristifchen Verein: „Die Unfreiheit des Willens in. Lichte der Criminalistik." Heute ist der vierzehnte.

Hallers. So, so ... ich hatte mir eingeredet . . . (Mt »»«ndeit« Stimme,) Wo der Ewald nur wieder steckt! (Vr brii« wieder auf die Klingel. «Noald Ist in demselben Augenblicke au'getiete»,)

Zweite Zcene.
Nie Vorigen. Ewald.
Hallers. Aber wo bleiben Sie denn?
Ewald. Ich war hinten im Speisezimmer; ich deckte den Theetisch.
Ich bin sogleich gekommen, Herr Staatsanwalt.
Hallers. Man braucht doch keine halbe Stunde . . . (Abbrechend,)
Stecken Sie die Kerzen auf den Armleuchtern an. Die Lampen sind wieder
einmal nicht in Ordnung gebracht. Im Dämmerlichte kann ich nicht
arbeiten.
Ewald. Aber die Lampen haben ja nie anders gebrannt, sie können
ja gar nicht besser brennen . . .
. Halle'rs (ungeduldig, Thun Sie, was ich Ihnen sage!
Ewald (seinen Unwillen schlecht »erbergend). Schön, Herr Staatsanwalt. (El
nimmt die beiden Leuchter vom Kamin und geht »chselzuclend dmni! ob,)
Dritte Zcene.
HallerS. Kleinchen.
Hallers (sehr ungehalten, in erregtem Tone), Der Mensch besitzt eine wahre
Virtuosität, mich neruös zu «lachen!
Kleinchen. Es ist kein Wunder, wenn Sie nervös werden, Herr
Staatsanwalt! Sie arbeiten wirklich zuviel!
Hallers (freundlich, wie immer im Verlehl mit Kleinchen), Ja, ja! Das sage ich
mir ja selbst! Wenn nur die verwünschten Wahlen erst vorüber wären!
Kleinchen. Dann kommt wieder etwas Anderes. Das reißt ja
nie ab!
Hallers. Doch, doch! Ich >nehme mich schon 'zusammen! Lassen
Sie mich nur erst mit dem Arzte gesprochen haben. Sie waren doch bei
Professor Feldermann, um ihn in meinem Namen zu bitten . . .
Kleinchen (erstaunt). Gewiß, Herr Staatsanwalt! Ich sagte Ihnen
doch vorhin . . .
Hallers. Nichtig! . . . Um acht Uhr wollte er kommen? War's
nicht so?
Kleinchen. Der Professor war zu einer Consultation nach außerhalb
berufen. Ich bat also, daß man ihn gleich nach seiner Ankunft . . .
Hallers. So dringlich hätten Sie es nicht zu machen brauchen,
lieber Kleinchen! Also gegen acht? . . . Es nmß doch bald acht Uhr sein!
Kleinchen. Es ist bald halb zehn!
Hallers. Halb zehn? Aber Kleinchen! Das hätten Sie mir doch
sagen sollen! Sie müssen ja ganz verhungert sein. Also Schluß für heute!

(Kleinchen steht auf und packt seine Zachen zusammen). Morgen brauchen Sie nicht vor elf zu kommen, (Kleinchen will nach recht« hiniiber gehen, nach bei spanischen Wand). Vorher gehen Sie wohl an der Bank vorüber, um den Check einzulösen. Das ist nämlich meine ganze Baarschaft im Hause. (<5r ««ist in die Hosentasche, «mmt Gen» Hera»«, Silber unb «Ol», «, flüchtig uberMlend), Einige sechzig Mark . . .

Kleinchen (stehen bleibend). Ich war schon heute Vormittag auf der Bank. Ich habe die tausend Mark erhoben, die Rechnung von vierhundert Mark gezahlt und Ihnen mit der Quittung über diese vierhundert Mark die restirenden sechshundert Mark baar übergeben.

Hall ers (hat währenddem sein Portefeuille »u« der Vrusttosche geholt und hineingeblickt). Richtig! richtig! Da ist die Quittung, da sind die sechshundert Mark! Alles in ^DrdNUNg! (»leinchen ist hinter die spanische Wand getreten, hat dort seinen «rbeitlrock in einer häßlichen helleren Farbe, befleckt, vorn am Aermel aufgerissen, abgelegt und einen anständigen Straßenrock angezogen). Schon halb zehn! Da muß das Theater bald aus sein . . . Und der Ewald bringt die Lichter nicht! Er hat's darauf abgesehen, mich zu reizen.

Kleinchen (hervortretend, den «lbeitsrock haltend), Herr Staatsanwalt, ich möchte Ihnen noch etwas sagen . . . eine Kleinigkeit, über die ich mich ärgere. Irgend Jemand in Ihrem Hause spielt mir einen albernen Schabernack.

Hallers. So?

Kleinchen. Seit fünf, sechs Tagen macht sich Jemand den dummen Spaß, während meiner Abwesenheit meinen alten Arbeitsrock zu beschmutzen und zu zerreißen.

Hallers. Nicht nuiglich!

Kleinchen. Jeden Morgen finde ich neue Flecke. Der Rock riecht nach Bier und Tabak. In den Taschen steckt fettiges Papier und dergleichen. Die Knöpfe sind gelockert und losgerissen. Kurzum, ohne eine bestimmte Person verdächtigen zu wollen, muß ich Ihnen doch sagen, daß man mit meinem Rock irgend etwas anfangt, wenn ich nicht hier bin. Gestern hat man nun den Aermel aufgerissen (er ,n«t die schadhaft« ««1», so daß ich mich geschämt habe, in diesem Aufzuge heute bei Ihnen zu arbeiten.

Hallers. Sonderbar! Wer mag sich denn den schlechten Witz machen? (Kurze Pause.) Der Rock ist nie aus dem Zimmer hier herausgekommen?

Kleinchen. Niemals! Jeden Abend, wenn ich von hier fortgehe, hänge ich ihn da (auf die spanische Wand weisend) an den Ständer und nehme ihn jeden Morgen da wieder weg.

Hall ers. Ich werde die Sache untersuchen. Hängen Sie den Rock in den Wandschrank zu meinen Kleidern. Ich werde den Schlüssel abziehen, damit sich der Unfug nicht wiederholt.

Kleinchen (nach recht«, öffnet die Tapetenthiir und hängt den Rock im Wandschillnl auf). Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt.

^

Hallers (für sich). Es kann nur der Diener sein. Er ist ja der
Einzige, der außer meiner Schwester und nur das Zimmer betritt.
Kleinchen (hllt seinen Hut genommen). Sonst ist für morgen früh nichts
Besonderes zu erledigen?
Hallers. Nein, ich danke Ihnen.
Kleinchen. Dann wünsche ich also gehorsamst Guten Abend, Herr
Staatsanwalt.
Hallers. Guten Abend, lieber Kleinchen. (Kleinchen ««he,)
Vierte Zcene.
HallerS. Dann Ewald.
Hallers. Es kann gar kein Anderer sein. Er trödelt absichtlich, um
Kleinchen hier nicht mehr zu begegnen . . . (N««n> tn» »uf, die Leuchter mit
brennend«« Lichtern tragend. Nr stellt sie auf den »nmin) Endlich! Was hüben Sie
denn nun in der ganzen Zeit angefangen?
Ewald. Ich habe die Leuchter ein bischen abgeputzt und die Lichter
angesteckt . . .
Hallers. Die Leuchter geputzt! Die sollten doch immer geputzt
sein . . .
Ewald. Wenn sie so und so lange nicht in Gebrauch sind . . .
Hallers. Sie haben für Alles eine Erklärung . . .
Ewald. Ich weiß auch gar nicht mehr, wie ich es recht inachen soll.
Der Herr Staatsanwalt sind seit einiger Zeit so ungeduldig und heftig
geworden.
Hallers. Ich habe kein Zeugniß von Ihnen verlangt! ... Es kommen
übrigens hier im Hause allerhand Dinge vor . . . die mir gar nicht
gefallen . . .
Ewald. Ich weiß nicht, was der Herr Staatsanwalt meinen . . .
Hallers. Kommt von den Leuten außer Ihnen noch Jemand in
dies Zimmer?
Ewald. Ich wüßte nicht . . .
Hallers. Nun, dann werden Sie mich schon verstehen.
Ewald. Das klingt ja gerade, als ob ich hier ... Ich bitte den
Herrn Staatsanwalt, mir zu sagen . . . Man hat doch auch sein Ehrgefühl.
Und ich bin ein ehrlicher Mann!
Hallers. Ihre Ehrlichkeit habe ich nie angezweifelt. Aber zu schlechten
Witzen . . .
Ewald (heftig). Nein, Herr Staatsanwalt! Das brauche ich mir nicht
gefallen zu lassen!
Hallers. Ich bitte mir einen anderen Ton aus.
Ewald. Man ist doch auch ein Mensch! . . . Wenn der Herr Staats-
anwalt kein Vertrauen mehr zu mir haben . . . dann . . .

Hallers. Nun . . . dann?
Ewald (entschieden). Dann möchte ich bitten, mich gehen zu lassen.
Hallers. Wie es Ihnen beliebt.
Ewald. Und gleich! Heute noch! . . . Schlechte Witze! Weiter fehlt Nichts! . . .
Hallers. Also Sie gehen. Lassen Sie sich von meiner Schwester auszahlen, was Ihnen gebührt.
Ewald. Schön, Herr Staatsanwalt! Ich gehe auf der Stelle! Man ist doch auch ein Mensch! ... So eine Behandlung! Weiter fehlt nichts! Schlechte Witze! («eh« er««! °b.)

Fünfte Scene.

hallevS. Tann Arnoldy, «gncs und Vmmy.

Hallers. Es ist mir sehr recht, daß ich das fatale Gesicht nicht mehr zu sehen brauche. Der Mensch machte mich ganz kribbelig . . . Und es kann gar kein Anderer gewesen sein. Mg««, »rn»n>, »nb smmy treten »«f, »on linlz hinten. Sie lommen au« dem Theater, llgn» und ssmmy Haien ih«n Umhang noch nicht «bgelegt. Halle»» geht ihnen entgegen und begrüßt sie freundlich». Ah! FräuleM Agnes! Arnoldn! Das ist ja sehr liebenswürdig!
Agnes. Fräulein Emmy hat uns mitgeschleppt. Alle Schuld fällt auf ihr Haupt, wenn wir Sie stören!
Hallers. Im Gegentheil, ich freue mich aufrichtig, Sie zu sehen. Ich finde ohnehin, daß Sie Ihre getreuen Nachbarn seit einiger Zeit viel zu sehr vernachlässigen,
Agnes. Das finden Sie?
Emmy. Hast Du uns denn erwartet? Du hast ja Alles anstecken lassen.
Hallers. Die Lampen brannten wieder einmal schlecht . . . Nein, ich wußte nichts. (Vr bietet «lriwldh eine <Äg»rette an, die dieser ansteckt,) Weshalb haben Sie denn (sich ,u «lgnez wendend) so lange nichts von sich sehen und hören lassen? Auch hören, im wahren Sinne des Wortes. Ihr Clavier ist seit Wochen verstummt. Sie spielen zu wundervoll!
Agnes. Ein Hausbewohner, der sich darüber beschwert, daß nicht Clavier gespielt wird — es kommt nicht oft vor!
Hallers. Ich möchte, Sie könnten sich hören — hier von meinem Zimmer aus! Sie ahnen Inicht, welche Freude Sie >mir schon ^bereitet haben! Wie oft habe ich, wenn ich da am Tische über meinen Acten saß, mit heißer Stirn und hämmernden Schläfen, die Feder bei Seite gelegt, um Ihnen zuzuhören! Die Töne, die nur gedämpft zu nur dringen, wie ein mystisches Summen und Rauschen, fächelten mir Ruhe und Kühlung zu. Erst durch Sie, durch Ihr Spiel ist nur die Poesie des unsichtbaren Orchesters begreiflich geworden. Und wäre ich ein Fürst oder ein Nabob,

so hielte ich mir eine Hauscapelle, die meine Arbeit mit einem solchen melodischen und harmonischen Gesurre in der Ferne begleiten müßte. Ich setze nämlich voraus, daß ich bei den erträumten Millionen gerade so alt und reizlos bliebe, wie ich es bin, denn sonst. . . sonst heirathete ich am Ende eine Claviersvielerin von Ihrem Talente.

Agnes. Sie machen Complimente und fischen danach. Ich denke, dazu sind wir doch zu alte Freunde und getreue Nachbarn . . . Nun ich aber weiß, daß Sie mich gern hören, sollen Sie nicht mehr zu klagen haben. Mein Spielen soll Sie jetzt öfter daran erinnern, daß es an der Zeit ist, die Feder bei Seite zu legen und sich zur Ruhe zu begeben.

Emmy. Ach ja, liebe Agnes, thun Sie das!

Agnes. Ich will Ihnen die schönsten Schlummerlieder für überreizte Nerven vorspielen, und da wir keinen anderen Nachbarn haben, ist ja nicht zu befürchten, daß man mich wegen nächtlicher Ruhestörung vor den Staatsanwalt bringen wird.

Hallers. Und den hätten Sie am Ende auch nicht zu fürchten! Ueberdies haben Sie auch noch einen Rechtsanwalt als Bruder. Es kann Ihnen wirklich nicht viel geschehen.

Agnes. Das sagen Sie nicht! Die nächste Blutsverwandtschaft mit dem Herrn Rechtsanwalt (auf ««on,« «eisend,, die Freundschaft und Sympathie unseres angesehensten Staatsanwaltes (gegen Holler») haben nicht verhindert, daß ich in der vergangenen Nacht hier vor unserer Thür angefallen worden bin . . .

Hallers. Was?!

Emmv. Ja, denke Dir! Laß Dir die Geschichte erzählen! M«n« und ihren Bruder zum Zitzen einladend. Die Drei setzen sich «cht« UN den kleinen Tisch, wählend Arnold«, der nmcht, sich absei» auf der linlen Seite der Viihne niedergelllssen hat,) Ich hlw's immer gesagt: hier ist's zu einsam, zu verlassen! Wir sollten uns wenigstens einen großen Hund anschaffen . ." .

Hallers. Aber was ist denn geschehen?

Agnes. Wir waren gestern auf dem Subscriptionsball, wo man Sie übrigens vermißt hat. Als wir hier halten, sehe ich an der Gitterthür des Vorgartens Jemand stehen, den ich bei der schlechten Beleuchtung unserer öden Straße im ersten Augenblick für Sie halten konnte. Der Mensch hatte ungefähr Ihre Größe. Ich habe Ihnen den unverzeihlichen Irrthum sogleich abgebeten. Der Unbekannte öffnete die Wagenthür, drängte sich auffällig an mich heran und blieb, ehe noch mein Bruder aussteigen konntet hart neben nur stehen. Es war so dunkel, daß ich von seinem Gesicht unter dem breitkrämpigen Hut nicht viel sehen konnte. Ich erschrak natürlich und rief meinen Bruder, der nichts bemerkt hatte und sich im Wagen noch mit meinem Bouquet, Fächer u. s. w. bepackte. Der Kutscher wandte sich nun auf seinen! Bock um und holte mit der Peitsche aus. Da ergriff der

Mensch die Flucht und schrie mit heiserer Stimme irgend etwas Unverständliches. Ich hielt ihn für einen Verrückten . . .
Hallers. Da sind Sie also zum Glück mit dem bloßen Schreck davongekommen.
Agnes. Doch nicht ganz. Oben sollte sich Alles aufklären. Es war ein frecher Taschendieb. Blitzschnell, ohne daß ich's merkte, hatte er mir Uhr und Kette aus dein Gürtel gerissen und war davongelaufen.
Hallers. Das ist stark.
Agnes. Meine hübsche Uhr mit dein blauen Emailmonogramm, die ich immer bei mir trage — das letzte Geschenk unserer guten Mutter. Sie können sich denken, wie es mich geärgert hat. . . mehr als das: geschmerzt.
Hallers (während bei letzten Worte nochdenllich geworden, langsam suchend). Eine Uhr Nlit blauem Monogramm? (Zu «lrnoldy.) Haben Sie mir die Sache nicht schon erzählt?
Arnoldy (lächeln«. Ich? Ich habe Sie im Laufe des Tages ja gar nicht gesprochen.
Halters. Dann habe ich vielleicht in der Zeitung etwas darüber gelesen . . .
Arnoldy. Das wäre merkwürdig! Ich habe noch keine Anzeige erstattet. Aber möglich wäre es allerdings, daß man den Thäter schon gefaßt und die Uhr bei ihn: . . .
Hallers. Nein, nein! In der Zeitung war's nicht, da nicht! Ich habe die Abendblätter noch gar nicht angesehen . . («Melnd.) Aber ich muß die Geschichte irgendwo . . . irgendwann schon einmal gehört haben . . .
Arnoldy. Das ist kein Wunder! Dergleichen hat sich schon des Oefteren ereignet.
Hallers. Nein, gerade diese Geschichte . . . mit dem blauen Emailmonogramm ans der Uhr — die ist mir schon, einmal erzählt morden. Es muß aber schon lange, lange her sein! Etwas ganz Aehnliches ist irgend einem meiner Bekannten einmal begegnet . . . Wer war's nur? Und wann war's?
Emmy. Ich hab's Dir immer gesagt: hier passirt noch einmal etwas . . . und so lange wir keinen großen Hund haben . . .
Hallers (M aufraffend). Das ist eine ganz unerhörte Frechheit! Das ist kein einfacher Taschendiebstahl mehr, das ist ein Naubanfall! Da müssen wir sogleich mit aller Energie einschreiten. Würden Sie den Menschen wiedererkennen?
Agnes. Vielleicht! . . . wenn ich ihn sprechen hörte . . . Die rauhe, heisere Stimme klingt mir noch immer im Ohr . . .
Hallers. Wie sah er denn aus?
Agues. Er hatte den Rockkragen aufgeschlagen . . . trotz der empfindlichen Kälte keinen Ueberzieher ... so eine Art von Foulard um den

Der Andere. l,H?
Hals, wie mir schien . . . den Hut mit breiter Krampe tief in's Gesicht
gedrückt. Sonst habe ich nicht viel von ihm gesehen.
Emmy. Natürlich ... bei der schlechten Straßenbeleuchtung hier im
Thiergarten.
Elise (au, bei Ihiir «cht« tnlend). Der Thee ist servirt.
Emmy. Schön! . . . Also, liebe Agnes, wenn's gefällig ist . . Herr
Arnoldy!
Arnold«. Wenn Sie gestatten, rauche ich hier noch ein Cigarette.
Sie wissen ja, meine Liebe zum Thee ist platonisch . . .
Hallers <,» «gne«>. Und ich bitte um die Erlaubniß, Ihrem Vruder
noch etwas Gesellschaft zu leisten ... Ich habe mit ihm noch etwas zu
besprechen.
Agnes (,u <5mmh). Also überlassen ^wir die unverbesserlichen Raucher
ihre»! Schicksal ...<,» «lrn°lw. Und l,venn Du mit Deiner Ligarette
fertig bist . . .
Arnoldy. Dann stecke ich mir eine neue an.
Agnes (belm Abgehen), Wir sagen uns doch noch Gute Nacht?
Hallers (die Lamm ,UI Th»r begleitend). Wer natürlich! Auf Wiedersehen,
Fräulein Agnes! (Lie beiden Tllmen »l,,)
Sechste Scene.
Arnold!,. Hallcrs.
Arnoldy. Haben Sie mir wirklich etwas zu sagen, oder war es
nur ein Vorwand? . . .
Hallers. Kein Vorwand! Ich habe sogar sehr Ernsthaftes mit Ihnen
zu besprechen. Unsere Unterredung von neulich liegt mir noch schwer in
den Gliedern. Seit fünf Tagen, erst seit vorigem Donnerstag weiß ich, daß
ich alt geworden bin . . .
Arnoldy. Sie übertreiben, lieber Freund! So tragisch war's wirklich
nicht gemeint. Hätte ich die Wirkung vorhergesehen, so würde ich neulich
weniger schroff gewesen sein ... Alt! alt! Nun ja, Sie sind kein Jüngling
mehr, aber Sie sind doch noch immer in den besten Jahren!
Hallers (tn.be lächelnd). In den besten Jahren! Ja, ja! . . . Wenn
man in den besten Jahren ist, sind die guten eben vorüber! . . . Das
fühle ich . . . tief und schmerzlich! Ich hatte mich in eine gefällige Selbst-
täuschung eingewiegt. Durch das dichte Gestrüpp meiner unerfreulichen und
aufreibenden Berufsgeschäfte sah ich etwas glitzern und sprudeln . . . wie
einen Verjüngungsquell, den ich mit ein paar Schritten sicher erreichen
könnte, der mich immer erfrischen würde . . Ihre Schwester Agnes! Ich
wähnte, ich brauchte nur das entscheidende Wort zu sprechen, um mein Ziel
zu erreichen. Sie haben mich eines Anderen belehrt! Sie haben mich
grausam enttäuscht, enttäuschen müssen . . . Ich habe Ihnen in Allem

Recht gegeben! Ich bin wirklich nicht mehr der Mann, der einem jungen, klugen, anmuthigen Mädchen das Glück bieten könnte, auf das Fräulein Agnes mit ihren Gaben des Herzens und Verstandes den vollsten Anspruch hat. Ich habe es eingesehen, aber die Erkenntniß hat mich ganz bestürzt gemacht. Ich leide darunter — auch physisch.

Arnoldy. Es thut mir in der Seele leid, daß ich Sie gekränkt und betrübt habe. Ich habe gesprochen, wie ich als Bruder und Freund sprechen mußte. Agnes weiß bis zur Stunde noch kein Wort von unserem Zwiegespräch.

Halters. Sie haben mit Fräulein Agnes nie darüber gesprochen?

Arnoldy. Niemals! Sie hätte Ihnen vielleicht etwas ganz Anderes gesagt. Wahrscheinlich sogar. Denn sie hätte sich gewiß nur durch ihre Gefühle inniger Sympathie für Sie bestimmen lassen ... Ich habe aber den Verstand consultirt, und ich sage es frei heraus: wenn ein Mensch keinen anderen Ehrgeiz besitzt, keine andere Leidenschaft fühlt als Arbeit, und immer wieder Arbeit, und nichts als Arbeit — wenn ihn die Arbeit voll beherrscht, nichts Anderes neben sich duldet und ihn seinen besten Freunden entfremdet — ja entfremdet! — und der Mann fragt mich: soll ich das Schicksal eines guten vertrauenden Mädchens an das meine fesseln? — dann antworte ich ihm: nein! Sie haben keine Zeit zum häuslichen Glück.

Hallers (zustimmend, langsam nickend). Ja, ja! Ich habe keine Zeit zum Glück! ... Ich fühle es ja selbst, daß ich mir zuviel zugemuthet habe! Ich bin sehr abgespannt, überreizt ... Ich habe heute sogar zu Feldermann geschickt, um seinen ärztlichen Nath einzuholen . . .

Arnoldy. Zu Professor Feldermann? Wenn der kommt, schicken Sie doch zu mir hinauf. Ich habe nämlich eine ganz verzwickte, sehr merkwürdige Sache übernommen, zu der ich das Gutachten eines ersten Nervenarztes und Psychiaters einholen muß.

Hallers. So darf ich's nicht weiter treiben. Ich muß mir Zeit lassen . . . auch zum Glück!

Arnoldy. Thun Sie das, lieber Hallers! Wozu auch all die Allotria? Weswegen haben Sie sich in die politische Agitation gestürzt? Weshalb müssen gerade Sie sich in die Stadtverordnetenversammlung wählen lassen? Sie haben doch wahrhaftig mit ihren Berufsgefchäften voll« auf zu thun!

Hallers (Misen, d!t von «cht, lommt, erblickend). Nun, was giebt's?

Elise. Es hat geklingelt. Ich wollte öffnen.

Hallers. Ist denn der Diener nicht im Vorzimmer?

Elise. Ewald? Der hat schon vor einer halben Stunde das Haus verlassen. Er sagte mir, er wolle morgen wiederkommen, um seine Sachen zu holen.

I

Hallers. Richtig! Nichtig! Also öffnen Sie! (Elise geht Nllch link hinten »b; Hill«» «endet sich »erlege» lächelnd zu Arnold».) Sie sehen, wie vergeßlich ich bin. Ich habe den Diener selbst weggeschickt ... Ich muß wir wirklich Zeit lassen!
Elise (an der Th»r hinten lin«), Herr Professor Feldermann fragt, ob . .
Hllllers. Vitte, bitte, herein! (Mse llb. Feldermann erscheint »uf der Schwelle)
Hiebente Zcene.
Die Vorigen. Feldermann.
Hallers (Feldermann die Hand reichend). Wie freundlich von Ihnen! So spat habe ich Sie nicht erwartet.
Feldern: llNN (nachdem er auch Arnoldy die Hand gedrückt Hot), Ich bin eben erst nach Hause gekommen und sogleich zu Ihnen gefahren. Ich war Ihretwegen beunruhigt ... Na ... wo hapert's denn?
Hllllers (Feldermann und Arnoldy einladend, sich zu setzen. Arnoldy wendet sich zum «ehen). Sie können ruhig bleiben! Was ich dem Professor zu sagen habe . . .
Arnold«. Ich komme gleich wieder, wenn Sie erlauben. Ich will nur ein Buch aus meinem Zimmer holen, das ich dem Professor gern vorlegen möchte. (Zu Feldermann.) Ich habe nämlich die Absicht, Sie auch noch zu überfallen.
FelderMllNN. Also bitte . . . (Arnoldy nach lin« hinten ab.)
Achte Zcene.
Hallers. FelVermann.
Hallers. Darf ich Ihnen irgend etwas anbieten? (Feldermann den Stuhl hinrückend.)
Feldermann (setzt sich). Ich danke . . . Nun, was fehlt Ihnen denn, alter Freund?
Hallers. Die Nerven . . .
Feldermann. Natürlich die Nerven.
Hallers. Mit einem Worte: ich bin überarbeitet.
Feldermann. Abgespannt? Also ausspannen! — Was haben Sie denn getrieben?
Hllllers. Ach, zu vielerlei. Ich bin in die politische Bewegung hineingerathen. In den letzten Monaten habe ich mein Buch über gemeinsame und Einzelhaft abgeschlossen; ich habe zu dem BeHufe Verbrecherkreise und Verbrecherlocale aufsuchen müssen. Das hat mich wohl auch nervös gemacht. Und der große Meineidsproceß hat mir den Rest gegeben.
Feldermann. Und Sie merken nun, daß Sie nicht weiter können?
Hallers. Ja. Ich gerathe in Zustände, die meiner sonst so ruhigen Natur ganz zuwider sind. Die Fliege an der Wand ärgert mich, ich werde aufbrausend ohne Grund . . . Und manchmal überkommt mich ein Angst-

gefühl, das ich nicht bannen kann, obwohl ich von Hause aus durchaus nicht ängstlich bin. Ich kann's daher auch im Zimmer gar nicht hell genug haben. Jeder, Schatten nimmt in meiner Phantasie eine ungeheuerliche Gestalt an.

Feldermann. Fühlen Sie außer dem allgemeinen Unbehagen eine besondere Beschwerde?

Hallers. Ja, dumpfen, drückenden Kopfschmerz.

Feldermann. Haben Sie nicht schon früher daran gelitten?

Hallers. In früheren Jahren nie.

Feldermann. Ich erinnere mich aber doch, daß Sie nach dem Sturz von: Pferde . . .

Hallers (einfallend). Ach sa, damals! Allerdings! Aber das war nur vorübergehend.

Feld ermann. Das war ja wohl im vorigen Herbst? Im September, glaube ich.

Hallers. Im October.

Feldermann. Sie schlugen mit dem Kopfe aufs Pflaster?

Hallers. Nein, mein Pferd scheute auf der Charlottenburger Chaussee, es ging durch, und ich wurde gegen einen Baumstamm geschleudert. Aber die Sache hatte weiter keine ernsteren Folgen. Ich fühlte nur einige Zeit im Hinterkopfe einen lästigen Druck, der mit der Zeit vollkommen aufhörte. Am vorigen Donnerstag, also vor fünf Tagen, hat sich der Druck wieder eingestellt, manchmal sogar mit ungewohnter Heftigkeit, und eine gewisse dumpfe Schwere hat mich seitdem überhaupt nicht mehr verlassen.

Feldermann. Sie präcisiren das Wiederauftreten des Kopfschmerzes auf den Tag: Sie leiden daran seit fünf Tagen. Es wäre mir sehr wichtig, zu wissen, ob Sie an den. Tage selbst oder einige Zeit vorher irgend etwas unternommen haben, oder ob Ihnen irgend etwas zugefügt worden ist, das sich mit dein Wiederauftreten Ihres Leidens in Verbindnug bringen ließe.

Hallers (befangen). Ich habe eine sehr starke seelische Erregung gehabt, über die ich nicht sprechen mochte.

Feldermann. So, so! Ihre Auskunft genügt mir vollkommen . . . Wie sind denn die Nächte?

Hallers. Die Nächte! Das ist ja eben das Schlimmste! (»oi „a, .hinblickend, langsam.) Die Nächte! . . . c?n den friiheien Tan zunickfllllenb). Der Schlaf überfällt mich brutal — wie ein Wegelagerer. Er springt, ohne daß ich sein Kommen ahne, aus seinen: dunklen Versteck hervor und wirft mich um. Es ist schon mehrfach vorgekommen — namentlich in diesen letzten Tagen —, daß ich am Morgen erwacht bin — da am Schreibtisch, oder auf dem Bett, völlig angekleidet, wie Sie mich hier vor nch sehen.

Feldermann. So, so! Von Erquickung kann da nicht die Rede sein?

Hallers. Natürlich nicht.
Feldermann. Träumen Sie?
Hallers. Ja.
Feldermann. Was denn?
Hallers (zögernd). Unbehagliches. Mir ist so, als ob meine Tränme eine gewisse Folge bildeten, als kehrte ich öfter in dieselbe Umgebung zurück.
Feldermann. Was ist denn das für eine Umgebung?
Hallers. Auf das Genaue kann ich mich nicht besinnen. (Lcifer,) Ich sehe immer . . . etwas Röthliches . . . einen Lichtschein . . . etwa (°>,f den K°min w«iwd) wie die Gluti) da im Kamin . . . und in der röthlichen Beleuchtung (noch leiser) einen Frauenkopf . . .
Feldermann. Einen Frauenkopf . . .
Hallers. Immer denselben .. . auch röthlich ... wie eine Zeichnung, mit dem Nüthel . . . Das Gesicht des Mädchens verfolgt mich auch in wachem Zustande . . . Sobald ich es mir aber scharf vergegenwärtigen will, zerflattert es, ich kann's nicht zusammenbringen . . . Wenn ich sie einmal wiedersehe, bitte ich sie uni ihr Vild.
Feldermann (sich ihm mehr zuwendend und ihn aufmerksam betrachtend). Was sagen Sie da?
Hallers. Es ist mir lästig, daß mir das Gesicht in dem röthlichen Schinnner immer vor Augen schwebt, und daß ich es nicht firiren kann.
Feldermann. Das verstehe ich schon. Aber ich begreife nicht, was Sie sich von einer im Traume gefertigten Photographie eines Traumbildes im Wachen versprechen können.
Hallers (»»legen). Natürlich nichts . . . (Abbrechend), Es hat keinen Sinn und Verstand!
Feldermann (ernst), Sie sind jetzt gewiß auch sehr vergeßlich.
Hallers. In hohem Grade.
Feldermann (aufstehend, mit Wichtigkeit), Nnn, lieber Freund! Ich rede deutsch mit Ihnen. Ihr Zustand ist keineswegs unbedenklich! Sie müssen unbedingt und auf der Stelle ausspannen!
Hallers. Ich habe mir auch vorgenommen, gleich nach den Wahlen . . .
Feldermann. Nichts da! Da wird nicht mehr gefackelt. Lassen Sie die Wahlen Wahlen sein .-. .

Neunte Zcene.

Tic Novigci». Arnoldy mit einem Buche.
Felder IN an n (Ar„°I°y erblickend, fortfahrend,. Gut, daß Sie kommen! Sie sollen mir helfen, einen aufsässigen Patienten zu bändigen! Setzen Sie für unseren Staatsanwalt sogleich ein Urlaubsgesuch auf. Wir schicken

ihn auf's Land, wo er sich nach Herzenslust langweilen und gesund werden soll.

Arnold« (legt da« Vuch auf Halle«' Schieibtisch linl«). Das habe ich ihm ja, auch schon lange gepredigt. Aber Hallers ist eben unverbesserlich.

Feld ermann (Hall«« »n den beide» Schultern fassend, gemiUhlich), Im vollsten Ernste gesprochen: Wenn Sie sich jetzt nicht energisch Halt gebieten, stehe ich für nichts ein. Einen Schritt weiter, und Sie stolpern über die verhängnißuolle Schwelle! (2ie Drei setzen sich »n den Tisch.) Ja, mein Lieber, nnt den Nerven ist nicht zu spaßen. Unseren Nerven wird jetzt ohnehin viel zu viel zugemuthet. Nur der Thor wundert sich darüber, daß die Nervenkrankheiten in unseren Tagen in so beängstigender Weise zunehmen. Wer nachdenkt, kann sich höchstens darüber wundern, daß wir nicht allesmnmt schon verrückt geworden sind. Ein bischen sind wir's übrigens Zllle mit einander. Und wir gestehen's auch zu. Wir nennen's: „nervös sein". Das ist eben das schamhaft beschönigende Wort für die gelindeste Form des Wahnsinns.

Hallers. Ihr Nadicalismus hat etwas Beruhigendes . . .

Feldermann. Ich scherze nicht! Die Entvölkerung des flachen Landes und das unaufhaltsame Wachsen der Großstädte richten wahre Verheerungen an. In schreckenerregender Weise werden wir immer weiter von der Natur abgedrängt. Die Indianer hören noch heute auf unwahrscheinliche Entfernungen das leiseste Geräusch. Wer in: betäubenden Lärm unserer großstädtischen Cultur, in diesem Wagengerassel und Gebimmel, Gehämmer und Gestampfe der Maschinen, Gepuffe und Gerolle der Locomotiuen sich überhaupt vernehmlich machen will, muß schon auf die große Trommel und auf's Tamtam schlagen. Denken Sie an das Orchester von Gluck und Mozart und an das von Richard Wagner und Mascagni. Bei einer Beleuchtung, die unsere Großeltern glänzend fanden, können wir kaum noch lesen. Unserm verwöhnten Auge ist das elektrische Licht kaum hell genug. Dazu das übermäßig schnelle Tempo unseres ganzen Daseins. Die fieberhafte Hast. Täglich tausende und aber tausende von Depeschen, telephonische Unterhaltungen von Stadt zu Stadt — Alles mit Dampf, unter beständigem, Hochdruck von ungezählten Atmosphären. Eine ruhelose Jagd nach dem Erfolg, nach schnellen: Gewinn, die eine Aufregung von einer stärkeren Aufregung übertrumpft. Ist es da zu verwundern, daß unser Geschlecht nervös geworden ist? daß täglich neue Erscheinungen von Nervenkrankheiten hervortreten und die Aufmerksamkeit der Wissenschaft auf sich lenken?

Hallers cwchcl»«. Aha! Jetzt kommen wir zu den neuen Erscheinungen. Sie wissen, Professor, daß ich zu den verstocktesten Ungläubigen gehöre.

Feldermann. Dann haben Sie Unrecht. Das Wort „neue Erscheinungen" war übrigens nicht glücklich von nur gewählt. Auffälliger und

die Erscheinungen geworden, neu sind sie nicht. Schon im vorigen Jahrhundert, um nicht weiter zurückzugreifen, «lachte Mesmer mit seinein thierischen Magnetismus einen energischen Versuch, diesen Problemen auf den Leib zu rücken. Die ernste Wissenschaft hat den Schwindel verlacht. Jetzt lacht sie nicht mehr, seitdem sie in vorurtheilsfreiester Beobachtung festgestellt hat, daß gewisse Thatsachen auf dem Gebiete des Hvpnotismus, der Suggestion einfach unleugbar sind.

Hallers. Was wissen wir denn von diesen Thatsachen?

Feldermann. Freilich noch nicht viel, aber doch immerhin genug, um sie sehr ernst zu nehmen. Ich gestehe Ihnen, daß ich schon heute auf dem Standpunkte stehe, wissenschaftlich kaum noch irgend etwas als unmöglich zu bezeichnen. Als unbegreiflich — ja, als undenkbar — nein!

Arnoldy. Das ist mir lieb zu hören! Mit einein solchen unbegreiflichen, unheimlichen Fall beschäftige ich mich gerade. Da wollte ich mir eben von einem hervorragenden Nervenärzte Ruth holen. Wir Laien stehen da vor einem unlösbaren Näthsel.

Feldermann. Was ist's denn?

Arnoldy. Es ist traurig, unbegreiflich und lächerlich zugleich! Mein Client, ein höchster Staatsbeamter, ein würdiger, vornehmer Mann, der die Sechzig überschritten hat, wird beschuldigt, in nächtlichen Stunden wiederholt lappischen Unfug getrieben zu haben, wie man ihn allenfalls einem angezechten Studenten verzeihen könnte, der aber bei dein behaupteten Thäter geradezu undenkbar erscheint. Dieser hochangeseheue Mann soll — es wäre zum Lachen, wenn es nicht zu unheimlich wäre — an den Nachtklingeln der Aerzte gezerrt, Schilder vertauscht haben und dergleichen. Er erklärt nüt vollster Bestimmtheit, es könne nur eine unbegreifliche Verwechslung vorliegen, er wisse absolut nichts von den ihm zugeschriebenen dnmmen Streichen . . . und doch ist er es thatsächlich gewesen. Das ist erwiesen. Wie ist der Widerspruch zu lösen? Mit rechten Dingen kann es nicht zugegangen sein!

Feldermann. Allerdings sonderbar! Und Sie haben die volle Ueberzeugung, daß Ihr Herr Client sich dieser unsinnigen Handlungen nicht bewußt ist?

Arnoldy. Ich würde darauf die Hand in's Feuer legen. Ich kann mir das Unbegreifliche nicht anders erklären, als daß mein Client, ohne es zu wissen, bedenklich krank ist, daß er au momentaner Geistesabwesenheit leidet, daß dieser Zustand sich öfter bei ihm einstellt, und daß er im normalen Zustande an das, was er im krankhaft abnormen gethcm hat, nicht die geringste Erinnerung bewahrt. Es fragt sich eben nur, ob ein solcher Zustand möglich ist.

Hallers («»Meben). Nein!

Arnoldy. Auch ich habe die Frage verneint, als sie sich nur zuerst aufdrängte. Aber ... da ist mir jüngst dieses Buch ... (er sieht in nach dem Vuche um, erhebt sich, geht «bei die Lühne und nimmt ras Noch vom Schreibtisch« Haler«'» dieses Buch ist mir jüngst in die Hand gefallen: „Der Fall Allard" von Dick-Man . . . das hat mich stutzig gemacht. (Haller» >,nd Feldermann sind sitzen gebliebe!!, llinolby bleibt neben Haller« stehen und spricht da« Folgende lehr eindringlich, aber nicht laut, nicht schleppend, wenn auch mitunter etwa« zögernd, als suche er nach dem treffenden llusdiucl, al« festige sich der »edanle während de« Sprechen«,) Der unglückliche Allard, dessen Geschichte uns hier erzählt wird, begeht auch Handlungen, für die er nicht verantwortlick gemacht werden kann, denn er hat nicht das geringste Bewußtsein davon. Und znr Erklärung wird da eine Stelle aus einem ernst wissenschaftlichen Werke, aus Hippolnte Daines Studie über den Intellect, angeführt, die mich allerdings sehr nachdenklich gemacht hat. Taine giebt die Möglichkeit zu — mehr als das: er constatirt es als Dhntsache, daß in Folge besonderer Verhältnisse, in Folge einer schilleren Krankheit, der Ueberanstrengung, oder auch eines erblichen Defects . . . eine ganz eigenartige Störung eintreten könne, dergestalt, daß sich in einem Individuum ... ein Doppelwesen bilde, daß sich das Individuum . . . sozusagen spalte, und zwar so, daß Jedes für nch ein besonderes Dasein führe, ohne daß das eine vom anderen Kenntniß besitzt, daß in Wahrheit die Rechte nicht weiß, was die Linke thut . . .

Hallers. Das müssen Sie mir noch deutlicher machen! Ich verstehe Sie beim besten Willen nicht.

Arnoldy. Wenn Daine Reckt hat, so kann im Menschen ein Doppelmensck stecken, ein normaler und ein krankhafter. Beide haben nichts mit einander gemein als dieselbe menschliche Hülle, Beide fühlen und handeln in vollkommener Unabhängigkeit von einander; der eine weiß nichts vom andern. Es kann also der eine etwas begehen, für das der andere unmöglich zur Verantwortung gezogen werden kann, denn dieser andere hat von den Handlnngen jenes einen nicht das geringste Bewußtsein.

Hallers (lächelnd». Das Mthsel ist mir zu spitzig, antworte ich Ihnen mit Mnlen Hassan, ich null einen Gelehrten fragen.

Arnold«. Das ist in der That meine Absicht. Deshalb habe ich die Geschichte unserm Professor erzählt.

Hallers. Ist das Ihr (5rnst? Sic wollen doch nicht glauben machen, Sie können doch selbst nicht glauben. . .

Feldermann («infallend, langsam und bedeutungsvoll). Dieses Doppelwesen im Individuum, wie Sie es nennen, ist nicht blos wissenschaftlich zu construiren, es ist thatsächlich beobacktet worden.

Hallers (ungehalten, aber in maßvollem Ton«), Da hört doch Alles auf! (Arnold!, setzt sich auf seinen früheren Platz,)

Feldermann (ruhig), Ist beobachtet worden! Die Wissenschaft kennt zu Dutzenden diese merkwürdigen Fälle — die Fälle des sogenannten

^

„alternirenden Bewußtseins". Es kann gar nicht in Zweifel gezogen werden, daß es Individuen giebt, in denen sich unter besonderen Umständen das Bewußtsein sozusagen ausschaltet und ein anderes Bewußtsein dafür einschaltet. Wird dies zweite vom ersten wieder abgelöst, so ist für den Menschen die Erinnerungsbrücke vollkommen abgebrochen. Der Mensch hat keine Ahnnng von dem, was er unter der Herrschaft des anderen Bewußtseins gethan hat. Tritt die Störung dann wieder ein, so sind ihm zwar die Ereignisse während der vorigen Störung gegenwärtig, er weiß dagegen nichts mehr von dem, was er im normalen Znstande gethan hat, er kennt sich selbst nicht einmal, nicht seine nächsten Angehörigen . . .

Hallers. Aber, liebster Professors Sie machen mich wirklich ungeduldig! Ich bitte Sie um Alles in der Welt, wohin kommen mir, wenn solche spitzfindigen Hypothesen praktisch angewandt werden sollten! Wenn Jemand nicht geradezu verrückt ist, besitzt er meiner Ueberzeugung nach noch immer ein genügendes Maß von Selbstbestimmung, um für seine Handlungen und Unterlassungen nach den Forderungen des Gesetzes und im Sinne der Wissenschaft verantwortlich zu sein. Was? Irgend etwas Unerklärliches sollte bei mir einbrechen, um »nein Bewußtsein auszuschalten? Der Einbrecher sollte den guten Menschen in nur ohnmächtig machen und den schlechten Kerl, der vielleicht in nur steckt, zu Thaten befähigen, die mein besseres Ich nicht will? . . . Unsinn! Verzeihen Sie mir, Professor! Aber mit dem neuwissenschaftlichen Spuk wird jetzt auch soviel herumgeflunkert . . . jetzt wie früher. Früher hat die Wissenschaft ihren Segen zu den Herenverbrennungen gesprochen. Jetzt haben wir eine Philosophie der Mystik, eine vierte Dimension, und Gott weiß, was noch Alles! Ich bin ein Laie, aber mein gesunder Menschenverstand sagt mir: diese Spaltung oder Verdoppelung mit dein wechselnden Bewußtsein — ist eine Unmöglichkeit, ist Unsinn, ist Schwindel. Die Wissenschaft hat sich wieder einmal durch schlaue Simulanten foppen lassen. Das kommt doch vor?

Arnoldy. In dem Falle, der mir an: Herzen liegt, ist jedes Gaukelspiel ausgeschlossen. Professor, Sie sind mein Sachverständiger!

Hallers. Dann werde ich mir die Sache als Staatsanwalt ausbitten! Weiter fehlte nichts! Wohin gerathen wir? frage ich noch einmal! Alle Verbrecher werden unuerfolgbar! Schließen wir die Zuchthäuser und errichten wir dafür nur noch Irrenhäuser! Ich wüßte aber schon ein Mittel, um die beiden Hälften zu einer Einheit mit einheitlichem Bewußtsein zusammenzuflicken. Eine gehörige Tracht Schläge! Passen Sie auf, wie es den beiden Hälften zu einheitlichstem Bewußtsein kommt!

Arnoldy («chelnd). Prügel! Daran erkenne ich unfern „Iwan den Schrecklichen" . . . (Zu Fen>erm°nn,) Sie wissen doch, daß unsere Stammgäste vor den Assisen Hallers als dem schneidigsten und gefürchtetsten Staatsanwalt diesen Beinamen gegeben haben?

Feldermann. Ich würde ihn lieber den „ungläubigen Thomas" nennen.
Hallers. Und auch gegen diese Bezeichnung protestire ich nicht. Nein, liebster Professor, Ihr Doppel- oder Wechselbewußtsein mag ja sehr geistreich sein, aber ich glaube nun einmal nicht daran! Das Individuum ist eine Einheit. Und ich bleibe dabei, was ich in der Schule gelernt habe: einmal eins ist eins, und alle Fortschritte der Nissenschaft werden mich nicht davon überzeugen, daß einmal eins zwei ist.
Feldermanu (lächelnd). Jedenfalls werden wir heute Abend auf eine Einigung verzichten müssen. «5r ,«ht nach der uhr.) Es ist spät geworden . . . c«r nimmt seimn Hut.) Ich komme morgen im Laufe des Tages zu Ihnen. Ich will mir Ihre Gesichtsfarbe einmal beim Tageslicht ansehen. Das Lampenlicht täuscht . . .
Hallers. Ja, die Lampen brennen miserabel... und die Lichter auch.
Feldermann (bleibt stehen, tritt »n Hall«« heran und sieht ihn ernst NN. Pause). Ich komme morgen wieder. Einstweilen . . . machen Sie Feierabend'.
Zehnte Zcene.
Tic Vo»i«c». Agnes und Gmmh.
(In dem Augenblick, da FelKeinmnn sich »erllbschieden will, sind die Domen »o» rech!« aufgetreten, «lgne« trägt ihren Umhang ie»t über dem Arm.)
Agnes. Da Mahomet nicht zum Nerge kommt . . .
Feldermann (b<« lamm begrüßend). Ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie die Herren erwarteten. Wir haben nns hier festgeschwaht, Fräulein Agnes.
Agnes. Es ist vielleicht nicht höflich, aber es ist wahr: wir haben uns so gut unterhalten, daß wir die Herren gar nicht vermißt haben. Haben Sie Doctor Hallers scharf in's Gebet genommen? Nicht wahr, er arbeitet zuviel?
Feldermann. Viel zuviel!
Emmy. Siehst Du? Alle Welt sagt es Dir!
Agnes. Und nun: Feierabend! So sagten Sie ja wohl, Herr Professor, als wir eintraten? (Z>, HM««., Sie sollen uns wenigstens nicht den Vorwurf macheu dürfen, daß wir Sie zum Nachtwachen verleiten . . .
Elise (»°n li»c« hmien). Herr Polizeicommissar Weigert bittet, den Herrn Staatsanwalt sofort in einer dienstlichen Angelegenheit sprechen zu dürfen.
Hallers (lächelnd). Sie sehen, wie es um meinen Feierabend bestellt ist. (Zu Elisen.) Ich werde den Herrn Commissar sogleich rufen. (Elise »b.)
Feld er mann. Urlaub, lieber Freund! Sofortigen Urlaub! So darf's nicht weitergehen! . . . Gute Nacht!
Agnes. Und wenn Sie über sich Sphärenmusik hören, so soll das

Der Andere. 1,5?
heißen: Legen Sie die Feder bei Seite, schlagen Sie das Vuch zu und .. .
Gute Nacht!
Hallers. Gute Nllcht! (Hallet«, und l?m,ny begleiten die drei Abgehenden bi» zur Thür.)
Emmn. Fertige den Mann möglichst bald ab . . . und schlaf wohl!
Hallers. Gute Nacht, liebe Emmy! (ssmmy »b nach «aM.)
Elfte Scene.
hallers. Weigert.
Hallers (die Thür hinten linli öffnend, nach auszen sprechend». Darf ich bitten,
Herr Commissar!
Weigert (militärisch grüßend). Herr Staatsanwalt, ich habe die Ehre. . .
Hallers. Nun, was giebt's denn? Wieder ein Verbrechen?
Weigert. Nein, Herr Staatsanwalt. Einstweilen handelt es nch
mir um ein geplantes Verbrechen. Aber es ist Gefahr im Verzuge.
Halters. Nun also?
Weigert. Von einem wegen Brandstiftung bestraften Zuchthäusler,
der auch an Einbrüchen betheiligt gewesen ist, einem gewissen Albert
Schroettel, in der Verbrecherwelt unter dem Spitznamen „Feuerschröter"
bekannt, ist mir soeben die Mittheilung zugegangen (sich gewohnheitsmäßig um-
sehend, UNI sich zu überzeugen, daß er «on leinen! Unberufenen belauscht wird! et»»« leiser und langsamer
sehr deutlich), daß in der berüchtigten Spelunke „Zur lahmeu Ente" ein Ein-
bruch verabredet worden ist.
Hallers. Wo denn?
Weigert (nach cnrzer Pause). Bei Ihnen, Herr Staatsanwalt!
Hallers. Bei mir?
Weigert. Zu Befehl! Und zwar auf heute Nacht. Der sogenannte
Feuerschröter hat mir schon manche beachteuswerthe Nachricht gegeben.
Ich kann kaum annehmen, daß eine Mnstification der Behörde beabsichtigt
wird. Ich habe infolgedessen durch Eirculardepesche alle Polizeibureaus
benachrichtigt und angeordnet, daß die Lichtenstein-Allee und alle Wege
und Straßen der Nachbarschaft, ganz besonders aber Ihr Haus, in unauf-
fälliger Weise scharf bewacht werden.
Hallers (zustimmend nickend). Sind Ihnen die Einbrecher schon bekannt?
Weigert. Ich weiß bis jetzt nur, daß Karl Dickert, der „dicke
Karl" geheißen, mitbetheiligt ist — ein sehr gefährlicher Bursche, verwegen
nnd ein durchtriebener Fuchs dabei. Er zieht sich immer ans der Schlinge.
Diesmal wollen wir ihn auf frischer That abfassen. Wir wollen die Leute
ruhig in Ihr Haus eindringen lassen. Haben wir die Füchse im Bau,
dann sollen sie uns nicht entwischen. Dickert scheint übrigens diesmal nicht
der Hauptmacher zu sein. Der eigentliche Urheber ist ein Fremder —
wahrscheinlich ein Zugereister, der erst vor Kurzem entlassen worden ist.
Hallers. So so.

Weigert. Der Feuerschröter kennt ihn selbst nicht, wenigstens behauptet er's mir gegenüber. Sie nennen ihn den „Freiherrn" . . .
Hallers. Sieht er so vornehm aus?
Weigert. Das mag wohl auch sein. Er hat aber seinen Namen deshalb bekommen, weil er in der „Lahmen Ente" mit dem Gelde nur so um sich wirft und die ganze Gesellschaft freihält.
Hallers. Wer verkehrt denn da?
Weigert. Nur Verbrecher und bestrafte Frauenzimmer. Ich inöchte dein Herrn Staatsanwalt gehorsamst anheimgeben, für alle Fälle vielleicht den >Diener wachen zu lassen^ ihn jedoch zugleich anzuweisen, die Leute nicht durch vorzeitigen Lärm zu verscheuchen . . .
Halters. Ich werde selbst aufpassen. Ich habe meinen Diener heute fortgeschickt.
Weigert (mit »ewnung, langsam). So? Den Diener fortgeschickt? . . . Da wäre es doch nicht ausgeschlossen . . .
Hallers (einen Augenblick zweifeln«. Allerdings ... es wäre immerhin möglich ... (In llnderm Tone, bestimmt,, Nein! Das glaube ich auf keinen Fall! Nein, nein! Der ist es nicht . . . Aber . . . Schon .'gestern hat hier ein Strolch . . . Nun, wir werden ja sehen.
Weigert. Sehr wohl. Ich will mich jetzt sofort nach der „Lahmen Ente" begeben. Um diese Zeit treffe ich den Wirth wahrscheinlich noch allein. Vielleicht erfahre ich da noch etwas Genaueres. (Haller« ni« ,»stimmmend.) Herr Staatsanwalt, ich habe die Ehre . . . (Grüßt wieder militärisch »nb wendet si« zum Gehe».)
Hallers. Nochmals vielen Dank!
Weigert (stehen bleiben«. Der Oerr Staatsanwalt haben wohl die Freundlichkeit, alle Thüren nach der Straße und dein Garten verschließen zu lassen.
Hallers. Gewiß.
(Weigert nach abermaligem Gruße ab,)
Hallers (nachdem er die Klingel gedrückt hat), Ob ich Arnoldns benachrichtige? ... Es hat keinen Zweck. Ich würde sie nur beunruhigen.

Zwölfte Zcene.

HllllcrS. Elise u°n links hinten.
Hallers. Haben Sie die Hausthür zugeschlossen.
Elise. Jawohl, Herr Staatsanwalt, eben.
Hallers. Und die Thür zum Hausflur?
Elise. Auch ... und die Corridortliür auch.
Hallers. Gut. Dann lassen Sie die Nolljalousie an der Gartenthür herab . . . Die Gartenthür ist doch immer geschlossen?

Elise. Jawohl, Herr Staatsanwalt. (Gehl n»« «nM hinten und läßt die Rollialouste herunter,)
Hallers. Sie schlafen neben dein Schlafzimmer meiner Schwester?
Elise. Jawohl, Herr Staatsanwalt. (Sie ist »och hin,«« beschäftigt,)
Hallers. Meine Schwester ist, wie Sie wohl schon bemerkt haben werden, ein bischen ängstlich.
Elise. Ach ja, sehr ängstlich. Das gnädige Fräulein will durchaus, daß wir uns einen großen Hund anschaffen. Es treibt sich auch viel Gesindel hier herum.
Hallers. Also hören Sie! ... Es ist möglich, daß wir diese Nacht durch Lärm gestört werden . . . Man will . . . man will mir einen Possen spielen ... Es ist ein dummer Spaß, der nichts zu bedeuten hat. Sie brauchen sich also nicht zu ängstigen. Sollte meine Schwester durch den Sccmdal geweckt werden, so sagen Sie ihr: es wäre nichts, ich hätte Sie im Voraus darauf aufmerksam gemacht, sie solle sich in keiner Weise be-. unruhigen . . . hören Sie?
Elise. Ja, wenn's nur etwas nützt . . .
Hallers. Sie werden vielleicht wohl thun, sich einstweilen nicht zu entkleiden.
Elise. Ich lege mich so aufs Nett.
Hallers. Stellen Sie den einen Leuchter hier her ... ich will noch lesen. (Vr «eist auf den „rohen Arbeitstisch linl»,) Die Lampe auf Herrn Kleinchens Tisch und die Lichter auf dem andern Leuchter können Sie löschen. (Während Elise die ihr gegebenen Weisungen ausführt,) THUN Sie Ihr Mögliches, um meine Schwester zu beruhigen . . .
Elise. Es wird seine Schwierigkeiten haben, Herr Staatsanwalt!
Hallers. Und suchen Sie einstweilen gut zu schlafen.
Elise. Daraus wird heute wohl nicht viel werden. (Sie hat inzwischen den einen Armleuchter mit brennenden «erzen uns den Schreibtisch neben die Lampe gestellt, die Lampe auf Kleinchen« lisch gelöscht und den anderen Armleuchter vom Kamin genommen,) Glitt Nacht, Herr Staatsanwalt.
Hallers. Oute Nacht. (Elise geht durch die Thür recht» vorn ab und nimmt den Armleuchter mit hinan». Die Bühne wird laum merllich dunller. Sie bleibt in der Beleuchtung durch die beiden Lampen und die Kerzen aus dem Armleuchter noch hell,)

Dreizehnte Zcene.

Hallerö allein.

(!Zr setzt sich an den Schreibtisch, nimmt da» — gebundene — Buch, da» Arnold«, gebracht und dorthin gelegt hatte, schlägt die von Arnoliy marlirte Stelle auf und liest langsam,) „Hier ist also llllßer Frage eine Verdoppelung des Ich festgestellt, das gleichzeitige Vorhandensein zweier parallel laufender und von einander unabhängiger Ideen — mit anderen Worten: hier stehen sich zwei Persönlichkeiten in ein und demselben Gehirn einander gegenüber, von denen eine jede für sich ihr eigenes ge-

sondertes Werk verrichtet — die eine auf der Vühne, die andere hinter der Coulisse . . ." (Im obem Stock Elavierspiel, Ganz leise und gtdlnwft, Veeihovcn« Oi« moi!- (Mondschein«) Sonate, Haller« Gesicht nimmt einen luhigen friedlichen Ausdruck an. Dankbar den Blick noch oben lichtend.) Ah! Meine Tphäreninusit . . . Sie hält I^crt. . . die liebe Agnes! Ja . . . liebe Agnes! Du mahnst zur Ruhe . . Ich will auch folgsam sein . . . Gute Nacht! (El lehnt sich °n den Rücke» de« Schreibstuhi«. da« Vuch in bei Hand.) Gleich . . . (Einschlummernd,) Nur noch . . . einen Augenblick . . . liebe . . . liebe . . . Agnes. (El schläft mit dem «««druck der Zufriedenheit lächelnd ein. Nach kurzer Zeit wird der Au«diuck seine« Gesicht?« ernst, finster, e« veizeilt sich, al« ob er Schmelzen zu ertragen hätte. Er wendet sich ouf dem Stuhle hin und her, mit geschlossenen Äugen. Er wird unruhig, Da« sslauierspiel wird oben sortgeietzt. Hall»« macht eine stärkere ungehaltene Bewegung. Dabei läszt er di« Buch fallen. Beim «Geräusch de« auffchlagende» Buch!« zuckt er zusammen, reißt die Auge» auf, starrt eine» Augenblick auödruck«lo« in die Leere und blickt dann unwillig, >» zornig nach oben. Er erhebt sich mühsam, löscht die Lampe und Nerzen auf dem Leuchter, bi« auf eine, die brennen bleibt. Di: Niihn« wird nun sehr merklich dunller. Mi! schweren schritten tritt el an den lisch «cht«, aus dem noch die Lampe brennt, Er gleist in die Hosentasche, überzeugt sich, »atz er baarc« Geld hat, und lützt d,e 2ilb:r- und Goldmünzen wieder in die Tasche gleiten, Er legt sein Portefeuille, d>« er au« dei Seltentaschc nimmt, ans den Tisch neben die Lampe, ebenso seine llhr, Einen «iiihenden Blick nach oben werfend.) 3>erwünschtes Gckliinver! (Er loscht die Lampe. Tie Vülme, die ittz! nur durch da« eine Licht beleuchtet ist, ist nun fast sinster. Da« Glüh?» de« Kaminfeuerl wirlt intensioer röthlich, El schleppt sich, nachdem el einen Augenblick vol dem Kamin stehe» geblieben ist und !n die Gluth, die Ihn beleuchtet, gestallt hat, nach dem Wandschrank, öffnet die Thiil mit de,» Schlüssel und nimm! Kleinchen« Rock und einen welchen Filzhut mit breiter Krampe, den er aufsliilpti er schlingt ein bunte« Tuch um den Hal« und schlägt den Kragen auf. Den Rock «leinchen« behält er in der Hand und schleift ihn hinter sich her, Ei zieht den Schlüssel p»n dei Thiil nach dem Galten ab und steckt ihn zu sich, Alldann nimmt ei da« einzige noch blcnnende Licht, laueit vol der Bibliothek nieder, nimmt au« dem Versteck Uhl un) Kette, die el uutei dem Licht« betrachtet, trägt den Leuchter wieder auf de» Platz, von dem er ihn genommen hatte, betrachtet »och einmal unter dem Lichte Uhr und Nette und steckt die Gegenstände zu sich. Hierauf wendet er sich, immer den Rock hintei sich heischleifend, nach del Ihür linl«. Währenddem fällt der Volhaug, All diefe zuletzt geschilderten Voigänge spielen sich fast im Dunkel» ab, Elavielspiel bi« zu,» Anschlich,)

Zweiter Aufzug.

Ter Kell« „s»r lal,mc» <f»tc".

Kleine Bühne, Eine velliiucheite enge Ep.'Iunkc, Im Hintciglunde ungefähl in dei Mitte, etwa« nach link«, die in die Bühne gebaute Treppe, die uon del Stlotze in da« Kcllellocol heiadfiihlt, Oben del Eingang, von dem nur der untere Theil der Thür zn sehen lst. Daneben, ganz nach link«, da« Fenster nach der Strasze, durch ein herabgelassene« Roulean geschlossen. Auch uon diesem steht man nur den unleren Thcil, Recht« hinten, neben der Treppe, der Schenktisch, auf deni kalte Speisen ?c, stehen — ein angeschnitten«! Schinken, Würste, «äse ic. Dahinter am Hintergründe ein blettelnel Ständel mit verschiedenen Schnop«-flaschen in deutlichen Auischriiteni Nordhänser, »ümmcl. An!», Kirsch «. Auf dem Gistell unten, auf der »öl,e di« Schenltifchc«, stehen Seidel, Weiüdier- und Schnapigläsel, Da« Vierfotz, »u» dem geschenkt wird, steh! nnter dem Schcnllifch, nicht sichtbar für da« Publicum, Zwischen Schenktisch und dlm Wmidslünder steht ein S,uhl fiir de» Nirlh. A» den Wänden Plakate von Auiwanbeiung»gesell«

schaften: „Schnellster und billigste! Weg »ach Amerika" ic, Pllpptafeln mit Reclome» füi Gesundheit«-schnupfe, Kräuterllqueure ic. Recht« vorn, nicht weit von, Schenktisch entfernt, ei» glotz« runder lisch. Auf dem Tisch eine Papptafel: „Bestellt!" Ans der linken Seite zwei kleine «icl«ck,ge Tische mit l« zwei bi« drei Stühle», Oben am »Eingang eine feueirothe Laterne, deren Licht fowohl auf die StiaKe, wie i,,'« Locol fällt, lieber dem Schenktisch eine «laöflamme mit rothein Glasschirm, Auf dem voldtlen Tisch linl« «ine kleine Petroliumlompe mit rothem Popierschirm. Da« niedrige, enge Locol Ist in nicht übel« llebenei Helle intensiv löthlich beleuchtet, Rechi« hinten, zwischen Schenktisch und Släi>d:r, fiibi» «ine kleine Ihül In «Inen Nebenraum,

Erste Zcene.

Der Wirth, ein dicker schwammiaer Mann in der Mitte der Fünfzig, lahm, ein Läppchen auf dem Kopf, mit arünem Aiiaenschum, in Hemdärmeln, sitzt auf dem Stuhl hinter dem Schenktisch und liest die Gericht?°Z'itnna. Gleich darauf WcigcN. An die Scheibe der Einaangsthür oben wird rhythmisch geklopft.

Der Wirth (»»Micken«. Nanu! Es ist doch noch nicht elf . . . Doch, es fehlen nur ein paar Minuten. (El zieht eine Schnur, die sich »m Schenltisch befindet. Nie Thiir übe» springt auf.)

(Weigert tritt obm ein. Man sieht bei ihm, wie bei den später Eintretenden, zuerst nur den unteren Theil de« Körper»!. Al« er beim Herabsteige» auf die zweite Stufe d-r N.'llertreppe tritt, ertönt eine Klingel.)

Der Wirth Idel sich um den Eintretenden b!«her nickt bekümmert und sein« Zeitung weite r gelesen hatte, wird nun plötzlich aufmerksam und fährt auf». Kein StllMMssllst! (l5i humpelt hinter dem Tisch hervor, erblickt Weigert und begrüßt ihn ehrerbietig., Ah, Herr EoMNlifsar!

Weigert. Immer noch die alten Witze mit der Signalklingel unter der Treppe? Schaffen Sie das dumme Ding bei Seite, fönst lasse ich es durch nieine Leute wegnehmen! Verstanden, alter Freund?

Der Wirth. Es ist ja wirklich nur ein Scherz, Herr Commifsar! Es nützt zu nichts! Ausreißen kann doch Keiner, ob's klingelt oder nicht. Aber Sie kennen ja die Leute. Sie bleiben am liebsten unter sich und wollen wissen, ob ein Bekannter kommt oder ein Fremder. Sonst hat's keinen Zweck . . . Was verschafft »nr denn übrigens die Ehre?

Weigert. Das will ich Ihnen gleich sagen. Inzwischen können Sie mir eine Grätzer einschenken.

Der Wirth. Gewiß, Herr Commissar! c?r begebt sich nach hinten, öffnet die Flasche und fiillt da« Gla»,)

Weigert (tritt währenddem °n den Schenktisch und sagt). Wir Neide brauche» uns nichts vorzumachen, das wissen Sie doch, alter Freund! Also machen Sie keine Sprünge! <Le>s« und scharf,) Ich weiß ganz genau, wo ein Theil der Waaren vom letzten Einbruch in der Königgratzerstraße verschärft ist.

Der Wirth. Sie glauben doch nicht etwa . . .

Weigert. Ich glaube nicht, ich weiß es! Wenn ich losgehe, wird Ihnen morgen hier die Bude zugesperrt, Sie verlieren die Eoncession, und ich lasse Sie wegen Hehlerei ans der Stelle einkapseln .. . hier vom Flecke weg . . . und ohne viel Zeit zu verlieren, noch heute Abend!

Der Wirth. Aber Herr Eommissar, Sie werden einen alten Mann mit grauen Haaren doch nicht unglücklich machen wollen? Der Schuft, der Feuerschröter, will sich blos lieb Kind bei Ihnen machen . . .

Weigert. Vom Feuerschröter ist hier nicht die Rede . . .

Der Wirth. Es kann kein Anderer gewesen sein. Und der Lump hat gelogen! Sie wissen doch, daß ich immer gern . . .

Weigert. Lassen wir alle überflüssigen Redensarten! Ich habe Ihnen gesagt: ich kann Sie jeden Augenblick greifen uud einfperren, wenn ich losgehe. Aber (Mer, schmunzeln« man braucht ja nicht gleich loszugehen.

Der Wirth (llufnihmend). Ah! . . . Unser guter Commissar Weigert weiß ...
Weigert. Man kann manchmal ein Auge zudrücken. Und wenn Jemand gute Dienste leistet, kann er sich die Concession schon erhalten . . .
Der Wirth. Daß Sie sich jederzeit auf mich verlassen können . . .
Weigert (in einem anderen Tone, 8«ichäft5mzhig). Ich habe erfahren, daß hier in den letzten Tagen mehrfach ein Individuum verkehrt, hinter dem wir einen gefährlichen Verbrecher vermuthen.
Der Wirth. Weiß schon. Sie meinen den Freiherrn. Ja, der kommt seit ein paar Tagen. Schade, wenn Sie mir den weggreifen. Er ist mein bester Kunde.
Weigert. Also hat er Geld?
Der Wirth. Heidenmäßig.
Weigert. Woher kommt er denn?
Der Wirth. Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen. Kein Mensch kennt ihn. So vor'n Tagener fünfe, sechse ist er zum ersten Mal hier gewesen. Er war ein bischen im Dusel. Es scheint hier überhaupt mit ihm hier (nuf die Mien deutend) nicht recht zu stimmen. Er machte sich gleich mit Allen bekannt und ließ eine Lage nach der anderen auffahren. Die Brüder hielten ihn zuerst für einen Vigilnnten. Zlber daran scheint nichts zu sein.
Weigert. Also haben die Anderen Vertrauen zu ihm gefaßt?
Der Wirth. Ja, bis auf den Leiteronkel, der ihn» noch immer nicht recht traut.
Weigert. Der Leiteronkel? Das ist doch der Fingering? Ist denn der schon wieder auf freiem Fuße? Ich dachte, er hätte seine drei Jahre noch nicht abgebrummt.
Der Wirth. Ach, schon seit einem halben Jahre!
Weigert. Nun also ... Es ist etwas im Gange! Ich weiß esl Haben Sie Kenntniß davon? . . . Aber machen Sie keine Sperenzien!
Der Wirth. Ich habe wohl so etwas gehört . . . von einem Geschäfte, das der Fremde mit dem dicken Karl vorhätte . . . aber Näheres weiß ich nicht . . . wahrhaftig nicht. Der Feuerschröter war auch bei . . . Von dem konnten Sie gewiß mehr erfahren . . .
Weigert. Verpfeift denn der Feuerschrüter?
Der Wirth (puM lächeln«. Na, Herr Commifsar, das werden Sie wohl selbst am besten wissen.
Weigert. Nein . . . aber ich werde mich nun an den Kerl heranmachen . .. Es kommt mir also darauf an, vor allen Dingen den Fremden, den Freiherrn, zu obseruiren. Sie müssen mich irgendwo unterbringen, wo ich Alles hören und sehen kann und nicht gesehen werde.
Der Wirth. Ja, aber wo denn? . . . Ueberzeugen Sie sich doch selbst! . . . Sie müßten denn hier unter den Schenktisch kriechen, neben das Nierfaß. Da können Sie aber nichts sehen.

Weigert. Aber ich höre doch?
Der Wirth. Das schon.
Weigert. Na, wenn Sie keinen besseren Platz haben, bleibt mir ja
nichts Anderes übrig.
(Von außen wird an die Glaithür rWhmisch gellopft,)
Der Wirth. Da kommen Freunde. Also, wenn Sie wollen, treten
Sie näher! (Weigert kriecht unter den Schenktisch. Der Wirth nimmt da« Glllj und die
Flasche vom Tisch und reicht sie Weigert, der sich schon unter dem Schenltisch befindet) Ihs Vier,
.Herr Eommissllr! (Dann zieht er die Lchnur, Die Thiir oben springt auf,)
Zweite Zcene.
Die Vorige». Dickert, Schroettel und Fingering.
<2Ie üdeischreilen die zweit« Stufe, ohne sie zu beiichren. E« klingelt lllso auch nicht. Sie legen ihre
ssachenez »d — Neberröcke tragen sie nicht — lnöpfen ihre Röcke auf und nehmen an dem runden
Tisch
recht« Pia».)
Die Drei, 'n Abend!
Der Wirth. 'n Abend!
Schroettel. Eine Weiße und drei Strippen! . . . Sie können mir
gleich eine Schinkenstulle mitbringen . . . Euch wohl auch?
Dickert. Meinethalben. Der Feuerschrüter macht sich üppig! Er
weiß, daß der Freiherr Alles zahlt.
Fingering. Wenn er kommt! Aber . . . wird er kommen?
Schroettel. Natürlich. Er muß ja kommen! Heute ist doch die
Sache fällig.
Fingering. Na na! Ich sage Euch: nehmt Euch vor dem Kerl in
Acht. Ich traue ihm nicht über den Weg!
Schroettel. Du natürlich! Du witterst immer Unrath . . .
Fingerina. Man macht allerhand Erfahrungen ... Ich würde mich
mit dem Fremden nicht in ein Geschäft einlassen, das weiß ich.
Schroettel. Lächerlich! Du siehst überall Gespenster.
Fingering. Und mit Dir auch nicht, alter Junge! Wenn Du es
denn wissen willst.
Schroettel (laut,««««»). Was soll das heißen? Was soll das heißen?
<!5i geht aus Fingering los, al« wolle er mit Ihm hllndgemci» «erden,)
Wickert (dazwischentretend). Sachte, Kinder! Nur nicht ungemüthlich werden!
Schroettel. Ich bin gemüthlich . . . aber mit dem Wilhelm . . .
Fingering. Na, ich weiß, was ich sage! . . . Was hattest Du denn
heute Abend so gegen neun an: Aleranderplatz zu thun — heh?
Schroettel (»erlegen). Am Aleranderplatz?
Fingering. Alter Junge, ich habe Dich ja gesehen! Gesehen, wie
wie Du mit Weigerten in den Bienenkorb gegangen bist . . .
Dickert. Mit Weigerten? Mit dem verwünschten Greifer? (Zu Schroettel.)
Höre, mein Sohn, ich bin gemüthlich. Aber wenn Du uns bei Weigerten

verpfeifst, dann kannst Du Deine Knochen numeriren! Dann besorge ich's Dir, mein Sohn!

Schro eitel. Was das wieder für Blech ist! Ja, ich habe mit Weigerten gesprochen!

Fingering. Aha!

Schroettel. Aber ich habe ihn angelogen, habe ihn nach dein Gesundbrunnen geschickt, damit wir im Thiergarten ungestört sind. Das habe ich gethan, wenn Du es denn durchaus wissen willst!

Fingering. Na, wir werden ja sehen! — Karl, ich sage Dir, nimm Dich vor den falschen Vrüdern in Acht! Du bist eiu anständiger Mensch und glaubst nicht, wieviel Lumpen herumlaufen. Ich sage und bleibe dabei: mit dein Freiherrn stimmt's nicht! Es stimmt nicht!

Echroettel. Wer auf Dich hört, läßt sich natürlich jedes gute Geschäft durch die Nase gehen.

Dickert. Lange gehört er noch nicht zur Zunft. Das hat seine Nichtigkeit! Wißt Ihr, wofür ich ihn halte? Für einen Kassendieb.

Fingering. Sieh Dir blos die Hände an, die Wäsche, das Schuhwerk! Wer sich solche Stiefel kaufen kann, braucht nicht so einen schofeln Nock zu tragen. Er macht sick ruppig! Es ist die reine Maskerade.

Dickert. Heute wird sick's ja zeigen. Wenn er ein ernstes Geschäft ausbaldowert hat und mitmacht, dann pfeife ich was auf feine neuen Stiefel und weißen Hände. Meint er aber, daß er uns so ohne Weiteres 'reinlegen kann, dann soll er schon merken, mit wem er zu thun hat.

Fingering. Merken . . . merkst Du denn nicht, daß er Komödie spielt? Wenn er sich hierhersetzt und so vor sich hingloht und Unsinn schwatzt . . . und nichts trinkt . . . Der reine Schwindel, sage ich Dir!

Schroettel. Er trinkt nichts, weil er schon vorher zuviel getrunken hat. Ich habe ihn noch nicht nüchtern gesehen!

Dickert. Wenn er nickt bekneipt ist, dann ist er verrückt.

Fingering. Oder er macht den wilden Mann. Und das glaube ick.

Schroettel. Du natürlich!

Dritte Sccne.

Vie Vorigen. Amalie und Lstte.

<M hat Wiedll rhythmisch «cltopft. Dir Wirth hat die Mir duich den Zu« »n bei Schnur geöffnet, Die Mibchen treten ein, ohne die zweite Ltufe zu berlihren, und ohne da» e» llingelt,)

Dickert. Da kommen ja schon die Mädel aus der blauen Traube, Lotte und die rothe Male!

Lotte. Guten Abend, die Herren!

Die Drei. Guten Abend!

Dickert. Sclwn Feierabend?

Lotte. Schon? Wir haben den ganzen Tag Feierabend gehabt . .
Keine drei Mark Losung.
Amalie. Ich hab's wirklich auf eine ganze Mark Trinkgeld gebracht»
Man lauft sich mehr an den Schuhen ab.
D ick ert. Weshalb seid Ihr auch Kellnerinnen geworden? Die Primadonnen verdienen mehr. Na, setzt Euch, Kinderchen!
Schroettel. Wollt Ihr was trinken?
Dickert. Der Feuerschröter ist verflixt nobel . . . wenn's nichts kostet.
Lotte (zum Wirth), Mir ein Nordlicht.
Amalie. Mir eine Brauselimonade. (2«r Wirth, der bei jeder »«stellun« »ie au» dem Schlafe auffährt, bringt das Verlangte, setzt sich dann wieder auf seinen Stuhl und stellt sich schlafend,)
Dickert. Und weil wir gerade so gemüthlich zusammen sind .... Male, was hältst Du von ihm? Von dem ... Du weißt schon! Als er zum ersten Mal herkam — es war ja wohl am vorigen Donnerstag? — und sich da drüben an den kleinen Tisch setzte, da fuhrst Du leise zusammen und riefst mir leise zu: „Kinder! Vorsicht! Lampen! Den kenne ich!" Du kennst ihn! Also heraus mit der Sprache!
Amalie. Ich habe mich geirrt. Ich kenne ihn nicht. Ich dachte, es wäre ein Anderer . . .
Dickert. Ich ehre Deine Discretion, rothe Male! Du bist ein gutes Mädel! Aber unter guten Frennden . . .
Lotte. Hah, wenn Ihr glaubt, baß Ihr bei der die Flöte anlegen könnt, dann kommt Ihr bei Malen schön an! Die hält dicht! Die weiß vom lichten Tage nichts, wenn sie nichts wissen will. Und nun bei dem erst! Wißt Ihr denn das Neueste, Kinder? Die rothe Male ist in den Freiherrn verschossen . . .
Amalie. Schwatz doch nicht so dummes Zeug! Ich kenne den Herrn gar nicht.
Lotte. Verschossen bis über die Ohren! Uebrigens . . . Alles, was recht ist, er benimmt sich Malen gegenüber auch äußerst honorig . . .
Dickert. Er spricht doch immerzu mit Dir und erzählt Dir allerhand. Was denkst Du denn eigentlich von ihm, Male?
Amalie. Ich kann mir auch keinen Vers drauf «lachen. Am Ende ... am Ende ist's ein Zeitungsschreiber, der hier Studien macht.
Schroettel. Unsinn! Dafür giebt er zuviel Geld aus!
«Oden «ird hestig an die Scheide geklopft. Nicht rhythmisch. Der Wirth fährt auf und zieht die Schnur,)
Schroettel. Da kommt er. (Zu Fmgering,) Na, Wilhelm, was sagst Du nun?
Fingering. Abwarten!

Vierte Scene.

Die Vorigen. HallcrS.

(Hlllller« in dem Zustünde, in dem «l seine Wohnung verlassen halte. In Kleinchen« Rock. lZr froste:!. Langsam, mit schweren Schlitten steigt er die Ftnfen hinab, <5» klingelt, als «i den Fuß auf die zweit« Stufe setzt. Mit stiengem, finsterm Aufdruck tritt ei an den kleinen Tisch dorn link« heran. Vr behäli den Hut auf dem Kopfe. Der Wirth tritt hinler dem Schenlilsch hervor. Die Anderen haben sich zur 8,-grühung erHoden,)

Die am Stammtisch. Guten Abend! (Hauer» erwidert den Grus, nicht und setzt sich an Ken elcinen Tisch,)

Der Wirth. Womit könnte ich dienen?

Hallers. Was Sie wollen ... für mich .. . und für die Anderen .. . ich zahle . . .

Die am Stammtisch. Danke schön ... danke vielmals... (Sietreten an de» Schenktisch und wühlen da verschiedene Speisen und Getränke, d!e fie zumTheil stehend, zum Theil am Stammtisch wieder Platz nehmend, während de« Folgenden verzehren. Während de« Zwiegespräch» zwischen Haller« und Amalie» unterhalten sich die drei Männer mit Lharlotten und beschäftigen sich, trinken, spielen Karten oder dergl. so, daß die Gruppe am Stammtisch nicht leblo» steif wirkt. Aber bei allen Vorgängen an. Stamm» tisch ist die äußerste Diilcretion zu beobachten. Alle» Auffällige ist streng zu vermeiden, damit die Aufmerksamkeit der Zuschauer leinen Augendlick von der Hauptgruppe: boller«-Amal>e, abgelenkt wird.»

Hallers (der den Uedrigen den Rücken gewandt hatte, sich umsehend). Amalie!

Amalie (nähertretend). Was 'gefällig?

Hallers (immer düster und schwer). Setz Dich zu mir! ((fr greift in die Tasche, holt Uhr und Kette hervor und will sie ihr verstohlen zustecken, Geheimnisvoll,) Das habe ich für Dich geholt!

Amalie (sehr betroffen,. Was denn? Das da . . . für mich?

Hallers. Nimm's und zeig's keinem Menschen!

Amalie. Um Gottes willen!

Hallers (finster), Nimm's!

Amalie. Nein! Wo haben Sie's denn her?

Hallers. Genug, daß ich's habe! . . .

Amalie. Du mein Himmel! (Ne uhr genau betrachtend.) Ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll. Machen Sie denn wirklich so was? Oder haben Sie sich die Uhr nur geliehen . . . wollen Sie sie mir nur zustecken, daß sie nachher bei mir gefunden wird . . . weswegen suchen Sie mick gerade dazu aus? (Traurig, mit Mühe ihre Thlänen beherrschend.) Ich habe Ihnen doch weiß Gott nichts zu Leide gethan.

Hallers. Wie kannst Du so etwas von mir denken. Du armes Kind! Nein, ich will Dir kein Leid anthun! Du bist viel zu gut für diese Gesellschaft . . .

Amalie. Wenn Sie das meinen, weswegen geben Sie nur denn so etwas?

Hallers. Weil Du ein braves Mädchen bist . . . um Dir eine Freude zu machen . . .

Amalie. Das macht mir aber keine Freude! Ich mag's nickt. (Sie schielt e« Holler« ,i,,!

Der Andere. ^6?
Hüllers (ml» blitzendem Auge, dumpf», NiüNN's!
Am alle (energisch). Nein! ... Ich weiß, wo es herkommt!
Hallers (betroffen,. Du weißt! . . .
Amalie, Wo es herkommt! Ach was, ich will nicht länger Versteck mit Ihnen spielen! (Leise, langsam.. Ich kenne Sie sehr gut. Ich habe Sie gleich erkannt, als Sie das erste Mal herkamen. Heinahe hätte ich mich verschnappt.
Hallers (fast verwirrt, in MKem erstaunen.) Als ich das erste Mal her-kam . . . Wann war denn das?
Amalie. Wann? . . . Nun ... vor fünf Tagen.
Hallers. Vor fünf Tagen! Ganz recht! . . . Und Du weißt, wer ich bin?
Amalie (gutnmtiM, Aber von mir erfährt's kein Mensch.
Hallers. Wer ich bin?! (Innig.) Du weißt es! Dann sage mir's, ich beschwüre Dich! Ich weiß es nicht. Wahrhaftig nicht! . . . (Pause,) Wie alt bin ich, Amalie?
Amalie. Eine sonderbare Frage! ... Ich denke, so an die Vierzig — ein bischen mehr oder ein bischen weniger.
Hallers. Du irrst! . . . (Langsam, sehr ernst., Ich bin fünf Tage alt!
Amalie (ängstlich,. Sie scherzen gewiß! Aber ich kann über so etwas nicht lachen.
Hallers. Ach, ich habe keine Lust, zu scherzen, Kind ... Ich muß wohl sehr, sehr krank gewesen sein! Ich weiß nicht, woher ich komme. Ich weiß nicht, wohin ich gehe. Ich stehe allein da . . . Ich bin auf einmal da . . . seit fünf Tagen . . . Ganz recht! Nicht früher. Und Du willst mich kennen? Dann sage mir: wer bin ich?
Amalie. Sie sehen so traurig aus, daß Sie mir leid thnn. Und es klingt gar nicht so, als ob Sie spaßen wollten. Dann will ich Sie selbst auf die Spur bringen. Ich habe in der Lichtenstein-Allee gedient. Sie kennen doch die Lichtenstein-Allee?
Hallers (düster,. Sehr gut. Da war ich noch heute Abend. Da habe ich heute Nacht noch zu thun.
Amalie. Die einsame Villa. . .
Hallers. Jawohl, die einsame Villa! Wer hat Dir das gesagt?
Amalie. Ich war Kammerjungfer bei Fräulein Arnold«. Sie kennen doch Fräulein Arnoldy?
Hallers. Arnoldy? Nein! Den Namen habe ich nie gehört. Aber nur weiter, weiter!
Amalie. Sie kennen sie sehr gut! Fräulein Arnoldy hat mich weg-geschickt, weil sie glaubte, ich hätte sie bestehlen wollen — ich hab's, weiß Gott, nicht gewollt nnd nicht gethan! . . . Aber nun werden Sie mir doch

glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich weiß, wem die Uhr gehört, und
daß ich weiß, wer Sie sind!
Hllllels (hat den Hut abgesetzt, sich die Haare zerwühlt, die Hand an die Nim gebrückt »nb>
sieht Amalien mit halbgeöffnetem Munde an. Leise). Du sagst lauter Sachen, die ich
nicht verstehe. Und Alles, was Du sagst, ist furchtbar unheimlich! Wer
soll ich sein? Laß mich nicht rathen, was ich nicht erratheu kann! Ant-
worte nur: wer soll ich sein?
Amalie (beugt sich vor und flüstert ihm leise in'« Ohr, aber deutlich hörbar für'« Publicum)
Der Herr Staatsanwalt Doctor Hallers.
Lotte (am Stammtisch ,u der dortigen Gesellschaft). Jetzt wird sie zärtlich. Lange
genug hat's gedauert.
Dickert. Ja, mein Kind, von der kannst Du lernen, wie man sich
zu benehmen hat. (Sie treten an den Schenktisch »nd unterhalten sich da wieder leise,)
Hallers (mechanisch wiederholend). Der Herr Staatsanwalt Doctor Hallers.
Ganz recht! Den Namen habe ich ans dem Schilde gelesen. Aber ich
kenne ihn nicht.
Amalie. Sie sagen das so ernsthaft, daß ich gar nicht weiß, was
ich davon denken soll. Sind Sie's wahrhaftig nicht?
Hllllers (traurig lächelnd). Der Staatsanwalt?
Amalie. Doctor Hallers!
Hallers. Wahrhaftig nicht! Hier meine Hand!
Amalie (die dargeboten« Hand zögernd und scheu ergreifend). Dann ist's ein
Zwillingsbruder von Ihnen!... So eine Aehnlichkeit!
Hallers (grübelnd, wiederholend). Der Herr Staatsanwalt Doctor Hallers!
Amalie. Also Sie sind's nicht? . . . Manchmal bin ich auch schon
irre geworden. Sie sprechen anders. Ich dachte, Sie verstellten sich.
Und Sie sehen auch anders aus ... in der Kleidung, meine ich... ich
dachte, Sie hätten sich verkleidet . . .
Hallers. Rein, Kind! Znm Mummenschanz habe ich keine Zeit.
(Lei,«,) Ich bin ... der ich bin.
Amalie. Was haben Sie da für einen Rock an! Und heute ganz
zerrissen! So können Sie sich gar nicht auf der Straße sehen lassen. . .
Warten Sie, ich habe in meinem Täschchen Nadel und Zwirn. Ich hefte
es Ihnen zu, daß es wenigstens ein bischen ordentlicher aussieht. (L« tritt
an den Stammtisch, auf dem sie ihr Täschchen hatte liegen lassen,)
Lotte (zu Amalien). Ihr habt Euch heute ja furchtbar viel zu erzählen.
Schroettel. Mach's nicht zu lange. Wir müssen mit dem Freiherrn
noch ein Geschäft besprechen.
»Amalie ist an da« Tischchen linl« zurückgekehrt und hat Ihr Täschchen geleert. Allerhand Gegenstände
sind darin, ein kleine« Nadelbüch mit Zwirn, eine Tcheere, Handschuhe, Taschentuch, eine
Photographie.
Sie kniet neben Ihm nieder und näht da» Loch am Vllmbogen oberflächlich zu. Di» rothe Licht dir Lampe
fällt nun voll auf sie. Holler« betrachtet sie mit gespanntes«« Aufmerksamkeit,)
Dickert. Die rothe Male wird schon häuslich. Jetzt flickt sie ihm
den Neck.

Schroettel. Und dabei vertrödeln wir die kostbarste Zeit.
Fingering. Du hast's ja sehr eilig!
Schroettel. Wenn ich ein Geschäft vorhabe, muß es rasch gehen.
Lotte. Laß doch den Leuten ihr Vergnügen.
ÄNialie (durch Halle«' beständige« Ansehen in Verlegenheit gebracht). NsNN Sie wich so ansehen, kann ich nicht arbeiten.
Hallers. Ich muß Dich ansehen . . . Deine rothen Haare . . . das röthlichi Licht ... es erinnert mich an irgend etwas . . . eine Zeichnung mit Nöthel ... an Gluth im Kamin ... an irgend etwas! Habe ich Dich nicht um Dein Bild gebeten, Amalie?
Amalie (Immei noch nahend). Da liegt's.
Hallers (eifrig,. Wo?
ÄMalie (mit dem Kopf auf da« Nein« Tischchen neben Ihnen weisend). Da.
Hallers (greift danach. Vr ritzt sich dabei »n «Mlllien» Nadel. Leise». Au!
Amalie (sich erhebend, ssutmiiihig). Ach, nun haben Sie sich an der dummen Nadel geritzt! Ach Gott, es thut mir so leid, daß ich ungeschickt war . . .
Hallers. Ich war ungeschickt . . . Aber es ist nichts.
Amalie. Doch! Eine große Schramme . . . über die ganze Hand! Wenn ich nur Heftvflaster hätte! (Gutmiuhig.) Ach Gott! <Me führt seine .Hand an Ihre Lippen.)
Hallers. Laß nur sein, Kind! Es hat ja nichts auf sich.
Dickert. Jetzt küßt sie ihm schon die Hand.
Lotte (achselzuckend). Schon! Ach, du meine Güte!
Hallers (hat da» »ild genommen und betrachtet ei). Ja, das bist Dil . . . Aber es fehlt die Hauptsache ... die Farbe!
Amalie. Auf den Bildern sehen meine Haare immer ganz schwarz aus. Ich habe leider kein besseres Bild. Ich hätte Ihnen lieber ein ähnlicheres gegeben.
Hallers. Ich danke. Das genügt Mir schon. (3az Bild immer bttraÄtenb.) Es fehlt der rothe Schimmer . . .
Dickert (l°»t.) Wie wär's denn, wenn Ihr Euch ein bischen zu uns setztet?
Hallers. Wir kommen gleich. (Vr steckt daz Äild in die Veitentasche de« Noclei.)
Amalie. Was haben Sie denn vor?
Hallers (leise). Wir haben heute noch einen Besuch zu machen . . . der dicke Karl, der Andere mit den kurzen Haaren ... Ich weiß nicht gleich, wie er heißt . . .'
Amalie. Bei wem denn?
Hallers (Nnster iiicheind). Beim Herrn Staatsanwalt Doctor Hallers.
Amalie. Thun Sie doch so was nicht! Lassen Sie sich doch mit der Gesellschaft nicht ein!

Hallers. Du hast gut reden! Aber was man thun muß, das mutz man eben thun!
Amalie. Lassen Sie's! Mir zu Liebe! Es nimmt kein gutes Ende! Glauben Sie mir.
Hallers. Es muß sein, sage ich Dir!
Amalie. Sie passen ja gar nicht zu der Bande . . . lauter Verbrecher!
Hallers. Ich weiß . . . deshalb passe ich zu ihnen und zu keinem Anderen.
Amalie. Ich kann's Ihnen nicht glauben! Und wenn Sie mir's hundertmal wiederholen!
Hallers. Und nun nimm die Uhr, steck sie in Dein Täschchen . ..
Amalie. Alles, aber das nicht!
Hallers (eindrwaiM. Ich bitte Dich! ... Bei mir darf man sie nicht finden . . . Bitte, nimm sie!
Amalie. Weshalb quälen Sie mich nur so! Sie wissen doch, daß ich Ihnen gern Alles zu Liebe thäte.
Hallers. Dann heb' sie für mich auf. .. nur für diese eine Nacht!
Amalie. Also, wenn Sie es durchaus nicht anders wollen . . .
Aber morgen bringe ich sie Ihnen wieder . . . morgen am Tage! Das sage ich Ihnen!
Hallers. Morgen? Am Tage? ... Am Tage?
Amalie. Ja, morgen früh.
Hallers. Da bin ich gar nicht.
Amalie. Wenn Sie mir nicht sagen wollen, wo ich Sie morgen Vormittag treffen kann ...
Hallers. Wie soll ich das wissen?
Amalie. Dann trage ich sie zum Staatsanwalt Doctor Hallers. Ich behalte sie nicht.
Hallers. Bring' sie, wem Du willst. Meinethalben dem Staatsanwalt . . .
Amalie. Der mag sie dann dem Fräulein oben wiedergeben . . .
Hallers. Das mag er thun! (Ei steht auf,)
Amalie («benf»«« aufstehen«. Schmerzt Sie die Hand noch?
Hallers. Bewahre. (Die »«iben gehen an ben Stammtisch hinüber,)
Schroettel. Endlich!
Dickert. Also setzt Euch, Kinder! Macht's Euch gemüthlich . . .
Na, Freiherr, wie steht's denn nun eigentlich mit der Sache? Hast Du was ausbaldowert?
Hallers omm» schweif««, law, Zllles in schönster Ordnung.
Fingering. Leiser! Vorsicht! Die Wände haben Ohren!
Hallers. Wir sind doch unter uns?

Der Andere. ^
Schroettel. Ganz unter uns! Laß Dich durch den Angstmeier nicht einschüchtern!
Hallers. Ich habe keine Angst! Hier schwatzt kein Mensch!
Schroetter Kein Mensch!
Hallers. Das will ich hoffen!
Fingering (wie). Der Wirth . . .
Hallers. Der schläft ja.
Fingering. Wer weiß! (Leise,) Ich traue all' den Hallunten nicht. Es sind Alles Judasse! Wenn's ihnen an die Concession geht, drehen sie Jedem von uns den Strick.
Hlllers (eine,! w!ithend«n Blick nach hinten werfend). Das würde ihm schlecht bekommen. Mich soll man nicht reizen!
Schroettel. Laß doch den Leiteronkel! Der sieht überall Gespenster. Du kannst ganz ruhig schwatzen, wie Du willst. Wir halten fest zusammen! Also ... wie liegt die Sache?
Hallers. Ganz glatt. In der Villa wohnen nur zwei Parteien. Als ich vorhin vorbeikam, wurde oben noch auf dem Clavier gepaukt. Unten war's schon dunkel. Die oben kriechen auch früh in die Federn. Der Miether unten ist heute Nacht nicht zu Hause.
Dickert. Wo schläft der Diener?
Hallers. Neben dem Arbeitszimmer ist ein Dienergelaß. Aber es ist Niemand drin.
Dickert. Das ist günstig! . . .
Hallers. Auf der andern Seite der Wohnung schläft die Schwester. Da sind auch die Schlafkammern für die beiden weiblichen Dienstboten. Wir steigen vom Garten aus ein. Ich habe den Schlüssel zur Gartenthür.
Dickert. Famos! Du arbeitest gut, mein Sohn! Wo hast Du denn den Schlüssel her?
Hallers. Wo ich ihn her habe? Ich habe ihn abgezogen.
Dickert. Wie denn? Warst Du denn schon in der Wohnung?
Hallers. Natürlich!
Dickert. Sapperment! Du gehst scharf in's Zeug!
Fingering. Die Wohnung ist leer? Ist der Mann verreist?
Hallers. Verreist? (Pause.) Ich glaube nicht.
Fingering. Und wenn er nun unerwartet nach Hause kommt?
Hallers. Um so schlimmer für ihn!
Fingering. Was? Du wolltest? . . .
Hallers (ml! bei Newegung de, Niederschlagen«), Ich lasse mich nicht gern stören, wenn ich arbeite.
Finge ring. Gewaltsachen? Da mache ich nicht mit! Alles, was man will, aber das nicht!

Schroettel. Dann kriech in's Stroh zu den Hühnern! Wir werden schon ohne Dich fertig werden!
Hallers. Ihr braucht Euch um den Mann . . . wie hieß er doch gleich, Male? Der Herr Staatsanwalt? . . .
Amalie. Ich weis; nicht, wen Sie weinen.
Hallers. Gleichviel! Um den braucht Ihr Euch nicht zu kümmern. Den könnt Ihr mir getrost überlassen.
Dickert. So schlimm wird's ja nicht werden. Da könnten wir also losgehen?
Hallers. Es ist noch zu früh!
Schroettel. Bis wir hinauskommen, brauch:«, wir gut und gerne ein Stündchen.
Hallers. Wie spät haben wir's denn? (Zu «maiie»,) Sieh doch 'mal nach der Uhr.
Amalie. Ich habe keine Uhr.
Schroettel. Es muß bald Mitternacht sein.
Hallers. Dann ist's noch viel zu früh.
Schroettel. Aber hier werden wir gleich an die Luft gesetzt. Um Mitternacht wird hier die Klappe zugemacht.
Dickert. Wir können sa unterwegs noch einkueipeu . . .
Schroettel. Wenu ich ein Geschäft vorhabe, kneipe ich nicht.
Hallers. Es ist noch zu früh! (Düster,, Ich muß mir auch noch Bewegung machen . . .
Dickert. Wie denn, Bewegung?
Hallers. Bewegung uuter den Bäumen.
Tckro ettel. Wo treffen wir uns? Und wann?
Hallers. Um drei Uhr . . . am Großen Stern.
Dickert. Abgemacht!
Amalie lvaller« bei Zeile nehn«nd. herzlich und innig). Thun Sie doch so was nicht! Ich hab's ja nicht glauben wollen! Ein Mann wie Sie! Kein Menfch kann's glauben. Sie sind wiMch krank . . . oder . . . nehmen Sie mir's nicht übel, ich meine es so gut mit Ihnen . . . oder Sie haben zu viel getrunken. Legen Sie sich ruhig schlafen . . . Ich bitte Sie! Ich bitte Sie!
Hallers (nnster). Es muß geschehen! . . . Wesbalb bin ich hergekommen? Meinst Di, daß ich mich mit den Leuten wohlfühle? Ich muß kommen! Ich brauche sie. Was liegt mir au dem Kram, den ich beim Staatsanwalt jetzt holen werde? Nichts! Aber ich muß es haben!
Amalie (ihren «n» um ihn schlaaend). Nein, Sie müssen nicht! Bleiben Sie! Ich bitte Sie! Ich will Ihnen Gesellschaft leisten, wenn Sie wollen! Wir tonnen zusammen in's Kaffeehaus gehen . . . Gehen Sie nicht mit den Andern! Tbun Sie's nicht!

Hallers. Ich bliebe gern mit Dir! Aber es muh sein! (Gr mM
sich behutsam von ihr los, Ämalie setzt sich an den kleinen lisch, »«birg! ihr Gesicht und weint,)
Lotte (mit !heilnl!hm««olle>n »nK gutmnthigem «lu«dli,ck,> Aber so niimn doch
Vernunft an, Male! Wie kann man nur so «erschossen sein! ... (Zu den
Anderen,) Kinder, seid uorstchtig! Wenn der Male etwas schwant . . .
dann giebt's gewöhnlich Krach!
Schroettel. Nun fangen die Weiber auch noch an!
Hallers (der seinen H»t genommen und aufgesetzt hat). Weine nicht! Morgen
sehen wir uns wieder, Amalie! So beruhige Dich doch! («mal« schüttelt
schluchzend den Kopf,)
Schroettel (ungehalten). Nun höre mit Deinem Geplinse auf. . . Das
Weibsuolk hat zu schweigen, wenn Männer . . .
Fingering. Ja, Du bist muthig! Das kennt man ja! Du weißt
schon, daß Tu Deine Haut nicht zu Markte trägst.
Schroettel. Was soll das heißen? Heh? Was soll das heißen?
(Gr will mit erhobener Faust auf Fingelina, eindringen. Die Veiten drohen handgemein zu werden,)
Dickert (tritt wieder beschwichtigend zwischen die Veiden). Sachte! Sachte!
(Dasselbe Spiel wiederholt sich während der folgenden Worte, die zwischen den Dreien getauscht werden,)
Schroettel. Immer dieser Wilhelm . . .
Fin gering. Ich habe so meine Gedanken!
Schroettel. Noch ein Wort, und . . .
Dickert. Nicht ungemüthlich werden, Kinder! Immer hübsch ruhig
bleiben! (Zu Fmgerin«.) Also Du machst nicht mit?
Fingering. Mit den Beiden, nein!
Schroettel. Dann laß es bleiben!
Fingering (leise). Karl . . . wenn Du was auf mich giebst, Karl . . .
Du bist ein anständiger Mensch.
Dickert (ebenso,. Habe keine Angst! So schlau wie die da bin ich
allemal!
Fingering. Nimm Dich in Acht, Karl! Und wenn etwas passirt. . .
das Großmaul da soll's dann, gut haben. Verlaß Dich darauf! (Er schüttelt
Dickert die Hand,)
Schroettel. Also wir Männer gehen, die Weiber können bleiben.
Hallers. Herr Wirth! (Der Wirth, der anscheinend geschlafen hat, sohlt auf.) Für
die Zeche! (Er wirft ihm ein «oldstiict hin.) Es wird wohl reichen.
Der Wirth. Es wird reichen.
Hallers (tritt an Amalien heran, streichelt ihr Haar). Armes Mädchen. (Schroettel
faßt ihn unter. Die Aciden gehen dem Ausgang z», Hallers schwerfällig und schleppend, Dickert folgt ihnen. Sie steigen die Treppe hinauf und «erlassen das Local.)
Lotte. Wir wollen noch eine Melange im Wiener Caf6 trinken.
(«lmalie schüttelt den Kopf.) Wie Du aussiehst! Mit Deinen uerweinten Augen

kannst Du Dich nirgends blicken lassen. Geh' man nach Hause! . . . Aber Male, wie kann man nur! . . .

Amalie. Gieb mir die Schlüssel!

Lotte. Da! Und schlafe Deinen Kummer aus! So was von Verliebtsein ist ja noch nie dagewesen! c»m»ne «cht langsam «l.>

Fünfte Scene.

Ter Wirth. Lotte. Fingerina. Weigert (unsichtbar,)

Der Wirth. Na wie wär's denn? Wollen wir nicht auch allmählich Schicht machen?

Fingering. Ein Stehseidel können wir doch noch schmettern.

Der Wirth. Es wird nichts mehr gereicht. Macht schnell, wenn Ihr nicht stolpern wollt! Ich drehe den Gas aus. Ich werde mich Euretwegen auch gerade mit der Polizei anlegen! Mitternacht ist vorbei! Als» dalli, dalli!

Lotte. Komm mit in's Caf6. Ich möchte noch eine Melange trinken.

Finge ring. Na komm! Gute Nacht, Lahmer!

Der Wirth. Nacht! (Fingering »erlabt mit 2»»«,, »m deren Hüfte er leinen «lrm gelegt Hot, da« Locol. Während sie die Treppe hinaufsteigen, vom Wlrthe gefolgt, singt Fingeling (mit halber Stimme vor sich hin den Gassenhauer von der „Male" und zwlll die Wort« :>

Male liebt die noblen Herr'n,
Male ist entzückt,
Male hat den Freiherrn gern,
Male ist verrückt!

(Vei den letzten Worten sind die Neiden gerade »uf der odeisten Stufe angelangt und »erschroinden.>

Sechste Scene.

3>cr Wirth. Weigert.

(Der Wirth dreht den GaLhahn ab. Die Straßenlaterne und die Flamme über dem Schenktisch erlöschen. Man sieht nun durch die Schcibm den Lichtschimmer von der helleren Straße. Es brennt nur noch die kleine Petroleumlampe. Das Lccal ist fast dunkel.)

Der Wirth. Herr Commissar, die Luft ist rein.

Weigert (hinter dem Schenktisch heworlriechend und sich rillend). Ah! Ich bin krumm und lahm. Bequem war's nicht.

Der Wirth. Haben Sie wenigstens gehört?

Weigert. Vollkommen genug . . . Wer ist denn die rothe Male?

Der Wirth. Eine Kellnerin ... von hier nebenan ... aus der blauen Traube. Ein gutes Mädchen.

Weigert. Es scheint so. Wo wohnt sie denn?

Der Wirth. Ich glaube, in der Traube selbst.

Weigert. Sie weiß doch am Ende mehr über den Freiherrn als die Anderen. Der dicke Karl sagte doch so etwas . . .

Der Wirth. Das wäre schon möglich.
Weigert. Ich werde Sie jedenfalls morgen aufsuchen, (sr wirft ew Glldstilck »uf de» Tisch,) Also ... ein Dienst ist des anderen werth. Die Geschichte von der vorigen Woche . . . Königgrätzerstraße ... die habe ich ganz vergessen. Aber machen Sie keine Dummheiten mehr! Sonst, alter Freund . . .
Der Wirth. I wo werd' ich denn!
Weigert (seinen Ueberr««,uln»»fenk). Um drei Uhr, nicht wahr?
Der Wirth. Am Großen Stern.
Weigert. Ich werde die Herrschaften erwarten. (Er «endet sich ,«m «eh«n.) Gute Nacht!
Der Wirth (mit der Lampe ihn bi« zur »bersten Stufe der Treppe begleitend). Gute Nacht, Herr Commissar! Wenn Sie wieder einmal etwas gebrauchen. . .
(Vr verschließt die Thiir, zieht den Schlüssel ab und humpelt die Stufen »ieder herunter,) WtNN der sich einredet, daß er den dicken Karl so ohne Weiteres greifen kann . . .
So schnell schießen die Preußen nicht! Aber was geht's mich an! («r trm hinter den Schenktisch und «letzt sich unter der Lampe einen Schnap« ein,) Aber sin schönes Gefühl ist es doch, wenn man sich als guter Bürger sagen kann (er hebt da» Schn»»««l», aus): August (er leert da« Glll«, Du hast Deine Schuldigkeit gethan.
(Ifr öffnet die lleine Thiir und geht mit der Lampe ab,)
Der Vorhang fällt.
(Schluß f«l«t,)

I. G. Flscher.

<Line 5tudie.

von

Ludwig IlicnuowM.

— V«lm, —

Verleiht, wenn ich entsinle Ourer Hond,
Nah ich allein de» Wort« v»n Vu^l, mich tröste,
,,<Z« lebt lein Schone«, du« er nicht emvfano."

I. V, Fischer,

I^rich Hütten, der große literarische Landsknecht des sechzehnten Jahrhunderts, mochte mitten aus der Fülle seiner Ingendkraft beraus gejubelt haben, es sei eine Lust, zu leben, der Cultur-Historiker aber weiß, das; jedes Jahrhundert diese temperamentvolle Freude am lustreichen Dasein hatte, und daß jede Zeit sich hochmüthig als die allein erleuchtete und lebenswerthe bezeichnet hat. Auch Epochen haben ihren naiven Stolz, und wir selbst, Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, sind erfüllt von dem freudigen Bewußtsein, für unsere Zeit und in unserer Zeit zu leben.

Aber rein objectiv betrachtet, hat unser deutsches Volk auch wirklich Ursache, auf die culturellen Errungenschaften dieses Jahrhunderts stolz zu feiu. In der Politik eine Linie von Napoleon zu Nismarck, vom Verfall des deutscliеu Reiches bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums deutscher Nation. In den Wissenschaften eine Reihe fo wichtiger Entdeckungen, wie sie sonst nur in einer Handvoll Iahrhuuderte möglich war. In den Künsten ein Auf und Ab der Erscheinungen und Talente, das von tiefstem Leben zeugt.

Glücklich der Meusch, dem es vergönnt ist, in einer solchen Zeit seine bescheidene Kraft wirksam zu gestalten, glücklicher der, dessen Individualität das ganze Jahrhundert mit der Fülle seiner Tüchtigkeit mit durchleben kann, am glücklichsten aber ist derjenige, dessen geistige Fähigkeiten zu den

Culturerrungenschaften dieser Zeit ein schönes Theil Geistesarbeit hinzugefügt haben.

Solches Glück ist Gnade. Wo sind die Menschen, die jetzt achtzig oder neunzig Jahr gesehen und die geholfen haben, die Geistesthaten dieses Jahrhunderts zu vollenden?

Es sind nur noch wenige, und selbst diese stehen hinter der Gestalt Nismarcks im Schatten.

Zu diesen wenigen gehört der schwäbische Dichter I. G. Fischer.

Gewiß, im Vergleich zu den Großthaten eines Napoleon und eines Bismarck ist die Culturarbeit eines Lyrikers unendlich bescheiden. So bescheiden, daß schlimme, allzu realistische Philosophen überhaupt geleugnet haben, daß Poesie positive Werthe schafft. Aber Eulturwerthe brauchen sich nicht immer in Zahlen, Länderverschiebungen, Schlachten, Maschinen, Hebeln und Medicamenten zu äußern. Für die Stillen im Lande — oft sind das die Besten und in Zeiten der Noth die Energischsten — giebt es auch eine stille Cultur. Und ein lyrisches Gedicht gleicht dann einer heinilichen Saat, deren Ernte oft überraschend wirkt. Deshalb ist die specifische Lyrik der Goethe, Uhland, Heine, Eichendorff, Storm und Liliencron Culturarbeit wie die Entdeckung der Röntgen-Strahlen, wenn auch ihre Wirkung, da sie psychischer Art, nicht sofort sinnfällig dargestellt werden kann.

In diefem Sinne hat I. G. Fischer ein begnadetes Leben geführt.

Achtzig Jahre lang hat er die Entwickeln««, unseres Jahrhunderts mitgemacht und sein ganzes Leben ihr geweiht.

I.

keben und Werke.

Ein Land der Freiheit, dieses Schwaben, und ein Land der volksthümlichen Lyriker. Heimatgefühl, innige Liebe zur Natur und Reinheit des Denkens und Fühlens zeichnen diese Uhland, Mürike, Schwab, Kerner, Hauff, Knapp :c. aus. Aus der Generation dieser schwäbischen Dichterschule ragt als Letzter beruor I. G. Fischer.

Als Sohn eines Dorfzimmermeisters wurde er am 25. October 1816 zu Großsüßen bei Geislingen geboren. Früh, als er neun Jahr alt war, verlor er seinen Vater, und seine Erziehung lag nun in den Händen der Mutter und eines tüchtigen Dorfarztes, den der frische aufgeweckte Junge interessirte. Der Geistliche des Ortes unterrichtete ihn in Latein und der Lehrer in der Musik. Sein Leben hindurch hat er seine Liebe zur Musik bewahrt, und eine stattliche Anzahl Gedichte preist die Wunder der Tonkunst und ihre Meister. Die bescheidene Enge seiner Jugend kannte nur den einen heißen Wunsch, Lehrer zu werden. Er wurde in das Seminar von

Ehlingen aufgenommen und bereits mit siebenzehn Jahren auf verschiedenen Stellen als Lehrgehilfe verwendet. Eine tiefe Neigung zu einer Pfarrerstochter nüthigt ihn, sich eine Lebensstellung zu erringen, die ihm die Errichtung eines eigenen Heims gestattet. Er entschließt sich daher, die Universität Tübingen zu besuchen. Ueberaus gering waren seine Mittel, Schmalhans war oft Küchenmeister, aber männlicher Ernst und Wille zwangen ihn, sich auch mit leerem Magen an den Tisch der Wissenschaft zu setzen. Unter Hugo Mohl studirte er Botanik, wobei ihm seine angeborene Naturauffassung und seine im Dorfe verlebte Jugendzeit redlich halfen; Friedrich Vischers Aesthetik hörte er aufmerksam an, und noch als Greis knüpfte er daran die Verse („Mit achtzig Jahren" 1896 S. 51 f.):

Das „Naturschöne".

(S, Fr, Vischtl.)

Ach wie schön ist die Landschaft, wie herrlich Felsen und Quellen,
Und wie wölbt sich das Blau über dem reizenden See.
„Aber sie fühlen's ja nicht," so sprach belehrend der Andre,
„Einzig die menschliche Kunst ist's, die das Schöne empfand";
Richtig, die menschliche Kunst! D'rum banl' es dem freundlichen Himmel,
Daß er des Schönen Genuß Einem für Alle erlaubt, —
Göttliche Schenkung, die Du, wie mit selbstempfindendem Reize,
Alles Erschllffne beseelst! — sieh, wie es athmet um Dich.

Uni sich zum Neallehrereramen vorzubereiten, mußte er auch Mathematik studiren, jenes Fach, vor dem die meisten Poeten, Goethe voran, ein tiefes Entsetzen empfinden. Damit winkte ihm eine sichere Existenz und eine höhere sociale Stellung. In seinen Mannesjahren wirkte er als Hilfslehrer am Gymnasium und an der Realschule zu Stuttgart und wurde Lehrer und schließlich Director einer Elementaranstalt. Als Mann von 44 Jahren, im Jahre 1860, lehrte er als Professor an der Oberrealschule zu Stuttgart Geschichte und Literaturgeschichte, nachdem er drei Jahre vorher von der Universität Tübingen das Diplom als Doctor der Philosophie erhalten hatte. 25 Jahre lang hatte er diese Stellung inne. Der König von Württemberg verlieh ihm 1882 mit dem Kronenorden den persönlichen Adel. Meines Wissens nach hat er nie in seinem Namen das Wörtchen „von" angewandt, vielleicht aus jenem schwäbischen Demokratismus heraus, der in Uhlands Herzen glühte und uou dem auch leise Flammen in Fischers Zeitgedichten lodern. Drei Jahre darauf, 1885, ließ sich der 69 jährige Dichter pensioniren.

Er lebt jetzt in Stuttgart in völliger Rüstigkeit. Als er siebzig Jahr alt geworden, jenes Alter erreichte, das köstlich ist, wenn gereifte Weisheit und ewig junges Herz sich vereinen, da fand er die schönen Verse („Auf d. Heimweg" 189 s. S. 118):

Nedet mir nicht von siebzig Jahren,
Redet mir nicht von Kräftesparen:
Der Eine verthut's und hat's doch immer.
Der Andre spart's und gebraucht's doch nimmer.
Hab' ich die siebzig nun erklommen,
Und Gott erhalt mir in alten Gnaden
Die Lust an seiner Wälder Pfaden,
Den fröhlichen Blick zwischen Licht und Wahn
Und liebe Menschen zugethon.
Wohlan, so mögen auch achtzig kommen.

Am 25. Oktober dieses Jahres wird der Greis achtzig Jahr. Zum letzten Male hat er die Ernte der letzten 5 Jahre zusammengerafft, und daß er noch immer ein junges Herz sich bewahrt, das zeigt das letzte Gedicht seiner eben erschienenen Sammlung „Mit 80 Jahren" (S. 136). Nicht ohne inneren Humor findet er für den männlichen Egoismus feine Worte, der nie einen: anderen Manne sein Liebstes gönnt. Noch im Grabe hat Achill sich die Braut aus der trojischen Beute zum Opfer begehrt, damit nicht ein Anderer sie freit. Johann Georg Fischer hat kein Wort lächelnder Weisheit für diesen Egoismus der männlichen Leidenschaft; im Gegentheil, er preist ihn als echter Mann. Wahrlich, diesem Greise blühen noch junge Empfindungen im ewig jungen Herzen!

Die meisten schwäbischen Dichter haben aus der Poesie keinen Lebensberuf gemacht; sie war ihnen seelischer Beruf. So auch bei I. G. Fischer. Seine Muse hat ihn sein Leben lang begleitet, aber immer blieb er im treuen Berufe und sang nur, wenn er Etwas zu singen hatte. Gewiß nicht viel. Fünf gute Gedichtbände und vier poetische, aber dramatisch schlechte Theaterstücke. Mit Ausnahme von Wilhelm Waiblinger hat keiner der Schwabendichter dieses Jahrhunderts eine Sturm- und Drangzeit in sich und in seinein Schaffen durchgemacht. Immer Matz und Zucht, höchste Vollendung in schöner Ruhe, edle Reife in geklärtem Stil. So auch I. G. Fischer. Als er 38 Jahre alt war, ließ er den ersten Band Gedichte erscheinen (I. G. Cotta, Stuttgart 1854); (3. Auflage 1883). Leider fehlt in dieser ersten Sammlung jede chronologische Angabe, so daß man die eigentlichen Iugendgedichte — litterarpsychologisch imnier die interessantesten — nicht feststellen kann. Acht Jahre später erschien das etwas altfränkisch anmuthende Iambendrama „Sanl" (1862. I. G. Cotta, Stuttgart), dem in den sechziger Jahren die Theaterstücke „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen" (Historische Tragödie. 1863. I. G. Cotta, Stuttgart) „Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg" (Trauerspiel in fünf Acten. 1866. I. G. Cotta, Stuttgart) und die für seine Zeit überaus actuelle Tragödie „Kaiser Maximilian von Mexico" folgten (1868 erschienen). Für die langsame Production, mehr noch für die gewissenhafte Durcharbeitung und hohe Auffassung vom Wesen wirklicher Künstlerschaft zeugt es, daß Fischer erst nach 11 Jahren

ein dünnes Bündchen „Neue Gedichte" folgen ließ (1865. I. G. Cotta, Stuttgart). „Den deutschen Franen" widmete er 1865 (ebendas.) ein drittes Bändchen Lyrik. Zwölf Jahre schwieg er dann, und nun überraschte er seine Verehrer mit einem winzigen „Idyll" in neun Gesängen, betitelt „Der glückliche Knecht" (1881. A. Bong u. Co., Stuttgart). In 2000 Versen wird die unendlich harmlose Lebensgeschichte eines Knechtes beschrieben, und Fischer widerlegt einen begründeten Einwand am Schlüsse (S. 101) mit der etwas zaghaften Entschuldigung, das Leben eines so tüchtigen Vauernknechtes verdiene gleich dem Feldherrn oder Dichter ein eigenes Denkmal zu empfangen. Eine Nichtigkeit überschüttet mit der Segensfülle der Fischer'schen Naturstimmung! 22 Jahre nach der letzten Gedichtsammlung faßte der alternde Dichter die jüngsten Gaben seiner Muie unter dem Titel „Ans dem Heimweg" zusammen (1891. I. G. Cotta, Stuttgart). Er hatte nicht gedacht, daß ihm das Leben noch neue schöne Ernte bescheren würde; hier hatten die Götter über eine zufriedene Seele keinen Neid, und „Mit 80 Jahren" (18W. I. G. Cotta, Stuttgart) will I. G. Fischer Abschied nehmen von der Muse und vom Publicum. Aber ich glaube es nicht. Solange I. G. Fischer lebt, wird er nicht zu singen aufhuren. Liederreiche Lippen schweigen sonst nur, wenn ein Mädchen oder der Tod sie küßt. Möge Fischer fort und fort singen.

II.

Der Dichter.

Eine eigene Sprache reden und ein eigenes Gesicht haben ist leichter unter wenigen als unter vielen Dichtern. Nach Haller, Hagedorn, Uz und Gleim batte es Goethe leichter als nach Goethe, Uhland, Heine, Eichendonf u. s. f. ein Theodor Storm. Die Fülle trefflicher Vorbilder erstickt oft die Eigenart eines Lyrikers oder verwischt seine Contouren. I. G. Fiscker ist ein Poet von Eigenart, aber er müßte nicht unserem Jahrhundert angehören, wenn man bei ihm nicht die Spuren der Einflüsse großer Muster wahrnehmen könnte.

Er ist durchaus Am'chauungsdichter, d. h. er übermittelt meist seinen Lesern ein Bild, dessen Widerspiegelung die Stimmung auslöst, die der Dichter selbst empfunden. Diese reine Lyrik hat in Goethe und Storm ihre größten Triumphe gefeiert, und auch die schwäbischen Dichter haben, allen voran Monte, vollendete Muster von Anschauungspoesie geschaffen. Aber doch in einer anderen Tonart. Goethes Anschauung ist mehr Nembrandtisch, Nhlands mehr wie Dürer; sener mehr absoluter Künstler, dieser mehr vollkommener Nealist. Goethes Einfluß auf Fischer zeigt sich ebenso wie der der schwäbischen Dichterschule. In leichten Rhythmen singt er Goethisch: „Tausende dringen zu Sinnen mir. Aber die Seele weint nach ihr." (Ged. S. 12.) „Spürst Du die Fülle, die webt und schwebt

und mlr die Tritte beseelend hebt?" (Ged. S. 26.) Von der Macht des Gesanges singt er wie Goethe (Ged. S. 48), und an die Knappheit des Altmeisters erinnert sich der Vierzeiler: „Nah Dich, Du Eine, Die es vermag. Herrlicher scheine. Himmlischer Tag." (A. d. Heimweg S. 4.) Und Goethes 50jährigen Todestag feierte Fischer durch einen Hymnus, in dem selber ein Hauch Goethe'scher Reinheit webt.

Ungleich stärker war der Einfluß seiner württembergischen Heimat und ihrer Dichter auf ihn. Er liebt sein gesegnetes Schwaben (Ged. S. 240) mit seinem so eigenen Menschenschlag „so ganz oder niemals dahingegeben" (D. dtsch. Frauen S. 106) und freut sich der Württeniberger, die auuo 1870 so wacker gefochten haben. (D. gl. Knecht S. 81.) Uhland und Monte hat Fischer gewiß persönlich gekannt und in seiner Verehrung für diese Neiden wahrhaft deutschen, deshalb dem Ausland ewig fremden Dichter ergreift er oft zu ihrem Lob das Wort. An Uhlands Grab spricht er eine weihevolle Ode. Jünger des Liedes sollen kommen und an diesem Grabe lernen, welche Lieder für Perlen gelten. (N. Ged. S. 101.) Fifcher ist selbst so ein Jünger der Uhland'schen Lieder gewesen, aber von Uhlands Ttil ist kein Hauch auf ihn übergegangen. Um so mehr von Eduard Mörike. Die Schönheit, meint Fischer, müßte Mörikes Namen tragen (Ged. S. 188) und Mörikes Gedicht auf Schön-Nothtraut ist ihm — und wem nicht? — ein Wunder an Poesie. Spuren seines Geistes sind in Fischers Gedichten manchmal zu merken. Der Zimmergesell treibt's frisch auf dem Zimmerplatz, indeß sein Schatz drüben am Rain arbeitet (Ged. ?); des Pfarrers Stiefel glänzen sehr, des Küsters Stiefel glänzt noch mehr (Ged. 8); Mörikes „Verlassene" singt bei Fischer leider: „Gebetet Hab' ich. Du Mann, für Dich, der Du so treulos verlassen mich." (Ged. S. 47). Und Lieder wie: „O daß ich mein Nachbar, der Müller, war'!" (Ged. S. 265) und die „Dore am Vühl" (A. d. Heimweg S. 88) athmen vollkommen Mörike'sche Anmuth. Fischers starkes Heimatgefühl zeigt sich auch in der Art, wie er andere schwäbische Dichter besingt, wie Schiller, Schubert, Hauff, Hölderlin, Waiblingen Es lebt die frische Freude eines Mannes darin, der, selbst von Schrot und Korn, die kernigen Natnren seiner engeren Heimat doppelt liebt und ehrt.

Er müßte kein Schwabe sein, wenn er nicht auch Anregungen aus dem Volkslieds geschöpft hätte. Als kleiner Junge hat er oft die Volkslieder gehört und mitgesungen, die allabendlich oder zu Kirchtaufe und Erntefest von Burschen und Mädchen angestimmt worden sind. Und doch hat er sich nicht so sehr in das volkstümliche Element vertieft wie Uhland, Mörike und Kerner. Ihm fehlte das wissenschaftliche Interesse daran, wie es Uhland und Simrock besaßen. In diesem einen Pnnkte unterscheidet er sich durchaus von der gestimmten schwäbischen Dichterschule, deren romantische Sympathie nicht nur der Vorzeit, sondern auch den: niederen Volksleben ihrer Gegenwart zugewandt war. Nicht als ob I. G. Fischer

nicht den Volkston kannte, liebte und gelegentlich vorzüglich traf! Er singt: „Es ist kein hoher Berg so hoch. So tief kein tiefes Thal." (Ged. S. 15) . . . „Daß ich auf aller Welt Dich funden habe" (Ged. S. 17). Er bildet den oft gesungenen Volksliedschluß nach: „Und wer das Alles wollt' versteh'n, ... Da müßt' ihm so wie mir gescheh'n. Beim Schäferhans am grünen Nain" (A. d. Heimw. S. 62). Und „Soll sich die Liebe scheiden," heißt es in einem anderen Liede (Ebenda S. 79). Fischer ist weit mehr bewußter Künstler als die anderen Schwaben, selbst als Mörike, dessen Künstlerthum höher steht, aber naiver ist als das Fischers.

Wie die Schwabendichter dieses Jahrhunderts hat auch Fischers Seele genug romantisches Element in sich, um die Beeinflussung durch griechische Cultur abzulehnen. Man hat oft genug betont, daß unsere Classiker durch den Einfluß der Antike von der geraden Linie ihrer Entwicklung abgewichen seien. Goethes „Götz" verbarg sein treudeutsches Gemüth vor Iphigeniens Griechenlauten, und der feurige Ferdinand aus Schillers „Kabale und Liebe" konnte sich nicht wehren, daß er statt seiner deutschen Louise die „Braut von Messina" umwerben mußte. Die Romantiker, und mit ihnen die Schwaben, lebten von Anfang bis zu Ende in falsch oder richtig verstandenem Deutschthum. Bis auf einige griechische Versmaße ist Uhland so deutsch wie Mörike und Fischer. Man kann Grieche sein, ohne Zeus und Aphrodite anzusingen, und deutsch empfinden, ohne Wotan uud Balder zu nennen. Im Gegentheil, jenes Unfaßbar-Eine, das Jeder als deutsches Element empfindet, ohne es analvsiren zu können, jenes Unwägbare, das unsichtbare Mauern um das Empfindungsleben eines Voltes aufthürmt, wird meist gar nicht des äußerlichen deutschthümlichen Apparates bedürfen. Das erkennt man klar aus I. G. Fischers Lyrik. Dieses deutsche Element kann zum Theil in der Form liegen, aber hier fehlt die Wissenschaft, die die metrischen Gesetze der einzelnen Nationen prüft und vergleicht. Es liegt auch wohl mehr in der Empfindungswelt. Namentlich in den Empfindungen der Natur und dem Weib gegenüber.

Fischer ist der Sänger der Natur und der Priester des Cultus des Weibes. Mit unheimlicher Schärfe steht er der Vielheit der Naturphänomene gegenüber, und in der Wiedergabe ihrer Erscheinungen glänzt seine Kunst vor Allem. Der Dorfjunge Johann Georg Fischer hat hier dem Dichter I. G. Fischer die ganze Fülle seiner Beobachtungen erschlossen, und in der Naturschilderung stehen seine Gedichte neben denen unserer ersten Dichter. Aber nicht als sentimentaler Nomantiker läßt er Tiecks mondbeglänzte Zaubernacht wieder in alter Pracht auferstehen; die Nacht ist nicht sein Freund, und auch die Sterne mag er nicht recht. Er wnndert sich selbst, daß er den Zwillingsbruder unserer Erde zu preisen versäumt hat (Ged. S. 80), und nur einmal lobt er den Abendstern etwas zopfig (Ged. S. 105). Dafür strömt ihn: das Herz über, wenn er den Tag und die

goldene Sonne feiert, und selig im Lichte zu wandeln, ist Labsal für seine naturfreudige Brust. Dabei gewinnt dann seine Lyrik einen Glanz und eine strömende Gluth, als wäre sie selber ganz in Licht und Sonne getaucht. Goldiger Schimmer weht darüber, und unendlicher Segen quillt aus der Gnade des Lichts in seine schwellenden Rhythmen. Ganz früh am Tag nach Mitternacht, „geht's durch's Hochlicht über',,. Forste wie leises Lüftezittern" (A. d/ Heimweg S. 81), in „erster grauer Frühe zwitschert die Schwalbe noch im Schlaf, und die Lerchen träumen ihren Hochruf tief noch in den Saaten" (D. gl. Knecht S. 26). Und nun erst die Sonne, die ewige goldene Sonne! Das ist heimatliche uralte deutsche Anschauung. Wenn in der norwegisch-isländischen Sage der leuchtende Balder erscheint, da wachsen Aehren auf unbesätem Acker, und alles Böse schwindet. Dieselbe Sonnenanschauung herrscht bei allen deutschen Dichtern. „An der Felswand zittern schon die ersten Wimpern des Lichts" heißt es wunderschön bei Fischer (Ged. S. 121), und er preist das ewige heilige Licht (Ged. S. 239). Der Sommernachmittag, wo der große Pan schläft und kaum sich Nlatt und Halm regt in der Schwüle der Sonnengluth, ist von Fischer unvergleichlich geschildert. Am Mittag geht wie von Geisten: rauchendes'Geknister aus den Aehren auf (D. gl. Knecht S. 33); in der dritten Stunde am Nachmittag geht das Zittern ihres Schlags wie Lähmung in die Runde. Das Flurgeräusch ist verlechzend auf dürren: Moos entschlafen, und gedankenlos schlurft die Welle um's träge Schiff im Hafen (Ged. S. 76); Geruch ist Alles, die Erde nickt schlummerschwer, vom eignen Duft berauscht. (Ged. S. 69). Das geheime Säfteschwellen der Pflanzen belauscht sein entzücktes Ohr, aber am liebsten von allen Kindern der Natur sind ihm die Vögel, deren Leben er wie Wenige genau kennt. Der Pirol kommt vom Süden am spätesten und verläßt am frühesten das Land, noch ehe des Sommers breitere Ernte beginnt, wie der König ein Fest verläßt, wenn es am herrlichsten ward. (Ged. S. 96.) Das Glück im Lerchennest hinter der Ackerscholle belauscht er sacht (Ged. S. 97), ebenso die Schwalbe, die brütend in sich hinein plaudert (Ged. S. 98); er horcht auf jeden Vogellcwt und hat die rechte Knabenfreude am schön gesprenkelten Vogelei (A. d. Heimw. S. 96); er weiß, daß in ihrem holden Gesang nur ein Fünkchen der großen Liebe glüht, die das All durchwärmt. Einzelne seiner Beobachtungen sind außerordentlich fein und richtig angeschaut. So, wenn er singt (Ged. S. 101):

„Durch Nebel streicht das Vogelheer
In triefendem Gefieder
Und drückt in's nasse Laub sich schwer
Mit einem Seufzer nieder."

Fischers Liebe zur Natur entspringt seinem Pantheismus, dieser Weltanschauung aller deutschen Dichter. Er ist nicht losgelöst von dem Strome

des Naturlebens, sondern, selbst ein Theil des Ganzen, fühlt er die Fluth desselben Lebens auch durch sein Herz gehen: „Wie bin ich Dein! was bist Du mir! Nehmen und geben, sterben und leben ist Ewigsein" betet er (Ged. S. 108). Er ist ein Glied an ihrem Leib — ein Gedanke, den G. Th. Fechner ganz eigenartig durchgeführt hat — und noch als Greis dankt er beseligt dafür, daß die Erde so herrlich ist: „Wie es hallt aus Deinen Gründen, daß die Welt gesegnet ist" (Mit 80 I. S. 3).

Diese pantheistische Anschauung wies auch seinem religiösen Leben die Nichtung. Er kann keinen Gott bekennen, den man von seiner Welt getrennt hat. (N. G. S. 6.) Doch uertheidigt er sich wacker gegen den Vorwurf, er habe Gott vergessen. Grade, weil er die Welt an's Herz gedrückt nnd die Wonnen der Erde getrunken, habe er Gott gedient. Darum erfüllt es ihn mit Schinerz, daß um religiöser Zwietracht willen der Deutsche den Deutschen erwürgt hat (Ged. S. 1?1); er singt einen Hymnus auf Lessing, weil er die Dunkelmänner vertrieben, „Die Iud' und Ketzer hente noch verbrennten" (Ged. S. 174); und vor dem Stephansdom regt sich ihm der dreihundert Jahr alte deutsche Wunsch: „Fülle die Klüfte aus zwischen dein Tiber und Rhein." Für ihn ist Freiheit des Glaubens die Quelle tiefsten religiösen Lebens. *

Neben seiner Naturpoesie verleiht die Erotik der litterarischen Physiognomie Fischers ihren aparten Zug. Er ist der Frauenlob dieses Jahrhunderts, und nie wird die Fluth seines Gesanges strömender, die Sprache edler und feuriger, der Rhythmus beschwingter und beseelter, als wenn er zum Sänger der Liebe und des Weibes wird. Sein Eultus zeigt Nichts von dem Schönheitsrcmsch der Antike, Nichts von dem nebulosen Mysticismus der Nomantiker, Nichts von der Frivolität Pariserischer Heine-Lyrik, sondern sie zeichnet sich durch einen symbolischen Zug und durch ihre ahnungsvolle Keuschheit aus. Männliche Leidenschaft, heißes Begehren, unerschöpfliches Versinken auf der einen Seite und Anbetung der Schönheit aus der Ferne, keusches Meiden und pantheistisches Versenken in die Mysterien des Liebeslebens auf der anderen! Und wie reich ist seine Sprache, wenn er das Hohelied vom Weibe anstimmt! Ein einziges Singen uud Klingen, ein seliges Blühen und Glühen in seinen Versen, gleichgiltig, ob der Mann sie spricht oder der Greis sie beschaulich citirt. Freilich, seine Frauen und Mädchen wandeln alle die wohlgeebneten Pfade der Poesie. Sie haben einen Zug in's Aetherische, und Fischer würde nicht verwundert sein, wenn sie sich in seinen lyrischen Träumen ganz in Duft nnd Hauch auflösten. Er kennt meist das Weib in seiner himmlischen Liebe, seltener die irdische. Er weiß Nichts von jenen Geschöpfen, die man nicht berührt, die man betrauert, die man bemitleidet, die man wegstößt. Seine Poetenaugen wandeln darüber hinweg und haften nur an reinen und edlen Fraue», die himmlische Noseu in's irdische Leben weben. Vor einem Weib tnieen ist ihm ein schöner Glaube (Ged. S. 38).

Zwischen Andacht und Verlangen schwebt das Männerherz am Abgrund oder Himmel (A. d. Heimw. S. 17). Der Mann gewinnt Kränze in der Schlacht, das Weib nur damit, daß sie ist (Ebenda S. 31).- In der letzten Sammlung „Mit 80 Jahren" lodert das alte erotische Dichterfeuer noch in gleichen Flammen. Zwar ist aus der Geliebten „die Freundin" geworden, aber Name ist auch hier wieder Schall und Rauch. Alte Gluthen leben jung im Herzen wieder auf. Das eigen Göttliche, das die Liebste umkleidet, betet er von Neuem an, denn ihr Liebreiz ist Sulamith, Helena und Gretchen in Eins! Und der Greis hat auf die Frage: „Welches ist Inhalt und Krone der Liebe, Sinn oder Seele?" die Antwort, die er als Jüngling gegeben hatte: „Jedes von Beiden, wenn Eins immer das Andere durchdringt" (M. 80 Jahren S. 116).

Mit Uhland theilt I. G. Fischer die Meinung, ein politisches Lied nicht für ein garstiges zu halten. Die Schwaben haben eine starke Dosis demokratischen Gefühls, und ihr Sinn für Recht und Freiheit war zu manchen Zeiten für das größere deutsche Vaterland eine Zuflucht politischer Wünsche. Nicht wie die älteren Romantiker, die aus den, Studium der Vorzeit Znicht mehr den Weg zur lebendigen Gegenwart zurückfanden, sondern mit offene:» Auge nahmen die schwäbischen Poeten an dem politischen Leben ihrer Zeit7Theil. Uhland ist Patriot, Liberaler, Mitglied der deutschen Nationalversammlung 1848; Gustav Pfizer war Vertrauensmann im Märzministerium 1848. I. G. Fischer hat keine politische Rolle gespielt, aber Freiheit, Recht und Deutschthnm tonen aus seineu Rhythmen gewaltig genug heraus, um erkennen zu lassen, daß er in seiner Zeit und für seine Zeit lebt. So weit es Völker giebt, ist der freie Mensch das Ideal, wonach das echte Menschenkind begehrt und schaut (Ged. S. 185). Und einen Gefangenen aus dem Bauernkrieg läßt er singen (Ged. S. 234):

„Und auch zu mir, o Gott, zu mir,
Dringst Du, o Freiheitsonne, wieder,
Und heiße Freudeuthränen Dir
Wein' ich auf Weib und Kinder nieder."

Erlösend wird ein Held durch die Lande gehen, Freiheit heißt sein Kleid, und Recht und Liebe sind dessen Säume. Im Februar 1849 verlangte sein Lied nur einen Mann aus Millionen zum Heil der Völker und der Throne (Ged. S. 220). Nach der Kriegserklärung 1870 lobsingt er aus tiefster Seele, daß einmal nach tausendjähriger Frist der Norden und Süden Eins ist (Ged. S. 221), die Sieger feiert sein ernstes Lied; „Greif zu, mein Volk, die Frucht ist reif," hatte er vor 1865 gesungen (N. Ged. S. 125); die Frauen hatte er aufgerufen, daß sie die alte Zwietracht zwischen Nord und Süd, Verlin und Wien ausrotten helfen (D. dtsch. Fr. S. 4), und 1862 gesungen, daß Nord und Süd in

Eins geschlossen, gebietend vor dem Feinde stehen sollten (Ebenda S. 141). Wie mußte er jubeln, daß das deutsche Reich in neuem Glänze wieder auferstand! Und so weiht er Bismarck ein langes Gedicht, an dem nur erstaunlich ist, daß es so schlecht gerathen ist. Und weil er weiß, wieviel Jahrzehnte lange Zwietracht dieses Reich vorbereitet, weil er es gepriesen, als es noch in sich zerspalten, geweint, als es geeint war, bewegt es ihm das Herz, daß „zerrüttendes Gezänk von innen" schaltet (Auf dem Heimweg S. 175).

Er hat ein Recht dazu. Der Württemberger I. G. Fischer war zeitlebens mehr Deutscher als Particularist, und für ihn ist unser Volk das erste der Welt. Wer es schmäht, den trifft sein innerlich urwüchsiger, formell freilich polirter Zorn. Und noch vor vier Jahren, als die Deutschenhetze in Böhmen begann, dichtete er ein truhiges Kampflied: „Schärf' Deine Waffen, deutsches Wort, und laß' von diesen« starken Hort Voran das Vanner tragen." (Mit 80 I. S. 82.)

III.

Sein Stil.

Wem: man von einzelnen Distichen und Sonetten absieht, hat I. G. Fischer nur deutsche Versmaße angewandt. Er ist eben durchaus ein Lyriker der Simplicität. Nicht in dem Sinne, daß er durch Anwendung gleicher Rhythmen eintönig wird, sondern mehr als den Rhythmus der äußeren Form, den Halbdichter oft wunderbar treffen, bevorzugt er den der inneren Form. Jedes Gefühl mit seinen unfaßbaren Schwingungen findet bei ihm das entsprechende Gewand, und es entsteht hier jene völlige Einheit zwischen Forin nnd Stoff, wie sie nur der geborene Lyriker findet. Trotz dieser Meisterschaft fehlt der Fischer'scheu Lyrik meist der musikalische Grundton. Wo er in's Ohr fällt, ist er ein Erbe des Volksliedes und trefflich festgehalten, aber zur rein musikalischen, zur Vertonung reizenden Lyrik ist Fischers Lyrik zu ernst. Mir scheint, als ob das musikalische Element ungleich weniger der ernsten getragenen Lyrik eigen ist, als der leichten, graziösen, tändelnden. Hier sieht man, wie einmal der Stoff herrscht. Ein anmuthiges Erlebniß wird sich eine entsprechende artige Form erzwingen, deren Anmnth wiederum im Formellen, im leichten Rhythmus liegt. Dieser wirkt wiederum gefällig durch das musikalische Tempo seiner Hebungen und Senkungen. I. G. Fischer hat wenig Grazie, weniger Leichtigkeit und am wenigsten Humor. Und so tritt die Fülle seiner Gedichte wuchtig und ernst einher, und selten nur klingt es darin von süßen Schalmeien und sanfter Schelmerei.

Und trotzdem versteht seine Lyrik das „Tanzen", um mit Metzsche zu reden. In dem ernstesten Gedicht herrscht eine Leichtigkeit im inneren Rhythmus, als ob Luft zwischen den Zeilen hindnrchflösse und jede einzelne

mit leichtem Flügel trüge. Diese Stilait hat Niemand unter den Schwabendichtern, und nur Goethe ist darin sein unerreichtes Muster. Wie schön ist beispielsweise folgender Anfang des Fischer'schen Gedichts „Himmel und Erde" (Ged. S. 134):

„Wand'le, mein Herz, in dem Glanz der Au!
lieber der Orde ruht ewiges Blau,
Wo des Tages gold'ner Gesang
Rollet den ungehörten Klang;
Unter dem Blauen die lichte Welt,
Welche bei Mai im Arme hält.
Ach wie herrlich die himmlischen Hoh'n!
Ach die blühende Welt wie schön!"

Diese Strophe wird, von den beiden letzten Zeilen abgesehen, keinen Componisten reizen. Und doch steckt innerer Rhythmus und geradezu bewunderungswürdige Beschwingtheit und Leichtigkeit darin. Die Verse fließen dahin in lauter Luft und Licht, unbeschwert von Phantasiebildern.

Denn dieser Stimmungs- und Naturlyriker ist ohne Phantasie. Wohlverstauden ohne jede extensive Phantasie, die zwischen Himmel und Erde hin- und hertaumelt und für nahe Objecte entfernte Bilder und Symbole erfindet. Selten, daß I. G. Fischer die Natur personifizirt. Er stellt sie in unendlicher Bewegtheit hin, ohne daß er ihr ein persönliches Leben zuertheilt, worin z. V. die Naturanschauung aller primitiven Poesie der Wilden schwelgt, worin die griechische Poesie unvergleichlich ist. Daß sich Fischer mit der grotesken Phantasie des jungen Schiller ausmalt, weil ein Kirchhof (N. Ged. S. 121) das hohle Gebein der Zeit bleicht und ein Eroberer (wohl Napoleon?) auf Schädel den Fuß setzt und lacht, weil er so ruhig die Welt gemacht . . . das ist nur einmal geschehen und stimmt so gar nicht zu dem reinen Schwabengesicht des Mannes. Weil ihn: extensive Phantasie fehlt, die für Situation ein scharfes Auge hat, können ihm keine Dramen gelingen und leine Balladen. Und sie sind ihm daher auch vollkommen mißlungen.

Dafür hat er die intensive Phantasie, die einen Moment und ein kleines Genrebild mit tiefstem Leben und Geschehen ausfüllt, die den echten Idylliker schafft, den reinen Lyriker. Storms wundervolle Begabung liegt auf diesem Felde. Was Storiu bewußt schuf und suchte, ergiebt sich bei Fischer nngesucht und ungemacht, vielleicht zu ungesucht, so daß manche Gedichte nicht recht gefüllt und condensirt erscheinen. Aber er findet hier Bezeichnungen von erstaunlickier Knappheit und Wirkung, Die Fische mit den goldhell feuchten Augen, die den gekühlten Sonnenschein vom Wassergrund saugen (Ged. S. 82). Des schmeichelnden Meeres bewegliches Werben (Ged. S. 199), das Herz mit der unuerlernten Liebe (M. 8<> f. S. 47), all das sind Treffer ersten Ranges und zeugen von ebenso feiner Beobachtung wie von Sprachkunst.

Fischer ist wirklich ein Sprachkünstler voll Plastik. Nicht immer, aber doch oft. „In schattende Mädchenlocken birgt die pulsende Stirn der Jüngling" heißt es in einer prächtigen Ode. (Ged. S. 73.) Und wie erschaut man den großen Pan in einer anderen Ode (Ged. S. 75):
„Leis vor die Lippen führt' er die Syringe, daß ein Hallen erscholl, die Fische sprangen, und lebendig wogten im Windstoß alle Ufergebüsche. Weit inl Gefilde sahen empor die Schnitter, doch in« Schilfe versteckte schon der Gott sich; nur das Laub erzitterte noch vom Wehen seines Gefolges."
Diese Plastik des Ausdrucks macht feine Genrebilder überaus anziehend und belebt. Wo er ein Idyll entwirft, gelingen ihm kleine Meisterstücke. Der Bube, welchem ein Halstuch am Apfelbaume hängen blieb, der vor seines Mädchens Fenster blühte (A. d. Heimw. S. 95), die beiden Brieflein, die unter Blättern im Busch am Wege versteckt liegen und von Liebe und Untreue reden, der Liebste, der im Kreis der Andern sitzt und sich trotzdem allein fühlt u. f. f., diese Bilder prägen sich fest und eindringlich ein. Unterstützt wird diese sprachliche Plastik durch seine eigenartigen Gleichnisse. Wenn kaum schon ein Hochlicht die Berge streift, da schüttelt der Wald in sich zusammen, als wie von einem abstiegenden Vogel ein Zweig erzittert (Ged. S. 117). Gerade die Gleichnisse wandern bei Dichtern von Hand zu Haud und stellen sich festgeprägt und ungerufen ein: selten finden sich originelle, und nur wirkliche Könner schassen sie.
Die schwäbischen Dichter unseres Jahrhunderts haben für große Leidenfchaften kein lyrisches Gefäß gefunden. Auch Fischers Erotik nicht. Nicht als ob er von ihnen verschont geblieben wäre! Aber aus den meisten Gedichten tönt nur noch das letzte dumpfe Grollen nach, und unterirdische Schmerzen lassen noch das Dichterherz manchmal schlagen. Aber der lyrische Ausdruck dafür ist bei Fischer gedampft, und auf geglätteter Bahn rollt dann der Vers dahin. Niemals ein elementarer Aufschrei, nie ein Aufbäumen gegen Natur und Schicksal, sondern eine geruhsame Gelassenheit in Form und Inhalt, selbst wo der Schmerz alle Niegel zu sprengen droht.
Diese Schwaben — Waiblinger macht eine Ausnahme — haben keine Sturm- und DrangM durchgemacht. Ihnen gab ein Gott zu sagen, wenn und wie sie leiden, aber sie reden nur, wenn sie schon leiden. So Uhland, so Mörike, so I. G. Fischer. Aber vielleicht gehören sie zu den abgründigen Naturen, die schweigen, wenn ihre Seele festgepackt ist, und die vom Gewitter erst dann sprechen, wenn es vorbei ist. Auch Fischers lyrischer Stil ist in diesem Punkte schwäbisch. Ob ihm sein Weib stirbt, ob sein Sühnchen ihm folgt, er vermag erst dann ein paar arme Verse zu stammeln, wenn sich die schweigsamen Hügel darüber gewiß längst schon mit Rosen geschmückt haben . . .

Als der neunjährige Johann Georg Fischer am Sterbebette seines Paters stand, stammelte ihm dieser das seltsame Wort zu: „Suche Dich zu unterscheiden."

Das hat der Dichter sein Leben hindurch gethan. Eine völlig eigenartige Persönlichkeit, hat er die heimlichste Stille der Seele ebenso behorcht, wie das Vrausen der Zeit mit ruhigem Enthusiasmus aufgenommen. Ein Professor für Vuben und Jünglinge, und gleichzeitig ein Lehrer für das deutsche Volk, das den Regungen seiner Seele in den Spiegelungen der Dichter nachzuforschen liebt; ein Jünger der Natur, die ihm die heiligsten Geheimnisse erschloß, und ein Hohepriester in der Religion der Liebe und im Eultus der edlen Weiblichkeit, so ist Johann Georg Fischer achtzig geworden. Der Schnee der Jahre ruht ihn: jetzt auf Haupt uud Bart. Sein Wort „Es lebt kein Schönes, das er nicht empfand," ist der Inhalt seines eigenen Lebens.

Einem Jubilar soll man mit Gaben kommen. Das ist eine alte und schöne Sitte. Ich meine, am 25. Oktober mühte die Sonne freundlich scheinen und blauer Himmel blühn; deutsche Mädchen müßten des Sängers der Liebe gedenken und deutsche Männer die Wirren des Tages vergessen. Das wäre die schönste Gabe, denn Deutschland, Natur und Weib, diese drei hat Johann Georg Fischer immer innig geliebt.

1^0806 i6 ip8UrN.

Drei Aufsätze zur «üharakterisirung der Gegenwart.

Von einem Optimisten.

— Europa, Sommer ^896. —

II.

Ein idelllezZ Wahlgesetz.

Einleitung.

otion loI1o>v8 tue lins ok ßr«aw8t traotiou, or tds lins ok ly»8t rezizwncy, or tus rs3u1t,n,iit ol ins t^vo. . . .

So Herbert Spencer; und hierin finden alle politischen Umwälzungen ihre Erklärung.

Die Gesetze der Bewegung sind unwandelbar. Ihnen entziehen kann sich der Mensch ebensowenig wie jede andere Creatur, aber unter allen Lreaturen ist es dem Menschen allein gegeben, ein selbstbewußter Factor derselben zu werden, die Bewegung zu beschleunigen oder zu hemmen, sie für oder gegen sich einwirken zu lassen.

Folgt der Mensch einfach dein Gesetze der größeren Anziehung, so entsteht der Strom der öffentlichen Meinung, der sogenannte Strom der Zeiten, die Bewegung wird beschleunigt, und die Menschheit ist ihrem Schicksale verfallen, der Sintfluth.

Faßt der Mensch hingegen das zweite Gesetz in's Auge, jenes der weniger gehemmten Richtung, so hat er blos an der einen Stelle das Hemmniß zu vermehren, an der anderen es zu vermindern, und die Bewegung verändert ihren Lauf.

„Eindämmen" heißt das eine Mittel, „Ablenken" das andere. Beide führen zum Ziele. Aber während das erstere, in der Politik Reaction genannt, Ueberfluthung d. h. Revolution erzeugt, bewirkt letzteres, der Liberalismus, durch rechtzeitige Reform den rnhigen Abfluß.

Allerdings heischt auch die Reform Opfer, diese Opfer finden jedoch reichliche Vergütung in dem nunmehr gesicherten Besitze des Geretteten.

Nur darf man sich nicht dein Wahne hingeben, die durchgeführte Reform biete einen Nuhepunkt von ewiger Dauer. Das Gesetz der Bewegung hält mich bei dieser nicht still.
Der socialpolitische Abzugscanal der Neuzeit war der Parlamentarismus. Er hat seine Schuldigkeit gethan: der Strom der Zeiten wurde gehemmt, die Ueberfluthung wurde vermieden, der Abfluß ist glatt uon statten gegangen. Jetzt aber beginnt sich im Abzugscanale eine Stauung fühlbar zu machen. Allenthalben wird Klage geführt gegen die Gestaltung der Dinge.
Gerade dieselben Vorwürfe, !mit welchen einst der Absolutismus überhäuft wurde, richten sich heute gegen das Parlament.
„Der Parlamentarismus hat sich überlebt." „Eindämmen" rufen die Einen, „Ablenken" die Anderen; die Wahrheit liegt wie gewöhnlich in der Mittei „tb.s r68»i1tant ok tlw tvm".
Die Unzufriedenheit mit der parlamentarischen Verfassung äußert sich in verschiedenen Staaten verschieden. Bald wird der Wirkungskreis des Staatsoberhauptes in Frage gestellt, bald jener der ersten Kaminer, hier wird das Zweikammer-System angegriffen, dort die Alleinherrschaft der zweiten Kaminer beklagt.
Ueberall aber ist die Bewegung in erster Linie gegen den Mechanismus gerichtet, mittelst welchem die gewählte Kammer in's Leben gerufen wird.
In Anbetracht des sich stündlich äußernden Bedürfnisses, die bestehenden Wahlgesetze verschiedener Staaten zu verbessern, haben wir den Versuch gewagt, diese Frage allen localen Interessen zu entziehen und vom Standpunkte der gesunden Vernunft allgemein menschlich zu beleuchten.
In diesem kurzen Aufsatze erwarte man nicht die Geschichte aller bestandenen oder bestehenden Wahlgesetze in kritischer Beleuchtung dargelegt zu finden. Wir beschränken uns darauf, die Mängel und Lücken, welche sich fühlbar machen, aufzudecken, nach deren Ursachen zu forschen und nach Mitteln zu fuchen, die geeignet wären, dem Uebel abzuhelfen.
Im Gegensatze zu dem so häufig begangenen Fehler, vor den vielen Bäumen den Wald nicht zu sehen, wollen wir den Wald in's Auge fassen, selbst auf die Gefahr hin, einzelne Bäume nicht zu bemerken. Wir haben getrachtet, uns klar zu werden über den Ausgangspunkt und das Endziel. Die Wege uon Einem zun: Andern ausfindig zu machen, war unser Bestreben, und von diesen Wegen denjenigen zu betreten, welcher uns als der geradeste und sicherste erscheint.

I. Aufgabe des Wahlgesetzes.

Motto: Nicht im Betheiligtsein o» »er Regierung, lonbern im gut regiert Weiden beruht bo« Heil bei Voller,

Sobald die Regierung den Interessen des Negierten nicht entspricht oder nicht zu entsprechen scheint, entsteht für den Letzteren das Bedürfniß einer Vertheidigunq derselben.

Dies der Ausgangspunkt einer jeden Verfassung.

Es handelt sich einfach darum, zwischen der Regierung und den Regierten ein Bindemittel zu schaffen, welches geeignet sei, den nothwendig gemeinsamen Interessen Beider zu entsprechen.

Der Abgeordnete, zu dessen Wahl der Wähler durch Abgeben seiner Stimme beiträgt, erscheint diesem als der sicherste Anwalt seiner Interessen. Die Gesammtheit der Abgeordneten ist somit jene Körperschaft, in welcher sich die Gesammtsumme des persönlichen Vertrauens der Mehrheit der Wähler concentrirt; die Aufgabe des Wahlgesetzes aber besteht darin, zu ermöglichen, daß diese Körperschaft gleichzeitig diejenige sei, welche die Interessen der Gesammtbevülterung auch wirklich am besten zu vertreten vermag.

Wie immer diese Körperschaft beschaffen sei, mit dem Augenblicke ihres Entstehens sind Individuum und Staat nicht mehr die einzigen Subjecte und Objecte des Staatenthums; es hat sich ein dritter Factor zu ihnen gesellt, welcher droht, Staat im Staate zu werden.

Dies ist die größte, wir möchten fagen die einzige Gefahr des Parlamentarismus, welche Forin und Ausdehnung er immer haben möge.

Um dieser Gefahr vorzubeugen, muß die Gesetzgebung dafür sorgen, daß der als Bindemittel zwischen Staat und Individuum geschaffene Vertretungskörper sich niemals zum Selbstzwecke erheben könne.

Zum Selbstzwecke aber muß das Abgeordnetenhaus werden, wenn es sich zu einer Machthöhe emporschwingt, durch welche sowohl der Staat als der einzelne Staatsbürger gehemmt werden kann, auch in dem zur Vethätigung seiner Individualität unbedingt nothwendigen Grade freier Bewegung.

Dieses unuerhältnißmäßige Uebergewicht kann das Abgeordnetenhaus nur erlangen, indem es sich mit dem einen oder dem anderen natürlichen Factor des Staatenthums verbindet, sich auf die Autorität der bestehenden Staatsmacht stützt oder das Massengewicht der Wähler für sich einwirken läßt.

Vlos durch die gleichmäßige Abhängigkeit von Beiden wird das Abgeordnetenhaus wirklich unabhängig, und blos diese Unabhängigkeit bietet sowohl dem Staate als dem Individuum eine Garantie gegen die Vergewaltigung seitens des Abgeordnetenhauses.

Die heute bestehenden Wahlgesetze sind der Schaffung dieses Zustandes durchgehends nicht förderlich.

Allerdings wird dem Principe der Incomvatibilität in jedem parlamentarischen Staate mehr oder weniger gehuldigt. Diese Incompatibilität ist aber meistentheils völlig einseitig und nur darauf gerichtet, das Abgeordnetenhaus von oben unabhängig zu machen, gegen die Beeinflussung der Staatsmacht sicher zu stellen. Wer in irgend einer Form im Solde der Regierung steht, wird für ungeeignet gehalten, die Interessen des Volkes zu vertreten.

Nach unten hingegen darf der Volksvertreter abhängig sein, so viel er will. Der von seinen Clienten lebende Rechtsanwalt, Arzt oder Seelsorger, der Civil-Ingenieur oder Baumeister, der bezahlte Chef-Nedacteur oder Corresvondent eines Vlattes, der Bank- oder Fabrik-Director darf seine Stimme erheben, sein Votum abgeben in Fragen, welche den Gesammtstaat ebenso berühren wie den einzelnen Wähler.

Ob diese Unterscheidung auch nur dem einfachsten Rechtsbegriffe entspricht, wollen wir dahingestellt sein lassen, wir fragen blos, ob sie geeignet erscheint, einerseits das Ansehen des Hauses zu mehren, andererseits die öffentliche Meinung in richtige Bahnen zu leiten?

Heißt das nicht fo viel, als dem Regierten aä oculos zu demonstriren: das einzige Hinderniß seiner Entwickelung, der natürliche Erbfeind allen individuellen Wohles fei die Staatsmacht, gegen diefe allein hätte man sich zu wappnen!?

Die Unabhängigkeit des Abgeordneten ist und bleibt der Grundpfeiler des Parlamentarismus, aber diefe Unabhängigkeit muß dein Abgeordneten zu eigen fein nach unten wie nach oben. Nur fo kann diese Unabhängigkeit verhindert werden, sich zur Allmacht zu entwickeln, welche den Staat in der Ausübung seiner Rechte und Pflichten, den Staatsangehörigen im Genüsse der ihm gebührenden und nothwendigen freien Bewegung zu hindern droht.

Und hiermit wären wir zu einem Resultate gelangt, welches dem idealen Wahlgesehe zum Ausgangspunkte dienen soll.

Das Princip der Incompatibilität zieht bereits eine deutliche Grenzlinie zwischen Wählern, die blos wählen dürfen, und solchen, die auch gewählt werden können.

Lassen wir diese Linie sich dem natürlichen Laufe der Dinge entsprechend nach jeder Richtung hin verlängern, und wir werden finden, daß die Gesammtbevölkerung eines Staates von selbst in zwei Klassen zerfällt, in solche, die vertreten werden »vollen, und solche, die geeignet sind, die Vertretung zu übernehmen.

Diesem in Wirklichkeit bestehenden Unterschiede Rechnung zu tragen, sei somit die eiste, die vornehmste Aufgabe des idealen Wahlgesetzes.

II. Rlassirung der Staatsangehörigen in Wähler und wählbare.

Das active Wahlrecht stehe einein Jeden zu, der geistig genug entwickelt, moralisch genug selbstständig ist, um irgend einem Manne nach eigenem Ermessen mehr Vertrauen zu schenken als einem anderen.

Das passive Wahlrecht hingegen werde nur Demjenigen ertheilt, der genügende Garantien dafür bietet, dem in ihn gesetzten Vertrauen des Wählers gehörig entsprechen zu können.

Die möglichst unbeschränkte actiue Wahlberechtigung mache es für die möglichst größte Menge der Negierten möglich, ihrem persönlichen Vertrauen Ausdruck zu geben. Die größtmöglichste Beschränkung der passiven Wahlberechtigung biete dem Wähler die möglichst große Garantie dafür, daß mit seinem Vertrauen nicht Mißbrauch getrieben werde.
Der Parlamentarismus ist erfunden worden, oder vielmehr er hat sich dein modernen Staatenthum aufgedrungen durch das Vedürfniß, daß die Schranken niedergerissen werden, welche das Individuum von der Staatsmacht, die Staatsmacht vom Individuum zu trennen geeignet sind.
Die, wie bereits gesagt wurde, nothwendig gemeinsamen Interessen Beider wurden oft verschleiert, verwirrt, verdunkelt, durch Abgrenzungen innerhalb der Bevölkerung, welche Interessen erzeugen, die weder mit jenen des Staates, noch mit jenen des Individuums identisch sind.
Die Zerstückelung der Staatsangehörigen in verschiedene Gruppen wurde seitens der Staatsmacht selten gehindert, meist sogar provocirt oder begünstigt, in der falschen Voraussetzung, sie werde auf diese Weise der Massen leichter Herr werden, „viviö« 6t impera" heißt diese Theorie, die aber nichts Anderes ist als eine willkürliche Variante, eine falsche Anwendung des sehr richtigen Grundsatzes „viviä« et vinoeZ". Dies unheilvolle Princip muß zur nothwendigen Folge haben, daß die Staatsangehörigen, die berufen waren, sich zum Zwecke des Gemeinwohles zu verbinden, mit einander in Kampf gerathen, sich gegenseitig verfolgen.
Der Klassen- und Nacenhaß zwischen Angehörigen desselben Staates entsteht ebenso wie der Haß zwischen den Anhängern verschiedener Confessionen blos dadurch, daß Klassen, Nacen und Confessionen durch die Staatsmacht gegen einander ausgespielt worden sind.
Dieses als opportun erscheinende Verfahren muß aber für den Staat wie für das Individuum von unheilvollster Wirkung sein. Es wird hierdurch gerade jene Kraft lahmgelegt, deren Entwicklung allein im Stande ist, auch den Staat zu erhalten und zu entwickeln, die möglichst selbstständige Kraft des Individuums.
Wo man unter der wirklichen oder auch nur vermeintlichen Bevorzugung einer Klasse, Race oder Confession im Staate zu leiden hat, weiden im Menschen alle Leidenschaften entfesselt, und zwar die guten wie die bösen. Sie werden entfesselt unmittelbar gegen einander, mittelbar gegen den Staat, gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung. Durch das wirkliche oder vermeintliche Unrecht, welches einem als Mitglied einer dieser Körperschaften widerfährt, wird die natürliche freundnachbarliche Regung des Herzens unterdrückt, wird die gesunde Urtheilskraft getrübt. In den Vordergrund gedrängt wird die mächtigste menschliche Triebfeder, die Rechthaberei. Gegen die bestehende Ordnung der Dinge in's Spiel gebracht werden die beiden meistverbreiteten Schwächen des Menschengeschlechtes, der Snobbismus und der Idealismus.

Der kindische Drang mehr zu sein oder zu scheinen, als der Nachbar ist, erhält durch den gesetzlich sanctionirten Zwang weniger zu sein oder scheinen zu müssen als dieser, eine Weihe.
Die verletzte persönliche Eitelkeit, der Ausdruck des naivsten Egoismus wird durch die Collectiuität zum Trugbilde eines höheren Interesses, zum Ideale. Wer für dieses lebt, wird zum Helden, wer für dieses stirbt, zum Märtyrer gestempelt. Die Verletzung von Scheinrechten führt zur Anerkennung von Scheinpflichten, und das wirkliche Recht, jenes der persönlichen Freiheit, die wirkliche Pflicht, jene des loyalen Gesammtpatriotismus, werden erstickt.
Das ideale Wahlgesetz kennt nicht die alten Schranken der Klasse, Race oder Confession, wahrend die von ihm zu ziehende Grenze zwischen dem Wählbaren und dein Wähler keine neue Schranke ist.
Sie ist es nicht, weil tausend Wege vom einen der zu schaffenden Lager hinüberführen in das andere und Niemand daran gehindert wird, sich die Eigenschaften anzueignen, welche ihm die Betretung derselben ermöglichen.
Besonders aber ist sie es nicht, weil die fortwährende Berührung zwischen Neiden für Beide zur unabweislichen Notwendigkeit wird.
Nicht als Feinde, nicht einmal als Gegner stehen sie sich gegenüber, sondern als Genossen, die auf einander angewiesen sind.
Kein Gewählter ohne Wähler, keine Wähler ohne den Gewählten. Und in diesem nothwendigen auf einander Angewiesensein liegt die größte Garantie der wechselseitigen Vertheidigung der Interessen Neider, der gemeinsamen Nertheidigung der Gesammtheit, des Staates.
So lange in einem Staate blos eine Klasse im Genüsse des actiuen wie des passiven Wahlrechtes ist, oder auch nur so lange als irgend einer Klasse, Nace oder Confession als solcher Beide verschlossen sind, kann dort, wo überhaupt gewählt wird, wer nicht wählen darf, sich nicht als Bürger, als Staatsangehöriger fühlen, er muß sich ein Sklave dünken.
Wird, um diesem Uebelstande abzuhelfen, plötzlich allen Klassen das active und passive Wahlrecht zugleich ertheilt, so fühlt sich der bisherige Sklave abermals nicht als Bürger, sondern als Herr. Es sind nur die Rollen gewechselt, die gegenseitige Empfindung bleibt dieselbe.
Ganz anders gestaltet sich die Situation, wenn dein bisher völlig rechtlosen Theile der Bevölkerung blos das active Wahlrecht ertheilt wird.
Die Rollen zwischen Herrn und Sklaven werden nicht gewechselt, denn Beide haben aufgehört zu sein.
Nicht die noch so !große Anzahl der Wähler aber ist den Interessen des Individuums sowohl als jenen des Staates gefährlich, sondern die Ueberfluthung der Wähler durch Wählbare.
Die Trennung des Wählers vom zu Wählenden ist nichts Anderes

als eine Theilung der Arbeit nebst einer rationellen Vertheilung des Macht-verhältnisses.

Der absolute Egoismus wird hierdurch ausgeschlossen beim Einen wie beinl Anderen. Der Drang nach Willkür findet keinen Boden, das äo ut 6o8 kommt zur vollen, ungetrübten Geltung. Es verschwinden die Schlag-worts, und Fragen betreten die Bühne, wirkliche Fragen des Seins oder Nichtseins für das Individuum wie für den Staat.

Um diese Fragen herum gruppiren sich Wählbare und Wähler.

Die vielleicht bei Beiden ursprünglich einseitig gewesene Auffassung wird gegenseitig ergänzt und corrigirt.

Wenn dem Auge des Wählers vielleicht nichts Anderes deutlich wird als das Heute, so muß sich jenem des Gewählten auch schon das Morgen erschließen können.

Es sei uns gestattet, diese Behauptung durch ein Beispiel zu illusiriren.

Der Fabrikarbeiter träumt nur von Lohnerhöhung und kürzerer Arbeitszeit; der Fabrikbesitzer muß wissen, inwieweit diese Träume berechtigt und erfüllbar sind.

Der Weltmarkt ist für ersteren eine unbekannte Größe, Letzterer muß mit diesem rechnen. Im eigenen Interesse wie im Interesse des Arbeiters darf der Fabrikbesitzer nicht zu weit gehen in seinen Concessionen, weil sonst nicht nur sein Neichthum, sondern auch der gesicherte Broterwerb des Arbeiters gefährdet wird.

D^u Arbeiter sind solche Rücksichten fremd. Er besteht auf seinen Wünschm und müßte er, um sie zu erlangen, auch über die Leiche des Arbeit-gebers schreiten. Er begreift nicht, daß hiermit auch die Fabrik in Brüche gehen und ihn wie die Seinen unter ihren Trümmern begraben müßte.

Wer also ist der richtigere Vertreter der beiderseitigen Interessen, der Arbeiter oder der Arbeitgeber?

Gewiß, der Arbeitgeber würde zum unbeschränkten Herrn, eventuell zum grausamen Tyrannen seiner Arbeiter werden, hätte er die Befugniß, sich selber zu deren Anwälte aufzuwerfen. Wenn aber dem Arbeiter das Recht zusteht, durch sein Votum den Arbeitgeber zu beseitigen, so wird der Arbeitgeber gezwungen sein, Rücksicht zu nehmen ans diesen Arbeiter, der zugleich sein Wähler ist.

Wir geben uns nicht dein Wahne hin, als wäre durch die Einführung eines noch so hohen Censns der Wählbarkeit sofort allem gemeinschädlichen Licitiren um die Volksgunst Einhalt geboten. Wir sind uns dessen nur zu sehr bewußt, daß auch der vermögende, ja reiche Mann, von Ehrgeiz, Eitel-keit oder persönlichem Antagonismus getrieben, dem Wähler gegenüber Mittel ergreift, welche ans dessen Bethörung abzielen und ihn schädigen müssen. Aber dieses Licitiren um die Volksgunst findet seinen Ursprung doch zum grüßten Theile in der Nothwendigkeit, den Mann des Voltes

selbst ZU überbieten, und »nützte abnehmen, wenn der Kreis der Competenten ein geringerer wird.

Die Grenze des Nadicalismus vermögender Menschen ist bald erreicht. Ueber diese hinaus muß nur gegriffen werden, wenn auch der doctrinäre Nadicalismus solcher überflügelt werden soll, die für ihre Perfon Nichts zu verlieren haben.

III. Vie Beschränkung der passiven Wahlberechtigung bedeutet für die mit activem Wahlrechte ausgestatteten Staatsbürger keine Schädigung.

Die große Mehrzahl jener Staatsangehörigen, die den berechtigten Wunsch hegen, gut regiert zu werden, kann und will nicht mit der Aufgabe des Negierens belastet sein.

Der Wähler wählt einen Vertreter seiner Interessen nach außen, d. h. einen Vertreter der Gemeinde in den Nath des Staates einzig in der Absicht, durch den Staat die Individualität der Gemeinde und in der Gemeinde, selbst gegen die Gemeinde die eigene Individualität gewahrt zu sehen.

Der Wähler will sich und die Seinen erhalten können in der Gegenwart und wünscht für seine Nachkommen die Zukunft gesichert zu sehen. Er sucht im Staate Schutz unmittelbar gegen jene, die ihn innerhalb der Gemeinde und des Staates bedrücken wollen, mittelbar gegen jene, die seine Interessen von außen, daher den Staat selbst bedrohen, als dessen Angehöriger er lebt und leben will.

Jeder auch nur halbwegs einsichtsvolle Staatsangehörige, und zu einem solchen wird jeder Wähler sich entwickeln, muß begreifen, daß hienieden Nichts für Nichts gegeben wird. Er wird begreifen, daß zur Erhaltung und Entwickelung der Gemeinde und des Staates auch sein Steuergroschen, datz l^ur Abwehr gegen äußere Feinde auch sein Ann beansprucht wird. Steuer- und Militärpflicht müssen dem Wähler schließlich als Bürgerpflicht, ja als Vorrecht erscheinen.

Alles, was er verlangen darf und soll, sei eine gerechte Vertheilung der Geld- und Blutsteuer. Um dies zu erlangen, wählt er einen geeigneten Anwalt, aber er verlangt durchaus nicht selbst dieser Anwalt zu sein, vorausgesetzt, daß der Anwalt mit keiner anderen Befugniß ausgestattet werde als mit jener, seinen Clienten vertheidigen zu dürfen.

Der Staatsangehörige trägt bei zur Erhaltung des Staates durch die Abgabe des Erlöses einiger Arbeitstage, durch die Entziehung von seiner Arbeit während einiger Militärdienstiahre, soll er auch noch das 3>fer vieler Monate des Jahres bringen müssen, welche er ferne vom lmuslichen Herd, vom Acker, vom Webstuhl, vom Ambos, mit einem Worte vom Broterwerbe, im Parlamentshause zu verbringen hätte?

Was aber der eine Wähler für sich nicht wünscht, bürde er auch seinem ihm gleichgestellten Nachbar nicht auf.

Und schließlich, worin besteht der Unterschied zwischen der Ausübung der bürgerlichen Rechte des Wählers und des Gewählten? Einzig darin, daß der Gewählte unmittelbar, der Wähler blos mittelbar auf die Gesetzgebung Einfluß zu nehmen berufen ist.

Der Abgeordnete ertheilt oder verweigert sein Vertrauen dem Minister im Hause, der Wähler thut dies vor der Wahlurne, indem er einen Anhänger oder Gegner des Ministers zum Abgeordneten wählt. Und Veide sind in der Lage, ihr Votum auf Grund persönlicher Anschauung abzugeben. Der Wähler kennt seinen Abgeordneten-Candidaten persönlich oder könnte und sollte ihn wenigstens kennen. Welcher Wähler aber kennt den Minister, für oder gegen welchen er als Abgeordneter stimmen sollte? Der Wähler kennt seine eigenen Wünsche und Bedürfnisse, kann aber die Bedürfnisse des Staates nicht kennen, daher nicht wissen, ob und in welchen: Maße die beiden mit einander in Einklang gebracht werden können.

Der zu wählende Candidat hingegen soll Beides kennen. Er mutz im Boden des Wählers wurzeln, mit seinen Aesten aber weit hinausragen über das Niveau desselben.

Seinem eigenen Urtheile überlassen, ist der Wähler sich dieser Wahrheit auch meistentheils völlig bewußt. Was er sich nicht zutraut, erwartet er auch nicht vom gleichgestellten Nachbar und dort, wo das Wahlrecht unverfälscht zur Geltung kommt, wählt er auch immer lieber eine Persönlichkeit außerhalb des eigenen Kreises.

Und hierin liegt eben die Gefahr. Ist das passive Wahlrecht ebenso unbeschränkt wie das active, so kann und wird es geschehen, daß unberufene Männer, die zu Hause kein Gehör finden, sich zum Candidaten aufwerfen und das Mandat erlangen, blos darum, weil sie in« betreffenden Wahlkreise Fremde sind. Wenn solche Subjette sich überhaupt dem öffentlichen Leben zuwenden, statt daheim ihren beschränkten, aber berechtigten Beruf zu erfüllen, so geschieht dies einzig in der Absicht, Carriöre zu machen. Die Stellung des Abgeordneten soll aber nicht Carriöre sein und nicht Broterwerb. Sie sei ein heiliges Amt, das höchste Ziel der Ambition, gleichsam die Bürgerkrone für den Gewählten.

Wenn somit der Wähler ohne Rücksicht darauf, ob er vermögend ist oder nicht, allein auf Basis seiner Urtbeilsfähigkeit und Unbescholtenheit wählen darf, jedoch nur aus den Reihen solcher Männer, welche außer den vom Wähler vorausgesetzten Eigenschaften auch noch materielle Selbstständigkeit besitzen, daher in der Lage sind, ihre ungetheilte Kraft dem Wohle des Staates und des Individuums zu widmen, so glauben wir, dies bedeute für den Wähler nicht nur keine Einschränkung seines Rechtes der Selbstvertheidigung, sondern vielmehr eine Kräftigung desselben, unter gleichzeitiger Entlastung von persönlichen Opfern an Zeit und Arbeitskraft.

Der an die Wählbarkeit geknüpfte Census bietet dein Wähler zwei Garantien. Erstens ist vorauszusetzen, daß der materiell selbstständige Mann eine Erziehung genossen hat, durch welche er auch mit den geistigen Mitteln ausgestattet wird, die Vertretung Anderer erfolgreich durchzuführen.
Zweitens kann vom Manne, der des Abgeordneten-Mandats nicht bedarf, um erst für sich eine Existenz zu schaffen, mit Recht erwartet werden, er werde feine Arbeitskraft einzig und allein dem öffentlichen Wohle widmen.*)
Es ^ist durchaus nicht zu befürchten, daß dies zur Plutokratie führen müsse. Erstens ist die materielle Selbstständigkeit noch bei Weitem nicht Reichthum. So viel Vermögen als zur Selbsterhaltung ohne sonstigen Broterwerb nothwendig ist, bedeutet Freiheit. Blos ein über das persönliche Vedürfniß hinausreichender Neichthum bedeutet Macht.
Zur Vethätigung dieser Macht aber ist jenes Parlament weit mehr geeignet, dessen Mitglieder materiell nicht selbstständig sind, als ein Parlament vermögender Abgeordneter, welches dem Gelde der Reichen weniger zugänglich sein muß.
Auch ist die Basis der materiellen Selbstständigkeit eine zu breite, als daß die auf derselben gewählten Abgeordneten sich zu einer allmächtigen Clique verbinden könnten. Als weit gefährlicher hat sich jenes Parlament erwiesen, dessen Mitglieder nicht auf Grund ihrer materiellen Selbstständigkeit gewählt, sondern den Wählen» durch irgend eine mit grellen Feldzeichen versehene Clique mittelst hochtönender Schlagworte aufgedrungen worden sind.
Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die materielle Selbstständigkeit blos der Ausgangspunkt der Wahlfähigkeit fei. Nicht weil der Candida! so und so viel besitzt, soll er gewählt werden, gewählt werden soll derjenige unter den noch immer vielen Besitzenden, dessen sonstige Eigenschaften ihn als vertrauenswürdig erscheinen lassen.
Hieraus entwickelt sich nothwendiger Weise das Vedürfniß für den Candidaten, das Vertrauen der Wähler zu erwerben.
Wann wird das am sichersten gelingen und auf welche Weise?
Zwei unlautere Mittel stehen dem Candidaten zu Gebote: Bestechung nnd Schwindel. Gegen Erste« haben die meisten Wahlgesetze versucht den Wähler zu schützen, was aber geschah bis jetzt, um Letzteren hintanzuhalten?
Wer am meisten verspricht, dein wird am meisten vertraut. Die Menschheit liebt Geschenke zu erhalten, und glaubt gerne an Wunder.
Der Schwindel hört erst dann auf ein wirksames Mittel der Bertrauens-Erlangung zu sein, wenn er als solcher erkannt wird. Vor dem erlebten eigenen Schaden wird Niemand klug. Es ist somit Aufgabe der Gesetzgebung, klug zu sein für Jene, die es nicht sein können.

*) Der Ausspruch G. M. VoltonrI: ,,?aur etre bnn i,ies«!t, bon miniütis ou lxm ^räß-oullmpstr«, il n» f»nt p»Z 5iop c?nin<lr« <I« perdre «8, i>I»c:e," läßt sich mit vollem Rechte auch auf den Abgeordneten anwenden.

Das sicherste Mittel zur Vermeidung des Vertrauensmißbrauchs mit dem Wähler liegt aber darin, daß der Candidat in der Lage sei, dessen nicht zu bedürfen, ihn nicht treiben zu wollen.
Je unabhängiger die Candidaten sind, um so weniger werden sie der Versuchung zu schwindeln unterliegen. Und je ernster die materiell selbstständigen Candidaten das Ziel eines Mandates in's Auge fassen, desto schwerer wird gegen diese die Aufgabe des Schwindlers.
Nicht erst am Vorabende der Wahl wird der Candidat sich beim Wähler einschmeicheln wollen. Nein, der richtige Candidat soll mit dem Verufe geboren weiden, der Vertreter und Beschützer seiner weniger bemittelten, mit Vroderwerb beschäftigten Nachbarn zu sein.
Der zukünftige Candidat, der aufgewachsen ist inmitten der zukünftigen Wähler, als Sohn eines Vaters, dem die Väter bereits ihr Vertrauen geschenkt haben, wird mit Leichtigkeit siegen gegen jeden fremden Eindringling und dessen noch so süße Gelegenheitsworte.
Also auch noch gleichsam erblich soll die Würde eines Abgeordneten werden?
Warum nicht, so lange den Anforderungen, welche daran geknüpft sind, in vollem Maße entsprochen wird?
Und nicht nur vom materiellen Standpunkte ist dieser Grundsatz zu vertheidigen, auch die richtig erkannten Gesetze der Psychologie führen dazu.
Man mag sagen, was man will, aber der Mensch ist viel abhängiger von seiner Umgebung, von der Atmosphäre, in welcher er lebt, in welcher er aufgewachsen ist, als der moderne Eigendünkel es zugeben will.
Gewiß, das Wort „Nachbarschaft" ist kein leerer Schall. Allerdings auch zu hassen, aber gewiß auch zu lieben, vermögen wir Niemand besser als unser« nächsten Nachbar; und nur Dasjenige, was wir lieben gelernt haben, werden wir auch zu vertreten wissen, und zwar besser, als dies irgend ein völlig Fremder vermag.
Diese Argumente dürften wohl auch für die Theorie in's Feld geführt werden, daß jede Klasse der Gesellschaft am besten durch jene vertheidigt wird, die ihr selbst angehören. Dies halten wir jedoch für falsch. Wie schon früher angedeutet wurde, sind die Zusammengehörigkeit, die Anhänglichkeit, das Eingeweihtsein in die Mysterien jeder Einzeleristenz noch nicht genügend, um auch die Befähigung zur wirksamen Vertretung der Interessen einer Kürperschaft zu verleihen.
Andererseits ist es leicht nachweisbar, daß nicht blos Angehörige derselben Klasse Liebe zu einander empfinden müssen.
Wenn schon eine ideale Zusammengehörigkeit wie jene der Race und des Glaubens ein oft erprobtes Gefühl der Solidarität im Menschen zu erzeugen vermag, um wie viel mehr muß dies der Fall sein bei der vollen

Zusammengehörigkeit der durch häufige Begegnung auf die Sinne wirkenden Nachbarschaft*).

Mehr als die Klassen-, Racen- und Glaubensgemeinschaft ist und sei die Nachbarschaft ein Bindemittel der Gesellschaft. Als Scheidewand hat keine derselben eine Berechtigung zu bestehen, und wo sie noch besteht, wird sie zweifellos fallen, sobald der Menschheit ein höheres gemeinsames Ziel ausgesteckt und von dieser als solches anerkannt wird.

Täglich erfahren wir dies, sobald einem Staate von außen Gefahr droht; sollte das Mittel versagen, wenn es sich blos um innere Feinde handelt?

Der Abgeordneten-Candidnt ist angewiesen auf die Wähler, ebenso wie die Wähler in richtiger Auffassung ihrer Interessen angewiesen sind auf den in ihrer Mitte weilenden, jedoch materiell selbstständigen Candidaten. Durch die Einschränkung des passiven Wahlrechtes werden die beiden großen, heute bereits fast allein das Feld behauptenden Klassen, jene der Besitzenden und der Nichtbesihenden, sich näher rücken; durch die Wahl je nach Klasse, Nace, Religion oder sonstigen Abgrenzungen der Staatsbürger hingegen werden diese in gesetzlich sanctionirten Gegensatz mit einander gebracht, was zwischen ihnen zu noch größerer Entfremdung und schließlich zum offenen Kampfe führen muß.

Man könnte fragen, ob es denn nothwendig sei, die Einschränkung der Wählbarkeit durch einen daran geknüpften Census gesetzlich zu decretiren, da ja die Praxis meistentheils auch ohnedies zum selben Resultate führt? Die Erwerbung und Ausübung des Abgeordneten-Mandates ist allenthalben eine so kostspielige Sache, daß in der Regel nur vermögende Männer in der Lage sind, sich darum zu bewerben.

Diesem Einwurfe sprechen wir nicht unbedingt jede Berechtigung ab, glauben jedoch ihn einschränken zu müssen.

Allerdings wird die lückenhafte Theorie durch deren praktische Anwendung häusig corrigirt, aber nur dort, wo sich die Theorie aus der Praxis selbst entwickelt hat, dort, wo die Verfassung aus heimatlichem Boden entsprungen ist, Wurzel gefaßt hat und sich aus eigener Kraft entwickelt.

Dort hingegen, wohin die Theorie als fremde Schöpfung importirt werden mußte, kann sie auch nicht gedeihen, ohne künstlich gehegt und ge-

*) Was der Außenwelt und sichtbaren Realität ihre große Gewalt über das Gemiith ertheilt, ist die Nähe und Unmittelbarkeit derselben. Wie die Magnetnadel durch ein kleines ihr recht nahe gebrachtes Stückchen Eisen pcrwibirt und in heftige Schwant»«» gen versetzt weiden kann: so kmm bisweilen selbst ein starker Geist durch geringfügige Begebenheiten und Menschen, wenn sie nur in großer Nähe auf ihn einwirken, aus der Fassung gebracht und peiturbirt werden Ein sehr kleines, aber sehr naheliegendes Motiv kann ein an sich viel stärkeres, jedoch aus der Ferne wirkendes überwiegen. Schopenhauer. (Welt als Wille und Vorstellung.)

Pflegt zu werden. Dies, meinen wir, dürfte bei den meisten Verfassungen des europäischen Continents der Fall sein.

IV. Die «Litheilung der activen Wahlberechtigung an alle mündigen, geistig normalen, unbescholtenen ötaatsangehörigen ist für den ötaat und die gesellschaftliche Ordnung nicht gefährlich.

Die Demagogie stützt sich auf den Demos und nicht aufs Individuum. Gefährlich sind die Massen, nicht der Einzelne. Man zerstückle die Massen, man veranlasse sie, aufzugehen in die Atome, welche sie bilden. Je mehr dies gelingt, umso weniger ist das unvernünftige Massengewicht in der Gesellschaft ausschlaggebend.

Werden die Massen in Gruppen getrennt, so entstehen wohl kleinere, aber immerhin noch Massen, d. h. Körperschaften, welche einem fremden Impulse mechanisch folgen. Dies ist der Fall bei jeder Art Curialwahlen oder Klassenwahlen. Man führt diese ein, lediglich aus Gründen der Opportunität, um, gleichsam von der Hand zum Munde lebend, für das Bestehende eine Mehrheit zu sichern. Aber erstens ist hiermit vielleicht für's Heute gesorgt, nicht aber für's Morgen; zweitens wird verhindert, daß die möglichst grüßte Menge von Staatsangehörigen sich zum Individuum entwickle, welches Individuum blos zwei Objecte anerkennt, sich selbst und den Staat*). Werden hingegen die Massen in einzelne Wähler aufgelöst und die einzelnen Wähler angespornt, ihre Individualität zur Geltung zu bringen, so ist deren Beeinflussung von außen zwar nicht ausgeschlossen, aber jedenfalls erschwert. Es kann zwar nicht verhindert werden, daß eine Anzahl von Individuen sich um eine Idee gruppiren, sich verbinden zur Erreichung eines gemeinsamen Zweckes, aber diese Verbindung muß erst geschaffen

*) Am 27. März 1867, gelegentlich der Verfassungs-Debatte im Reichstage des Norddeutschen Bundes oerurtheiltc Fürst, damals noch Graf Bismarck das preußische DiciNllfsen-St,stem mit folgenden denkwürdigen Worten: „Ja, meine Herren, wer dessen Wirkung und die Konstellation, die es im Lande schafft, etwas in der Nähe betrachtet hat, muh sagen, ein widersinnigeres, elenderes Wahlgesetz ist «och nicht in irgend einem Staate ausgedacht worden. Ein Wahlgesetz, das alles Zusammengehörige auseinander» reißt und Leute zusammenwürfelt, die Nichts mit einander zu thuu haben, das in jeder Commune mit anderem Maße mißt: Leute, die in irgend einer Gemeinde weit über die erste Klasse hinausreicheu, die sie allein ausfüllen würden, zu einer benachbarten Commune in die dritte Klasse wirft, — in Gemeinden 0«n drei Besitzern, die Jeder ungefähr 200 Thaler Steuern bezahlen, zwei in die erste Klasse wirft und der Tritte, der 7 Silber» groschen weniger bezahlt, als der Vorhergehende, in die zweite kommt, wo der nächste mit 5 Thaler Steuern anfängt, und von bäuerlichen Besitzern mit 5 Thaler Steuer wieder eine gewisse Anzahl zu Hans mit 4 Thaler 5 Silbergroschen und zu Kunz mit 4 Thaler 6 Silbergroschen kommt! So reißt die Reihe ab, und die Anderen werden mit dem Proletariate zusammengeworfen. Wenn der Erfinder dieses Wahlgesetzes sich die praktische Gestaltung vergegenwärtigt hätte, hätte er es nicht gemacht."

werden, während sie bei der Einteilung der Wähler in Gruppen an und für sich besteht.

Dem Individuum kann und soll die Möglichkeit nicht benommen werden, sich mit anderen Individuen zu verbinden, aber diese Verbindung geschehe nach eigener Wahl, in Folge eigener Anschauung, sie sei nicht die unabweisliche Consequenz des Vergangenen, nicht das Fatum, welchem sich Niemand zu entziehen vermag.

Die Trennung der Massen in Individuen kann nur erreicht werden, wenn dem Individuum die Ueberzeugung beigebracht wird, es vermöge sich aus eigener Kraft, unabhängig von Anderen, an der zukünftigen Gestaltung seines Schicksals zu betheiliqen. Diese Ueberzeugung kann der Einzelne unstreitig blos durch die Ausübung des ihm gewährten activen Wahlrechtes gewinnen, und zwar nur allmählich, indem er der Erfahrung bedarf, um sich seines Machtgefühles bewußt zu werden.

Es bedeutet dies nichts Anderes als das Emancipiren des Individuums von der oft tyrannischen Allmacht seiner Traditionen, von der willkürlichen Klassirung, in welche es hinein geboren wurde und durch welche es veranlaßt wird, oft selbst die deutlich erkannten individuellen Interessen zum Opfer zu bringen.

Wie das Individuum blos durch ein ererbtes Vorrecht zur blinden Selbstsucht getrieben wird, so verfällt es auch blos durch das Bewußtsein eines ererbten Unrechtes der blinden Verzweiflung. Und das Bewußtsein dieses Vorrechtes wie dieses Unrechtes gewinnt das Individuum blos durch seine ererbte, daher willkürliche Eintheilung in die Gruppe des Bedrückers oder des Bedrückten.

Der durch Klasse, Nace oder Confession von seinen sonstigen Mitbürgern getrennte Staatsangehörige soll erfahren, daß er unabhängig von diesen als einzelnes Individuum nur einer berechtigten Individualität gegenübersteht, dem Staate, und daß er auch diesem gegenüber in der Lage ist, sein wirkliches oder vermeintliches Recht zu suchen, seine Sache vertreten zu lassen.

Je mehr Individuen von: Rechte Gebrauch machen dürfen, auf die Wahl ihres Vertreters selbstständig Einfluß zu nehmen, um so geringer wird die Gefahr, daß dieser Vertreter sich ihnen aufdrängt, sich, ohne ihr Vertrauen gewonnen zu haben, wählen läßt, einfach durch den Strom der öffentlichen Meinung, welchen er provocirt, welchen: er sich hingiebt und in welchem er die Massen mit sich reißt.

Wenn das Individuum sich fühlt und erkennt, daß der Geltendmachung seiner Interessen und Rechte keine anderen Grenzen gesetzt werden, als jene des allgemeinen Interesses des Staates, daß aber gerade zun: Schutze dieser Interessen und Rechte die Erhaltung des Staates nothwendig ist, wird das Individuum sich nicht gegen den Staat kehren, nicht gegen den

Staat ausnützen lassen durch Cliquen, gegen deren selbstische Ueberhebung eben nur der Staat es zu schützen vermag.

Und wenn für die große Mehrheit der Staatsangehörigen der Begriff „Staat" auch unfaßlich ist, die nothwendige und heilsame Wmacht des Staatsoberhauptes begreift ein Jeder. Das Glauben an die Allmacht des im Staatsoberhaupts verkörperten Staates ist jedem 'Individuum ebenso Nedürfniß wie das Glauben an Gott. Die Auflehnung gegen die höchste Autorität ist auch immer nur eine mittelbare, sie entspringt aus dem Mißbrauche, welchen deren Werkzeuge in der Ausübung der Macht sich zu Schulden kommen ließen, und ist unmittelbar gegen diese gerichtet.

Wenn somit das Individuum durch Erfahrung lernt, daß sein Votum die unehrlichen Makler und Vermittler über Vord zu werfen vermag, wird es sich niemals, auch mittelbar nicht, zum Angriffe gegen die höchste Autorität verleiten lassen.

Der in seiner Allmacht durch eine Reform beeinträchtigte Theil der Gesellschaft ist immer bestrebt, deren Tragweite dadurch abzuschwächen, daß ihr wenigstens möglichst enge Grenzen gesetzt werden.

Dies ist ein grober Irrthum. Eine Reform gelangt blos darum zur Durchführung, weil der Inipuls, welcher sie hervorrief, ein unbezwinglicher war. Wird diesem Impulse volle Rechnung getragen, so hört er nothwendig auf. Eine blos theilweise Concession erhält aber den Impuls noch aufrecht, und man ist gezwungen, den Kampf weiter fortzusetzen, jedoch mit Waffen, welche durch die, wenn auch beschränkte Reform doch wesentlich geschwächt worden sind.

Kann man somit eine Reform nicht hintertreiben, fo thut man gut daran, sie voll und gauz zu acceptiren, denn wenn man hierdurch in seiner Stellung auch geschwächt erscheint, so hat man andererseits auch nur mit einem geschwächten, seines Impulses beraubten Gegner zu kämpfen.

Ist eine Klasse einmal des alleinigen Rechtes zum Wählen verlustig geworden, so ist es weit günstiger für sie, das Wahlrecht verbreitet sich auf alle Schichten der Gesellschaft, als daß es nunmehr durch eine andere Klasse mouopolisirt werden könne.

Im Sinne des idealen Wahlgesetzes wäre das active Wahlrecht bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit auszudehnen, das heißt auf alle Staatsbürger, die zu begreifen im Stande sind, was die Abgabe ihres Votums für sie und die Ihren bedeutet und deren Vergangenheit die Voraussetzung ausschließt, daß sie mit diesem heiligen Rechte Mißbrauch treiben würden.

Somit wäre das active Wahlrecht unbedingt auch den Staatsangehörigen weiblichen Geschlechts zu ertheilen.

V. Ausdehnung des activen Wahlrechtes auf die Frau.

Allerdings ist das Weib durch seine physische, vielleicht auch moralische Anlage nicht geeignet, an der Leitung des Staates unmittelbar teilzunehmen; ebenso wenig wie es geeignet ist, den Staat unmittelbar mit den Waffen in der Hand gegen äußere Feinde zu uertheidigen. Aber ebenso wie das Weib berufen ist, mittelbar an der Vertheidigung des Staates theilzunehmen, indem sie diesem Knaben gebiert und durch mütterliche Pflege zu wehrfähigen Männern entwickelt, kann es durch Abgabe seines Votums für den geeigneten Vertreter auch auf die richtige Leitung der Staatsgeschäfte mittelbar Einfluß nehmen.

Vor Allem würde hiermit dem Principe entsprochen sein, die Massen aufzulösen durch Schaffung der größtmöglichsten Anzahl von Individuen, besonders günstig müßte diese Maßnahme aber dadurch wirken, daß hiermit ein Heer von Wählern geschaffen würde, welches notwendiger Weise außerhalb des Kampfgewühles stehend, von dessen einzelnen Phasen unberührt bleibt und gleichsam als unbetheiligter Zuschauer in der Lage ist, parteilose Kritik zu üben*).

Blos im günstigen Falle, als das Weib vom Manne liebevoll und gerecht behandelt wird, wäre anzunehmen, daß das Votum des Weibes einfach die Verdoppelung des Votums des Mannes bedeuten müßte. Und in diesem Falle wäre dies durchaus kein Nachtheil, da vom Manne, der im Hause recht thut, vorauszusetzen ist, er werde auch im öffentlichen Leben das Nichtige treffen. Wo dies hingegen nicht zutrifft, kann es nur erwünscht sein, wenn das Votum des Mannes durch jenes seiner Frau aufgehoben wird. Zur Begründung dieser Wahrscheinlichkeitsrechnung untersuchen wir die heute im Ärbeiterkreise so Häufig angewandte Vertheidigungs- und Angriffswasse: den Strike.

Fühlt sich der rechtschaffene, tüchtige, nüchterne Arbeiter genöthigt zu sinken, so wird sein von ihm menschlich behandeltes Weib ihn im berechtigten Kampfe gegen den selbstischen Arbeitgeber zweifellos getreu unterstützen. ,

Ist es aber der arbeitsscheue, liederliche Trunkenbold, der eine Lohnerhöhung fordert, blos um diesen höheren Lohn gleichfalls zu verprassen, dann wird das arme, hierdurch in erster Linie getroffene Weib Alles aufbieten, um den Strike zu hintertreiben.

Jedenfalls wird das Weib durch hen Strom der Zeit weniger mitgerissen als der Mann. Gefesselt durch die Sorgen und Pflichten des täglichen Lebens, welche alle seine Kräfte vollauf in Anspruch nehmen und ihm nicht erlauben, sich einer Bewegung von außen hinzugeben, stemmt es sich dieser instinctmäßig entgegen. Das Weib ist immer geneigt, das Bestehende,

*) Die Zuziehung der Frau bringt die Grenze am deutlichsten zur Anschauung, welche der Verfasser zwischen dem Wähler und dem zu Wählenden gezogen sehen möchte.

welches es sieht und fühlt, an welches es glaubt, unverändert zu erhalten.
Es kümmert sich nicht um die Außenwelt und begreift nicht die Tragweite eines äußeren Ereignisses, das es hindern könnte, heute wie gestern den Suppentopf zum Feuer zu stellen. Als Wähler wird das Weib sein Votum immer jenem Mann geben, durch welchen es hoffen darf, den Zustand von heute erhalten zu sehen. Das Weib ist von Natur aus eminent konservativ, weil für's Erhalten und Fortpflanzen geschaffen.
Nur wenn ihm das Heute vergällt oder unmöglich gemacht wird, entzieht es sich demselben. Dann aber denkt es an das Morgen ebenso wenig wie lln's Heute, dann sieht es nur mehr den Abgrund vor sich, und auch in der Verzweiflung Wonne suchend, stürzt es sich kopfüber hinein.
In der Revolte, in der Revolution, beim Umstürze ist die Betheiligung des Weibes gewiß unheilvoll und vielleicht mehr ausschlaggebend als jene des Mannes.
Diese kann durch kein Gesetz verhindert werden; was das Gesetz jedoch zu schaffen vermag und schassen soll, das ist die Betheiligung des Weibes am Werke der Erhaltung in Zeiten des Friedens und der Ordnung. Im gewöhnlichen Werkeltagsleben wirkt das ewige Hangen und Bangen des Weibes wie Ballast an den Flügeln des Mannes und hindert ihn, den festen Grund und Boden des 8taw8 <^v.n zu verlassen, um sich hinauszuwagen in unbekannte, unsichere Sphären.
In der Ermöglichung für das Weib, diesen ihm eigenen eminent conservativen Tendenzen an der Wahlurne Ausdruck zu geben, fände die große Frage der Frauen-Emancipation ihre gedeihliche Lösung, nebst einer Einschränkung, durch welche sie veranlaßt würde, praktisch zur Geltung zu kommen.
Nicht die volle Freiheit gewänne die Frau durch die Betheiligung am activen Wahlrechte, sie hätte hiermit weniger gewonnen und mehr. Sie wäre in den Besitz eines Stückchens Macht gelangt, eines Stückchens, das wirksam genug ist, um sie vor der Tyrannei des Mannes zu schützen, und nicht genug, um sie der berechtigten Herrschaft desselben zu entziehen, daher zu isoliren und auf die im Kampfe um's Dasein unzureichende eigene Kraft zu beschränken.
Wie günstig würde sich hierdurch nicht die Stellung lles Weibes in der Familie gestalten! Das Verhältnis) des Weibes zum Manne im Hause wäre analog dem Verhältnisse des Wählers zum Wählbaren im Staate.
Gegenseitige Anerkennung mit der gebotenen Rücksichtnahme auf einander.
Familie und Staat könnten hiebet nur gewinnen.
VI. Die erste Grundbedingung der Wählbarkeit sei die Anerkennung der Verfassung durch den zu Wählenden.
Theoretisch wäre es geradezu überflüssig, einer Voraussetzung zu gedenken, ohne welche die Annahme des Deputirten-Mandats logischer Weise gar nicht denkbar erscheint.

Die Praxis jedoch liefert den gegentheiligen Nachweis. Dupont White sagt: „^» 1c>Fic>us S8t ö, 8» mauiörn 2U88i 1a tdlis äs 1» mai8on."
Wie sehr wird dieser Satz bewahrheitet durch den unlogischen Miß- brauch, welcher mit der anscheinend logischen Immunität des Abgeordneten getrieben wird.
Das Parlament ist eine Bühne, erbaut auf dem Boden der Ver- fassung.
Und diese Bühne wird betreten von Leuten, welche deren Grundlage nicht anerkennen, deren Bestand sie unverblümt zun« Gegenstande ihres An- griffes machen.
Das Parlament wird zum Tummelplatze von Leidenschaften, deren ausgesprochenes Endziel den Umsturz der Verfassung bedeutet.
Der Wähler entsendet einen Vertreter, der ihn vor den: Gerichtshofe vertheidigen soll; dieser Vertreter beginnt aber damit, die Competenz des Gerichtshofes zn negiren.
Heißt das nicht, die Sache einfach auf den Kopf stellen? Heißt das nicht, ein frevelhaftes Spiel treiben mit den heiligsten Principien, mit den vitalsten Interessen?
Das Parlament wird einfach dazu benützt, um unter dein Schutze der Uncmtastbarteit des Abgeordneten Dinge zur Aeußerung zu bringen, für welche man sonst gerichtlich belangt werden müßte.
Das Argument, dies sei ein Sicherheitsventil und hindere die geheime Verbreitung von staatsfeindlichen Tendenzen, halten wir für nicht zutreffend. Dank der Presse, der Eisenbahn, dein Telegraphen und dem Ver- sammlungsrechte sind heutzutage der Oeffentlichkeit so wenig Schranken gesetzt, daß es wahrlich der Abgeordneten-Immunität nicht bedarf, um den absonderlichsten, abenteuerlichsten Doctrinen Gehör zu verschaffen. Die gestattete Proclamirung solcher Doctrinen im Parlamentshause aber ist mehr als eine Tolerirung, sie ist die Legalisirung, die Sanctionirung derselben, an welcher die öffentliche Meinung irre werden muß.
Etwas ganz Anderes ist es, die Destruction als Endziel hingestellt oder als legalen Ausgangspunkt anerkannt zu sehen. Letzteres ist gleich- bedeutend mit der Zulassung von Dynamit bei einem Duelle, welches mit Argumenten ausgekämpft werden soll.
Das Wort im Parlamentshause ist That.
Gegen diese That muß der Staat und das Individuum, ja der Par- lamentarismus selbst geschützt werden. —
Das gewählte Abgeordnetenhaus ist nichts Anderes, darf logischer Weise nichts Anderes sein, als die Vertretung der individuellen Interessen dem Staate gegenüber. Wird durch diesen Vertretungskörper der andere Factor, der Staat negirt, so hat die Functionirnng des ersteren ihren Zweck verloren.

Man fasse blos den analogen Fall der Vertretung der einen Staatsmacht bei einer andern Staatsmacht in's Auge, und man wird sich des Standpunktes klar, welcher auch in der Vertretung des Individuums bei der heimischen Staatsmacht festgehalten werden muß.

Im internationalen Verkehre steht Staat dem Staate gegenüber wie Individuum dem Individuum.

Will der eine Staat beim anderen Staate zur Wahrung seiner Interessen vertreten sein,' so ist die Grundlage, der Ausgangspunkt dieses Begehrens die Anerkennung des anderen Staates.

Im eigenen Lande aber soll die Vertretung der Staatsangehörigen den Staat leugnen, das heißt jener Individualität die Existenzberechtigung absprechen dürfen, bei welcher sie beglaubigt worden ist?!

Dieses Unding hat sein Entstehen blos der irrthümlichen Auffassung zu danken, welche sich allmählich über die Stellung, über die Aufgabe des Abgeordnetenhauses herangebildet hat.

Das Abgeordnetenhaus ist kein Richtercollegium, es ist Aduocat.

Das Richtercollegium im Staate ist die Staatsmacht in der Gesammtheit ihrer Facloren.

Der Advocat soll diesem gegenüber seinen Clienten vertheidigen dürfen in voller Freiheit der Immunität. Er soll seine Stimme erheben dürfen, um die Staatsmacht durch sein Plaidoner zu überzeugen. Ebenso unstatthaft aber wie das gegen die Nichter an die Galerie und die Zeitungsreferenten gerichtete Plaidoner ist auch die Parlamentsrede, welche zum Fenster hinaus an die Massen gerichtet wird, um gegen die Staatsmacht an diese zu appelliren.

Wir wollen durchaus nicht leugnen, daß dem gewählten Vertretung^-korper außer der Beredsamkeit auch noch eine andere gesetzliche Waffe zu Gebote steht, mit welcher er seinen Aspirationen der Staatsmacht gegenüber Geltung verschaffen kann. Diese Waffe ist die Vertrauens-Vermeigerung, der Strike, die Selbstauflösung.

Es ist dies eine Kriegserklärung gegen die anderen Factoren der Staatsmacht, analog dem Verlangen seiner Pässe seitens eines Diplomaten von der Staatsmacht, bei welcher er beglaubigt ist.

Indem der Abgeordnete erklärt, unter den gegebenen Verhältnissen nicht mitthun zu können, appellirt er an die öffentliche Meinung, an die Wähler, und zwingt die Staatsmacht, gleichfalls vor dieses Forum zu treten.

Dem „non P088UINN8" der übrigen Factoren der Staatsmacht steht das „uon rw88v.iu.u8" des Abgeordnetenhauses entgegen, und letzteres ist gewiß keine geringere Waffe als ersteres.

Das Protestiren gegen das Gebcchren der bestehenden Negierung ist die unstreitige Vefugniß des Abgeordneten, und diesen Protest mit der Drohung seines Austrittes, ja mit der Effectuirung dieser Drohung zu verschärfen, sei ihm unbenommen.

Aber das Recht, mit der Erklärung zu beginnen, daß nicht die bestehende Negierung durch ihn angegriffen wird, sondern die Basis selbst, auf welcher die Regierung und das Parlament errichtet sind, dieses Recht darf dein Abgeordneten kein denkender und rechtschaffener Mann einräumen wollen, am wenigsten der Wähler.

Somit wäre vom Abgeordneten vor dem Eintritt in's Parlamentshaus zu verlangen, was auch vom constitutionellen Staatsoberhaupts vor dem Regierungsantritte verlangt wird, nämlich der Eid oder das Gelöbniß, die Verfassung heilig zu halten.

Von der correcten Erfüllung dieses Versprechens müßte dann auch die Resvectirung der Immunität abhängig gemacht werden.

Daß diese Verfassung auf legalem Wege umgeändert werden kann, sagen mir durch die für die Reform erlangte Zweidrittel-Majorität, ist hierdurch nicht ausgeschlossen.

Ausgeschlossen ist blos die Möglichkeit für den Abgeordneten, diesem Beschlüsse vorzugreifen, d. h. im Parlamente seinen Sitz einzunehmen, als wäre die Verfassungsänderung bereits votirt und zur Gesetzkraft erhoben.

VII. Grundriß des idealen Wahlgesetzes.

Nachdem wir mit dem bisher Gesagten getrachtet haben, die Mängel aufzudecken, welche den bestehenden Wahlgesetzen mehr oder weniger anhaften, nachdem wir versucht haben, die Ziele auszustecken, welche in's Auge gefaßt werden sollen, wollen mir nunmehr in Kürze jener Mittel gedenken, durch welche diese Ziele zu erreichen mären.

Bei voller Berücksichtigung der localen Verhältnisse hätten dem idealen Wahlgesetze folgende Principien zur allgemeinen Grundlage zu dienen:

I. Wähler ist jeder mündige, geistig normale, unbescholtene Staatsangehörige beider Geschlechter.

II. Wählbar ist jeder mündige, geistig normale und unbescholtene Mann, wenn und solange sein unabhängiges Einkommen dein allenthalben gesetzlich zu normirenden Census entspricht*).

HI. Mit der Stellung des Abgeordneten ist keinerlei materielle Entlohnung oder Vergütung verbunden.

IV. Ueber die active und passive Wahlberechtigung werden gesonderte Evidenzliften geführt, aus welchen der Name eines jeden Wählers oder Wählbaren sofort gestrichen wird, sobald er der Eigenschaften verlustig

*) In diesem Census wäre das Einkommen nicht einzurechnen, welches aus irgend welcher Erwerbsthätigleit entspringt, da eine solche dem Abgeordneten während der Dauer des Mandates durchaus untersagt weiden soll.

erscheint, deren er zur Ausübung seines Rechtes bedarf. Hiermit geht auch das bereits erworbene Mandat verloren.

V. Die Grundbedingniß für beide Klassen ist die Staatsangehörigkeit und zwar für den activen Wähler deren ununterbrochener Genuß von 3 Jahren, für den zu Wählenden von 6 Jahren zurückgerechnet vom Tage der Wahlausschreibung.

VI. Ebenso Grundbedingniß für den zu Wählenden ist die seinerseitige Erklärung, auf dein Boden der Verfassung zu stehen und diese heilig zu halten. Durch jede Verletzung dieses Versprechens innerhalb oder außerhalb des Parlamentes ist die Immunität des Abgeordneten als erloschen zu betrachten.

VIII. Die Kompetenz des Abgeordnetenhauses.

Nicht im directen Znsammenhange mit dem Wahlgesetze steht die Competenz des Hauses, dessen Constituirung durch die Wahlen erfolgen soll. Dennoch aber wollen wir auch dieser Frage gedenken, weil so mancher Mißbrauch mit dem jeweiligen Wahlgesetze, so manches Anstürmen gegen dessen Wirksamkeit auf diese zurückzuführen ist.

Das Centralparlament ist berufen, der Central-Negierung gegenüber jene Interessen zu vertreten, deren nothwendiger Conftict blos von, Standpunkte der Gemeinsamkeit des Staats-Interesses, blos durch das Eingreifen der Centralmacht geschlichtet werden kann.

Alles Andere hingegen sollte vor ein anderes Forum gehören, müßte vor einem anderen Forum vertheidigt werden können.

Locale Interessen, deren locale Lösung die Existenz und die Entwickelung des Gesammtstaates nicht direct berührt, sollten thunlichst decentralisirt werden.

Nicht die großen Fragen, die Fragen von allgemeinem Staatsinteresse sind es, welche im Kreise der Negierten die heftigsten Leidenschaften entzünden. Der einzelne Staatsbürger wird allerdings auch von den großen politischen und ökonomischen Fragen des Staates berührt, aber er ist sich selten deren Tragweite bemußt.

Sich bewußt hingegen ist jeder Staatsbürger des wirklichen oder vermeintlichen Unrechtes, das ihm im kleinen Kreise seiner Alltags-Existenz widerfährt: Die Kirche, in welcher er beten will und vielleicht nicht beten darf; die Schule, in welche er seine Kinder schicken will oder muß; die Sprache, in welcher er spricht, und jene, in welcher mit ihn: zu Hause gesprochen wird; die größere oder geringere Schwierigkeit, welche für ihn mit der Nechtspflege, mit der Steuereintreibung, mit der Militärstellung verbunden ist; die größere oder geringere Leichtigkeit der Credit-Erlangung; die größere oder geringere Fürsorge, deren er im Interesse seiner materiellen Existenz theilhaftig wird; vor Allein aber der größere oder geringere

Grad der Abhängigkeit, in welcher er sich seinem unmittelbaren Nachbar gegenüber befindet; — dies sind die Fragen völlig localer Natur, welche den Bürger täglich, ja stündlich bis in's innerste Mark hinein erschüttern müssen.

Je näher gelegt und se deutlicher gemacht die Lösung dieser Fragen für jeden Einzelnen wird, desto weniger ist er geneigt, diese mit den großen politischen Schlagworten zu vermengen, welche ihm in allen Tonarten vordeclamirt werden, desto schwerer wird es gelingen, ihn gegen die bestehende Staatsordnung aufzureizen.

Blos wenn dem Wähler glauben gemacht werden kann, daß hinter den großen Kämpfen des centralen Parlamentes, welche die Folianten der Sitzungsprotokolle ausfüllen, ganz andere Dinge stecken als jene, für welche man sich anscheinend echauffirt; daß Demokratie, Liberalismus, Centralisation, Minister-Verantwortlichkeit, Abrüstung, Schutzzoll, Doppelwährung, christlicher oder unchristlicher Socialismus, freie Kirche, freie Schule, Uebergewicht von Racen oder Klassen :c. nichts Anderes bedeuten als: geringere Steuer, geringere Arbeit, geringere Militärlast, geringere Schulpflicht, mit einem Worte: vermehrter Wohlstand, erhöhte Sicherheit, größeres Ansehen bei geringerer Leistung; und wenn ihm des Weiteren versichert wird, nur diese und jene Partei, dieser oder jener große Politiker sei im Stande, das Interesse des Wählers gegen die selbstverständlichen Uebergriffe, gegen die dunkeln, bürgerfeindlichen Pläne der Staatsmacht erfolgreich in Schutz zu nehmen; dann wird das noch so tolle Schlagwort, über dessen Tragweite selbst die Wissenschaft noch nicht entschieden hat, zum Dogma erhoben, und der Wähler läßt sich den Kopf einschlagen und schlagt jenen seines besten Freundes ein, um dafür eine Mehrheit im Parlamente zu erlangen.

Man gebe dem Staate, was des Staates ist, der Gemeinde, was der Gemeinde ist, und die Wahlen für das Centralparlament werden die Gemüther wenig erregen. Bei ruhigem Blute aber werden die Wähler weniger Gefahr laufen, sich kopfüber in den nächsten besten Abgrund zu stürzen, um einem Schatten auszuweichen, der ihnen vorgegaukelt wurde.

Schlußwort.

Wenn im Interesse des Parlamentarismus das ideale Wahlgesetz je irgendwo zur Realität werden soll, so muß die Gesellschaft hierzu die Hand bieten. Von unten hinauf muß die Bewegung erfolgen, nicht von oben hinunter.

Nirgends kann die Regierung hierin die Initiative ergreifen, und in den meisten Fällen wird sie dies auch nicht wollen. Sie kann es nicht, weil die Einschränkung bereits ertheilter und ausgeübter Rechte immer als

Vergewaltigung erscheint und jedweder Opposition zur willkommenen Waffe dienen muß. Sie wird es selten wollen, weil die Notwendigkeit hierzu ihr nicht als zwingend genug erscheint.

Es besteht heute kaum eine Verfassung, mit welcher nicht nach 24 Stunden regiert werden könnte. Regierungen, d. h. Organe der Administration und Rechtspflege, sind aber zu sehr mit der Erfüllung täglicher Amtspflichten beschäftigt, als daß sie Rücksicht nehmen könnten auf die Haltbarkeit des Bodens, auf welchem sie stehen. Ebenso ergeht es dem gesetzgebenden Körper, so lange er sich im Genüsse seiner Macht fühlt. Erst nachdem der Zusammenbruch erfolgt ist, gewöhnlich durch einen äußeren Anstoß, und es unmöglich wird, die Staatsmaschine im Gange zu erhalten, begreift die Regierung, begreift der gesehgebende Körper, baß eine Reform, eine Reorganisation nothwendig sei. Dann aber ist es gewöhnlich zu spät, denn von außen oder von innen hat bereits die Revolution ihr Machtwort ertönen lassen, es wird zu den Waffen gegriffen, die friedliche normale Lösung ist zur Unmöglichkeit geworden.

Ueber der Regierung steht die Staatsmacht, unter ihr stehen die Staatsangehörigen in voller Zahl.

Bei der so allgemeinen, die gesammte Menschheit umfassenden Herrschaft der Oessentlichkeit, wie sie heute unleugbar besteht, ist nicht einmal die absolute Staatsmacht im Stande, sich dem Drange der öffentlichen Meinung gänzlich zu entziehen.

Auf diese öffentliche Meinung wäre somit Einfluß zu nehmen durch Wort und Schrift seitens Aller, die für das Bestehende eintreten wollen.

Die Waffen, deren sich heute ausschließlich oder doch größtentheils blos jene bedienen, welche das Ziel der Menschheit in« allgemeinen Umstürze erblicken, werden ihren Händen entrissen.

Immer blos zum Zwecke des Angriffes auf das Bestehende werden die Enterbten im Staate aufgestachelt, sich Rechte zu erkämpfen. Aber auf das Recht, Pflichten zu übernehmen im Interesse der Erhaltung, wird Niemand aufmerksam gemacht.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts fand sich die Gesellschaft der civilisirten Welt gleichsam der Kinderstube entwachsen. Das Gängelband, an welchem sie bis dahin allenthalben geleitet wurde, ward gewaltsam zerrissen.

Das volle Jahrhundert verlief in Iugendkrankheiten und Kämpfen der Entwicklung. Am Borabende des neuen Saeculums dürften auch diese überstanden sein.

Nicht Kinder, nicht Jünglinge sind wir mehr, deren Geschick heute ohne eigenes Zuthun einfach von oben decretirt werden kann. Durch den Fortschritt der Wissenschaft, durch das Wachsen der Bedürfnisse, durch die Verständigungs- und Verkehrs-Leichtigkeit, welche die Möglichkeit bieten, auch mit dem geographisch entferntesten Mitmenschen in Geschäftsberührung zu treten, besonders aber durch das nicht mehr abzuwehrende Eindringen der

Oeffentlichkeit in alle Einzel-Existenzen ist die heutige Menschheit in den Besitz einer Machtfülle gelangt, von welcher ihre nächsten Vorfahren auch nicht zu träumen gewagt hätten.

Was sie noch nicht völlig erreicht hat, das ist das Recht der Pflichterfüllung gegenüber der Gesammtheit.

Die Pflicht, zur Erhaltung des Bestehenden aus eigener Kraft, nach eigener Einsicht mitzuwirken, ist das vornehmste Recht, welches jeder Staatsbürger anstreben darf und soll dort, wo es ihm noch nicht ertheilt worden ist.

Der Gedanke, den wir mit diesen bescheidenen Zeilen im weiten Kreise der Regierten angeregt haben mochten, ist die unabweisliche Notwendigkeit des zielbewußten Eingreifens jedes Einzelnen zur Unterstützung der Gesammtheit.

Das Recht zur Beschränkung selbst der Pflichterfüllung steht der Staatsmacht unstreitig gegen jeden Einzelnen zu, so lange dieser nicht den Nachweis geliefert hat, daß er sich selbst zu beschränken im Stande ist.

Der einzig richtige Weg zur Erlangung der allgemeinen activen Wahlberechtigung wäre somit der vorhergehende spontane Verzicht auf das passive Wahlrecht.

Hierauf sei die Agitation zu richten, und keine Regierung wird dem Regierten das Eine versagen, wenn er auf das Andere verzichtet hat.

Dort, wo das allgemeine active und passive Wahlrecht bereits besteht, kann für den Verzicht auf Letzteres nur mehr die Ausdehnung des Elfteren auch auf die Frau geboten werden.

Hierauf, ausschließlich hierauf richte sich die sogenannte Frauenbewegung, und anstatt die allgemeine Begriffsverwirrung der Jetztzeit nur noch zu vermehren, wird diese Bewegung den Ariadne-Faden bilden, mit welchen« die Gesellschaft den Weg hinaussindet aus dem Labyrinthe des Umsturzes.

Nicht der Parlamentarismus ist der Grund der heute allgemein bemerkten und beklagten Stagnation; nicht im Zurückgreifen auf den Absolutismus meinen wir das Heil der Völker erblicken zu können. Wir sind im Gegentheile der Ansicht, daß die constitutionelle Monarchie besser geeignet ist, die Interessen von Staat und Individuuni nachhaltig zu vertheidigen, als jede andere Negierungsform.

Mit dem Rechte einer wenn auch nur indirecten Betheiligung an der Gesetzgebung, fällt aber dem Volke auch die mit diesem Rechte verbundene Verantwortlichkeit zu. In der constitutionellen Monarchie hat nicht mehr die Krone allein sich mit dem Staate zu identificiren, diese Pflicht obliegt nunmehr auch allen andere:: Factoren. Um dieser Pflicht entsprechen zu können, muh aber der gewählte Vertretungskörper der ungefälschte Ausdruck der Gesammtinteressen sein.

2^ * . '

Indem wir meinen, dieser Aufforderung mit den Grundzügen unseres „idealen Wahlgesetzes" entsprochen zu haben, sehen wir in dessen Einführung den ersten Schritt zur Lösung der vielen vitalen Fragen der Neuzeit auf parlamentarischem Wege. Es ist hierdurch die Möglichkeit geboten, den gesunden Sinn der mit activem Wahlrechte zu betheilenden Millionen von Individuen zu erwecken, zur Geltung zu bringen, für das allgemeine Wohl nutzbar zu machen, und zwar, wie wir meinen, ohne Gefährdung ihrer Interessen sowie jener des Staates.

Durch das ideale Wahlgesetz werden Vertretungskörper geschaffen, welchen es obliegt und möglich wird, die Gesellschaft von der Clique-Herrschaft zu befreien, jener Herrschaft, welche heute in der unterjochten Menge alles Bestehende verhaßt macht und diese drängt, ihr Heil im allgemeinen Umstürze zu suchen.

Durch die in: „idealen Wahlgesetze" niedergelegten Principien würde der Parlamentarismus erstarken, die Lücken und Mängel, welche ihm heute innewohnen, würden beseitigt, die Gefahren, mit welchen er heute den Bestand der gesellschaftlichen Ordnung in Wirklichkeit oder auch nur anscheinend bedroht, würden verschwinden.

Der Monarchismus könnte neue Kraft schöpfen aus der Betheiligung der gesammten mündigen Bevölkerung am Werke der Erhaltung und Entwicklung, ohne in der heiligen Aufgabe der Vertheidigung des Staates und des Individuums nach innen und außen gehemmt zu sein. Der im Augiasställe vom selbstischen Clique-Wesen geschaffene und angehäufte Schmutz könnte durch Nethätigung aller inneren Kräfte allmählich entfernt werden, und es bedürfte keines gewaltsamen Anstoßes von außen, um das Werk der Negenerirung in Bewegung zu setzen.

Sollte sich jedoch das „ideale Wahlgesetz" in Wirklichkeit als „Ideal" erweisen, sollten die Hoffnungen „eines Optimisten", dessen Grundsätze von unten hinauf angestrebt und zum Siege geführt zu sehen, in Wirklichkeit „Optimismus" sein, dann sind die Tage des Parlamentarismus gezählt, dann ist die Zeit gekommen, das Heil im Eingreifen eines Heros zu suchen. Und der Heros wird kommen, wehe aber jenem Volke, welchem dieser Heros ein Fremdling ist!

Ob mit oder ohne eigenes Iuthun, ob durch Initiative der Massen oder durch das Machtwort eines Halbgottes, der Krebsschaden der heutigen Gesellschaft muß geheilt oder ausgeschnitten werden! Und dieser Krebsschaden heißt Lüge.

Diesem kategorischen Imperative sei unser nächster Aufsatz gewidmet.

Neufchütel unter der preußischen Herrschaft.

von

A. lillgalla von Vieberstein.

— VreZwu. —

(ZchlU«.>

^lach den Ereignissen des Jahres 1833 war der innere Friede im Schweizer Bunde wieder hergestellt, und es folgte nun eine Aera des diplomatischen Notenwechsels der Großmächte mit der Schweiz, je nachdem deren gegenseitige Interessen mit einander in Berührung kamen. So z. N. betreffs der nach dem Attentat auf den Frankfurter Bundestag nach der Schweiz übergetretenen Polen und der revolutionären Flüchtlinge anderer Nationen. Es würde uns zu weit führen, die Streitigkeiten zu fchildern, welche in den folgenden Jahren zwischen NeufckMel und dem Schweizer Bunde, besonders hinsichtlich der gänzlich in Verfall gerathenen Militär-Organisation NeufckMels entstanden. Neufch»tel blieb in permanenter Opposition und deckte sich mit der Souueränetät des Königs von Preußen.

In dieser Periode verschwand die liberale Presse Neufchatels ganz, und die Liberalen beschränkten sich darauf, in den Journalen anderer Ccmtone zu Worte zu kommen.

NeufckMel mußte dagegen hinsichtlich seines für den Bund zu stellenden Militär-Contingents den Forderungen des Bundes nachgeben und begann die Organisation desselben, bei welcher zwei Bataillone formirt und in die Artillerie und Ccwallerie vorzugsweise Noyalisten eingestellt wurden. Die Regierung beharrte jedoch in ihrer internationalen und antiliberalen Politik.

Im Jahre 1840 starb König Friedrich Wilhelm III., und die Souvercinetät NeufckMels ging auf seinen Nachfolger über, der sie in demselben Sinne, wie sein Vater, dem Lande gegenüber vertrat. Die gehoffte

Amnestie wurde nicht erlassen. Dagegen besuchte König Friedrich Wilhelm IV. bei Gelegenheit seiner Reise nach den Rheinlanden im Jahre 1842 Neufchätel. Er wurde mit den größten Ehrenbezeugungen und Enthusiasmus empfangen, eine Anzahl von etwa achtzig Notabeln überreichte jedoch bei dieser Gelegenheit eine Petition, worin sie den König um die Vervollständigung des constitutionellen Systems durch die Controle der Einnahmen und Ausgaben und die Votirung des Staatsbudgets durch den gesetzgebenden Körper bat. Die Petition blieb unberücksichtigt, und der Besuch des überall festlich empfangenen Königs hatte nur den Erfolg, die royalistischen Anhänger in ihren Gesinnungen zu bestärken-, jedoch wurden einige Summen im Interesse von Meliorationen des Landes bewilligt.

Das Finanzsystem des Landes hatte ebenso wenig wie seine politischen und socialen Zustände eine auf Gleichheit begründete Basis, Alles beruhte auf besonderen Rechten und Privilegien und hatte größtentheils seinen Ursprung in alten Feudalrechten. Die Abgaben hafteten seit der Feudalzeit auf dem Besitzthum und nicht dem Individuum; ebenso der der katholischen Geistlichkeit gegebene Zehnte. Bei allen Besitzueränderungen sielen dem Souverän 6"/<> des Vesitzwerthes zu. Der Verkauf des Salzes war Negierungsmonopol. Die Postuerwaltung brachte der Negierung jährlich 60 ()()() Francs, und erhebliche Einnahmen erwuchsen ihr aus den Brückenzöllen. Aus den letzteren drei Einnahmen geschah seitens der Regierung viel für die Verbesserung der Straßen.

Die Regierung war femer bemüht, die Ungleichheit der öffentlichen Lasten möglichst zu beseitigen. Gewisse, nicht mehr zeitgemäße Privilegien der Bürgerschaft von NeufclMel und Valangin wurden abgeschafft; die Abgaben von den dem Staat gehörenden Immobilien wurden geregelt und große Waldstrecken am Donbs zur Neubepflanzung angekauft, ferner der Getreidezehnte modisicirt. Die Einnahmen der Negierung aus den erwähnten Abgaben, dem Ertrag der Forsten, des Fischfangs, den Strafgeldern :c. betrüge« etwa 500 000 Francs. Da keine Stempel- und Erbschaftssteuer, keine Zölle außer den genannten oder andere der unzähligen Hilfsquellen bestanden, mit denen sich die Verwaltungen anderer Länder zu helfen wissen, so zeigten sich bereits mehrere Jahre vor der Revolution von 1848 finanzielle Schwierigkeiten. Es wäre der Negierung leicht gewesen, dem gesetzgebenden Körper die Vorlage ihrer Einnahmen und Ausgaben, sowie ihres Mehrbedarfs zu machen, allein sie scheute das parlamentarische Finanzregime und vermied jeden Schritt in dieser Richtung.

Die Verwaltung war in der That eine sparsame, die Gehälter waren so gering, daß ihre Empfänger sich Nebeneinkünfte schufen, indem sie für jede besondere Arbeitsleistung besonders bezahlt wurden, was verderbliche Folgen für die Führung der Geschäfte hatte.

Als nach 1830 die Einnahmen aus den Feudalgefällen, der Postverwaltung und dem Salzmonopol stärkere Erträge geliefert hatten, geschah

Etwas für den öffentlichen Unterricht, den Wegebau, die Ausbildung, Bewaffnung und Ausrüstung der Milizen: immerhin aber erwies sich das Budget durch die Civilliste des Königs, welche zwei Francs pro Kopf der Bevölkerung und ^ des Budgets betrug, als zu hoch belastet; auch die 14000 Francs des Gouverneurs erschienen für das kleine Land in der That zu hoch.

Allein eine geregelte Finanzwirthschaft war so lange unmöglich, als sich die Controle des Budgets dem gesetzgebenden Körper entzog.

In der nun folgenden Periode der ultramontanen Reaction in mehreren Schweizer Cantonen trat NeufclMel, in dem Bestreben, die Autorität lder jihm verbündeten kleinen Ccmtone und deren aristokratisches Regiment zu unterstützen, auf die Seite derselben und für die Beibehaltung der Klöster und der Jesuiten ein; bei den hierdurch entstandenen Debatten in der Bundesversammlung trat jedoch die Unbilligkeit, daß die Stimme der kleinen Ccmtone ebenso viel Iwog, wie die der etwa sechs Mal größeren, grell zu Tage, und es entstand eine tiefe Spaltung zwischen den Schweizer Cantonen, die sogar in einigen bewaffneten Zusammenstößen ihren Ausdruck fand. Angesichts dieser 'sonderpolitischen Bestrebungen begann die liberale Partei in Neufchätel sich wiederum zu regen, und ihre Bewegung fand in einer von 2000 Unterschriften bedeckten Petition um die Austreibung der Jesuiten bei der Bundesversammlung Ausdruck.

Wein die NeufctMeler Negierung berücksichtigte diese Bestrebungen nicht und lieh ihre Unterstützung dem, gegen Ende des Jahres 1848 geschlossenen Sonderbunde der katholischen Ccmtone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwaiden, Zug, Freiburg und Wallis, welcher für die Beibehaltung der Klöster und der Jesuiten eintrat. Oesterreich und Frankreich unterstützten den Sonderbund mit ihrem Einfluß und selbst durch Waffenlieferung, und NeufclMel mit Preußens Macht im Hintergrunde ließ in der Bundesversammlung erklären, daß die katholischen Cantone im Recht seien und, wenn angegriffen, das Recht, sich zu vertheidigen, hätten.

Eine allgemeine Kriegsrüstung der Sonderbundscantone fand nunmehr statt; allein die Waffen, welche ihnen durch NeufclMel aus Frankreich zugehe» sollten, wurden von den NeufctMeler Liberalen, „den Patrioten", aufgegriffen oder zurückgeschickt. Die Bundesversammlung sandte darauf einen Bundes-Commissar nach NeufclMel, um die Acte seiner Regierung zu überwachen. Dieselbe verwies die Schweizer anderer Cantone, welche an der Wegnahme der Waffen theilgenommen hatten, unter dem Vorwcmde revolutionärer Händel, des Landes, formirte in Colombier ein Vertheidigungsbataillon, zunächst aus Novalisten, dann aus freiwillig Geworbenen und organisirte, bereits früher durch die liberal ausgefallenen Ergänzungswahlen zum gesetzgebenden Körper besorgt gemacht, überall den Widerstand der Rovalisten gegen eine etwaige Erhebung der Liberalen, die übrigens zu jener Zeit nicht geplant wurde.

Ani 4. October 1847 votirte die Bundesversammlung die Auflösung des Sonderbundes und berief die Bundescontingente ein. Die Situation wurde für die zwar nicht dem Sonderbunde selbst angehörende, aber auf dessen Seite stehende Negierung von NeufcMel bedenklich, und NeufchZtel erhielt vom Vunde den Befehl, fein Contingent der Bundesarmee zur Verfügung zu stellen. Die Negierung entschloß sich jedoch, anstatt offen und mit den eigenen Kräften für den Sonderbund einzutreten, denselben indirect zu unterstützen, und verweigerte unter Zustimmung des gesetzgebenden Körpers bis auf die zwölf liberalen Stimmen dem Bunde das Contingent. Gleichzeitig veranstaltete sie im ganzen Lande Manifestationen, fowohl der Communen wie der Geistlichkeit und der Militärpersonen, welche erklärten, daß sie nicht gegen den Sonderbund marschiren würden. Ferner veranlaßte sie eine Proclamation des Königs, welche das Fürstenthum NeufclMel und Valangin für neutral und unverletzlich erklärte; dieselbe wurde vom Bunde, der sich keine Verwickelungen mit Preußen zuziehen wollte, resvectirt.

Die Truppen des Sonderbunds, waren 40000 Mann stark, davon die Hälfte Landsturm, während die der übrigen Cantone 80—90000 Mann mit guter Ausrüstung zählten. Freiburg wurde von der Bundesarmee rasch genommen und damit ein Viertel der Streitkräfte des Sonderbundes lahm gelegt, ihm folgten Luzern und Zug, und diese Cantone gingen derart dem Sonderbunde rasch verloren. Der Nest desselben, die Cantone Schwyz, Uri und Untermaßen, gingen bald darauf eine Capitulation ein, der sich alsdann noch Wallis anschloß. Innerhalb vier Wochen war der Feldzug beendet und der Sonderbund unterworfen.

Eine französische Intervention zu Gunsten desselben kam zu spät.

Die liberale Partei in NeufclMel begann wieder Muth zu schöpfen und sich zu regen, sie glaubte die Gelegenheit zur Abschüttelung der preußischen Herrschaft benutzen zu können; allein vom Bunde, der jeden Conflict mit Preußen scheute, kamen Weisungen, sich ruhig zu verhalten. NeufclMel mußte für seine Verweigerung des Bundescontingents 30000 Francs Strafe zahlen, welche den Verwundeten und den Wittwen und Waisen aus dem Kriege zugewandt wurden. Eine Steuer, die erste Finanzfrage, welche dem gesetzgebenden Körper zur Entscheidung vorgelegt wurde, wurde zur Aufbringung dieser Summe ausgeschrieben.

Die Jesuiten wurden nunmehr aus der Schweiz ausgewiesen, und man schritt zu einer Revision der Bundesacte. Es handelte sich dabei um einen dauernden Sitz der Bundesregiemngsgewnlt, ferner um die Schaffung einer Erecutiugewalt, die nicht einem einzelnen Canton übertragen war, und um die Repräsentation der einzelnen Cantone in der Bundesversammlung ihrer Größe und Bedeutung entsprechend, sowie um das zusammenhanglose Auftreten der Devutirten der einzelnen Cantone gemäß den Instructionen ihrer respectiven Negierungen und endlich um die Stellung NeufckMels,

dessen monarchische Verfassung ein Hindernis; für die Entwickelung der Bundesinstitutionen bildete.

Die Novalisten Neufch»,tels erklärten selbst, daß die Position des Landes nicht haltbar sei; allein sie konnten ihrer seit sechzehn Jahren befolgten Politik nicht untren werden, man appellirte daher an die Großmächte, und ein Congreß ihrer Vertreter wurde nach NeufckMel zusammenberufen.

In diesem Momente begann unter der liberalen Partei NeufckMels eine lebhafte und tiefere Bewegung, und dieselbe constituirte sich zum ersten Male unter dem Beitritt von Mitgliedern aus fast sämmtlichen Gebietsiheilen des Landes, beschloß die Gründung eines Parteijournals und die regelmäßige Abhaltung von Sitzungen der Delegirten der verschiedenen von ihr in's Leben gerufenen Localcomit6s.

Zu diesem Zeitpunkte des Jahres 1848 brach die Pariser Februar-Revolution aus, König Louis Philipp dankte ab, und Frankreich nahm die republikanische Staatsform an. Jetzt trieben die Ereignisse auch die gekräftigte liberale Partei in NeufckMel zur Revolution. Das Land fühlte den Zwiespalt seiner Lage als schweizer Canton und gleichzeitig preußische Provinz; es wollte ferner nicht länger im Schlepptau der Jesuiten und der Klöster sein. In einem beträchtlichen Theil seines Gebiets, dem Weinlande, gaben die aus der Feudalzeit herrührenden zu hohen Abgaben Anlaß zum Mißvergnügen, man war ferner gegen die Adelsherrschaft eingenommen, was jedoch nicht ausschloß, daß einige Ehrgeizige sich uuter den die Revolution Anstrebenden befanden, welche selbst herrschen oder in den Besitz eines lucralive» Amtes gelangen wollten.

In dieser Zeit erwachte wieder ein besonderes schweizerisches Nationalgefühl. In Schützen-, Sänger- und naturforschenden Gesellschaften, in den Militärschulen von Thun und in den Bundeslagern wurde dasselbe gepflegt und fand auch in NeufckMel Anklang. Die Abneigung gegen die Regierung des Staatsraths und die Bewunderung für die liberale Partei, welche in Frankreich gegen die Neaction kämpfte, kamen hinzu. Bereits die Eindrücke der Juli-Revolution vou 1830 in Frankreich und später die der Revolutionen in den verschiedenen schweizer Cantonen hatten ihrer Zeit die öffentliche Meinung in NeufckMel erregt, und auch die Regierung beschäftigte sich mit der Notwendigkeit einer Veränderung des politischen Systems.

Da traf die Nachricht von der Februar-Revolution und dem Sturze König Louis Philipps in NeufckMel ein. Die Comitös der Liberalen traten sofort zusammen, und Abgeordnete aller Communen vereinigten sich in La Chaur de Fonds am 1. März. In Locle wurde die Bundesfahne aufgepflanzt und durch bewaffnete Patrioten gegen die Organe der Negierung geschützt, und in La Chaur de Fonds unter allgemeiner Acclamation die Republik proclamirt. Im Val de Travers, in Eonuet und Motiers griffen die Liberalen zu den Waffen.

Die NeufckMeler Regierung, welche über ein Bataillon und eine bespannte Batterie verfügte und mit dieser orgnnisirten Truppe leicht und rasch den Aufstand hatte dämpfen können, sandte zunächst einen Negierungs-Commissar zur Beschwichtigung desselben nach La Chaur de Fonds, das dortige liberale Comitü ließ denselben jedoch in Gewahrsam nehmen.
Der Staatsrath forderte ferner die Bürgerschaft von NeufckMel und Valangin zu einem Aufnif an die regierungstreuen Bürger auf, jedoch vergeblich. Das ganze Land erklärte sich gegen die Regierung, uud auch ihr letzter Schritt, die Sendung eines Commissars nach Bern, um von diesem Vorort des Bundes den Bundesbeistand zu erhalten, blieb ohne Erfolg. Das Bundesdirectorium versprach nur, Commissare nach NeufckMel zu schicken.
Inzwischen hatten in allen Gebietstheilen NeufckMels die Patrioten zu den Waffen gegriffen. In La Chaur de Fonds war eine starke Anzahl bewaffneter Aufständischer versammelt, eine geringere Zahl im Val de Saint-Imier und in Locle. Das Val de Travers verfügte über 6—790 Mann, so daß mehrere Tausend bewaffnete Aufständische und außerdem die Bevölkerung des Vignoble bereit zum Angriff gegen die Negierung waren.
Im Staatsrath zeigte nur ein einziges Mitglied, Perregour, dem Aufstande gegenüber Energie und machte den sehr zweckmäßigen Vorschlag, mit den Negierungstruppen, deren Befehl Graf Alexander Pourtalös-Saladin übernommen hatte, auf Locle zu marschiren, dasselbe mit Hilfe der dortigen Ronalisten zu unterwerfen und dann auf La Chaur de Fonds zu rücken und den Ort mit der Artillerie zu beschießen, bis er sich unterwerfe. Der Plan war gut und bot keine Schwierigkeit der Ausführung an und für sich; allein dieselbe bestand darin, daß die ganze Schweiz über die Haltung, welche NeufckMel während des Sonderbund-Krieges beobachtet hatte, entrüstet war, und daß man von allen Seiten zur Unterstützung der besiegten Patrioten herbeigeeilt sein würde. Außerdem waren alle Negierungen, die cantonalen wie die auswärtigen, mit der überall ausbrechenden Revolution beschäftigt. Die Negierung von NeufckMel beschloß daher, dem Aufstande nachzugeben und ihre Truppen zu entlassen, und sandte eins ihrer Mitglieder, Favarger, nach Verlin, um dort Meldung vom Zustand der Dinge in NeufckMel zu machen, der Staatsrath aber ließ die Nachricht von seiner Abdankung verbreiten.
Inzwischen setzten sich auf das Drängen der Aufständischen von Saint-Imier die bei La Chaur de Fonds versammelten Patrioten am 1. März um 8 Uhr Morgens gegen NeufckMel in Marsch, um das Schloß in Besitz zu nehmen.
Gleichzeitig versammelten sich die Delegirten aller Communen in La Chaur de Fonds, um sich mit der politischen Seite der Revolution zu beschäftigen. Sie bildeten nach vielfacher Weigerung der einzelnen dazn aus-

gewählten Mitglieder eine provisorische Negierung unter dem Präsidium Piagets, und dieselbe begab sich auf den Weg nach NeufckMel.
Inzwischen war die Colonne der Aufständischen von La Chaur de Fonds nach NeufckMel gelangt und hatte, von den dortigen Liberalen freudig begrüßt, das von den Regierungstruppen aufgegebene Schloß besetzt; einige Stunden später nahmen die Mitglieder der provisorischen Negierung Besitz vom Schloß und traten in ihre Functionen ein. Der Präsident forderte den Staatsrat!) auf, seine Entlassung einzureichen. Eine Proclamation an die Bevölkerung wurde erlassen, die den Wechsel notificirte. Die Regierungskraft wurde ordnungsmäßig übernommen. Die Stadt, in welcher Patrioten ans allen Theilen des Landes einzutreffen begannen, war ruhig. Den sämmtlichen Beamten der bisherigen Negierung muß das ehrenvolle Zeugniß ausgestellt werden, daß keiner seine dem Könige geschworene Treue verletzte und in den Dienst der provisorischen Regierung trat, und am Morgen des 2. März war dieselbe die einzige Behörde im Lande, und die Verwaltung und die Justiz functionirten nicht mehr. Die Regierung ernannte daher Commissare für die verschiedenen Landestheile, welche in jeder Commune ein provisorisches Verwaltungscomitü organisirten.
Die Nachricht, daß der Staatsrath abgedankt habe, erwies sich jetzt als falsch, derselbe weigerte sich, eine Abdankungsurkunde zu unterzeichnen, und berief sich darauf, seine Gewalt nur in die Hände des Königs zurückgeben zu können. Er wurde darauf im Schlosse in Haft gesetzt.
Nach diesein Ereigniß beeilten sich die Bundes-Commissare, in Neufchätel einzutreffen, wo sie mit Acclamationen empfangen wurden. Sie erkannten die provisorische Negierung an, und der Bund gab dem Umsturz der preußischen Herrschaft seine Sanction.
Der preußische Gesandte in NeufchAel, Herr von Sydow, verließ, nachdem er einige vergebliche Besprechungen mit den Nundescommissaren gehabt, am nächsten Tage unter dem Rufe: „Es lebe der König!" Neufchätel.
Die immer noch beträchtliche ronalistische Partei im Lande begann jetzt gegen die vollzogene Revolution zu agitiren, und die provisorische Regierung sah sich genöthigt, bewaffnete Colonnen das Land durchziehen zu lassen, um diese Agitation zu dämpfen und sich, wie z. B. in Locle, die Waffen der Royalisten ausliefern zu lassen.
Die provisorische Negierung, der der Schatzmeister der früheren, beiläufig bemerkt, nur acht Batzen und drei Kreuzer als Bestand der Negierungskasse überliefert hatte, hatte mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen; sie verfügte nur über die Einnahme aus den Feudalgefällen, dem Salzkammergut und der Postverwaltung, denn alle übrigen Einnahmezweige waren suspendirt. Einige Kapitalisten unter den Liberalen machten jedoch der Regierung Vorschüsse, welche ihr zu wirthschaften gestatteten.
Dieselbe Regierung schritt nunmehr zur Wahl einer constituirenden

Versammlung. Die Nonalisten begingen dabei den Fehler, sich völlig der Wahl zu enthalten. Dagegen behielten sie ihren Einfluß auf die Bürgerschaft von NeufclMel bei, und derselbe vermochte erst durch eine von der provisorischen Regierung bewerkstelligte Revolution innerhalb dieser Bürgerschaft gebrochen zu werden.

Die Berliner Regierung überließ das Fürstenthum zunächst seinem Schicksal, da sie selbst durch die März-Revolution vollauf in Anspruch genommen mar, und die von den Neufchateler Noyalisten abgesandten Delegirten gelangten nicht bis zum König. Am 5. April trat die constrtuirende Versammlung zusammen. Dieselbe wurde zuerst von der provisorischen Regierung sehr bevormundet, machte sich jedoch bald von diesem Einflüsse frei und beschäftigte sich zunächst mit dem ausführlichen politischen Bericht über die Maßregeln der provisorischen Regierung und zwar besonders mit deren finanziellem Theil. Es ergab sich eine Schuldenlast von zwei Millionen Francs, welche im Lande gewaltige Aufregung hervorrief. Eine Commission wurde mit der Prüfung des Berichts beauftragt; dieselbe ergab, daß ein Theil dieser Schuld illusorisch sei, und die Commission schlug vor, hinsichtlich der Ausgaben für die von NeufckMel gehaltene Soldtruppe und für die Verschleuderung der Bestände des Zeughauses sich an die Mitglieder des früheren Staatsrats zn halten. Dieser Vorschlag rief mannigfache Controversen hervor und endete mit dem Beschluß der Versammlung, die früheren Staatsräthe durch einen nationalen »cl lio« gewählten Gerichtshof aburtheilen zu lassen.

In diesem Moment traf eine Cabinetsordre aus Berlin ein, in welcher der König, indem er die ihrem Eide treugebliebenen ReufckMeler belobte nnd ihnen für die Zukunft eine Intervention versprach, welche der Zustand Europas momentan nicht gestattete, dieselben, ohne sie ihres Eides zu entbinden, autorisirte, an den Geschäften des Landes Theil zu nehmen. Jetzt erklärten die Mitglieder des Staatsrats, ihrer Function entbunden zu sein, und verlangten, in Freiheit gesetzt zu werden.

Die constituirende Versammlung votirte endlich nach langen Debatten die Freilassung der Staatsräthe und gab ihnen zehn Tage Zeit, die Bilanz der Finanzen aufzustelle».

Soweit gingen die Patrioten und die Organe der neuen Regierung in Einigkeit vor; allein bald bildete sich die sogenannte „patriotische Vereinigung", welche sich von der Masse der Republikaner abzweigte, um zunächst der provisorischen Regierung, alsdann dem Staatsrath Opposition zu machen. Dieselbe bildete in jeder Commune eine Section, und ihre Anhänger zählten bald nach Tausenden. Nur ein einziger royalistischer Depulirter befcmd sich in der constituirenden Versammlung, der in derselben eine gewisse Stellung einnahm, und der, wenn er von etwa 24 royalistischen Mitgliedern unterstützt worden wäre, beträchtlichen Einfluß hätte gewinnen können.

Die gesetzgebende Versammlung beschäftigte sich nun nicht nur mit der Ausarbeitung der Verfassung, sondern auch mit den Verwaltuugs- und Finanzangelegenheiten und der inneren Ordnung des Landes, und. die provisorische Regierung ließ die royalistischen Agitatoren verhaften und hielt sie eine Zeit lang gefangen. Ferner unterdrückte sie das ronalistische Journal „1.6 Mutcdatsloit,", was die ronalistische Partei zu einer mit etwa 2000 Unterschriften unterzeichneten Petition um Preßfreiheit veranlaßt«.

Die Verfassung des Cantons wurde der Hauptsache nach in der Gestalt eines Entwurfs der provisorischen Regierung angenommen, die finanziellen Lasten durch Ablösung der alten Feudalabgaben gleichmäßiger vertheilt, und die constituirende Versammlung auf vier Jahre zum ersten „großen Rath" der Republik erklärt, und die ronalistische Partei, die, wie wir sahen, nur durch ein Mitglied in ihr repräsentirt war, durch diese Maßregel völlig lahm gelegt.

Hierauf trennte sich die constituirende Versammlung bis zur allgemeinen Abstimmung der Bevölkerung über ihren Verfassungs-Entwurf. Die ronalistische Partei setzte jetzt alle Hebel in Bewegung, um diesen Entwurf scheitern zu machen, jedoch ohne Erfolg; denn derselbe wurde mit eiuer Majorität von 5813 Stimmen gegen 4395 Stimmen vom Lande angenommen und mit einer ähnlichen Majorität die Bestimmung, daß die erste constituirende Versammlung anf vier Jahre den großen Rath der Republik bilden sollte. Durch diese Voten wurde die Revolution legalisirt. Die constituirende Versammlung trat in einer kurzen Sitzung nochmals zusammen, publicirte die Verfassung, verfügte die erforderlichen Ernennungen und ernannte die Mitglieder des Staatsrathes.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen vollzog sich eine Reorganisation der Institutionen der Bürgerschaft der Stadt NeufckMel auf republikanischer Grundlage, und die Oligarchie derselben wurde unter allgemeinem Beifall des Landes gestürzt.

Die neue Negierung beschäftigte sich mm eingehend mit der Organisation der verschiedeneu Zweige der Verwaltung, erhöhte die Gehälter der höheren Verwaltungsbeamten und ernannte statt der früheren Chefs der Gerichtshöfe Präfecten für die Verwaltung, so daß Justiz und Verwaltung völlig getrennt wurden. Demnächst schritt sie zur Regelung der Finanzen. Die Ablösung der Feudallasten hatte eine Verminderung der Einnahmen um 10000 Lires im Gefolge, allerdings kamen die bisher jährlich nach Berlin gesandten 20000 Lires dafür in Zugang, allein die Verinteressirung der Staatsschuld forderte jährlich 27000 Lires; man schritt daher zur Ausschreibung einer Steuer zur Tilgung der alten Staatsschuld, und es gelang, dieselbe durch Verminderung der Schuld an die Kammer der Kirchengüter uud der für die Akademie, sowie verschiedene öffentliche Dienstzweige auf die Hälfte herabzusetzen, eine Maßregel, die jedoch keine be-

sondere Erleichterung für das Land war, da die Ansprüche dieser Dienstzweige fortdauerten. Alles in Allem ergab sich ein Deficit von 89000 Lires, welches durch die erwähnte Steuer beseitigt werden sollte.

Zu der nunmehr vorzunehmenden neuen Militär-Organisation bedurfte man eines ganz neuen Offiziercorps, da die früheren Offiziere absolut königstreu blieben. Dasselbe erhielt in Bern und NeufchAel seine Ausbildung.

Zur Beschäftigung der durch die — in Folge der französischen Revolution — eingetretene industrielle Krisis brotlos gewordenen Arbeiter decretirte der große Rath den Bau wichtiger Chausseen.

Die Strafgesetzgebung, welche noch zahlreiche Bestimmungen der „Carolina" enthielt, wurde einer Revision unterzogen, und die Peitsche, das Brandmal, das Halseisen und der Pranger wurden abgeschafft. Die Todesstrafe, die Nachforschung der Vaterschaft und die Zwangsheirathen blieben in Kraft.

Im Monat Mai schritt die Bundesversammlung zu einer Revision der Bundesverfassung, und die neue, von Kern ausgearbeitete Constitution des Schweizer Bundes hielt die Mitte zwischen der übertriebenen Centralisation der helvetischen Constitution und dem zu weit gehenden Cantonsystem des Vertrages von 1815. In NeufchZtel wurde diese Constitution ebenso wie in den übrigen Cantonen und ohne daß die rormlistische Partei einen Versuch, es zu verhindern, gemacht hätte, angenommen.

König Friedrich Wilhelm IV. protestirte wiederholt energisch gegen die einseitige Aufhebung seiner Rechte und auch das, von fämmtlichen Großmächten 1852 unterzeichnete Londoner Protokoll erkannte auf Grund des Vertrages von 1815 das Recht des Königs von Preußen auf Neufchätel, sowie auf die Wiederherstellung seiner Autorität an, so daß diese Angelegenheit ihren drohenden Charakter für die Schweiz behielt.

Diese Anerkennung hatte die Erwartungen der royalistischen Partei wieder gehoben, und dieselbe begann sich zu rühren; als aber einige Jahre später auf dem Pariser Congreß Preußens Erinnerung an Neuenburg ohne jede Folge blieb, erlosch ihre Hoffnung auf fremden Beistand, und sie kam zu dem Entschluß, sich selbst zu helfen.

Einige ihrer Führer gingen nach Verlin und legten dort, wie Subel, den« wir hier zum Theil wörtlich folgen, berichtet, mehreren einflußreichen Personen vertraulich ihre Pläne vor. „Der Minister von Manteuffel rieth dringend ab; der König verhielt sich schweigend. Sie nahmen dies Schweigen für Zustimmung, und in der Nacht auf den 3. September setzten sich zwei kleine Colonnen unter Oberstlieutenant Meuron und den Grafen Friedrich und Ludwig von Pourtal^s iu Bewegung, überraschten und besetzten das Neuenburger Schloß, verhafteten die Behörden und ließen am Morgen ihre Manifeste zur Herstellung der königlichen Regierung in das Land gehen. Allein der Aufstand war ungenügend vorbereitet, nnd es kam zu keinem Zusammenwirken der royalistisch gestimmten Ortschaften. Um so

lebhafter aber erhob sich die republikanische Partei in la Chcmi de Fonds und Val de Travers, sowie die neuen Bürger des ganzen Cantons. Auch etwas eidgenössisches Militär war zur Hand, und bereits an, 4. September wurden Meuron und die Pourtalös mit den Ihrigen überwältigt und die ronalistische Bewegung aller Orten erstickt. Zwei Commissare des eidgenössischen Bundesrats eilten aus Bern herbei; etwa 5000 Mann Aargauer und Waadtländer Milizen nahmen das kleine Land in militärischen Gewahrsam, eine Menge Verhaftungen folgten, und 66 Gefangene wurden, des Hochverrats angeklagt, vor einen eidgenössischen Staatsgerichtshof verwiesen. Die nicht inhaftirten Noyalisten erhielten starke Einquartierung, deren Ernährung auch wohlhabende Männer ruinirte und die kleinen Bauern binnen Kurzem an den Bettelstab brachte.

Die Kunde von diesen Vorgängen traf das Herz König Friedrich Wilhelms IV. in erschütternder Weise. Er sandte sofort Briefe an die Souveräne Rußlands, Frankreichs, Englands und Österreichs mit der dringenden Bitte, seine Aufforderung an die Schweiz um bedingungslose Freilassung der Gefangenen zu unterstützen. Allein seiner Bitte folgten nur mehr oder weniger ausweichende und zur Aufgabe Neuenbürgs rathende Antworten. England rieth ihn: sveciell, durch schleunigen Verzicht auf seine Souveränetät über Neuenburg die Freiheit der Gefangenen zu erkaufen. Auch der schweizerische Bundesrat!) lehnte die Niederschlagung des Processes ab, wenn der König nicht vorher alle Rechtsansprüche auf Neuenburg aufgebe. Die Schweiz fühlte sich bei diesem Act des Neuenbürg«! Volkswillens im Rechte und meinte, gegen Drohungen mit Waffengewalt würde das Schweizer Volk sich erheben wie ein Mann.

So ließ man den Proceß gegen die Gefangenen ungehindert seinen Gang gehen. König Friedrich Wilhelm IV. erkannte bald, daß in dem Neuenburger Falle der Schwerpunkt der Entscheidung bei Kaiser Napoleon liege. Er machte sich mit dem Gedanken, auf Neuenburg zu verzichten und darüber mit den Großmächten in's Einvernehmen zu treten, vertraut, beabsichtigte sich jedoch unter keinen Umständen vor der bedingungslosen Freilassung der Gefangenen auf eine Unterhandlung einzulassen. Ließen ihn die Mächte hierbei im Stich, so wollte er durch preußische Truppen Basel und Schaffhausen als Faustpfand bis zur Erfüllung seiner gerechten Fordemng in Besitz nehmen. Er richtete einen zweiten, eigenhändigen Brief an Napoleon, dessen Inhalt uns den gewaltigen Unterschied der Stellung des heutigen Preußens resp. Deutschlands Frankreich gegenüber im Vergleich zu damals vergegenwärtigt.

„Der Ton meines officiellen Schreibens an Ew. Majestät," schrieb, wie Snbel berichtet, der König, „war kalt und ermangelte der warmen Sprache, die mein Herz und mein Vertrauen zu Ew. Majestät mir vorschrieben. Der Augenblick ist gekommen, wo es von Ew. Majestät abhängt, einen ergebenen und für jede Probe zuverlässigen Freund zu gewinnen.

einen Bewunderer der großen Fähigkeiten, welche Europa Sicherheit und Frieden wiedergegeben haben."

Nachdem er darauf die Trefflichkeit und das Elend seiner mißhandelten Getreuen geschildert, erklärte er, daß er für sie in» schlimmsten Falle den Krieg nicht scheuen würde, er misse, daß der Kaiser ihm im Augenblick des Sieges in den Arm fallen könnte, er fürchtete dies aber nicht; umsomehr würde er den Mächten gegenüber zu jeder mit der Ehre verträglichen Concession bereit sein. Er schließt dann mit dein Satze: „Ich schreibe diesen Brief mit blutendem Herzen, Thränen in den Augen."

Im Berliner Cnbinet liebte man solche Herzensergüsse des Königs über politische Fragen nicht sehr: dies Mal aber erfüllte das Schreiben seinen Zweck.

Napoleon war, wie die Kaiserin Eugenie dein Fürsten Hatzfeld mittheilte, durch dasselbe gerührt worden und sagte seinen Beistand zu. Ein amtliches Schreiben erging aus Paris nach Bern, welches die Schweiz zur Nachgiebigkeit hinsichtlich der Aufhebung des Processes dringend aufforderte. Dann würde Napoleon der Schweiz zur Lösung der ganzen Lage behilflich sein. Im Weigerungsfälle aber, ließ Graf Walewsky dem Bundesrate sagen, werde Preußen mit Unterstützung der süddeutschen Staaten eine Armee in die Schweiz einrücken lassen.

Allein der Bundesrat!) und die öffentliche Meinung in der Schweiz reagirten nicht auf die französisch-preußischen Vorstellungen, da einmal die öffentliche Meinung in Frankreich wie in Deutschland sich auf die Seite der Schweiz gestellt hatte, und da ferner von den übrigen Großmächten nur Rußland die französische Forderung warm unterstützte. Die Antwort des Bundesrats auf die französischen Forderungen ging dahin, daß die Freilassung der Gefangenen erst nach dem Beginn einer Unterhandlung erfolgen könne, deren Grundlage der Verzicht des Königs auf Neuenburg sei.

Der König rief darauf den Bundestag an und stellte den Antrag auf Beitritt des Bundes zum Londoner Protokoll und auf Forderung der Freilassung der Gefangenen im Namen des Bundes. In den Motiven des Antrags wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß die einzelnen Negierungen eintretendenfalls den preußischen Truppen den Durchzug verstatten würden. Zwar wurde die Forderung der Freilassung der Gefangenen im Namen des Bundes von diesem angenommen, allein der österreichische Gesandte Graf Buol legte überall in Bern, Süddeutschland und Frankreich den preußischen Wünschen Hindernisse in den Weg, so daß der Schweizer Bundesrat!) das Ansuchen des Bundestags zurückwies.

In diesem Zeitpunkt war es dein damaligen preußischen Bundestagsgesaudten Herrn von Bismarck vorbehalten, das richtige Mittel zur Lösung der heiklen Frage, deren Peripetien wir hier nicht sämmtlich ver-

folgen können, anzugeben, indem derselbe in einer Conferenz mit dem Ministerpräsidenten Manteuffel und dem Grafen Hatzfeld zum energischen Beginn von Kriegsrüstungen rieth. In der That wurden verschiedene, eine Mobilmachung vorbereitende Anordnungen getroffen und bestimmt, daß jedes der 9 Armeecorps eine Division nebst deren Landwehr zu dem Feldzuge gegen die Schweiz abgeben sollte, im Ganzen ergab dies etwa 160000 Mann, von denen sechs Divisionen Schaffhausen und Basel besetzen und drei eine Neservestellung einnehmen sollten. Militärbevollmächtigte gingen nach Darmstadt und Karlsruhe, nach Stuttgart und München, um die Unterbringung und Verpflegung der preußischen Truppen zu regeln. Am 17. December brachte ferner der Moniteur eine scharfe Note, welche die Haltung der Schweiz ernstlich mißbilligte und Preußen Recht gab. Die süddeutschen Regierungen genehmigten trotz des Hintertreibens Oesterreichs den Durchmarsch der preußischen Truppen, und man gewann in der Schweiz die Ueberzeugung, daß derselbe unmittelbar nach dem 15. Januar preußischerseits erfolgen werde. Da entschloß sich der Bundesrat!), in aller Eile mehrere Miliz-Divisionen einzuberufen und an die Grenze vorzuschieben, aber dann sank die Kriegslust der Schweizer völlig in sich zusammen. Aus NeufchAel desertirten 1500 Soldaten, um nicht gegen ihren König fechten zu müssen. Die übrigen Cautone aber entwickelten geringen Eifer zum Kampfe gegen Preußen, nur der Führung eines Processes gegen 60 Nonalisten halber. In diesen: Moment wiederholte Napoleon seine Forderung der Freilassung der Gefangenen, und nunmehr erst stellte der Bundesrath, ohne Erwähnung der preußischen Armee, bei der Bundesversammlung den Antrag auf Erfüllung der französischen Wünsche, und die Versammlung sprach kurz vor Ablauf des preußischen Termins am 15. Januar ihre Genehmigung aus.

Zur völligen Regelung der NeufclMeler Frage betrieb Napoleon den Zusammentritt einer Conferenz der Grenzmächte und der Schweiz in Paris. Dieselbe trat am 5. März zusammen, und Preußen verlangte auf derselben die Fortführung des Titels eines Fürsten von Neuenburg und Grafen von Valcmgin für den König, sowie die Zahlung von zwei Millionen Francs als das der früheren jährlichen Neuenburger Civilliste von 100000 Francs entsprechende Capital. Ferner den Schutz der Novalisten, vollständige Amnestie für alle politischen Vergehen vor und seit dem September-Ereigniß, Uebernahme aller durch dieses entstandenen Kosten auf die Eidgenossenschaft, so daß NeufckMel und dessen Einwohner nur pro rata wie alle anderen Cantone dazu beitrügen; Rückgabe der seit 1848 säcularisirten Kirchengüter in Neuenbürg an die frühere kirchliche Verwaltung, Sicherstellung aller milden Stiftungen und Vermächtnisse im Lande, endlich nach Ablauf eines Jahres Berufung einer constituirenden Versammlung in Neufchiltel, gewählt allein durch die alteingesessenen Bürger unter Ausschluß der Neuzugezogenen.

Die Großmächte modificirten jedoch diese Forderungen wesentlich; der Artikel über die Constituante wurde gestrichen, die Kirchengüter sollten dem Staat verbleiben, aber die Kirchen für die Einkünfte derselben entschädigt werden. Die Geldentschädigung wurde auf eine Million herabgesetzt. Friedrich Wilhelm IV. trat nach einigem Zögern unter Verzicht auf jede Geldabfindung dem Vertragsentwurf der Großmächte am 26. Mai bei.

Seitdem hat sich der Canton ungestört und friedlich entwickelt. Doch führten Verfassungsänderungen, kirchliche Fragen und die große Politik der herrschenden radicalen Partei, sowie Eisenbahnangelegenheiten zu manchen Streitigkeiten ini großen Rath und Parteiuerschiebungen im Volke. Die wichtigsten Ereignisse der letzten Jahre waren die 1879 trotz des lebhaften Widerstandes der Nadicalen erfolgte Annahme des fakultativen Referendums, die Verfassungsrevision von 1882, durch welche die Initiative des Volkes zu Gesetzen :c. eingeführt wurde und der 1884 vom Volke beschlossene Rückkauf der Bahnlinie NeufckMel-Locle.

Die eigenartige politische Sonderstellung Neufchütels hatte dasselbe über ein halbes Jahrhundert hindurch zu einer Schaukel-Politik veranlaßt, welche vorzugsweise darin bestand, der Gefahr auszuweichen, indem die Regierung die Souveränetät des mächtigen Preußen vorschob. Diese Politik hatte man 1792 und 1793 verfolgt, als Preußen im Kriege mit Frankreich begriffen war; man hatte sich bei dieser Gelegenheit als schweizerisch erklärt. 1798 hatte man sich darauf, als das Directorium der französischen Republik dem Schweizer Bunde den Krieg erklärte, für preußisch erklärt. 1833 ist Neufchütel schweizerisch, um die Intriguen des Convents von Sarnen zu begünstigen. Als jedoch die Nundestruppen es zwingen wollten, seinen Sitz in der Bundesversammlung einzunehmen, läßt es den preußischen Gesandten interueniren. Es ist dagegen wieder schweizerisch, um die Beibehaltung der Klöster und die Installation der Jesuiten in Luzern zu unterstützen, sowie zur Aufrechthaltung des Sonderbundes, obgleich es nicht wagt, sich demselben anzuschließen; allein als dieser Bund das Vundesband zu zerreißen droht und von den bundestreuen Cantonen angegriffen wird, stellt es sich weder auf die eine noch die andere Seite, sondern läßt sich durch den König von Preußen für unverletzlich erklären.

Die politische Situation Neufchätels wurde, da man gegenüber den republikanischen Umwälzungen und Institutionen der übrigen Cantone und des Schweizerbundes überhaupt das monarchische Princip um jeden Preis erhalten wollte, zu einer unhaltbaren.

Preußen aber that gut, eine seinen staatlichen Interessen ideell und räumlich so fernstehende Bevölkerung ihres Unterthanenuerhältnisses schließlich zu entbinden und der Zwitterstellung einer Oberhoheit über ein zu einem

fremden Staate gehörendes Fürstentum zu entsagen, und das UNI so mehr, da es in der Schweiz keine irgend wie in Betracht kommenden politischen Interessen zu uertheidigen hatte und da für seine Monarchen deren ziemlich problematische Souveränetät über NeufckMel, sowie die von diesem Fürstenthum bezogenen Staats-Revenuen kein einer ernstlichen Verteidigung werthes Object zu bilden vermochten.

Quellen: Lo^vs, ^im»Ie« ui8tc,ri<iue» äu eomt« 6e H«u<:l>ät«1 «t Vllllllu^iu; Lsnoit, 1s «2lltoll eis UsuoliHtol; Iulloä, Ilistoirs popu1»irs <iu p^s ds ^eueuätol; Majer, Geschichte des Fürstenthums Ncufchütel und ttr^udpisrrs, lli8toirs <iu <:«uwu <!s I^suedätsl, sowie Sybels Geschichte der Vegiündung des deutschen Reichs.

Sinnestäuschungen.

<Lm erkenntnißtheoretisches Capitel.

von

Friedrich WegmuIIer.

— München. —

Hc>s Gebiet der sogenannten Sinnestäuschungen ist bekanntlich eines der interessantesten und Problemreichsten für die verschiedenen Zweige der Psychologie, für die des normalen Geisteslebens nicht minder wie für die Psychologie des Anormalen. Die zahllosen akustischen, optischen und Temperatur-Täuschungen, denen wir auch im normalen Zustande so oft unterliegen, bieten den Forschern dieser einzelnen Sinnesgebiete reichliche Ausbeute, indem diese hier von Fall zu Fall die besonderen Umstände festzustellen suchen, welche hier die Unrichtigkeit des auf Grund der Sinneswahrnehmung gefällten Urtheils bedingen; der Psychiater wird in dein Vorhandensein oder Nichtvorhandensein bestimmter und constnntcr Sinnestäuschungen — Hallucinationen — eine der wichtigsten Stützen, oft die Grundlage seiner Diagnose sehen; nicht minder pflegen diese Täuschungen, namentlich ihre letztere Abart, von der Gehirnphysiologie zur Erläuterung ihrer Theorien über die den VewußtseinSphänomenen entsprechenden Gehirnprocesse verwerthet zu werden.

In noch weit höherem Maße aber nimmt selbstverständlich an den „Sinnestäuschungen" der erkenntnißtheoretische Zweig der Psychologie Interesse, nl'o jene Wissenschaft, welche sich ja gerade die erschöpfende Analyse unserer Denkuorgänge, unseres Urtheilens und Erkennens, damit aber auch der Natur von Wahr und Falsch, „richtigein" und „getäuschtem" Urtheil zur Aufgabe gesetzt hat. Was ist, so lautet die Frage der Erkenntnistheorie bei diesem Gegenstande, der Sinn und die eigentliche Meinung des Begriffs „Sinnestäuschung"? Sind es wirklich die Inhalte der Sinne, in

Bezug auf welche von einer „Täuschung" gesprochen werden kann, oder sind es nicht vielmehr anderweitige Inhalte des Newuhtseins — Urtheile, Erwartungen, Phantasievorstellungen? Und wie es sich auch damit verhalten mag: lassen sich nicht vielleicht aus diesem besonderen Falle falscher Urtheile, der in den „Sinnestäuschungen" unzweifelhaft vorliegt, weitere Erkenntnisse allgemeinerer Art ableiten, die die Grundfrage aller Erkenntnißtheorie: unter welchen Bedingungen nennen wir allgemein unsere Urtheile „wahr", unter welchen „falsch?" — zur Entscheidung zu bringen geeignet sind?

Betrachten wir zur Erledigung der ersten Frage einige Fälle, in denen eine Sinnestäuschung nach dem üblichen Sprachgebrauch unzweifelhaft vorliegt. Typisches Beispiel wäre etwa eine Gehörshallucination. Jemand vernimmt in unmittelbarer Nähe einen Laut, in dem er eine menschliche Stimme zu erkennen glaubt, und fällt infolge dessen das Urtheil: „Hier sprach ein Mensch." Er geht auf die Stelle zu, von der der Laut herzukommen schien, findet aber zu seiner Verwunderung nirgends ein menschliches oder sonstiges Wesen vor; er ist somit unzweifelhaft einer „Sinnestäuschung" zum Opfer gefallen.

Oder nehmen mir eines jener zahllosen Beispiele der sogenannten: „optischen Täuschungen", jener Fälle also, in denen sich die Täuschung auf unsere Schätzung räumlicher Ausdehnungen und Abstände bezieht. Schneiden wir auf den Schenkeln eines rechten Winkels zwei gleiche Strecken ab, so erscheint bekanntlich die lothrechte Strecke erheblich länger als die wagerechte; eine Allee geradlinig angeordneter Bäume, deren gleiche Grüße uns aus der Erfahrung bekannt ist, scheint trotzdem mit zunehmender Entfernung kleiner und kleiner zu werden; ein nahes Haus scheint den entfernten Berg, trotzdem uns die thatsächliche Größe der Objecte keinen Augenblick zweifelhaft ist, erheblich zu überragen. Also auch hier würden wir, wenn nicht anderweitige Erfahrungen berichtigend einträten, auf Grund der Sinneswahrnehmung zu einer Täuschung über die Größe und Entfernung der gesehenen Objecte gelangen, eine Sinnestäuschung, genauer gesprochen eine „optische Täuschung", läge vor.

Oder denken wir an die berühmte Täuschung, die uns Sonne und Sternenhimmel Tag und Nacht vorzumachen nicht müde werden: immer wieder sehen wir sie sich von Osten nach Westen um die Erde drehen, während uns doch jeder Abc-Schütze belehren kann, daß in Wahrheit eine Drehung der Erde in umgekehrter Richtung um ihre eigene Achse stattfindet. Das wahre Musterbeispiel einer „Sinnestäuschung".

Sehen wir indeß genauer zu. Unzweifelhaft haben wir in jedem unserer Beispiele auf Grund bestimmter Sinneswahrnehmungen ein bestimmtes Urtheil gefällt, das theils durch die Erfahrung, theils durch eine bestimmte Theorie — Achsendrehung der Erde — als unrichtig erwiesen wurde; insofern hat in allen Fällen eine Täuschung thatsächlich stattgefunden. Die Frage ist nur, ob dieses getäuschte Urtheil nur den thatsächlich gegebenen

Inhalt unserer Sinne, oder ob es nicht vielleicht daneben auch noch andere Inhalte des Bewußtseins umfaßte, ob sich somit die Täuschung auf den Inhalt unserer Sinne oder auf jene möglicherweise an diesen associirten Denk- und Phantasieinhalte bezog.

Wenn das Kind auf dem Tische eine weiße Gesichtsempfindung in einer gemissen Form wahrnimmt und nun auf Grund seiner früheren Erfahrungen das Urtheil fallt: „Dies ist Zucker," so kann es bekanntlich sehr unlieb enttäuscht werden; was es für Zucker gehalten und dementsprechend mit der Erwartung eines süßen Geschmackes in den Mund gesteckt hat, kann sich als Kreide, ein Steinsalzwürfel oder sonst ein vom Zucker sehr verschiedener Körper erweisen. Der Grund der Täuschung liegt hier auf der Hand: dasllrtheil: „Dies ist Zucker," entsprach nicht der Sinneswahrnehnmng, die ihren adäquaten Ausdruck vielmehr in dem Urtheile: „Dies ist weiß," gefunden hätte; indem das Kind den weißen Gesichtsinhalt als Zucker beurtheilt — einerlei, ob es das Wort „Zucker" bereits kennt oder nicht, — war seinem Geist gleichzeitig auch in Form eines Erinnerungsbildes die Wahrnehmung des süßen Geschmacks gegenwärtig, die es früher des Oefteren mit einer solchen weihen Gesichtsempsindung zusammen gemacht hatte, und die es nun auch mit dem Vorliegenden zu machen erwartet. Sein Urtheil umfaßte also gegenwärtigen Sinnesinhalt plus einem Erwartungsurtheile oder, psychologisch gesprochen, einem Phantasieinhalt; denn jedes Erwartungsurtheil ist selbstverständlich nicht ein der Sinnesempfindung, sondern ein der Phantasie ungehöriger Bewußtseinsinhalt. Diese Erwägung gilt allgemein; wir gehen, so oft wir von einem gegebenen Sinnesinhalt — weiß, hart u. s. f. — auf ein Object schließen — in unserm Falle Zucker, — stets über den Inhalt der Sinnesempfindung hinaus. Durch den Begriff des Zuckers fassen wir ja, wie mit jedem Begriffe eines „Dinges", einen Compler von Sinneswahrnehmungen zusammen, die uns alle auf einmal nie gegeben sind; wir sehen niemals Zucker oder Salz, sondern stets nur Weiß in bestimmter Anordnung der gefärbten Flächen, wir hören nie einen Menschen, sondern stets nur bestimmte Klänge und Geräusche, wir riechen nie eine Rose, sondern stets nur einen bestimmten Duft. Der Compler von Sinneswahrnehmungen, der den Begriff des Zuckers, des Menschen, der Nose ausmacht, ist den: einzelnen Sinn niemals ganz gegeben, derselbe muß vielmehr stets durch die Phantasie ergänzt werden, wie denn schon Aristoteles wußte, daß die Dinge der realen Welt keine ?<nv6^',«, sondern vo5ü^v«, keine „Sinnendinge", sondern „Gedankendinge" sind.

Wenn wir also in den obigen Fällen auf Grund der Wahrnehmung eines Sinnes die Urtheile abgaben: „Ich sehe Zucker", „Ich höre einen Menschen", „Ich rieche eine Nose", so können diese Urtheile keinen anderen Sinn haben als den, daß wir mit den gegebenen auch die übrigen Sinneswahrnehmungen zu machen erwarten, deren erfahrungsmähiges Verbundensein uns den Anlaß zur Bildung des betreffenden „Dingbegriffes" Zucker, Mensch, Rose

u. s. f. gab. So geht jedes Urtheil, in dem mir auf Grund einer Sinneswahrnehmung über die Existenz eines „Dinges" eine Aussage machen, über diese Sinneswahrnehmung hinaus. Thatsächlich fällen wir aber fast nur Urtheile über solche „Dingbegriffe"; was uns nicht wundern kann, wenn wir bedenken, daß es uns in der Praxis des Lebens nicht an sich um die einzelnen Sinnesinhalte, wohl aber um die „Dinge" im obigen Sinne zu thun ist. Welcher Art aber dieses Hinausgehen über den thatsächlichen Sinnesinhalt ist, lassen nnsere Ausführungen wohl erkennen; es werden an die gegebene Sinneswahrnehmung auf Grund früherer Erfahrungen Erwartungsurtheile associirt, die selbstverständlich, wie alle Erwartungsurtheile, in Erfüllung gehen oder getäuscht werden können. Jede Täuschung dieser Art ist also eine Enttäuschung.

Genau dasselbe ist aber bei den im engeren Sinne sogenannten Sinnestäuschungen der Fall. Hätten, in den oben angeführten Beispielen von solchen, die Urtheile nur die thatsächlichen Inhalte der Sinne zum Ausdruck gebracht, hätten sie also gelautet: Ich habe eine Gesichtsempfindung, die der eines Menschen entspricht; ich sehe die erste Strecke größer als die zweite, ich sehe die Bäume mit der Entfernung kleiner werden, das Haus großer als der Berg; die Sonne und der Sternenhimmel drehen sich für mein Auge von Osten nach Westen — so wären diese Urtheile offenbar richtig, von einer „Sinnestäuschung", von einer Täuschung überhaupt könnte keine Rede sein. Der Irrthum, der sich in Bezug auf die thatsächlich gefällten Urtheile ergab, bestand auch hier in der Nichterfüllung der an die Sinneswahrnehmung nssociirten Erwartungsurtheile, im ersten Fall, daß wir die Gesichtswahrnehmung eines Menschen machen würden, im zweiten Falle, daß die bei besonderer Constellation verschieden groß gesehenen räumlichen Ausdehnungen auch bei der Messung mit dem Maßstab verschiedene Grüße zeigten. Auch das dritte Beispiel macht hiervon keine Ausnahme: wenn wir auf Grund der Thatsnche, daß sich die Sonne und der Sternenhimmel für unser Auge von Osten nach Westen bewegen, das Urtheil fällen: „Die Sonne und die Sterne bewegen sich wirklich von Osten nach Westen", so ist in dieser unwissenschaftlichen Theorie der besprochenen Bewegungen das Erwartungsurtheil inuoluirt, daß dieselbe allen Erscheinungen der siderischen Bewegungen gegenüber Stand halten werde. In dem Augenblicke, wo sich dieses Erwartungsurtheil als getäuscht erwies, mußte diese Theorie der täglichen Himmelsbewegung durch eine neue ersetzt werden — Achsendrehung der Erde —, die wir gleichfalls an dem Tage aufgeben würden, wo sich das auch an sie geknüpfte gleiche Erwartungsurtheil als getäuscht erwiese.

Fassen wir unser Ergebniß, das sich für jeden Fall einer sogenannten Sinnestäuschung leicht darthun läßt, allgemein: es giebt, in den: Sinne, den das Wort zunächst zu haben scheint und in dem es auch in der Regel gebraucht wird, keine Sinnestäuschungen; jede Sinnestäuschung ist

eine Sinneswahrheit. Ja, mehr als das: die Frage nach der Wahrheit oder Falschheit eines einzelnen, lediglich für sich betrachteten Bewußtseinsinhaltes, mag derselbe nun den Sinnen oder der Phantasie angehören, hat überhaupt keinen Sinn. Jeder Bewußtseinsinhalt ist, rein für sich betrachtet, so wie er uns eben erscheint, und in Bezug auf ihn wäre ein „für wahr halten" eben so überflüssig wie ein „für falsch halten" zwecklos. Eine „Täuschung" kann es für den Inhalt der Sinne als solchen überhaupt nicht geben. Soll ein Inhalt des Bewußtsein als wahr oder falsch: Täuschung oder Nichttäuschung, erkannt werden, so muß vielmehr stets noch ein zweiter Inhalt mit dem ersten in bestimmte Beziehung gesetzt sein, derart, daß eine Entsprechung — wie zwischen Phantasie- und Emvfindungsinhalt — zwischen Beiden stattfinden muß; das „richtige" Erinnerungsbild muß einem bestimmten Erlebniß der Vergangenheit, das Phantasiebild, dessen zukünftige Verwirklichung im Erwartungsurtheil ausgesagt ist, muß eben jenem künftigen Ereigniß genau entsprechen; sehen wir von dieser Entsprechung ab, so hat die Frage nach wahr oder falsch bei beiden Inhalten keinen Sinn. Eine einzelne Vorstellung des Bewußtseins ist, aber sie ist weder wahr noch falsch; die Sinne sind der Täuschung nicht unterworfen, sondern nur die Erwartimgsurtheile, die wir thatsächlich in den weitaus meisten Fällen und unbewußt an die jeweiligen Sinnesinhalte associiren.

So werden in allen Fällen sogenannter Sinnestäuschungen nie die Sinne selbst, sondern stets nur an die Sinnesinhalte associirte Erwartungsurtheile — psychologisch gesprochen Phantasiebilder — getäuscht. Dieser inneren Wahrheit aller Sinnempftndungen und damit aller Urtheile, die lediglich den Thatbestand derselben zum Ausdruck bringen, entspricht es, daß die „Sinnestäuschungen" durch keinerlei Erfahrung aufgehoben und „berichtigt" werden tonnen. Wir sehen den Mond am Horizont größer als in der Mitte des Himmelsgewölbes, die Kugel ans der Kirchthurmspitze, in Wahrheit vom Durchmesser eines mäßigen Wagenrades, nicht größer als einen unten gesehenen Ball, sehen die Sonne tagtäglich im Osten aufgehen und im Westen versinken, obwohl wir über die wahre Grüße der gesehenen Objecte so wenig im Zweifel sind wie über die Bewandtniß, die es nnt der — nicht scheinbar, sondern thatsächlich! — gesehenen Bewegung dieses Himmelskörpers in Wahrheit hat. Das kann uns nach den» Obigen nicht wundern: die Erwartungsurtheile, zu deren Fällnng eine Sinneswahrnehmung den Anlaß gab, und die der Enttäuschung durch die spätere Erfahrung unterliegen können, vermögen selbstverständlich auf den Inhalt der Sinne selbst keinerlei Rückwirkung auszuüben.

Wir können uns nicht versagen, ans diesen Ergebnissen wenigstens eine Folgerung zu ziehen, die darum von besonderem Interesse ist, weil sie eine neuerdings mit großen Ansprüchen aufgetretene logische Irrlehre, die unter der jüngeren Psychologengeneration viele Anhänger gefunden hat.

von der erkenntnißtheoretischen Seite her acl »d8uränin führt. Wir meinen die von einen« in jüngster Zeit vielgenannten Wiener Psychologen angeblich vollzogene „Reform" und Neubegründung der Logik, speciell der Urtheilslehre, zu welcher Reform ja freilich, da alle bisherigen Urtheilslehren von Aristoteles bis Mill sich als ungenügend bewiesen, ein dringendes Bedürfniß in der Logik eingestandenermaßen besteht. Der Kernpunkt dieser neuen Urtheilslehre besteht in der Behauptung, daß nicht, wie die bisherige Logik wollte, in jedem Urtheile zwei Vorstellungen — Subject und Prädicat — zu einander in Beziehung gesetzt würden, daß es vielmehr eingliedrige — also blos auf einer Vorstellung beruhende — Urtheile nicht nur überhaupt gäbe, sondern daß dieselben sogar das Wesen des Urtheilsactes eigentlich ausmachten; alle aus Subject und Prädicat bestehenden Urtheilsacte der alten Logik sollen nach dieser Lehre lediglich Verbindungen zweier dieser „eingliedrigen Eristentialurtheile" sein. Aus unseren Betrachtungen geht indessen das Irrige dieses — übrigens mit großem Scharfsinn erdachten und durchgeführten — Versuches einer Neubegründung der Logik klar hervor. Legen wir, wie es die Psychologie im Allgemeinen und nicht minder auch der Urheber dieser „Logikreform" ihnen, dein Urtheil die Definition zu Grunde: „Urtheile nennen wir jene psychischen Acte, hinsichtlich deren die Frage nach Wahr oder Falsch gestellt werden kann," und erinnern wir »ms andererseits unseres Ergebnisses, daß in Bezug auf einen einzelnen Inhalt des Bewußtseins die Frage nach wahr oder falsch überhaupt keinen Sinn hat, so ist klar, daß es eingliedrige Urtheile im Sinne jener Urtheilslehre unmöglich geben kann. Der erwähnte nnd höchst verdienstvolle Psychologe hat sich ohne Zweifel durch grammatische Erscheinungen irre leiten lassen, die ja in die Logik schon so viel Streit und Unklarheit getragen haben. Die grammatische Form, in der das Urtheil gewöhnlich erscheint — der Aussagesatz — weist allerdings nicht immer eine Zweiheit der Vorstellungen auf, namentlich nicht in den alten Sprachen, wo so häusig Subject und Prädicat durch eine Verbalform ausgedrückt werden; wohl aber verlangt jeder Urtheilsact, seine sprachliche Form mag beschaffen sein, wie sie will, auch in seiner einfachsten Fonn eine Zweiheit von Bewußtseinsinhalten: Subject und Prädicat. So würde uns die rein erkenntnißtheoretische Betrachtung die UnHaltbarkeit dieses Versuchs einer psychologisch fundirten Logik zur Genüge erweisen, auch wenn derselbe nicht, wie es tatsächlich der Fall ist, in seinen Consequenzen zu den schwersten Widersprüchen mit dem psychologischen Thatbestand führte.

1,^

Gedichte.
von
'ttll IllliuF Bierüaum.
— schloß «Lnglar in Eppan. (^üdtirol.) —

^)ch wollte wohl, doch leider . . .

^ch sah zwei 3chiffe fahren
Im Flusse 5eit' an 5cit',
An ihren Raaen waren
Diel Wimpel aufgereiht.
Ans ihrem Decke gingen
Gestalten bunt und viel.
Und war ein silbern Klingen
Um ihren bunten Riel.
Frühling an beiden leiten
Des schnellen Flusses war.
In allen Höhn und weiten
Der Himmel wolkenklar.
Da rief an seinem Rade
Der junge Steuermann:
„was stehst Du am Gestade?
Komm mit! wir halten an!"
Ach Gott, ich käme gerne!
Doch sagt mir nur zuvor:
wohin! — In alle Ferne!
Aomm! Frage nicht, Du Thor!
wer mit will, darf nicht fragen,
wer fragt, der ist nicht werth,
Daß ihn die Wellen tragen,
Das; er ins Ferne fährt.
Ich wollte wohl. Doch leider
?ann ich erst nach genau.
Die schiffe fuhren weiter.
Der Himmel wurde grau.

Des Teufels Nähfaden.

Vcr Teufel näht in den 5ack der Nacht.
In den grausteiflcincn weiten 3ack
Die Erde ein.
3cht da, wie er hockt überm Kirchthurmkrenz.
Daran er sein Nähwachs, den Mond, gespießt!
Hui, wie er den Faden darüber zieht
Mit seiner krummen Klaue, und wie er prüft,
Vb er fest und geschmeidig.

wo hat der Teufel den Faden hei,
Den 3ackleinfaden, mit dem er näht?
Er hat ihn gedreht aus den 3eelen der Hämischen,
Aus den Zeelcn der lauernden Nörgler hat er
Den Faden gezwirnt, drum ist er sc» grau und
zäh und knotig.
Nlickt aber die 3onne darauf, die gütige.
Reißt er in Fasern grau aus und feucht.
Und auf den Morgenwinden fliegen.
Angeleuchtet vom jungen Tage,
Ausgedröfelt die 3acklcinfetzen.
Und der Teufel rauft sich die starren
Haare und flucht: Nichtsnutzige 3eelenl
Nicht mal Zacke kann man mit ihnen
Dauerhaft nähen. Hol' sie der Kuckuck!

Welt und Ceben.

)ch feh' die Welt
Als wie ein Feld,
Das hoch im Halme steht.
Die Eichel singt,
Oon ferne klingt
cLin lied wie hergewcht.
Nun wird es leer,
Und rund umher
Garbe an Garbe steht.
Und immer doch.
Und immer noch
Ein lied wie hcrgeweht.
Nun Herbst und kalt,
Und Winter bald.
Und Alles nberschneet.
Und doch, und doch,
Und immer noch
<3in lied wie helgeweht.
G reiches Feld,
V reiche Welt.
Durch die mein Leben geht,
Als wie ein Hauch;
Mein leben auch
<3in lied wie hergewcht.

Frau öophie seltner.

von

ltarl Menicke.

— Vreslau. —

(Schluß.)

VII.

uf diesen Abend folgten drei Tage, an denen die kleine Gesellschaft niemals zusammentraf, und zwar weniger durch äußeren Zufall, als aus innere« Gründen, da sowohl der Caplan als auch Sophie es vermieden, sich zu zeigen.

Es mar sehr rauhe Witterung eingetreten, so daß ein Sitzen im Freien sich von selbst verbot. Rüders Stimmung war darum nicht die beste. Er war äußerst sensibel, unruhig, suchte vergeblich auf langen, einsamen Spaziergängen Erfrischung und gesunde Ermüdung. Es ärgerte ihn, daß sich seine neuen Freunde nicht sehen ließen. Er glaubte sie im Ein« verständniß miteinander, glaubte sich absichtlich vernachlässigt und schob ihr Verhalten darauf, daß sie ihre Liebe vor ihm verborgen halten wollten. Dabei ertappte er sich häusig während des Tages auf Gedanken, die sich lebhaft mit Frau Sophie beschäftigten. Oft auf einsamen Spazierwegen war es ihm, als käme sie eilig hinter ihm her, so daß er sich schnell um« drehen mußte, wobei ihm ein Schauder über den ganzen Leib lief. Verdrießlich und unzufrieden mit sich selbst, eilte er dann nach Hause, setzte sich hin und nahm ein Buch vor, zwang seine Gedanken mit Gemalt in andere Richtung. Aber trotzdem begegnete es ihm, daß er mitten in einem Satze wie von einem Dämon gezwungen wurde, innezuhalten in. Lesen; er sprang dann auf, warf das Buch fort und schaute nach der Thür, als müsse sie sich öffnen und Frau Sophie eintreten.

Einmal in der Nacht, die wieder sehr unruhig verliefen, erwachte

er jäh aus dem Schlafe, weil er ganz deutlich seinen Namen hatte rufen hören. Er sprang aus dem Bette, öffnete die Thür, um nachzusehen, wer da sei. Nichts rührte sich. Dann lag er schlaflos bis zum Morgen und zermarterte sein Gehirn mit Vorwürfen gegen sich felbst, daß er nicht mehr Macht über sein Gemüth habe. Er nahm die Bilder seiner Frau und Kinder vor, aber auch diese schienen ihre beruhigende Kraft verloren zu haben. Endlich beschloß er, falls nicht besseres Wetter eintrat, sofort abzureisen, ohne seinen neuen Freunden Lebewohl zu sagen.

Und der Caplan? Die Vorwürfe feiner Amtsbrüder, daß er mit einem Ketzer der schlimmsten Art verkehre, baß er zu häufig sich in Gesellschaft einer jungen, bildschönen Wittwe sehen lasse, waren zwar an seinem stolzen Geiste wirkungslos abgeglitten, aber er war ein zu aufrichtiger und wahrheitsliebender Mann, als daß er sich nicht selber eingestand, wie tief die Neigung zu der schönen Frau schon in ihm Wurzel gefaßt hatte und daß es nun gelte, die ganze Kraft zusammenzunehmen, um diese ihm von Gott gesandte Prüfung ruhmvoll zu bestehen. In heißen Gebeten rang er nach Festigkeit und Ausdauer in der Pflicht, fein heiliges Gelöbniß nicht zu brechen, und er wußte es, daß feine Frömmigkeit, fein Eifer für das Gute, das ihn von Jugend an beseelt hatte, endlich den Sieg über sich selbst davontragen lassen werde. Freilich, schwer war dieser Kampf, unendlich fchwer und schmerzvoll. Aber er wollte es nicht vermeiden, mit Sophie zusammenzutreffen — denn das hätte er für ein feiges Ausweichen vor der ihm gesandten Versuchung gehalten — er wollte nur die Gefahr durch zu häusigen Verkehr nicht unnütz vergrößern.

Und Frau Sophie? Mit ihr war eine Veränderung vorgegangen, die ihre ganze Persönlichkeit von Grund aus zu vernichten drohte.

Alles, was bis dahin die stärkste Stütze ihres seelischen Lebens gewesen, war in's Wanken gerathen, es loderte ein Aufruhr in ihrem Innern, den sie vergeblich durch das sonst bemährte Mittel des Gebetes zu beruhigen trachtete.

Halb aus kindlich religiöser Schwärmerei, halb aus dem Bestreben, die weite Welt kennen zu lernen, war sie ihre Ehe eingegangen; von dem Feuer leidenschaftlicher Liebe hatte sie bis dahin Nichts empfunden. Jetzt aber war das Weib in ihr erwacht, mit rasender Gluth lohte in ihrem Herzen das grenzenlose Verlangen, dem Manne anzugehören, der ihr so plötzlich wie das Ideal aller männlichen Vollkommenheiten und Güte entgegengetreten war. Alle ihre Gedanken führten zu ihm, jede Faser ihres Herzens zitterte vor Sehnsucht, sich ihm zu vereinigen. Alles, was sie that, um dieser Gefühle Herr zu werden, gab ihrer verzehrenden Leidenschaft nur neue Nahrung. Ihre Gebete verwandelten sich ihr unbewußt in Liebesklagen, in Lobpreisungen des Geliebten, dessen Augen die Sterne des Himmels an Glanz und Schönheit übertrafen, dessen Sprache der

Musik der himmlischen Sphären zu vergleichen war, dessen Güte mit der des Heilandes wetteiferte, an dessen Seite zu sterben, mit dein Blick auf ihn gerichtet, noch Seligkeit der Seligkeiten sein müsse.

Eine neue Welt hatte sich ihr aufgethan in den Gedichten Goethes. Das also war es, diese Herrlichkeiten, die so ganz zu den Gefühlen ihres Herzens paßten, die man bisher neidisch vor ihr verborgen, die man ihr wie einem unreifen Kinde vorenthalten hatte! Der Zorn bäumte sich in ihrer Brust über ihre Lehrer und Erzieher; vernichten, auslöschen wollte sie Alles, was sie bisher angebetet hatte, sie wollte den Glauben oder Unglauben ihres Geliebten theilen, mit ihm selig, mit ihm vernichtet werden! Wie berechtigt erschienen ihr mit seinem Male alle die heißen Forderungen gesunder Sinnlichkeit! Mit Inbrunst versenkte sie sich in die „Römischen Elegieen," mit wollüstigem Schauder erfüllte sie „Die Braut von Korinth", ein Jauchzen entrang sich ihren Lippen über den „Gott und die Bajadere". Ach! und aus allen diesen Gefühlen aufflackernder Lebenslust und Lebensglückes riß sie dann jäh hinab in furchtbarste Verzweiflung der Gedanke, daß dieser Mann, dem sie all das neue Empfinden verdankte, einer Anderen angehörte, daß sie ihn nie besitzen könne!

Sie raufte sich die herrlichen Haare, sie weinte, sie schrie, sie warf sich zu Boden und rang die Hände, daß die alte Fanny erschreckt aus ihrem Zimmer herbeikam und fragte, ob der Gnädigen ein Unglück zugestoßen sei, ob sie den Arzt oder den Geistlichen holen solle?

In Sophiens Augen flammte es auf. Den Geistlichen? Ein Gedanke durchzuckte sie, ja- den Geistlichen!

„Geh', Fanny," sagte sie, mühsam sich zu äußerer Nuhe zwingend, „geh und bitte den Herrn Caplan, er soll mich recht bald besuchen, ich hätte mit ihm zu sprechen."

Fanny ging eilig davon. Es war am Abend des dritten Tages, seitdem die Drei sich nicht mehr gesehen hatten.

Und während Sophie den Besuch des Geistlichen abwartete, eilte sie, sich einigermaßen zu beruhigen, an ihren Schreibtisch und füllte, wie sie die letzten Tage zu wiederholten Malen gethan, ihr Tagebuch mit Liebesklagen und Seufzern, um dem gepreßten Herzen Luft zu machen. Es waren abgerissene Sätze ohne logische Folge, aber voll glühender Leidenschaft, mitunter von wahrhaft poetischer Gluth. Man hätte diese Liebesklagen für ein Capitel aus dem Hohenliede Salomonis halten können.

Sie warf die Feder weg, verschloß das Buch, sie ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, sie öffnete das Fenster, es war ihr, als müsse sie ersticken. Jetzt hörte sie den Caplan auf der Treppe, sie bereute, daß sie ihn hatte rufen lassen, sie wollte ihm ein gleichgiltia.es Gesicht zeigen, ihn« Nichts anvertrauen, sie ärgerte sich, daß er kam. Aber schon pochte er an die Thür — und nun stand er vor ihr.

Fanny zog sich uirück und ließ die Beiden allein.

„Sie haben mich rufen lassen, gnädige Frau, womit kann ich zu Ihren Diensten sein?" begann der Caplan. Seine Stimme klang tief und weich, sein sonst so frisches Gesicht mar bleich und fahl. Er hatte die Spuren von Thronen auf Sophiens Antlitz bemerkt, er wußte, daß er ihr würde Trost spenden müssen.
Die stille bescheidene Art des Caplans verwirrte Sophie; es durchdrang sie mit einem Male ein starkes Schuldgefühl. Dein Vertreter der Kirche gegenüber, dem sie so oft ihre kleinen Sünden, die keine waren und die sie doch so schwer bedrückt hatten, gebeichtet, dem Geistlichen gegenüber, noch dazu in der milden, menschenfreundlichen Person des vor ihr stehenden Caplans, sank ihr stolzer Trotz zusammen, und sie war wieder das Beichtkind mit dem zerknirschten Bewußtsein der Sünde.
Sie war nicht im Stande zu reden, nur ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Sie dachte nicht daran, dem Geistlichen einen Stuhl anzubieten, halb abgewandt von ihm, mit den Blicken durch das offen stehende Fenster den schon dunkelnden Himmel suchend, stand sie gleich ihm in der stillen Stube, in der minutenlang kein Laut sich regte, als die dumpfen Athemzüge zweier bis in's tiefste Innerste erregter Menschen.
„Weshalb hat sie dich rufen lassen? Es muß etwas ganz Besonderes vorgefallen sein — oder sollte mein absichtliches Fernbleiben —?" dem Caplan schwindelte bei dem Gedanken, der ihn einen Augenblick durchzuckte, daß seine Liebe etwa Gegenliebe in ihr entzündet haben könnte, — ein Augenblick der höchsten Wonne war es, aber er rang ihn kräftig nieder, er wollte ihn, durfte ihn nicht ausdenken — — nein, nein, das hieße ja den Sieg in dem ihm auferlegten Kampfe fast zur Unmöglichkeit machen!
Wie um sich von diesen Gedanken mit Gewalt zu befreien, sagte er jetzt laut, fast hart:
„Wollen Sie beichten, gnädige Frau?"
„Beichten?" das Wort durchzuckte Sophie wie ein elektrischer Schlag, und die Art, wie der Caplan es ausgesprochen, gab ihr mit einem Male den ganzen Trotz ihrer Seele wieder.
„Beichten? ja beichten!" rief sie aus und kehrte ihr flammendes Gesicht ihm zu, „beichten will ich Ihnen zum letzten Mal in meinem Leben!"
„Wie soll ich das verstehen?" fragte der Caplan, erschreckt durch die Leidenschaftlichkeit, mit der Sophie die Worte hervorgestoßen hatte.
Sie trat dicht vor ihn hin und erwiderte mit fliegender Hast: „Wie ein Kind habt Ihr mich behandelt bisher, Alles von nur ferngehalten, was das Leben verschönt und lebenswerth macht- ich habe die Welt gesehen, nicht wie sie ist, ein Garten voll Sonne und Früchte, voll labender Schatten und holder Wohlgerüche, sondern als dumpfe Kammer, in die kein Lichtstrahl fällt, in der nur Leiden und Jammer, Kummer und Elend gedeihen. Auf einmal thut sich nun vor mir die sonnige Gotteswelt auf

mit ihren unergründlichen Schätzen, und nun muß ich ausgeschlossen sein von allem Genuß, weil ich aus meiner elenden Kammer nicht herauskann!"

„Wer hat diese Verwirrung angerichtet? Welcher Geist spricht aus Ihnen?" rief der Cavlan entsetzt aus.

„Hier, dieser große Geist, der Genius der Deutschen, der mich nicht verwirrt, der meine Augen geöffnet hat! Hier dieser Mann!"

Und sie reichte ihm Goethes Gedichte hin.

Der Cavlan starrte das Titelblatt an und legte das Buch auf den Tifch. Jetzt war ihm Alles klar, er athmete dumpf auf.

„Nein, gnädige Frau, dies Büchlein nicht," erwiderte er fest, „aber der Mann, der es Ihnen gegeben hat und den Sie — lieben!"

„Nun ja — gut — wie Sie wollen — der Mann, der es mir gegeben hat, ja und — den ich liebe, weil er mir eine neue Welt offenbart, weil er mich von Fesseln befreit hat, unter denen ich hinfchmachtete, der Mann, der mich von den Todten auferweckt hat, den ich mit wahnsinniger Gluth liebe, die mich verzehren wird, weil er nicht »nein sein kann! Ach! — ach! lieber Freund, retten Sie, helfen Sie, was soll ich thun?"

Der Trotz, mit dem sie zu reden begonnen, hatte sich allmählich in wilde Leidenschaft verwandelt, unter der sie hilflos zusammenbrach. Sie warf sich auf einen Stuhl am Tifch und barg den Kopf in ihren Annen. Eine Zeit lang hörte man nur ihr Schluchzen.

Der Caplan faltete die Hände und erflehte in einem kurzen heißen Gebete Hilfe von oben. Dann trat er dicht an sie heran, legte seine Hand sanft auf ihren Arm und sagte mit halblauter Stimme:

„Hören Sie mich an, gnädige Frau."

Frau Sophie richtete den Kopf auf und sah ihm mit thränenfeuchtem Blicke in's Angesicht.

„Ich gebe zu," fuhr er milde fort, „daß man Sie falfch erzogen hat. Es war ein großer Fehler, Ihnen Alles fernzuhalten, was für Viele und nicht immer die Schlechtesten das Herrlichste au, Leben ist. Das Neue kommt Ihnen zu plötzlich, und Sie ertragen es schwer. Aber gehen Sie nicht zu weit in der Vernrtheilung Ihrer Erzieher: sie gaben Ihnen das Größte, oder versuchten es wenigstens Ihnen zu geben, dessen der menschliche Geist fähig ist: die Kraft, sich felbst zu überwinden und seinen Leidenschaften zu gebieten durch den Segen der Religion, durch die Gnadenmittel der heiligen Kirche."

„Ach, Herr Eaplan, Sie reden wie Einer, der memals von der Leidenschaft der Liebe erfaßt worden ist!" rief sie wild aus.

„Ich nicht erfaßt?" — Die Worte entrangen sich ihm halb im» bewußt, übermannt von seinen Gefühlen, und er zitterte am ganzen Körper.

„Sie?" rief Frau Sophie aus und trat dicht vor ihn hin, ihm ganz erschrocken in's Auge schauend. Und der Blick, der sie aus diesen Augen traf, der bittende, flehende, abwehrende Blick, in dem eine ganze Welt voll Lieben und Leiden, von Hoffnungslosigkeit und Entsagung lag, offenbarte ihr Alles, Alles, was er sich ihr ewig zu verschweigen gelobt hatte.

Frau Sophie war auf's Tiefste ergriffen. Sprachlos wich sie einige Schritte zurück, um gleich wieder auf ihn zuzueilen.

„Armer Freund," sagte sie mit thränenerstickter Stimnie und reichte ihm die Hand, „wie beklage ich Sie! — aber — nun werden Sie mich auch verstehen."

Der Caplan richtete seinen Körper strack in die Höhe und erwiderte mit Festigkeit:

„Ich verstehe Sie vollkommen, — und darum werden Sie meinem Rathe auch folgen."

„Was soll ich thun?"

„Dieses Leid ertragen, diese von Golt gesandte Prüfung überstehen durch Selbstüberwindung. Welches Glück wartet unser, welche himmlische Nuhe und innere Befriedigung, wenn wir rein und unversehrt aus diesem Kampfe hervorgegangen sein werden. Und darum, verehrte gnädige Frau, um Ihnen den Kampf nicht noch schwerer zu machen, rathe ich Ihnen: fliehen Sie, reisen Sie ab, ehe es zu spät ist, ehe Sie Ihre Kräfte verlassen! Sie werden bald erkennen, daß Sie auf dem rechten Wege sind, den Sie jetzt — zu verlassen im Begriff standen."

Sophie schauderte zusammen und ließ sich wieder am Tisch auf einen Stuhl nieder.

„Fliehen foll ich?" sagte sie nach einer Pause dumpf.

„Ja, Sie müssen es! Halten Sie sich immer vor Augen, daß der Mann, den Sie lieben, einer Andern angehört, und zwar verbunden durch das Sacrament der Ehe, halten Sie sich stets vor Augen, welcher schweren Sünde Sie sich schuldig machen, wenn Sie dieses heilige Band auch nur lockern wollen! Noch einmal, Frau Sophie, — fliehen Sie und retten Sie drei Menschen!"

Lange saß sie still vor sich hinbrütend, ohne ein Wort zu erwidern, sie kämpfte augenscheinlich einen harten Kampf mit sich selbst. Endlich stand sie auf und trat wieder vor den Caplan hin. Sie war wie gebrochen, und ihre Stimme klang matt und tonlos, als sie jetzt zu ihm sprach:

„Nicht fliehen, lieber Freund, drängen Sie mich nicht dazu — lassen Sie mir das Glück, wenigstens noch die Tage, die er hier verlebt, in seiner Nähe zu sein: er soll Nichts davon ahnen, was ich für ihn empfinde, ich verlange Nichts von ihm. Ich werde mich an den Gedanken gewöhnen, entsagen zu müssen — es bleibt ja nichts Andres übrig — aber nicht eher von ihm gehen, als es absolut nöthig ist! Wenn ich Dich liebe, was

geht's Dich an! Dieses herrliche Wort habe ich jll erst heute in meinem Goethe gelesen!"

In ihrer Hingebung, Liebe und Verzweiflung, in ihrer bittenden, flehenden Haltung sah sie so berückend schön aus, daß der Caplan seine ganze moralische Kraft zusammennehmen mußte, um nicht vor ihr niederzusinken, um nicht ihre Hände zu ergreifen, die sie ihm entgegenstreckte, und sie mit tausend Küssen zu bedecken.

Er faltete seine Hände zum Gebet und zwang sich, seiner Stimme einen rauhen Ton zu geben.

„Sie unternehmen Etwas, was Ihre Kräfte übersteigt," sagte er warnend.

„Nein, nein, ich werde es vollbringen," antwortete sie rasch.

„Sie können nur als Siegerin hervorgehen, wenn Sie zurückkehren zum Gebet, reumüthig zur heiligen Kirche. Sophie, stellen Sie Menschenwerk nicht über Gotteswerk," fügte er hinzu, auf die Goethe'schen Gedichte deutend.

„Ich thue es nicht, nein — ich verspreche Ihnen, reumüthig zurückzukehren, zu büßen, jede Strafe zu erdulden, die Sie mir auferlegen, nur zwingen Sie mich nicht, zu fliehen, nur lassen Sie nur noch das Glück seiner Gegenwart die wenigen Tage! — Er muß uns ja noch den Manzoni'schen Noman zu Ende lesen," setzte sie mit einem Anflug von schelmischem Lächeln unter Thronen hinzu.

Der Caplan fühlte feine Kräfte wanken. Wie Hilfe suchend gegen sich selbst, rief er laut aus:

„Nun, Gott gebe uns Allen Kraft und Stärke! Beten Sie, Frau Sophie, beten Sie, und verlassen Sie sich nicht auf Ihre eigene Kraft!"

Ohne ihr die Hand zum Abschied zu reichen, ohne sich noch einmal umzusehen, stürzte er davon.

Sophie eilte ihm an die Thür nach, sie wollte ihn zurückhalten, er schien ihr zu zürnen, sie rief ihn beim Namen, aber er hörte nicht oder wollte nicht hören und verschwand im Dunkel.

Sie schloß die Thür und warf sich brünstig vor ihrem Crucifir nieder, um zu beten.

Aber vergeblich bemühte sie sich, ihrem Geiste die sonst so gewohnte Richtung zu geben, die Worte des Gebetes hatten für sie keinen Sinn, sie klangen ihr wie ein leeres Geräusch, sie klangen ihr unwahr und gemacht.

Trotzig erhob sie sich von ihren Knieen und sagte laut vor sich hin: „Ich foll Menschenwerk nicht über Gotteswerk stellen? Ist er nickt Gottes Werk? Ist er nicht vollendet aus seiner Hand hervorgegangen? — Ach, ach! ich Unglückselige!" Sie schwankte, und jammernd und schluchzend sank sie zu Boden.

VIII.

Am nächsten Morgen stieg die Sonne hell und warm hinter den Vergen auf, und ihre goldenen Strahlen fielen auch tröstend in die Herzen der drei Leidenden.

Es hatte sich ihrer eine wohlthuende Abspannung bemächtigt, wie sie sich einzustellen pflegt nach Tagen andauernd heftiger Erregung. Der süße, in jedem tiefen Schmerze schlummernde Keim war in ihren Herzen aufgesprossen, und sie pflegten ihn mit selbstbeschaulichem Mitleid. — Nöder hatte sich in dem Vorsähe, noch heute abzureisen, befestigt; er wollte zum Abschied nur noch eine Rundfahrt auf dem See machen. Der Caplan war mehrere Stunden der Nacht am Bette eines Sterbenden gewesen, und seine Gedanken schwebten frei über allein irdischen Getriebe. Frau Sophie aber gab sich der stillen Hoffnung hin, daß sie noch einige Tage in der Nähe des Geliebten weilen werde, und vermied es absichtlich, weiter hinauszudenken. Sie spiegelte sich vor, daß sie dann Kraft genug zur Entsagung haben würde, nur wollte sie jetzt recht bald ihn wiedersehn, seine Stimme hören, den Zauber seiner Gegenwart empfinden.

Dazu ergab sich denn auch bald eine gute Gelegenheit. Ihr Advocat aus Innsbruck hatte nämlich geschrieben, einen langen de- und wehmüthigen Brief, in welchen: er, erschreckt dnrch den Scharfblick, mit dem er alle seine Ränke und Kniffe aufgedeckt sah, um Verzeihung bat und sein Versehen mit häuslichen Sorgen und großen Vermögensverlusten zu entschuldigen suchte.

Frau Sophie wußte nun nicht, wie sie weiter in dieser Angelegenheit vorgehen sollte; was war also natürlicher, als daß sie sich an den trefflichen Rathgeber wandte, der ihr bis hierher schon so gute Dienste geleistet hatte!

Obwohl es nun noch früh an. Tage war, beendete sie rasch ihre Toilette, ließ von Fanny das Empfangszimmer in Ordnung bringen, und befahl ihr dann, zum Herrn Negierungsrath hinaufzugehen und ihn zu bitten, falls es feine Zeit erlaube, Frau Sophie Peltner mit seinem Besuche zu beehren.

Sie hatte zum ersten Male seit dem Tode ihres Mannes einen rothseidenen Schlafrock cmgethan, der ihre Figur in verführerischer Schönheit prangen ließ, und das volle dunkle Haar mit einem kleinen, feinen Spitzenaufsatz versehen, der ihr entzückend zu Gesicht stand.

Ihr Herz klopfte hörbar, während sie mit dem Brief des Advocaten in der Hand, an ihrem Schreibtisch saß und die Antwort Fannys erwartete. Diese meldete bald darauf, de,? Herr Negierungsrath werde sich sofort die Ehre geben, und kaum HÄte Fanny das Zimmer verlassen, so wurde schon an die Thür gepocht, und Nöder trat ein.

Sophie erhob sich und ging ihm entgegen. Ihr Gesicht bebeckte eine

flaminende Nöthe, und einige Secunden schauten sie einander stumm in die Augen, wie wenn sie durch sie hindurch in die Tiefen ihrer Seelen dringen könnten.
„Guten Morgen, gnädige Frau, Sie wünschten, mich zu sprechen," begann Roder, ihr die Hand zum Gruß reichend. Sophie ergriff sie und erwiderte:
„Guten Morgen, Herr Negierungsrath, ich hielt mich für verpflichtet, Ihnen die Antwort meines Advocaten mitzutheilen auf jenen Brief, der das Werk Ihrer freundlichen Hilfe war."
Wie sie so einfach mit einander fvrachen, hätte kein unbefangener Zuschauer geahnt, welche tiefmogenden Gefühle sich unter der glatten Oberfläche gesellschaftlicher Formen verbargen.
Sophiens Leidenschaft war beim Anblick des Geliebten auf's Neue in heißer Gluth aufgelodert, fo daß sie ihrer ganzen weiblichen Selbstbeherrschung bedurfte, um äußerlich ihre Ruhe zu wahren. Und Röder grübelte darüber nach, welche dämonische Gewalt in dem Weibe vor ihm stecke, daß sie ihn so wider Willen und bis in die Träume der Nacht verfolgte und beunruhigte.
Er athmete auf, als sie ihm mit der geschäftlichen Angelegenheit entgegenkam. Das gab seinem Geiste eine bestimmte Richtung, die ihn von allen Nebengedanken, wenigstens zeitweise, fernhielt.
„Ah, die Antwort ist eingegangen," fagte er, „da bin ich neugierig."
„Vilte gefälligst Platz zu nehmen. Hier ist der Brief."
Sie fetzten sich an den Mitteltisch einander gegenüber, und er las den Brief mit großer Aufmerksamkeit durch. Dann sagte er:
„Nun, er gesteht alle seine Uebelthaten ein; das erleichtert uns die Sache wesentlich. Es fragt sich nur, gnädige Frau, ob Sie diesem Manne noch länger Ihr Vertrauen schenken wollen und können, oder ob Sie nicht vielmehr ihm Ihr Mandat vollständig kündigen wollen?"
Frau Sophie mar, während Röder las, ganz in die Betrachtung seiner Person verloren gewesen, und ihre Gedanken schweiften auf so anderem Gebiete, als er jetzt zu ihr sprach, daß sie sich erst mühsam seine Worte, die sie nur mit dem äußerlichen Ohre vernommen hatte, reconstruiren und den Sinn derselben zurechtlegen mußte. Verwirrt antwortete sie:
„Wie Sie wollen, Herr Negierungsrath."
Röder mußte unwillkürlich lächeln und sah ihr verwundert in's Gesicht.
„Wie ich will? Ach nein, gnädige Frau, — auf mich kommt es doch dabei nicht an."
Das Geschäftliche hatte ihm sein inneres Gleichgewicht miedergegeben, und er überlegte bereits die dem Advocaten zu ertheilende Antwort, falls Frau Sophie sich so oder so entscheiden sollte.
„Wollen Sie ihm das Mandat überlassen," fuhr er fort, da Frau

Sophie schwieg, „so werden sich auch Mittel und Wege finden, ihn so zu controliren, daß er Ihnen keinen Schaden mehr zufügen kann. Sie müssen ihm nur die Vollmachten, die Sie ihm bisher im weitesten Maße ertheilt hatten, wesentlich einschränken und namentlich Zahlungen größerer Summen nicht an ihn, sondern an eine amtliche Hinterlegungsstelle erfolgen lassen."
„Wenn es ein Mittel giebt, den Mann, der so herzbeweglich sein Unrecht eingesteht und um Vergebung bittet, zu halten, so märe mir das sehr lieb. — Wie schlimm sind mir Frauen doch daran," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „die wir in die Welt hinausgestoßen werden, ohne von ihr eine Ähnung zu haben, ja, die wir dnrch unsre Erziehung ein ganz falsches Bild von ihr in uns aufnehmen, was uns, allein gelassen, aus einein Irrthum in den andern treibt. — Hätte ein glücklicher Zufall mich nicht Ihnen entgegengeführt, so stände ich jetzt absolut rathlos da."
„Sie haben wohl Recht, sich zu beklagen; es werden Zeiten kommen, und sie bereiten sich schon vor bei uns, in denen man die absichtliche Unselbstständigteit und Hilflosigkeit, worin man unsere Frauen zu erziehen beliebt, nicht wird begreifen und verstehen können. Im vorliegenden Falle kann ich dieses Unrecht nicht einmal betlagen," fügte er heiter hinzu, „da es mir zu einer so lieben und interessanten Bekanntschaft verholfen hat."
Frau Sophie erwiderte Nichts, sie stand, Thränen hinunterkämpfend, auf und machte sich an ihren: Schreibtisch zu schaffen, um seinen Blicken zu entgehen. Er aber glaubte, sie suche Feder und Papier und sagte eifrig:
„Ja, es wird das Beste fein, wir schreiben ihm sofort, damit er sieht, daß Sie Ernst zu machen gesonnen sind. Wollen Sie die Güte haben, an Ihrem Schreibtisch Platz zu nehmen, so werde ich mir erlauben, Ihnen den Brief zu dictiren."
In diesem Augenblicke konnte ihr Nichts willkommener sein, als seine Aufforderung, zu schreiben, denn diese mechanische Thätigkeit bewahrte sie vor einem Ausbruch ihrer leidenschaftlichen Gefühle, die sie kaum mehr zu unterdrücken im Stande war.
„Ich bin bereit," sagte sie, und Nöder dictirte, um den Tisch in der Mitte des Zimmers langsam herumgehend, langsam den Brief, der in feiner Klarheit, Milde und doch strengen Sachlichkeit wieder die lebhafteste Bewunderung Sovhiens hervorrief. Ein zweites Schreiben an die Kaiserliche Bank und ein drittes an den Hauptverwalter der Fabriken und Grundstücke ordnete dann weiter den Zahlungs-Modus der eingehenden Gelder, sodaß größere Summen überhaupt nicht mehr in die Hand des Advocaten gelangen konnten.
„So," sagte Nöder, als er geendigt, „ich denke, nun wäre die Sicherheit, soweit eine solche unter Menschen überhaupt herzustellen ist, gewahrt. Vor der Hand läßt sich weiter Nichts thun."
Sophie erhob sich rasch, verschwand, ohne ein Wort zu sagen, auf einige Augenblicke im Nebenzimmer und erschien dann wieder, ein kleines

Etui in der Hand, mit dem sie vor Rüder hintrat. Er ahnte nicht, welche Ueberwindung es sie kostete, jetzt in scheinbar unbefangenem Ton zu ihm zu sprechen.
„Ich fühle mich so sehr in Ihrer Schuld, Herr Regierungsrath, daß ich wirklich in Verlegenheit bin, in welcher Weise ich Ihnen meine Dankbarkeit zeigen soll. Machen Sie mir das große Vergnügen und nehmen Sie zum Andenken an unser Zusammensein diese Kleinigkeit, die seit Jahrhunderten sich in unserer Familie fortgeerbt hat, und die ich keinem Würdigeren überlassen könnte."
Sie hatte ihm das Etui in die Hand gedrängt, und Röder öffnete es fast wider Willen. Ein prachtvoller Siegelring mit einem Edelstein von außergewöhnlicher Größe und Schönheit strahlte ihm funkelnd entgegen. Röder betrachtete das herrliche Kunstmerk und schüttelte lächelnd den Kopf.
„Nein, verehrte gnädige Frau," sagte er, „das kann und darf ich nicht annehmen: ein solches Prachtstück muß in Ihrer Familie bleiben. Ich bedarf auch wirklich keiner äußeren Belohnung. Ihr einfacher Dank und das Bewußtsein, Ihnen behülflich gewesen zu sein, ist mir theurer als Gold und Edelstein."
Er hatte, während er sprach, den Ring betrachtet, dann das Etui wieder geschlossen und auf den Tisch gestellt, sodaß er die Wirkung, die seine Worte auf Sophie hervorbrachten, nicht bemerkt hatte. Er erfchrak daher auf's Heftigste, als er jetzt ein lautes Schluchzen vernahm, in das Sophie, beide Hände vor das Gesicht haltend, ausbrach.
„Um Gottes Willen," rief er bestürzt auf Sophieen zueilend aus, „was ist Ihnen, gnädige Frau? Sind Sie nicht wohl?"
Sie schüttelte nur abwehrend den Kopf, trocknete schnell ihre Thränen, zwang sich zu lachen und sagte:
„Verzeihen Sie nur, Herr Regierungsrath, meine Unart, die mir noch aus meinen Kinderjahren anhaftet, in Thränen auszubrechen, wem Etwas nicht nach meinem Sinn geht."
Sie sah ihn durch Thränen lächelnd an, und ihre Schönheit berührte ihn so mächtig, daß auch ihn: unwillkürlich die Thränen in die Augen traten.
„Habe ich Sie durch meine Worte verletzt?" fragte er näher tretend.
„Ja," sagte sie, sich zu einem scherzenden Tone zwingend, „Sie als Nechtsgelehrter müssen doch wissen, daß denen, die Wohlthaten empfangen, auch das Recht zusteht, sich erkenntlich zu zeigen? Geben ist seliger denn nehmen, wollen Sie allein dieser Seligkeit theilhaftig sein? Sie haben mir wirklich weh gethan."
„Das bedaure ich von Herzen."
„Machen Sie schnell das Unrecht wieder gut," sagte sie, den Ring aus dem Etui herausnehmend, und ging auf ihn zu. „Geben Sie einmal Ihre linke Hand — so — die kommt von Herzen — wo ist der Gold-

singer — hier, sehen Sie, er paßt, wie für Sie gemacht, und nun behalten Sie ihn, damit auch ich sicher bin, daß Sie mich nicht ganz vergessen. Ihre Frau Gemahlin wird der armen Fremden, die über hundert Meilen von Ihnen entfernt weilt, gewiß verzeihen."

Sie wandte sich rasch wieder ab und verschwand im Nebenzimmer, und Nöder stand, mit dem Ning am Finger, hingerissen und bezaubert, stumm und beseligt da, ohne sich zu rühren, und starrte ihr nach. Nie in seinem Leben hatte ihn eine gleiche oder nur ähnliche Empfindung durchdrungen. Er hätte aufschreieu mögen vor Lust, sich ausweinen vor Wonne, und doch drückte ihm Etwas das Herz zusammen, daß er in Qual verstummen mußte, daß die Augen ihm brannten, ohne den erquickenden Thau der Thränen zu finden.

Er stand noch auf demselben Fleck, als Sophie wieder eintrat, zum Ausgehen gerüstet. Sie hatte in größter Geschwindigkeit ihren Schlafrock abgelegt, wieder ihr schwarzes Kleid angezogen und den Hut aufgesetzt. Die langen Handschuhe anziehend, fragte sie ihn, ob er sie zu einem Spaziergange an den See begleiten wolle? Sie schien wie verwandelt, sie war von einer Lebhaftigkeit, die ihm sonst nie an ihr aufgefallen, dazu gesprächig, witzig, voll guter Laune.

„Wenn Sie der Ning am Finger brennt, so ziehen Sie ihn vorläufig ab, stecken Sie ihn in's Futteral," sagte sie, ihm das Etui reichend, das er nahm. „Es kommt eine Zeit, da werden Sie ihn schon von selbst wieder anstecken."

„So?" sagte er wie in, Traum sie anstarrend.

„Sie werden an mich denken," lachte sie, „legen Sie ihn nur heute ab und in's Futteral. So. — Und nun kommen Sie, das Wetter ist wundervoll und noch nicht zu heiß."

,Er folgte ihr und überließ sich nun ganz dem bestrickenden Zauber ihrer Persönlichkeit, der sein Herz vor Glück erbeben machte und seinen Gedanken einen höheren Flug verlieh.

Als sie aus der Sonnengluth in den Waldesschatten traten, sagte sie: „So, nun wollen wir ganz langsam gehen, und Sie sollen mir in Kurzen« oder so lang als Sie wollen, auseinandersetzen, auf welchem religiösen Standpunkte Goethe stand; denn daß auch er eine tiefreligiöse Natur war, ist mir aus seinen herrlichen Gedichten klar geworden, wenn auch seine Religiosität himmelweit von Dem verschieden ist, was ich bisher darunter verstanden habe."

„Und ich soll gar keine Rücksicht auf Ihren Katholicismus nehmen?"

„Nicht die geringste. Denn mir ist zu Muthe wie dem Saulus, da ihn auf oem Wege nach Damaskus plötzlich das helle Licht in einen Paulus umwandelte; wenn auch unser vortrefflicher Freund, der Caplan, meinen Vergleich für eine Blasphemie halten würde, die er gleichwohl wahrhaftig nicht ist."

Und Rüder begann, angeregt durch das aufmerksame Zuhören, begeistert durch die verständnißvollen Zwischenfragen seiner schönen Begleiterin, einen Vortrag, in dem er seine eigene Welt« und Lebensanschauung klar darlegte, wie er sie an der Hand seines großen Lehrers Goethe allmählich in sich ausgebildet hatte.

So vergingen ihnen ein paar Stunden voll süßesten Glückes, voll jener erhabenen Stimmung, die vom Irdischen hinweg den Geist erhebt in jene Regionen, in denen er seinen Zusammenhang mit dem ewigen Geist der Welten empfindet, jener Stimmung, die Jakob Böhme gemeint haben muß, da er schrieb:

„Wem Zelt ist wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit."

IV.

Der Nachmittag vereinigte unsere drei Freunde wieder in der hölzernen Laube. Rüder las den Manzoni weiter. Auch die alte Fanny hatte sich diesmal zu ihnen gesellt, erfreut in ihrem guten Herzen, daß die Stimmung Sophiens sich so wesentlich gebessert hatte.

In Nöder und Sophie wirkten die herrlichen Stunden des Vormittags noch nach. Sie hatte, als sie sich zu Mittag von ihn: trennte, mit pochendem Herzen, wenn auch in scheinbar gleichgiltigem Tone gefragt, wie lange er noch hier zu bleiben gedenke, und er, in der Freude der schönen Gegenwart ganz seines Vorsatzes von gestern vergessend, hatte geantwortet: „Noch drei Wochen."

An diese „drei Wochen" klammerte sich Sophiens ganze Hoffnung, sie wollte sie ausnutzen, sie wollte in ihnen nur ihm leben, nur an ihn denken und sich nur seiner erfreuen. Was dann folgen würde, daran wollte sie nicht denken, das mochte in Nebel gehüllt bleiben von undurchdringlicher Finsternis), wenn nur diese „drei Wochen" im hellsten Lichte strahlten. Sie wandte keinen Blick von ihm, während er las, sie kannte jeden Zug in seinen: Gesichte, jede Locke auf seinem Haupte. Manchmal ertappte sie sich darauf, daß sie ganze Sätze überhört hatte, so sehr beschäftigte sie seine Persönlichkeit, so tief lag sie in ihrem Banne.

Ueber den Eavlan war eine große Ruhe gekommen. Er deutete Frau Sophiens gelassene Heiterkeit, die sie zur Schau trug, als einen großen Sieg, den sie über sich selbst davongetragen habe, er freute sich, daß seine Ermahnungen nicht fruchtlos geblieben waren. Uebrigens folgte er der Lectüre mit großer Aufmerksamkeit, und besonders der treffliche Mönch Christoforo mit seiner aufopfernden, liebevollen, stets hilfsbereiten Thätigkeit für Andere, der für seine Person auf jeden Genuß des Lebens

verzichtete, wurde sein Ideal, an dem er sich erbaute und dem er in allen Stücken ebenbürtig zu werden strebte.

Ais der Caplan sich gegen Abend entfernt hatte, um die Messe zu lesen, wanderten Nöder, Sophie und Fanny, die zum ersten Male, um ihre Gebieterin nicht zu verlassen, auf die Messe verzichtete, den See entlang bis zum Seehof, wo sie ihr Abendbrot einzunehmen pflegten.

Sie trafen eine heitere Gesellschaft von Landleuten aus der Umgegend an, die sich mit Gesang, Zitherspiel und Tanz ergötzten. Das muntere Treiben, die harmlose gemüthliche Lustigkeit ging auf Röder und Sophie über, so daß diese, als der Friede! vom Seehof, der beste und eleganteste Tänzer weit und breit, sie zu einem Walzer einlud, nicht umhin konnte, ihm zu folgen, und auch Nöder sich entschloß, eine hübsche junge Tirolerin zum Tanze aufzufordern.

Es dauerte nicht lange, fo tanzten Röder und Sophie zusammen und erregten durch ihre großen schönen, von Kraft strotzenden Persönlichkeiten wie durch ihre graziösen Bewegungen die allgemeine Aufmerkfamteit und Bewunderung der Landleute.

Fanny machte zwar eine bedenkliche Miene, als Sophie und Röder wieder auf ihre Plätze zurückkehrten, als wollte sie sagen, das hättet Ihr lieber unterlassen sollen, allein aus Sovhiens Augen leuchtete ein Glanz und ein Glück, wie sie es seit Jahren nicht an ihr gesehen hatte, und das versöhnte Fanny wieder und schlug alle ihre Bedenken in den Wind.

Das schöne Paar aber lebte ganz der Seligkeit des Augenblicks.

Keins von ihnen wollte weiterdenken, als an die nächste Minute, für Beide gab es keine Zeit, keine Vergänglichkeit. Dieses Gefühl verließ sie auch nicht, als Fanny zum Aufbruch mahnte, da die Nacht hereinbrach. Sie machten noch ein Tänzchen und folgten dann Fanny, ohne zu zügeni, in die stille, wanne, sternenlose Iuninacht.

Sie gingen nebeneinander her und plauderten wie die Kinder, lachten, scherzten, jagten den leuchtenden Iunikaferchen nach. Sophie wollte eines in der Nähe fehen. Rüder beeilte sich, ein Thierchen zu fangen, und als es ihm gelungen mar, brachte er es triumphirend zu Sophie und hielt es ihr entgegen. Sie wollte es fassen, da flog es davon, aber ihre Hände waren ineinander gemthen und ließen sich nicht wieder los. Da durchfuhr Beide eine zitternde Gluth, sie blickten sich tief in die vor Sehnsucht flammenden Augen, und all' ihr Glück, das sie noch eben so kindlich selig gemacht, verwandelte sich mit einem Schlage in einen stechenden Schmerz, der sie dem Wahnsinn nahe brachte. Fanny trat an sie heran, sie ließen einander los, und von nun an gingen sie schweigend, in stummer Verzweiflung durch die Nacht.

Was sollte aus ihnen werden?

Ein Blitz hatte ihnen den furchtbaren Abgrund erhellt, an dem sie

sorglos tändelnd Blumen gepflückt, und von dem hinweg kein geebneter Pfad führte.

Schweigend reichten sie sich beim Abschied die Hand. Sophie suchte ihr Zimmer auf, Nöder ging in die kleine Wirthsstube der Scholastik«, wo er den Caplan zu finden hoffte. Dieser mar eben in» Begriff, nach Hause zu gehen. Nöder hielt ihn zurück, es drängte ihn, sein Herz einem Freunde auszuschütten.

Rückhaltlos offenbarte er ihm alle seine Empfindungen: wie er, im sicheren Gefühle der Liebe zu seiner Gattin, den Verkehr mit Sophie nicht gefürchtet, wie er allmählich von dem dämonischen Wesen dieser Frau gefesselt, in eine seelische Abhängigkeit von ihr gerathen, die ihm niemals bisher bekannt gewesen, wie er Tag und Nacht nichts Anderes mehr zu denken im Stande sei, als was sich auf sie beziehe, und wie sogar seine Träume unter der magischen Gewalt dieser gluthoollen Seele ständen. Dabei hätte sich die innigste Neigung zu seiner Gattin durchaus nicht ab' geschwächt, aber diese Neigung wäre so ganz anderer Natur, so himmel-weit verschieden von der unaussprechlich süßen und zugleich schmerzlichen Sehnsucht, die ihn unwiderstehlich zu Sophien zöge, und die ihm das Leben ohne sie als eine fürchterliche Oede erscheinen lassen werde. Niemals, auch in den Tagen jugendlicher Schwärmerei, hätte er Aehnliches empfunden, er stehe vor einem Räthsel, dessen Auflösung ihm unmöglich sei. Und was das Schlimmste, er glaube annehmen zu dürfen, daß Sophie sich in gleichem Maße zu ihm hingezogen fühle wie er zu ihr, fo daß der Gedanke einer Trennung von ihm auch für sie gleichbedeutend mit Verzweiflung sein müsse.

Der Caplan hatte den halblaut und in sichtbarer Aufregung gemachten Mittheilungen mit scheinbarer Nuhe zugehört, ohne daß Nöder ahnte, wie tief dieselben auch das Herz des Geistlichen ergriffen. Dieser drängte aber alle egoistischen Gefühle mit Macht bei Seite und suchte nur nach einem Ausweg aus der schrecklichen Lage seiner Freunde. Als Nöder mit der Bitte um den Nath des Freundes geendet, hielt er nicht zurück mit dem, was er für das Ersprießlichste hielt.

„In den schwierigsten Lagen meines Lebens," sagte er, „habe ich mich immer nur gefragt: kannst Du ihnen nicht entrinnen durch unnachsichtige Erfüllung Deiner Pflicht? Und immer mußte ich mir diese Frage mit Ja beantworten und habe darnach gehandelt. Mochten dabei auch mitunter die heißesten Wünsche meines Herzens unerfüllt bleiben, mochten äußere Nachtheile, Verfolgung durch Mitmenschen, Kränkungen und Beleidigungen aller Art damit verbunden sein, ich habe es doch niemals bereut und nach überstandenen Schmerzen eine innere Befriedigung davongetragen, wie ich sie niemals nach Erfüllung selbst berechtigter und heißersehnter Wünsche empfunden habe. Ich rathe Ihnen, werther Freund, in vorliegendem Falle ebenw zu handeln. Sie haben ein treues Weib zu Hause, dem auch

Sie ewige Treue gelobt haben, Sie haben Kinder, deren Erziehung zu guten Menschen Ihre heilige Pflicht ist, es bleibt nach meiner Meinung für Sie nichts Andres übrig, als sich der Sie bedrohenden Gefahr sobald als möglich und ehe es zu spat ist, zu entziehen. Ich weiß, daß es für Sie eine schwere Aufgabe fein wird, allein fragen Sie sich selbst, ob hier ein anderes Mittel zur Rettung gegeben ist? Fragen Sie sich ferner, ob die Gefahr nicht mit jeden: Tage, den Sie hier länger verweilen, wächst? Nicht blos für Sie, sondem vor Allem auch für Frau Sophie, die, wie ich hoffe, im Glauben und in den Gnadenmilteln der Kirche den endlichen und einzig sicheren Trost finden wird."

Er fchwieg und sah Nöder voll Sorge in's Antlitz, der stumm vor sich hinstarrte.

„Haben Sie einen anderen Ausweg?" fragte der Caplcm nach einer längeren Pause sanft.

„Nein, nein — es giebt keinen andern," erwiderte Rüder mit einem plötzlichen Entschluß. „Ich muß fort, und das sogleich, morgen mit dem Frühsten."

„Nicht so, lieber Freund," wandte der Caplan ein, „das würde vielleicht allzu niederschlagend auf Frau Sophie wirken. Sie sind uns noch den Schluß des Manzoni'schen Nomanes schuldig. Lesen Sie uns, als wäre Nichts inzwischen vorgefallen, morgen Vormittag das Buch zu Ende. Zeigen Sie in Ihren: Wesen nicht die geringste Veränderung, und ziehen Sie sich für den Nachmittag mit der Entschuldigung wichtiger Briefverpflichtungen an Ihre Frau und Familie zurück. Das soll keine Lüge sein, vielmehr rathe ich Ihnen, einen recht ausführlichen Brief an Ihre Gattin zu schreiben, und den unvorhergesehenen Wechsel Ihres Aufenthaltsortes zu motiviren. Ich nehme an, daß Sie von hier aus noch wo anders hingehen, ehe Sie nach Hause zurückkehren. Es würde Ihnen vielleicht gut thun."

„Das will ich mir noch überlegen," sagte Nöder langsam, „ich glaube aber, ich werde sofort nach Hause zurückkehren. — Die Lust der Fremde ging mir aus," setzte er trübe lächelnd hinzu.

„Nun ja," erwiderte der Eaplan, „Sie haben vielleicht Recht."

„Das wird ein schlimmer Vormittag morgen; aber ich finde Ihren Nath gut. Mag mit dem Schlüsse des Manzoni'schen Romans mich mein Herzensroman sein Ende finden. Daß ich so frei und offen zu Ihnen gesprochen, werther Freund, zeigt Ihnen mein grenzenloses Zutrauen. Ich danke Ihnen für Ihren Nath, für Ihren Beistand. Es kann hier nur ein gewaltsamer Bruch zum Heile führen. Und bin ich fort, fo nehmen Sie sich des armen Wesens an, das ich so unglücklich zu machen genöthigt bin."

Sie schüttelten einander kräftig die Hand und erhoben sich, um nach Hause zu gehen.

Als Nöder an der Thür von Sophiens Zimmer vorüber leise, um nicht gehört zu werden, die Treppe hinauf schlich, überkam ihn ein trotziges Weh, das ihm Thränen aus den Augen preßte.

„Ist es nicht ein Wahnsinn, daß ich hier schleiche wie ein Dieb?" sagte er zu sich; „wäre es nicht das Richtige, ich klinkte auf und ginge hinein, wo ich mit tausend Freuden empfangen würde? Aber freilich! die vergänglichen Satzungen menschlicher Moral — selbst wenn sie die heiligsten Rechte des Herzens zerstören und vernichten — stehen über den ewigen Forderungen der Natur! Wir armseliges Geschlecht!"

Die Nacht verbrachte er schlaflos. Immer wenn ihn die Müdigkeit übermannen wollte, schreckte ihn ein seltsamer Traum wieder auf und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Er träumte immer, Sophie stehe neben ihm und riefe ihm zu, er sollte aufstehen! Endlich erhob er sich wirklich und ging in Strümpfen, um nicht gehört zu werden, stundenlang im Zimmer hin und her. Er wußte, daß auch sie wache und nur an ihn denke, und daß nichts Anderes ihm die Ruhe raube, als ihr sehnsüchtiges Verlangen nach ihm.

Der Caplan hatte Frau Sophie am Vormittage aufgesucht und äußerlich mhig und in ihr Schicksal ergeben gefunden. Sie vermied es, mit ihm über die Vorgänge in ihrem Inneren zu sprechen, denn er hätte ihre völlige Umwandlung, den gänzlichen Bruch mit ihrer Vergangenheit nicht begriffen und nur vergebliche Anstrengungen gemacht, sie auf den alten, von ihr für immer verlassenen Pfad zurückzuführen. Ein einziges, großes Gefühl beherrschte sie vollkommen und unausgesetzt: die leidenschaftliche Liebe zu Nöder, dessen Ideenwelt auch dieFihrige geworden, und fton der sie durch keine Macht des Himmels und der Erde mehr zu trennen war. —

Auch Nöder, den der Caplan abholte, schien ruhig und gefaßt und be« harrte auf feinem Vorhaben, den nächsten Morgen, noch vor Tagesgrauen heimlich abzureisen.

Die Vorlesung des Nomans hatte ihr Ende erreicht, und obwohl der befriedigende, ja heitere Ausgang des Kunstwerkes, die endliche Vereinigung der Liebenden nach so vielen, unüberwindlich scheinenden Hindernissen auch eine erhebende Wirkung auf die Zuhörer hätte ausüben sollen, so mar davon äußerlich wenigstens nicht viel wahrzunehmen. Zu mächtig wogten in ihren Herzen die Gefühle, die das eigne schwere Geschick aufgeregt, als daß sie mit voller Empfindung den Schicksalen Anderer hätten folgen können.

Es fprach denn auch nur der Caplan, der auf dem Wege der Entsagung schon am weitesten vorgeschritten war, am Schlüsse des Werkes seine Bewunderung in ausführlicher Weise aus, während Nöder und Sophie

sich damit begnügten, ihm zuzustimmen, da ihre Gedanken auf ganz anderen Gebieten schweiften.

Es hatte wieder eine schwüle Stimmung Platz gegriffen, die Jeder peinlich empfand, weshalb sich Frau Sophie endlich zu der Frage aufraffte, ob man den Nachmittag nicht zu einer Wasserpartie verwenden wollte?

'Der Caplan schwieg und überließ Rüder das Wort, der mit pochendem Herzen und nicht zu verbergender Erregung, die ihm das Blut in die Wangen trieb, die Entschuldigung vorbrachte, daß er dringende Briefe zu schreiben habe und deshalb nicht an der Partie theilnehmen könne.

Die Worte blieben ihm fast im Halse stecken, und es ergriff ihn ein Weh, wie er es nie in seinem Leben empfunden, als er Sophie bei seineu Worten erbleichen und ibre Augen sich mit Thronen füllen sah.

Zum Glücke erschien in diesem Augenblicke Agnes, welche den Caplan suchte, um ihm mitzutheilen, daß man in einem ^Nachbarorte nach ihm verlange zur Spendung der Sterbesacmmente. So wurde der peinlichen Situation ein Ende gemacht, und man trennte sich, ohne Etwas für den Nachmittag oder Abend verabredet zu haben.

Sophie suchte hinter der Entschuldigung Nüders keine leere Ausflucht, deun sie hatte ihm angemerkt, wie schwer es ihm wurde, auf die gemeinschaftliche Partie zu verzichten; es mußte thatsächlich ein dringendes Hinderniß für ihn vorliegen. Sie hatte im Stillen gehofft, den Nachmittag mit ihm vereint zuzubringen in erhebenden Gesprächen über die wichtigsten Dinge des Lebens wie am Tage vorher; nun mußte sie wieder mit ihrer Sehnsucht allein bleiben — aber er reiste ja noch nicht ab, er blieb ja noch da fast drei Wochen! Da werde sie schon noch Gelegenheit haben, ihn oft allein zu sprechen, zu genießen!

Rüder aber hatte kaum Sophie verlassen, als er sich die größten Vorwürfe machte, daß er dem Caplan gefolgt und ihm versprochen habe, sofort abzureisen. Der Gedanke, Sophie zum letzten Male gesehen zu haben, ohne ein Wort des Abschiedes, ohne einen Druck ihrer lieben Hand, ohne einen Blick in ihr herrliches Auge gethan zu haben, übersiel ihn mit einer solchen Schmerzesgewalt, daß ihm das Leben unerträglich schien und er den Tod herbeisehnte.

Er nahm, um auf andere Gedanken zu kommen, an der gemeinsamen Wirthstafel, die heute ziemlich zahlreich befetzt war, zum Mittagbrot Theil. Aber unberührt ließ er alle Speisen an sich vorübergehen; grollend mit sich selbst, daß er seiner Gefühle garnicht Herr werden konnte, erhob er sich wieder, ehe die Tafel beendet war, nahm ein Boot und fuhr auf den See hinaus, um sich Ruhe zu verschaffen. Im Grunde seiner Seele aber hoffte er, Sophie noch einmal zu begegnen. Seine Augen fpähten nach allen Richtungen, er fuhr bis zur Pertisau, kreuzte hin und her, aber vergebens: er fand sie nirgends; er fuhr weiter, er fuhr um den ganzen See herum, bis der Abend hereinbrach: er traf sie nicht. Und doch war

^
Sophie auf dem See gewesen. Ohne zu ahnen, daß Rüder auch auf dem Wasser sei, war sie ihn« in einer Entfernung von einer halben Stunde nachgefahren, war in der Pertifau ausgestiegen, um die arme Familie Zu besuchen, und dann dort mit Fanny bis zum Sonnenuntergang verblieben.

Die Fahrt auf dem Wasser hatte aber auf Rüder doch beruhigend gewirkt, und er »rußte sich von Neuem sagen, daß der Nath des Caplans, sofort abzureisen, der einzig gute und richtige sei. Mußte nicht ein längeres Zusammensein mit Sophie die spätere Trennung immer schmerzlicher, ja schließlich zur Unmöglichkeit machen? Und stand nicht — was auch immer er sich zur Entschuldigung seiner Gefühle sagen mochte — stand nicht doch Allein voran die Pflicht gegen seine ihm angetraute Gattin, gegen seine Kinder?

So war er denn, als er von der Fahrt zurückkehrte, in seinem Entschluß, abzureisen, vollkommen befestigt, und um, so zu sagen, alle Schisie hinter sich zu verbrennen, ging er sofort zu Frau Scholastik«, ließ sich feine Rechnung geben, bezahlte sie und bestellte einen Wagen für eine fehr frühe Morgenstunde.

Auf die erstaunte Frage der Frau Scholastika, warum er fo plötzlich abreife, schützte er dringende Geschäfte vor, die ihn unuermntheterweise nach Kaufe zurückriefen, bat auch, zu Niemanden, von feiner Abreise zu sprechen. Das Abendessen und eine Flafche Wein solle man ihm auf seiu Zimmer bringen.

Inzwischen waren auch Sophie nnd Fanny von ihrem Ausflug zurückgekehrt.

Der stille, warme, von Nlüthenduft erfüllte Juni-Abend hatte die ganze Zärtlichkeit ihres Herzens, ihr fehnsüchtiges Vangen und Verlangen in ein melancholisch süßes, entsagungsvolles Gefühl verwandelt, in dem ihr der Geliebte wie etwas unerreichbar Hohes, Göttliches erschien. Ihn nur wiederzusehen, zu sprechen, mit ihm in den Mlhseln des Lebens herumzugrübelu, erschien ihr schon wie ein küstliches Glück, und das sollte sie ja morgen wieder haben!

Da Fanny bei Frau Scholastika noch eine Bestellung auszurichten hatte, ging Sophie allein nach Hause voran. Auf der Treppe kam ihr Agnes entgegen, die soeben das Abendessen zu Nüder getragen hatte. Sie wollte schnell an Sophie vorüber, diese aber hielt sie an und wünschte ihr einen guten Abend, denn es war ihr das traurige Weseu an dem Mädchen aufgefallen.

„Nun, Agnes, fo eilig? Was haben Sie denn? Sie sehen ja so traurig aus?"

„Ach, ich bin es auch," antwortete Agnes verlegen und blieb stehen.

„Warum?"

„Ich soll es eigentlich nicht sagen."
„Wer hat es denn verboten?"
„Der Herr Regierungsrath."
„Was denn, Agnes?"
„Wir haben ihn Alle so gern," flüsterte sie leise, „und wir dachten, er würde noch lange bei uns bleiben, und nun reist er Plötzlich ab! Er will nicht, daß es Jemand erfährt, ich glaube, des Herrn Caplans wegen, mit dem er einen Streit gehabt haben soll. Sehen Sie nur, was er mir für ein Trinkgeld gegeben hat!"
Agnes zeigte eine ganze Hand voll Papiergeld, Sophie aber sah und hörte Nichts. Krampfhaft hielt sie sich am Treppengeländer fest, um nicht zu sinken; sie zitterte am ganzen Körper.
„Heilige Jungfrau! was ist Ihnen, gnädige Frau?" rief Agnes erfchreckt.
„Nichts, Nichts! nur still!" erwiderte Sophie sich zusammenraffend, zwang sich fogar zu einem Lächeln. „Es ist nur die ungewöhnliche Hitze, die wir den Tag über gehabt haben. Siehst Du, es ist schon vorüber. Was sagtest Du mir vorhin? Ich habe es nur halb gehört, der Herr Regierungsrath wolle morgen früh abreisen?"
„Ja."
„Und es soll Niemand wissen?"
„Ja, so sagte er wenigstens zu mir. Er schien übrigens auch nicht wohl zu sein, denn er sagte, ich könne das Abendessen gleich wieder mitnehmen, er werde doch Nichts anrühren. Ich bat ihn aber, er solle es nur versuchen."
„So, so — nun, gute Nacht, liebe Agnes."
„Gute Nacht, gnädige Frau, soll ich vielleicht noch Etwas ^"
„Nein, nein, ich danke, meine Fanny kommt mir gleich nach."
Agnes ging, uud Sophie wnukte wie gebrochen an Leib und Seele die Treppe hinauf und schlich in ihr Zimmer. Sie lieh sich auf einem Stuhle am Fenster nieder und blickte thränenlos vor sich hin. Sie hatte Alles verloren, mit einem Schlage, sie war die ärmste Frau, die es ans Erden geben konnte. Ihre letzte Hoffnung, die „nächsten drei Wochm", sie war hinweggeweht wie ein Licht vom Winde. Was blieb ihr nun vom Leben? Wenn sie in die Zukunft blickte, erschien sie ihr unerträglich öde, eine Zeit des Jammers und der Verzweiflung, ohne einen Strahl der Hoffnung, des Glücks!
Fanny trat ein. Auch sie hatte erfahren und berichtete unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß der NegierungSrath morgen früh abreife; wie Frau Scholastik« glaubte, weil er einen Streit mit den: Caplan gehabt habe- Fanny wunderte sich, daß ihre Nachricht auf Frau Sophie so wenig Eindruck machte, daß sie nicht einmal Etwas darauf erwiderte. Da sie aber sich auch verbat, Licht anzuzünden, weil sie Kopfweh habe.

so erklärte sich Fanny diese Gleichgültigkeit durch das Unwohlsein Sophiens und verhielt sich ruhig. Sie mußte, daß Frau Sophie in solchen Fällen am liebsten allein sei, deshalb fragte sie, ob sie sich zurückziehen dürfe, und verließ, als ihr das gestattet wurde, eine gute Nacht wünschend, das Zimmer.

Kaum war Sophie allein, so erhob sie sich und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Sie hätte am liebsten ihrer Verzweiflung, die sie wie ein Fieber durchraste, in lautem Schreien Luft gemacht, sie hätte die Wände ihres Zimmers, das ihr so eng, so dumpf war, zerdrücken und sich frei in die Lüfte heben, sie hätte Etwas mit Gewalt zerstören, zerreißen, zerstampfen mögen, um diesem fürchterlichen Schmerz in ihren, Busen eine Ableitung zu verschaffen. Auch der Trost der Thränen blieb ihr versagt, glühend heiß brannten die Augen in ihren Höhlen, sie starrte in Verzweiflung über alle nahen Dinge hinweg, wie in eine undurchdringliche Ferne, die man vergeblich zu erforschen strebt.

Ihre Gedanken sprangen mild von diesem auf jenen Gegenstand, um immer wieder dahin zurückzukehren, von wo sie ausgegangen. Warum war das Alles gekommen? Warum hatte sie diesen Mann kennen gelernt, warum mußte sie in so leidenschaftlicher Liebe zu ihm entbrennen? Hätte sie gewünscht, ihn nie gesehen zu haben? Nein, nein, er war ihr höchstes Glück! Aber warum durfte sie nicht die Seine werden? Liebte er sie nicht ebenso? Hatte sie das nicht aus tausend kleinen Zügen an ihm gemerkt? Hatten sie nicht ein Necht auf einander? Wer mar es denn, der sie trennen wollte? Ein anderes Weib! Aber wessen Liebe war denn die stärkere? War es überhaupt eine Liebe, die jene zusammengeführt, die sie für das Leben aneinander gefesselt hatte? Konnte es eine Liebe geben, stärker als die ihrige, die sie mit Wonne das eigene Leben hingegeben hätte für das des Geliebten? Ach! wie mußte auch er jetzt leidm! Wie unglücklich mußte er fein! Er, dessen zartes Gemüth jede Regung ihres eignen Herzens verstand, der die ganze Größe ihres eignen Unglücks erkennen und mitfühlen mußte!

Sie hörte seine Tritte über sich, sie sah ihn vor sich, wie er in Verzweiflung die Hände ringend umherging, ohne zu wissen, was er lhun, wie er sich retten solle!

Sie wollte wenigstens Etwas von ihm haben! Sie ergriff den kleinen Goethe, der auf ihrem Tische lag, sie bedeckte das Buch mit Küssen, das er fo oft in dm Händen gehabt hatte, sie drückte es an ihr Herz, sie eilte wieder an's Fenster, an dem die Dämmerung des Iuniabends noch zur Noch zu lesen gestattete, sie schlug das Buch auf, wie um ein Orakel zu fragen, und traf wieder auf die „Braut von Korinth", das Gedicht, das sie wohl zwanzig Mal in den letzten Tagen immer mit neuer Bewunderung, mit neuem wonnevollen Schauder gelesen hatte!

Sie kannte es halb auswendig, sie sprach die aufgeschlagene Stelle leise vor sich hin: sie wiederholte die Worte:

, Eurer Priester summende Gesäuge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht!"

Schnell legte sie das Buch beiseite. Alles Blut schoß ihr in's Gesicht, sie hatte einen Entschluß gefaßt, der sie mit einem Male taumeln ließ vor Seligkeit. Nichts konnte sie mehr an der Ausführung hindern, und wenn tausend Priester vor ihr gekniet und sie gebeten hätten, von ihrem Thun abzulassen, bei dem Heile ihrer Seele! Sie hätte sie lächelnd abgewiesen. Sie war sich in diesem Augenblicke bewußt, daß sie ein Recht habe, ein heiliges Recht, so zu handeln, sie schaute auch mit unheimlicher Klarheit in die Zukunft, es war über sie gekommen wie eine Erleuchtung, die sie befreite von jedem Schmerz, von jedem Zweifel, von jeder Verantwortung.

Sie fah zun: Fenster hinaus: Alles war still, die meisten Lichter schon ausgelöscht in den Häusern; sie horchte in's Nebenzimmer: Fanny lag bereits und schlief; sie öffnete die Thür zur Treppe: Nichts rührte sich. Sie ließ die Thür nur angelehnt und kehrte in's Zimmer zurück. Rasch zog sie ihr Kleid aus, ihr Mieder, sie schlüpfte behend in ihren rolhseidenen Schlafrock, den sie gestern seit langer Zeit zum ersten Male wieder angelegt hatte, sie nahm ein weißseidenes Tuch, das sie lose um Hals und Schultern schlug, eilte mit triumphirendem Lächeln zur Thür hinaus, die Treppe hinan und öffnete, ohne zu zögern, die Thür zu Nöders Zimmer.

Er stand mitten darin und schaute wie geistesabwesend auf die unerwartete Erscheinung, als traue er seinen Sinnen nicht, im nächsten Augenblicke entfuhr feinen Lippen ein Schrei, so fremd feinem eigenen Ohre, daß er kaum wußte, ob er ihn ausgestoßen, dann aber breitete er seine Arme aus, und Sophie stürzte an seine Brust und bedeckte seinen Mund mit glühenden Küssen, dazwischen flüsternd: „Still, still, Geliebter, ich bin Dein, ganz Dein, ewig Dein!"

Die Morgendämmerung warf ihre ersten blassen Strahlen in das Zimmer Röders, der eben sanft entschlummert und in einen beseligenden Traum versunken war, da beugte sich Sophie zum letzten Male über ihn, schnitt ihm behutsam mit einer kleinen Taschenscheere eine Locke vom Haupte, küßte sie und ließ sie in ihrem Busen verschwinden. Dann schlich sie auf den Zehen zur Thür, öffnete sie unhürbar, warf noch einen langen, innigen Blick auf den Schläfer und eilte lautlos die Treppe hinab in ihr Zimmer.

Sie ließ sich an ihrem Schreibtisch nieder, ergriff die Feder und

schrieb in wenigen Minuten in fliegender Eile einen Brief, schloß ihn und adressirte ihn an Rüder. Dann nahm sie ihr Tagebuch, legte es neben den Brief und eilte, ohne sich umzusehen, wie von einem Dämon getrieben, die Treppe hinab, zum Hause hinaus, nach dem See zu. Alles lag noch in tiefem Schlafe, auf dem Wasser wogten die Morgennebel.

Am Ufer des Sees raffte Sophie mehrere große Steine auf, trug ne in ihr Boot, löste es von der Kette, sprang hinein, ergriff die Ruder und eilte mit kräftigen Schlägen auf den bewegten See hinaus.

Scharf wehte der Morgenwind, hob und jagte die Nebel, zu wunderlichen Gebilden geballt, über die Wasserfläche, und Sophiens aufgelöste lange Haare flatterten weithin im Winde.

Die frifche Morgenluft that ihren heißen Schläfen gut, sie athmetc sie mit wonnigen« Behagen ein, znm letzten Mal in ihrem Leben. In ihrem Herzen regte sich keine Spur von Neue, aber auch Nichts von jener Verzweiflung, die sie gestern noch so qualvoll gemartert, war in ihr geblieben: ein ruhiges, weihevolles Glück hatte sich ganz ihrer bemächtigt. Sie fühlte sich Eins mit dem Geliebten, sie wußte, daß sie zwar eine kurze Zeit von ihm getrennt sein müsse, aber nur, um dann ewig mit ihm vereint zu sein, sie wußte, daß ihre Rolle auf Erden zu Ende gespielt sei. Und darum eilte sie von hinnen, ohne Klage, ohne Schmerz, ja mit einem Gefühle höchster Befriedigung.

Sie war bis an die Stelle des Sees gekommen, wo er, wie sie gehört hatte, am tiefsten sein sollte. Hier hielt sie an, legte die Nuder bei Seite, füllte ihre Taschen mit den schweren Steinen, blickte noch einmal nach der Richtung der Scholastika, warf Kußhände hinüber und rief: „Leb' wohl, Geliebter, laß mich nicht allzulange Deiner harren!" Dann erhob sie sich schwer, denn die Steine hinderten sie einigermaßen, trat mit dem rechten Fuß auf den Bord des Bootes und warf sich vornüber in die Fluthen, die sich augenblicklich über ihr schlössen.

Vom Lande her, aus der Gegend des Seehofes, erscholl ein lauter, langgezogener Klageruf über das Wasser, dann war Alles still.

XI.

Eine halbe Stunde später wurde es in der Scholastika lebendig.

Der Friede! vom Eeehof hatte, im Begriff, auf die Alm zu steigen, um Heu zu machen, Sophiens Gondel bemerkt. Aufmerksam war er ihr mit den Augen gefolgt, er konnte sich nicht erklären, was die Dame schon zn so früher Morgenstunde auf den See getrieben haben mochte. Da sah er sie an der Stelle, die er ihr selbst einmal als die tiefste bezeichnet hatte, halten, er sah sie aufstehen, es ahnte ihm nichts Gutes. Schnellen Schrittes eilte er an's Ufer, loste einen Kahn; aber in demselben Augenblicke war Sophie auch schon in den Fluthen verschwunden.

Wie im Fieber flogen ihm die Pulse, er glaubte zn träumen, er rieb sich

die Augen, dann ruderte er mit einer Geschwindigkeit, wie sie Keinem sonst am See zu Gebote stand, hinans an die Stelle, wo der leere Kahn auf den Wellen schaukelte. Er hielt, er blickte in die klaren Wogen, sein scharfes Auge konnte Nichts erspähen, er dachte einen Augenblick daran, zu tauchen, bald aber gab er den Gedanken als nutzlos wieder auf, er hatte sie zu schnell sinken sehen, sie mußte sich selbst mit Steinen beschwert haben und ruhte nun schon in grundloser Tiefe.

Er blickte gen Himmel und bekreuzigte sich, dann band er den leeren Kahn an den seinigen und ruderte, so schnell er konnte, nach der Scholastik«, von dein Unglück Kunde zn bringen.

Alles lag noch in tiefem Schlafe, er pochte die Knechte und Mägde heraus. Niemand wollte seiner Botschaft glauben. Er ruhte nicht, bis er den Wirth und die Wirthin gesprochen, ihnen mitgetheilt, was er gesehen, und bis er erfahren hätte, wie man sich die Sache erklären könnte. Als man endlich an der Wahrheit des Erzählten nicht mehr zweifelte, ging ein Jammern und Klagen durch das ganze Haus. Jedermann hatte die Frau verehrt und geliebt. Agnes war fofort hinübergeeilt in das andere Haus, Fanny zu wecken; sie fanden Beide zu ihrem Entsetzen das Bett Sophiens unberührt. Man sandte nach dem Ellplan.

Durch den Lärm im Hause wurde auch Nöder aus seiner Nuhe aufgescheucht, er konnte sich, noch im Halbschlummer liegend, nicht erklären, ivas das Stimmengewirr unter ihm zu bedeuten habe? Endlich wurde laut an seine Thür gepocht, und er erwachte vollständig.

Er blickte um sich. Die ganze Seligkeit der vergangenen Nacht überkam ihn noch einmal. Sophie war zwar verschwunden, aber dort lag ja noch ihr weißes Tuch und bewies ihm, daß er nicht blos geträumt, daß er das höchste Glück wirklich in seine Arme geschlossen hatte.

Aber in demselben Augenblicke überfiel ihn auch eine unerklärliche Angst, als das Pochen an der Thür sich wiederholte, als er im Zimmer unter sich lautes Sprechen und Wehklagen vernahm. Er sprang ans dem Bette, eilte an die Thür und fragte, wer da sei?

Es war der Wirth, der ihm mittheilen wollte, daß der Wagen zur Abreise bereit stehe. Zugleich erwähnte er des schrecklichen Unglückes, das sich zugetragen.

Nöder riß die Thür auf und starrte den Mann wie geistesabwesend an. „Was?" schrie er, „was haben Sie da eben gesagt?"

Der Wirth wiederholte seine Mittheilung und fügte hinzu, daß der Friede! vom Seehof Alles mit angesehen habe, ohne helfen zu können.

Nöder schwankte drei Schritt rückwärts und siel dann ohnmächtig zu Boden. Er hatte dabei einen körperlichen Schmerz empfunden, als sei Etwas in seinem Inneren zerrissen und zersprungen, was nie wieder zu heilen sei.

Dem Wirth gelang es nicht, den schweren Mann aufzurichten, er

lief nach Hilfe, worauf der Caplan, dem die Frauen das Entsetzliche schon mitgetheilt hatten, erschien und behilflich war, Nöder aufs Bett zu legen.

Tort erholte er sich allmählich, sah den Caplan mit wirren, verstörten Blicken an und forderte Bestätigung dessen, was er gehört. Der Caplan nickte stumm mit dem Kopfe.

Dann half er Röder sich ankleiden und sagte ihm, daß man einen Brief Sophiens gefunden habe, an ihn adrefsirt, der wohl noch nähere Auskunft über die Motive ihrer That geben würde, obwohl sie Beide ja leider nicht im Unklaren darüber sein könnten.

Sie begaben sich zusammen in Sophiens Zimmer, wo Fmmy schluchzend in einer Ecke zusammengekauert saß, ohne sich darum zu kümmern, was um sie her geschah.

Nöder öffnete zitternd den Brief und las leise für sich:

„Geliebtester! In einem Glücksgefühl, wie ich es glühender und heiliger niemals empfunden habe, gehe ich von dieser Erde, wo es für mich nach den letzten Stunden Nichts mehr zu erleben giebt. Wir sind unzertrennlich mit einander verbunden, und die kurze Spanne Zeit, die Du noch durch .Pflichten' von mir getrennt sein mußt, ist Nichts im Vergleich zur Ewigkeit, in der unsere Geister mit einander leben werden. Ich will Dich fortan umschweben, wo Du auch seist, und Dein so lebhaft gedenken, daß ich Dich mir bald nachziehe. Eine Locke von Deinem Haupte habe ich mit mir genommen, damit auch ein körperlicher Theil von Dir bei mir ist. Auf Wiedersehen, Geliebtester! Grüße den treuen Caplan und bitte ihn, daß er sich meiner Fanny annimmt. Sie soll soviel von meinen Gütern haben, als sie will. Mein Tagebuch, das ich die letzte Zeit geführt, nimm an Dich. Bist Tu doch allein der Inhalt desselben. Was sonst mit meinem Nachlaß geschieht, ist mir ganz gleichgiltig. Sucht nicht nach meiner Leiche, >'ie ruht auf tiefstem Grunde in dem Elemente, das mir immer am liebsten war.

Ewig Deine Sophie."

Nöder las den Brief zwei-, dreimal. Eine wunderbare Stimmung hatte ihn ergriffen. Er hatte das Gefühl, als schreite er auf Wolken dahin, als läge Alles, was mit seinem bisherigen Leben zusammenhing, in tiefem Nebel uuter ihm.

Zugleich empfand er eine gewisse Scheu, dem Caplan den Brief zu zeigen, es wäre ihm wie eine Profanation erschienen. Er blickte ihn mit einer bittenden Miene an, und der Caplan verstand ihn. „Ich begehre den Brief nicht zu lesen," sagte er sanft, „nur fragen möchte ich, ob er für mich irgend einen Austrag enthält?"

Rüder schüttelte dem Caplan dankbar die Hand und las ihm die ihn betreffende Stelle vor. Tann nahm er Sophiens Tagebuch zu sich und

bat den Caplan, einige Augenblicke zu verziehen, er würde sogleich zurückkehren, um ihm eine Bitte vorzutragen.
Während der Caplan milde Trostesworte an die völlig geknickte Fanny, richtete, kehrte Röder in sein Zimmer zurück und verbarg die ihm hinterlassenen Heiligthümer vor profanen Augen.
Als er das weiße Tuch in die Hand nahm, das er mit Küssen bedeckte, überwältigte ihn der Schmerz derart, daß er weinen mußte wie ein Kind. Dann verschloß er den Brief, das Tuch und das Tagebuch in seinem Koffer und begab sich zum Caplan zurück.
„Ich wollte Sie bitten, mit mir auf den See hinauszufahren, zum letzten Male, zum Abschied möchte ich sagen. Der Wagen kann warten,"
„Ich habe dasselbe Bcdürfniß," erwiderte der Caplan, „lassen Sie uns gehen."
Schweigend begaben sie sich zum See hinab. Da lag Sophiens Boot an seiner gewohnten Stelle, wo es der Friede! wieder angekettet hatte. In stummem Einoerständniß mit Nöder löste der Caplan das Boot. Als Röder hineinstieg, überfiel ihn ein Zittern am ganzen Körper; er mußte alle seine Kräfte zusammennehmen, um sich aufrecht zu erhalten.
Nun glitten sie dahin über die Wasserfläche, auf der sie so frohe Stunden verlebt hatten, und die nun fo viel Liebes für beide Männer unter sich begrub.
Je näher sie der Unglückstätte kamen, desto unruhiger wurde Nöder. Er starrte unverwandt hinab in die Tiefe, feine Augen leuchteten in unheimlichem Glänze, feine Pulse flogen, er athmete hörbar. Plötzlich schrie er laut auf: „Da, da ist sie!" und beugte sich mit dem Körper so weit über Bord, daß er sicher das Gleichgewicht verloren haben und in den See gestürzt sein würde, wenn der Caplan, der seine besorgte Aufmerksamkeit unausgesetzt auf Nöder gerichtet hatte, nicht rechtzeitig die Ruder eingezogen und mit feiner vollen Kraft den Frennd festgehalten hätte.
„Sie täuschen sich," rief er, „es ist unmöglich, sie zu entdecken," und fügte sanfter hinzu: „Ich bitte Sie im Namen Ihrer Frau und Ihrer Kinder, lieber Freund, bleiben Sie stark! Sie müssen sich Ihren Pflichten erhalten."
„Pflichten!" flüsterte Röder halblaut vor sich hin, „von diesen ‚Pflichten' spricht sie auch in ihrem Briefe."
Ein seltsames, fast ironisches Lächeln glitt dabei über sein Antlitz, wie es der Caplan früher nie an ihm bemerkt hatte; dann sah er still in's Wasser hinein; und nur hin und wieder entwand sich ein schwerer Seufzer seiner Brust.
Der Caplan hatte ein stilles Gebet für die Seele der Verstorbenen au der Unglücksstätte gebetet, dann war er mit raschen Ruderschlägen nach der Scholastik« zurückgekehrt.'

„Habe ich noch so viel Einfluß auf Sie," fragte er während der Fahrt, „daß Sie einen gutgemeinten Nath von mir annehmen würden?"
„Sicher, verehrter Freund, ich bitte darum."
„Ich halte es für das Beste, daß Sie fofort von hier aufbrechen und nach Haufe zurückkehren in die Arme Ihrer treuen Gattin."
Nöder fchwieg. „Würde er mir denselben Ruth ertheilen," dachte er bei sich, „wenn er wüßte, wie eng Sophie und ich vereinigt sind?"
Ein unerträgliches Weh packte feine Brust, und er krümmte sich wie in körperlichem Schmerz.
„Glauben Sie nicht, daß ich Necht habe?" fragte der Caplan wieder.
„Sie haben Recht," antwortete Nöder tonlos.
Als sie wieder an's Land gestiegen waren, ließ Nöder seine Sachen auf den bereitstehenden Wagen fchaffen, verabschiedete sich von den Wirths-leuten und von Agnes mit herzlichen Worten, dann wandte er sich zum Caplan.
Er wollte ihm Etwas sagen, etwas aus tiefstem Herzen Kommendes, aber er vermochte es nicht. Mit Thränen kämpfend, schloß er ihn in seine Arme und küßte ihn herzhaft auf den Mund. Dann schüttelte er ihm nochmals beide Hände, riß sich los, bestieg den Wagen und fuhr davon, ohne sich umzusehen.
Alle blickten ihm mit Wehmuth nach, nur die beiden Geistlichen, die er bei seiner Ankunft zuerst mit dem Caplan angetroffen, und die des Weges daherkamen, um Näheres über das Unglück zu erfahren, hatten der Abfchiedsfcene ironisch lachend zugesehen und grüßten jetzt ebenso in seinen Wagen.
Er dankte ihnen nicht, er schien sie garnicht zu bemerken.

XII.

Nöder fnhr Tag und Nacht, gönnte sich keine Stunde der Ruhe, bis er in der Heimat anlangte.
Unangemeldet erschien er eines Abends spät und versetzte seine Fran in die äußerste Bestürzung. Seine Nachrichten aus der Fremde waren z:?ar immer kürzer geworden, aber sie hatte gerade daraus geschlossen, daß er sich wohl fühle, sich viel im Freien aufhalte. Nun kam er plötzlich noch vor Ablauf der Hälfte seines Urlaubes in einein offenbar viel kränkeren Zustande, als er fortgereist war. Auf ihre erstaunte Frage, warum er fo zeitig zurückkehre, fagte er wiederholt: „Ich habe gar keine Zeit, gar keine Zeit zu verlieren, ich muß arbeiten, arbeiten, meine Pflicht erfüllen, daß ich rechtzeitig fertig werde." Sein Wesen war sehr aufgeregt, den Kindern widmete er kaum einige Aufmerksamkeit, fand sie kleiner geworden, vernachlässigt.
„Man müsse seine Pflicht erfüllen, Pflicht erfüllen," wiederholte er des Tages ungezählte Male. Die Nächte verbrachte er meist schlaflos in

großer Unruhe, hörte Sophie zu sich sprechen und antwortete ihr; sank er aber in Schlummer, so mußte er wunderliche Träume haben, denn er sprach laut, erhob sich zuweilen nachtwandelnd und ermachte gewöhnlich mit einem Schrei, durch den er auch seine geängstigte Gattin aufschreckte. Fragte sie ihn dann besorgt, was er geträumt habe, oder was ihm fehle, so glitt nur ein eigenthümlich müdes, aber glückliches Lächeln über sein Gesicht, und er pflegte zu sagen: „Armes Kind, ich bedaure Dich, Du hast keinen Mann mehr."

Im Amte entwickelte Nöder einen Fleiß, der das Staunen seiner College« und Vorgesetzten erregte. Zuweilen blieb er bis in die Nacht in seinem Amtszimmer. Es siel aber auf, daß seine Arbeiten mehrfach der Klarheit entbehrten, die sonst gerade ein Hauptvorzug derselben gewesen war, auch enthielten sie häufig Wiederholungen und lange, nicht zur Sache gehörige Auseinandersetzungen über die Pflichten des Menschen, die das Kopfschütteln des Präsidenten hervorriefen.

Dann wieder schloß er sich stundenlang in sein Zimmer ein und ließ Niemanden zu sich. Da nahm er das weiße Tuch, den Brief und das Tagebuch Sophiens aus dem Versteck, legte ihren Ring an und betrachtete und küßte die Gegenstände unter heißen Thränen. Das Tagebuch konnte er längst auswendig, er las es immer wieder, wie auch den Brief. Er unterhielt sich mit ihr, als ob sie körperlich neben ihm säße.

Eines Tages — er hatte vergessen, sich einzuschließen, — überraschte ihn seine Gattin dabei. Schluchzend stürzte sie an seinen Hals und fragte ihn, was ihm denn eigentlich fehle, was ihm widerfahren sei, daß er sich so sehr verändert habe? Er solle ihr doch beichten, sein Herz ausschütten!

Da erzählte er ihr Alles mit umständlichster Genauigkeit, verschwieg auch nicht den geringsten Nebenumstand, wurde dabei immer lebhafter, unruhiger und schloß steine Beichte, indem er die unglückliche Frau mit weitaufgerissenen Augen anstarrte, mit den furchtbar klaren Worten: „Und siehst Du, darüber habe ich den Verstand verloren."

'Sie siel ihm wiederum weinend um den Hals und rief: „Nein, nein, bilde Dir doch das nicht ein! Du hast Dich blos überanstrengt, liebster Mann. Du arbeitest zu viel. Ich will nach einem Arzt schicken, ja?"

Er machte sich los von ihr und antwortete schroff:

„Was soll der Arzt bei mir? Bin ich denn krank? Ich weiß, was ich zu thun habe. Ich erfülle meine Pflicht, meine Pflicht, bis ich fertig bin, und das wird nicht mehr lange dauern."

In ihrer Verzweiflung brachte sie die Kinder herbei, hoffend, daß ibr Anblick ihn zur Ruhe und Vernunft zurückführen würde; aber er begann, als sie sich ihm näherten, zu zittern, wies sie von sich wie etwas ganz Fremdes und sagte: „Was willst Du mit den Wechselbälgen bei mir? Schaff sie fort!"

So verging der Herbst und der Winter in trostloser Angst und Kümmemiß für die junge Frau. Sie sah ihren Mann in einer völlig anderen Welt neben sich hinleben und hinwelken.

Als der Frühling gekommen war, steigerte sich sein aufgeregtes Wesen der- artig, daß seine Frau mehrere Aerzte zu Nathe zog. Sie riethen dringend, ihn in eine Anstalt für Gemüthstranke überzuführen. Nöder hatte sofort ihre Absicht gemerkt, obwohl sie ihm gegenüber noch garnicht ausgesprochen morden war, und er hatte auch gleich den Entschluß gefaßt, sich dem Vor- haben der Aerzte zu entziehen.

Eines Tages im Juni erschien er außergewöhnlich heiter bei seiner Frau, küßte sie seit Monaten zum ersten Male wieder auf die Stirn und sagte:

„Ich freue mich über das fchöne Wetter, ich habe nämlich eine kleine Dienstreise von ein, zwei Tagen vor, da werde ich mich recht erholen."

Da er in früheren Zeiten öfter solche Dienstreisen angetreten hatte, fand seine Frau nichts Verwunderliches dabei und glaubte wirklich, eine solche kleine Unterbrechung seiner Arbeiten könne ihm von Nutzen sein. Um aber völlig sicher zu gehen, eilte sie heimlich zu ihrem Hausärzte, um ihn um Nach zu fragen, ob man ihn allein reisen lassen sollte?

Die Abwesenheit seiner Frau benutzte Nöder, um schnell seinen Koffer hervorzuholen, in den er nur wenige Sachen und seine Heiligthümer, die Reliquien Sophiens, packte. Dann fuhr er sofort, ohne Abschied von Jemandem zu nehmen, nach dem Bahnhofe und löste ein Billet nach München.

Noch war seine Frau nicht nach Hause zurückgekehrt, um auf den Nath des Arztes ihren Mann auf der Dienstreise zu begleiten, da fuhr er schon mit dem schnellsten Courierzuge seinem Ziele entgegen. Von einer kleinen Station unterwegs telegravhirte er nach Hause, man solle sich nicht ängsten, er reise nach München zu seinem Freunde, dem Professor W . .

Die verzweifelte Frau beeilte sich, ihm mit dein nächsten Zuge nach- zufahren. Er hatte aber einen solchen Vorsprung, daß sie ihn nicht vor Ablauf eines ganzen Tages einholen konnte.

Inzwischen fuhr er ohne Aufenthalt bis München, wo er am Abend anlangte und einige Stunden verweilen muhte, ehe er Weiterreisen konnte nach Ienbach. Eine wunderbare Heiterkeit hatte sich seiner bemächtigt. Stolz und glücklich, aufrechten Hauptes wanderte er durch die Straßen Münchens, das er seit seiner Jugend, in der er dort studirt hatte, liebte. Alte Erinnerungen wurden wach und vermischten sich mit nahen Hoffnungen zu einer frohen, ja geradezu feierlich gehobenen Stimmung.

Da, auf der Luisenstraße, in der Nähe von Paul Henses Villa, be- gegnet ihm ein Mann in langem, schwarzem Rock, der ihm auffällt. Er stutzt, er bleibt stehen, der Fremde auch, sie erkennen sich und liegen sich in den Annen. Es war der Caplan.

Jeder war erstaunt über die Veränderung, die mit dem Freunde vorgegangen. Der Caplan hatte ganz graue Haare bekommen, und der Negierungsrath war nur noch der Schatten des kräftigen Mannes, der er vor einem Jahre gewesen.
Sie unterdrückten aber Beide ihr Erstaunen und gaben nur der Freude über ihre Begegnung Ausdruck. Zu einem Plauderstündchen gingen sie in ein Weinhaus und nahmen gemeinschaftlich ihr Abendessen ein.
Zuerst berichtete der Cavlan, wie es ihm ergangen. Es war seinen beiden Amtsbrüdern gelungen, ihn derartig bei seinen Vorgesetzten und dem Bischof anzuschwärzen wegen seines Umganges mit der Selbstmörderin und dem unreligiösen Negierungsrath, daß er sich genöthigt sah, sein Amt niederzulegen und in München als Privatlehrer zu leben. Gleichwohl war ihm sein Enthusiasmus für die katholische Kirche geblieben, ja er hatte sich zur höchsten Begeisterung gesteigert. Er dankte Gott, daß er nicht ercommunicirt worden war, und trug seine Armuth und Verlassenheit mit gottergebener Seelenruhe und Heiterkeit. Das große Vermögen Sophiens war durch seine Bemühungen der katholischen Kirche vermacht worden. Täglich schloß er in sein Gebet die inbrünstige Bitte für Sophiens Seelenheil ein, und Nichts hätte ihn mit höherer Freude erfüllt, als wenn auch sein Freund, der Negierungsrath, sich in den Schooß der heiligen Kirche hätte aufnehmen lassen. Er sprach dies unumwuuden aus und legte seine Hand bittend auf die seines Freundes.
„Wenn Sie wüßten, verehrter Freund, wie uns alle Dinge zum Besten dienen, auch die furchtbarsten Schläge des Schicksals, deren Zweck mir uns oft nicht zu erklären vermögen, Sie würden freudig in mein Lager übertreten. Ich sehe es Ihnen an, daß Sie noch immer die schweren Fesseln tragen, die Ihnen eine furchtbare Leidenschaft auferlegt hat, daß Sie noch nicht überwunden haben, was Sie voriges Jahr erlebt. Ich fehe es Ihnen an, wie sehr Sie noch leiden!"
„Im Gegentheil," erwiderte Nüder lebhaft, „ich leide garnicht, ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne. Meine Arbeit ist gethan, ineine Pflichten sind erfüllt, jetzt kehre ich heim an den Busen allheilender, allliebender Natur, ich bin auf meiner Hochzeitsreife, ich bin unendlich glücklich."
Mit geheimem Grauen sah ihm der Caplan in das furchtbar blasse, hagere Antlitz mit den tiefliegenden Augen, deren Pupillen weit geöffnet waren. Nöder hob fein Glas und stieß mit ihn« an:
„Immer lustig, mein lieber Caplan," rief er, „machen Sie nicht ein solches Leichenbittergesicht, es geht zur Hochzeit, wahrhaftig zur Hochzeit übermorgen! Aber ich darf den Zug nicht versäumen," fügte er, auf die Uhr fehend, ln'nzu, „wir müssen uns trennen, Freund, ich muß auf den Bahnhof, ich fahre die Nacht hindurch."
Der Caplan wollte ihn zurückhalten, bat ihn, eine Nacht zu bleiben

und auszuruhen, und hoffte im Stillen, ihn allmählich von seiner Weiterreise, von der er sich nichts Gutes versprach, zurückzuhalten. Vergebens. Röder wies alle seine Bitten zurück, gestattete ihm auch nicht einmal, ihn auf den Bahnhof zu begleiten. Er könne das nicht leiden, fagte er, er hätte das niemals gestattet, selbst den allernächsten Angehörigen nicht. Er wurde sehr heftig, als der Cavlan ihm dennoch folgen wollte, verabschiedete sich auf offener Straße von ihm, stieg allein in eine Droschke und ließ sich sofort nach dem Bahnhofe fahren. Mit Thränen in den Augen sah ihm der Cavlan nach, er ahnte, daß er ihn nie wiedersehen würde.

Röder fuhr die Nacht durch nach Ienbach und gleich weiter nach der Scholastitll, wo er noch am Vormittag eintraf.

Die beiden Wirthsleute lagen an Influenza danieder; Agnes empfing ihn mit Freuden, wenn auch verwundert über sein verändertes Aussehen. Er ließ sich das Zimmer geben, in dem er das Jahr vorher gewohnt hatte, es sah noch unverändert aus.

Sobald er allem war, überkam ihn ein wonniges Grausen, dem er sich völlig überließ. Alles, was er hier erlebt hatte, stand wieder klar und deutlich vor seinen Augen. Er packte seine Reliquien aus, betrachtete sie zärtlich, und bald hörte er auch wieder Sophiens Stimme, die ihn bat, er «lochte ihr die Ruhe bringen, sie hielte es ohne ihn nicht länger aus, sie verzehre sich vor Liebesgluth.

„Ich komme, ich komme bald, Geliebte," rief er laut aus, „die schrecklichen Tage des Wartens sind vorüber, meine Pflichten sind voll« endet, die Zeit ist abgelaufen, morgen ist der Jahrestag!"

Den Nachmittag verbrachte er damit, alle die Stätten aufzusuchen, wo sie zusammen geweilt hatten; immer heiterer, immer freier und leichter wurde ihm, je näher der Abend heranrückte.

Eine stille, warme Nacht brach herein, er legte sich angekleidet auf's Bett und schlief, von den Anstrengungen der Reise aufs Aeußerste ermüdet, bald ein.

Gegen Morgen erwachte er und hörte laut seinen Namen rufen. Er wußte, wer ihn rief; er sprang auf, blickte zum Fenster hinaus, es dämmerte schon. Er legte seinen Geldbeutel auf den Tisch, steckte Sophiens Ring an den Finger und schlich leise zur Thür hinaus, die Treppe hinab, verließ das Haus und eilte an den See.

Wie Sophie, beschwerte er sich mit einigen großen Steinen, bestieg ein Boot und fuhr in den Morgennebel hinein.

Der Wind wehte ihm den Hut vom Kopf; es focht ihn nicht an, er hätte laut hinausjubeln mögen vor Lust und Wohlbehagen. Immer rascher, immer rascher ruderte er, als könne er es nicht erwarten, die Stelle zu erreichen, wo seine Sophie ruhte.

Die Nebel hoben und senkten sich, schwankten hin und her, bildeten wunderliche Gestalten.
Jetzt hatte er die Stelle erreicht. Eine zarte Nebelsäule schwebte vor seinem Kahne. Er warf die Nuder 'weg, erhob sich auf dem Bord des Kahnes und umarmte die Nebelsäule, als hätte er ein lebendes Wesen vor sich. Dabei jauchzte er vor Lust so laut, daß es das Echo von den Bergen widerhallte; es war, als ringe er eine Zeit lang mit der Nebelgestalt, dann ließ er sich langsam hinabgleiten und sank mit dem glückseligen Nufe: „Dein, ewig Dein!" in die kalte Fluth hinab.

Illustrirte Bibliographie.

Goethes Gedichte, Ausgewählt von Karl Heinemann. Mit Bilbein und Zeichnungen von Frank Kirchbach. Leipzig, Verlag von Adolf Titze.

Daß neben den verschiedenen illustrirten Prachtausgaben von Goetlxs „Faust', „Hermann und Dorothea", „Reinecke Fuchs" u. s. w. eine ebenbürtige Prachtausgabe von Goethes Gedichten bisher fehlte, hat seine guten Gründe. Die Lyrit verhält sich dem Stift des Künstlers gegenüber eben unglcicy spröder als die epische und dramatische Dichtung: dort, wo die Lyrit selbst epischen und dramatischen Charakter besitzt, in der Form der Ballade, der Romanze, zeigt sie sich noch am ersten sichtbarer künstlerischer Gestaltung zugänglich, da hier ein äußerer Vorgang den Kcm bildet, mit dessen Wieder» gäbe zugleich dem Stimmung«- und Ideengehalt der Dichtung eines Genies gerecht zu weiden, freilich auch die reife Meisterschaft eines begnadeten Künstlers erfordert. Dagegen bereitet die reine, die Stimmungslnrit, dem bildenden Künstler Schwierigkeiten, die zum Theil gar nicht überwunden, zum Theil nur umgangen werden tonnen, die den Künstler in vielen Fällen zu einer Art Compromiß mit seinem ästhetischen Gewissen nöthigm. Das Immaterielle darstellen wollen, heißt cbm es negiren, und was der Zeichner dann zu bieten vermag, ist eher eine Abschwächung, als eine Verstärkung des Dichtcrwortes: wenn auch vielleicht eine Ergänzung desselben insofern, als der auch dem reinen Liebe nicht fehlende äußere Vorgang oder die Situation von dem Künstler verdeutlicht werden kann — aber in wieviele» Fällen wird dies als ein Gewinn zu betrachten sein? Diese Schwierigkeiten machen es erklärlich, daß gerade echte Künstler vor der Illnstrirung von Gedichten und insbesondere der Schöpfungen eines Dichter« vom Range Goethes Scheu tragen: für Manchen liegt freilich in der Schwierigkeit der Aufgabe ein erhöhter Anreiz, uud so hat sich denn auch ein Künstler und eine Verlagsbuchhandlung gefunden, die diese Aufgabe in Bezug auf Goethe zu lösen wagen wollen. Wir müssen uns vor der Hand darauf beschränken, das Unternehmen der Verlagshandlung Adolf Titze, die für den künstlerischen Theil desselben den Maler Frank Kirchbach, für den literarischen Theil den bekannten Gocthebiographen Karl Heinemann gewonnen hat, anzuzeigen, da zur Zeit nur eine Lieferung vorliegt, die ein abschließendes Urtheil nicht gestattet. Heinemann hat, wie er im Vorwort erklärt, die chronologische Anordnung gewählt, welche die innere und äußere Entwicklung des Dichters und Menschen am treuesten wiederspiegelt. eine poetische Autobiographie Goethes bietend; diese Anordnung ist aber — und mit guten Gründen — nicht durchweg durchgeführt worden, indem die Friederiken» und die Lillilieder, überhaupt die an ein uud dieselbe Person gerichteten Lieder im Zusammenhange gebracht werden. Endlich ist zu bemerke», daß bei einem Unternehmen, wie dem vorliegenden, von einer Gesammtansgabe der Gedichte natürlich abgesehen werden muhte, daß

!

hier nur eine Auswahl geboten werden konnte, bei bei der Künstler und die Rücksicht auf den Leserkreis, für deu diese Ausgabe bestimmt ist, ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte. Auch die Illustration wird — einer Mittheilung der Verlagshandlung zufolge — so weit es möglich und berechtigt, einen biographischen Charakter tragen, indem an ge» eignetei Stelle Bildnisse von Lilli, Frau vou Stein, Corona Schröter, Minna Herzlich u. A. eingefügt und uns die wirtlichen Schauplätze verschiedener Gedichte durch land-schaftliche Portraits vergegenwärtigt weiden; solche sind z. B. die in dem vorliegenden ersten Hefte gebrachten Illustrationen zu den Friederitenliedern: „Erwache, Fiiedrile" und „Als ich in Saarbrücken« (S. 20 und 21).

Das Werk, das in zwölf monatlich erscheinenden Lieferungen zuni Preife von je 3 Mark erscheinen und October !897 vollständig vorliegen soll, wird 827 Gedichte mit nahezu 200 Zeichnungen im Text und 12 ganzseitigen Bilden, in Photogravüre ent-halten. Die Ausstattung ist, wie die vorliegende erste Lieferung zeigt, in jeder Hinsicht glänzend. Wir behalten uns eine eingehende kritische Würdigung des Unternehmens bei weiterem Fortgeschrittensein desselben vor. — l —.

Bibliographische Notizen.

TaS Schone und die bildenden Kiinftc. Von Enterich Ranzoni. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag,

Der bekannte Wiener Journalist und Kunstkritiker giebt in diesem Buche ge-wissermaßen das Facit einer langjährigen litterarischen Thätigleit. Aus Zeitungs» aitikeln, Kritiken, persönlichen Erinnerungen, ästhetischen Ergüssen hat er einen leicht ge-zimmerten Bau aufgerichtet, dessen Inhalt die etwas ansvruchsvolle Titelflagge mehr verhüllt als andeutet. Von einer systemati-schen Untersuchung etwa des Verhältnisses des Schönen zu den bildenden Künsten ist nicht die Rede, wie denn überhaupt strenge Ordnung der Gedanken und logischer Fort-schritt in dem behaglichen Geplauder des Verfassers «icht gesucht werben dürft«. Er schreibt hin, was ihm bei Besprechung eines Themas gerade einfällt, wenn dies auch mit dem Gegenstände selbst nicht viel zu thun hat, und es macht nichts, wenn ihm dieselbe Geschichte, dieselbe Bemerkung, mit denselben Schlagworteu aufgeputzt an ver-schiedenen Stellen wieder einfällt, so daß sich oft beinahe wörtliche Wiederholungen finden (z. B. Seite 111 und 128, 113 und 126 «,). In der Schreibung der Künstler-namen verfährt der Verfasser oft mit souveräner Willkür: wahrhaft Groteskes leistet er in dieser Beziehung bei der Er-zählung von der gefälschten Nenivienibüste, die er überflüssiger Weise auch noch einmal mit allen Details aufwärmt. Seine ästheti-schen Betrachtungen machen auf wissen-schaftliche Vzactheit leinen Anspruch, zeugen aber im Allgemeinen von einem gesunden und lebhaften Gefühl für das künstlerisch Schöne und Bedeutsame. Am lesens-werthesten erscheinen die Theile des Buches, wo der Verfasser aus persönlicher Erfahrung heraus Mittheilungen über Künstler und

Kunstlebcn in Wien macht. Im Ganzen mag die Lectüre dem größeren Publicum manches Neue in gefälliger und amüsanter Form bieten. . N. 8.

Das ViindnH Wilhelms von Weimar mit Gustav Adolf. Von W. Struck. Stralsund, Künigl. Regierungs-Nuch-druckerei.

In dieser Arbeit ist ein Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges niedergelegt, der wohl geeignet ist, eine Lücke auszufüllen. Die Darstellung stützt sich vielfach auf archivalische Quellen und ist mit großer Sorgfalt und wissenschaftlicher Vorsicht abgefaßt. Ten Männern von Fach wird das Buch fehl erwünscht sein', weitere Kreise nehmen wohl kaum em Interesse daran. ^<i.

Roman von Emile
Stuttgart, Deutsche
Tottor Pascal,
Zola. 2 Bände,
Nerlllgsanstalt.

Wir halten „Doctor Pascal", den Schlußstein der gewaltigen, 20 Bände starken Romanreihe: ,.I^«3 Nou^eon-N20l>u»rt", für eines der hervorragendsten Werte Iolas und widerstehen schwer der Versuchung, gerade angesichts dieser Schöpfung, Iolas litterarischer Bedeutung überhaupt zu gebeuken. Aber, hat man über Zola an-

gefangen, litterarisch kritisch zu reden, so kann man mit gutem Gewissen rasch nicht aufhören, und so beschranken wir uns an dieser Stelle nur mit einem Hinweis auf die Eigemii gerade jenes Werkes des gefeierten französischen Romanciers. Deutlicher als hier treten, nach unserem Dafürhalten, die auffälligsten Sonderheiten Zolas nirgends in die Erscheinung. Es ist bekannt, wie sehr der französische Meister es liebt, mannigfache Wissenschaft oder specielle positive Erfahrungen in verschiedensten Gebieten künstlerisch zu verwerthcn, und so finden wir im „Doctor Pascal" weitläufige Betrachtungen über die Vereibungitheorie und eingehende Schilderungen über Symptome, Beschwerden und die endlichen Todesqualen der Herzgefäß-Erkrankung, wie sie ein medicinisches Lehrbuch anschaulicher nicht zu schildern vermag. Aber zwischendurch nimmt doch glücklicher Weise auch der Dichter wieder das Wort, und dann artet in Phantastik aus, was den Anschein methodischer Forschung gehabt. Berühren sich hierdurch in überaus geschickter Verquickung gewissermaßen äußerlich: Gegensätze, so ist Zola aber auch ein Meister, Situationen innerlichster Gegensätzlichkeit und weitest auseinander liegender Empfilwungen sprach» gewaltige, hinreißende Darstellung zu verleihen. Wir möchten uns wenden von der unheimlichen Vorliebe des Dichters, unser ästhetisches und sittliches Gefühl durch Schmutziges und Niedriges zu verletzen, und sind bald wieder tiefinncrlich gefesselt von der poetisch-feinfühligen Wiedergabe höchster Empfindungen des Neinmenschlichen. So ist das Verhältniß des Doctors Pascal zu seiner Nichte Clothilde an und für sich das denkbar schmählichste nach den giltigen moralischen Feststellungen, und deniwch zeitigt es Emufindungsblüthen, so zart und innig, so farbenschön und duftend, wie z. B. das Liebesleben zwischen Paul u»d Villlinie. Die Sinnlichkeit, die so oft fälschlich als niedere Begierde aufgefaßt wird, während sie doch in Wahrheit eine mächtige Neelenkraft des Menschen ist, feiert in jenem Verhältniß Feste, die gleichsam Ntthiitigungen des Hohenliedes der Liebe sind, gemessen aber nach dem geaichten Maßstab der vorgeschriebenen Sittlichkeit, als Orgien verpönt werden müssen. Alles in Allem: Doctor Pascal ist ein gewaltiges Dichterwerk mit vielen Fehlern! H,. ^V.

Unter dunllen Menschen. Roman von E. Eschricht. Berlin, F. Fontane K Co.

Der Roman ist wohl zumeist bestimmt

für solch religionsbedürftige Leser, die Gottes Hand allüberall in der Gestaltung der Menschenschickfllle deutlich erkeimen wollen. Ihnen wird auch vollauf genug gcthan. Der Autor erzählt hier nicht, was er, sondern nur, was Gott gewollt! Aber das Milieu, in dem die Handlung sich zuträgt — das sagenumwobene Indien mit seiner wunderreichen Natur und seiner eigenartigen Cultur — findet in dem Autor einen solch anschaulichen, wohlunterrichteten Schildeier, er erzählt so fesselnd und warmes Interesse für die Vorgänge weckend, daß auch in weiteren, nicht nur in den gottcsfürcktiaen Kreisen, das Buch seine Freunde finden wird. H. V.

Die Hungen. Ein Roman aus dem Jubiläumsjahre. Von Hans von Kahlenberg. Dresden und Leipzig, Karl Reihner.

Hans von Kablenbera besitzt ein starkes Talent, glühende Phantasie und fortreißende Darstellungsgllbe: seine Schwächen find die Fehler seiner Vorzüge: die ungezügelte, überschäumende Iugendtraft. In seinem socialen Roman, der auch stilistisch ein Uebermaß an Beiworten und Gleichnissen aufweist, sind die Contimte mit einer zu bewußten Absichllichkeit neben» einander gestellt, die Lichter zu stark auf» getragen. Die Handlung, welche den Sturm und Drang der Jungen schildert, um auf allen Gebieten des socialen Lebens und der Kunst neue Formen zu finden, ver- legt der Verfasser in das Iubiläumsicchr der Wiedeillufrichtung des Deutschen Reiches — mitten zwischen militärische Schauspiele und festliche Veranstaltungen. Den Sohn eines hohen Militärs und Aristokraten macht er zum Mittelpunkt einer Vereinigung von Weltverbesserern, er läßt ihn unter das Voll gehe», um uuter den Männern der Arbeit selbst ein Arbeiter zu werden; die Arbeit, die er ergreift, ist diejenige der schwieligen Fäuste, bis er, unverstanden von den Männern des Voltes, für die er sich geopfert und in Vcrtennung aller Zulunfts» ideale zum Anarchisten wird und zum Ge- nossen einesVerfertigers von Höllenmaschinen. Am besten gelungen ist die Analnse de» Weibes, das neben ihm lebt und wirkt. Trotzdem der Roman „Die Jungen" in mancher Hinficht unseren Widerspruch herausfordert, gehört er doch zu denen, die gelesen zu werdm verdienen, und das be> achtcnswerthe Talent des Verfassers wird jedenfalls noch von sich reden machen.

D«va Pete»«. Zwei, die sich liebten. Roman von Annie Bock. Berlin, F. Fontane <c Co.

Annie Bock wollte einen modernen Roman schreiben: wenig Handlung, viel Seelenllnalv.se, eigentlich eine psychologische Abhandlung, durch lebend: Documente beglaubigt; im ersten Theile ist ihr dies auch gelungen. Ein junges Weib mit ungezügeltem Freiheitsdrang:, liebebedürftig und dabei ehescheu, bleibt Dom Peters keusch eigentlich mehr aus Herzenstalte, als ans angeborener Tugendhaftigkeit, bis sie sich schließlich doch demjenigen hingiebt, der ihr uon allen Verehrern am unentbehrlichsten ist, und endlich sogar in die Ehe mit ihm willigt, als er ihr die Alternative stellt, entweder ihr Verhaltniß zu legalisiren, oder auseinander zu gehen. Der zweite Theil, welcher die Geschichte dieser Ehe enthält, weicht in Stimmung und Tonart recht merklich uon dem ersten ab und gelangt so allmählich in die philiströsen Geleise, auf denen altbekannte Romane sich vorwärts bewegen. Die Ehe leidet Schiffbruch, weil die Frau eiue Verschwenderin ist, weil sie mit dem künstlerischen Talent ihres <8atten Schacher treibt, statt seinem Schaffen das Verslanduiß einer Gleichstiebenden entgegen zu bringen: die psychologische Weiterentwicklung des complicirten Charakters aus dem ersten Theil ist die Verfasserin uns schuldig geblieben, der Stoff hat sich ihr unter dm Händen verflacht, und das ist recht schade, denn Annie Bock ist keine jener Dutzendschriftstellerinnen, die das Romanschreiben handwerksmäßig betreiben, sie hat viel gelernt von den Modernen, aber zu Vieles noch nicht ver-

Lw8«zlM8«!!« Lüeber. Lezplecbune »»ob ^u»»»b! Her üedzction vorbelullten.

^inolÄ»»», X. ?., ?l>x mundi, Dine!>i«tori«<:l!« v»,l»tellunß der Nestrebunkeu iui- Lezetü und Keebt nvizebeu den Vülicern, .Vuloi-i». I'enei-«et?.uiiß von Di-. ?, IMiier. >l!t einer DlnIeiUiüss und (üironill der Irleden8-bevessun^ von IW?—!«»! von üertim von 8uttner. 8tuttF»rt, Strecker K !do«er,

Wn»», N»n», ^»8 I.e!>en »nd I^rax!«. I?rn8te und Keltere ürxltblungen, Uerim llebrlider r»etel.

Von!«?«»!«, Nmil, I.udvw XIV, in Liid und Volt mit e», 550 1>xtl»u8tr»t!onen, Vollbiidern, 0»rie»turen und ^»!o<5r-.pben, K»e>> den berllbinteüten .Volern, Ni!d>,»uern und Lteebern d»in»I!sser 2eit, I.'el>ertr»ßeu von 0, z!»r8ebll!I von Nieder«»,'!», I^lss, 4, 5, 8, ?. I^eipli^, Einrieb ijebmidt »u<! c»rl (iuntder. <?»U»buv, Frl«iii«Il, Lin Ou^n», ?r»uer8>>!el

In lllnl .^KKn, Levor«ort«t von I'ellx
»»du. 8»rinen, N, L. ^Viein»nn,
vlo!»«»>lt-»n»t, ^nn». Der X«,!il>dn und
?rinüe«8>n llul der Lrdze, 1,eipli8, .^»8»8t
sedupp.

gessen, und deshalb entbehrt der Roman der Einheitlichkeit in der Stimmung zum Nachthell der Gesammtwirtung. ml.

i. Eine Hofgeschichte von Friedrich Sftielhagen. 2 Bände. Stuttgart, I. Engelhörn.

Die kritischen Meinungen über Spiel» hagens Hofgeschichte „Snsi" gehen weit auseinander; wir halten den kurzen Roman in psychologischer Beziehung für ein Meisterwerk und sehen Spielhagcns besondere Begabung, des Seelenlebens Schildcrei zu sein, hier einwandsfreier sich offenbaren, als in manchem seiner umfangreichen Bücher. Gewiß, es sind fast nur häßliche Begebenheiten, die uns geschildert werden: aber nirgends empfängt man den Eindruck zu stark aufgetragener Farben, geschweige dem« einer Vergewaltigung der Wahrheit. So lebendig in ihrer Beziehung zu einander, so naturgetreu treten die Hauptpersonen vor uns, so folgerichtig reihen sich die Vorgänge und entwickeln sich deren Couseauenzen, daß wir meinen, es seien nur die Namen verändert, «nd Alles wäre wirkliche Begebenheit. Daß die Hilfsmittel, deren der Dichter sich bedienen muß, um seiner Handlung die rasche Entwickeluug zu schaffen, der Schuld rasch die Katastrophe folgen zu lassen, nicht gewaltsam erscheinen, sondern sich gewissermaßen organisch mit den Situationen in ihrer nothwendigen Aufeinanderfolge verbinden, ist eben des Dichters Kunst, und ebenso ist's des Dichters Kunst, uns complicirte Charaktere verstehen zu lehren: das und dieses aber ist's, was Spielhagcn in „Susi" meisterlich übt.

8Iluoi> v«U!l!, 8e!n I^eden und 8eiue »uüMväiil-
ten viebtungen lilr'ü d«ut8ebe Volk, lierlluz-
^clieden von Neinr. 8tieb!er, Knni3«berß,
Nurtun^obe VerluezdrucKerel,
2»lin, ?»Ü», Voin OldemMu, »>8tori«eber
Iloni-.ii »u« der Vül!ier»n»dss, (». b!Ki n, c>>,>
I.«lpliss, Lreitllopl ^ «iirtel.
v«,^ot, ^rn»»il»ck, X»p»!eun I, in Lud u, Vnrt
mit cll, !M ?exti!!»8tr»tiouen, Vollbilder-
talein, (»ricnturen und .^utu^nlpden, d»r-
unter ver^eiiiedene noeli nielit verülientlielite
Liider, l>-,e!> den derUduitezten Uziern,
8i!dd»uern »nd 8tee!,ern, I'edert,«z:en von
0, U»,>»en»l! von Liederütein, I^iß. 26—^0.
Leipliß^Ueinrie!! 8ei»»!dt und 0>r! Nuntber.
R«b»t«lll, 2ii»»t, Ddn« und liutii, Uedicbte.
llrezden, Oarl Ilei»8nei',
^«llinl. «Ui»lx>, I>»»iu Verllliue, o ! poet>
dcc»denti, "lorino, tl. ü, I'xnli'ia i^ t!«.

?«»«, (H., XervenKwniiiieiten und iiire Ver-
erbunss, ^utolizirt« Neutü^be ^'eberZetiiunss
von „IH rHinilie nevroi>l>t!,!uu«" ,Iuw!> Di-,
Nudelt 8ebnit«er. Leliiu. l,lit Ä> ^!,i,ild.

Im lext, Lerliu, rweber« medie, Lnebbdlg.
U. liornleld,
<5otl«ii»I1, Nilclolt von, Xretln und »«In
Hau«, liomau. Lerlin, tiebrllder?»«tei,
Vilulm, ^««1. VI« ?o«t«p»r>i»3»ell, I. lue»,
Ne«eb!ebte um! llauvtrezultatu bestellender
?o8t8p»rlia!!«eu. Stuttgart, LtreeKer ^
6!il»«t»«il, NH«l»«i, Lcbopenllauer. Ue»eKIebt«
»eine« lieben«. Lerlln, ürn«t ltolmann
Hi 0«,
<3n»U», Vu,«r«n, kriedrleb ülttervurier, NN
einem Portrait ziittervur^er« in I^Iebtdrueil.
>Vien, <Äri Ueruid« 3obu In >Vieu,
Nollnulnil lf«»o«!l>iulI», I», Der Leiivrarü von
Oriieb. Lr^äblun^ in lrünlil«eber Äundart.
8ebväb. llaii, >V!ll,e!>u Uermann« Verlag.
NUimllllli, ?i»n», Von pvreieu«, ilem liotb-
maler und einigen anderen oder: >Va« nennen
vir „Xuu»t"? 2. Hudnge, üeiiin, lio8eu>
bäum H Uart.
Ill» I»t«ill>»U«>n»1 H»»»illi«. gentbr. 1896,
Vol. I. Kr, 2, Obicago, Union (inuln cum-
Mnv, ?»bil8ber8,
X«dt>«<ill, Hl»«, UumoreZlien und ?b»nta«Ien.
Wien, Verlag <!er 1,ittei«li8eben l>e»«!!8ebalt,
Xoirl, H»ul». Vergeben« und andere Uezeb,
ürlurt, üdunrd Illoo«.
Xi»«i»»llii, Di. Vn»ll, 2ur UxFl^ue der Xrbelt.
^ena, Uuztav li»eber.
Dl» l^iltili. ^uel,eu8ebnu de« össentlicben
lieben», Uerauzgeber i liiebard ^'rede,
UI. ^niirg. Kr. IUI, lt«. 103, 101, 1U5. Lerlin,
KritilcVerlag.
Xun»i^«»o1i1ol»l», ^,U««lu«ln», In Verbindung
mit >n>!eru berau^eegeken von U, Knneli'
luz«. Uitea, IM» Abbildungen, 3, äbtbellung,
Lieieleid, Veillngen ^ lilasing,
Dl» InlslllAtionlli« x>m»l ^rl»»t«l1lil>?
2«i!ln i»»a. Legleitlext von Ludvig
?!et»eb. I.!elerung I. Unlieben, 1?lanl
ilaulstaeugl.
D»» Xups«l«ti«o,Ii»bin«t. Kaeiibiidungen
n»cb Veriien der Nrapliiseben Xunüt vom
ünde de« XV. big «um^niong de« XIX, ^»br-
bundert». I, ^»brgung. Hell I. Ur.I^Iebter-
5eide Lerliu, l'i^eber H kranke,
X<1n»U«i > Hono!?«li»l»l«il, In Verbindung
mit Ludern berau8gegeben von II, linnelllus«.
I>ud«'Ig Illebter von V, kuul ziobn. Liele-
leid, Veiliagen ^ XlnZing,
I.«»», uclno.nl. ?«,!., >Ivg!eni8ebe ViuKe,
Vien, ^o^el 8nl»f.
I.uN, II»», I>ie 81lnderln. lieniiütiZeber üumau.
üllueben, Hugn»t Lelmpp,
I.oK,vl«l, ?««l»iü.n<l ^n«rxt, Oiiiüre und
Ilabbula in Noetbez l'aust. Keue Leitr3ee
nur neuen knuutiorzebunz. vre»den, Heil'
mutb ileniiler« VeriHz:.

Il^lQ, ^»»«d,»i», Ue^eiiiebten lri«cb ut I.eben
uu deen ut Ilnrt, Ullmburg, Otto Aei»!sner.
HsHtnif, 0. <»r»«oi L»in»>«>v>, ^u« ver-
Lerlin, Ib. «eböenleldt.
H«^«l» c!an?«r»«,ll«>i»»l>«xillon. üin K»ob>
»ebI<u?e'verIide«»Iige!ne>neu V,'!»«eu«, lunlte,
gUnliien neubellrbeitete Hullaze, ü!t uu-
geiAbr 100UN Xbbiidunssen im lext und »ul
1U00 eiidertnlein, «»rten und rmnen,
llreilebnter li»nd. !»ord«ee!l»n»! b!« ?oii-
te««e, I^einlig und >V!en, LlbiioßrnpbiZebe«
Inztitut. I83Ü.
I« moiKl» lnocl»n»«. llevu« meuzuell«
Illuütree. Oelober 1898. k»ii3, ^. uu^ntiu,
Hui«l, »Äil/veloi'iidi^ci»^ ^Vörtelbue» der engl.
und deutzeben sprnebe, Äit ^ng»!!« <l«l
Hu««U!»«be u»cb dem pboneliöeben 8>5tem
derzietbode Iuu8«l>int'I^nugen»ebeidt. Ürc«3«
HU3g»b«. I^lg, Äl. Ileriln, lHu^en^cbeidl'^n«
Verl. Luebb, I'rol. U. iHugeuzebeidi,
Dl» Il«,tui cl«r ?!»«. Line leitsseiu»^«
8tudie. Lerlin, Verlag der H>i»dem!l>cbell
Luebbnndlung <l!, (!r»5ü).
üo«l»,«l, «!»», Lnlnrtung. 2 Lände. 3. Hill-
I»ge. Lerliu, 0«rl Uuueller,
I,», ?»»l<»» de nolre »eigneur Lmile 2a!» ou
uu me8«Ie devnnt ie» ^jeune«'. !?^riH,
^I/^ube", «iuni d'Orienn« H,
?o«N!i»»nl»l»i, F>»ul, Dante und die Lebveil.
üln Vurt nn Dinbeimweb« und fremde.
tlit einer slcillie lilr N»nte-»«er. abrieb,
albert liHuzleln vorm. Uever H Leile«
Verlag.
I>c»7ll»^v, I. 2^ Vle «oilen nlr «einrieb Ueine
verkleben, DIne f«vebul»gweb« Ltudi«.
Lerlin, (,'Hll llunelier,
^»ull». Ii»»l>o1<l vo», ^Veltge«ebiebte. Text-
Huzgnbe. 2veite unveränderte /VuN»M.
Dritter Lnnd. I^eipui?, llunelier und
Il»,tii, ^M^, ?rlule«zin 8id». llitrebenliomödie
In einem ^»lüug, Ijr»uu»eKveig, U. .^,.
8eb»et3cblie 6 8«!>u,
»<l«Il«it», ^lieHilol,. Verl!«. I>sg. 13—16.
8tutt«»rt, ^, (!, Oottn'«ebe Luebblwdluug.
Loli»lIi»itI1ii. ^,H«1t, vie Ht»nen. Lwe
?>>»ntn»ie, <X»ebtrl>g lu den „sntnrniseben
knnntnzieu".) Uerlin, üo«eub»um K llnrt.
8cA>ib«rt>2<>l<!«ii>, l'«)!'. X. von, I/e!>er den
LegriN" der »»gemeinen Liidung, Hulritt^-
Voriesunz; gebniten »n der llniver»it»t
I«ip«ig. I^eip^ig, Hermann Ilanelie.
8,,!tt«lui, l?««I, Der ««ttbanl. lrnueuleld,
^. «über.
8u,vl>ilii, ^l»n«l. ^m Dude de« ^»brbuudert«.
liomnn, ^utori8lrte I,'eb«r?«tlnn8 »u« dem
Ru«zi,<wbeu von l!!«» von sebnbelzliv. 2 Lde,
I,!Ilnei,«n, albert langen.
3vltl» ^leztament^. eingeleitet von Uieroni-
inu» lx,rm, l!ber«eti!t und erklärt von Xrmln
lriedmnnn. Uit einem Lilduwze 8»ilt«,
Vien, Äurit« ?erie».

>V»o1i1»i, I^n»t, llberlu« nul (Änrl. Tragödie
In Mnk Hulellgeu. Lerün, Hau« lausten-
öder.
Dl« ^»>ll»2 uleH«i! zinn»t«»cbrllt lur
Förderung der l'r!ed«n«be»egung, Uerausg.
von Larouiu Lertb» von Luttner. V. ^abrg.
Ilr 9, Dresden, 15. ?!er«on3 Verlag.
^V»Iilli»It, Dl», U»Ibmnn»t«ebrilt «ur Ver-
tlelung In die kragen und ^ulgaben de«
U«n»eben!ebeu8. Uer»u»g, von ObriLtupli
Lelirempl. Kr. 73. siebenter Land Kr. I.
Stuttgart, lr. lrommann» Verlaß,
<l!. U»ull.>
V^«l»»«i, ^, 8!>»Ide Lrun. VIn »Iter Lang »uz
dem Unrngebirge. Uarlburg, Ilud. 8tol!e.
^UUi»i. l>i«t«»«<>i D». IUeIi»«l, UeZeblclite
der üng»»eben I^ltterntur von den »Ite«t«u
leiten b!» 2Ul «egen«art. Uit 162 Xb-
biidungeu im?ext, 25 ?»leln in larbendruell,
Xuplerstieb und Uoi!i«ebn!!t und II r»o
«Imilebeiiagen, I^eiplig und Vlen, LIdlIo-
grai>bizebe« Institut.
ürdiglr! unter v«i»n!V»rtIichsei< d» y»rau»y«bel».
3chl>sische Vuch!,ln<fer«>. R»n<!> und verlllgl'Anlla» o. S. Sch«»I<>»nder, V»«!»».

^^^t«:^«^^^««2,«,,^,^

Dl« X«lgd2<l«r ^linerlll^ä«5er unä IuvUtzllproäuct«
»liä »n l»«lleli«il <luicl» <U»
alle MmlMmr-MIliiW, ^«tlißken un<l UMiii'zteii.
IMes8eel»el>» ll«siüt8 ln clsn zrözzossn 8Mton alls,- weltN,oil«.

^rin^35iZunZ äer ?rei36 für
^atürlick Kl)dlen8auie3 Mineral ^Va88er.
lol^t berechnet:—
Inclusive
<le^> ^eläzze«.
Verßülun^ für
lia» leere (!esu33.
l^etto?sei8
1/1 I^I^cKe
30 ?f.
5?f.
25 "
^2 l>l23cke
23 ..
3 "
20 .
'/1 ^ru^
35 ..
l "
34
^2 ^russ
26 »
1 ..
25 ,.
Xiwüieli bei «.Ueu ^.potdelleru rmü IllinerIll^Hzger-llänälsru.
Illü ^?0I.I.M^I3 MNk^V,
^IINII^O.
-^
j

December I8Y6.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Emma vely.
Radirung von Johann lindner in München.

»Nord »n!> sld" erl<>»in! »m Anfang jede» Monat, !>< Leften in« je »iner «inübeilag»,
^— pr»i, pro Vuart»! <I ü»f<»> » Mark. —..—
All« Vnchhandlnngen »nl> p»!»«n!>alt»n nehmen i»d«z»!l V»ft«ll»ng«n an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Kord und Süd" be,
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd" Vreslau.
5iebenhufenerstr. ^<, <3, ^5.

Veilagen zu diesem k)efte
<Zl>». H«»M. lauchnltz. 8«!pzl«. lprospect iber e,„pfer,len,!veill,e Geschenfluerle,!
»H«!n»l u. Vleiffe«, S<u««»«t. (Verdrow, Frauenblider und andere verl<>a«ar!is>'l»
W. Hiltll's Verlag, München, (^mlodnna, ,,!„!, Abonnement nuf l>ie „Jugend",!
M. «»««„«ckens Vtll««. N«»u 0. U. <?chre!lma!er!ali,n,)
Httmann lr«VP In WNlftein. Muslünftrnmente)
«chKslfch« Vuch»»»!l»«I, .«uns«- «. l>«ll«««-«ns««l« V. «. «choi««««»»» «» »»«»««».
(yauftstHdte der Welt.)

ln unsere Abonnenten l

ie bereits erschienenen Vände von
.Nord und Süd"
können entweder in complet Vroschirten oder fein gebundenen Vänden
von uns nachbezogen werden, sireis pro Vand (—3 Hefte) bro>
schirt 6 Mark, gebunden in feinstem Driginal-Linband mit reicher
Goldpressung und 5chwarzdruck 8 Mark.
Linzeine Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original - Einbanddecken
im ötil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer (einwand, und stehen solche zu Vand LXXIX (October
bis December l,896), wie auch zu den früheren Vänden I—LXXVIII
stets zur Verfügung. — Der sireis ist nur ^ Mark 50 sif. pro Vecke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Vuchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Linsendung des Vetrages (nebst 50 sif. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.
Vreslau.
öchlesische Vuchdructerei, Runst- und Verlags-Anstalt
v. 5. öchottlaender.
(Vestellzettel umstehend.)

^wizckeVt'sl^H^iz.ll v, 33H,^,uIÂ»ncs?! mLs?5>Â»

AorÃ¶ imb ^i'?Ã¶>
Line deutsche M o n a t > s.i-- ? s ?
H.'rauscicg^d^n
j)aul Lindau.
l.XXIX. Vand. - Veccmbcr ^8<>. - Heft ^57

Breslau
?chlesische Vuch>lÂ»ckerei, llunstÂ» und veilaciS'A!','" ,I<
.' 2. -chott lcirndcr.

- . -z
',<.^W^'
5" Â« , ,
,-
X ^
^

5ck!e5i3ck^rlH52Ã„N5Ã„<v,3,3Ã¤ionIÂ»nci?rinb!'!'2!s>u,

Aord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben
von
f>aul lindau.

I.XXIX. Vand. — December ^896. — Heft 237.

(Mi! einem Portrait in Radirnn«: Lmm» vely.!

Breslau
3chles<sche Nuchoruckerei. «unst> und verlags.Anstal»
v 5. 5chottlaendei.

EMPTY

Vaterschaft.

Novelle

Adele Schreiber-<Lraunheim.

— Ausser, —

uido Stein hatte eben die Wohnung der blonden Agnes verlassen.

Wer ihn, correct vom Scheitel bis zur Sohle, mit lässig vornehmem Gang die Straßen durchschreiten sah, hätte gewiß nicht geglaubt, daß die Seele dieses Mannes von einein heftigen, neuen, erschütternden Gefühl durchströmt war. Die blonde Agnes hatte ihm eben unter Thränen gestanden, daß sie Mutterfreuden — das Wort klang freilich wie Svott in ihrer Lage — entgegen sehe. Warum ihn dieses Geständnis; so sehr ergriff — er war doch kein Neuling der Liebe — ihn, der durch seine Erfolge bei Frauen fo oft den Neid der Freunde erregte, ihn, der mit so blasirtem Ausdrucke von seinen Iugeudthorheiten sprach, als ob sie hinter ihm lägen, — ihm. Guido, der Sentimentalität stets mit scharfer Zunge geißelte, waren die Angen feucht geworden vor Erregung.

Wie lächerlich, sich die Sache so nahe gehen zu lassen! Was war denn weiter dabei? Es gab keinen Grund zur Aufregung. Auf ein solches Geständniß hätte er vorbereitet sein können.

In jungen Jahren selbstständig, hatte er von dem früh verstorbenen Vater ein beträchtliches Vermögen, deutsche Ausdauer uud Arbeitskraft geerbt, indeß sein italienischer Vorname und heißblütiges südliches Temperament von mütterlicher Seite stammten.

Seine zehn ersten Mannesjahre waren reich an Stürmen und Erfahrungen gewesen; er dachte, das Leben von allen Seiten zu kennen, und nun gab es doch noch etwas Neues, Ungeahntes!

Die Situation war eigentlich gar nicht tragisch. Agnes war kein verführtes Mädchen, sie war frei, unabhängig. Niemandem Rechenschaft schuldig.
Guido kannte ihre Lebensgeschichte genau aus ihrem eigenen Munde.
Als Kind kleiner Kaufleute hatte sie eine etwas höhere Schulbildung genossen, mit 18 Jahren einen besseren Handwerker geheirathet, der sich bald dem Trünke ergab, sie schlecht behandelte, und dem sie daher eines Tages entlief. Der Mann hatte gar kein Interesse, die Frau, welche ihm nur noch eine Last schien, zurückzuverlangen.
Er forschte ihren Aufenthaltsort nicht aus, und Keines wußte mehr vom Anderen, ob es noch lebe.
Agnes brachte sich einige Jahre durch Feinputzerei und Stickerei fort, bis zum Augenblick, da Guidos Bekanntschaft sie aller Sorge enthob.
Der Fall war also ganz einfach und relativ günstig.
Freilich, Agnes hütete mit fast unerklärlicher Aengstlichkeit das Geheimnis) ihres Bundes.
Es war rührend und unbegreiflich, welche Vorsicht sie gebrauchte, um die Besuche Guidos geheim zu halten, wie sorgsam sie darüber wachte, daß Niemand von dem Verhältnisse erfahre. Guido fand die vielen Schliche und Wege, die sie dazu anwendete, lächerlich und lästig; doch ehrte andrerseits seine ritterliche Veranlagung dieses ausgeprägte Schamgefühl, es verlieh dem ganzen Verhältnis; einen Ibesonderen Reiz, der es über den Rahmen der gewöhnlichen Liaison erhob.
Ueber die nothwendigen Vorbereitungen für die kommenden Monate mar er fchon mit Agnes einig.
Er wollte sie mit einer verläßlichen Dienerin in irgend einen kleinen, möglichst entlegenen Kurort schicken, wo sie bei guter Pflege und bequemer Unterkunft bis zur vollständigen Genesung bleiben konnte.
An einein fremden Ort lag nichts Auffälliges in der Situation, und er konnte sie, so oft es ihm beliebte, besuchen.
Und dann!!!
Dann würde das Kind zur Welt kommen, sein Kind, sein Fleisch und Vlnt. Guido glaubte an Vererbung, er glaubte an die Fortpflanzung der eigenen Individualität in der neuen Generation, und dieser Gedanke erschütterte ihn.
Vor Jahren hatte er einmal im Freundeskreise, als von diesen, Thema die Rede war, geäußert:
„Wenn ich ein uneheliches Kind hätte, ich würde es adoptiren."
Die Kameraden hatten dazu gelacht, und Einer frivol und spöttisch gemeint:
„Könntest ja dann gleich die verehrte Jungfer Mutter dazu heirathen."
Agnes heirathen? — nein, der Gedanke war ihm nie gekommen; auch nicht, wenn sie frei gewesen wäre. Es geht über die Verpflichtung,

über die Kraft eines Mannes, das Leben an eine Frau zu binden, zu welcher Nichts als flüchtige sinnliche Neigung ihn zog — aber das Kind, das unschuldige Geschöpf, warum sollte es ungeboren schon verurtheilt sein, warum sollte sein Sohn, (er dachte merkwürdigerweise stets an einen Sohn), der seine Züge tragen würde, seine Begabungen und Neigungen zu erben bestimmt war, als Proletarierkind heranwachsen?

Es schien ihm, als müsse jeder Mann Grauen vor dem Gedanken empfinden, dereinst einen verkommenen Säufer, einen verlotterten Vagabunden zu treffen, der das Recht hätte, ihn Vater zu nennen und ihm entgegen zu rufen:

„Deine Stunden der Lust haben mein elendes Dasein gezeugt.

Deine Sünden büße ich. Dein Fleisch und Blut hast Du im Schlamme aufwachsen lassen, wahrend Du in heuchlerischer Tugend dem Genüsse lebtest."

Nein, sein Kind sollte gleiche Rechte an ihn haben, gleiche Liebe von ihm empfangen, ob es einem gesetzlichen oder ungesetzlichen Bündniß entstamme. Guido wußte, daß er mit seiner Ansicht unter seinen Freunden und Bekannten vereinzelt stehe, aber es war ihm ernst damit, und schon von heute ab fühlte er sich dem noch Ungeborenen als Vater.

Wenn wir am tiefsten und erregtesten empfinden, thun wir oft, irgend einer alten Gewohnheit folgend, gerade das, was, unserer Gemüthsstimmung am wenigsten entspricht.

Ohne es zu wollen, fast ohne es zu wissen, hatte Guido im Vorübergehen das Restaurant betreten, in dem er, gleich anderen eleganten, jungen Leuten, zu den täglichen Gästen zählte. — Der Saal war nahezu voll. Lautes Reden und Lachen, das Klirren von Schüsseln und Tellern vereinigten sich zu einem wirren Geräusch, das ihm beinahe physischen Schmerz bereitete.

Ohne aufzublicken, schritt er dem kleinen anstoßenden Räume zu, in dem er Ruhe zu finden hoffte.

Dichter Qualm und ein lautes „Hurrah, da ist Stein!" begrüßte ihn beim Oeffnen der Thüre. Fast vollzählig sah er ihn da versammelt, den engeren Kreis seiner — Bekannten, das Wort „Freunde" ssonnte und wollte er nicht einmal ausdenken, als er die Gesellschaft betrachtete.

Auch ohne die Bestätigung zahlreicher geleerter Flaschen, war es leicht ersichtlich, daß Gott Bacchus bereits frohen Einzug gehalten hatte, und wenn man glauben darf, daß im Wein Wahrheit ist, so ist die Wahrheit häßlich.

Seichte Witze, schlüpfrige Anekdoten flogen von Mund zu Mund, durch dröhnende Lachsalven belohnt.

Intime Erlebnisse wurden ohne Scheu als pikante Abenteuer erzählt; der CynismuZ saß an der Tafel, und Frau Frivolität füllte die Gläser.

Wenn man als nüchterner Beobachter unversehens in eine angeheiterte Gesellschaft geräth, kann man sich der Empfindung des Ekels fast nie erwehren.

Guido überkam ein Gefühl des Abscheues; es erschien ihm unglaublich, daß er oft ebenso abstoßend gewesen. —

War denn unter allen diesen nicht Einer, mit dem sich vernünftig reden ließe? Halt!

Da saß in einer Ecke Theodor Wellner; er schien von der Stimmung der Uebrigen unberührt und starrte schweigsam vor sich hin.

Guido trat an ihn heran: — „Wie geht's, was machst Du, alter Junge?"

„Ich feiere meinen Abschied."

„Abschied, was fällt Dir ein?"

„Ja, ich habe Dich auch vorhin aufgesucht: Du wirst meine Karte in Deiner Wohnung vorfinden. Uebermorgen verlasse ich B.; gehe vorerst auf kurze Zeit nach Hause zu den Meinen, dann über's große Wasser. Es wird zufällig ein Posten in der New-Iorker Filiale frei. Da ich "eit fünf Jahren zur Zufriedenheit hier arbeite, will man mir die Begünstigung zukommen lassen. Du begreifst, daß ich annehme. — Im Vertrauen will ich Dir's gestehen: Ich bin für die bevorstehenden großen Auslagen recht knapp bei Kasse. Der Posten drüben trägt allerdings bedeutend mehr als mein bisheriger, aber Vorschuß verlangen, wäre mir peinlich."

„Wozu so viel Umschweife? Mit wieviel kann ich Dir dienen?"

„Nun, 1000 Mark, rückzahlbar im nächsten Halbjahr, würden mir genügen.

„Hier mein Check, kassire Dir's ein! — Aber, Theodor, Du warst doch so gerne hier, gestehe, hast Du irgend einen anderen Grund, der Dich eine Entfernung wünschen läßt?"

Theodor lachte gezwungen:

„Was fällt Dir ein. Nicht im Mindesten, Lust, die Welt zu sehen, vorwärts zu kommen — voil», Wut. — Ich bin ja noch jung genug.",

„Freilich, Du Glücklicher, um ein halbes Decennium jünger als ich, der ich bald in mein viertes Jahrzehnt eintreten muß. Es ist wirklich Zeit, daß ich gesetzt werde und ein Leben der Vernunft beginne."

„Nun, ich möchte den Sennor Don Juan — Guido als Philister sehen, das müßte ein göttlicher Anblick sein!"

Guido lächelte; wie wenig kannten ihn doch Alle!!

Agnes weilte schon seit Monaten in H.; sie schrieb häusig kindliche, nichtssagende Briefe, die dennoch nicht ohne Anmuth waren.

Guido hatte sie zweimal besucht; da er sich jedoch von seiner Kanzlei nicht auf längere Zeit entfernen konnte, war das Uebereinkommen getroffen, ihn im entscheidenden Augenblick telegraphisch zu benachrichtigen. —
„Kommen Sie sofort. Zustand bedenklich" — lautete die Meldung.
Bei seiner Ankunft fand er den Arzt mit besorgter Miene, indeß die Wärterin ihm mit Stolz ein kleines, weitzes Vündclchen hinhielt; — sein Sohn, er hatte es ja gewußt.
Die freudige Erregung des Augenblicks war so mächtig, daß er fast die Sorge um Agnes vergaß.
„Es geht ihr sehr schlecht," sagte der Arzt. „Die junge Mutter muß von jeher schwächlicher Constitution gewesen sein; die Gefahr ist für den Augenblick beseitigt, aber ich bange für die Zukunft."
Guido empfand nahezu ein Gefühl scheuer Ehrfurcht, als er das Krankenzimmer betrat.
Die blasse, blonde Fran dort war die muntere Agnes, deren ausgelassener Scherz ihn so oft entzückt!
Der Schmerz der Mutterschaft hatte dieses unbedeutende Antlitz geheiligt, die Schatten des Todes hatten es gestreift.
Einen Moment lang fühlte er sich wie ein Schuldbeladener, wie Einer, der seinen Freund im Rausch getödtet, und er, der Frauenuerächter, kniete am Lager nieder und küßte mit Verehrung die kraftlose Hand.
Der Arzt behielt leider Recht.
Wohl erholte sich Agnes so weit, um das Bett zu verlassen; allein ihre Kräfte wollten nicht wiederkehren. Sie begann zu husten und in erschreckender Weise abzumagern.
„Schwindsucht," lautete die Diagnose, welche Guido mitgetheilt wurde.
Er bot Alles auf, um der Kranken Erleichterung und Genesung zu verschaffen, sie und das Kind wurden beim herannahenden Winter in einen südlichen Kurort gebracht.
Der Zustand war hoffnungslos. —
Im Frühjahr reiste Guido an die Niuiera und kam gerade znrecht, um der Mutter seines Kindes die Augen zuzudrücken. —
Er hatte Agnes nur ganz kurze Zeit in sinnlicher Aufwallung geliebt; aber ihr Tod unter so traurige» Umständen bereitete ihm einen heftigen Schmerz, und wochenlang wollte ihn die Vision der armen, abgezehrten Gestalt, so wie er sie auf dem Todbette gesehen, nicht verlassen.
Mit Sorgfalt ordnete er alle Gegenstände, die von Agnes stammten, und Wehmnth überkam ihn beim Anblick der zierlichen Lurusartikel, die er selbst ihr angeschafft, und an denen sie eine so unersättliche, kindliche Freude fand.
Die duftige Spitzenwäsche, die zartfarbigen Schlafröcke, in denen sie ihn oft empfangen, die mehr oder weniger werthuollen Schmucksachen, welche fast alle Denksteine besonderer Momente in ihrem Verhältnis; waren.

Merkwürdigerweise fand er auch eine Anzahl ihm unbekannter Schmuckstücke und zu seiner Verwunderung eine größere Summe in Wertpapieren. Er hatte Agnes zwar stets reichlich versehen, es erschien ihm aber unglaublich, daß sie in der kurzen Zeit so viel ersparen konnte; denn als er sie kennen lernte, lebte sie nach ihrer eigenen Aussage von der Hand in den Mund. Diese Sparsamkeit wunderte ihn.

Die Arme, sie dachte wohl, er könne sie eines Tages in der Klemme lassen, und hatte für die Zukunft gesorgt.

Agnes' frühes Ende befestigte noch seinen Entschluß, das Kind zu sich zu nehmen.

Er sandte es für den Sommer mit der Amme auf's Land, bereitete indessen in seiner Stadtwohnung Alles vor und nahm im Herbst den kaum einjährigen Knaben zu sich. — — — — —

In B. mar in den nächsten Jahren Guido Stein das allgemeine Gesprächsthema. —

Plötzlich war bei diesem vielbegehrten und vielummorbenen Junggesellen ein kleines Kind aufgetaucht, das er sich nicht einmal scheute, seinen Bekannten zu zeigen.

Seine Freunde begriffen ihn nicht. Er war eben ein überspannter Kauz. Wie konnte man so unklug sein! Natürlich sank er in den Augen der weiblichen Mitglieder seines Kreises sofort auf ein Minimum seines Werthes. Er hatte seine kostbare Stellung als gute Partie eingebüßt, und das wollte man ihm nicht vergeben.

„Welch ein Skandal, dieser Guido, einer der wenigen, gutgestellten Junggesellen, dieser Mensch, auf den so viele stolze Schwiegermütterhoffmmgen gebaut waren, machte sich durch seine Handlungsweise geradezu unmöglich. Einem solchen Menschen konnte man keine Tochter zur Frau geben, man konnte ihr doch unmöglich zumuthen, an dem unehelichen Kinde eines früheren Verhältnisses „Mutterpflichten" zu erfüllen!

So jammerte der Chor der Mütter. Bei den Kaffeegesellschaften zischelten sich die jungen Mädchen ihre Vermuthungen über das mysteriöse Kind zu und rümpften in moralischer Entrüstung die Naschen. — Daß es uneheliche Kinder gäbe, wußten sie Alle — natürlich. — Sie hätten es zur Noth auch einem Manne verziehen, ein „solches" Kind zu haben; daß aber Jemand schamlos genug war, ein „solches" Kind anzuerkennen und gleich einem ehelichen zu erziehen, darüber konnten sie sich nicht hinwegsetzen.

Wozu giebt es denn Findelhäuser und Kostfrauen?

Guido ertrug diese Art gesellschaftlicher Aechtung mit Leichtigkeit; die sogenannten guten Kreise, in denen man ihn bisher mit zudringlicher Liebenswürdigkeit verfolgt hatte, waren ihm ohnedies verhaßt — im Hause einiger hochstehender, daher von der engherzigen Menge oft als eniancipirt

bespöttelter Frauen erhielt er nach wie vor die nöthige geistige Anregung, seine Freunde fanden ihn, mit Ausnahme dessen, was sie seine fixe Idee nannten, stets als einen reizenden — und freigebigen Kameraden, und daheim hatte er seinen allerliebsten Jungen, seinen Sohn.

Der kleine Adolf war ein Prachtexemplar von einem Bürschchen — kein Wunderkind, bewahre!

Keine frühreifen Talente hemmten die körperliche Entwicklung; er konnte mit 5 Jahren weder lesen, noch schreiben, noch Clauierspielen; er mar kein mathematisches Genie und sprach auch nicht in Neunen. Aber er war das, was Mutter Natur nur in voller Geberlaune erschafft, ein schönes, vollkommen gesundes, lebenskräftiges Geschöpf.

Von Jahr zu Jahr wuchs Guidos Liebe zu dem Kinde, und wenn anfangs nnr die Idee der Fortpflanzung in ihm lebte, fo mar es jetzt das Individuum, der kleine Mensch selbst, mit seiner überschäumenden Lebenslust, seinen kindlichen Unarten und Einfällen, den er mit voller, ganzer Vaterliebe umschloß.

Bisweilen war ihm der Gedanke gekommen, sich selbst eine Gefährtin, dem Kleinen eine Mutter zu geben; aber er kannte die allgemeine Engherzigkeit und fürchtete, selbst eine anscheinend vorurtheilslose Frau werde den Knaben späterhin eigenen Kindern zu Liebe zurücksetzen, ihn den Makel seiner Geburt empfinden lassen.

Immer fester schlössen sich Vater und Sohn aneinander. Der Kleine, ein ewig fragender Quälgeist, konnte die Stunde kaum erwarten, da ihn der Vater zuni Spaziergang mitnehmen würde, und dies geschah fast täglich.

Der elegante Herr mit dein schönen, frischen Jungen war schon eine typische Stadtsigur.

Die bösen Zungen fanden nichts Nenes mehr über ihn zu erzählen, an die alte Thatsache hatten sie sich gewöhnt, und oft geschah es, daß eine der ihm früher bekannten, holden Mädchenknospen, nun schon dem Verblühen nahe, freundlich auf ihn zukam und ihm einige bewundernde Worte über den Prachtjungen sagte.

Es gab sogar mehrere, die bereit gewesen wären, das Kind in den Kauf zu nehmen und Frau Guido Stein zu werden. Es bleibe dahin gestellt, ob sich ihre geistigen Begriffe so sehr erweitert oder ihre sonstigen Eheaussichten so sehr verringert hatten.

Guido blieb kühl. — Das Vaterglück genoß er voller und heftiger, als jeder Andere.

Seine ganze südliche Leidenschaft schien sich in dem einen Brennpunkte, in der Liebe für seinen Knaben zu sammeln, und er, der ehemalige Lebemann, dachte kaum mehr an die Frauen.

Der Knabe war jetzt 10 Jahre alt, er ähnelte durch sein schmales

Gesicht und die blonden Haare der Mutter; die Augen aber waren dunkel und konnten wild blitzen, denn sein Charakter war stolz und impulsiv.

Guido bangte vor dem nun nothwendigen Besuch des Gymnasiums. Er fürchtete, das Kind werde dort rohe Anspielungen auf seine unbekannte Abstammung hören müssen, und wußte, wie dies den zartempfindenden Knaben treffen würde. — — —

Guido saß in seiner Kanzlei, als ihm ein fremder Herr, der seinen Namen nicht nennen wollte, angemeldet wurde.

„Nun, altes Haus, das ist eine Ueberraschung; muß ich Dir sagen, wer der Amerikaner ist oder kennst Du mich noch?"

„Theodor, wahrhaftig — das habe ich nicht erwartet; aber verändert hast Du Dich gewaltig," und Guido suchte kopfschüttelnd in dem behäbigen Amerikaner mit Goldbrille und beginnender Glatze die Züge des schlanken Iugendgenossen wiederzufinden.

„Du hast solange Nichts von Dir hören lassen; komm, nimm Platz; hier Cognac und Cigarren, und nun erzähle, wie geht es Dir, was machst Du?"

„O, mir geht es glänzend, weiht Du, daß ich ein reicher Mann geworden bin? Ehrliche Arbeit steckt genug in meinem Vermögen, wenn auch die Mitgift meiner Frau den Grund gelegt hat; ich bin nämlich seit sieben Jahren verheirathet, eine reizende Frau, drei entzückende Kinder — entschuldige, wenn ich sie als stolzer Vater selbst rühme. Aber überzeuge Dich: hier ihr Bild."

„Wirklich prächtige Kinder! Du scheinst ja ein wahrer Glückspilz zu sein und in einem Meer von Wonne zu schwimmen."

„Thue ich, thue ich wirklich! Ach, wenn Du wüßtest, wie bedeutsam für mich das Wiedersehen dieser Stadt ist; hier habe ich das Erlebniß durchgemacht, welches die eigentliche Ursache meines jetzigen Glückes ist; war eine verteufelte, unangenehme Geschichte — gieb mir noch einen Schluck Eognac, er ist ausgezeichnet. —

„Hm, was wollte ich nur sagen — Ja, erinnerst Du Dich noch der IM» Mark, die Dn mir borgtest? War ich damals ein armer Schlucker! Ha, ha, ha, übrigens hast Dn Alles bei Heller und Pfennig zurückerhalten. Es war doch eine komische Zeit damals. Na, weißt Dn, die Geschichte ist so alt, jetzt kann ich schon mit Dir darüber sprechen. Glaubst Du, daß mich nur Ehrgeiz und Unternehmungssucht von hier weggetrieben haben? ^ Fehl geschossen, ich bin Phlegmatiker, habe stets Nuhe und Bequemlichkeit geliebt; ohne äußeren Anstoß süß' ich noch heute im Bureau in der Weststraße und schriebe einen Geschäftsbrief um den anderen. Wie gut Einem doch manchmal solche Geschichten ausgehen. Ein hübsches Persönchen war sie, noch die Erinnerung macht mir Vergnügen, aber denk' mal, ich bin da abscheulich in die Klemme gerathen;

auf einmal macht mir das Frauenzimmer das Geständniß, daß sie Mutter-Hoffnungen hege.

Schöne Hoffnungen, das hätte ich brauchen können! folche Aussichten auf Vaterschaft, brr . . . und dann wäre sie mir eines Tages mit dem Balg angerückt und nicht mehr vom Halse gegangen, es wäre hier im Ort bekannt geworden — zu fatal!

Ich beschloß, die Sache kurzweg abzuschneiden, der angebotene Posten in New-Iork kam nur gerade gelegen, und so habe ich mein Glück gemacht. Du mußt mich aber nicht für geizig halten, ich hatte die Person reichlich unterhalten und sandte ihr vor meiner Abreise eine für mich damals ungeheure Abfindungssumme.

Uebrigens Du selbst hast mir ja Geld dazu geliehen. ^ So hat sich Alles prächtig gelöst; würde mich aber doch interessiren, zu wissen, was aus ihr geworden, ob sie noch in der Paulstraße lebt, die blonde Agnes!"

Sin Glas fiel klirrend zu Boden, Guido saß mit geballter Faust, in furchtbarer Erregung leichenblaß da.

„Was hast Du?" ,

„Nichts — Nichts — die Cigarren — der Cognnc — Schwindelanfälle des Oefteren, geh', laß mich, ich brauche Ruhe! Ich bitte Dich, gehe!"

Theodor entfernte sich zögernd. Guido blieb allein. Der Krampf löste sich, der Kopf neigte sich vornüber und schlug schwer auf die Tischplatte.

War es denn möglich? Daß Agnes eine Dirne war, die ihn hintergangen und in schnöder Gewinnsucht mir darauf bedacht gewesen, möglichst viel Geld und Geschenke zusammen zu scharren! —

Er wollte es glauben.

Eine Verworfene, die gleichzeitig an zwei Männer ihre Gunst verkaufte! Er wollte es glauben. — Daß ihr sanftes Wesen, ihre holde Schamhaftigkeit erlogen waren, er wollte es glauben. — Daß aber der Knabe, der geliebte Knabe, nicht sein Kind sei, dies glaubte er nie nnd nimmer.

Und doch konnte er den Zweifel nicht ertödten! — Was? — Das Kind dieses elenden Schwätzers hatte er erzogen, den Abkömmling einer Dirne und eines feigen Schwächlings! Er hatte für ein Phantasiegespinnst gelebt, gearbeitet, all die Opfer gebracht! Gab es denn kein Mittel, die Wahrheit zu erfahren? Sprach denn die Stimme des Vlutes nicht — furchtbares, unergründliches Geheimniß der Vaterschaft!

Warnm hat die Natur nicht jedem Vater ein Zeichen verliehen, das allen Nachkommen seines Blutes gemeinsam aufgeprägt ist und jeden Betrug ausschließt? Trügerische Aehnlichkeit, dunkle Augen, blonde Locken, Form und Schnitt des Antlitzes, wie sehr könnt ihr täuschen; und wenn er keinen Antheil hatte an dem Knaben, konnte er ihn dann noch von sich weisen.

konnte er ihn zurückstoßen, ihn, der zum Mittelpunkte seines Fühlens, Denkens, Handelns geworden?

Die furchtbare Enthüllung lähmte ihn, kraftlos starrte Guido vor sich hin — lange — lange. — ^ — — — —

„Der gnädige Herr befinden sich nicht wohl, soll ich um den Arzt gehen?"

Der alte, vertraute Diener stand vor Guido und blickte ihn besorgt und unterwürfig an.

„Nein, bleiben Sie, Friedrich, geben Sie mir ein Glas frischen Wassers, und wenn mein — wenn Adolf aus der Schule kommt, schicken Sie ihn zu mir. —

Die Thür wurde geräuschvoll geöffnet, hastige Tritte, fröhliches Lachen, eine helle Knabenstimme. Ein blondlockiger Junge stürmte herein, warf den Bücherpack auf den Tisch und schlang die Arme um den in Gedanken versunkenen Mann.

„Was giebt's, Väterchen, gehen wir spazieren?"

„Nein!"

„Ach Vater, denke Dir, heute haben wir unsere Zeugnisse bekommen — da sieh her, ich habe lauter Vorzüglich, ich bin der Neste in der ganzen Klasse, der Jüngste und der Erste; Du solltest mal sehen, wie sich die anderen, größeren Jungen ärgern.

Aber Vater, warum sagst Du gar Nichts? Freust Du Dich denn nicht?" Guido blieb finster und vermied es, den Knaben anzusehen.

Klang nicht aus dem Munde des Kindes Theodors großsprecherische Prahlerei, brüstete er sich s nicht mit seinen Erfolgen, so wie Jener sich mit seinem Neichthum? Hatte nicht die Stimme selbst eine gewisse Aehnlichkeit? — Er hob den Blick zu dem Knaben-, prüfend, mißtrauisch, ließ er die Augen auf ihm ruhen; war das nicht Theodors Mund, die etwas vollen Lippen, welche den Jüngling einst so verführerisch machten, war es nicht Theodors Gewohnheit gewesen, wenn er verlegen war, die Nagel zu beißen, wie eben jetzt das Kind?

Sah er denn Gespenster? Sein Blut wallte auf, heftig schlug er dem Knaben die Hand vom Munde.

„Die Hand weg," schrie er ihn an, „habe ich Dir's nicht hundert Mal verboten?"

Adolf fuhr zusammen, wie vom Feuer gebrannt. —

Der Vater, von dem er noch nie Anderes erfahren, als gute Worte, oder ernste, ruhige Ermahnungen, der Vater hatte ihn geschlagen, und eben jetzt, wo er ihm so große Freude bereiten wollte.

Lautlos stand der Junge da, die großen Augen weit geöffnet und mit Schrecken auf den Vater gerichtet.

Reue überkam den heftigen Mann; mehr als ihn je die Thränen eines

Weibes gerührt, ergriff ihn der stumme, gramvolle Vorwurf in diesem Kinderantlitz.
Wie brutal, wie gemein hatte er sich benommen!
Er riß stürmisch den Knaben an sich.
„Mein braver, guter Junge, ich habe Dich ja so lieb."
Thränen traten in die dunklen Augen, und ernst blieb das Kind, als es sich zärtlich an den Vater schmiegte; seine feinfühlige Seele hatte verziehen, aber nicht vergessen — — — — — — — — —
Es drängte Guido, den ahnungslosen Urheber seiner Pein aufzusuchen.
Er begab sich in's Hotel, wo Theodor wohnte, und traf den Iugendgeuossen beim Ankleiden.
„Hallo, olä do?, nimm Platz; Du entschuldigst, wenn ich mir in Deiner verehrungswürdigen Gegenwart die Hände wasche."
„Bitte, laß Dich nicht stören."
Gierigen Auges folgte er jeder Bewegung; er sah, wie Theodor die Hemdärmel aufkrämvelte, und plötzlich bemerkte er auf dem linken Arn: einen braunen Fleck; er wußte es genau, auch Adolf hatte an dieser Stelle ein kleines Mal. — Er sprang auf und faßte Theodors noch nasse Hand, umklammerte seinen Arm, „da, da," rief er mit unterdrückten» Zorn, „was hast Du da?"
Theodor sah ihn verwundert an, der Freund erschien ihm sinnesverwirrt.— „Aber, so laß doch los, bist Du sonderbar; da Hab' ich mich vor zwei Jahren mit der Cigarre gebrannt, als ich mit meinem Jungen spielte; komisch, daß der Fleck noch immer sichtbar ist; aber was kann Dich das kümmern."
Guido lachte auf. „Nichts, nichts; weißt Du, ich habe einmal eine Geliebte gehabt, ein allerliebstes Ding, die hatte so einen Fleck, darum regt es mich auf."
Das Gespräch war mit dieser beabsichtigten kühnen Wendung in's Fahrwasser gelenkt.
„Nein, bist Du sentimental, und ein Gedächtnis; hast Du, alle Achtung, bei Deinem Eroberungsglück keine Kleinigkeit! —
Du könntest mich erschlagen, ich wäre doch nicht im Stande, solche Einzelheiten zu beschreiben. — Mein Wahlspruch ist so wie Cäsars veui, vidi, vioi — sehen, genießen, vergessen!" —
„Nun, der blonden Agnes entsinnst Du Dich vielleicht doch?"
„Agnes, na ja, die war auch wirklich reizend."
Und nun begann Theodor zu erzählen; all die kleinen Kunststücke, die Guido einst bestochen hatten, kamen zum Vorschein; Alles, was er für echt gehalten und was doch Komödie gewesen; Alles stimmte bis in die kleinsten Züge. Und dann erzählte Theodor, wie sie von ihm stets nur Geld oder Schmuckstücke als Geschenk erbeten, wie sie ihm damals, nach der verhängniß-

vollen Enthüllung selbst den Gedanken einer einmaligen Entschädigungssumme nahegelegt, und er den Ausweg sofort ergriffen hatte; er wollte von der ganzen Sache Nichts wissen und inachte sich aus dem Staube.

„Aber genug davon — wie sehr muh Dich meine alte Geschichte langweilen; Du kennst sicher solche Dinge aus Erfahrung."

„Es mag wohl sein," Guido lächelte bitter. — „Du gedenkst morgen zu reisen, ich wünsche Dir viel Glück; wenn Du heimkehrst, grüße mir Deine Frau und die Kinder, Deine Kinder."

O dieser Schwätzer hatte Kinder, die er mit Gewißheit die seinen nennen durfte!

Eine qualvolle, nervenzerrüttende Zeit begann, der Zweifel peinigte Guido, raubte ihm Schlaf und Nuhe. Mit fieberhafter Spannung beobachtete er den Jungen, — ein Wort, eine Bewegung genügten, um Abscheu in ihm hervorzurufen, seinen Zorn zu reiben. — Die kleinsten Züge, welche er früher nie bemerkt hatte, unterzog er der genausten Prüfung. Das Kind lebte unter beständiger Vivisection.

Zärtlichteits- und Zornausbrüche lösten sich ab, und um nicht ungerecht zu werden, gewöhnte sich Guido, möglichst wenig mit dem Knaben zu verkehren.

Alles Geplauder bei Tische verstummte. —

Adolf wurde scheu und still; hob er die Augen, so sah er den forschenden, mißtrauischen, durchdringenden Blick des Vaters auf sich gerichtet; diesen Blick, der ihn zittern machte, der jedes harmlose Wort aus seinem Vtnnde erstickte, diesen Blick, der ihn überall hin verfolgte, in die Schule, auf die Straße, in den nächtlichen Schlaf.

Adolf hörte auf zu essen, er vermochte es nicht unter dem Einflüsse dieses Blickes, er konnte nicht lernen; aus den Büchern starrte es ihn an, in der Schule wußte er seine Aufgaben nicht, die schriftlichen Arbeiten waren unzusammenhängend und fehlerhaft; er bekam Tadel über Tadel und rückte vom ersten Platze der Klasse zum letzten hinunter — was galt es ihm. was war dies Alles gegen sein großes, überwältigendes Leid — der Vater liebte ihn nicht mehr und sah ihn an mit dem bösen, fremden Blick!

Aus dem frischen Burschen wurde ein bleicher, kraftloser Knabe mit einem kummervollen, weit über die Jahre ernsten Gesicht.

Hätte Guido nur gesehen, wie der Junge oft stundenlang auf der Erde lag, in leidenschaftlichem Schmerz das Gesicht in den Teppich vergrabend, hätte er das wilde Pochen des Kinderherzens gefühlt, wenn Zldolf entsetzt aus dem Schlummer auffuhr, hätte er den ganzen Jammer dieser zarten jungen Seele doch bemerkt!

Aber Guido trachtete, seine quälenden Zweifel durch ein Nebermaß von Arbeit zu betäuben; er verbrachte die Abende außer Haus in, Kreise

von Clubgenossen, er begann seit Jahren zum ersten Male wieder zu spielen und stürzte sich in einen Verkehr mit Frauenspersonen, die ihn anekelten, um die Frage, die immer wieder in ihm aufstieg, zu unterdrücken.
Und doch liebte er das Kind, aber seine Vermuthungen gestalteten sich in ihm zur fixen Idee. Manchmal war er nahe daran, die Anne auszubreiten; die ganze alte Zärtlichkeit wallte in ihm auf, wollte hervorbrechen — aber plötzlich überkam ihn wieder das eisige Gefühl, das sein Herz erkältete; er konnte es nicht über sich gewinnen, seine Liebe zu äußern. —
So verstrich die Zeit, Woche um Woche, Monat um Monat.
„Ist Adolf noch immer nicht aus der Schule gekommen?"
„Nein, gnädiger Herr!"
„Es ist schon 2 Uhr, er hat wohl Strafe, tragen Sie das Essen auf!"
Allein saß Guido am Tische in dein braungetäfelten Eßzimmer, ihm gegenüber das unberührte Gedeck des Kindes. Der alte Friedrich feniirte stumm und geräuschlos, wie immer.
Die große Pendeluhr tickte laut und wies auf V2 3.
Wo nur Adolf blieb; Guido war von einer seltsamen Unruhe erfaßt; das Essen schmeckte ihm nicht, die Speisen wurden fast unberührt wieder abgetragen. —
3 Uhr -^, er hatte noch eine wichtige Correspoudenz zu erledigen, dann wollte er fortgehen und in der Schule selbst nach dem Kinde sehen. Aber es wurde ihm schwer, seine Gedanken zu sammeln.
Guido zündete sich eine Cigarre an, die unfehlbare Veruhigenn bei nervösen Zuständen und zwang sich zur Arbeit; mit Mühe gelang es ihm.
Horch! tönte da nicht die Klingel? Adolf mußte gekommen sein. —
Wo der Schlingel nur so lange steckte; nun nmrde er sich wohl gar das Bummeln angewöhnen; natürlich noch eine Aehnlichkeit mit Theodor.
Friedrich brachte die Nachmittagspost, Adolf war nicht gekommen. Es begann zu dunkeln, wo konnte der Junge sein, ohne Mittagessen, es war doch beunruhigend.
Guido nahm seinen Hut und begab sich nach dem Gymnasium. —
Der Schuldiener wnßte keine Auskunft zu geben uud führte den Herrn zum Director.
„Ich komme, mich nach Adolf zu erkundigen."
„Ach, weither Herr Stein, Sie müssen es dem Knaben nicht nachtragen, er scheint wirklich etwas leidend zu sei» — machen Sie ihm keine Vorwürfe; es hat uns selbst unendlich leid gethan, ihn nicht versetzen zu können."
„Vitte, lassen Sie Adolf rufeil, er soll mit mir kommen."
„Rufen? Ich verstehe nicht; der Knabe hat nach Verkeilung der Zeugnisse mit den anderen Kindern die Schule verlassen."

„Unbegreiflich! er ist nicht heimgekehrt; um Gottes willen, wo kann er sein?"
„Sie erschrecken mich, Herr Stein; aber beruhigen Sie sich, vielleicht ist er zu irgend einem Mitschüler gegangen, um den Moment der peinlichen Mittheilung hinaus zu schieben, wir wollen es hoffen."
„Wollen es hoffen, wollen hoffen, hoffen," wiederholte Guido mechanisch, als er die Corridore durchschritt und, von den furchtbarsten Ahnungen erfüllt, vor dem Haufe den ersten besten Wagen anrief. „Fahren Sie zu, Sie bekommen doppelte Taxe; zum Polizei-Commissariat!"
„Die Beschreibung, welche Sie uns geben, mein Herr, scheint auf einen Knaben zu passen, der heute Nachmittag von dem Wachmann 47 aus dem Wasser gezogen wurde; es war in der Nähe der Marienbrücke, und das Kind wurde zur Wiederbelebung in's Marienspital gebracht; weitere Auskunft kann ich noch nicht geben; es dürfte sich wohl um einen bedauerlichen Unfall handeln." —
Wie Guido die Treppe hinab in den Wagen gelangt war, begriff er selbst nicht — er hatte das unklare Gefühl, auf den Stufen zusammengebrochen zu sein: aber eine Kraft, die garnicht seine eigene sein konnte, hatte ihn emporgerissen; — und nun saß er im Wagen, körperlich unfähig, sich zu regen; doch in seinein Kopfe rasten die Gedanken mit unheimlicher Schnelle und Klarheit.
„Ein Unfall," hatte der Beamte gesagt; — nein, er wußte es besser, es war kein Unfall, es war ein Selbstmord!
Ein Kinderselbstmord! —
Es giebts nichts Traurigeres, Unnatürlicheres!
Und doch; die jüngste schreckliche Ausgeburt der modernen Erziehung mit ihrem Mangel an sittlich veredelndem Einfluß, ihren Vorbildern von verzweifelter Haltlosigkeit, zerrütteten Nervensystemen, moralischer Verkommenheit, ist der Selbstmord von Kindern. Und all diesen Eindrücken war Adolf vielleicht in dein Jahre, da er ihn vernachlässigte, ausgesetzt gewesen.
Hatte er nicht erst unlängst von jenem kleinen Geschwisterpaar gelesen, das ails Furcht vor häuslicher Strafe den Tod in den Wellen gesucht und gefunden?
Er schrie auf. — Er fühlte es förmlich, das Wasser, das kalte, eisige Wasser, er hörte es gurgeln, er hörte Adolfs Stimme um Hilfe rufen, er fcch den blonden Knabenkopf versinken, immer tiefer, tiefer, tiefer.
„Helft ihm, helft ihm'! stöhnte er —, der Klang der eigenen Stimme schreckte ihn auf! —
Kamen denn die Pferde gar nicht von der Stelle? er fuhr ja schon seit Stunden — nein, seine Uhr zeigte ihn«, daß es erst Minuten waren.
O, diese Ewigkeit der O.ual!'— —

Sein Blick siel auf sein eigenes Bild, das der kleine, schlechte Spiegel, der im Innenraum des Wagens befestigt war, wiedergab.
War das er? — — — Dieser Mann mit dem wirren Haar, den stieren Augen, mit dem schrecklichen Gesichtsausdruck?
Wo hatte er nur diesen Ausdruck gesehen? Wo — wo —
Ah, jetzt wußte er's; es war der Ausdruck eines Verbrechers er mußte einst als Geschworener dienen bei der Verhandlung gegen einen Mann, der in blinder Wuth seine Mutter erschlagen so, genau so hatte der Mann geblickt.
Er fürchtete sich vor sich selbst und schloß die Augen.
Was war denn der Unterschied zwischen Jenem und ihm?
Des Angeklagten grauenvolle That war in maßlosem Zorn geschehen, er aber hatte sein Kind langsam zu Grunde gehen lassen, ohne die Hand zu heben, um es zu retten — die Furcht vor ihm hatte das Kind in den Tod getrieben — er war ein Mörder!
Mörder, Mörder, hallte das Rollen des Wagens; — Mörder kreischten die Räder, und Mör—der, Mör—der klang der Hufschlag der Pferde.
Erschöpft lehnte Guido den Kopf in die Kissen, er wollte Nichts hören. Nichts sehen.
Aber er konnte sie nicht bannen, die Gedanken, welche auf ihn einstürmten, und alle nahmen sie Gestalt und Form an; gleich einem Heer von Gespenstern drangen sie auf ihn ein, alle seine großen und kleinen Sünden, und dem Zuge voran schritt Agnes, — keine Dirne mehr, ruhig und veredelt, wie auf dem Todtenbett; kein lasterhaftes Weib — eine schmerzhafte Mutter stand vor ihn«; mit einem Arm den leblosen Knaben umklammernd, hielt sie die Rechte drohend nach ihm ausgestreckt.
„Mörder, was hast Du meinem Kinde gethan?"
„Ihr Kind! — War es denn nicht auch seines? Was bedeutete die wahnsinnige Angst, die ihn schüttelte, das Fieber, das ihn verzehrte und ihm die Lippen verdorrte, der Aufschrei seines ganzen Wesens?
Sein Kind! — Und wenn auch nicht, was lag daran! Hatte er es nicht erzogen und geliebt vom ersten Augenblicke an, da die ungeschickten Händchen ihm den Bart zausten; hatte er nicht versucht, dem unverständlichen Lallen Sinn zu geben, hatte er nicht selbst dem Kinde das süße Wort „Vater" beigebracht? Galt es nicht einst ihm, das ganze Aufkeimen der zarten, jungen Seele, die in seine Gewalt gegeben war? In seine Gewalt! und was hatte er daraus gemacht? ein unglückliches, verkümmertes Wesen, das in den Tod ging.
Elender, elender Schurke! — er schlug sich wie rasend mit der geballten Faust auf den Kopf.
Wieder sah er den Knaben vor sich stehen in voller Schönheit und blühender Frische.

Die blonden Locken sielen auf den kleidsamen Sammetanzug; er fühlte das Kosen des weichen, rothen Kindermundes, er hörte das frohe Lachen, die hundert ernsten und schalkhaften Fragen, die stets der Vater beantworten sollte; er glaubte, wie einst, die dunklen Augeu voll unbegrenzten Vertrauens auf sich gerichtet zu sehen. —

Und all dies hatte er vergessen können! — Eines Hirngespinstes halber! — Gehörte nicht der Knabe ihm mit jedem Athemzuge? Wahrlich, er hatte ihn sich theuer genug erkauft, er hätte ihn halten sollen mit festerem Kitte, als Familienbande, mit heiherer Liebe, als Herkommen und Gewohnheit zeugen.

„llskrtstrin^' nennen die Engländer jenes geheimnißvolle Gefühlsband, das zwei Herzen verknüpft, fo fest, daß von dem Schlagen des einen auch das Pochen des anderen abhängt; so fest, daß wenn der Strang gewaltsam zerrissen wird, beide Herzen vernichtet sind.

Er fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust, und nun wußte er es, er kam zu spät, sein Kiud war für ihn verloren, und mit ihm Alles, was sein Leben je noch verschönen, erhellen konnte.

Zu spät! Zu spät kam ihm die Erkenutniß, daß er es nicht verstanden hatte, den edlen Stoff, der seiner Hand anvertraut war, zu nützen, daß er die Menschenseele, die er bilden durfte, die vielleicht den Kein: zum Höchsten in sich trug, zu Grunde gerichtet.

War's nicht gleichgiltig, welchen Ursprungs das Kind körperlich war? Durch seinen Einfluß, durch seine Liebe hatten sich alle edlen Keime entwickelt, durch seine Schuld waren sie wieder verdorrt.

Und wie eine Offenbarung stand vor ihm ueben dem großen Gesetz der Vererbuug, das er bisher für die alleinige Kraft gehalten, als riesengroße Kämpferin die Erziehung, siegreich einherschreitend, geführt von der allgewaltigen Macht der Liebe.

Zu spät! Zu spät!

Der Wagen blieb mit heftigem Nuck stehen; — 17 Minuten waren seit Beginn der Fahrt verflossen, — 1? kurze Minuten, in denen mau zum Greise altern kann! — — — —

Kalter Schweiß stand auf Guidos Stirn, als ihm der Arzt entgegentrat, dein er den Grund seines Kommens melden ließ.

Die nächste Secunde brachte die Entscheidung.

Schönere Worte waren nie von Menschenlippen geflossen, beseligendere Laute hatte er nie vernommen, als nun das eine Wort: „Gerettet!"

„Wir waren selbst schon nahe daran, die Hoffnung aufzugebeu," sagte der Arzt: „aber endlich wurden unsere Bemühungen von Erfolg belohnt; der Knabe lebt."

Auch das höchste Glück macht stumm.

Guido bebte wie ein Trunkener, die eisernen Reifen lösten sich von

seinem Herzen, er brach in Thränen aus, und der starke Mann fiel dein Arzt schluchzend in die Arme.

„Ruhig, ruhig, Sie dürfen sich nicht so aufregen, wenn Sie zu dem Knaben wollen; erst seit Kurzem ist er wieder bei vollem Bewußtsein, wir konnten ihn noch nicht einmal um seinen Namen befragen. —

Das Kind braucht äußerste Schonung, wenn wir nicht noch ernste Folgen befürchten sollen. — Ich hoffe, wir kommen ohne allzu hohes Fieber durch. —

Also, besonnen, nehmen Sie sich zusammen, ich führe Sie."

Erschüttert blieb Guido an der Thür des Krankensaales stehen; ^er mutzte Kraft sammeln, ehe er näher treten konnte.

Das blasse Gesichtchen, das dort regungslos mit geschlossenen Augen in den Kissen ruhte, von blonden Locken umrahmt, das war nicht Adolf — es war Agnes, — wie er 'sie vor elf Jahren auf dem Schmerzenslager gesehen.

Und wieder, wie einst, drängte es ihn, sich niederzuwerfen auf die Knie, in heiliger, scheuer Andacht.

Da öffneten sich langsam die dunklen Augen, jene Augen, welche Agnes nie gehabt, und blieben mit einem langen, heißen, liebehungrigen Blick an ihm haften.

„Mein Geliebter, Süßer, Einziger!" immer wieder flüsterte der Mann diese Worte, an dem Lager kniend, die matten Kinderhände, die blonden Haare liebkosend.

Und der Knabe blickte stumm und selig in die feuchten Augen des Vaters, welche nun nicht mehr böse, sondern so mild, so sanft, so innig strahlten, wie die des Heilandes.

Unter physischen Qualen vollzieht sich das heilige Mysterium der Mutterschaft; der Schmerz giebt der Mutterliebe ihre unendliche Kraft.

Unter furchtbaren psychischen Qualen hatte Guido die Weihen der Vaterschaft empfangen, einer Vaterschaft, erhaben über allen Zweifeln und kleinlichen Eitelkeiten, einer Vaterschaft, herrlicher, größer, reiner, als die der Blutsverwandtschaft.

Der Schmerz hatte in ihm den edelsten Keim zu voller, leuchtender Blüthe gebracht —

die Alles besiegende Liebe.

Emma Vely.

<Lin Portrait,

von

Fritz Engel.

— Verlin. —

!!mma Vely ist eine Volksdichterin, kraft ihrer Erzählelkunst und kraft ihres menschlichen Charakters. Das Eine ohne das Andere bedeutete ja entweder kalte Routine oder stammelnde Impotenz. Ihre Seele beherbergt die Instincte, die das deutsche Volksempsinden selber hat: Gerechtigkeit, feierliche Trauer und sinnenden Humor. Sie sieht ihre Gestalten mit Liebe an, mit lächelnder und mit zürnender. Sie ergreift nicht Partei und waltet recht wie eine Vorsehung über ihnen, indem sie den Guten nie übertrieben belohnt und den Bösen nicht allzu grausam quält. So gewahrt man die Figuren nicht durch das gefärbte Glas einer einseitig geschliffenen dichterischen Persönlichkeit. So braucht sich der Leser nicht erst durch die Verfasserin hindurch in das Verständniß ihrer Erscheinungen hineinzudenken. Er steht ihnen gegenüber Auge in Auge, Herz gegen Herz. Das nennt man volksthümlich schreiben.

Dazu kommt die Art der Darstellung. Es fließt wie ein reicher Strom. Nirgends sieht man die Hand, die ihn regulirt. Wohlverstanden, man sieht sie nicht, denn das Bett dieses Stromes ist sehr kunstvoll gelegt. Hier verbreitert er sich und wird gestaut, um die Spannung anzusammeln. Dort rauscht er behende und spült Überraschungen mit. Da wiederum scheint er eine gerade Perspective aufzuschließen und kräuselt sich doch plötzlich um die Ecke. Es kommt auch zu Wasserstürzen mit Gischt und Regenbogen. Aber wie man sagt, daß die Natur, die so stille Reize und so laute Wunder erzeugt, die größte Künstlerin ist, so hat wieder die Kunst das Ziel, nicht mehr Kunst, sondern Natur zu scheinen. Und so giebt es

in den Büchern der Vely nur wenige Stellen, wo die Kunst zu kunstreich, wo sie unnatürlich wird. Dann wird, um irgend eine Explosion der Handlung noch kräftiger auf die Nerven stoßen zu lassen, wohl auch der Hintergrund grell bemalt. Man sieht das in vielen Theaterstücken: Just, wenn der Held sich im Walde erschießen will, wird es noch mörderlich dazu hageln, blitzen und donnern. Aber bei Frau Vely sind es seltene Fälle, immer seltener, je mehr sich ihre Begabung an der unaufhörlich beobachteten Wirklichkeit abgeklärt hat. Je weiter wir ihrem dichterischen Entwicklungsgang folgen, desto reiner stellt sich ihr Naturell dar, dieses sichere, gefällige Erzählertalent, das gar keiner Gerissenheit bedarf, sondern gerade heraus mittheilt, was es auf dem Herzen hat. Es wirkt ganz unmittelbar, wie ein mündlicher Bericht in traulich ängstlicher Dämmerstunde. Und das ist wieder volksthümlich.

Emma Velys Lebenspfad ist kein Chausseeweg. Er geht über Steine und Hecken, unter wetternden Wolken. Er führt von der Wiege nicht gerade aus in's weiche Boudoir, wo so vielen Frauen die Langeweile und leider damit die Schreiblust kommt. Schon früh schied sich das Leben der Dichterin vom gewöhnlichen Kinderschicksal. Drei Jahre alt — im Jahre 1851 — verlor sie den Vater, den Waffenfabrikanten Couvely, der das selbstwillige Hugenottenblut wohl auch auf die Tochter vererbt hat. Die Mutter zog aus Braunfels nach ihrer Heimatstadt Hannover, Emma aber kam, bis die Schulpflicht mahnte, zu Verwandten nach Herzberg am Harz. Ein anmuthendes Bild: das braunlockige, unruhige Kind, gleich einer kleinen verwunschenen Prinzessin im stillen Gebirge versteckt, wie sie mit ihren großen Augen den Bergen und Bäumen und plätschernden Wässern ihre Geheimnisse abfragt oder sich von der erzählenden Großmutter in die alten guten Tage zurückleiten läßt. Emma Vely ist auch immer dem Harz treu geblieben, er ist ihr eine Jugendliebe.

Dann in Hannvver. Sie war kein Backfisch nach der Schablone. Das Köpfchen nahm schnell die Wissenschaften auf, daneben aber brodelten noch Träume mit wunderbaren Fernsichten. Selbst den» Erwachsenen, wie erst dem Kinde, ist die Bühne das Paradies alles Schönen, weil das Häßliche fortgeschminkt, und alles Edlen, weil das Schlechte bestraft wird. Auch der kleinen Vely hing der Himmel voller Theaterlorbeer. Es war ja auch die reine Fügung, so schien es ihr, daß sie mit einer echten und rechten Coulissenautorität, der Tochter des Theaterfriseurs Nollet, durch die Bande einer gemeinsamen Schule verknüpft war. War es weiterhin nicht natürlich, daß man einen Tractat schloß, wonach die kleine Vely der kleinen Nollet die Schularbeiten, diese aber dafür jener ein Freibillet lieferte? Und war es verwunderlich, daß Emma im Zuschauerraum bemerkt und ihr für die Dauer eines Jahres das Theater verboten wurde? Man sieht die Scene ganz deutlich vor Augen: wie sie sich dann aufreckte, umgürtet mit dein ganzen Stolze ihres erträumten Zukunfts-

ruhmes, und erklärte, sie werde nicht nur in, sondern sogar auf's Theater gehen, und wie dann die Mutter .... Es war kein Kuß, der da die ohnehin schon glühende Wange des Mädchens berührte.
Diese Episode nur, um den drängenden Selbständigkeitstrieb des jungen Menschenkindes zu illustriren. Nicht Schauspielerin? Nun gut, dann Gouvernante, sie hatte ja genug gelernt unter der Führung von Lehrern wie des Directors Nöldeck und des Hofrathes Schneemann. Die Mutter gab nach; an Jahren noch ein halbes Kind, zog Emma in ein tief im westfälischen Wald verborgenes Forsthaus als Erzieherin ein. Welch' ein Unterschied! Erst die Sehnsucht nach den lärmenden Triumphen der Bühne und jetzt die schlichte Scenerie des Forstes. Wieder wie damals im Harz das Träumen in den Vogelgesang und in die Baumwipfel hinein, aber jetzt noch Etwas dazu. Die Schöpferlust regt sich. Diese Träume muß man doch fassen und formen können. Eine Novellette entsteht „Gegen den Strom". Sie wurde in einer Stuttgarter Zeitung gedruckt, der erste Versuch der Neunzehnjährigen ein erster Erfolg. Das ist ein besonderes Glück; wie vieleil Begabungen lähmt ein Abweis auf der Schwelle den Muth für alle Zeit. Und immer wieder nahm das Schicksal das junge Mädchen wie ein systematisch vorgehender Lehrer an die Hand. Wer schreiben will, muß die Welt kennen lernen, sagte es, und es gab Gelegenheit, die Gouuernantenthätigkeit in das pittoreske Trieft, nach Ungarn und dann gar nach Italien zu verlegen. Ungeahnte Milieus thaten sich auf, tausend Mahnungen, Geschichten hineinzukomponiren. Die ehrwürdige Cultur dort unten, die geheimnißuolle Steinsprache der alten Palazzi, das kräftige Colorit der leidenschaftlichen Bevölkerung, das waren ja Alles ungeschriebene, noch zu schreibende Romancapitel.
Und dann ein ganz anderes Bild. Emma Couvely, die ihren Büchern nur den zweiten Theil dieses Namens „Vely" gab, schloß — im Jahre 1871 — die Ehe mit eineni in Stuttgart ansässigen Verlags-buchhändler. Ihrer tief- und feinfühligen Natur blieben schmerzliche Erfahrungen nicht erspart. Aber ein frisch aufblühendes Kind war ihr Trost für Gegenwart und Zukunft. Und wieder öffnete sich ihrem Talent das Thor eines neuen Stoffgebietes. Sie durfte, und nicht nur aus der Feme, das Hofleben studiren, durfte in den Archiven des Königs den Erinnerungen an Franziska von Hohenheim nachspüren, sah die alten wackligen Ercellenzen, die sie später zur heiteren Staffage verwandte, und sah an der Seele auch der Großen den Wurm der Sünde nagen. Zugleich sammelte sie die gescheidtesten Köpfe Stuttgarts in ihrem eigenen Salon, stets geschäftig, stets liebenswürdig, Anregung gebend und empfangend. Wie die überkommenen Berichte erkennen lassen, war die kleine, behagliche und dabei so grundkluge Frau damals die Nahel der schwäbischen Residenz. Aber persönliche Ursachen, Leiden körperlicher und seelischer Art, legten der nun schon weitbekannten Schriftstellerin nahe, den Fuß wieder weiter-

zusetzen. Den Harz sah sie wieder, die heilige Roma, Sicilien, die Wunderstätten des Orients. Dann wurde sie Berlinerin, vor nun sieben Jahren. Sie brauchte die großen Horizonte.

Eine lange, ununterbrochene Reihe von Schöpfungen sind das dichterische Widerspiel dieses bewegten, ganz nnd gar unschablonisirteu Lebens. Nie stockt das treibende Rad der Phantasie, nie trifft man in dieser huudertopsigen Galerie Veln'scher Figuren Doppeluummeru, die spätere lediglich eine Copie einer frühereu. Nur die moralische Tendenz geht als ein und dasselbe Fluidum durch alle Arbeiten. Es ist immer jene schon erwähnte ausgleichende Gerechtigkeit. Die Schranken fort zwischen Hoch und Niedrig! der Mensch ist Alles, und der Name ist Nichts! die wahre Sittlichkeit über die petrefacte Sitte: das sind so Kerusätze der Volksdichterin.

Das erste Experiment war gelungeu, „Gegen den Strom" war gedruckt. Schnell folgten weitere Schritte in das nun offene Feld, noch bescheidene und vorsichtige Kinderschritte und keine Sprünge mit Siebenmeilenstiefeln, die nun die ganze Welt auf einmal erobern sollen. Es waren kleine Novelletten in italienischer Buntfarbigkeit, noch ein wenig überschwänglich toilettirt, aber doch schon voll Beziehung zum Leben der Wirk lichkeit. Sie ergaben später ein Nändchen „Am Strande der Adria".

Es waren auch Märchen, ersonnen im Schatten deutscher Wälder, wie das Bändchen „Walpurgisnacht", das — etwa in der milden nnd sinnenden Art Andersens — die Geschöpfe des Waldes menschlich belebt. Eiue reich mit romantischem Schmelz besetzte Liebesgeschichte zieht sich hindurch. Aehnlich ist auch die wunderhübsche Idylle „Sonnenstrahlen". Das Märchen ist mit inniger Güte und Naturliebe erzählt: die Sonnenelfen spielen im alten Garten, und plaudernd mit den Blumen und Schmetterlingen erhalten und geben sie die Kuude von der Liebe und dem Haß der Menschen im Schloß. Auch Venedig bot noch den Stoff zu einein in ähnlichen Wegen gehenden Märchen „Meereswellen".

Dann kam die Stuttgarter Zeit, mit ganz neuen Interessen. Die Poetin machte einen Abschweif voni Geschichtenerzählen zum Geschichte Erzählen. Scheinbar wenigstens. Sie stieg quellenforschend iu die Hof- und Haushistorie der schwäbischen Dynastie. Die Dichterin verleugnete sich indessen nicht. Es war die romanhafteste Episode des schwäbischen Hofes, die sie reizte. Ja genauer besehen: damals, indem sie in den alten Urkunden stöberte, begann die Veln so recht zu werden, was sie heute vor andern schreibenden Frauen ist: die Nomanschreiberin mit Stoffen aus der Wirklichkeit. Da lag der Canevas für einen Roman, da lag der Roman selbst in den alten Urkunden. Herzog Karl oder Karl Herzog, wie die Schwaben sagten, der Hochgefürstete, der Frauenbesieger, der Rauhe und Ungefüge — und daneben Franziska von Bernardin, das arme, in Frömmigkeit und blindem Gehorsam erzogene Landedelfräulein, das einem brutalen Mann nnuerlobt wird und erst in der Ehe ihres Selbstbestimmungsrechtes

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1896:2.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

zusetzen. Den Harz sah sie wieder, die heilige Roma, Sicilien, die Wunderstätten des Orients. Dann wurde sie Berlinerin, vor nun sieben Jahren. Sie brauchte die großen Horizonte.

Eine lange, ununterbrochene Reihe von Schöpfungen sind das dichterische Widerspiel dieses bewegten, ganz nnd gar unschablonisirteu Lebens. Nie stockt das treibende Rad der Phantasie, nie trifft man in dieser huuderttopsigen Galerie Veln'scher Figuren Doppeluummeru, die spätere lediglich eine Copie einer frühereu. Nur die moralische Tendenz geht als ein und dasselbe Fluidum durch alle Arbeiten. Es ist immer jene schon erwähnte ausgleichende Gerechtigkeit. Die Schranken fort zwischen Hoch und Niedrig!

der Mensch ist Alles, und der Name ist Nichts! die wahre Sittlichkeit über die petrefacte Sitte: das sind so Kerusätze der Volksdichterin.
Das erste Experiment war gelungeu, „Gegen den Strom" war gedruckt. Schnell folgten weitere Schritte in das nun offene Feld, noch bescheidene und vorsichtige Kinderschritte und keine Sprünge mit Siebenmeilenstiefeln, die nun die ganze Welt auf einmal erobern sollen. Es waren kleine Novelletten in italienischer Buntfarbigkeit, noch ein wenig überschwänglich toilettirt, aber doch schon voll Beziehung zum Leben der Wirk lichkeit. Sie ergaben später ein Nändchen „Am Strande der Adria".
Es waren auch Märchen, ersonnen im Schatten deutscher Wälder, wie das Bändchen „Walpurgisnacht", das — etwa in der milden nnd sinnenden Art Andersens — die Geschöpfe des Waldes menschlich belebt. Eiue reich mit romantischem Schmelz besetzte Liebesgeschichte zieht sich hindurch. Aehnlich ist auch die wunderhübsche Idylle „Sonnenstrahlen". Das Märchen ist mit inniger Güte und Naturliebe erzählt: die Sonnenelfen spielen im alten Garten, und plaudernd mit den Blumen und Schmetterlingen erhalten und geben sie die Kuude von der Liebe und dem Haß der Menschen im Schloß. Auch Venedig bot noch den Stoff zu einein in ähnlichen Wegen gehenden Märchen „Meereswellen".
Dann kam die Stuttgarter Zeit, mit ganz neuen Interessen. Die Poetin machte einen Abschweif voni Geschichtenerzählen zum Geschichte Erzählen. Scheinbar wenigstens. Sie stieg quellenforschend iu die Hof- und Haushistorie der schwäbischen Dynastie. Die Dichterin verleugnete sich indessen nicht. Es war die romanhafteste Episode des schwäbischen Hofes, die sie reizte. Ja genauer besehen: damals, indem sie in den alten Urkunden stöberte, begann die Veln so recht zu werden, was sie heute vor andern schreibenden Frauen ist: die Nomanschreiberin mit Stoffen aus der Wirklichkeit. Da lag der Canevas für einen Roman, da lag der Roman selbst in den alten Urkunden. Herzog Karl oder Karl Herzog, wie die Schwaben sagten, der Hochgefürstete, der Frauenbesieger, der Rauhe und Ungefüge — und daneben Franziska von Bernardin, das arme, in Frömmigkeit und blindem Gehorsam erzogene Landedelfräulein, das einem brutalen Mann nnuerlobt wird und erst in der Ehe ihres Selbstbestimmungsrechtes

inne wird! Das sind doch die denkbar kräftigsten Gegensätze, Ingredienzen, wie sie kein Fabulist schärfer für sein dichterisches Recept ersinnen kann. Emma Vely hat dieses Schema dann auch immer wieder verwendet. In dem stattlichen Buch, das sie aus jenen Studien abzog: Herzog Karl von Württemberg und Franziska vvn Hohenheim, hatte sie dem kühnen Schwung der Thatsachen, die dein Herzog schließlich sein „Franzel" den Römischen zum Trotz als Gattin zuführten. Nichts aus der eigenen Phantasiewerkstatt hinzuzufügen. Im Gegentheil, sie hat eher gesänftigt. Herzog Karl ist als Verfolger Christian Daniel Schubarts, als Verkenner Schillers dem deutschen Volke nicht an's Herz gewachsen. Emma Vely stellt ihn milder dar. Sie nimmt ihm den Stachelvanzer der Grausamkeit und läßt ihn nur männlich erscheinen, wo Andere ihn unmenschlich fanden. Deshalb hat das Buch, das der Verfasserin auf der einen Seite die besondere Anerkennung des Hofes eintrug, auf der anderen Widerspruch erfahren. Aber ein bündiger Gegenbeweis gegen die Berechtigung ihrer doch nun einmal aus der Quelle geschöpften Auffassung ist nicht erbracht worden. Eine strahlende Gloriole legt ihre Darstellung um das Haupt „Franzels", einer holden, dem Leser herzlich sympathischen Märtyrerin und Siegerin der Liebe. Wie eine weibliche Symbolisirung des guten württembergischen Volkscharakters selbst, in statuarischer Schönheit, milde und hoheitsuoll, strebt diese Figur in die Höhe. Sie ist das leibhafte Pronunciamento für jene liberale Grundanschauung, daß nicht Stand und Herkommen, sondern die Gesinnung der Werthmesser des Menschen sei.

Die große Wirkung, die von diesem Werke ausging, führte seine Verfasserin noch ein Stück auf demselben Wege weiter. Es reizte sie auch ferner, die feinen Herzensbeziehungen historischer Persönlichkeiten bloßzulegen. Das konnte und kann eine Frau besser, als die verstandesmäßig arbeitenden Berufshistoriker. Sie sah deutlich, was jene kaum ahnten, und wo das Material fehlte, strömte das Eigenempfinden in die Lücke. So entstand „Leier und Palette", eine Reihe von Geschichten aus dem Dichter- und Künstlerleben. Schiller und Lotte, Mozart und Marianne, Giorgione und Catarina Cornaro und Andere, eine Polonaise der Kunst und der Liebe, schreiten vorbei. Der kräftige Naturton in der Darstellung berührt sehr angenehm. Keine Mondscheinsentimentalität und keine bengalischen Beleuchtungen.

Im Jahre 1877 kommt der erste große Roman heraus, drei stattliche Bände — die novellistischen Kinderschuhe sind ausgetreten. „Die Erbin des Herzens" ist die selbständige Variante auf das Herzog-Karl-Franziska-Thema. Was damals aus den Stuttgarter Archiven reconstruirt, wurde jetzt über den eigenen Leisten geschlagen. Die junge Comtess« verliert den Vater und damit den Ernährer, denn das Majorat geht an den entfernten und unbekannten Verwandten über. Sie tritt in Dienste, Gouvernante bei der schünstolzen Frau, die kalten Sinnes außerhalb der Ehe Herzens-

Zerstreuungen sucht. Just jener Majoratserbe ist ihr Object. Aber durch einen Irrgarten von Verwicklungen tastet er sich zur Stamm- und Bluts- verwandten durch. Die arm und nieder aus der Väter Schloß auszog, kehrt als junge Frau Gräfin zurück. Mehrere Rebenhandlungen gliedern sich noch ein, die eine als gerades Gegenspiel: Der bürgerliche junge Forst- mann contra st sr^a die kühne, wunderschöne freiherrliche Wittwe. Es fehlt nicht an geheimnißvollen Waldfrauen und dem anderen Nüstzeuge der romantischen Schule. Aber auch hier blüht überall das Menschliche hervor, in einzelnen Wendungen der Rede und der Handlung. Und das Gewebe des Romans ist mit einer eminenten Geschicklichkeit geknüpft. Es ist wie eine jener feinen Holzschnitzarbeiten, die ein Kästchen im anderen, und immer wieder eines, zeigen. So kapselt sich hier Ueberraschung in Ueberraschung. Die Spannung des Lesers muß fieberhaft sein.

Nach diesem Erfolge war der Schaffenstrieb unbehindert und fast stürmisch. Werk reihte sich an Werk, und nur die für ihre Dichterin am meisten charakteristischen können hier näher angefaßt werden. Der Roman „Kämpfe und Ziele" stellt ein junges Mädchen in den Mittelgrund, das über den Rahmen ihres Geschlechtes hinausstrebt, aber am Gängelband der Liebe zurückkehrt. „Gratiana" ist eine anmuthige, in das sanfte Waldesdunkel des Harzes gestellte Liebesgeschichte. „Immaculata" er- zählt mit sehr tragischen, manchmal auch etwas theatralischen Accenten von dem Scheinglück eines auf Unwahrheit gegründeten Familienlebens und von dem Muth der Liebe, der ein jnnges Mädchen zu dem verheiratheten Herzensfreunde treibt.

„Auf Irrwegen" ist überaus bezeichnend für die anschauliche, ich möchte fast sagen, schneidige Art, in der Emma Velv coloriren kann. Alles hebt sich in schönster Plastik hervor: Die etwas abenteuerliche, aber von Grund aus gute Prinzessin Mara, die nach den: bürgerlichen Professor lugt, die angejahrte intrigante Weltdame, welche die Beiden einander nicht gönnt, und das stille Edelveilchen Suse, die anspruchlos das Leben der Pflicht führt, bis der Professor, von den „Irrwegen" zurückkehrend, an ihrer Seite das wahre Glück sucht. „Drei Generationen" sind eine moderne Paraphrase des Ahnen-Motivs, und „die Wahlverlobten" — ein gewagter Titel übrigens — bringen neben der eigentlichen Fabel eine kernige Schilderung des Hoflebens. „Herodias", die Geschichte einer sogenannten „unverstandenen Frau", ein auch heute wieder sehr beliebtes Thema, wird mit glücklichster Skizzirung modernen Gesellschaftslebens erzählt. Man sieht, schon bis hierher ist es eine kleine Bibliothek, und sie macht nicht einmal auf Vollständigkeit Anspruch. Welch' eine Geschmeidigkeit des Geistes, welch' ein Farbenreichthum des Ausdrucks in diesem Frauenkopf, daß jede Arbeit wieder wie eine neue Melodie klingt, wie eine neue, nicht gerade gedankentiefe, aber anheimelnde, halb erschütternde, halb streichelnde Volksliedmelodie. Und immer klarer tritt es heraus, was Emma Vely

M!l besten kann. Mit vier Gegensiguren, in sich wieder mannigfach variirt, arbeitet sie mit Vorliebe. Der vornehme Mann, die vornehme Frau, der niedere Mann, die niedere Frau. Der vornehme Mann, wenn er zugleich ein schlechter Kerl ist, gelingt ihr minder gut. Er bleibt etwas Wachsfigur, starr und gezirkelt. Sie kennt ihn nicht oder nur von außen, weil sie eine reine Natur ist. Die Sünden des vornehmen Mannes verkriechen sich ja in's Dunkle. Der schlichte Volksmann aber geht in Lebensfülle aus ihrem Vorstellungskreise hervor. Er gerath auch in der Sprache vortrefflich, obfchcm diese nicht bis auf jeden Rülpser die Wirklichkeit nachphotographirt, wie es jetzt litterarisches Dogma ist. In der psychologisch zutreffenden Ausgestaltung der Frauen, ob hoch, ob tiefstehend, ist ein Unterschied kaum wahrzunehmen. So und so sind der Schriftstellerin prächtig abgerundete Figuren geglückt. In ihrer ersten Zeit war es mehr dieSalongiftmischerin, die verschlagene Euastochter, die hinter der Prunkcorsage ein mißgünstiges und boshaftes Herz trägt. Später, unter dem Anhauch der focialen Erörterungen, die den vierten Stand auch in den Lesebüchern ebenbürtig, ja vorberechtigt macht, war es das kleine Mädel aus dem Volke, das Emma Vely mit schier mütterlichem Interesse auf Wegen und Abwegen studirte.

Diese vier gegen einander spielenden Typen finden wir auch in dein nächsten Roman größeren Stils „Die Kinder der Frau von Bland".

Die Titelheldin ist wuchtiger gezeichnet, als man den kleinen Händen einer schreibenden Dame zutrauen könnte. Erinnerung an eine sündhafte Liebe hat das Herz des Weibes umkrustet. Die legitimen Kinder klopfen vergeblich daran, und Alle verliert sie. Nur den Einen, 'den Sohn der Verborgenheit, bettet sie im Sonnenschein der Güte. Und dieser 'gerade wendet sich von ihr. Man hat mit Recht die stärksten dramatischen Schlager, wie überhaupt in den meisten Arbeiten der Vely, in diesem Roman erkennen wollen. Es prasselt förmlich von zugespitzten Situationen. Und doch wäre der Roman kein gutes, vielleicht indessen ein wirksames Theaterstück. Es hätte wohl die Erfahrungen bestätigt, die unsere besten Epiker, die Emma Vely selbst mit ihren Dramatisirungen gemackit hat. Sie hat zwei Novellen in die Theaterform umgegossen. Das eine ist „Jos« Dario", ein fünfactiges Schauspiel, das andere ein vieractiges Volksschauspiel „Der Gnndenlöhner". Erfolg hatten sie beide, in Stuttgart und anderswo. Dieses noch mehr als jenes, wie es denn einen, dem deutschen, besonders dem süddeutschen Publicum sympathischen Gedanken schnell und sicher abhandelt. Jos Brun hat eine Vergangenheit, aber sie ist besser, als die Leute deuten. Er war im Gefangniß, weil er den Förster übel zugerichtet hatte. Daß dieser ihm an die Ehre gegriffen, hatte Jos vor Gericht verschwiegen, aus Rücksicht auf sein Weib, dem der Grünrock nachgestellt. Moralisch ist Jos schuldlos, aber der Makel hängt ihm an und will auch seiner Tochter den Weg zun: Glück beschatten. Der Schluß bringt eine freundliche, wenn auch ernste Lösung. Der Aufbau,

zeigt große Kunstfertigkeit, und die Eindrücke der Handlung steigern sich von Act zu Act. Aber wie immer: mau sieht nur die Knoten und nicht die Schnüre des ursprünglichen Gewebes.

Immer weiter sprudelt es frisch aus dieser unermüdlichen Feder. „Verschneit — verweht" schlägt von Neuem das Thema einer Verbindung zwischen morschgewordenem Adel und bürgerlich gesundem Vollblut au. „Sie büßt" hat feine Kleinmalerei. Hinter dem Roman „Episoden", hinter dem düsteren „Schiffbruch", der ein Mädchen ein Opfer ihrer Liebe für einen Unwürdigen werden läßt, ragt höher und dichterisch edler ein Buch „Dorfluft" auf. Hier zeigen alle guten Seiten der Verfasserin ihren freundlichsten Glanz. Alles leuchtet wie vergoldet im schönen Feuer der Natur- und Menschenliebe. Man hat wieder Auerbachs poetisch besonnte Gestalten vor Augen, die man liebt, auch wenn man sie nicht immer glaubt. Aber die Velv, ein Kind der neuereu Zeit, hat eineu stärkeren Gewissenstrieb nach realistischer Darstellung. Es ist nicht Alles so wunderbar und himmlisch, es ist mehr auf deu Erdboden gestellt. Besonders die Sprache sucht sich der Wahrheit anzuschmiegen. Deshalb hat man sich bei der Lectüre mit mehr Recht an die Fraueugestalten Otto Ludwigs erinnern lassen, auch die Anzengruber'scheu siud aus dem nämlichen Naturholz. „Dorfluft" umfaht vier Geschichten aus dem Schwabeulande. Die erste ist „Auf der rauhen Alp". Der Staufenbauer stöhnt unter fchwerem Ehejoche und ist tief unglücklich. Eine Schuld, die vor dem Nichterstuhl der wahren Menschlichkeit keine ist, zieht ihn zu Judith, die sein Herz besser befriedigt. Auch „Adams zweite Frau" handelt von einer unvorsichtig geschlossenen Ehe. Der heimkehrende Sohn begehrt die zweite Fran des alternden Vaters — das Don-Carlos-Motiu im Vaueruhause. „Bärbels" wird vom Sohn des reichen Bauern geliebt. Aber der protzige Vater sagt nein. Als er weich geworden, ist es zu spät. Der Krieg hat ihm deu Sohn genommen. Dann die Geschichte „Der Gnadenlühner", von der schon die Rede war.

Indessen ist mir, als ob die „Dorfluft" athmende Vely der Stadtluft athmenden noch unterlegen sei. Die Uebersiedelung nach Berlin bekam der Schriftstellerin und bekam ihren Lesern. Sie brachte aus dein Kleinen, aber Freien so viel hierher in's Große und Unfreie mit, was unsere autochthonen Weltstadtdichter nicht haben. Die sehen ja hier nur den Schmutz und Nichts als den Schmutz. Selbst im Sonnenstäubchen, das sich auch in unsere Stadtwohnungen schrägt, sehen diese Nervösen nur den Staub uud nicht die Sonne. Emma Vely mit ibrer gesunden Natur uud weil ihr das Alles so neu war, bemerkte doch mehr. Sie sah hier kein Elend, das es wo anders nicht auch gäbe. Nur daß die Dimensionen andere wären und fürchterlicher die Katastrophen. Sie sah auch unter den strömenden Ausbrüchen des Vulkans die ungeheuer aufgethürmten Massen von Eultnr, die hier stecken. Knrzum, sie sah wieder objectiv und gerecht. Und weil

sie soviel begriff, brachte sie auch das große Verzeihen mit, und weil sie den Tact besitzt, fand sie den Schleier, das Ekelhafte nicht ganz erkennen zu lassen. Sie kam und kommt hier auch viel herum, wie eine ganze Reihe von schriftstellernden Frauen, denn sie ist auch stark journalistisch beschäftigt.

Kein Zweifel: der Journalismus, der so manchem reichen männlichen Talent die Kraft bis zur Wurzel absaugt, ist den schreibenden Frauen sehr zuträglich. Aus dein Wolkenkuckucksheim, in dem sie ihre Gedanken vielleicht gern spazieren führen, schleppt er sie durch's ganz irdische Leben. Er zwingt sie in's Joch von tausend Vorkommnissen des Alltags und malt ihnen dergestalt das Lieben und Hoffen, das Leben und Sterben der Menschen in den wahren Farben. Ihre Phantasie kann keine allzu kühnen Purzelbäume mehr schlagen, sie legt sich schon ganz von selbst an die Kette ihres journalistischen Gewissens, welches genaue Erfahrung hat über das Wirkliche und das in dieser Wirklichkeit Mögliche. Um Alles müssen sich diese Frauen kümmern, über Alles mit fixem Entschluß ein Urtheil vräcisiren. Ueberall müssen sie sein, bei Festbanketts und Trauerfeiern, bei Premieren und Gerichtsverhandlungen. Heidi, wie das per Dampf gehen muß und keine Kammerzofe, die die Gnädige nachher heim begleitet. Das ist wiederum gut. Sie sehen hier Menschen und Dinge, die sonst außer der Gesichtslinie der Frau liegen. Es kommt etwas Herbes in sie, ein kräftiger Einschlag in das rosenrothe Gewebe weiblicher Kopfarbeit.

In der Reihe dieser kräftigen Frauengestalten steht Emma Veln an der Spitze. Die besten Kräfte reiften ihr hier, wo sie mit stets bereiter Feder sich von Wind und Wellen der Großstadt umspielen läßt und aus der Brandung sich immer neue Eindrücke, neues Mitleid, neues Temperament holt. Ihrer behenden Auffassung, ihrer Fabulirkunst wird hier Alles zum Stoff und dichterischem Ereigniß. Der Contrast, das älteste und unsterbliche Mittel künstlerischer Wirkung, der neben das Licht den Schatten, neben das Gute das Böse, neben die Liebe den Haß stellt, wird hier tagtäglich hundertfältig beobachtet. Und dazu hat die Vely ihr Heim so recht in einem Brennpunkt weltstädtischer Gegensätze — mir ist, als ob sie eine dichterische Witterung gerade dorthin getrieben hätte. An diesem Punkt des Berliner Westens ist die Stadt ganz amerikanisch. Just in der Nollendorfplatzgeaend haben sich vier Gemeinwesen, Berlin und drei seiner Vororte, ineincmdergelwhit. Die Kleinstadt ist auf die Großstadt gepfropft. Vorbei an den Thoren der nllerfeinsten „^"-Villa — deren vornehm geschlossene Vorhänge die Einbildungskraft zu den buntfarbigsten Bildern aufstacheln kann, geht der kleine Beamte vom Vorort nach seinem Bureau. Der Budiker, der sich aufgethan hat, um die Maurer von all' den Neubauten ringsum zu bedienen, sieht vig-K-viZ ein Weinrestaurant, wo sich die Gardelieutenants gütlich thun. Alles ist Wachsthum und Reibung, ein unerschöpflich großes Studium für den Volksdichter.

Hier hat denn auch Emma Vely eine Reihe erstklassiger Erzählungen geschaffen. Die „Spottdrossel" führt zwar in die Berge des Schwarzmaldes, aber die Natürlichkeit der Diction läßt die vollendete realistische Schulung erkennen. In „Wer sühnt's!" ist ein sozusagen journalistischer Stoff auf die Höhe dichterischer Betrachtung gehoben. Das Thema des unschuldig Verurtheilten, das in seiner moralischen, staatsverpflichtenden Bedeutung bisher immer nur von der Presse akademisch, von den öffentlichen Gewalten aber noch nie praktisch angegriffen wurde, dieser tieftragische Vorwurf ist hier rein menschlich angefaßt, mit einer Tendenz, die drückend schwer aus den geschilderten Thatsachen spricht, ohne in Thesen und Programmfätze geformt zu sein. Dann verdient neben „Gelbstern" und „Das Fräulein" besondere Erwähnung die schöne Geschichte „Weggenossen". Sie spielt in jenem gemischten Vorortmilieu an der Kante Berlins. Wie Schöneberg selbst, sind auch seine Bewohner in die Höhe gekommen, die Einen rapide durch Landverkauf, die Anderen noch immer schnell genug durch irgend einen von den Verhältnissen unterstützten Geschäftsbetrieb. So Einer ist der Destillateur Burbach, ein braver, ein glücklicher Mann. Er hat Alles: Geld, Ansehen, Gesundheit, ein Kind, das er wie eine Prinzessin hält — ach, und diese einzig gute, immer rührige, stille Frau, die ihm der Himmel doch eigentlich weit über Verdienst bescheert hat. Daß ihr Herz bekümmert, weiß er nicht. Nicht, daß ein Gram lebendig geblieben ist, nur zu lebendig, denn das Kind, das vor zwanzig Jahren, lange vor ihrer Heirath, als der Beweis ihrer verführten Unschuld zur Welt kam, lebt. Dieser Sohn eines Unwürdigen taucht auf, ein scrupelloser aufsässiger Bursche. Er saugt die Mutter aus, langsam, sicher, tüdtlich. Geld oder Verrath ihres Geheimnisses! Die Frau stirbt gebrochenen Herzens an ihrer Vergangenheit. „Du warst die beste, beste Frau!" sagt der ahnungslose Vurbach immer wieder. Auch der wüste Sohn der Verstorbenen geht zu Grunde. Burbach selbst denkt leise an eine Wiederverheirathung, des Kindes und des Geschäftes wegen .. . Das ist die Großstadt, das ist das Leben, das ist der Zwang der Thatsachen. Ich wüßte nicht, wie ein einfacher und erschütternder Stoff einfacher und erschütternder dargestellt werden kann. Das Ende besonders stellt die moderne Gestaltungskraft, die poetische Unerschrockenst der Verfasserin in's beste Licht. Marlitt-Leserinnen hätten wahrscheinlich einen süßeren Abschluß gewünscht.

Auf breiterer Basis steht der Nomcm „Mente". Er hat mehr Coulissen und Statisten, ist aber in den Hauptfiguren ebenso ehrlich und einfach wie die „Weggenossen". Diese „Mentes" kommen jährlich zu Tausenden nach der Hauptstadt. Zu Hause ist's knapp, aber in Berlin, ah, da ist Geld zu verdienen! Da sind alle Leute reich, und ein Tag ist immer lustiger als der andere. So wird denn „nach Berlin gemacht". Mente, das blonde, liebe, unschuldige Ding aus der Provinz, ist auch da-

bei. Wie erschreckt sie all das Große hier. Und wie die Berliner Mädels sind und wie sie sprechen! Doch auch ihr strömt das Gift aus den Augen des jungen hübschen Malers. Aber der ist ja anders als die Uebrigen. Er ist viel flotter, als ihr eckiger, braver Landsmann Johann Oldekop, den sie hier getroffen, und er ist viel anständiger, als sonst die Berliner Herren. Er wird sie sicher heirathen, und sie — sie ist ihm so schrecklich gut. Es kommt, wie es kommen muß. Der Maler macht eine gute Partie, Mente sitzt verlassen da, mit dein Kinde. Da begeht sie das Olemn-attentat . . . Wieder eine Geschichte, wie sie in der Weltstadt so oft ge-schieht. Wie es dann in den Journalen steht: „Ein Verbrechen aus ge-täuschter Liebe" u. s. w. das vassirt alle Tage, nur daß kein Zeitungs-schreiber und kein Zeitungsleser sich in die Herzen hineindenkt. Da muß denn schon der Dichter kommen. Der Eine benutzt die Gelegenheit, die „Gesellschaft" anzugreifen. Pfui über diesen Maler und alle ähnlichen, pfui über das Capital, das ihn, Mitgift verheißend, vom Pfade der Tugend lockt. Der Andere übenvüthet das traurige Drama, wie es die Wirklichkeit bietet, noch mit blutigen Übertreibungen. Dann aber kommt der rechte Mann, der erzählt die Geschichte wieder, wie sie sich seiner ahnungsvollen Seelenkenntniß darstellt, weiter Nichts. Dieser rechte Mann kann auch eine Frau sein . . .

Emma Peln wird uns noch oft beschenken. Da, im Berliner „Wild-westen", wo sie mit ihrer nun schon zur aussichtsreichen jungen Künstlerin erblühten Tochter ein von schönster Gastfreundschaft erhelltes Leben führt, wächst ihr noch Manches zu, und sie wird rastlos weiterschaffen. „Welch' eine Arbeit — ein Leben ohne Arbeit!" Das ist ein Ausspruch von Emma Vely.

Ueber die Göttinnen der Germanen.

von

Felix Dich».

— Breslau. —

> würde wissenschaftlich wenig wertlwoll und das eigne Denken wenig anregend sein, wollte ich die Aufgabe dieser Abhandlung darin erblicken, die Namen der einzelnen weiblichen Gottheiten der germanischen Mythologie aufzuführen und allerlei Geschichten von ihnen zu berichten: es wäre das Stückwerk: die Auswahl aus dem überreichen Stoff müßte willkürlich nnd lückenhaft ausfallen.

Wir wollen statt dessen methodisch zu Werke gehen uud vorerst fragen, welche Bedeutung, welche Stellung in dem System der Gesammtwissenschaft hat eine solche Untersuchung?

Diese Erörterung wird uns dann zweitens von selbst dazu leiten, den Ursprung jener weiblichen Götterwelt und ihren allmählichen reichen Ausbau zu erforschen: denn nicht nur die Menschen und die Erde, auch die Götter und der Himmel haben ihre Geschichte.

Und sind diese religionsphilosophischen Gesichtspunkte gewonnen, dann — aber auch erst dann — wird eine kurze Uebersicht über die einzelnen Gestalten der Asgardhbewohnerinnen höheren Werth, tiefere geistige Bedeutung als die einer Aufzählung von Zufälligkeiten erhalten.

I,

Unsere Untersuchung behandelt ein Stück der germanischen Mythologie und zwar in religionsphilosophischer Methode.

Erst diese Methode, wie sie die geschichtliche Schule, begründet von Wilhelm von Humboldt, Savigny, Eichhorn, den Brüdern Grimm uns gelehrt, hat solche Erörterungen zu dem Rang einer Wissenschaft erhoben.

Früher war, was man unter germanischer Mythologie verstand, nicht viel mehr als eine zusammenhanglose Menge von allerlei unkritisch aufgelesenen und äußerlich neben einander aufgehäuften „Raritäten", oder, wie man zu sagen liebte, „Amönitäten" der „teutonischen Antiquitäten", an denen der elastische Philologe mit geringschätzigem Nasenrümpfen über solche „Varbarismen" vorüberwandelte, der Theologe aber, Lindem er sich vor solchem Heioenthum und Dämonenwesen und Merglauben bekreuzte: denn Aberglaube ist immer, was die Andern, nie, was wir glauben. —

In jener Schule haben wir nun aber gelernt, daß die Mythologie ein Stück der edlen Wissenschaft der Völkerpsychologie ist: und in der germanischen Mythologie suchen wir eben eine Erscheinung, eine Darlegung der germanischen Volks-Eigenart.

Die historische Schule hat die leere und todte Abstraction der Menschheit fahren lassen: sie hat erkannt, daß dies Gespenst „windschaffen" d. i. hohl „wie ein Aermel" ist, wie Herr Walther von der Vogelweide sagen würde. Die unsäglich langweilige Vorstellung des Kosmopolitismus oder Internationalismus wird von ihren Anbetern als dem Nationalisinus und Historismus, diesem von ihnen verachteten angeblichen „barbarischen Vorurtheil" und zopfigen Pedantismus, weit überlegen verherrlicht: aber diese Damen — denn ihnen gebührt der Vortritt, auch in der Verranntheit! — und Herren haben nie im Leben von Logik, Erkenntnistheorie und Psychologie eine Ahnung gehabt; in seichtester Oberflächlichkeit der Halbbildung verehren sie immer noch das schale Austläricht Christians von Wolfs, und während sie in dummdreister Ueberhebung über Jacob Grimm weit hinaus gekommen zu sein sich einbilden, merken sie nicht, daß sie von der Bergeshöhe der geschichtlichen Schule zurückgefallen sind in jenen Sumpf, in dem vor anderthalb Jahrhunderten der ödeste Nationalismus quakte.

Wir aber wissen: das Allgemeine ist eine Abstraction, eine bloße Denkoperation, eine Art abkürzender Gedankenrechnung: das Allgemeine eristirt nicht als solches, getrennt von den« Concreten: so giebt es auch keine „Menschheit" gelöst von den Völkern und andern Menschenverbänden, gleichsam über deren Häupten in der Luft schwebend: vielmehr erscheint die Menschheit nur in der Gesammtheit der geschichtlichen Völker: oder haben Sie schon einmal einen „Menschen im Allgemeinen" gesehen? Ich nicht. So wenig wie unsere Reichsverfassung einen „Deutschen im Allgemeinen" kennt; man ist dadurch Deutscher, daß man Preuße, Baier, Sachse, Reichsländer u. s. w. ist.

Die vergleichende Forschung der geschichtlichen Schule hat für die Psychologie der Völker als Ergebnis; gewonnen, was die Erforschung der Seele des Einzelmenschen bestätigen mußte: es giebt eine Reihe von Trieben, die dem Menschen wesensnothwendig sind und in denen sich die Gesammtanlage der Menschen darlebt: überall ist es ein Ideales, das sich an einem Realen verwirklicht, ähnlich und doch wieder anders, wie Aristoteles überall ein

geistiges Ziel, iiX55, an einein Leiblichen durch eine bewirkende Ursache angestrebt findet.

Diese Triebe sind: der Familientrieb, Sprachtrieb, Kunsttrieb, Religionstrieb, Moraltrieb, Nechtstrieb und Wissenstrieb.

Genieín menschlich sind nur diese Ideen und Triebe-, aber die Gestaltung, die Färbung all' dieser Erscheinungen ist eine stets wechselnde, verschiedene, bedingt einmal durch den Nationalcharakter, die Volksindividualität, l— die ihrerseits auf Vererbung und Anpassung beruht —) andererseits durch die Nationalgeschichte, die äußeren Einwirkungen in Raunt und Zeit auf jene Individualität: — ganz ebenfo wie der Charakter des Einzelmenschen durch Angeborenes und Erlebtes im Zusammenwirken bestiinmt wird.

Der Religionstrieb hängt inhaltlich auf das Innigste mit dem Moraltrieb einerseits, mit dem Wissenstrieb andererseits zusammen, während auch der Kunsttrieb bei dem Religionstrieb eine wichtige Rolle in formaler Hinsicht spielt, sofern neben anderen Seelenkräften die Phantasie als Organ des Religionsbedürfnisses sehr stark in Bewegung geseht wird. Jedoch ist das Gebiet der Religion keineswegs etwa zusammenfallend mit Moral, Wissen und Kunst, sondern das religiöse Leben ist eine ganze große umfassende Welt für sich: mährend die Wissenschaft in der Philosophie das Göttliche vermittelt dnrch die Forschung, die methodische Neflerion zu begreifen trachtet, sucht die Religion Gott —den persönlichen oder die persönlichen — unmittelbar zu ergreifen durch das Gemüth, das Gefühl, den Glauben, die Ahnung, die Phantasie.

Also nicht dem Gegenstande nach unterscheiden sich Philosophie, die ja (wie die Welt) anch das Göttliche zu erforschen sucht, von der Religion, die nur Gott sucht, sondern durch die dort und hier thätigen Geisteskräfte und angewendeten Denkformen.

Da nun die Wissenschaft Gesetze sucht — Natur- und Geistes-Gesetze — so wird sie nothmendig auch das Absolute, das Göttliche eben als eine unpersönliche Macht, als Weltgesetz denken müssen.

Da umgekehrt in der Religion das Menschenherz ein allweises, allgütiges, allmächtiges Wesen sucht, dem es sein Hoffen und Wünschen und Fürchten ausschütten mag, so werden alle Religionen Gott als Persönlichkeit mit einem bewußten Wissen und Wollen fassen müssen.

Hiermit ist aber bereits der „Anthropomorphismus" aller Religionen mit Notwendigkeit gegeben: denn der Mensch kennt eben keine andere Persönlichkeit als den Menschen, und so haben von jeher die Metischen ihre Götter nach ihrem — der Menschen — Vilde geschaffen: Zeus, Apollon, Hera sind idealisirte Hellenen, Odhin, Thor, Frigga idealisirte Germanen. Anderwärts^) wurde ausgeführt, wie die immer üppiger

>) Ueber das Tragische in der germanische» Mythologie. Bausteine I. Berlin. 1879. S. 102.

wuchernde Vermenschlichung der Götter durch die Phantasie der Mythenbildung zur Abkehr der Gebildeteren nnd Begabteren von der Volksreligion führt, da diese das sittliche und das philosophische Vedürfniß in dem Neligionstrieb nicht mehr befriedigt und es ward gezeigt, wie bei den Germanen aus diese!« Grunde die schuldig gewordenen Götter zum Untergang uerurtheilt wurden.

Hier müssen wir bei einer Folgewirkung jener Vermenschlichung verweilen: bei der Aufstellung von Göttinnen neben Göttern.

Schon die Annahme einer Mehrzahl von göttlichen Wesen ist eine sehr arge Vermenschlichung uud eine starke Verletzung des philosophischen Bedürfnisses in dem Religionstrieb, das gebieterisch die Einheit des Göttlichen fordert.

Diese Vervielfältigung wird aber andererseits dringend verlangt von der Phantasie, die wir als sehr stark thätiges Organ bei den Gestaltungen des Religionstriebes kennen lernten: während wissenschaftliche Betrachtung Tod und Leben, Winter und Sommer auf je ein Naturgesetz zurückführen muß, ist es der dichterischen Phantasie und der vermenschlichenden Anschauung ganz unerträglich, daß derselbe Gott den Tod und das Leben, derselbe den Tag und die Nacht, den Winter und den Sommer spende, des Wassers und des Feuers, des Krieges und des Ackerbaues walte.

Dieses Vedürfniß nach Vermenschlichung führt nun auch zu dem geradezu Ungeheuerlichen, den Gegensatz der Geschlechter in das Göttliche hineinzutragen.

Denn in Wahrheit ungeheuerlich muß man es doch nennen, daß jener Unterschied, den wir auf dein winzigen Planeten Erde, diesem verschwindenden Stäubchen im Weltall, bei Pflanzen und Thieren wahrnehmen, in das Absolute, in das Göttliche hinüber getragen wird. Man müßte es Gotteslästernng schelten, wäre es nicht so fromm und gut gemeint.

Denn die Phantasie erheischt das so dringend, daß wir in allen Religionen wie Ansätze zur Vielgötterei — auch im Iudenthum, Christenthum und Islam fehlen sie ja nicht: in den Erzengeln, Engeln, Thronen, Fürstenthümern und Heiligen treten sie deutlich genug hervor — so auch die Aufstellung von Göttinnen neben Gott oder den Göttern oder doch die Neigung zu solchen Aufstellungen finden: gewiß lehrt die katholische Kirche nicht, die Mutter Gattes sei eine Göttin, oder die männlichen und weiblichen Heiligen seien Halbgötter: aber ein Anderes ist, was die Kirche lehrt, und ein Anderes, was das Volt — zum Theil noch in altererbtem unbewußtem Heidenthnm — glaubt.

Mit psychologischer Nothwendigkeit geschieht es nun aber, daß die Phantasie für gewisse Erscheinnngen in der Natur und im Menschen-Leben und -Geschick nicht männliche, sondern weibliche Gottheiten aufstellt: die Liebe, die Ehe, die Geburt, der Kindersegen überhaupt, dann die Schön-

heit, die Anmuth, die Jungfräulichkeit, die Saat, die Ernte, die Fruchtbarkeit überhaupt, die Sonnenwärme, die Knospe, die Vluthe, die Jugend wird Göttinnen, nicht Göttern zugewiesen; auch in der Sprache sind es lauter Feminina.

Freilich stimmen in solcher Zutheilung die Völker und die Zeiten nicht immer überein: die Sonne kann weiblich, mütterlich, kann aber als siegender, Strahlen wie Lanzen werfender Held auch männlich gedacht werden, oder es werden — wie bei den Germanen — ein Sonnengott und eine Sonnengöttin nebeneinander gestellt; auch der Mond erscheint häufig weiblich. Und sogar der Krieg und das Heldenthum in gewissen Erscheinungen werden von Hellenen, Römern, Germanen Göttinnen überwiesen: neben Ares, Mars, Tyr stehen Pallas Athene, Bellona, Enno, Victoria, Nike, die Walküren und deren stürmische Führerin Frei«, die doch zugleich der Liebe Göttiu ist.

Es begreift sich ja auch psychologisch so leicht, daß die liebende Jungfrau, die Vraut, die junge Ehefrau, die Mutter zu werden wünscht und hofft, die Gebärende, dann die Mutter, die an dein Krankenbett des Kindes wacht und betet, sich nicht an den rauhen Sinn des Mannes, daß sie sich an eine Geschlechtsschwester, an eine Gottin, an die Gottesmutter, an eine heilige Frau oder Jungfrau wendet.

II.

Gehen wir nun von den oben gewonnenen Ergebnissen aus weiter vor zur Untersuchung des Ursprungs der Göttinnen in dem germanischen Volksglauben, so ergiebt die geschichtliche Quellenforschung erfreuliche Übereinstimmung mit den Annahmen, zu denen uns die psychologische, religionsphilosophische Betrachtung führte.

Von der großen Zahl der weiblichen Gottheiten der Germanen, die uns bei Namen genannt werden, — es sind etwa 29 — läßt sich nämlich nachweisen, daß sie sämmtlich zurückgehen auf zwei große Hauptgestalten, die, ursprünglich allein, die Vorstellungen erfüllen, erst später aus der Menge ihrer Verrichtungen einzelne abgezweigt und andern nun nen auftauchenden Einzelgöttinnen als ihren Töchtern, Schwestern, Dienerinnen Votinnen, Gehilfinnen überwiesen haben, — ein Verfahren, das in allen Mythologien so überaus häufig begegnet, daß man geradezu die Entstehung der allermeisten Einzelgottheiten hierauf zunickführen kann.

Ein Beispiel aus dem Germanischen mag uns Odyin-Wotan gewähren: auch er ist ein jüngeres, erst in verhältnißmäßig später, höhere Geistesbildung voraussehender Zeit entstandenes Göttergebild. Der ursprüngliche Hauptgott der Germanen war und hieß Dius, d. h. der lichte Himmel, der glanzvolle Aether, entsprechend den« Sanskrit Div, — daher der indische Devar, der nordgermanische Tivar, — dem hellenischen öe<5?, den» italischen Dens, Dies, Diespiter, Jupiter; dieser Tius ward von

seinem Thron als oberster Gott erst später von dem Gott, dessen Naturgrundlage, die Luft, die all durchwatende, (daher Wotan), dessen ideale Bedeutung die von Geist und Begeisterung — in allen Beziehungen — isti), verdrängt und auf das Amt, des Krieges zu walten, als Tyr, Ziu beschränkt.

Aber auch Odhin-Wotan behielt neben seiner Stellung als oberster Gott und manchen Einzelverrichtungen in der Folge nicht seine sämmtlichen Verrichtungen, wenigstens nicht zur ausschließenden Uebung: sondern allmählich wurden zahlreiche Götter gestaltet, die, als seine Brüder oder Söhne gedacht, ihm manches Stück Arbeit abnahmen; nur freilich so, daß er, falls er wollte, auch in deren Gebiete eingreifen, auch ihre Vollmachten an ihrer Statt selbst ausüben mochte, wie etwa der Papst als 8ummn8 sMoupuF in allen Bisthümern handeln kann oder dem Frankenkönig und dem deutschen König die an die Fürsten verliehenen Hoheitsrechte ledig wurden, sobald er in ihre Lande gezogen kam.

So ward Odhin der Blitz und Donner, die er gewiß ursprünglich wie Indra, Zeus und Jupiter geführt, aus der Faust genommen und seinem starken Sohn Thor gegeben, der damit zugleich der Schutzgott des Ackerbaus und aller Cultur ward, so ward das Recht und die Dichtung von dem allgemeinen Geistesgott Odhin seinen Söhnen Forseti und Bragi überwiesen, so ward das Licht an seinen Sohn Naldur abgegeben, neben dem besonderen einen» anderen Götter- (d. h. Stamm-) Kreis ««gehörigen Manischen Sonnengott Freir nnd dergleichen mehr.

Ganz dieselbe Erscheinung beobachten wir nun bei den weiblichen Gottheiten: sie sind sämmtlich erst allmählich aus zwei großen Göttinnen abgezweigt; ja man darf sagen, diese Zweiheit, mag sie auch von Anfang an bestanden haben, ist doch selbst nur die Doppelerscheinung einer Einheit, welche die beiden Gestalten einschließt als die gleich nothwendigen Aeußerungen Eines Wesens.

Aus unseren obigen (S. 308, 309) Ausführungen folgt, daß der Mntterschos und der Grabesschos mythologisch nicht als männlich gedacht werden können, als weiblich gedacht werden müssen, also Göttinnen, nicht Götter werden.

Und so sind die beiden ursprünglich allein stehenden Göttinnen der Germanen die Göttin der Geburt und die Gottin des Grabes: Nerthus und Hel: Nerthus 2) von narjan, nähren, nutrii-L, die Allnährerin, die luaßua runter, und Hel von bahan, hehlen, «nlare, die Allbergerin.

Tiefere Betrachtung zeigt nun aber, daß die höhere Einheit der beiden Verrichtungen oder Erscheinungen der Schos der Erde ist, der Schos der

') Vgl. Wotan und Donar als Ausdruck der deutschen Volksseele, Bausteine I. Berlin 1819, S. 136.

2) Nicht Hertha, eine solche Göttin hat es nie geaebe».

Erde, der alles Leben als große Mutter gebiert und alles Leben als großes Grab wieder in sich zurücknimmt, eine wahrhaft großartige, hochpoetische Auffassung.

Ich beeile mich, beizufügen: das Gesagte gilt nur von jenen etwa sechs größeren Göttinnen, die wirklich lebendig im Glauben des Volkes Heroortraten: es gilt nicht von den zahlreichen tobten frostigen Abstractionen, die, spät von der Skaldenkunstdichtung erfunden, niemals im Volke lebendig geworden sind, sie haben zu den beiden Hauptgüttinnen eben deshalb gar keine Beziehung. Und dasselbe gilt — aus anderen Gründen — von den unzähligen Halb-, Viertel-, Achtel- und Sechzehntel-Göttinnen, die zum Theil den Namen Göttinnen zu Unrecht tragen und richtiger mit Jakob Grimm ^) und Konrad von Maurer') als „Mittelwesen", d. h. zwischen Gottheiten und Menschen in Mitte stehend, bezeichnet werden, jene weiblichen wie männlichen Elbinnen und Elben, Wichtel, Hausgeister, Waldgeister, Feldgeister, Korngeister, Baumgeister, Wassergeister, Neck und Nixen, Berggeister, Erdgeister, Luft-, Licht- und Feuergeister.

Diese von dein germanischen Naturgefühl mit rührender Sinnigkeit und Poesie gestalteten Verkörperungen der Naturkräfte sind zum grüßten Theil so alt wie die beiden Hauptgöttinnen und sind nicht Abzweigungen aus ihnen, wie die jüngeren größeren Göttinnen: sehr oft sind sie reine Localgottheiten, die nur in der Nähe dieser Quelle, dieses Waldes u. s. w. verehrt werden.

III.

Wir haben nun aber zu zeigen, in welcher Weise der gebärende Mutterschos und der tüdtende oder doch bergende Grabesschos in den beiden Hauptgöttinnen seinen Ausdruck findet.

Man wird wohl darüber nichts Beweisbares aufstellen können, ob von Anfang Nerthus-Hel als Einheit oder ob beide Wirkungen von Anfang als zwei verschiedenen Göttinnen zugehörig gedacht werden: doch ist es dem Wesen der Phantasie, auch gerade der mythologischen, mehr angemessen, das Letztere zu vermuthen: es ist sinnlicher, poetischer, der naiven Auffassung der Urzeit entsprechender.

Die Göttin der Ehe, der Geburt, der Fruchtbarkeit heißt als der gebärende Schos der Erde personificirt die Nährerin, sie ist die Frigga der Nordgermanen, die Friss der Westgermanen.

Von der Mythologie der Ostgermanen, d. h. der Gothen, die ich (im

') Deutsche Mythologie, I. S. 408 f.

2) Die Belehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum. München I, S. 85.

Gegensatz zu 3L. Scherer) nnt Bezzenberger und Anderen von den Nord-
germanen scheide, wissen wir nahezu gar nichts^).

Unter den gar schwachen Spuren gotischen Götterglnubens findet sich aber eine, der unsere Beachtung gebührt, und die ich zuerst-) aufgedeckt habe. Wulftla übersetzt das griechische MaZculinum s«iu.<»v und das Neutrum ö«i^,6vlc,v überall mit dem weiblichen „nutniltbo", woraus sich die Folgerung ergiebt, daß die Goten die bösen Gottheiten als Göttinnen dachten,; ich beeile mich, hinzuzufügen, daß ich diese ungalante Auffassung nicht theile: ich habe von den Frauen gesagt ^)

„Kein Seraph schwingt so hoch sich wie das Weib,
Nur wenn sie bös sind, meisten: sie den Satan."

Bei Vlljuuaren und Franken heißt sie Nerahta, die Glänzende: noch heute wird in, Oberbaiern im Hornung die Wiederkehr der glänzenden Göttin auf die Erde in dem Berchten-Laufen gefeiert. ^)

In Thüringen und Hessen ist sie die Hollefrau, die Frau Holle, in deren Namen ursprünglich noch die Hehlende, Hel enthalten ist, (daher „Frau Holle in dem Hohlen-Stein", d. h. der hehlenden Graberde,) fpäter aber die Klang-Aehnlichkeit mit Hold die freundlichere Bedeutung durchsetzte ^).

Die Erscheinung und der Verrichtung^- und Aufgaben-Kreis dieser der Hera—Juno entsprechenden Ehe- und Herd-Göttin darf als betcmnt vorausgesetzt werden.

Die Kehrseite der Bedeutung der Erde ist die des allgemeinen Grnbesschoses.

Auch diese Verrichtung kann nun aber wieder zwiefach gefaßt werden: einmal gewährt das Grab den Frieden, die erlösende Ausruhung von den Kämpfen und Leiden des Lebens: in diesem Sinne ist Hel eine zwar tief ernste, hehre, aber doch eine wohlthätige Göttin.

Andererseits aber kann selbstverständlich die Erd- und Grabes-Göttin auch gedacht werden als die finstere, kalte, das Leben vernichtende Todesgöttin, der erstarrenden Winterkälte entsprechend, und so — als Todesgöttin — ist die schwarze, düstere, finstere, kalte, erbarmungslose Hel eine furchtbare, schreckliche Gottheit.

>) Die dürftigen Spuren habe ich zusammengestellt (Könige der Germanen VI., 2. Aufl., Leipzig 1885,, S. 10), sie beschränken sich auf ein paar Namen für Dämonen.

2) Könige der Germanen, VI, S. 38.

») Deutsche Treue. Leipzig 1873. S. 79.

4) Nah», Altgermanisches Heidcnthum im deutschen Volksleben der Gegenwart, Bausteine I. Berlin 1879, S. 102. Dahn, Walhall, 9. Aufl., Leipzig 1889. Tahn, Deutsche Geschichte, I». Gotha 1883, S. 280. Dahn in der Bavarill. I. München 1862.

») Vcial. Hulda und die Holocheu--Elbe», Dahu, Walhall, S. 144.

Besonders deutlich und lehrreich zeigt sich der Hergang der Abzweigung einer einzelnen Seite aus den Gesammtverrichtungen einer Hauptgöttin in Ausgestaltung einer untergeordneten Nebengottheit hier bei Hel als der schrecklichen Todesgöttin. Sie ist dies im Allgemeinen: aber wie in gewissem Sinne Freia—Hilde und ihre Walturenschaar Todesgöttinnen für einen besonderen Einzelfall, für Eine Todesart sind — ebenso für den Tod im Kampf — so ist auch eine besondere Todesgöttin für den See-Tod, das Ertrinken, zumal im Meer, ausgebildet worden in der schrecklichen Todes- und Meeres-Güttin Nan, die am Grunde der See haust und die Ertrinkenden in ihrem Netze hascht und in die Tiefe zieht: man mag kurz sagen: Nan ist die Hel des See-Todes.

Ist die Naturgrundlage beider Hauptgottheiten die blühende und fruchtreiche Vegetation als Gesammterscheinung der milden schönen Jahreszeit (Frühling und Sommer zugleich), so wird iu der Folge eine Einzelerscheinung hieraus gesondert; die jungfräuliche Knospe ward in Nanna (Hneppr, Knospe) personificirt und in sinniger Weise mit dein Frühlingsgott Valdur vermählt; kurz ist das Leben der zarten Knospe, sie stirbt, sobald sie sich entfaltet hat, mit dem Frühlingsgott zugleich: bald nachdem Nanna den Sohn Valdurs geboren, zerspringt ihr bei dem Tode des Gatten das Herz.

Thor —Donar, der Gott des Ackerbaues und insofern auch des Ackerfegens — der eigentliche Erntegott ist Fru — muß eine Gattin haben, die seinem Wesen entspricht: so hat man denn aus der Fruchtbarkeitsgöttin Nerthus in der Folge die Vorstellung des goldenen Kornfeldes abgelöst und diese Gestalt unter dem Namen Sif dem Gott (der durch die Ehe auch die Sippe begründet) vermählt. Sinnig weiß nun die Sage von dieser sommerlichen Gottin zu berichten, wie der arge Loki ihr das Haar abschneidet: nach Uhlands sinniger Dentung der Gluthbrand des Hochsommers, der das Korn versengt.

Wie Nanna und Sif Einzelstrahlen aus dem Goldkreis der lenzigsommerlichen Jahreszeit (also der Freia >Frigga—Nerthus), sind das auch die Frühlingsgüttinnen Ostara und Idhun: jene, die Göttin der aus dem Osten wiederkehrenden warmen und hellen Frühlingszeit, hat ja bekanntlich dem Fest der Auferstehung des christlichen Gottes den Namen gegeben: es ward anderwärts i) gezeigt, wie die rothen Ostereier, der Osterhase und gewisse phallisch - erotische Gebildbrode aus dieser Festzeit auf jene fruchtbare Frühlingsgöttin zurückdeuten.

Idhun ist die Göttin der Erneuerung, der immer miederkehrenden Verjüngung der Natur oder richtiger der Erde im Wechsel der Jahreszeiten, sie ist Nerthus als die stets sich selbst und alles Leben Verjüngende gedacht.

y Bcwaria I. 1862. Walhall, S. 127 ff. Deutsche Geschichte I», S. 280.

ihre goldenen Aepfel erhalten den Göttern die Jugend, rasch altern sie, nachdem diese Früchte von den Niesen geraubt sind, um höchsten Preis müssen sie wieder herbeigeschafft werden.

Die üppige Fülle fruchtbaren Gedeihens, die der Ehe- und Erntegöttin eigen, wird aus Friggas Wesen abgesondert und verkörpert in ihrer Dienerin, ihrer sie schmückenden Schmuckmaid Fulla; ihre rasche Botin ist Gna.

Anziehend, aber höchst schwierig ist es, das Verhältnis; Friggas zu Freia zu betrachten: schwierig, weil die Aehnlichkeit des Namens schon in alter Zeit in den Quellen selbst Verwechselung und Identisicirung herbeigeführt hat. Indessen ist der Unterschied einleuchtend genug, so einleuchtend, daß zwischen den beiden Göttinnen schärfste Feindschaft entbrennen mag. Hera—Juno —Frigga ist die Göttin der Ehe und insofern der ehelichen Liebe und vor Allein der ehelichen Treue. Aphrodite—Venus—Frei«, die Göttin der Schönheit und der geschlechtlichen Liebe, ohne Beziehung auf Ehe, ja wohl auch gegen die Pflichten der Ehe. Es ist also sehr begreiflich, daß Frau Hera—Juno—Frigga über die Liebesabenteuer von Zeus—Jupiter—Oohin recht erheblich anderer Meinung ist als das Fräulein Aphrodite —Venus—Freia. Uebrigens spielt in der ältesten Dichtung die Liebe unter Unuerheiratheten zwar auch eine wichtige, aber doch nicht jene die eheliche völlig zurückdrängende Rolle wie in der mittelalterlichen und neuzeitlichen.

Offenbar ist nun auch Freia eine jüngere Göttin als Frigga: aus der Ehegöttin, der mütterlichen Hausfrau, der Gebärerin ist die besondere Göttin des Liebesgenusses. anfangs ohne Gegensatz, abgezweigt worden: der Gegensatz trat wohl erst später hervor.

Die Naturgrundlage Freias ist auch eine ähnliche und doch verschieden wie die Friggas: diese etwa die hochsommerliche Erde oder auch schon die Ernte tragende, jene die schöne Jahreszeit des Frühlings, die Blüthe, wie Frigga die Frucht des Feldes.

Nun tritt schwerwiegend hinzu, daß Freia einer anderen Götterdynastie angehört als Frigga: diese, Odhins Schwester und Gemahlin, ist die Königin der Äsen, jene gehört mit ihrem Bruder (uud Gemahl) Freir dem Gütterhause der Wanen an-, die Bedeutung dieses Unterschiedes ist noch nicht genügend aufgeklärt, doch vermuthlich waren die Wanen Götter anderer Germanenstämme, die erst später auch von den Nordgermanen als Gottheiten anerkannt und verehrt wurden. Darauf deutet wenigstens die Angabe, daß erst nach Kampf und Krieg durch Vertrag zwischen Äsen und Wanen Frieden geschloffen worden nnd jenes Geschwister- oder Gattenpaar sowie Niördhr als gleich berechtigt in Asgardh aufgenommen worden sind.

Höchst bedeutsam ist, daß „Wnn" auf die gemein-arische Wurzel zurückgeht, die auch der strahlenden Liebesgöttin Venus zu Grunde liegt (venu8w8, schön, glänzend).

Man behauptet wohl, jene freundlichen Wanengötter seien im Gegen-
satz zu dein Kampf athmenden Geist Odhins und der Nordgermanen sowie
Franken die Gottheiten der mehr friedlichen Handel und Schifffahrt
treibenden deutschen Küstenuölker gewesen, zumal der Friesen.
Allein mit diesem friedlichen Wesen der Wanengötter würde sich dann
nur herzlich schlecht vertragen der zweite gleich wesentliche Zug in Freia:
der Kampf und Heldenthum athmende kriegerische Geist; Freia, die Göttin
der Schönheit, der Liebe, ist ja zugleich der Walküren ungestüm brausende
Führerin, ja als Hilde die eigentliche Walküre! Die Frage ist nun aber,
wie die Germanen dazu kamen, gerade der holden Liebesgöttin zugleich die
Eigenschaft der stürmenden Schlachtenjungfrau zu geben? Das muß doch im
höchsten Grade befremden!
Auch Griechen und Römer kennen einerseits eine Liebesgöttin Aphro-
dite—Venus und Kriegsgöttinnen, wie Athene—Minerva, Enno —
Nellona: aber welcher Abstand klafft zwischen diesen: Pallas Athene und
Aphrodite sind bitter verfeindet, wie unmöglich wäre ihre Identificirung!
Diese Frage ist, so weit ich sehe, noch gar nicht aufgeworfen, ge-
schweige denn beantwortet worden; versuche ich eine Lösung, so geschieht es
in aller Bescheidenheit mit der ausdrücklichen Erklärung, daß es sich dabei
nur um eine Vermuthung handeln soll.
Die Ueberlieferung, daß die Wanengötter erst fpüter den Äsen bei-
gesellt morden, verdient vollen Glauben. Dem friedlichen Wesen der die
Wanen verehrenden Völker entspricht aber dann nothwendig die Annahme,
daß Freia bei diesen lediglich Göttin der Liebe gewesen war, daß ihnen
wie der Kampf athmende Odhin felbst, so dessen kriegerische Schlachten«
jungfrauen unbekannt waren, während diese umgekehrt von den Asgardh
verehrenden Stämmen gewiß schon lange vor Aufnahme Freias als Sieg-
vaters Töchter angerufen worden waren. Nun haben sich aber die Sagen
von Anfang an das wunderschöne Motiv nicht entgehen lassen, daß eine
solche schöne und hochgemuthe Schildmaid mit einem sterblichen Helden eine
Liebe verbindet, die durchaus nicht Frau Frigga anrufen kann, da es sich
ja um Ehe niemals handelt. Geradezu typisch hierfür ist das Ver-
hältniß der Walküre Hilde zu Helgi: diefe Führerin der Walküren im
Kampf ist auch ihre herrliche Vorgängerin in jenen kühnen, dem Schicksal,
dem Recht, der Sippe trotzenden Liebesbündnissen, die, wie gesagt, mit der
Ehegöttin Nichts gemein haben.
Es begreift sich also sehr wohl, daß, als nun die Asenverehrer in
Freia eine Göttin erhielten, die recht eigentlich die Göttin der Liebe ohne
Ehe war, sie diese Liebesgöttin mit Hilde, dem bisherigen Urbild einer
solchen Liebe, in Eins zusammen stießen ließen und so der Göttin der
Liebe den Helni der Walküre auf das fchönheitvolle Lockenhaupt drückten.
Ich wiederhole, nur den Werth einer Vermuthung lege ich diesem Ge-
danken bei.

Bleibt es so nunmehr noch zweifelhaft, durch welche Gedankenverbindung die manische Liebesgöttin Freia zugleich zur Führerin und zun: Urbild der Walküren wurde, so ist die Entstehung dieser Schildjungfrauen selbst leicht nachzuweisen: wie die anderen kleinen Göttinnen Abzweigungen von den beiden großen Hauptgöttinnen, sind Oohins Wunschmädchen (manchmal neun, aber auch zwölf und mehr) Töchter, d. h. Erscheinungen seines stürmischen Kamvf- und Heldengeistes selbst: in diesen Gestalten hat die germanische Volksseele überaus Schönes, Sinniges, Poesiereiches und für ihre keusche und kraftfreudige Auffassung des Weibes höchst Bezeichnendes geschaffen: unsere hochmodernen Nadlerinnen sind freilich keine Walküren, sondern deren Travestie l Richard Wagner hat einen großen Theil dieses Hortes mit Meisterhand gehoben, aber doch nicht das Ganze. Dos Helgi-Hilde-Motiv harrt noch der Verwerthung. Bei Freia—Hilde versagte uns aber die gleiche Erklärungsweise, da diese ja durchaus nicht als Tochter, Schwester oder Gattin Odhins, sondern als einem ganz anderen Göttergeschlecht angehörig gilt.

Die Walküren, die den Tod im Kampf vermitteln — absichtlich drücke ich mich so vorsichtig aus — und sofern also besondere Schicksalsgüttinnen sind, bilden nur den Uebergang zu der allgemeinen Schicksalsgöttin, der Wurd, oder deren Vervielfältigung und Auflösung in der Dreiheit der Nornen, die, aber ohne irgend welche Entlehnnng, den griechischen Parzen entsprechen. Ich sagte: jene Schildjungftauen vermitteln den Tod; sie sind es, die dem dem Tode geweihten Helden kurz vor seiner letzten Schlacht erscheinen und den bevorstehenden Fall verkünden, wie sie ihn, nachdem er die Todeswunde empfangen, von der blutigen Wal aufheben und auf ihren Rossen empor tragen nach Walhall. Wer aber ist es, der vorherbestimmt, welche Helden in der nahen Schlacht fallen sollen? Diese Frage wird bei den Germanen mit gleichen Abweichungen beantwortet, wie bei den Hellenen Homers. Es findet sich wohl die Vorstellung, daß der oberste Gott, Zeus oder Odhin, diese Entscheidung zu treffen hat, gelegentlich auch wohl ein anderer Gott oder eine andere Göttin, die der Held durch einen Frevel verletzt hat. Allein diese Anschauung ist keineswegs die vorherrschende: vielmehr ist es grundsätzlich das Schicksal, das, über Zeus—Odhin und allen Göttern stehend, diese Bestimmung trifft, so daß Zeus —Odhin dies Geschick nicht verfügen, nur das verhängte erforschen kann durch Wägen oder durch Werfen von Losen: er kann nicht retten, wer von der Heimarmene, der Wurd, zum Tode bestimmt ist, er kann dem den Sieg nicht vorenthalten, dem er zugedacht ist.

Dieses Schicksal wird nun anfänglich als ein Unpersönliches und Unbewußtes, eben als ein Fatum gedacht, und von diesem Gedanken erstrecken sich Nachwirkungen auch noch in jene Vorstellungskreise, die das Unpersönliche doch wieder personisicirt, die starre Einheit doch wieder in eine Dreiheit verlebendigt haben, gemäß einem Gesetz der mvthenbildenden Phantasie,

das anderwärts i) erörtert worden ist. Aber auch bei den so geschaffenen drei Parzen oder Nornen stehen zwei Auffassungen einander gegenüber: nach der einen sind es diese Göttinnen selbst, die, nach Willkür, nach Gunst oder Abgunst, Glück, Unheil, langes Leben, frühen Tod dem Menschen legen, loosen, spinnen, weben: auf dieser Anschauung beruhen wie antike Mythen (Meleager) so zahlreiche und schöne germanische Sagen und Märchen vom Dornrüslein, von vielen anderen Wiegengaben und Pathenverhältnissen.
Und daß auch die Walküre ursprünglich so, d. h. als den Tod in der Schlacht nach Willkür bestimmend gedacht wurde, beweist schon der Name: sie „kürt", d. h. sie wählt die „Wal", d. h. die 8tr^68, den Inbegriff der die Wal, Walstatt zu decken bestimmten Männer. Zuweilen begegnet die Abweichung, daß in oben geschilderter Weise Odhin diese Wahl trifft und seine Wunschmaid nur als Botinnen aussendet, die Sterbenden empor zu holen. Allein auch nach dem Aufkommen der Nornen und der Walküren findet sich noch die Annahme, daß nicht die Nornen (Parzen) wissen und wählen, was sie weben: sondern sie weben, was sie müssen, was vorbestimmt ist durch das über ihnen stehende unpersönliche Schicksal, dessen blinde, willenlose Verwirklichungen sie sind.
Sehen wir nun von den aus Odhin abgeleiteten Walküren ab und fragen wir nach der Herkunft der persönlich gedachten Wurd oder der drei Nornen, so erhellt klar, daß sie lediglich Abzweigungen von Hel sind: Hel, nicht als ruhender Grabesschos, sondern als thätige, die Menschen abrufende Todesgöttin gedacht, ist ja auch eine Schicksalsgöttin, eben zumal für die Entscheidung über Leben und Tod: das ist auch der Hauptfall der Entscheidung der Wurd und der Nornen, nur daß außer dieser auch die Gewährung von Heil, Unheil, Sieg, Unsieg, Neichthum, Armuth u. s. w. hinzutreten: wie Nan den Seetod, vermitteln oder bewirken die Walküren den Vluttod, Hel oder die Nornen den Tod überhaupt.
Wenig Anziehendes und geringen Gedankengehalt gewähren jene ohne Ausnahme blutleeren, tobten Abstractionen und frostigen Allegorieen, in denen die späte Kunstdichtung der Skalden unfruchtbare Spielereien hervorgebracht hat, die niemals in Leben nnd Glaube« des Volkes eingedrungen sind: Hlin (von Anlehnen), die Helferin, Warn, die Wahrerin der Verträge, Snn, die Vertheidigerin, Lofn, die Erlaubende (vor Gericht), Siöfn, die Seufzerin, Hnoß, Schmuck, Gersemi, Kleinod.
Hier zeigt sich recht deutlich der Unterschied künstlich von den Dichtern ersonnener Phantome von echter Volksreligion: nicht Ein Ortsname, Berg-, Fluß-, Wald-, Quell-, Wasserfall-, Höhlen-, Heide-Name, nicht Ein Personen-Name ist bei allen Germanen mit den Namen jener Kunstgebilde verknüpft, während viele Hunderte, ja Tausende solcher Orts- und Personen-, Stein-, Pflanzen- und Thiernamen bei Nordgermanen, Angelsachsen, West-

') Bausteine, I, S. 12«.

germanen, aus den Namen unserer alten Götter gebildet sind, aus Odhin-Wotan, Thor-Donar, Freyr, Freia, Baldur, Fr5 u. s. w., ja auch sechs Wochentage.

Diese Eine Betrachtung genügt, das ganze Kartengebäude über den Haufen zu werfen, das die Herren Bang und Vugge mit allerdings bedeutender Gelehrsamkeit, aber ebenso bedeutender Methodelosigkeit und Unkenntnis) aller Neligionsphilosophie aufgestellt haben, wonach fast die ganze germanische Mythologie beruht auf der späten Kunstdichtung der Skalden, die auf den brittischen Inseln griechische, römische, keltische, alt- und neutestamentliche Mythen kennen gelernt und zur Religion der Germanen verarbeitet haben sollen. Und diese paar Kunstdichter sollen im X. Jahrhundert bewirkt haben, daß die alt- und gemein-germanischen Gütternamen in Ortsnamen jeder Art, in Personen-, Stein-, Pflanzen- nnd Thiernmnen, in denen der Wochentage fortklangen und fortklingen von Island bis Beneuent und Sicilien, von der Donau bis zu den Westgoten in Spanien!

Nein, wir lassen uns anch von liefgelehrter, aber abstracter Buchstabenauslegung, die von den lebendigen Gestaltungen der Volksseele auch im Gütterglauben keine Ähnung und keine religionsphilosophische Durchbildung hat, nicht hinweg deuteln die germanische Mythologie, in deren altehrwürdigen Gebilden unsere Ahnen die Kraft und die Zartheit, deu hehren Ernst und die lachende Heiterkeit, die fromme Tiefe, die Ahnung, den hohen Gedankenflug und die ganze Innigkeit und Sinnigkeit unseres Volksthums niedergelegt haben.

Vrei Aufsätze zur <üharakterisirung der Gegenwart.

Von einem Optimisten.

— Europa, Sommer ^8Y6. —

III.

Lüge.

Einleitung.

jrotz ihres göttlichen Ursprunges beruht die christliche Weltordnung nicht auf Theokratie.

Vom Iudenthume ausgegangen, gegen die römische Allmacht gerichtet, war das Christenthum die Begründung einer ethischen Macht, welche weit hinausragt über die vorgefundeneu, materiellen Abgrenzungen der Menschheit.

Familie, Stamm und Staat gelten dem Christenthume nur so viel wie der einzelne Mensch. Nicht unterdrückt und vernichtet sollten sie werden, sondern vereinigt unter dein Scepter des einen, wahren, allmächtigen Gottes, dessen Sohn zur Erde gesandt ward, um das Wort der Alles umfassenden Menschenliebe zum Fleische werden zu lassen.

Die jüdische Theokratie konnte nicht Stand halten gegen die rein materielle Macht des römischen Weltreiches, das Christenthum hat sich über Beide erhoben. Während das Iudeuthum den Staat seinem nationalen Monotheismus preisgab, war der internationale Polytheismus Roms der Staatsmacht unterworfen.

Das Christenthum hat den Staat aus den Fesseln des sich materiell bethätigenden Gottesglaubens und Gott aus den Fesseln des Staates befreit. Durch das Christenthum, welches die gesummte Menschheit umfassen soll (ein Hirt, eine Heerde) ist deren materielle Abgrenzung im Staate nicht ausgeschlossen. Priucipiell ausgeschlossen erscheint jedoch die Vermeidung der ethischen Macht des Einen mit der materiellen Macht des Andern.

„Gebet dein Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist."
Allmählich, aber stetig schlich sich die neue Lehre hinein in den Organismus der alten Welt, deren Grundfesten durch sie erschüttert wurden.
So lange das Christenthum blos zersetzend zu wirken hatte, konnte es auch seinen hohen Standpunkt der reinen Ethik behaupten.
Sobald jedoch Gottes Sohn nach Vollendung seiner kurzen Erdenbcchn wieder hinauf beschieden war zu dein Vater im Himmel, gerieth das göttliche Werk in Menschenhände und mußte mit Menschenkraft erhalten werden.
Das Werk der Befreiung war vollbracht, nun hieß es vorwärts schreiten auf der neu eröffneten Bahn.
Der Sieg wurde schließlich errungen, nicht aber ohne Beeinflussung des Siegers durch den Besiegten.
Immer unter Wahrung der höchsten Autorität des Alles überragenden einen Gottes mußte das Christenthum Concessionen machen und konnte nicht hindern, daß die eine oder die andere irdische Macht sich seiner bediene, um die eigene Autorität zu erhalten.
So wurde durch Constantins: „In do« 8ißiw vin^es" das Christenthum zum Ausgangspunkte einer neuen Theokratie im Oriente, das Kreuz zum Symbole derselben, während umgekehrt im Occidente die Tendenz sich erhielt, den Staat über die Kirche zu setzen und nunmehr das Christenthum zu seinem Werkzeuge zu machen.
Jeder urwüchsige Stamm, dem es gelungen war, sich zur Zeit der Völkerwanderung zwischen den Trümmern der alten Culturwelt festzusetzen, huldigte, um bleiben zu dürfen, dem unüberwindlichen Christenthume, aber jeder derselben war zugleich beflissen, das Christenthum zu monopolisiren.
Die internationale christliche Lehre wurde zerstückelt und von Nation gegen Nation ausgespielt.
Und so kam es statt zur Begründung der allgemeinen christlichen Menschheit zur Gründung von christlichen Staaten, die sich nunmehr bekriegten und selbst gegen Nichtchristen nicht nachhaltig mit einander in Verbindung gebracht werden konnten.
Das Auftauchen und kriegerische Vorgehen der muselmännischen Theokratie war der letzte Anstoß, welcher das Christenthum vermochte, sporadisch seiner Gemeinsamkeit zu gedenken. Aber diese Gemeinsamkeit war nicht mehr christlich, sie war das Ausspielen des einen Glaubens gegen den anderen und hat dem christlichen Gedanken der Solidarität der Menschheit weit mehr geschadet als genützt.
Die heutige gesellschaftliche Ordnung ist ein Compromiß zwischen der welterschütternden, rein ethischen Christenlehre einerseits und der rein materiellen Oberhoheit des bestandenen romischen Weltreiches andererseits.
Dem trotz dieses Compromisses so häusig und dauernd geübten Hinübergreifens des Staates in den Machtkreis der Kirche und umgekehrt der

Kirche in jenen des Staates sind die tausend Widersprüche zuzuschreiben, an welchen die heutige Gesellschaft krankt, von welchen sie befreit werden muß, soll sie nicht unterliegen.
Der Christenglaube ist nicht berufen, seinen Anhängen: irdische Macht zu verleihen; sein segensvolles Wirken beschränkt sich darauf, den Gläubigen Freiheit zu gewähren, Freiheit jedweder irdischen Macht gegenüber.
Und diese Freiheit hat das Christenthum dem Menschen gegeben in einem Maße, wie er sie nie zuvor besaß. Es hat die Seele befreit von der Materie.
Die Materie ist der weltlichen Macht unterthan; daß auch die Seele ihr diene, hängt von der Uebereinstimmung ab, in welche die Staatsmacht sich selbst mit den Gesetzen Gottes zu bringen vermag.
Nicht der Christenglaube, wie häufig beklagt wird, ist in Abnahme begriffen, wir sehen im Gegentheile das Christenthum sich heute mehr verbreiten deun je.
Was aber abnimmt, und zwar in erschreckender Weise, das ist die Verbindung des Christenthnms mit dem Staatsgedanken.
Am Staate ist es gelegen, den christlichen Sinn des Volkes staatserhaltend zu machen. Antistaatlich wird er blos dort, wo an die Autorität der internationalen christlichen Kirche gegen die Staatsmacht appellirt werden muß.
Dort, wo das Individuum im Staate den greifbaren Ausdruck der göttlichen Gerechtigkeit zu erkennen vermag, dort wo die Staatsmacht dein Individuum Schuh gewährt gegen Willkür von innen und von außen, zugleich aber dem höchsten der hohen Principien des Christenthums, jenem der Solidarität der Menschheit, huldigt, dort wird der reine Christenglaube die mächtigste Stütze des Staatenthums bilden.
Das Christenthum als staatserhnltendes Clement muß Resultat sein, nicht Mittel. Der Gottesglaube, das Gottuertrauen ist ein Superlativ und wird sich vom Positiuum, dem Glauben an den Menschen, naturgemäß entwickeln.
Nirgends vielleicht ist die Nothwendigkeit der hierarchischen Stufenleiter deutlicher, greifbarer nachzuweisen, als in Sache des Glaubens.
Was für den Cinen Ueberzeugung ist, muß für den Andern Dogma sein. Die Vorbedingung des Glaubens auf der unteren Stufe ist die wahrhafte Ueberzeugung auf jeder oberen Stufe. Wo auch nur auf einer Stufe der hierarchischen Glaubensleiter sich die Lüge einschleicht, das heißt, wo ein Symbol verkündet wird, an dessen Kern der Verkünder nicht glaubt, dort wird in Bälde das Symbol nebst dem Kerne über Vord geworfen.
Soll daher durch Jene, die wissen, bei Jenen, die nicht wissen können, der Glaube erhalten werden, so erkläre man der Lüge auf der ganzen Linie den Krieg.

Nevor wir auf jene Lügen zu sprachen kommen, deren Verfolgung dem Staate obliegt, wollen wir uns mit Lügenlehren beschäftigen, deren Erhaltung und Verbreitung blos durch den aufgetarten Willen der Gesellschaft vereitelt werden kann.

I. Ver vortheil des «Linen ist vom Nachtheile des Andern bedingt.

Wir sind die Herren der Schöpfung.

Gewiß, der Erdball wenigstens ist das, wenn auch bestrittene Erbe der Menschheit.

Aus diesem Erbe Nutzen zu ziehen, den größtmöglichen Nutzen für die größtmögliche Anzahl von Menschen, ist unser Recht, unsere Pflicht.

Hierin besteht die einzige erklärliche Aufgabe, zu deren Lösung wir durch die Vorsehung geschaffen wurden, wie wir sind.

Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, bedarf es der vollen Kraft der gesammten Menschheit.

Jeder an irgend einem Erdenpunkte den widerstrebenden Naturkräften abgerungene Vortheil ist ein Vortheil für die Gesammtheit.

Das Ziel ist dasselbe, der Ausgangspunkt überall und immer ein anderer.

Einzeln oder in Gruppen, von verschiedenen Punkten ausgegangen, demselben Ziele zusteuernd, können die Wege der vorwärts strebenden Menschheit sich begegnen, zu durchkreuze» brauchen sie sich nicht.

Sich begegnen sollte so viel heißen, als sich veibinden zum gemeinsamen Kampfe um's Dasein.

Was finden wir statt dessen auf allen Blättern der Weltgeschichte, ineist mit blutigen Lettern verzeichnet?

Die Einen wählen die gerade Richtung über Stock und Stein, die Anderen den bequemeren Umweg. Die Einen streben aus voller Kraft rasch vorwärts, die Anderen schlendern behaglich einher, und Alle wähnen das große Ziel erreicht, sobald sie einer halbwegs grünenden Oase begegnen. Auf dieser lassen sie sich nieder, um zu bleiben und trachten, sich der nachrückenden Menge zu erwehren durch Macht und List. Und so tritt gar bald Verwirrung in die Reihen der Pilger. Aus der schreitenden Menschheit wird eine streitende. Man vergißt des Erdballs und oes gemeinsamen Zieles seiner Eroberung, man vergeudet seine Kraft im Kampfe um den Vesitz einzelner Oasen.

Auf allen Vahnen menschlichen Trachtens begegnen wir demselben Schauspiele.

Hat man im Streben nach idealen Höhen eine bequeme Formel der relativen Wahrheit gefunden, mittelst welcher die Menschheit niedergedonnert werden kann; hat man durch eifrige Maulwurfsarbeit sich in die Schachte der Wissenschaft vertieft und der Erde einige Concessionen

abgerungen, so wird anstatt eines Meilenzeigers, von welchem aus weiter geforscht werden soll, sofort ein Grenzpfahl errichtet, dessen Überschreitung der Menschheit in alle Ewigkeit verwehrt werden soll.
Der dsatu8 p«88iäen8 ist nunmehr darauf bedacht. Jedermann von der Netheiligung an seinen Gütern abzuhalten, während die ausgeschlossene Menge das occuvirte Terrain erobern will oder es zerstören.
Welch' engherzige, welch' kurzsichtige Auffassung!
Noch ist die Erde groß genug für Alle.
Selbst zur Zeit der römischen Weltherrschaft betrug der so arg umstrittene Vruchtheil kaum ein 25stel der bewohnbaren Welt.
Und immer sollte blos die eine Formel, jene des augenblicklichen Siegers, die ganze Menschheit, die ganze Erde beherrschen. Wer sich durch andern Glauben, durch anderes Wissen anders entwickelt hat, galt als vogelfrei, sollte der Vernichtung preisgegeben werden. Das Erdenglück, ja das erträumte Himmelsglück des Einen war blos in der irdischen und überirdischen Verdammniß des Andern zu finden.
Erst durch die christliche Verbrüderungslehre ward diese Lüge aufgedeckt, wie weit jedoch bleibt die Praxis auch heute noch zurück hinter der Wahrheit dieser göttlichen Theorie.
Ja gewiß, es ist noch Platz für Alle auf Erden, für Alle, die ehrlich darangehen, sie für sich, für die Menschheit zu erobern, urbar zu machen. Will man jedoch damit beginnen, zu zerstören, was. Andere gebaut haben, den von Andern fruchtbar gemachten Voden wieder in eine Wüstenei zu verwandeln, dann wird, statt vorwärts zu schreiten auf der Bahn der gemeinsamen Eroberung, auch das Eroberte verloren gehen, dann wird, statt die gesummte Menschheit an den Früchten der Erde zu betheiligen, auch derjenige ihrer beraubt, dessen Arbeit sie mühsam erzeugt hat.
Die Netheiligung am Gewinne kann nicht für Alle zur selben Zeit und überall die gleiche sein, wie auch die Vetheiligimg an der Arbeit, am Kampfe nicht dieselbe war und ist. Nur glaube man nicht, daß wer Nichts zu erwerben wußte, dadurch reich werden kann, daß er den Neichgewordeneu hindert, reich zu sein, und glaube nicht, daß der Reichgewordene nur dadurch reich bleiben kann, daß er die Andern hindert, reich zu werden.
Das Princip der Solidarität der Menschheit umfaßt den vollen Naum der Erde, umfaßt die gesammte Vergangenheit und Zukunft. Nicht ein bestimmter Erdenpunkt, nicht eine Generation ist dessen Object. Von Etappe zu Etappe hat die Menschheit vorwärts zu schreiten. Auf dem von einer Generation eroberten oder urbar gemachten Noden hat die nächstfolgende Generation die Saat auszustreuen, auf daß vielleicht die dritte Generation endlich ernten könne.
Ohne die begründete Hoffnung, die Ernte für die Nachkommen zu sichern, würde Keiner den Boden im Schweiße seines Angesichtes urbar machen. Keiner den Samen säen, dessen Erträgniß er ganz gut weiß, per-

sönlich nicht genießen zu können. Alle Generationen der erwerbenden Menschheit bilden in der Geschichte des Fortschrittes ein einziges Glied, gleichsam eine Person; sie am Genüsse des Erworbenen zu hindern, bedeutet so viel, als den Drang nach Verbesserung, Nutzbarmachung der Erde im Keime zu ersticken.

Andererseits ist der Drang, die ganze übrige Menschheit vom gewonnenen Ertragnisse völlig auszuschließen, ebenso verwerflich und unklug, aber dieser Drang ist weniger ausführbar, daher weniger gefährlich. Durch das Zerstören der Werke Anderer wird deren Genuß für Jedermann völlig unmöglich gemacht. Das Mitgenießen zu verhindern wird immer nur im beschränkten Maßegelingen; denn was der Erde einmal abgerungen wurde, ist eine Vermehrung des Gesammtreichthums, an dessen Genuß direct oder indirect die gestimmte Menschheit Netheiligung findet.

Wie im Interesse der Gesammtheit der Egoismus beschränkt zu werden hat und durch die Praxis auch beschränkt wird, so ist dein Tuismus auch nicht unbeschränkt zu huldigen.

Der erste Schritt zur Beschränkung des Egoismus ist bereits das Sorgen des Menschen von heute für den Menschen von morgen. Durch das gemeinsame Wirken für den eigenen Hausstand erweitert sich der persönliche Egoismus nim Collectiv-Egoismus der Familie, durch das gemeinsame Kämpfen und Schaffen für das Vaterland erweitert er sich zum Collectiv-Egoismus des Staatsbürgerthums. Hiermit ist die Grenze des Egoismus zum Tuismus bereits längst überschritten, aber auch schon die äußerste Grenze erreicht, in welcher der Tuismus sich positiv zu äußern hat. Nebcr diese hinaus die Liebe zum Mitmenschen auch activ zu bethätigen, übersteigt deu beschränkten Organismus des Menschen. Das Weltall zu umfassen, sind unsere Arme zu kurz. In der Beschränkung der actiuen Menschenliebe auf jene, mit denen uns die Tradition gemeinsamen Ackerns und gemeinsamen Säens, sowie die berechtigte Hoffnung des gemeinsamen Erntens verbindet, liegt unsere Kraft. Vorwärts zu helfen sind wir nur solchen gegenüber verpflichtet, die mit uns gemeinsame Sache machen, aber wir sind niemals berechtigt. Anderen zu verbieten, gleichfalls vorwärts zu schreiten. Das Glück der Andern haben wir nicht nachzusuchen, aber ihr Unglück bewnßt zu fördern, gewiß noch weniger.

Vertheidigen dürfen, ja müssen wir uns gegen den Egoismus Anderer, nicht aber die Anderen unseren« Egoismus aufopfern.

Statt dessen sehen wir alle Gruppen, in welche Liebe die Menschheit verbindet, sofort in wildem Hasse entbrennen gegen Alles, was ihnen fremd ist. Uud wie vielseitig, wie verworren sind diese Gruppirungen, in welche Widersprüche bringen sie uns nicht mit uns selbst!

Die Gruppe des gleichen Glaubens, jene des gleichartigen Wissens, die Gruppe der Blutsverwandtschaft, die Gruppe der Klasse, der Erwerbs-

genossenschaft, die Gruppe des Reichthums und jene der Armuth, die Gmppe des Müßissganges und jene der Arbeit.

Welcher von allen diesen und manchen anderen sollen wir uns unbedingt anschließen, welcher wenigstens in erster Linie folgen?

In Wirklichkeit zerfällt die Menschheit blos in zwei Gruppen, aber diese sind bis zur Unkenntlichkeit verdeckt durch das verworrene Gewebe der anderen. Diese Gruppen sind jene der schaffenden und erhaltenden Elemente einerseits, der verderbenden, zerstörenden Elemente andererseits, Ormuzd und Ahriman — Gesellschaft und Clique.

Mit dem Augenblicke, als es den erwerbenden und erhaltenden Elementen gelungen ist, sich zur Abwehr gegen die verneinenden Elemente im Staate zu verbinden, ist der Staat auch berechtigt, ihre volle Hingebung und Thalkraft in Anspruch zu nehmen.

Im Staate finden wir die beiden Grundbedingnisse der individuellen Erhaltung vereinigt: den begrenzten Boden, die begrenzte Anzahl von Menschen. Jede andere Verbindung der Menschheit ist von Natur aus international, d. h. ohne Anlehnung an den Staat haltlos gegenüber dem Mant.

Der Staat, das natürliche oder auch nur Adoptiv-Vaterlcmd des Menschen, ist somit das höchste Ideal, für welches er berufen ist zu leben und zu sterben. Um dieses Ideal aber wird der Mensch betrogen, sobald der Staat selbst nicht auch einem Ideale huldigt, jenem der Solidarität der Menschheit.

Auch der Staat darf fein Heil nicht im Principe suchen: der Vortheil des Einen ist vom Rnchtheile des Anderen bedingt. Dies Princip ist bei Staaten ebenso Lüge wie beim Individuum.

Die Christenlehre hat in der Anerkennung des einen großen Gottes auch seitens der Staaten die Solidarität der Staatengesellschaft, der Menschheit zum Dogma erhoben.

Und niemals leichter als heute ist die Anerkennung dieses Dogmas.

Blos das Compromiß zwischen der christlichen Ethik und dem altrömischen Materialismus soll treu erhalten werden, alles Uebrige entwickelt sich von selbst.

Wie innerhalb des geordneten Staates dem Rechte zur Selbsterhaltung und Entwickelung des einen Individuums keine andere Schranke gesetzt wird, als das gleiche Recht zur Selbsterhaltung und Entwickelung des anderen Individuums, fo hat in der durch Gottesfurcht verbundenen Staatengesellschaft der eine Staat den anderen Staat zu respectiren.

Ueber die materielle Abgrenzung des Staates hinaus bethätigen sich die vielen zu Hause gepflegten und entwickelten Factoren internationaler Interessen. Wissenschaft, Kunst und Arbeit bilden ein Gemeingut Aller. Warum nicht auch ihre Producte?

Die mit vereinter Kraft der gesammten Intelligenz, Unternehmung^«

lust, Tapferkeit und Arbeit der Mutter Natur entrungenen Schätze sind wohl unstreitiges Eigenthum des Staates, in welchem sie geschaffen wurden; ebenso wie dem Ackerbauer das von ihm erzeugte Getreide, den« Handwerker der von ihm verfertigte Industrie-Artikel unstreitig zu Eigen ist, aber der durch loyalen Austausch dieser Erzeugnisse erreichbare Genuß ist das gemeinsame Eigenthum Aller, unbeschränkt durch die Grenzen des Staates.

Die Schaffung eines unbeschränkten Weltmarktes, auf welchem der natürliche Werth der Wanre einzig durch die Kosten des Herbeischaffens gesteigert werden darf, wäre unstreitig die Quelle individueller Bereicherung. Die Bereicherung der größtmöglichen Menge von Individuen aber auf Kosten der Natur ist ein internationales Interesse, oder — wie oben gesagt — der einzig erklärliche Zweck unseres irdischen Daseins.

Einzig die Lügenlehre: „Der Vortheil des Einen ist im Nachthelle des Anderen gelegen," hat es bis jetzt verhindert, daß der Genuß des materiellen Gesammtreichthums der civilisirten Welt einem jeden Bewohner derselben in jenem Maße zu Gebote stehe, in welchem «r im Stande ist, für das allgemeine Wohl eine entsprechende Gegenleistung zu bieten, ebenso wie die Gesammtwissenschaft jedem Bürger jedes Staates in solchem Maße gehört, in welchem er im Stande ist, sie durch Arbeit zu erwerben.

Der einzig logische und rechtlich begründete Ausgangspunkt allen Fortschrittes ist das uti pc>88i6eti8. Dies ist die Etappe, welche durch die Kämpfe und Arbeit der Vergangenheit erreicht, der Gegenwart zum Ausgangspunkte zu dienen hat. Dies bildet für Jedermann den Ausgangspunkt, von welchem aus er dem großen Ziele der gemeinsamen Ausnützung des Erdballs zuzustreben hat.

Die durch irgend Jemand neu entdeckten, eroberten und urbar gemachten Gefilde auf ethischem und materiellem Boden sind zu respectiren; man mache es besser, aber man verderbe nicht, was Andere gemacht haben.

Allerdings mögen durch früheres Wirken Bollwerke errichtet worden sein, welche dem Vorschreiten hinderlich sind; diese jedoch ist es am besten zu umgehen. Sich selbst überlassen werden sie zum Hinderniß für die Gingeschlossenen, die sich gar bald genöthigt sehen werden, sie selber niederzureißen.

Die einstigen Burgeu der streitenden feudalen Ritterschaft sielen wohl unter dem Donnerkeil der einheitlichen Staatenbildung, neu errichtet wurden sie aber darum nicht, weil der allgemeine Fortschritt sie als nutzlos erscheinen ließ. Nur das starre Sichuerbeißen des Angreifers in einen überwundenen Standpunkt verleiht dessen Ruinen noch eine künstliche Lebenskraft, welche schwinden muß, sobald man sie ignorirt.

Das Vollwerk fällt von selbst, weil es Nichts mehr vertheidigt und das Vorwärtsschreiten hindert. V16o Nitterharnisch. Wer vorwärts will, muß sich dessen entledigen. Wer sich trotzdem noch daran klammert, verfällt an» Wege des Fortschrittes dem Schicksal der Halbhexe:

„Ich tripple nach, so lange Zeit;
Wie sind die Andern schon so weit!
Ich Hab' zu Hause keine Ruh'
lind komme hier doch nicht dazu."
(Walpurgisnacht.)

Selbst die Erwerbungen vergangenen Unrechtes sollen eher geduldet werden, als daß kostbare Zeit und Kraft auf deren Vernichtung vergeudet werde. Um das erlangte Gut zu erhalten, muß das Unrecht dessen Ursprung verleugnen und Gutes wirken, ob es will oder nicht. Nache ist seine retrospektive Leidenschaft, blos für Jenen gut, der auf die Zukunft verzichtet. Wer aber vorwärts will, der verwende die volle Zeit, die volle Kraft darauf, den von seinen Vorfahren erreichten, erkämpften Endpunkt zum Ausgangspunkte zu nehmen und von diesem aus es besser zu machen, als die Besten der Vorfahren es gemacht haben.

Wie innerhalb der Staaten das Fcmstrecht und der übertriebene Localpatriotismus von Städten und Provinzen dem sich allmählich entwickelnden Gemeinwohle hat weichen müssen, so wird auch in der Staatengesellschaft der Egoismus des einzelnen Staates sich dem Einflüsse der immer mehr Boden gewinnenden internationalen Interessen nicht entziehen können.

Wo der Staat dieser natürlichen Entwicklung hindernd in den Weg tritt, entfremdeter sich die öffentliche Meinung innerhalb und außerhalb seiner Grenzen und zwingt die Menschheit, ihr Heil in: Bunde der anderen Staaten oder schließlich in internationalen, außerstaatlichen Verbindungen zu suchen.

Nicht im Unheile der Anderen sind die Garantien des eigenen Heiles zu suchen, sondern in der principiellen Bekämpfung des Unheiles Aller.

II. Reichthum ist Glück.

Wie lange Jahre hat die Irrlehre: „Geld ist Neichthum" die Welt beherrscht, und wie vieler Jahre wird es noch bedürfen, bis deren durch Adam Smith erfolgte Widerlegung allgemeine Geltung erlangt.

Noch schwieriger dürfte es gelingen, der Lügenlehre: „Neichthum ist Glück" praktisch an den Leib zu rücken, obwohl auch deren Nichtigkeit thetoretisch längst nachgewiesen ist.

Das goldene Kalb ist eben ein Götze, der seinem Anhange unleugbaren Glanz verleiht, sowie der Sumpf dem Irrlichte.

Was den Schein zur Nealität werden läßt, das ist die Concentration der vollen Kraft auf dessen Erlangung. Diese Kraft bewirkt Wunder, und diese Wunder werden dem Scheine zugeschrieben. Dies das Geheimniß des Götzen.

Das Geheimniß aufzudecken genügt aber nicht. Der Götze wird erst fallen, wenn ihm die Thatkraft seines Anhanges entzogen wird.

Was bezweckt man durch die Jagd nach Neichthum?
Im besten Falle ist der erlangte Neichthum blos ein Mittel, was aber ist der Zweck?
Die Möglichkeit, der Selbsterhaltung und Entwickelung zu leben, unabhängig von Anderen, also Freiheit; die Möglichkeit, Freiheit für sich und Andere sicherzustellen, also Macht.
Ein Weg zu diesen Beiden ist unstreitig auch der Neichthum, jedenfalls aber ist er ein Umweg.
Frei und mächtig kann man werden, auch ohne reich zu sein, während man bodenlos reich sein kann, ohne Freiheit und Macht zu erlangen.
Wird daher die volle Willens- und Arbeitskraft darauf gerichtet, frei zu werden und mächtig, so ist der Götze „Neichthum" in den Staub gesunken und bietet den: Sieger händeringend seine Sklavendienste an.
Selbst der Staat bedarf des Neichthums nicht, um »nächtig zu werden.
Lykurgs Kraftsuppe und eiserne Münze hat Sparta frei gemacht und mächtig; und frei und mächtig ist Sparta geblieben, so lange es den Schein verhindert hat, wieder die Oberhand zu gewinnen.
Freiheit, die wirklich Glück ist, und Macht, die für sich und Andere das Glück der Freiheit sichern kann, sind Ideale, für welche es sich lohnt zu leben und zu sterben. Da diese beiden jedoch nicht vom Neichthum bedingt sind, so müssen der so allgemein gewordenen Sucht nach Neichthum noch andere Motive zu Grunde liegen.
Diese Motive meinen wir in folgenden menschlichen Schwächen entdeckt zu haben: Eitelkeit und Neid, Mißtrauen und Bequemlichkeit.
Litelkeit und Neid.
Der Reiche will beneidet sein und prahlt mit einem Glücke, das er weit entfernt ist in Wirklichkeit zu genießen. Sein einziges Glück, ein Scheinglück, besteht darin, sich größer und besser zu dünken, als der Arme ist. Die Freude des Reichen märe sofort dahin, gäbe es keine weniger Reichen auf Erden.
Und nach diesem Glücke, diesem Scheinglücke strebt der Arn«, indem er sich bemüht, Neichthum zu erlangen.
Zunächst wird der Reiche nicht darum beneidet und angefeindet, weil er über eine Kraft verfügt, welche er zum Wohle der Menschheit ausnützen kann, sondern darum, weil er sich den Anschein giebt, nunmehr das höchste Ziel menschlichen Trachtens erreicht zu haben, das allen Anderen entzogen bleibt. Der Neichthum !des Einen wird durch Eitelkeit zum Selbstzweck erhoben, und indem er den Neid der Anderen erregt, gräbt er sich das eigene Grab. Den Neichthum würde man toleriren, das Protzenthum erregt den allgemeinen Unwillen. Das Protzenthum will an die Allmacht

seines Geldes glauben machen, und die Menge ereifert sich gegen diese ver« meintliche Allmacht.

Das Kirchthurmrennen nach Reichthum, das in Wirklichkeit rücksichtslos ist, woran sich die Massen aber auch selber betheiligen, ist ihnen sympathisch. Ihren Abscheu erregt nur der Sieger, dem es vor den Anderen gelungen ist, deu Preis zu erringen. Die Menge erinnert sich der vielen Vermundeten und Tobten in ihren Reihen erst nach der erfolgten Niederlage, erst wenn der goldene Lorbeer die Stirn des Siegers schmückt.

Nicht der erlangte Reichthum mit allen seinen Pflichten und Lasten erbost die Menge, sondern der Glanz, mit welchem er sich umgiebt, und die Empfindung, im Kampfe um denselben den Kürzeren gezogen zu haben. Wer betheiligte sich z. V. nicht mit fieberhafter Blindheit an der jüngsten Goldminen-Speculation!

Die vielleicht verwerflichen unlauteren Faiseurs gelten in den Augen der Menge als Helden, Wohlthäter und Genies. Wenn aber am Schluß einer oder der andere dieser Faiseurs ans Kosten der Menge unsäglich reich geworden ist und nunmehr diesen Reichthum zum allgemeinen Wohle uermerthen muh, ob er will oder nicht, dann ist er dem Banne des Neides verfallen und muß sich uertheidigen, nicht wegen der Fallen, welche er Anderen gestellt hat, sondern wegen seiner Erfolge, die Niemandem mehr schaden.

Wäre der Reichthum als das erkannt, was er ist, als ein brauchbares Werkzeug des allgemeinen Fortschrittes, als Mittel der Concentrirung der Arbeitskraft ans das eine große genieinsame Ziel, die Bekämpfung widerstrebender Naturkräfte, als Hebel, welcher angesetzt werden soll überall, wo der einzelne Arm wenig oder Nichts vermag, als Etappe, nicht als Nuhepunkt für Jenen, der ihn erlangt: der Reichthum würde aufhören, den Gegenstand des allgemeinen Trachtens zu bilden, man ließe ihn ruhig in den Händen Jener, die ihn geerbt oder erworben haben, man würde sich seines Bestandes freuen, wo immer er sich befindet, — weil man überzeugt wäre, daß er schließlich nicht anders kann, als dem Gemeinwohle zu dienen.

Der Reichthum ist die Vorrathskammer geleisteter Arbeit, aus welcher das Plus schließlich dorthin fließt, wo ein Minus sich zeigt. Ließe man den Reichthum ungestört sich seiner Aufgabe entledigen, ohne sich um den Glanz zu kümmern, mit welchem er seine unmittelbaren Handhaber umgiebt, so mühte der Reichthum der Mutter Natur so viele Schätze entlocken, daß die Armuth keinen Platz mehr fände auf Erden.

Zur Erreichung dieser idealen Auffassung gehört allerdings noch Eines, es mühte auch die zweite Kategorie der früher erwähnten menschlichen Schwächen ihres nur zu sehr motiuirten Bestandes beraubt werden.

Mißtrauen und Bequemlichkeit.

Wie es dem Gelde gelungen ist, so lange Zeit für Neichthum zu gelten, weil es das landläufige, allgemein anerkannte, einzige Zeichen des Neichthums war, ein Versprechen der Gegenleistung, das nur in den seltensten Fällen, allerdings gerade in den Fällen der äußersten Noch versagte, so gelingt es dein Reichthume, sich für Macht halten zu lassen, blos weil er als das landläufige, allgemein anerkannte Zeichen der Macht gilt.

Neichthum aber kann nicht Macht sein, weil ihm das Bewußtsein der Verantwortlichkeit mangelt, ohne welches keine Kraft mehr werden kann, als Willkür.

Der um seine Freiheit besorgte Mann sieht in der Agglomeration des Neichthums in Händen solcher, die niemals gelernt haben, für Andere ;u sorgen, eine Gefahr, welche er blos dadurch von sich abzuwenden glaubt, indem er trachtet, selber reich zu werden, oder indem er verhindert, daß Andere es seien.

Der mit der Agglomeration des Neichthums in einzelnen Händen heute gleichzeitig bemerkbare Pauperismus ist keine Folge derselben, er ist die Folge der allgemeinen Jagd nach Neichthum, durch welche das Streben nach bescheidenen», für Jedermann erreichbarem Wohlstand verdrängt wird und bei welcher natürlicher Weise nur ein minimer Theil das Ziel erreicht. Der Arme, der dieses Ziel nicht erreicht hat, schreibt seinen Mißerfolg mit Recht in erster Linie Jenen zu, die es erreicht haben, und mißtraut dein Neichthum, aber mit Unrecht.

Wie schon gesagt, ist die Jagd nach Neichthum nothwendiger Weise rücksichtslos; der erlangte Neichthum hingegen muß unbedingt Rücksicht auf Andere nehmen.

Der Erdenpunkt, auf welchem die größte Agglomeration des Neichthums in einzelnen Händen am raschesten erfolgt, ist Amerika, und Amerika ist es auch, wo der erworbene Neichthum am raschesten wieder vertheilt wird, durch neue Unternehmungen, die Arbeit geben, nnd durch gemeinnützige Stiftungen, die Almosen spenden. Trotzdem aber ist das Mißtrauen gegen den Neichthum nirgends so entwickelt als gerade in Amerika, weil eben nirgends Neichthum so ausschließlich das Ziel menschlichen Strebens ist wie dort, und weil mit dem erlangten Neichthum das Gefühl der Verantwortlichkeit nicht Schritt hält.

Das Gefühl der Verantwortlichkeit kann aber mit dem erlangten Neichthum nicht Schritt halten, weil die Macht des Reichthumes nur eine ephemere, wenig stabile ist. Dauer haben nur solche Institutionen, welche auf dem Sorgen für Andere beruhen.

Um dein krankhaften Drange nach Neichthum entgegen zu wirken, giebt es nur ein Mittel, die Entkleidung des Neichthums vom Trugbilds der Macht. Sobald der Neichthum als Macht entthront ist, wird er weder

Mißtrauen erregen, noch durch den Drang nach Bequemlichkeit ködern, er wird als das erscheinen, was er ist, als beschränktes Mittel, und nicht als Zweck.

Des Macht-Nimbus entkleidet wird der Neichthum einzig dadurch, daß man ihm seine Hinfälligkeit nachweist. Es muß jenem Vruchtheile der Gesellschaft, welche die Allmacht einzig in: Neichthume sucht, durch das Aufgebot auch aller anderen Kräfte bewiesen werden, daß Neichthum allein aar Nichts vermag. Es muß der Menschheit bewiesen werden, daß Neichthum sie weder unterdrücken kann, noch schützen. Unterdrücken kann Neichthum nur diejenigen, die selber nach Neichthum streben. Der durch Arbeit und Sparsamkeit selbstständig gewordene Mann wird sich der Scheinmacht „Neichthum" immer zu entziehen wissen, während seine Freiheit durch die Scheinmacht „Neichthum" auch nicht geschützt werden kann.

Die in der alten Welt jüngst eingeführte allgemeine Wehrpflicht ist das geeignetste Mittel zur Entthronung des Reichthums als Macht. Neichthum allein kann das Vaterland und mit diesem die Freiheit des Individuums nicht vertheioigen. Dies kann nur der gedrillte Mannesmuth der gesammten mehrfähigen Bevölkerung des Staates, der zum Ideale erhobene Patriotismus.

Der Neichthum als Verkörperung des Egoismus ist ein Götze, dessen Herrschaft sich weit verbreiten, lange erbalten kann, aber nur so weit, nur so lange, bis die Allmacht des einen wahren Gottes, des Gottes der Liebe, des Ausdruckes der Solidarität der Menschheit nicht gegen ihn angerufen wird.

Wenn der Mensch bereit ist, für Vaterland und Gott zu sterben, so wird Vaterland und Gott ihn zu schirmen wissen, besser als der eigene Neichthum dies vermag. Das goldene Kalb hatte das Iudenthum im Wüstensande verschmachten lassen, ohne Moses, der es zertrümmert hat. Und im Wüstensande verschmachten wird ein jedes Volk, das sein Glück im Neichthume sucht und nicht im höheren Ideal: „Vaterland und Gott."

III. Vie Welt will betrogen sein.

Man behauptet, die Welt will betrogen werden, daher betrüge man sie. Mit Nichten.

Ideale zu besitzen, an Idealen festzuhalten, das allerdings ist ein Bedürfnis; des Menschen.

Ideale sind das Resultat, sind der Ausdruck der beiden eisten göttlichen Tugenden: des Glaubens und der Hoffnung. Trotzdem aber können Ideale zur Lüge werden, gesellt sich nicht auch die dritte göttliche Tugend, die Liebe hinzu.

Ideale, obwohl ein natürliches Vedürfniß der Menschheit, sind ein Kunstproduct, das mit den: Entwicklungsgrade der Gesellschaft steigt und fällt. Durch das Streben nach Idealen will der Mensch, soll die Menschheit steigen.

Die Menschheit durch ein ihr gebotenes Symbol vorwärts zu bringen auf der Bahn der Entwickeln»«,, selbst wenn der Kern dieses Symbols ihr noch unfaßlich ist, heißt sie nicht betrügen, ist nicht Lüge.

Lüge aber, nichtswürdige Lüge ist es, dem Menschen ein Ideal aufzudrängen, ihn sich an ein Ideal festklammern zu lassen, das er wohl begreift, das ihm geläufig ist, das aber unter dein Niveau seines augenblicklichen Entwickelungsgrades liegt, das ihn hinunterziehen muß, anstatt ihn zu heben. Dies steht in directem Widerspruche mit den Wegen der Vorsehung, mit dem Zwecke, zu welchem dem Menschen der Drang nach Idealen gegeben wurde.

Das Heil der Menschheit beruht in der Suprematie, welche sie allen anderen Creaturen gegenüber auf Erden zu behaupten weiß, in der Entwickelung aller ihrer Fähigkeiten zur Beherrschung des Erdballes. Was die Menschheit dieser idealen Aufgabe näher bringt, hebt sie; was sie davon entfernt, stößt sie nach unten. Die Vereinigung der gesammten Kraft der gesammten Menschheit zu diesen: Zwecke ist das anzustrebende höchste Ideal, während die Entwickelung der individuellen Kraft auf Kosten und im Gegensatze zu der Gesammtheit die Menschheit hinunterdrückt bis auf die niederste Stnfe, zu welcher sie herabsinken kann, zum kurzsichtigen Egoismus der Thierwelt.

Somit ist die erste Aufgabe des Menschen die Unterdrückung des Egoismus, die Nemeisterung des Ich. —

Der ideale Gott ist jener, auf dessen Hilfe man im Kampfe gegen das eigene Ich bauen kann, von welchem man nichts Anderes erbittet und erwartet als die Leistung dieser Hilfe; der Gott aber, von welchem man verlangt und erwartet, er werde sich dazu hergeben, dem Einen zur Bedrückung des Anderen die Hand zu bieten, ist Lüge.

Lüge ist der Gott des Egoismus, gleichviel, ob dieser Egoismus ein individueller oder ein Eollectiu-Egoismus sei, weil das Glück im Egoismus zn suchen, die größte Lüge ist, die zur Berückung der Menschheit jemals erfunden wurde.

Der Weg zum Glücke führt hinauf vom individuellen Egoismus bis zum idealen Collectiv-Egoisnius der gesammten Menschheit. Was von diesem idealen Egoismus hinunterführt zum individuellen Egoismus, was einen überholten Idealismus der Vergangenheit gegen den sich entwickelnden höheren Idealismus der Zukunft vertheidigen soll, ist Rückschritt, ist Lüge.

5taat als 5chutz gegen die tüge.

sagt Pope.

Am besten administrirt ist jene Körperschaft, welche die besten Gesetze hat. Die besten Gesetze sind jene, die am strengsten eingehalten werden. Gesetze, die nicht eingehalten werden, oder gar solche, die nicht eingehalten werden können, sind Lüge. Gesehe sind ein ertheiltes Versprechen. „Unterwirfst Du Dich, so sollst Du geschützt werden."
Wird das Versprechen nicht eingelöst, so ist die Unterwerfung gefährdet. Die Unterwerfung kann erzwungen werden, ist oft erzwungen worden, die erzwungene Unterwerfung hat aber schließlich immer zur Zerstörung des ganzen Organismus geführt.
Am besten administrirt ist somit jene Körperschaft, deren Gesetze nicht Lüge sind, nicht auf Lüge beruhen, Lüge in ihrem Bereiche nicht aufkommen lassen, folglich Staaten, in welchen die Bevölkerung der über sie gestellten Autorität vertraut, welche die Staatsmacht als Verkörperung der göttlichen Gerechtigkeit erkennt. Durch das Vertrauen in die weltliche Autorität entwickelt sich auch jenes in die göttliche Autorität, und Neides vereint bewirkt die Hebung des moralischen Niveaus der Menschheit.
Unter der heute so allgemeinen Herrschaft der Oeffentlichkeit kann es nicht lange verborgen bleiben, falls ein Gesetz nicht eingehalten wird oder nicht einbaltbar ist. Solche Gesetze müssen daher das Vertrauen des Publicums in die Autorität jener Körperschaft erschüttern, von welcher das Gesetz ausgegangen ist, von welcher es gehandhabt werden soll.
Ein Indianerhäuptling kann seinem Volke noch glauben machen, er werde es gegen den Andrang der Weißen zu schützen wissen, sobald das Volk sich seiner Führung anvertraut, seinem Befehle folgt.
In der civilisirten Welt jedoch sollte die UnHaltbarkeit eines solchen Versprechens sofort erkannt werden. Ist dies nickt der Fall, wird der „ki-omLnaclL n, Lörlin" Glauben geschenkt, so ist die unabweisliche Folge der Untergang jedweder Autorität.
Die Regierung trifft es nicht, also eine andere Regierung einsetzen. Der Staat trifft es nicht, also eine andere Stantenbilduug formiren. Es entspricht auch diese Staatenbildung nicht; also sich "der Internationale in den Nachen werfen und Utopien verfolgen, welchen nur über die Trümmer des Bestehenden nachgejagt werden kann. Und den Urgrund alles dessen, die Lüge, läßt man schalten und walten wie zuvor.
Nicht schlecht ist der Mensch, er ist blos schwach und bequem; wäre im Menschen das Schlechte überwiegend, es gäbe längst keine Menschheit mehr.
Lüge ist ursprünglich ein Ausfluß der Schwäche, sodaun der Bequemlichkeit. Dieseln Ursprünge gemäß läßt Lüge sich eintheilen in Bertheidigungslüge, die sogenannte Nothlüge, und in Lüge zur bequemen Beherrschung der Menschheit. Die Lüge als Mittel der Vertheidigung des Schwachen kann Entschuldigung finden. So lange es unterdrückte Kinder, Weiber und Sklaven

giebt, wird es auch Nothlügen geben. Man bekämpfe den Druck, und dessen Folgen werden von selbst verschwinden.
Die Lüge des Starken hingegen ist nicht zu entschuldigen, sie muß durch Jene bekriegt werden, die noch stärker sind als dieser Starke, also durch die Verbindung der Menschheit in der Gesellschaft, im Staate, in der Staatengesellschaft.
Beim Starken ist die Lüge blos ein Auskunftsmittel der Bequemlichkeit zur Unterdrückung des Schwachen. Beim Starken ist selbst Anwendung von roher Gewalt weniger verwerflich als Lüge, weil diese in ihren üblen Folgen weniger nachhaltig wirkt als jene.
Die Grenzen der Gewalt sind bald erreicht. Das Gebiet der Lüge kennt keine materiellen Grenzen, und so auch deren üble Folgen nicht. Gewalt kann den Einzelnen oder die einzelne Generation schädigen, Lüge schädigt ganze Jahrhunderte, denn sie demoralisirt die Menschheit, vielleicht bis über das siebente Glied hinaus, und zwar den Bethürer wie den Bethörten.
Wenn schon die Lüge des Einzelnen, oder einer Kaste, einer Klasse, die Bethörten und Bethörer schädigen muß, wie erst, wenn der Staat selbst lügt, Lüge begünstigt oder auch nur duldet. Er geht mitsammt seiner Bevölkerung zu Grunde.
Wo aber ist heute der Staat zu finden, in welchem Lüge in irgend einer Form nicht begünstigt wird oder mindestens nicht geduldet?
An welche vom Staate erhaltene oder geduldete Institution kann heute unbedingt geglaubt werden?
Schon in der Schule beginnt das Mißtrauen. Von der Schule an muß das Kind mit dem Opportunismus rechnen.
Wo ist die Schule, in welcher ohne Rücksicht auf Stand, Vermögen, Religion, Nationalität, politisches Glaubensbekenntniß der Eltern, Begabung, äußere Erscheinung, Sklavensinn des Schülers, blos der moralische Wandel, der Fleiß, das ernste Wollen in Betracht kommt?
Das Kind ist höchst empfindlich für Ungerechtigkeit. Widerfährt ihm diese in der Schule, so ist vielleicht sein Vertrauen in die Gerechtigkeit der irdischen Autoritäten, ja selbst der göttlichen auf immer erschüttert. Entweder das Kind verzweifelt und giebt sich auf, oder es nimmt den Kampf auf mit der Gesellschaft, lernt sein Heil im Gegensatze mit dem Heile der Menschheit suchen und wird, falls es siegt, ein Tyrann, falls es unterliegt, ein Dynamitard.
Nicht weil sein wohlhabenderer Schulkamerad einen feineren Rock trägt, nicht weil er fettere Bissen zum Pesperbrode mitbringt, fühlt sich der arme Schüler gedrückt; er fühlt sich gedrückt, weil der Lehrer den besser gekleideten, besser genährten Schüler meist auch noch besser behandelt.
Kleider, Leckerbissen hofft der arme Schüler sich durch Fleiß und Aus-

dauer mit der Zeit erkämpfen zu können, wird er aber im Vergleiche mit seinem durch das Schicksal ohnedies schon begünstigten Kaineraden auch noch schlechter behandelt, kriegt er auch noch ein schlechteres Zeugniß, dann schwindet mit der Hoffnung einer Belohnung und Anerkennung der Glaube an die Gerechtigkeit der höheren Autorität und mit diesem der Drang, sich durch Pflichterfüllung vorwärts zu bringen in der Schulbank, im Leben.

Im Kinde wird der Glaube erschüttert, daß man hienieden glücklich werden kann, gleichviel, auf welcher Stufe der gesellschaftlichen Leiter man sich befinde, es gewinnt die Ueberzeugung, daß Anerkennung und Ehre nur Jenem wird, der es versteht, sich auf Unkosten Anderer zu bereichern.

Untersuchen wir weiter alle Bahnen des gesellschaftlichen Lebens, so sehen wir dieselbe Erkenntnis; sich Einem aufdrängen, mit demselben Resultate.

Nicht weil gewisse Klassen der Gesellschaft schwerer zu schaffen haben und weniger genießen als andere, fühlen sie sich gedrückt; aber weil sie auch weniger Ehrung, ja weniger Recht finden vor dem Areopag der materiell selbstständigen, herrschenden Klassen.

Die Gesetze des Staates, deren Maß so ungleich mißt, erscheinen dein Geschädigten als Lüge, als Lüge erscheint ihni der Staat selbst, als Lüge endlich die göttliche Gerechtigkeit, welche solches Unrecht duldet.

Im armen, jeder Betheiligung an der Macht entrückten Staatsbürger muß sich das Bewußtsein entwickeln, er sei verloren, sobald er auf fremde Hilfe angewiesen ist. Innerhalb des Staates fühlt sich das Individuum auf die eigene Kraft angewiesen, was Wunder, wenn es diese Kraft gegen die bestehende Staatsordnung zu bethätigen sucht.

Der Staat verspricht dem Individuum als Gegenleistung für seine Heerfolge Sicherheit der Person und des Eigenthums, nebst der Möglichkeit, sich und die Seinen durch ehrliche Arbeit vorwärts zu bringen auf der Bahn des Lebens.

Im unerschütterlichen Glauben an dieses Versprechen liegt die Kraft, die Machtstellung des Staates. Das volle Augenmerk des Staates sei daher auf die Erhaltung dieses kostbaren Gutes gerichtet.

Jedes Zeitalter hat seine hervorragendsten Sünden, gegen diese sei die größte Sorgfalt der Gesetzgebung, die unbeugsame Strenge der Rechtspflege gerichtet.

Es werde der Staat gegen diese specielle Sünde gleichsam in Belagerungszustand versetzt.

Wie in England s. Z. zum Schutze des arg gefährdeten Eigenthumes drakonische Gesetze gegen den Diebstahl gebracht werden muhten (zu Beginn dieses Jahrhunderts noch konnte für den Diebstahl im Werthe eines Shillings gehenkt werden) so begegne man heute der Lüge.

Es klingt wie Ironie, wenn die höchste Potenz der Lüge, der Meineid, heute mit einigen Monaten Gefängniß bestraft wird.

Zufolge der unglaublichen Toleranz der Gesetzgebung aller civilisirten Länder erscheint Lüge heute einfach als selbstverständlich.

Je mehr aber gelogen wird, um so weniger wird geglaubt. Wo aber nicht geglaubt wird, hört das Vertrauen auf, und mit dem Vertrauen sind auch die Grundpfeiler des Staatenthums, der gesellschaftlichen Ordnung erschüttert.

Welche Autorität besteht denn heute noch anders als gleichsam als tolerirte Formel, in welche Autorität hat man mehr als blos ein conventionelles Vertrauen?

Recht ist zum Deckmantel geworden, hinter welchem Opportunismus sich verbirgt.

Wer glaubt heute noch unbedingt dem Seelsorger, dem Lehrer, dem Nichter, dem NechtsamNilt, dem Arzt?

Oder wird durch irgend einen Wähler das Programm eines Abgeordneten-Candidaten ernst genominen?

Lüge ist der Krebsschaden der heutigen Gesellschaft, doppelt gefährlich, weil sie nicht lange unaufgedeckt bleiben kann. Ans die Bekämpfung der Lüge sei das Augenmerk der Gesehgebnng gerichtet. Wo der Staat versäumt, die Lüge zu bekämpfen, erscheint er als Mitschuldiger und muß deren Folgen tragen.

Der einsame Wanderer wird von Strolchen überfallen. Er erblickt einen herannahenden Gendarmen, meint sich gerettet, wirft sich ihm in die Arme und wird nun von diesem beraubt.

Ist nicht der Staat dieser Gendarm, wenn er den Staatsbürger ausbeutet, ohne ihn zu beschützen?

Der friedliche Staatsbürger aber lernt den Gendarm ebenso fürchten wie den Strolch und wendet sich an die Internationale.

Nicht als ob dieses Hirngespinnst der modernen Zeit der bedrängten Menschheit jemals Hilfe bringen könnte. Aber das Appelliren an eine Macht außerhalb der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung muß diese erschüttern, wenn nicht anders dadurch, daß ihrem Dienste so manches heilige Feuer, so manche Arbeitskraft entzogen wird.

Der alte Organismus bedarf aber der>vollen Kraft aller seiner Vestandtheile, um den gesteigerten Anforderungen der Neuzeit entsprechen zu können. Vor Allein muß er gesunden. Soll er aber gesunden, so unterdrücke man nicht die Symptome des Nebels, man packe es an der Wurzel.

Lüge in jeder Form, insbesondere Vertrauens-Mißbrauch, vor Allem aber Mißbrauch der Amtsgewalt werde verfolgt und bestraft, strenger als Naub und Mord, und die gesellschaftliche Ordnung ist gerettet.

Schlußwort.
Die Solidarität der gesammten Menschheit ohne Mumunterschied, d. h. unbeachtet des Erdenpunktes, auf welchem der einzelne Mensch fußt, ist eine Wahrheit, der man sich immer weniger wird entziehen tonnen, je deutlicher der Kampf um's Dasein auf allen Ecken und Enden der bewohnbaren Erde sich manifestirt. Die Hinfälligkeit der Einzel-Existenzen, des Mikrokosmos, wird in demselben Maße deutlich, in welchen: die Größe und Kraftentfaltung des Makrokosmos sich dein Bewußtsein aufdrängt.
Nichts bliebe dem Menschen übrig, als den ungleichen Kampf aufzugeben, sich zu beugen vor dem Massengewichte der gesammten Menschheit von heute, fände seine Individualität nicht einen ebenbürtigen Bundesgenossen in der Solidarität der Menschheit ohne Unterschied der Zeit.
Was ;der einzelne Mensch zur Wahrung seiner Individualität nicht vermag, das vermag der Collectiu-Mensch als Resultat der Vergangenheit, als Begründer der Zukunft.
Wie die Menschheit zugenommen hat an Zahl und Eutwickelung, so hat das Individuum zugenommen an moralischer und physischer Überlegenheit, wenn seine Vorfahren die Frucht ihrer Arbeit capitalisirt haben, wenn es dieses Capital zu erhalten und richtig zu verwenden weiß.
Die Solidarität der Menschheit ohne Mumunterschied ist die Garantie gegenwärtiger Wohlfahrt der Massen. Die Solidarität der Menschheit ohne Zeitunterschied ist eine Garantie gegenwärtiger Wohlfahrt der Individuen, die Verbindung Neider ist die Garantie der zukünftigen Wohlfahrt Beider.
Wenn die Massen, gestützt auf das Princip der Solidarität der Menschheit von heute, der aus vergangenen Kämpfen siegreich hervorgegangenen individuellen Überlegenheit die Anerkennung versagen, so vernichten sie sich selbst, sie unterbinden den Lebensnerv der eigenen Entwickelung.
Auch die Massen aspiriren auf ihre Entwickelung zum Individuum, diese aber kann und wird niemals eine allgemeine sein.
Der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft besteht einzig darin, die Zahl der Individuen durch Nekrutirung aus den Massen nach Möglichkeit zu vermehren, den Kreis allmählich und stetig zu erweitern, innerhalb dessen gesorgt wird für jene, die der Sorge Anderer bedürfen. Hierzu aber muß die zum Individuum entwickelte Menschheit die Anerkennung der Massen zu erhalten wissen, indem sie ihnen gerecht wird.
Noch ,ist die entwickeltste Individualität der Jetztzeit die auf dem Compromisse zwischen der altrömischen Weltherrschaft und dem Christenthum erbaute Gesellschaft.
Dieser gebührt heute noch die Führerrolle, aber nur, wenn sie dem Grundsatze treu bleibt: „Leben und leben lassen."
Von ihrem Ausgangspunkte, der alten Welt, hat sie sich weit verbreitet in den seither entdeckten neuen Welten, aber diese neuen Welten sind

eben nur neu für sie, und neu für sie sind auch die Kräfte, welche allenthalben erstehen und Anerkennung heischen.

Die auf altrömisch-christlicher Civilisation beruhende Gesellschaft muß, um ihrer Führerrolle gerecht zu werden, im Interesse der Solidarität der Menschheit vor Allem der eigenen Solidarität rückhaltslos huldigen. Die christlichen Staaten müssen endlich einmal aufgehen in der christlichen Menschheit, indem sie sich zur christlichen Staatengesellschaft verbinden.

Fürwahr eine vornehme Gesellschaft, berufen, der übrigen Menschheit zum Leitstern zu dienen auf der Bahn des Fortschrittes.

Aber die Zeit drängt, zum Imponiren nach Außen gehört Ordnung im Hause, und imvoniren müssen wir, sonst brechen die Fluthen fremder Cultur und Uncultur über uns herein.

Innerhalb der christlichen Staatengesellschaft muß Sectenthum und Chauvinismus, als Auswuchs überholter Ideale, dein neuen Ideale: der großen Genossenschaft weichen. Die Solidarität der christlichen Gesellschaft soll als Etappe erscheinen am Wege zur Solidarität der Menschheit.

Wie immer durchdrungen von der principiellen Wahrheit dieses höchsten Ideals man auch sei, die allgemeine Verwirklichung desselben muß als unerreichbarer Superlativ erscheinen. Ohne das Streben nach dem Superlativ jedoch gelangte man auch zum Eomvnratio nicht und bleibt im Positivum stecken.

Die Massen unserer Generation sind festgekeilt in diesem Pontivum.

Wir aber, die wir an Heroen glauben, ineinen ihr Walten deutlich zu erkennen.

Niemals vielleicht seit Menschengedenken haben die gottbegnadeten Führer der Menschheit, die Machthaber über Seele und Leib, die Gefahr der Situation deutlicher erkannt, ihre Aufgabe ernster in's Auge gefaßt als heute.

Nicht ihnen gilt unser Mahnruf.

Wozu wir unser Scherslein beitragen möchten, das ist, den Heroen die Heerfolge der Massen zu sichern.

Den Massen möchten wir den Abgrund zeigen, in welchen Clique und Lüge sie zu schleudern drohen, den Massen möchten wir die Wege weisen, die hinausführen aus dem Labyrinthe der tausendfachen Vethörung.

Mit den Worten des Dichter-Heros:

„Wer keine» Name» sich erwarb, doch Edles will,
Gehört dni Elemente!! an . . ."

möchten wir Alle, die Edles wollen, anspornen, zum Elemente der Erhaltung ?u werden.

Die L. 8. ^. (^0. oder Chartered Company.

von

Ifranz Joseph Vulow.

— Berlin. —

Henn der großbritannische Staatssecretär für die Kolonien neulich inl Unterhause zur Verteidigung des sogenannten Königs von Süd-Afrika, Cecil Nhodes, sagte, dieser habe große Verdienste um jenes Land, so hat er damit im englischen Sinne durchaus Recht gehabt. Seitdem die englische Nation zu Anfang dieses Jahrhunderts begonnen hat, in Süd-Afrika einzuwandern, hat sie durch ihre größere Intelligenz und geschäftliche Rührigkeit das holländische Element der sogenannten Aoeren Schritt für Schritt zurückgedrängt. So wurden die Hafenplntze und Küstenstriche, soweit dieselben fruchtbar waren und leichien Erfolg in Wein-, Frucht- und Kornbau boten und sich zur intensiveren Wollschaf- und Fleischviehzucht eigneten, von Engländern besetzt, während die an ein freies Leben und Selbstherrlichkeit gewöhnten Voeren sich in die nördlicheren Steppen znrückzogen. Hier lebten sie in steten Kämpfen mit Hunger und Durst, mit Dürren nnd Heuschrecken, und nicht enden wollende Fehden mit Eingeborenen nnd wilden Thielen machten ihr Loos zu einem harten, schärften aber ihr Nnge und stählten Arm und Sinn. Das stete Vordringen !oer englischen 'Cultnr' veranlaßt« sie, weiter und weiter in das Innere zu ziehen, aber sie hinterließen nicht, wie England die Welt glanben machen will und vielleicht mich selbst glaubt, eiue Einöde, sondern ein durch verständige Ausnutzung wohl vorbereitetes Weidefeld, aus dem alle schädlichen Kräuter entfernt waren, gnte Wasserstellen, keine reißenden Thiere und unterwürfige Eingeborene. Wo der Boer erscheint, ist der Eingeborene Sklave, aber ein mit Schärfe und Gerechtigkeit erzogener Haussklave, der

gern bei seinem Herrn ist, wie das auch bei den farbigen Racen anderer südafrikanischer Eingeborener unter einander gebräuchlich ist. Der Noer hat seine Methode eben dem Lande abgelauscht, und deshalb paßt sie. Die Predigt der Engländer von der Freiheit und Brüderlichkeit, die Habsucht der Händler, Schnaps, Pulver und Blei und nicht zum Wenigsten politische Intriguen führten zu den Kriegen mit Hottentotten und Kaffern, die seit einem Jahrhundert den südafrikanischen Wohlstand gefährden. So dehnte sich die Cap-Colonie nach Norden und Osten aus, Natal kam unter blutigen Kämpfen hinzu, uud schließlich wurden auch die beiden größten Boeren-Revubliken, der Oranje-Freistaat und das Transvaal, die Südafrikanische Republik genannt, unter britischen Schutz gestellt. Es ist bekannt genug, wie die Boeren in mehreren Feldschlachten für ihre Unabhängigkeit gekämpft und gesiegt haben, die Namen Boomplaats, Langsneck und Majuba Hill sind Denkmäler glühender Freiheitsliebe und Thaten eines Heldengeschlechts. Nach Majuba Hill, wo die englische Armee unter General Colly eine schimpfliche Niederlage erlitt, schloß General Evelyn Wood für den gefallenen Colly 1881 einen Waffenstillstand ab, welcher vorläufig die Unabhängigkeit des Transvaal anerkannte. Dieses setzte dann auch die Londoner Convention desselben Jahres fest, und auf diesem Punkte internationaler Unabhängigkeit besteht Präsident Krüger zur Zeit mit aller Hartnäckigkeit gegenüber britischen Beuornmndungsgelüsten. Transvaal war damals ein armes Viehzuchtsland, nach dem Wenige gelüsteten, seit aber die ungeheuer reichen Goldlager des Witwatersrcmd entdeckt und blühende Städte wie Johannesburg aus der Erde emporgewachsen sind, ist es die vielumworbene Perle Süd-Afrikas und neben der Diamantenstadt Kimberley der Mittelpunkt dieses Welttheils. Das Land hatte nur einen Mangel, um selbstständig und noch blühender zu werden — es fehlte ihm an einem Zugang zur Küste! Im Norden von der Wildniß, im Süden und Westen von britischen Besitzungen und im Osten von Portugals Colonie umschlossen, war es mit seinen Zufuhren und Zollen auf fremde Gnade oder Ungnade angewiesen. Da die besten Verbindungen von Europa nach dem Cav gingen, so schlössen beide Boerenstaaten mit der Cap-Colonie und Natal Zoll-Unionen ab — und der Nachbar war gegen den kleinen abhängigen Freund gnädig. Aber wie lange? Da trat die — V. 8. ^. Oo. — die Lritigu 8nutb, Ht>ic» <?omp»nv — oder kurzweg wegen ihres Freibriefes, Royal Charter, die Charteret» Co. genannt, auf die südafrikanische Bühne. Ein junger Engländer, der Sohn eines wohlhabenden Geistlichen, Cecil I. Rhodes, welcher wegen zarter Gesundheit nach dem milden Klima des Caplandes entsandt worden war, machte sich als Digger in den Diamantfeldern von Kimberley ein großes Vermögen. Noch mehr aber »lachte er sich eine große Stellung unter de» Finanzleuten, dadurch daß er, wie der Engländer und Dank« sagt, ungemein „smai-t" in Speculntionen war. Seine Großtlmt war die
-^

Vereinigung aller in Kimberley bestehenden Gesellschaften zu einer einzigen, wodurch die kleine Concurrenz aufgehoben wurde und der Diamantenhaudel der Welt von Kimberley aus beherrscht werden konnte. Damit hatte Cecil Nhodes den Staatseinnahmen der Cap-Colonie und allen Actionären einen großen Gefallen gethan und hatte gleichzeitig den größten Einfluß auf alle Verhältnisse gewonnen. Nhodes ist ein Mann von Geist, Vaterlandsliebe und echt britischer Unternehmungslust. Daß er dabei auch mit der seinen Landsleuten nachgerühmten Rücksichtslosigkeit verfahren kann, beweist die neueste Geschichte Süd-Afrikas. Als Imperialist, d. h. großbritischer Weltreichs-Politiker, erkannte er in der finanziellen Erstarkung der südafrikanischen Republik die größte Gefahr für die britische Vormacht in Süd-Afrika, da das starke Transvaal dem zahlreichen widerwilligen boerischen Element eine Rückenstärkung bieten konnte. Deshalb richtete sich auch sein Auge zunächst auf die Einkesselung des Transvaal. Hatten die Voeren es bis jetzt verstanden, den Engländern nach Norden auszuweichen, so mußte man ihnen jetzt zuvorkommen, und aus diesem wirklich großartigen politischen Gedanken wurde aä ml^orsm Lrit»uui»s ß1c>ri»m die Charteret» Company geboren. Emissäre des Nhodes, Jäger und Händler schlössen Vertrage mit den Häuptlingen der Namangmato, Mashona und Matabele sowie vieler anderer Stämme zwischen dem Limpopo oder Krokodil-Flusse, der Nordgrenze Transvaals, und dem Zambesi ab, ein Royal Charter wurde erwirkt, und bereits 1890 gingen die ersten Trupps sogenannter Pioniere nach dem neuen Eldorado Rhodesia ab. Eine ungeheuer geschickte Reclame verbreitete sich in Wort und Bild über ganz England, theils durch die illustrirte Zeitschrift „6c>I6su 8. ^,triea", theils durch Romane von Rider Haggard, der seine Helden die Schätze der Königin von Saba im Gebiete der Gesellschaft finden ließ, am meisten aber durch die illustren Namen, die an der Spitze der Actionäre standen. Da war der Herzog von Fife, der Schwiegersohn des Prinzen von Wales, der Herzog von Abercorn, der Schwiegersohn der Königin, Marquis of Lorne, die Herzogin von Devonshire, viele hohe Personen des Hofstaats, und des öffentlichen Lebens. Von großen Finan-leuten waren auf der Liste vertreten: Rothschilds, Hirsch, Werner, Veit, Robinson und Varnato. Diese Letztgenannten sind mit Cecil Rliodes zusammen die treibenden Kräfte auf dem südafrikanischen Gold- und Diamanten-Markte. Ohne ihr Wissen und Wollen steigen und fallen die Actien in südafrikanischen Werthen nicht, denn wie schon jeder einzelne dieser mehrfachen Pfund-Millionäre eine ungeheure Macht repräsentirt, so noch viel mehr ihre rereinigte Kraft. Robinson hat dem nicht sehr geregelt wirthschaftenden Staate Transvaal 1 Million Pfund Sterling geborgt, und Nhodes' Credit bei der Standard Bank in Capstadt erlaubte ihn», beim Ausbruch des ersten Matabele-Aufstcmdes inl Sommer 1893 aus seiner eigenen Tasche dem Administrator von Nhodesia, dem vielgenannten Doctor Iameson, einen Credit von

2 Millionen Mark telegraphisch anzuweisen. Durch die Einkesselung der Noerenstaaten und die Vereinigung der Diamant-Minen von Kimberlen hatte sich Rhodes ein solches weitgehendes Vertrauen auf dem englischen Geldmarkt erworben, daß es ihm ein Leichtes wurde, binnen Kurzem 49 Millionen Mark für sein neues Project aufzutreiben. Hiermit begann er zunächst die Zugänge zu den» neuen Lande zu öffnen, legte einen Hafen in Port Beira und Schifffahrt flußaufwärts an, wodurch er einen verhältnihmäßig kurzen Zugang zum Meere, allerdings durch äußerst ungesunde Gegenden erreichte. Auf der Westseite verschloß das deutsche Schutzgebiet von Südwest-Afrika ihm den directen Weg zur Küste, weshalb er genöthigt war, eine Verlängerung der Bahnlinie Kapstadt-Kimberley nach Norden durch das Bechuanaland vorzunehmen, eine ungeheuer kostspielige und wenig aussichtsvolle Sache, da die nngeheuer lange Bahnstrecke durch sehr minderwerthiges Land führt und allen Werth einbüßen muß, sobald eine trcmscontinentale Bahn die Ostküste mit der Westküste verbindet und damit den bei Weite»» kürzeren und billigeren Weg nach Europa bietet. Mit bewunderswerther Schnelligkeit wurde eine Telegraphen-Verbindung mit Kapstadt hergestellt, die bei fast 2000 Km nur 600000 Mark kostete. Wegebauer und Farmer gingen in großen militärisch organisirten Trupps hinaus, und die Handwerker und Kaufleute folgten ihnen auf dem Fuße. Besonders bemerkenswerth war die Art der Farmanlaqe im Großen. Junge Südafrikaner unter Leitung eines erfahrenen Fanners begrenzten, beackerten und bebauten eine ebenso große Zahl von Farmen, als ihre Kopfzahl betrug, mit vereinten Kräften, und nach Beendigung der ganzen Aufgabe wurden die Farmen unter den jungen Leuten verloost, die bis dahin auf gemeinschaftliche Kosten gelebt hatten, jetzt aber eine fertige Farm vorfanden, auf der ihnen die Ernte schon entgegenreifte, während sie selbst ihr Häuschen bauten. Dieser Grundsatz des Einer für Alle und Alle für Einen — wobei der „Eine" schließlich immer die Gesellschaft war — wurde überall beobachtet und erzielte neben dein großen aufgewendeten Capital, daß nach 2 Jahren bereits 2000 weiße Einwohner ansässig waren und die Gesellschaft im Stande war, ihre Ausgaben für die Verwaltung mit 30—40000 Mark monatlich ans ihren eigenen Eimmhu'en zu decken. Diese wurden aus Wagenkarten, Verkaufs-Licenzeu, Landverpachtungen und Schürfsckeinen gezogen. Anf Minen-Einnahmen wurde vorläufig nicht gerechnet, dagegen 'verde ick weiter unten hierauf M-ücktommen. Die hauptsächlichste Ausgabe bestand in einer Polizeitruppe von 500 Mann, die jedoch schon 1892 auf die Hälfte zurückgeführt wurde. Die Fanneu des recht gut bewässerteu Hockplateaus von Mashonaland, dem eigentlichen Ansiedelungsgebiet, waren gesund und fruchtbar. Sie wurden zu 3000 Hektaren abgegeben, wofür eine Rente von jährlich 120 Mark zu entrichten war. Ein Kaufpreis wurde nicht verlangt, und die Bearbeitung und Rentenzahlung genügte als Besitz begründendes Recht.

Mehrere Jahre hindurch ging Mes in der neuen Colonie vorzüglich, wenigstens soweit man aus den Blätttern erfuhr, es herrschte Friede und Eintracht mit dem fetten König der Matabele, Lobengula, der Geld und Geniehre in Menge erhielt, und die Londoner Actionare warteten geduldig, bis Nhodes sein Versprechen erfüllen und seinen Goldregen von Dividenden auf sie herabschauern lassen würde. Warum sollte man denn auch dem genialen Manne nicht vertrauen, der seinen großartigen Plänen einen neuen hinzugefügt hatte, indem er den Bau eines Telegraphen von Kairo nach Kapstadt unternehmen wollte. Als man Rhodes auf die Schwierigkeiten aufmerksam machte, welche der Mahdi diesem Project bieten würde, gab er zur Antwort: Ich kenne keinen Menschen, mit dem ich nicht fertig werden könnte — ^Koni I ouulä not 8ciu.»rs —. Mch seiner Meinung macht also das Geld Alles, obschon er diese Auslegung seiner Redensart später als falsch bezeichnet hat. Das vorher erwähnte Versprechen des Cecil Nhodes an seine Actionare, welches er ihnen gelegentlich einer Rede im Cannonstreet Hotel gab, war nämlich das folgende: Das Transvaal könnte der reichste Staat der Welt sein, wenn es sich von jedem Funde von Edelmetallen ein Schürfgebiet reservirt hätte. Diesen Grundsatz werde er aber in Rhodesia befolgen und allein davon seinen Aktionären eine überreiche Dividende zahlen können. In Wahrheit hat Rhodes von jedem angemeldeten Funde der Gesellschaft das Recht reservirt, das zweite Schürfgebiet an jener Stelle abzustecken und außerdem jede Minengesellschaft selbst zu gründen, die nicht vom Finder innerhalb zweier Jahre nach Anmeldung des Fundes gegründet ist. Hierbei gehört die Hälfte aller ausgegebenen Actien der Gesellschaft. Der Plan war ein vorzüglicher, aber siel insofern durch, als die vorgefundenen Mengen von Edelmetallen nicht den gehegten Erwartungen entsprachen ... Es dauerte auch nicht lange, so entstanden an den Stationsplätzen der Polizeitruppe, welche zugleich der Sitz der Negierungsorgane waren, größere Marktflecken mit Hotels, Kaufhäusern, Kirchen, Schulen und Allen«, was sonst zu einen» geschäftlichen Mittelpunkt gehört. Die ersten solchen Orte waren Fort Salisburn und Victoria, denen Tuli im Süden folgte. Gemeinderathswahlen und Wettrennen, OioKet'iu2tc-b.s8 und große südafrikanische Politik, die natürlich ganz englisch nnd anti-holländisch war, denn hier sollte sich ja ein neues Heini für Iung-England nufthun. Aufsindung von Goldfeldern und Löwenjagden wechselten mit einander ab, und mehrere Wochenblätter verherrlichten die colonialen Thaten und gemeinnützigen Werke ihrer neuen Mitbürger. Vor allen Anderen sangen sie aber das Lob ihres großen Erschaffers, Eecil Nhodes, und das mit vollen» Recht.

Es ist für uns Deutsche als Anfänger in colonialen Dingen, ich mochte sagen, in der colonialen Macht, nicht nur interessant, sondern höchst lehrreich, wie der Engländer sein Geld in einer neuen Colonie anlegt. Er legt es eben an und giebt es nicht aus; jede Wohlthätigkeit, die keine Zinsen

bringt, erscheint ihnl dort lächerlich, und so baut er sofort Lesehallen, Kirchen, Krankenhäuser, entsendet barmherzige Schwestern, giebt Preise für Rennen und Spiele und beschenkt Hinterbliebene von Solchen, die dem Klima oder sonst im Dienste der Gesellschaft erlegen sind, auf das Freigebigste. So verbreitet sich ein Dunstkreis von Entzücken um den Namen der Chartered Company durch dessen dichten Nebel hindurch Niemand mehr die eigennützige Erwerbsgesellschaft erkannte, sondern nur die Wohlthäterin witterte. Es ist dieses sehr englisch und, wenn auch nicht unter allen Umständen zur Nachahmung zu empfehlen, so ist doch ein großer Theil dieser Weltklugheit in colonialen Dingen zu verwerthen. Englische und südafrikanische Zeitungen haben fast niemals eine schlechte Nachricht aus Rhodesia gebracht, dagegen waren sie voll glänzender Berichte und rührender Geschichten von der Frei» gebigkeit der Direktion der Gesellschaft und kleiner Züge aus deren Privatleben. Daher kann es nicht Wunder nehmen, wenn Nhodes, seine neue Gold-Colonie und seine Projecte binnen Kurzen» das Populärste in England und Süd-Afrika waren. Geld und Menschen strömten herzu, und ein rapider Aufschwung trat schon in den ersten beiden Jahren 1891 und 92 ein.
Eine gut erdachte Reclame für Mashoualand war auch die Entsendung mehrerer Idunas, d. h. von Unterhäuptlingen des im Gebiet der Gesellschaft wohnenden Mcttabelekönigs Lobengula, welche die Königin Victoria persönlich um Ihr hohes Protektorat bitten sollten. Der allerbeste, schon mehr amerikanisch zu nennende Theaterstreich des großen Nhodes war aber die Reise des Lord Randolf Churchill nach Mashonaland. Der Lord entstammt dem vornehmen Geschlechte der Spencer und ist ein Nachkomme des berühmten Herzogs von Marlborough. Seit frühen Jahren Parlaments-Mitglied für Paddington, einen Wahlbezirk von London, war er durch seine sehr energischen Angriffe im Unterhause sehr beliebt und populär, und das Witzblatt „Punch" pflegte ihn als Bulldogge wiederzugeben. Diesen Mann, meistens kurzweg Lord Nandy genannt, hatte Rhodes für seine Zwecke gewonnen, und die Reise des Lord mit einer großen Suite, vom .,D»ilv ttrapbio" mit 2(X)() Mark für jeden Bericht bezahlt, von Specialberichterstattern und Zeichnern wiedergegeben und illustrirt, beschäftigte ganz England mehrere Monate lang und war der denkbar größte Erfolg.
Um jene Zeit stand die Ehartered Company im Zenith ihres Ruhmes, sie hatte Zulauf an Menschen und Geld, hatte Frieden mit den Eingeborenen, eine ausgezeichnete Verwaltung, sie bezahlte ihre Ausgaben aus ihren Einnahmen, kurz Alles schien herrlich zu gehen nur auf eine Dividende war noch nicht zu rechnen, da die Goldfunde gering waren. Die Actionäre begannen aber 1893 nnruhig zu werden, und Nhodes mußte sich nach einem Mittel umsehen, um die schwindende Beliebtheit seines großen Kindes aufzufrischen. So brach wie ein Blitz aus heiterem Himmel der große Aufstand der Matabele aus. Lobengula, welcher gewöhnt war, allein in seinem Lande zu schalten und zu walten und gelegentlich auch bei den schwächeren

Mafhonas einzufallen, um Rinder zu rauben, that dieses auch im Sommer 1893 und kam dabei in bedrohliche Nähe uon Fort Victoria. Seine sieben stehenden Regimenter zu je tausend Zulus, riesigen nackten Kerlen von 18—30 Jahren, mochten den Engländern im Fort als eine gefährliche Nachbarschaft erscheinen, obgleich Lobengula den Administrator, Dr. Iameson, feiner friedlichen Absichten gegenüber den Europäern versicherte. So entschloß sich Iameson schnell zu einem Vernichtungskriege und bewies damit sowohl kühnen Entschluß als weise Vorsicht. Diese insofern, als die verschiedenen Forts reichlich mit Lebensmitteln, Waffen und Munition versehen waren, so zwar, daß innerhalb dreier Tage alle Europäer kriegsbereit versammelt, Frauen und Kinder im Schutze der Gebäude geborgen waren und eine Truppe von 1500 berittenen Mannschaften in's Feld gestellt werden konnte. Das zeugte von den entschieden großen Gaben des Dr. Iameson, und es ist zu beklagen, daß er sich später zun« Werkzeuge so wenig edler Machenschaften ausnutzen ließ. Mit dieser Truppe in der Hand gelang es dem Doctor-General den Matabele-König in die Enge zu treiben und schließlich nach mehreren kleinen Gefechten über den Zambesi zu drücken. Es wurde dieses als ein großer Sieg angesehen, und es war zweifellos ein guter Erfolg, aber der zur Zeit noch tobende Aufstand der Matabele, welcher vor mehr als einen, halben Jahre begonnen hat, entspricht dein nicht ganz. In» Dezember 1893 hieß es, Lobengula ist todt, und die Matabele sind aus dem Lande geflohen; heute heißt es aber: Lobengula lebt, und wir sehen die Matabele in solchen Mengen vor ihrer ehemaligen Hauptstadt, dem jetzigen englischen Flecken Vuluwayo, daß man nur annehmen kann, daß wissentlich oder unwissentlich die Erfolge von 1893 überschätzt worden sind. Wie dem auch sei, zu jener Zeit bedeutete die Vertreibung der Matabele einen bedeutenden Gebiets-Iumachs der Charteret« Company, und der Kriegsruhm des Dr. Iameson erneute ihre Beliebtheit bei dem Publicum. Die Actien stiegen und hielten sich seitdem auf circa 40 Schillinge auf die Actie mit einem Nominalwert!) uon nur 20 Schilling.
Die britifche Negierung, welche als directe Herrin des dem Gebiete der Charteret» Company benachbarten Bechuanalandes bei den» Ausbruch des Matabele-Aufstandes eine kleine Truppe unter Führung eines activen Offiziers zur Hand hatte, entsandte diese sofort zur Unterstützung des Dr. Iameson, obgleich dieser und nicht nur höflich, sondern sogar energisch dankte. Im weiteren Verlaufe der kriegerischen Action kam es mich dazu, daß die englischen Soldaten fast gar nicht verwendet wurden. Dieser Umstand sowohl als die bei dem jüngsten Matabele-Aufstande fowie bei den Zwistigkeiten mit den Portugiesen und der bewaffneten Abwehr des Boeren-Treks ausdrücklich ausgesprochene Zurückweisung jeder von der britischen Regierung angebotenen Hilfe lassen darauf fchließen, daß die Charteret» Company ängstlich besorgt ist, ihre Selbstständigkeit zu wahren, wohl nm nicht der Ostindischen Compagnie zu verfallen lind von der Regierung entmündigt zu

werden. Hierin scheint nur auch der Beweis zu liegen, daß Cecil Rhodes gar nicht so imperialistisch englisch gesinnt ist, wie er sich den Anschein giebt, sondern daß er vielmehr sich das geeinigte Süd-Afrika in einer sehr viel loseren Verbindung zu dem Mntterlande denkt, als Australien sie neuerdings erreicht hat. Daß er allerdings nicht das vereinigte Süd-Afrita nach dem Ideal der Boeren verwirklichen wird, haben diese längst gemerkt, wenn er anch ein eifriges, wenn auch mit Mißtrauen betrachtetes Mitglied des diese Zwecke eigentlich verfolgenden ^.iriK»uäsi--Loucle8 war. Das Motto dieses Bundes ist: ^.frik», voor 6s ^t'i-ikancwr! während das der echten Boeren: Auici-HtriKl, doveu! heißt, d. i. Süd-Afrika immer oben! Als eine größere Menge der ewig wanderlustigen Boeren Neigung verspürte, nach Mashonaland zu ziehen, und sich anschickte, den Limpopo zu überschreiten, trat ihnen Dr. Iameson mit seiner berittenen Polizeitruppe entgegen, bereit, sie mit Gewalt an der Einwanderung zu hindern. Es feblte wenig, so wäre es zu einein blutigen Zusammenstoße gekommen, aber den Befehlen und Ermahnungen des Präsidenten Krüger ebensowohl als den Bemühungen des damaligen Premierministers der Cnp-Colonie, Cecil Rhodes, der ein Aufeinanderplatzen der feindlichen Racen noch vermieden sehen wollte, gelang es, die Boeren zur Umkehr in ihr Land zu bewegen. Diese energische Handlungsweise des Dr. Iameson hatte den Beifall aller Engländer, und Rhodes mußte sich sagen, daß er den richtigen Mann für einen so verantwortlichen Pesten, wie der des Administrators von Rhodiia war, gefunden hatte. Noch mehr bestärkte ihn hierin die ebenso thatkräftige, wie allerdings auch rücksichtslose Art, mit welcher Iameson einem anderen Nachbar bewies, daß das Recht des Stärkeren oft das bessere ist. Im Osten grenzte das arme, tief in Schulden steckende Portugal mit Mcmicaland an das Gebiet der Ehartered Company, und Rhodes hatte sich von mehreren gefälligen Häuptlingen — und Häuptlinge sind in Süd-Afrika sehr gefällig — verschiedene Concessionen in ihren Gebieten geben lassen, wofür Gewehre, Pulver und Blei und englische Flaggen als Gegenleistung gezahlt wurden. Daraufhin wurden die Flaggen gehißt, der neue Freund war mit einem Male der beste — und die Ehartered Company besetzte das Ländchen, nebenbei gesagt das goldreichste des ganzen Charter-Territoriums. Die Portugiesen reclamirten in London, der Colonial-Secretär war entrüstet, aber das konnte er ruhig sein, denn er wußte, daß Mr. Rhodes das einmal besetzte Land nicht wieder räumen würde, und daß die Portugiesen sich schließlich doch mit einer kleinen Entschädigung zufrieden geben würden. So kam es allerdings nicht ganz, denn die Portugiesen waren hartnäckig in ihrem widerstände, entsandten Kriegsschisie und Soldaten und machten unmlfbörliche Borstellungen. Schließlich griff Dr. Iameson die sich sammeln den portugiesischen Streitkräfte an und warf sie über den Haufen, so daß die Negierung endlich, wenn auch zähneknirschend nachgab. Armes Portugal! >3chr bald daranf brach in dem schmalen Streifen portugiesischen Ge-

biets, Ivelches Laurenz« Mrrguez genannt, zwischen der Delllgoa-Bai nnd der Ostgrenze der Transvaal-Republik liegt, ein Kaffern-Aufstand aus, der den Portugiesen viel zu schaffen machte. Da früher hier Jahrzehnte lang ungestörter Friede geherrscht hatte, so schiebt man diese Unruhen in Süd-Afrika auch den Umtrieben der Chartered Company in die Schuhe. Wie dem auch ist, Grund genug war für Cecil Nhodes vorhanden, die Portugiesen in einer Lage zu wissen, wo sie genöthigt sein konnten, seine oder überhaupt englische Hilfe anzurufen. Die Delagoa«Bai war bekanntlich der Küstenpunkt, auf welchen die Voeren des Transvaal zusteuerten, um einen von den Engländern unabhängigen Hafen zu gewinnen. Trotz aller Anstrengungen, die, wie mau wohl mit Bestimmtheit annehmen kann, seitens der Chartered Compagnn gemacht worden waren, diesen Hafen anzukaufen, hatten sich die Portugiesen auf Nichts eingelassen, sondern hielte» ihren Contract mit dem Transvaal bezüglich des Eisenbahnbaues von Pretoria, der Hauptstadt der Voeren-Republik, »ach der Küste aufrecht. Selbst der Versuch, durch Antauf von Äctien der im Bau begriffenen Eisenbahn ein bestimmendes Uebergewicht in der Directicm zu erhalten, scheiterte an der weisen Voraussicht des Präsidenten Krüger, welcher in Erwartung der Dinge, die da kamen, zwei Drittheile aller Actien für den Staat angekauft hatte. Dieses Mal waren die Engländer mit ihren eigenen so oft siegreich geführten Waffen geschlagen, und Präsident Krüger, der als ein halber Wilder von seinen wohlwollenden Nachbarn hingestellt wird, hatte sich als ein recht gelehriger Finanzmann bewährt. Kleine Chicaneu sind eine gute Schule, aber sie sind auch eine schwere, davon kann Präsident Krüger zum Wohle seines Volkes ein Liedchen singen.

Nach der Niederwerfung des ersten Matabele-Aufstandes hatte die britische Colonial-Regierung der Aritish-South-Afrika-Company auf ihren Wunsch zwei weitere große Territorien zur Verwaltung überwiesen, welche bisher unter der unmittelbaren Leitung des Londoner Coloninl-Amtes gestanden hatten, nämlich British-Central-Afrika- und Nritish-Bechuanalcmd-Protectorate. Das Erste« heißt anch Nnassaland und liegt mit seiner Nordosttüste am Nnassa und Tanganyikasee, dort mit dem deutschen Ost-Afrika grenzend. Im Herzen des Landes liegt der durch den berühmten Livingstone bekannte Banguelosee. Das sogenannte Nechuana-Protectorat ist das eigentliche Königreich des Khama, welcher über das Bamangwato herrscht und mit seiner wahren Christlichkeit, seiner Gerechtigkeit und seinen organisatorischen Fähigkeiten eine seltene Ausnahme unter den farbigen Häuptlingen Süd-Afrikas macht. Khama lebte in ausgezeichnetem Einvernehmen mit den britischen Behörden, welche seinein Wunsche gemäß den Schnapsuerknuf an die Eingeborenen verhinderten nnd der Sitte und Ordnung jeden nur möglichen Vorschub leisteten. Seit der Uebernahme der Verwaltung durch die Chartered-Compam) hat sich dieses sehr zum Leidwesen Khmuas geändert, und er entschloß sich im Herbste 1895, selbst nach England zn reisen.

um mit seinen Wünschen vorstellig zu werden. Inwiefern denselben entsprochen worden ist, wird die Zukunft lehren, aber es scheint, daß selbst die Znsicherungen nur gering waren, denn die englischen Zeitungen sprachen bei dem jüngsten Aufstand der Matabele mehrfach die Befürchtung aus, daß sich Khama auf die Seite der Nebellen stellen könnte. Außer diesen beiden Gebieten, dem von Central-Afrita und dem Nechuana-Protectorate, erwarb Rhodes noch das sogenannte Barotse-Land im Nordwesten von Matabeleland. Die Verträge, auf Grund deren die Häuptlinge ihr Land abtreten, werden ihnen wohl kaum bekannt sein, und es dürfte wohl vorläufig gerathen sein, jenes Gebiet als Weißer nicht ohne Achtung gebietende Bedeckung zu betreten, aber gegenüber anderen colonisationslüsternen Staaten ist die rosenfarbene Nemalung der Landkarte doch immer ein Schutz. So etwas gebietet Achtung an grünen Tischen.

Als das Jahr 1894 begann, sah die Charteret» Company ihren Landbesitz sehr schön abgerundet, wenn auch ihre Verwaltungskosten bedeutend vermehrt, es herrschte Frieden, und kein Wölkchen war am südafrikanischen Himmel sichtbar, um denselben zu trüben. Eigentlich hatte Cecil Rhodes und auch seine Actionäre damit recht zufrieden sein können, aber die Letzteren waren es nicht, denn nngeduldig forderten sie die ihnen versprochene Dividende. Die Minen-Erträgnisse waren aber so gering, daß an eine solche vorläufig nicht zu denken war, ja vielleicht wußten die Eingeweihten, daß eine solche überhanpt nicht zu erwarten stand. Nur mühsam vermochte man in der Presse den Glauben an neue Goldfunde aufrecht zu erhalten, nur mühsam verheimlichte man die große Sterblichkeit, den matten Geschäftsgang im Lande und die überaus mißliche finanzielle Lage der Gesellschaft — und Rhodes war sich klar, daß ein schleuniges Mittel gefunden werden mutzte, um allen diesen Mängeln auf einmal abzuhelfen. Der erfinderische Kopf brauchte nicht lange zu suchen, denn schon streckte sich eine Hand aus, die er nur zu ergreifen hatte, um den Erfolg zur einen Hälfte schon in der Tasche zu haben. In der reichen Goldstadt Johannesburg, dem Minen-Centrum des Transvaal, lebte eine große Menge von Ausländern, in deren Händen die ganze Montan-Industrie und der Handel lag, welche wieder den Schlüssel zu dem ungeheuren Neichthum des Boerenstaates bildeten. Mit einem gewissen Necht verlangten die Leute als Gegenwerth für ihre den Staat bereichernden wirthschaftlichen Leistungen das Recht, Mitglieder zum Volksraad aus ihrer Mitte wählen zu dürfen. Das Recht zu wählen, wurde fchon seit vielen Jahren einem jeden naturalisirte« Ausländer nach einem gewissen Zeitraum gewährt. Wenn auch, wie schon erwähnt, die Forderungen dieser sogenannten Uitlanders als durchaus berechtigt erscheinen müssen, so hat doch auch andererseits die starre Weigerung des boerschen Nolksraads, das acliue Wahlrecht auf Eingewanderte zu übertragen, ihren guten Grund. Der Voer ist im 'Allgemeinen einfältig und ungebildet, obgleich es viele Aufnahme» von dieser Regel giebt, und wenn er anch durcki
--

seine Zähigkeit und eine gewisse Sällauheit Vieles ersetzt, so ist er doch niemals den oft recht unsauberen Machenschaften südafrikanischer Abenteurer gewachsen, die wie ein Heuschreckenschwarm über sein Land herfallen würden, um ihn zu überstimmen und zu überlisten. Dieses weiß sowohl Oom Paul, wie der Präsident im Volksmunde heißt, als ein jeder seiner Unterthanen, und sie sind nicht gewillt, sich von einer englischen Stimmenmehrheit von Haus und Hof vertreiben zu lassen. Sie bemühten sich nach Kräften, ihrem Lande eine gute Verwaltung, unparteiische Rechtspflege und alle Einrichtungen zu geben, welche ein cultivirter Staat bedarf, aber sie können sich nicht entschließen, den letzten entscheidenden Schritt zu thuu, der de» Fremden und vor allen anderen den» dominirenden englischen Einfluß Thür und Thor öffnet. Fast alle Deutschen und Franzosen, ja wohl alle billig Denkenden unter den Uitlanders in Johannesburg waren mit ihrer Lage durchaus zufrieden, da ihnen Recht wurde, wo sie desselben bedurften. Sogar viele Engländer, die nicht gerade zu den großen Jobbern und deren Gefolgschaft gehörten, zollten der Unparteilichkeit der boerischen Verwaltung vollen Beifall, wenn sie auch im Stillen bedauerten, daß ihnen ein Recht vorenthalten wurde, welches in jedem anderen Staate nach Erlangung der Vürgerschaft ihnen zugestanden hätte. In sehr vielen Fällen ließ sich gegen die einzelnen Mitglieder der Regierung Manches einwenden, aber in welchem Staate kommen nicht solche Beispiele von persönlicher Bevorzugung, ja von Eorruption vor! Greifen wir doch an unsere eigene Brust, und fegen wir ebensowohl wie die Briten vor unseren eigenen Thüren. Wer den Charakter der Briten kennt, wird wissen, daß ihm diese Selbstertenntniß ungemein schwer gemacht wird, denn seine Minister, Parlamentarier, Zeitungen und selbst Kanzelredner bemühen sich unausgesetzt, ihn zu beweihräuchern und über sich selbst im Dunkeln zu halten. Aber nicht nur dieses, die öffentliche Meinung wird durch traditionelle beabsichtigte oder unbeabsichtigte Unwahrheiten völlig irre geführt. Wenn es möglich ist, daß ein Mann wie Sir Ashmead Bartlett seit Jahren im Unterhause die Mär von den greulichen Barbaren, den Boeren, singt und immer fragt: Wann wird diesem Schandfleck unseres Jahrhunderts ein Ziel gesetzt werden? — was soll dann die große Menge anders glauben, als daß die Boeren plündernd und schändend Süd-Afrika durchziehen. Man kann sich denken, wie es den sybaritischen Einwohner o!6 Nnßlnna'F kalt überrieselt, wenn er von den brutalen Boeren hört, wie er sich wohlig die Havanna!) anzündet und sich dabei überlegt, wie viele sentimentale alte, aber reiche Jungfern Geld in einem Unternehmen anlegen werden, welches zur Vertreibung der Boeren in Scene gesetzt wird. Alle ehrlichen, aber wenig unterrichteten Leute glauben diesen Ausstreuungen, und wir müssen zu unserer Schande gestehen, daß ganz Europa diesen wiederum Glauben schenkte. Die Unbildung, Grausamkeit, der wirthschaftliche Unwerth der afrikanischen Holländer waren eine nie untersuchte, aber allgemein geglaubte Sache. Daß die Boeren die

Pioniere englischer Cultur in Süd-Afrita geiueseu sind, ohne welche es ein englisches Süd-Afrika nicht geben würde, daß die Voeren das wirthschaftliche Rückgrat der Cap-Culonie sind und auch das Rückgrat der wenigen siegreichen Feldzüge englischer Truppen dort draußen waren, wurde von den Engländern großmüthig übergangen und von der Welt vergessen. Auf diese traditionelle Mär baute Cecil Nhodes seinen neuen Eroberungsplan gegen die Freiheit Transvaals auf. Während alle billig denkenden Gemüther in Johannesburg einsahen, daß Präsident Krüger und sein Voltsraad gegenüber den demagogischen Umtrieben einiger Engländer recht daran that, das Wahlrecht nicht zu gewähren, sammelte Rhodes um seine Fahnen, die von einigen nach Johannesburg entsandten Aufwieglern hoch gehalten wurden, alle diejenigen, welche arm oder aus irgend einem Grunde unzufrieden waren. Deren sind in Johannesburg, den« Ziel aller Abenteurer, stets genug zu finden, und so war denn der Haufe von Anhängern des Nhodes bald ein recht großer. Wer würde auch von diesem Gesindel gegen täglich 10—20 Schillinge nicht lustig gelebt und tüchtig geschimpft haben? Die Hauptleiter des ganzen Putsches, ein gewisser Advocat Leonard, ein Geldmann Philipps und Oberst Nhodes, der Bruder des großen Cecil, hielten sich in Johannesburg auf und bildeten daselbst das bekannte Neform-Comitö, welches nach einem eventuellen Umsturz der bestehenden Verhältnisse die Verwaltung des Landes übernehmen sollte. Waffen und Munition wurden eingeschmuggelt, Truppen auf dem Papier gebildet, die innere Verwaltung der Stadt bereits im Geheimen übernommen und so viel als möglich gewühlt, um die Zahl der Anhänger zu vermehren und Stimmung gegen die Regierung zu machen. Von London und Capstadt aus lagen die Fäden der Leitung in geübteren Händen, welche ihr Spiel durch die grünen Tischdecken in würdigen Häusern Londons, durch Herzogskronen oder sonstige Tarnkappen zu verschleiern verstanden. Wie weit die Theilnahme an der geistigen Urheberschaft zu dem Ritt des Dr. Iameson geht, vermag nur die höchst aristokratische Liste der Hanptactionäre der Charteret» Company im Augenblick des Einfalls in Transvaal zu offenbaren. Man befindet sich da in einem sehr gewählten Kreise. Nur einer ist entlarvt, nämlich Cecil Rhodes, und diesem kann ich am wenigsten darüber gram sein, denn Cecil Rhodes lebt wie ein einfacher Mann mit jedem Digger oder Händler, der ein Herz für Süd-Afrika hat uud sein Glück dort zu machen bestrebt ist. Wenn alle diese Leute mit Leib und Seele für Nhodes eintreten, so ist das begreiflich, denn Nhodes ist der Eine, der für sie Alle schafft. Sein lebhafter Geist, seine Arbeit und alles Geld, welches er erwirbt, gehört den Südafrikanern, denn für sich selbst giebt er nur sehr wenig aus. Man muß nicht glauben, daß er einen luxuriösen Palast oder eine capuanische Villa bei Capstadt bewohnt und lucullische Feste giebt. — Rein, er wohnt in einem kleinen bescheidenen Landhause in einem Vororte Capstadts, sieht wenig Menschen außer in Geschäften oder in einem der Bars der Stadt und giebt seine

Banketts in einein Hütel. Es kann ihm nicht genommen werden, daß er bis jetzt nur den Beweis geliefert hat, daß er uneigennützig seine Millionen erwirbt und nur für das Wohl seines Ideals, des geeinigten Süd-Afrika, lebt und webt, und darin liegt ein idealer Zug — wenn man auch wünschen «lochte, daß er in der Wahl seiner Mittel etwas vorsichtiger wäre. Menschenrechte sind nun eben Menschenrechte, aber das mag für einen Groß-Briten schwer zu verstehen sein. Ganz anders muh natürlich unser Urtheil über diejenige» Miturheber des Iameson'schen Rittes lauten, welche nur ihren Namen und Einfluß in die Wagschale geworfen haben, nm die Rückendeckung der Intrigne zu übernehmen, durch welche sie mühelos, aber auf Kosten so manches jungen Lebens ihrer Lands-leute eine große Summe Geldes zu verdienen dachten. Da wir keinen (>jrund haben, anzunehmen, daß dieses Geld einem nationalen Zweck zu dienen bestimmt war, so müssen wir mit Bedauern auf diese Leute sehen, die um des größeren Wohllebens willen ein so schnödes Spiel getrieben haben. Besonders aber widert es an, die Ramen hochgestellter Frauen unter diesen wissentlichen oder unwissentlichen Mitschuldigen zu finden. Die Agi-tation in Johannesburg selbst, am Ziel der Wünsche einiger begehrlicher (Heldleute, hatte bereits im Anfang der 99 er Jahre ihren Anfang genommen, erhielt jedoch erst ihre zielbewußte Leitung durch Cecil Rhodes, als dieser alle seine Versuche, die Transvaal-Republik in größere, ja gänzliche Abhängig-keit von der englischen Cap-Colonie zu bringen, an der Stnatskugheit und dem Starrsinn Paul Krügers scheitern sah. Es ist höchst lehrreich, aber auch tomisch zugleich, zu beobachten, wie dieser kluge alte Mann jeden An-schlag der Engländer, speciell aber die des Cecil Rhodes, im Voraus erkannte, ja man könnte sage», witterte. Der Präsident Krüger war wohl wenig oder garnicht über die Machenschaften in Eapstadt unterrichtet, aber seine Erfahrungen mit den englischen „Freunden" seines Volkes und die Geschichte seiuer Väter hatten ihn belehrt, daß unbegrenztes Mißtrauen seine sicherste Richtschnur sein mußte. Und diese Anschauung rettete vielleicht die Unab-hängigkeit seines Volkes. Es ist wahrhaft zu bewundern, mit welcher Mäßigung und Geduld Präsident Krüger die offenen Umtriebe in seinem eigenen Lande mit ansah uud sich in aller Stille vorbereitete, den Schlag zu pariren. Man kann sich eigentlich kaum denken, daß Rhodes nicht genau gewußt haben sollte, daß der Präsident aus Alles vorbereitet war, und desto unverantwortlicher erscheint der Iameson'sche Zug, bei dem er wußte, daß das Blut seiner vertrauensseligen junge» Landsleute fließen mnßte, um einige Börsenjobber und goldlnsternen Aristokraten zu bereichern. Die Aus-rede, daß er erwartet hätte, Johannesburg ohne einen ernsten Kampf zu nehmen, kann ih» nicht mehr decken, seitdem es durch den Depescheu-Wechsel mit Iameson klar erwiesen ist, daß ihm bekannt war, daß eine wohl vorbereitete Uebermacht die Handvoll Reiter des Dr. Iameson erwartete, ^der sollte es wirklich Neberhebung gewesen sein, welche eine Vesiegnng

der englischen Flagge für unmöglich hielt, wenn auch verwöhnte Knaben gereiften Männern gegenüber standen, die ihre Brust für eine heilige Sache dein Feinde entgegenwarfen? Das wäre kaum glaublich. Jedenfalls hat hier die Rücksichtslosigkeit in den Vorbereitungen und der Uebennuth bei der Ausführung den geistigen Urhebern des Planes einen bösen Streich gespielt. Im Sommer 1894 traten die Uitlanders zum ersten Male öffentlich auf und zeigten sich schon damals als echte Hitzköpfe, die bereit waren, die Gesetze des Landes, in welchem sie lebten und Rechtsschutz genossen, wohl zu brechen, aber nicht denselben zu gehorchen. Der Gouverneur der Cap-Colonie und Obercommissar für Süd-Afrika, Sir Henry B. Loch, kam uni jene Zeit zum Besuch des Präsidenten Krüger nach Pretoria und war von den Einwohnern von Johannesburg eingeladen worden, auch diese Stadt zu besuchen. Als aber bereits auf dem Bahnhofe zu Pretoria stürmische anti-boerische Demonstrationen stattfanden, weigerte sich Sir Henry Loch, die Deputation der Johannesburg« Einwohner zu empfangen. Als er es dennoch that, ermahnte er sie zur Unterordnung nnter die Gesetze des Landes und zum Gehorsam gegen den Präsidenten. Dagegen verweigerte er ganz, nach Johannesburg zu kommen. Die Haltung des Gouverneurs mußt« damals als durchaus loyal angesehen werden, sie erscheint aber in einem etwas anderen Lichte, wenn neuerdings durch die Veröffentlichung der das Reform-Comit6 in Johannesburg belastenden Acten erwiesen zu sein scheint, daß Sir Henry gerade um jene Zeit mehr zur Geduld als zur Unterordnung ermahnt hat, ja sogar sich über den Stand der in Johannesburg vorhandenen Waffen«orräthe mit einein gewissen snmpathisirenden Interesse orientirt hat. Sir Henry, welcher inzwischen seinen Posten in Capstadt aufgegeben hat und als Lord Loch in London dem otium cum äi^uitllt« lebt, hat diese Behauptung zwar im Unterhauie zurückgewiesen, aber doch nur dieses, denn zu entkräften vermochten seine Gegenbeweise nicht.

Ein halbes Jahr nach diesen Ereignissen in Pretoria brach im nördlichen Theil des Transvaal ein Kassern-Aufstand aus, der bereits weiter oben erwähnt worden ist. Präsident Krüger entsandte ein stärkeres Zlufgebot der Miliz, welche jeden Augenblick unter die Waffen gerufen werden kann, und da man nicht wußte, welche Ausdehnung der Aufstand annehmen würde, zog man fast alle waffenfähigen Männer ein. Auch den Einwanderern britischer Abstämmling wurde mitgetheilt, daß sie im Falle der Notb mit in die Reihen zu treten hätten für das Land, dessen Schutz sie sonst genossen. Diese Zumuthung rief bei den Engländern in Johannesburg eine stürmische Entrüstung hervor, denn sie waren eben nur daran gewöhnt, für bezahlte Steuern mit gemietheten Soldaten vertheidigt zu werden. Sie weigerten sich energisch, protestirten und machten Lärm in den englischen Zeitungen, so daß diese sehr bald von einer gewalttlMgen Pressung des freien Briten zum Söldner der grausamen Voeren sprachen.

Da der Ausstand der Kaffern schnell niedergeschlagen wurde, kam es zu leinen ernsteren Auseinandersetzungen, aber das Colonial Office in London basirte doch hierauf eine seiner Forderungen an den Präsident Krüger wegen Abhülfe von Mißständen in der Behandlung der Uitlanders. Mittlerweile hatten nämlich diese allgemeinen Klagen der Iohannesburger eine feste Form angenommen. Sie verlangten das Recht, Abgeordnete aus ihrer Mitte in den Volksraad senden zu dürfen, freie Selbstverwaltung in Johannesburg, Abschaffung gewisser Staatsmonovole und endgültige Befreiung vom Kriegsdienste. Diese Forderungen wurden um so bestimmter verlangt, als der Volksraad denjenigen Deutschen, welche freiwillig den boerischen Fahnen in den Kaffernkrieg gefolgt waren, das actiue Wahlrecht zugestanden hatte. Dieser spontane Act der Liebe für das neue Vaterland von Seiten der ohnehin beliebteren Deutschen erhöhte die Popularität dieser und verschärfte somit die Gegensätze. Es ist nicht ganz ersichtlich gewesen, ob Lord Loch, welcher 1895 von seinem Posten als Gouverneur und Obercommissar zurücktrat, um seinem ursprünglichen Vorgänger im Amte, Sir Hercules Robinson, Platz zu inachen, sich der Rhodes'schen Politik allzu willfährig gezeigt hat, so daß er dem Londoner Colonial Office gefährlich erschien, oder ob er nicht genug in dem rauschenden Kielwasser seines unternehmenden Premierministers schwamm. Man kann aber beinahe das Letztere annehmen, da die geplante Ueberrumpelung Transvaals unter den Augen Sir Hercules Robinsons zur That reifte. Wenn Lord Loch auch ganz Brite in seinen Gefühlen und Neigungen war, so galt er doch für einen tadellos rechtlichen Mann und war als naher Bekannter des Hofes und besonders des Prinzen von Wales wohl kaum geneigt, auf eine gewagte Politik kleiner Winkelzüge einzugehen, wie Cecil Nhodes sie gegen die Transvaal-Republik in's Werk zu sehen beabsichtigte. Als Anerkennung seiner Verdienste ist denn Lord Loch auch die Peerswürde geworden. Ob Sir Hercules Robinson es verstehen wird, das englisch-südafrikanische Staatsschiff glücklich durch die bevorstehenden Wetter zu steuern, muß die Zukunft erst lehren.

So wie wir heute vermögen, die Entwickelung der letzten Ereignisse in Süd-Afrika rückschauend zu betrachten, müssen nur uns sagen, daß seit ungefähr zwei Jahren unterirdische Kräfte an der Arbeit gewesen sind, um die Ueberrumpelnng der Transvaal-Republik durch einen Handstreich vorzubereiten. Die Unzufriedenheit der Uitlanders wurde geschaffen und geschürt, die öffentliche Meinung in England durch die Presse und Theilhnberschaft ins Interesse gezogen, einige südafrikanische Millionäre traten in London auf und erregten, nie Barnato und Robinson, den Neid ihrer ärmeren, zuweilen hocharistokratischen Mitmenschen, und das Cabinet von St. James, welches, wie man sagt, die Welt regiert, wurde durch des großen Cecil Überredungskünste geschoben und gedrängt, so daß Nichts weiter im Wege zu stehen schien, was daran hindern konnte, die reife Frucht in Süd-Afrika

zu pflücken. Wie wohlig mag sich wohl zum Ausgang des Jahres 1895, welches so uiele bittere Enttäuschungen gerade auf dein südafrikanischen Speculationsmarkte gebracht hatte, so mancher englische Lord bei dem Gedanken in seinen ledernen Lehnstuhl gestreckt haben, daß in ein- oder Wochen der liebe Cecil ihm die' Taschen mit dem Golde der barbarischen Boeren füllen würde. Keine Sorgen über unerfüllbare Verbindlichkeiten mehr, keine Klage über Entwerthung des heimatlichen Grund und Bodens, denn die Dividende aus der Tasche der Boeren macht Alles glatt. Und das Alles nur mit dem Leben einiger junger Hitzköpfe bezahlt — das war fürwahr billig erkauft! Der Rhodes war doch ein wahrer Teufelskerl! — In Johannesburg brachen Dezember 1895 heftige Unruhen aus. Die Uitlanders erklärten, sich nicht länger mit Versprechungen des Präsidenten Krüger abspeisen lassen zu wollen, und es schien, als wollten sie dieses Mal selb'« vor einer blutigen Entscheidung nicht zurückschrecken. Der Präsident war sehr maßvoll in seinen Maßregeln dieser offenen Auflehnung gegenüber, verlangte aber absolute Einstellung von Umtrieben und Feindseliakeiten, ehe er auf die Forderungen der Postulanten einzugehen vermöchte. Die englische Regierung und der britische Obercommissar in Capstadt, Sir Hercules Robinson, legten sich in's Mittel und unterstützten die Wünsche der Uitlanders durch Ermahnungen an den Präsidenten, den berechtigten Forderungen zur Abhülfe offenbarer Mißstände nachzugeben. Der Präsident erwiderte nur, daß er offenbare Mißstände nicht anerkennen könnte, daß er aber nach wie vor gewillt wäre, die Klagen der Uitlanders vor den Volksraad zu bringen. Vorläufig aber verlange er, daß die Gesetze seines Landes respectirt werden sollten. Da die Uitlanders anscheinend weder durch Bitten noch Ermahnungen zu beruhigen waren, ließ der Präsident ein stärkeres Truppen-Contingent die Stadt einschließen, so daß wenigstens jede Möglichkeit der Verbindung mit außen abgeschnitten war. Durch diesen Act wuchs die Aufregung in der Stadt Johannesburg noch mehr, die boerische Polizei wurde gezwungen, den Ort zu räumen, und das sogenannte Reform-Comit6, welches die ganze Aufwiegelung und Organisation der Unzufriedenen geleitel hatte, übernahm die Verwaltung des Ortes. Truppentheile, welche schon als Volunteer-Corps lange bestanden hatten, und Reugebildcte erhielten Gewehre, bezogen Wachen, erercirten und geberdeten sich, als ob sie jeden Augenblick bereit wären, gegen die verhaßten Boeren zu kämpfen. Erst nachher hat man erfahren, daß die meisten dieser sogenannten freiheitsdurstigeu Krieger Leute waren, welche im Dienste und Solde von Cecil Rhodes und Genossen standen, und daß mau i« Johannesburg den Einfall des Dr. Iameson durchaus nicht wünschte, da eine große Mehrheit dagegen war. Die indiscrete Depeschenmappe des Dr. Iameson brachte ein Papier zu Tage, auf welchem schwarz auf weiß zu lesen war: Die Iohannesburger bäten, den Einfall vorläufig aufzuschieben, da der Zeitpunkt nicht als geeianet erschiene. Diese Umstände erklären auch, weshalb es in Johannes-

bürg nicht zu offenen Feindseligkeiten mit den Voeren kam, und daß es möglich war, daß sich Bataillone aus deutschen und anderen loyalen Unterthanen der Voeren-Republik in Johannesburg bildeten, welche bemüht waren, schon während der Aufstandszeit den Schutz von Personen und Eigenthum zu übernehmen. Mit großer Genugthuung sieht man auch hier unsere Landsleute treu auf der Seite des Rechts stehen und ihre militärische Schulung zum Nutzen ihrer Mitbürger und des Staates gebrauchen, dessen Gastfreundschaft sie genießen. Wir sind so oft bereit, das allzu große Anpassungsvermögen unserer auswandernden Brüder zu bemäkeln, die im Auslande gute Engländer oder Dantees werden, wir müssen aber ihre große Loyalität gegenüber ihrem neuen Vaterlands auch als eine Eigenschaft anerkennen, auf die wir stolz sein können. Der Engländer ist nicht so geartet, sondern glaubt sich überall da, wo nicht englisches Recht ihn schützt, unterdrückt und benachtheiligt. Hierdurch mag er wohl zum einen Theil die Welt erobert haben, aber ich fürchte für unseren Nachbar, daß er damit auch gleichzeitig eine böse Saat säete, und wenn eines Tages sich eine Schwäche an dem Koloß zeigen wird, werden die Feinde wie Pilze aus der Erde wachsen. Unsere deutschen Landsleute werden aber, wenn sie auch schon in der dritten und vierten Generation ihrer Heimat entfremdet gewesen sind, genug deutsche Treue bewahren, um von allen Seiten des Erdballs her dem Mutterlands zu einem Groß-Deutschland die Hand zu reichen.

Nach der Niederlage der Iameson'schen Truppe, als wieder geordnete Verhältnisse in Johannesburg eingekehrt waren, ließ der Präsident Krüger den deutschen Bürgern seinen besonderen Dank und seine Anerkennung für ihr loyales Verhalten aussprechen. Während die Bewegung in Johannesburg wuchs und in offene Empörung gegen die Obrigkeit des Landes ausartete, hatte Cecil Rhodes den Telegraph nach Mashonaland spielen lassen und den Dr. Iameson dahin instruirt, daß derselbe alle verfügbaren berittenen Truppen der Chartered Company und der ebenfalls unter dieser Verwaltung stehenden Nechuana-Polizei bei Mafeting, der an der unmittelbaren Nordwestgrenze des Transvaal gelegenen Hauptstadt Bechuanalands, sammeln sollte, um, eines Winkes aus Johannesburg gewärtig, in das Gebiet der Südafrikanischen Republik einzufallen. Der Plan war, wie es auch später aus den Entschuldigungen Iamesons und seiner Genossen hervorging, der folgende: Iameson sollte gerades Weges auf Johannesburg zusteuern, um sich dort mit den Aufständischen zu vereinigen, den Platz selbst zu halten und zu uertheidigen, bis die englische Negierung sich würde ins Mittel legen und mit der Thatsache einer Besitzergreifung von Johannesburg rechnen können. Der vorher erwähnte Wink blieb aber aus, im Gegentheil trafen von Johannesburg Depeschen bei Dr. Iameson ein, welche seinen Zug auf das Energischste widerriethen, da die Stimmung in Johannesburg demselben durchaus nich: günstig wäre. Ob nun die finanzielle Lage der Chartered Company eine so drückende war, oder ob andere zwingende Grund

vi. Iameson veranlassten, genug, er sehte seinen Trupp von 700 Neitem in den letzten Tagen des Jahres 1895 in Bewegung und ritt in Gewaltmärschen auf Johannesburg los. Wer Süd-Afrika kennt, wird wissen, daß es kaum möglich ist, ohne Futterstationen eine Zahl von 700 Pferden schnell vorwärts zu bringen, und so kam es denn, daß Dr. Iamesons Reiterschcmr wohl Krugersdorp, einen östlich von Johannesburg gelegenen Flecken, erreichte, aber daselbst in einem solchen Zustande der Ermattung anlangte, daß Roß und Reiter nur ein einziges Bedürfnis;, nämlich das der Ruhe, empfanden, zum Kampfe aber absolut unfähig waren. Man kann von ehrlichen englischen Offizieren jeden Tag die Erfahrung äußern hören, daß der britische Soldat wohl ausgezeichnet im Kugelregen steht, wie ein Löwe angreift und ein guter Feldsoldat im Kleinen ist, daß er aber bei dein geringsten Mangel an Verpflegung und bei großen Anstrengungen wie Märschen und langwierigen Entbehrungen völlig versagt.

Ein Beispiel hierzu ist die Truppe Dr. Iamesons, welche, nebenbei gesagt, noch einen Stabsoffizier eines der ersten Gnrderegimenter der britischen Armee zu ihren Führern unter Iameson zählte. An einer Kloof, d. h. einer Art von Paß, angekommen, welche der Weg durchschreiten mußte, erhielten die Engländer plötzlich lebhaftes Feuer aus den vor ihnen liegenden Höhen. Da es am Nachmittage war, nahmen sie eine Stellung ein, gedachten ein kurzes Feuer-Gefecht zu führen und den ihrer Meinung nach nicht sehr zahlreichen Gegner am anderen Morgen mit Tagesgrauen aus seiner Stellung zu werfen. Der Hauptgrund zu Iamesons Iögerung war wohl aber die gänzliche Erschöpfung seiner Mannschaften und Pferde, und diese wiederum war die Rettung der Noeren. Wenn Iameson mit aller Energie an diesen« Abend noch den Angriff gewagt haben würde, so hätte er nur einen schwachen Gegner gefunden, welchen zu umgehen ein Leichtes gewesen wäre, und es erscheint nicht ausgeschlossen, daß er Johannesburg erreicht haben würde. So aber entwickelte sich ein Feuergefecht am Abend, welches mehr von den Boeren als ein hinhaltendes geführt wurde, da diese die Engländer nur aufhalten wollten, um andererseits ihren Landsleuten Zeit zu gönnen, ihre Reihen zn verstärken. Mit der Dunkelheit schlief auch das Schützenfeuer ein, und während die Engländer im tiefen Schlafe einige Erholung von der gänzlichen Ermattung suchten, strömten von allen Seiten Noeren herbei, die bereit waren, ihr Leben für die Freiheit ihres Vaterlandes einzusehen. So ging denn die südafrikanische Sonne über zwei sehr ungleich starken Gegnern auf. Die Einen, wohl 800 an der Zahl, Männer, Greise und Kinder von 14 bis zu 80 Jahren, von heiligem Eifer beseelt in dein Bewußtsein, daß es galt, einen Entscheidungskampf, vielleicht den letzten möglichen in dieser Welt für ihre Unabhängigkeit gegen den verhaßten Feind zu kämpfen, der ein Jahrhundert lang an ihrem Untergänge gearbeitet hatte — ein Heer von Helden für eine heilige Sache, »Ind auf der anderen Seite eine Handvoll Miethlinge im Dienste geldgieriger

Börsenspekulanten! Die afrikanische Sonne hat ihre Lieblinge, nnd wie mit jeder halben Stunde des sich am Vormittage abspielenden Schützengefechtes sich die Zahl der Voeren vermehlle und ihr Muth wuchs, sank die Kraft der Engländer moralisch und physisch, und nach sehr bedeutenden Verlusten mußte Dr. Iameson um 2 Uhr Nachmittags die weiße Fahne hissen, um seine Mannschaft vor gänzlicher Aufreibung durch Sonnenbrand und die sicheren Geschosse der Voeren zu retten. Da lag nun das übermüthige Albion wie ein Kind fast ohne Widerstand überwältigt im Staube, lind wenn mau anch sagt, daß der Ueberfall von Iscmdhlwana im Zulukriege, wo an 2(100 Soldaten von den Zulus niedergemetzelt wurden, und Majuba Hill im Jahre 1881, wo nach Erzählung der Engländer selbst die ganze Division des General Colly in 5 Stunden mühselig den Nerg erklommen hatte, aber auf der Flucht vor den Kugeln der Voeren in nur 5 Minuten wieder hinablief, als die größten Niederlagen der Vriten in Süd-Afrika gelten, so hat doch Iamesons Entwaffnung bei Krugersdorp eine neue Schlappe hinzugefügt, die nicht minder bedeutend ist. Es kann kein Zweifel sein, daß die ganze Intrigue des Eecil Rhodes. deren ausführende Kraft in dem Iameson'schen Ritt zu Tage trat, darauf abzielte, die Freiheit des Transvaal mit einem Schlage zu vernichten. Hiermit wäre der ganzen süd-afrikanischen Politik eine andere Richtung gegeben worden, und es erscheint berechtigt, die Vereitelung dieses Unternehmens durch die Niederlage Iamesons bei Krugersdorp als einen Markstein in der Geschichte Süd-Afrikas zu betrachten. Im weiteren Verlaufe der Ereignisse bei Krugersdorp wurden alle Mitglieder der Iameson'schen Neiterschaar entwaffnet, gefangen genommen und nach Pretoria gebracht, woselbst ein Gericht über ihr Schicksal entscheiden sollte. Präsident Krüger, welcher wohl alles Recht gehabt hätte, die frevelhaften Friedensstörer kriegsrechtlich erschießen zu lassen, war maßvoll genug, die ganze Schaar an die englische Negierung auszuliefern. Diese sitzt allerdings über Iameson und seine Helden zu Gericht, aber bei der allgemeinen für Iameson nicht nur freundlichen, sondern sogar begeisterten Stimmung ist es wohl nicht einmal der Opposition im Unterhause mit ihrer im Brustton der Entrüstung vorgebrachten absprechenden Kritik Enist. Wenn aber Präsident Krüger die frevelhafte» Eindringlinge in sein Land ohne Weiteres an England ausgeliefert hatte, damit die Welt sehen sollte, daß sein als barbarisch hingestellter Staat Grohmuth zu üben verstand, und vielleicht auch, um den Engländern Gelegenheit zu geben, durch ihre eigene Beurtheilung des Falles Iameson den deutlichsten Beweis ihrer stillen Mitwissenschaft oder wenigstens Gutheißung zu geben, so ließ er doch die volle Strenge der Landesgesetze an den Mitgliedern jenes Iohannesbnrger Reform-Comit6s walten, welches den offenen Aufruhr im Lande geschaffen und geschürt hatte. Alle in den Händen der Negierung befindlichen Rädelsführer wie Oberst Nhodes, der Bruder Cecils, und Lionel Phillipps, ein Iohannesbnrger Speculant, wurden zum Tode und znr Confiscation ihres Eigen-

thums verurtheilt, während ein gewisser Aduocat Leonard, welcher ent-
.flohen war, nur durch Einziehung seines Besitzes gestraft werden konnte. Dagegen ließ der Präsident auch hier noch weise Mäßigkeit walten und begnadigte die zum Tode Verurtheilten nur zu mehrjähriger Gefängnitzstrafe und gab ihre Güter frei. In Zukunft wird den Engländern wohl kaum mehr gelingen, die alte Märe von der Uncivilisirtheit der Boeren und den im Staate Transvaal herrschenden barbarischen Nechtszuständen aufrecht zu erhalten. Präsident Krüger hat der Welt die Augen geöffnet.

Wie aber waren die zuletzt beschriebenen Vorgänge in London und in Capstadt aufgenommen worden? Den Augen der Welt gegenüber spielten sich die Ereignisse folgendermaßen ab. Wenige Tage vor dem Einfall Iamesons in Transvaal trafen Depeschen ini Colonial-Ministerium in London ein, welche von Truppen-Ansammlungen bei Mafeking berichteten. Mr. Chamberlain konnte dieselben wohl oder übel nicht gut ignoriren und fragte telegraphisch bei Cecil Nhodes als Premierminister der Cap-Colonie und Director der Chartered Company in Süd-Afrika an, was diese Truppenvereinigung zu bedeuten hätte. Die Antwort lautete, daß Dr. Iameson eine größere Menge von Truppen gegen die aufständischen Matabele in der Hand vereinigen wollte. Darauf schwiegen die Blätter mehrere Tage ganz, und die erste Nachricht, welche das erstaunte Europa wieder aus Süd-Afrika erhiclt, war die, daß Dr. Iameson mit einer bewaffneten Macht von 700 Reitern in Transvaal eingefallen wäre, um das von den Boeren so ungerecht behandelte Johannesburg zu entsetzen. Welche ritterliche That! Außer den Verbreitern der großen Iohannesburger Lüge, den Engländern selbst, und den ganz Uneingeweihten glaubte aber wohl Niemand in der Welt an diese rein ritterlichen Beweggründe des unternehmenden Doctors, sondern wer die Geschichte Süd-Afrikas, besonders in den letzten Jahren, mit Aufmerksamkeit verfolgt hatte, mußte wissen, daß dieses Stückchen ein letzter Verzweiflungskniff von Rhodes'scher Mache war, der darauf abzielte, den beneideten Boeren das Fell über die Ohren zu ziehen. Auf diese Nachricht aus Süd-Afrika hin kabelte Mr. Chamberlain sofort an den britischen Oberkommissar in Capstadt, Sir Hercules Robinson, dieser sollte Dr. Iameson unverzüglich zur Umkehr veranlassen. Diese Depesche erreichte noch ohne Verzögerung ihr Ziel, von da ab traten aber auffälliger Weise Störungen in der Kabeluerbindung ein, so daß das Londoner auswärtige Amt mehrere Tage ohne südafrikanische Nachrichten blieb, ein Umstand, welcher dasselbe der peinlichen Verpflichtung überhob, der Welt über die Vorgänge in Süd-Afrika Rechenschaft abzulegen, bevor die Thatsachen dort unten zu Gunsten Großbritanniens entschieden hatten. Der Befehl des Obercommissars wurde Dr. Iameson auf drahtlichem Wege und durch reitende Noten übermittelt, erreichte ihn aber auf die erste Weise deshalb nicht, weil Iameson wohlweislich alle Telegraphendrähte vorher hatte zerstören lassen. Die reitenden Boten trafen ihn jedoch unweit des verhängnißvollen Ortes Krugersdorp,

wurden aber mit der Weisung abgefertigt: Imueson müsse Johannesburg erreichen, da er dorthin gerufen worden wäre. Der Präsident Krüger war unterdessen auch nicht müßig gewesen. Es war ihm, wie sich später herausgestellt hat, schon lange vor dein Einfall Iamesons bekannt gewesen, daß ein Gewaltstreich im Werke war, und sowohl er selbst als seine stets wachsamen Unterthanen waren auf ihrer Hut gewesen. Sobald Dr. Iameson die Grenzen seines Landes überschritten hatte, entsandte der Präsident einen seiner Neffen mit einem Briefe direct an den Führer der Flibustier, in welchem er ihn eindringlich zur Umkehr ermahnte. Der übermüthige Engländer, welcher wie alle seine Landsleute glaubte, daß die ganze Welt von Rechtswegen ihm gehöre und ihm Alles gelingen müsse, hielt diese Ermahnung für ein Zeichen der Schwäche, nahm den jungen Boeren gefangen und ritt weiter. Noch mehrere Boten wurden entsandt, um die Eindringlinge freundschaftlich zur Umkehr zu bewegen, aber Nichts fruchtete, und Dr. Iameson trieb die Prahlerei so weit, daß er den entwaffneten Sendlingen zurief, sie könnten ihre Waffen auf dein Nathhaus zu Pretoria zurückerhalten.

Wie ein Donnerschlag wirkte in England die Nachricht von der schmählichen Niederlage und Gefangennahme Iamesons und seiner Leute, denn erstens wird das englische Publicum, dessen Kriege sich immer in so weiter Ferne von der Heimat abspielen, über den Werth und Unwerth seiner Soldaten durch selbstberäuchernde Zeitungsberichte ganz im Unklaren gelassen, und zweitens wird von einein Kriege, wenn er auch mit einem zweifellosen Mißerfolge ausgegangen ist, stets als von einer 8^lic>u8 oampaißn gesprochen. Es giebt englische Generale, die in hohem Ansehen stehen und sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen und doch nur ziemlich erfolglose Expeditionen geführt haben, dafür aber mehrere Male empfindliche Niederlagen erlitten. Es ist eigenartig für uns Deutsche, die wir ja allerdings in unserer heutigen Geschichte von: Kriegsglück in seltener Weise begünstigt worden sind, wie gering unsere doch nicht so leichten afrikanischen Lorbeeren von uns selbst veranschlagt werden im Vergleich zu der großen Wichtigkeit, welche die Engländer ihreu doch ausschließlich gegen Eingeborne geführten Kriegen und zweifelhaften Erfolgen auf diesen Gebieten beimessen. Erfolge haben die Briten ja immer aufzuweisen, aber dieselben sind nur in den allerseltensten Fällen auf dem Schlachtfelde, sondern in der Zähigkeit des Ausharrens, dem Geschick des Kaufmanns und dem Eifer der Colonisten zu suchen. Hauptsächlich aber wirkte die unheilvolle Nachricht aus Süd-Afrita deshalb lähmend auf das englische Publicum, weil dieses seit Jahrhunderten gewöhnt, als Rentner von den Einnahmen seiner Colonialgüter zu leben, in den letzten Jahrzehnten die großen finanziellen Niedergänge Süd-Amerikas, Australiens und vor allen Dingen des Silbers in Nord-Amerika und Indien sehr schmerzlich empfunden hatte und sich mit desto größerer Hoffnung dem durch Rhodes eröffneten Dorado Süd-Afrika zugewendet hatte. Es war eigentlich von dein großen Publicum bei dem aus-

gesprochenen Nationalgefühl der Briten nicht zu verlangen, daß es das Unrecht, welches in der gewinnsüchtigen Absicht der Charteret» Company lag, erkannte, andererseits aber mußte jeder Engländer den Wunsch haben, ganz Süd-Afrika als englisches Gebiet zu sehen, und ein Plan des großen Cecil Rhodes wurde überhaupt nicht näher auf seinen inneren Werth geprüft, sondern von vornherein als gut und sowohl gewinnbringend als national angenommen. Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz England. Entrüstung worüber? Ueber die Unverschämtheit des Rhodes'schen Planes und die Ungeschicklichkeit Iamesons, der an dem Mißlingen Schuld war? Nein! Aber Entrüstung über das Mißlingen eines englischen Unternehmens und über die Kühnheit der Barbaren, die es gewagt hatten, eine reguläre englische Truppe gefangen zu nehmen und zum Lande hinauszuschaffen. Man machte nicht Cecil Nhodes, nicht Iameson, nicht der Chartered Company irgendwelche Vorwürfe, sondern man tadelte in verhüllter Weise die Negierung, daß sie diese Schlappe nicht durch ihr Dazwischentreten zum Siege gewendet hatte. Die englische Meinung von der Allmacht der Negierung ist eine ebenso große wie der Nespect vor derselben, und hierauf sind auch wohl die vielen Bemühungen einzelner Cabinette nach Scheinerfolgen zurückzuführen. Hier war es ebenso, und indem Mr. Chamberlain sich in große Worte hüllte, die in London ungemein gefielen und den eitlen Briten schmeichelten, an Präsident Krüger jedoch ohne Wirkung abprallten, empfand die ganze civilisirte Welt mit tiefer Beschämung, daß ein großer christlicher Staat sich zum Handlanger gemeiner Geldgier hergegeben hatte und dadurch tief herabgewürdigt war.

Daß man dieses Bewußtsein in demselben Maße in England selbst empfunden haben sollte, muß wohl bezweifelt werden. Wie die Sachen lagen, wurden die nach England zurückkehrenden Iameson'schen Reiter und ihre Führer mit Enthusiasmus aufgenommen und waren die Helden des Tages. Der sogenannte poeta lanre»w3, der ruhmgekrönte Dichter, eine Art von Hofstellung, welche kurz zuvor einen: Dichter als Nachfolger Tennysons verliehen worden war, besang den Heldenritt Iamesons in Versen. Unter diesen Umständen hätte Chamberlain der öffentlichen Meinung in's Gesicht geschlagen, wenn er den ersten Forderungen des Präsidenten Krüger in Bezug auf eine Genugthuung für den Einfall Iamesons nachgegeben hätte. Er versprach daher. Alles thun zu wollen, that aber vorläufig Nichts, sondern wiederholte seinerseits die alten Klagen der Uitlanders als Forderungen Englands an die Südafrikanische Republik. Die Genugthuuug, welche Präsident Krüger forderte, war erstens die Zurückziehung des der Chartered Campann, verliehenen Charters und zweitens die Entfernung von Cecil Nhodes aus Süd-Afrika. Diese Beiden waren als Geldmacht und als Kopf die gefährlichsten Ruhestörer in Süd-Afrika. Auf diese Punkte wurde vor der Hand britischerseits nicht näher eingegangen, schon weil eine directe Mitschuld der Chartered Company noch nicht erwiesen und

zweitens weil Cecil Rhodes, nachdem er das Direktorium der Gesellschaft und seinen Posten als Premierminister am Cap aufgegeben hatte, nach England reisen sollte. Da schlug ein zweiter Blitz unter die Schaar der stolzen Briten, welche die That Iamesons als einen ritterlichen Act freier Entschließung hinstellen wollten und jede Mitschuld der Negierung und der Direktoren der Chartered Company leugneten. Die Regierung der Transvaal-Republik veröffentlichte nämlich eine Anzahl von Depeschen, welche zwischen Doctor Iameson, dein Reform-Comitö in Johannesburg und Rhodes gewechfelt worden waren und welche klar bewiesen, daß das ganze Unternehmen von Rhodes geplant und im Interesse der Company ausgeführt worden war. Mit diesen in der Satteltasche des eroberungslüsternen Doctors vorgefundenen Depeschen, an deren Echtheit gar nicht zu zweifeln war, hatte Präsident Krüger die Engländer zum zweiten Mal uud zwar noch empfindlicher als bei Krugersdorp aufs Haupt geschlagen, und dieses gerade in den, Augenblick, wo der große Boerenhasser, Sir Ashmead Bartlett, im Unterhause die Comvetenz des Transvaal-Gerichtshofes zur Aburtheilung des Reform-Comics von Johannesburg in Frage ziehen wollte und Mr. Chamberlain schon wieder einen sehr hochmüthigen Ton anzuschlagen begann. Die Ueberraschung über diese Enthüllungen überließ die Welt wiederum den stolzen Briten, denn alle Anderen wußten von Anfang an nur zu gut, aus welcher Ecke der Wind geweht hatte. Die Aufregung in England war eine ungeheure, sie erreichte jedoch ihren Höhepunkt erst dann, als S. M. der deutsche Kaiser den Präsidenten Krüger in einem Telegramm zu der Niederwerfung des ungesetzlichen Einfalls in sein Land beglückwünschte. Wenn diese Aeußerung unseres Herrschers auch schon in den ersten Tagen des Januars bekannt wurde, so kam sie doch den Engländern erst allmählich durch die stets zur Aufreizung bereiten Blätter zum vollen Bewußtsein und wurde noch durch die Mobilisirung eines fliegenden Geschwaders gesteigert. D!e Engländer schienen sich selbst und ihre sonstige große äußerliche Würde ganz und gar zu vergessen. Freunde von jenseits des Kanals kündigten den diesseitigen die jahrelange Freundschaft, gemachte Bestellungen wurden zurückgenommen, Aufträge nicht mehr ausgeführt, kurz ein noch nie dagewesener Zorn bemächtigte sich der Kinder Albions — und das Alles wegen eines Telegramms, wird man fragen? Nun, fo einfach lag die Sache denn doch nicht. Mit dem bewußten Telegramm hatte der deutsche Kaiser einerseits nur einem alten schönen Brauche der Hohenzollern gehuldigt, indem er seiner Freude über eine tüchtige Wasfenthat und den Sieg einer gerechten Sache Ausdruck gegeben hatte. Andererseits aber hatte das Haupt des deutschen Bolkes mit dem alten Brauche gebrochen, mit Großbritannien unter allen Umständen im Frieden zu leben und feine Wege nicht zu kreuzen. Es war dies eine That, die dem Gefühle des Volkes voll und ganz entsprach, und wohl selten hat ein politischer Act unseres Kaisers solchen warmen Wiederhall in den Herzen deutscher Männer ge-

ftlnden als gerade diese spontane Aeußenmg. Er trat nach guter deutscher Art für das Recht und für die Bedrängten in die Schranken, und er gab dem stolzen England zum ersten Male zu verstehen, daß ihm in dem so oft mißachteten Deutschland ein Rivale entstanden war, welcher beachtet sein wollte. Daß dieses gerade in dem Augenblick und besonders in Süd-Afrika den Engländern sehr unangenehm sein mußte, war begreiflich, aber es war noch mehr als nur dieses Eine. England war mit einem Schlag auf allen Gebieten um einen Gegner oder wenigstens Rivalen reicher geworden.

Man hat in Deutschland viel geschrieben und gesprochen über den durch die antideutsche Stimmung in England hervorgebrachten wirthschaftlichen Schaden für unseren Erport, und es mag wohl sein, daß einige Bestellungen weniger eingelaufen sind, und daß die ungeheuren Bewilligungen zur Vermehrung der grohbritaunischen Flotte ihre Ursache zum Theil in der von den Engländern als feindlich aufgefaßten Aeußerung des Kaisers haben, eine Erklärung im Sinne des Volkes ist und bleibt das Telegramm an den Präsidenten Krüger auf alle Fälle. Mir scheint, daß wir etwas englischen Haß ganz gut vertragen können, denn unsere Waaren brauchen sie doch nnd werden sie kaufen. Wer einmal in England und in einer englischen Colonie gewesen ist, wird wissen, welche Rolle die Gegenstände mit dem von Engländern so vielfach belachten Vermerk „maäs in Osriuaiiv" spielen.

Nachdem der erste Zorn gegen Deutschland verraucht war, das gegen einen imaginären Feind mobilisirte Geschwader in seinen Friedenszustand zurückgekehrt war und die durch den Präsidenten Krüger veröffentlichten Depeschen bekannt geworden waren, verlangte Sir William Harcourt als Führer der Opposition im Unterhause eine parlamentarische Untersuchung der ganzen Vorgänge in Süd-Afrika und in dem Falle einer nachgewiesenen Mitschuld der Charteret, Company an dem Complott die Zurückziehung des ihr verliehenen Charters. Außerdem wollte man auch Cecil Nhodes in England zur Verantwortung gezogen wissen. Ueber den erstgenannten Punkt gab Mr. Chamberlain das gewünschte Versprechen, hielt aber die Entziehung des Charters für verfrüht und wollte sich in keiner Weise binden. Was Cecil Nhodes betraf, so räumte er zwar dessen Mitschuld ein, erinnerte aber an seine Verdienste um Süd-Afrika und sagte, dort wäre das Feld seiner Thätigkeit, und dorthin wäre er zurückgekehrt, um zu nützen und wieder gut zu machen, was sein verfehltes Unternehmen geschadet hätte. In Wahrheit hatte sich Rhodes nur ganz kurz in London aufgehalten und war sodann über Kairo und Ianzibnr nach Nhodesia zurückgekehrt. Es wird Jedem einleuchten, daß Präsident Krüger und seinem Volksraad mit einer parlamentarischen Untersuchung in London wenig gedient ist, noch weniger allerdings mit dem guten Willen des Mr. Nhodes, mit dem die Voeren bisher nur schlechte Erfahrungen gemacht haben. Eine Verbannung

dieses Letzteren aus Süd-Afrika wird auch Präsident Krüger nie von der englischen Regierung erreichen, dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß eine Entziehung des Royal Charters eintritt, obgleich die Aussichten auch hierfür nur gering sind. Jedenfalls dürfte aber eine schärfere Controle der Regierung eintreten, welche solche Uebergriffe wie den Einfall Di. Iamesons in befreundetes Gebiet zum Mindesten erschweren würden. So sehen wir letzt die großmüthige Auslieferung des Präsidenten Krüger unbelohnt, den frevelhaften Einbruch in das Transvaal-Gebiet ungesühnt, Cecil Nhodes nach wie vor in Süd-Afrika und vielleicht schon wieder am Werke, um einen neuen Fallstrick für die Unabhängigkeit der Boerenstaaten zu drehen, und die Engländer trotz aller kriegerischen und moralischen Niederlagen begehrlicher denn je zuvor. Kann es uns Wunder nehmen, wenn die Boerenstaaten ein Schutz- und Trutzbündniß schließen, ihre Verträge mit der Charteret» Company kündigen und sich auf Alles gefaßt machen? Die Charteret» Company selbst hat anscheinend alle Hände voll zu thun, um den Aufstand der Matabele niederzuwerfen. Da derselbe jedoch Dr. Jameson nicht von seinem Vorhaben gegen Johannesburg abhielt, kann man wohl annehmen, daß derselbe auch kein Hinderungsgrund für neue Anschläge gegen das Transvaal sein wird. Großbritannien aber verstärkt in aller Stille seine Garnisonen in Süd-Afrika und schiebt die abgelösten Truppen weiter nordwärts, so daß sie der Süd- und Westgrenze der Boeren-Republiken nahe gerückt werden. Als eigentlicher Grund dieser Verstärkungen und Verschiebungen wird der Matabele-Aufstand angegeben. Der aus allen Umständen deutlich zu erkennende Wunsch der Boeren geht nur auf die Erhaltung der bestehenden Zustände, ob derjenige der Engländer aber nicht weiter geht und auf eine Umwälzung hinarbeitet, wird die nächste Zukunft uns lehren. Wenn man die ganze Geschichte der Charteret» Company in den letzten sechs Jahren seit ihrer Entstehung betrachtet, so muß man zugestehen, daß man es hier mit der Schöpfung eines genialen Finanzmannes und großen Wirthschaftspolitikers zu thun hat, und viele Proben staatsmännischer Klugheit beweisen das Talent des Feldherrn und Organisators zugleich, aber man muß andererseits dem Präsidenten der Südafrikanischen Republik in feiner Behauptung Recht geben, daß die Bestrebungen der Gesellschaft derartig gewissenlose gewesen sind, daß man sie als gemeingefährlich bezeichnen muß. Daß es den Boeren höchst erwünscht sein muß, einem Zusammenleben mit diesen unruhigen Rachbaren ein Ziel gesetzt zu sehen, wird Jedermann begreiflich finden — ausgenommen die Engländer. Ob diese aber geneigt sind, ihre. Begehrlichkeit und ihre Ränke bis zn einer erneuten blutigen Entscheidung zu treiben, oder ob sie sich endlich dazu entschließen werden, das gute Recht der verfolgten Boeren als ein solches zu achten, müssen wir abwarten. Das Klügere wäre jedenfalls das Letztere, denn bei einem Waffengange mit den Boeren haben die britischen Krieger bislang nur den Kürzeren gezogen, und dann dürfte die

große Masse der boerisch gesinnten Einwohner der Cap-Colonie ihren britischen Herren recht unangenehme Ueberraschungen bereiten, Ueberraschungen, welche eine Umwälzung in Süd-Afrika, vielleicht sogar eine Einigung aller Theile demselben hervorbringen würden, die sehr wenig im Sinne Englands sein dürfte. Wie es aber auch kommen mag, die Snmpathieen Deutschlands werden stets mit den mannhaft für ihr gutes Recht und ihre Freiheit kämpfenden Voeren sein, und wenn nur auch nicht in der Lage sind, ihnen hülfreiche Hand zu Nasser oder zu Lande bieten zu können, so wünschen wir ihnen doch von ganzem Herzen, was ihr Wahlspruch sagt: Aind H,liiliH dovsn!

F und H.

Zum Neuen das Neueste aus der Vunkelkammer.

Gustav Schröder.

— Veilin, —

^aben Sie schon von I-Strahlen ssehört? — „Von3>-Strahlen? Sie meinen X-Strahlen, oder Nöntgen-Strahlen!" — Nein, die meine ich eben nicht; aber ich habe mir für meine Fragestellung an Röntgen ein Beispiel genommen. Dieser macht eine Entdeckung, oder genauer ausgedrückt, er macht vollends fertig, was kurz zuvor zu entdecken angefangen worden war (durch Lenard), und hat nun ein Ding, das er für keins der so zahlreichen Schubfächer der Elektricitätslehre vassend erachtet, für das er also ein neues Fach stiften und dasselbe mit einer Etikette versehen muß. Und da thut er, was in der Mathematik alter Gebrauch ist, und nennt humoristisch-bescheiden seine Unbekannte X. Tritt eine zweite unbekannte Grüße in der Rechnung auf, so nennen diese die Mathematiker 3), und so habe ich mir denn erlaubt, eine neue Sorte von Kraft, die Niemand (wenigstens unter uns geineinen Sterblichen) sieht, riecht oder schmeckt, und die doch gleich den X-Strahlen das Photogravhiren versteht — vorläufig D-Strahlen zu nennen.

Wir wollen sofort deren nähere Bekanntschaft machen.

Wir müssen runde 50 Jahre zurückgehen und stoßen dann — nicht auf den Vater, sondern, so zu sagen, auf den Großvater einer Entdeckung von heut.

Ich besitze leider die damals ihrer Vollendung nahe neunte Auflage des Brockhans'schen Conversations-Lerikons (leider! so darf man schon sagen, wenn man vor fünfzig Jahren bereits im bücherbedürftigen und erwerbungsfähigen Alter war!), und diese nennte Auflage schlage ich gern neben der

jetzt an der Spitze der Eimlisation marschirenden vierzehnten auf, um zu vergleichen, wie Menschen und Dinge und die Interessen des Tages Bestand gehabt oder Wandlung erfahren haben.

Ich war überrascht, in dem 184? herausgekommenen zwölften Bande Brockhaus' des Neunten meinem „Großvater" eine ganze Seite gewidmet zu finden — so berühmt war er bereits! Aber durchaus nicht der I-Strahlen wegen.

„Reichendach (Karl, Freiherr von), einer der gegenwärtig berühmtesten Techniker" .... so beginnt jener Artikel von 184? und schließt mit der Mittheilung, daß dem Genannten seine Vaterstadt (Stuttgart) 1836 das Ehrenbürgerrecht ertheilt und der Konig von Württemberg 1839 ihn in den Freiherrnstand erhoben habe.

Reichenbach ist 1788 geboren: „Seine Jugend siel also in die Rheinbunds-Zeit seiner schwäbischen Heimat; in die Zeit, wo die Württemberger als Zugehörige der großen Armee sich in Schlesien, wo z. B. die Festung Glogau als wichtiger Etappenort von 189? bis 1813 französische Besatzung hatte — schlimmeren Ruf erworben haben als die Franzosen selbst. Heut mag das wohl vergessen sein; in meiner Mutter, die jene Zeit als junges Mädchen erlebt halte, kochte es noch immer, wenn sie erzählte, wie die Württemberger gehöhnt hätten, der König von Preiße werde noch müsse mit Schwefelhölzle Hausire geh'n.

Aber der Student Reichend ach war ein gut deutsch gesinnter Schwärmer, der schon als Sechzehnjähriger ein neues deutsches Reich auf den Südsee-Inseln träumte, auch später auf der Nniversiät einen Geheimbund »6 lwe gestiftet hatte, wofür er von der napoleonischen Polizei für einige Monate auf dem Hohenasperg kalt gestellt wurde.

Nachmals hörte man nur noch durchaus Solides von ihm. Er wandte sich von der anfänglich betriebenen Juristerei ab und ausschließlich der Naturwissenschaft und deren Verwerthung zu industriellen Zwecken zu. Er promouirte auch und scheint Werth darauf gelegt zu haben, denn auf den Titeln seiner Schriften findet sich stets unter dem Namen das Dr. pbil. oder auch vollständig ?di1. Dr. K ». 1. IIr. — „der Weltweisheit Doctor und der freien Künste Magister".

Der Eisenbüttenkunde und dein damit im Zusammenhange stehenden Holzverkohlungsprocesse widmete Reichenbach seine besondere Aufmerksamkeit. Er macht/ bezügliche Studienreisen in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und gründete 1821 in Compagnie mit dem Altgrafen Hugo von Salm zu Blausto in Mähren und an anderen Orten Werke, die an Bedeutung, Leistung und Rentabilität mit dem damals berühmtesten Centralpunkte, der Gründung Cockerills zu Seraing bei Lüttich wetteiferten. Im Jahre 1836 starb Neichenbachs Comvagnon, und in Folge dessen zog auch er sich aus dem Geschäfte zurück. Er hatte noch verdrießliche Processe zu führen und sich gegen Verdächtigungen finanziell-administrativen Charakters

zu wehren, ging aber siegreich und als ein recht wohlbegüterter Mann aus dem Kmnpfe hervor. Er war zur Zeit dem 50. Lebensjahre nahe.

Reichend ach erwarb in der Folge bedeutende Besitzungen in Niederösterreich und Galizien, wo er Maulbeerbäume pflanzte und Seidenzucht trieb; persönlich aber nahm er ständigen Aufenthalt zu „Schloß Neisenberg unfern Wien," von wo seine meisten Vorreden datirt sind.

In seiner Eigenschaft als Naturforscher hat Neichenbach sich einige dauernde Verdienste erworben, er hat zwei allbekannte und viel benutzte Stoffe, das Creosot und das Paraffin, außerdem zwei Farbstoffe entdeckt. Eine seiner Specialitäten waren die Meteorsteinfälle, zu deren Geschichte er werthvolles Material zusammengetragen hat; er selbst hatte eine ansehnliche Meteorstein-Sammlung.

Unter seinen Reisen sind zwei für ihn von hervorragender Bedeutung geworden: 1861 eine Reise nach Berlin; 1867 eine solche nach Leipzig.

Seinen eigenen Angaben nach hätte er in Berlin nur einen kurzen Besuch und zwar in meteoritischem Interesse beabsichtigt, aber es wurde ein über ein Jahr langer Aufenthalt und siebenjähriger Krieg mit den berühmtesten der damaligen Berliner Universitätsprofessoren der naturwissenschaftlichen Fächer daraus.

Nach Leipzig ging der nunmehr Achtzigjährige, weil er in einem der dortigen Professoren einen Bundesgenossen wider die feindlichen Berliner zu finden hoffte. Auch diese Hoffnung trog; der Umworbene setzte dem Werben große Sprödigkeit entgegen.

Reichenbach hat Leipzig nicht mehr verlassen; am 19. Januar 1869, einen Monat bevor er das 81. Jahr vollendet hatte, ist er daselbst gestorben.

Der Professor der Physik, um dessentwillen Reichenbach nach Leipzig gereist ist, hieß Fechner. Derselbe ist noch älter geworden als Jener; er ist erst 1887 gestorben und war 1801 geboren.

Fechner hat (neben vielen großen und bedeutenden Fachschriften) eine kleine Schrift verfaßt (nur 55 Seiten Klein-Octav), die über Neichenbach aufs Angenehmste und Bequemste und dabei unparteiisch und glaubwürdig Auskunft giebt. Fechner war durchaus kein Anhänger Neichenbachs; aber er war auch kein verbissener Gegner. Er erkennt sogar eine der Thatsachen an, die Neichenbach als Stütze seiner Lehre verwendet hat; damit allerdings entfernt noch nicht die Lehre selbst*).

Fechners Schrift führt den Titel „Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre und ihres Urhebers" (Leipzig, Breitkopf und Härtel 1876).

*) Die sicher constatirte Thatsache war, baß eine Sensitive mit ihren Händen, am stärksten aber mit dem Elleiwogen bei zusammengeklapptem Ober- und Unterarm die Magnetnadel einer Bussole aus einer gewissen Entfernung zu Abweichungen au« der Meiidillniichtung bis zu 90 Grad zwingen tonnte — genau so, wie es ein starker Magnet gethan haben würde.

Hiermit sind wir bei dem springenden Punkte angelangt- „Odlehre": Neichenbachs Lehre vom „Od". Was ist Od? Zunächst ein Wort, das bis dahin in der deutschen Sprache oder in sonst einer Sprache noch nicht eristirt hat; ein durchgeschnittener Regenwurm, aus dem dann zwei werden; es ist, um es kurz zu sagen, die erste Hälfte von Odin. Die ersten zwei Buchstaben dieses Wortes zu einem neuen Worte und Ne- griffsträger zu stempeln, ist ein Einfall Neichenbachs. Er bearündet den- selben folgendermaßen: Vä im Sanscrit bezeichnet: wehen. Davonkommt vnä» im Altnordischen, vndo im Lateinischen. Der Begriff ist: schnell gehen, dahin eilen, strömen. Es bilden sich die Wortformen Wuodcrn, Wuotan, Odan, Odin. Die alten Götter sind ja bekanntlich überall Natur- kräfte, Naturerscheinungen, naturphilosophische Begriffe. Odin ist — neben Anderem — der Umherstreifende, der Wanderer (von: Christenthum zum wilden Jäger degradirt). „Od ist das Lautzeichen," so schreibt Neichenbach wörtlich, „für ein Alles in der gesammten Natur mit unaufhaltsamer Kraft rasa) durchdringendes und durchströmendes Dnnamid."

Die letzte Vocabel „Dnnamid" — nicht etwa zu verwechseln mit „Dynamit"! — ist ein ebenfalls von Neichenbach— unnöthiger Weise! — neugeschaffenes Kunstwort, das in diesem Sinne (später in einem ganz andern) in der Wissenschaft sich nicht Aufnahme verfchafft hat. Von dem griechischen Worte ä^nanaiF, „Kraft", abstammend und mit der sogenannten patronnmischen, d. h. die Herkunft oder Abstammung andeutenden Endung i6ß8 versehen, sollte es bezeichnen: eine Kraftleistung, ein Krafterzeugniß. Lassen wir uns von seinen« und seines Od Leichenredner Fechner erklären, was wir unter Od zu denken haben:

Es ist ein dem Magnetismus und der Elektricität analoges, imponde- rables (nicht wägbares) Agens*) (ein „Wirkendes"), welches jedoch von Jenen abweichende Erscheinungen darbietet und besonderen Gesehen folgt. Es ist in allen Körpern enthalten (organischen wie unorganischen; vor Allem auch in allen Menschen); es hat ebenso wie Magnetismus und Elektricität eine gewisse Doppelheit, die Neichenbach im Anschluß an den längst eingebürgerten Sprachgebrauch durch positiv (-!-) und negativ (—> bezeichnet.

Ich bemerke eben, Rechner ist doch ein wenig dürftig in seiner Charakteristik des Od, und ich will ein wenig nachhelfen.

Von« Erd-Mngnetismus hat Jeder Kenntniß, nun denn — es giebt auch ein Erd-O d. Mit den« Erd-Mngnetismus zusammengebracht hat die Wissenschaft längst die prachtvolle Erscheinung des Polarlichtes. Man wußte, daß der in der atmosphärischen Luft unsichtbare elektrische Strom im luftleeren oder doch stark luftverdünnten Naume leuchtet, und half sich

*) „Aaens" ist nanz dasselbe wie „Tynamid" und dabei ein länastgebläuchliche«, allen Gebildeten verständliches Wort.

nun beim Nordlicht mit der geringen Dichtigkeit, die unsere Atmosphäre je nach dem Abstände von der Erdoberfläche gewinnt. Da kam das Od schön zurecht; das bedarf der Luftuerdünnung nicht erst; das Odlicht leuchtet sofort, wenn es einen Körper verläßt; aus allen Fingerspitzen strömt es mw bildet eine „zarte Lohe", einen „duftigen Hauch". Nord- und Südlicht sind die imposantesten Ausstrahlnngen des Odlichtes. Diese sehen alle Menschen; die Odausstrahlungen der Finger — die hat Reichenbach selbst nie gesehen, die sehen nur eigens Veranlagte, mit absonderlicher Sehkraft oder Nervenreizbarkeit Ausgestattete, die „Sensitiven".

Wenn Neichenbach heute als Verkünder der Odlehre aufträte, heute, nachdem wohl oder übel der Hnpnotismus das akademische Bürgerrecht in der eracten Wissenschaft sich errungen hat — vielleicht fände er weniger Veranlassung, mit Goethe zu seufzen oder zu spotten:

Daran eikenn' ich den sselehrten Herin!
Was ihr nicht fasset, steht euch meilenfern:
Was ihr nicht wässt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, sselte nicht!

Aber ich bin durchaus nicht gewillt, als Apostel der Odlehre aufzutreten und ihr Proselyten zu werben. Ich würde recht gern darüber plaudern und bin der Ansicht, die heutige junge Welt, für die das Od seit mehr als einem Menscheualter vergessen und begraben ist, würde sich nicht ungern die zum Theil märchenhaft lautenden Zeugenaussagen vorführen lassen; aber ich muß dem knappen Raum Rechnung tragen, auf den ich mich zu beschränken habe.

Es kommt ja auch entfernt nicht auf Alles an, was das Od geleistet hat oder geleistet haben soll, sondern nur auf das einzige Zeugniß, das es als Eristenz-Veweis beibringen kann: den Veweis Schwarz auf Weiß oder Vraun auf Weiß, nämlich, daß das Odlicht genau so — photographiren kann, wie das Nöntgen-Licht. Gerade so dem Wesen nach; was das Maaß der Leistung betrifft, da bleibt es freilich „meilenfern" zurück hinter den reizenden Skeletten von Fröschen, Kanarienvögeln, Goldfischen, Meerschweinchen und Menschenhänden, mit denen uns in den letzten Monaten alle illustrirten Preßerzeuguisse aufgewartet haben.

Die menschliche Netzhaut des Auges besitzt (nach Joung-Helmholtz) nur dreierlei Nervenfasern, die farbenempfindlich sind, und die Farbeneindrücke vermitteln; die drei Farben, die wir mit Roth, Grün und Violett bezeichnen. Die augeublicklich im hoffnungsvollen Wachsthum begriffene, ganz junge Kunst des farbigen Photographirens hat dem Gehirn die wunderbare Thätigkeit abgelauscht, wie ans jenen drei Grundfarben, durch passendes Uebereinanderlegen die zahllosen Farben-Mischungen und Abstufungen entstehen, die unser Bewußtsein unterscheidet. Unendliche Nuancen liegen da-

zwischen, aber Roth und Violett sind die Grenzstäche des Reiches des Sichtbaren; durchaus nicht die Grenzen des Lichtes.

Eine der großartigsten internationalen Unternehmungen der modernen Wissenschaft ist die Holographische Aufnahme des Sternenhimmels. Schon sind die bisherigen Sternkarten durch eine Anzahl von Sternen bereichert, von deren Existenz bisher die vollkommensten Fernröhre keine Kunde gegeben hatten und haben geben können. Wie es einen tiefsten und einen höchsten Ton giebt, den das menschliche Ohr noch auffassen kann, so vermag unser Auge Licht nicht mehr aufzufassen, das weniger Aetherschwingungen hervorruft als das, was wir Roth nennen, und mehr als unser Violett. Aber die Lichtempfindlichkeit gewisser Stoffe geht weiter als die des menschlichen Auges; was absolut von keinem Menschen schon mehr gesehen wird, wirkt doch noch auf die photographisch vorbereitete Platte. Es ist eigentlich unlogisch. Dasjenige, was gesehen nicht mehr wird, also eine Farbe nicht mehr ist, doch mit Farben-Namen zu bezeichnen; aber es war das Bequemste und Nächstliegende. So hat man denn die Bezeichnungen eingeführt „Ultra-Violett" (über das Violett hinaus) und „Ultra-Roth" ^oder „Infra-Noth" (unterhalb des Roths). Ein horizontal aufgestelltes Glasprisma erzeugt ein lotbrechtes Farbenband (Spectrum), und Roth ist darin die unterste Farbe.

Od-erfüllt ist auch der Mensch, (Neichenbach hat jetzt wieder das Wort) und zwar ist die rechte Körperhälfte od-negativ, die linke od-positiv. Wie bei Magnetismus und Glektricität gilt auch für Od der Satz nicht: „Gleich und gleich gesellt sich gern;" im Gegentheile: r»lu8 und minn8 gesellen sich gern, aber das Gleichnamige flieht sich.

Der Sensitive hat infolge der dualistischen oder polaren Natur des Od angenehme oder unangenehme Eindrücke, je nachdem sein eigner Od-Gehalt auf ungleichnamiges oder auf gleichnamiges Od stößt. Die Eindrücke sind sinnlich wahrnehmbar. Auf den Geruch und das Gehör scheint Od keinen Einfluß zu haben; jedenfalls hat Reichenbach in seinen Schriften nichts Bezügliches angeführt. Das Gefühl ist speciell Temperatur-Empfindung. Das ungleichnamige, also sympathische Od erzeugt das Gefühl eines wohlthuenden kühlen Hauches; das gleichnamige, also antipathische, ein lau-widriges bis zum Ekel und Brechreiz sich steigerndes. Die Geschmacks-Unterscheidung macht sich geltend als „angenehm säuerlich" gegenüber „widerlich bitterlich". Der Farbeneindruck ist „sanft-bläulich" gegen „Gelblich-Roth".

Während hiernach drei von den fünf Sinnen des Menschen vom Od afsicirt werden, erschien erklärlicher Weise der Lichteindruck als die nachdrücklichste Manifestation. Temperaturgefühl und Geschmacks-Empfindungen kamen nur in nächster Nähe zur Geltung; das Od-Licht hatte einen viel größeren Wirkungskreis. Wenn aber das Odlicht überhaupt nur Sensitiven aufging, so that es das auch bei diesen nur dann, wenn nach längerem

Aufenthalte in einem mit größter Sorgfalt vor der Zufuhr gewöhnlichen Lichtes abgeschlossenen Naume das Auge völlig ausgeruht und von dem gewöhnlichen Sehreiz gänzlich entspannt war^).

Reichenbach begann feine Odstudien bald nachdem er fich auf Schloß Reisenberg häuslich eingerichtet hatte. Constatirt ist, daß er bereits im Jahre 1844 in dieselben eingetreten war. Es drängte sich ihm sehr bald die Erwägung auf: Das Schlimme bei der Sache ist, daß sie von Seiten der Richtsensitiuen Glauben verlangt. In Erinnerung an den ungläubigen Thomas und die Art seiner Bekehrung ist wohl die Redensatt entstanden: „Der Glaube muß Einem in die Hand kommen." Nun, eben so gnt ist es wohl, wenn er Einem in die Augen kommt. Das Sonnenlicht photographirt selbst da noch, wo das menschliche Ange keine Farbenemvfindung mehr hat — sollte das Od licht nicht auch auf lichtempfindliche Platten chemisch wirken? Wenn man einein Od-Leugner ein im stockfinsteru Räume erzeugtes Licht- bezw. Schattenbild vorlegen könnte, würde ihn das nicht bekehren?

Reichenbach machte einschlägige Versuche; aber sie blieben so vollkommen resultatlos, daß er — durchaus nicht am Od selbst, aber an der aewünschtcn Demonstration «6 «culuz ^verzweifelte und nahezu 20 Jahre nicht wieder darauf zurückkam.

Das geschah jedoch, als er 1861 nach Verlin kam. Mittlerweile hatte sich die Photographie mächtig entwickelt. Im Hofphotographen Günther fand Reichenbach einen sehr geschickten und bereitwilligen Helfer, und durch Vermittelnng des Professor Rose wurden ihm im Uniuersitätsgebaude zwei Zimmer eingeräumt, die er seinen odischen Studien nnd Productionen entsprechend einrichtete.

Reichenbachs Aufenthalt in Verlin, der bis tief in den Sommer 1862 sich verlängerte, brachte ihm viel Anerkennung in Laienkreisen, auch hochgebildeten (er nennt eine vornehme Familie, die ihm allein sechs Sensitive lieferte); aber bei den berühmtesten Männern der eracten Wissenschaft hatte er keinen Erfolg; ja, er erfnhr — bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit — in seinem wissenschaftlichen Streben die entschiedenste Zurückweisung.

Er hat über seine Berliner Erfahrungen in einer besonderen Schrift berichtet: „Odische Begebenheiten zu Berlin in den Jahren 1861 und 1862." Seine Odo-Photographien oder Odographien, wie man die einschlägigen, umfangreichen Versuche wohl nennen könnte, sind nach seiner Erklärung sehr zufriedenstellend gelungen. Er schrieb damals — noch von Berlin aus — am Schlüsse seines Berichtes: Die gewonnenen photographi-

*) Eine Stunde war das Wenigste. Aber Neichenbach und seine Sensitiven hoben die Geduld gehabt, bis zu 5 Stunden im Einstein ausznhalten.

scheu Platten ftiegative) offerire er jeden, sich für die Sache Interessiren-
den zur Einsichtnahme. Er nennt seinen Berliner Aufenthaltsort (Hotel d'Angleterre an der Bauakademie) bezw. später sein Domicil Schloß Neisenberg unfern Wien. Das Ganze athmet eine Zuversicht, die dem unbefangenen Leser von heut Staunen erwecken muß. Daß Neichenbach ein Lügner und Taschenspieler gewesen sei, das ist nach Allem, was man von seinem Charakter weiß, undenkbar. Also entweder ist er ein comvleter Narr gewesen, oder — die Berliner Leuchten der Naturwissenschaft sind, durch das eigene Licht geblendet, nicht fähig gewesen, frenides Licht wahr-
zunehmen.

Der oben angeführten Schrift ist die Copie einer der gewonnenen Platten (Negative) beigefügt.

Gewonnen waren die Negative in folgender Weise: Die Platten, mittelst des damals noch ausschließlich in Gebrauch stehenden Collodium-Processes lichtempfindlich gemacht, wurden vor dem Gebrauch in der üblichen Weise frisch hergestellt und so — im feuchten Zustande — statt, wie bei», üblichen Photographiren, gegen vorzeitige Lichteinwirkung geschützt, in die photographische Camera eingelegt zu werden, in, vollkommen dunklon Räume so angebracht, daß Odlicht-Ausstrahlungen sie treffen konnten, ja mußten (falls dieselben eine Wahrheit waren). Der Vollständigkeit wegen muß kurz angeführt werden, welche Odlicht-Quellen benutzt wurden. Ich beschränke mich auf die 3 wichtigsten:

Gutausgeblildete Krnstalle (deren Wurzelende od-positiu, die Spitze od-negativ ist (nach Neichenbachs Angabe); natürliche Magnete; mensch-
liche Hände, die einen festgelegten Glasstab umfassend, durch letzteren das Od auf die Platte leiteten.

Zunächst wurde die zubereitete Platte in ihrer ganzen Ausdehnung der Odstrahlung ausgesetzt. Nach 15 Minuten langer Exposition wurde entwickelt. Die Platte erwies sich als leicht gebräunt. Der Photograph erklärte mit Bestimmtheit, das sei Lichtwirkung.

Bei den folgenden zahlreichen Versuchen wurden die Platte» mit Papp-
scheiben bedeckt, in denen Figuren allsgeschnitten waren. Jetzt erschienen nach erfolgter Entwicklung nur die Figuren dunkler getönt!

Die den „Odischen Begebenheiten" beigegebene Probe zeigt ein griechisches Kreuz und in den vier Winkeln zwischen dessen Annen zwei Kreise, ein Quadrat, ein Rechteck. Alle Figuren erscheinen wie getuscht, so bestimmt umrissen, wie e>5 eben der Tuschpinsel ergeben würde. Nun mutz man freilich in Betracht zieheil: Was man vor Augen hat, ist eine Lithographie; ein anderes Veruielfältigungsmittel gab es damals noch nicht. Man sieht also nur ein Abbild. Das beweist freilich gar nichts, wenn man der Ehrlichkeit des Lithographen nicht traut. Ist es aber nicht höchst wahrscheinlich, daß der Lithograph, der wohl gar nicht gewußt hat, worauf es dein Nesteller ankam, der nur einen Auftrag, wie viele, erhielt, den

Auftrag, eine einfache Zeichnung wiederzugeben — daß dieser die Umrisse des Negativs durchgezeichnet hat?
Hat wirklich das Negativ so ausgesehen, wie die Lithographie aussieht, dann erscheint durch diese einzige Platte bewiesen, was Reichenbach beweisen wollte.
Von fachmännischer Seite ist (im Photographischen Archiv) bald nach dem Erscheinen der Schrift „Odische Begebenheiten" eine Einwendung geltend gemacht worden, die allerdings beunruhigt. Es wurden feuchte Collodiumplatteu verwendet. Ein gewisses Trocknen macht sich schon in den ersten 15 Minuten geltend. Unter dem Pappdeckel blieb die mit den Brom- und Iodsilber-Salzen gemischte Schicht feucht; den Ausschnitten gegenüber wirkte die sommerliche Zimmerluft stärker austrocknend! Der Kritiker, der versichert, die Reichenbach-Günther'schen Versuche gewissenhaft wiederholt zu haben, glaubte in dem ungleichen Eintrocknen eine völlig ausreichende Erklärung des Vorganges finden zu dürfen. Die einzige Möglichkeit, die entstandenen Zweifel zu beheben, war, den Versuch statt mit den zur Zeit üblichen frischbereiteten feuchten— mit einer Trockenplatte zu wiederholen. Man versuchte damals allerdings schon Trockenplatten, war aber noch nicht dahinter gekommen, sie lichtempfindlich genug zu machen. In: voliegenden Falle war die gebotene lange Ervositionszeit kein Uebelstand; der Kritiker versuchte daher eine solche und — erhielt gar kein Abbild! Damit war ja nun wohl über die „Photographibilität" des angeblichen Odlichtes der Stab gebrochen! Der Kritiker pocht auf diesen Mißerfolg und bemerkt triumphirend: Eine geschlagene Stunde, ja sogar 12 Stunden habe er erponirt und doch Nichts auf die Platte bekommen. Er scheint nicht an das Sprichwort gedacht zu haben: „Allzu viel ist ungesund!" Man kann auch über erponiren! Außerdem — eine Trockenplatte vom Jahre 1862 ist nicht sehr vertrauenerweckend.
Alles in Allem: Neichenbachs-Günthers Odophotographien sind, wenn auch nicht unbedingt beweiskräftig, so doch durchaus nicht zu verachten*).
So muthvoll in der Schrift von 1862 Reichenbach das Odophotographiren als erwiesen darstellt — er ist in dem Verkehr mit Fechner, auf den er doch so große Hoffnungen gesetzt hatte, nicht mehr darauf zurückgekommen. Das glaube ich wenigstens daraus schließen zu müssen, daß in der Fechnerschen Schrift, die nach Tagebuch-Notizen über die in Leipzig ausgeführten Experimente genau berichtet, von der chemischen Wirkung des Odlichtes kein Wort steht.
Brockhaus IX von 1847 wußte Nichts vom Od, denn erst 1849 hat Reichenbach die erste Schrift darüber veröffentlicht. Brockhaus XIV

*) Namentlich augenblicklich nicht mehr, wo die Tüsseldoifcr Experimente vorliegen, die wir alsbald näher kennen lernen werden.

von 1894 weiß natürlich vom Od, fertigt es aber mit 18 Zeilen ab (ein» schließlich des bibliographischen Nachweises der Fechner'schen Leichenrede) und schließt mit den Worten- „Sowohl die Erscheinungen selbst, als die darauf gebaute Theorie haben sich indeß als Irrthum erwiesen." lie- Vrockhaus XIV von 1894 bat nun auch wieder Etwas noch nicht gewußt, nämlich, daß Ludwig Tormin in Düsseldorf 1891 die Reichen- bach'schen Versuche von 1861/62 wieder aufgenommen und auf Trocken- platten im Stockfinstern durch bloßes Handauflegen photograpbirt hat — in Gegenwart eines Photographisch-Sachverständigen, des Professor Crola von der Kunstakademie!

Ludwig Tor min prakticirt seit zwölf Jahren in Düsseldorf als- Magnetiseur oder, wie die Herren sich lieber nennen, „Magnetopath," denn in dieser au „Allopath" und „Homöopath" sich anschließenden Bezeichnung bringen sie ihren Anspruch zum Ausdruck, auch zur „Facultät" zu gehören und es nicht zu verdienen, -u den Wunderdoctoren und' Charlatanen ge- rechnet zu werden, wie ihr berühmtester, beziehungsweise berüchtigtster Berufs- genosse Mesmer.

Tormin ist der Schwiegersohn des — wie er ihn nennt — „ehr- würdigen Nestor der beutigen Magnetopathen Walpurg Philipp Kramer in Köln". Obgleich im gewöhnlichen Leben uud im Sinne Darwins Vererbung von Schwiegervätern bis setzt nicht beobachtet worden ist, so — muh doch Tonnin sich Wirkung davon versprochen haben, daß er uns von dieser Verwandtschaft in Kenntnitz setzt. Von seiner Mutter er- zäblt er, sie sei eine lebendige Elektrisirmaschine.

Tormin bekennt ehrlich, sein Erverimentiren im Jahre 1891 habe hauptsächlich deu Zweck gehabt, die greifbare Ueberzeugung von dem den Fingern des Magnetopathen — also insbesondere seinen Fingern — ent- strömenden Fluidum zu gewinnen. „Obschon ich das gewünschte Resultat erhielt," so schreibt Tormin, „und ein Gelehrter, wie der verstorbene Professor Kapp, sich für meine Forschungen interessirte, gab ich doch die angestellten Versuche bald wieder auf, weil ich mir sagte, daß ich doch nicht hoffen dürfe, bei der stark materialistisch augehauchten Weltanschauung in weiteren Kreisen Theilnahme für diesen Gegenstand zu finden."

Da ging die Sonne von Würzbnrg auf, und die ersten X-Strahlen ergossen sich über Feld und Flur! Uud da erwog Ludwig Tormin, das; er ja doch früher aufgestanden war und schon vor vier Jahren gestrahlt hatte, und machte dem Professor Slalm an der technischen Hochschule in Charlottenburg Mittheilnng davon.

Dieser antwortete ihn: uud betonte die Möglichkeit, daß die damals benutzte Vlechcassettc, in welcher das Kreuz eingeschnitten war, die Brom- silber-Gelatineschicht der Trockenplatte berührt haben könnte, was er- fahrungsgemäß einen Einfluß auf die lichtempfindliche Schicht übe.

Tormin ließ sich das gesagt sein. Er ließ die Cassette so herstelle», daß eine Verührung unter keinen Uniständen stattfinden konnte. „Es wurden von Neuem Versuche angestellt, welche sämmtlich von Erfolg waren." Von Erfolg unter Tormins Händen! Ein in ganz gleicher Weise ausgeführter Versuch, den Professor Crola zu machen die bewundrungswürdige Geduld hatte (45 Minuten die Hand auf einem Flecke unuerrückt zu halten!), blieb ohne Resultat. „Es scheint also zum Gelingen des Experimentes eine starke magnetische Kraft nöthig zu sein*)."

Der kleinen Schrift, in der Tormin über seiue Handstrahlungs-Ergebnisse berichtet, sind zwei „autotypische Abdrucke" von erzielten Negativen beigefügt. Unter dieser Bezeichnung ist ohne Zweifel Lichtleimdruck, Photolithographie oder Zinkographie verstanden, jedenfalls eins der modernen Vervielfältigungsverfahren, das keiner Vermittelung durch einen Zeichner bedarf, bei dem vielmehr das Negativ direct die Grundlage des Abdrucks liefert. Dies ist dann ein Document von durchschlagender Beweiskraft, so gut als habe man selbst die Aufnahme gemacht und, ohne die Platte aus der Hand zu geben, in der Dunkelkammer entwickelt — natürlich vorausgesetzt, daß kein grober Betrug, keine jdirecte Fälschung vorliegt, woran selbstverständlich hier nicht zu denken ist.

Um der Zuverlässigkeit willen sind autotypische Abdrücke beigefügt, die allerdings das Bild nur schwach wiedergeben. Der photographische Verlag von Schmitz K Olbertz in Düsseldorf offerirt „photographische Originalabzüge", was doch wohl heißen soll Positiv-Copien nach den Original-Negativen.

Beim ersten Blick auf die Autotypien fühlt man sich enttänscht, denn das Bild des Kreuzes tritt nur sehr wenig tiefer grau und mit stellenweise unsicherer Abgrenzung aus dem allgemeinen Grau der Platte hervor; bei näherer Erwägung sagt man sich aber, daß es zunächst auf den Grad von Deutlichkeit gar nicht ankommt, sondern nur darauf, daß der Kreuz-Ausschnitt in dein Blechdeckel überhaupt zum Ausdruck auf der lichtempfindlichen' Schicht gekommen ist, nnd das ist ganz nnverkennbar der Fall.

Um nicht zu weitläufig zu werden, will ich nur noch angeben, unter wie erschwerenden Umständen das Urbild von Fig. 2 in Tormin? Schrift zu stände gekommen ist.

Sämmtliche einschlägige Manipulationen sind in vollkommener Dunkelheit ausgeführt; selbst die reglementsmäßige rothe Lampe hat nicht gebrannt. Natürlich war der Krenzansschnitt in der Cassette bereits hergestellt, als die Versuchsplatten dem Verschlusse, in dem die Fabrikanten sie zu liefern pflegen, entnommen wurden. Es wurden zwei Platten in gleicher Weise

*) Zunächst Geschäftsempfehlnna, aber darum wissenschaftlicl! nicht weniger interessant.

vorbereitet; die eine sollte zur Controle dienen und der Bestrahlung uicht ausgesetzt, im Uebrigen aber bis zum Abschlüsse des ganzen Processen — der Entwickelung und Firirung der Negative — genau übereinstimmend wie die Versuchsplatte behandelt werden.

Daß die Blechcassetten so eingerichtet waren, daß Berührung der lichtempfindlichen Schrift durch das Blech unmöglich mar — ist bereits erwähnt.

Die geschlossenen, die Platten enthaltenden Cassetten wurden nunmehr in einen Holzkasten 'gelegt. Derselbe war von der der Cafsette für die 13/18 Centüneter-Platte entsprechenden Größe, geschwärzt, alle Fugen dicht, mit einem in Ruthen laufenden Schiebedeckel versehen, 10 bis 12 Centimeter hoch, um welches Maß also die auf den Kastenboden gelegte Cassette vom Deckel entfernt war. Der Deckel wurde eingeschoben, und auf ihn stemmte Tormin die Fingerspitzen der rechten Hand. Dieselben waren also durch den hölzernen Schiebedeckel, durch mindestens 10 Centimeler Luft und die mit dem Kreuzausschnitt versehene Blechplatte von der lichtempfindlichen Bromsilber-Gelatine-Schicht getrennt. Die Exposition betrug 45 Minuten!

Nach erfolgter Entwickelung und Firirung der beiden Negative erwies sich, wie nicht anders zu erwarten, die Controlvlatte völlig unverändert, die bestrahlte Platte im Ganzen gedunkelt, die Kreuzfigur aber merklich tiefer getönt. Dieser Erfolg läßt kaum eine andere Deutung zu, als daß die Einwirkung von Tormins Hand Holz, Luft und Blech durchdrungen hatte. Daß da, wo das Blech fehlte, die Einwirkung erheblich stärker gewesen war, ist dann selbstverständlich.

Professor Slabn erhielt fofort „Abzüge", worunter ohne Zweifel Positiv-Copien der Original-Negative zu verstehen sind. Er antwortete: „ . . . Bei der getroffenen Versuchsanordnung halte ich directe Wärmewirkungen für ausgeschlossen, so daß thatsächlich Strahlen von Ihrer Hand ausgegangen sein müssen, welche weder Licht- noch Wärmeftrahlen sind. Es wäre nun noch interessanter, wenn Sie nachweisen könnten, das; diese Strahlen, ähnlich wie die Röntgen-Strahlen, durch verschiedene Stoffe in verschiedener Weise hindurchgehen."

Donnin fügt daran die Erklärung: „Selbstverständlich finden Experimente in der von Herrn Professor Slabn angegebenen Richtung statt, und zwar unter Controle von Mitgliedern des hiesigen Vereins von Freunden der Photographie. Dieselben behaupten vielfach, vor photographischen Mthseln zu stehen."

So schreibt Tormin in seinem Bericht, den er übrigens bereits im März abgeschlossen hat, so daß man sich eigentlich wundem muß, daß seitdem Nichts wieder verlautet hat. Letzteres nehme ich wenigstens an, !da in einer der letzten Nummern der Wochenschrift „Prometheus" die Mittheilungen über Tormin nichts Späteres enthalten, als seine Schrift darbietet.

5 und v. 37?
Mit dieser Schrift Hab' ich noch ein Hühnchen zu pflücken. Eigentlich nur mit ihrem Titel, in dem sich jedoch die Auffassung kund giebt, die den Verfasser ja auch veranlaßt hat, bei Gelegenheit der „stark materialistisch angehauchten Weltanschauung" einen Hieb zu versetzen. Er hätte das, beiläufig bemerkt, gar nicht nüthig gehabt; die materialistische Weltanschauung wird gegen „odische Energie" eben so Iwenig einwenden, wie gegen die elektrische, sobald jene ihr ebenso sicher nachgewiesen sein wird, wie diese.
Tormin betitelt sein (nur 18 Seiten langes) Schriftchen: „Magische Strahlen. Die Gewinnung photographischer Lichtbilder lediglich durch odisch-magnetische Ausstrahlung des menschlichen Körpers".
„Könnt' ich Magie von meine», Pfad entfernen!" seufzt Faust. Freilich ist seine Magie für den modernen Menschen der reine Blödsinn, aber auch „magisch", wie wir das Wort heute auffassen, hat etwas Anrüchiges. „Magische" nennt man ja wohl jetzt Erscheinungen, die als Thatsachen nicht verworfen oder geleugnet werden und doch auch noch nicht in den Zusammenhang der Raturerkenntniß eingeordnet werden können? Min — Röntgen fand für das, was jenseits der höchsten Luftverdünnung innerhalb der Geißler'schen oder Hittorffschen oder Crookes'schen Rühre aus dem Kathodenlichte wird, d. h., sobald dasselbe in die gewöhnliche Atmosphäre übergetreten ist und hier prächtige Fluorescenz-Erscheinungen hervorruft, mit schwarzein Papier überzogene Pappdeckel transparent macht und durch das Fleisch einer lebenden Hand hindurch deren 19 Knochen und Knöchelckien mit photographischer Treue silhouettirt — für diese beispiellose Novität fand Röntgen auch das Mittel nicht sofort, sie „in den Zusammenhang der Nawrerkenntnin einzuordnen"; aber von „magischen Strahlen" zu reden (und etwa damit Neclame zu machen), ist ihm nicht eingefallen.
Fand sich in der „Raturerkenntniß" — nämlich in der bis dato erlangten! ^ kein Schubfach vor, in das die neue Erscheinung „einzuordnen" gewesen wäre, so war eben ein neues Fach zu stiften, und wenn, wie ich zu Anfang bemerkte. Röntgen — bescheiden-humoristisch — sich einstweilen mit dem Etikett „X-Strahlen" aus der Verlegenheit half, so hatte der anscheinende Spaß einen ganz ernsthaften Hintergrund, wenn ich das „I-Strahlen" nannte, was ihr Entdecker (wenn man dem Andenken an Neichenbach gegenüber Tormin so nennen darf) pathetisch „Magische Strahlen" genannt hat. Der „materialistisch angehauchten Weltanschauung" gegenüber hat Tormin sich mit der Wahl dieses Titels keinen Dienst geleistet.
Auch mit der Vocabel „odisch-magnetisch" bin ich nicht einverstanden. Tonnin knüpft damit an Reichenbach an, und allerdings hat dieser seine vorzugsweise für das gebildete Publicum bestimmte, so zu sagen das Evangelium der Odlehre darstellende Schrift: „Odisch-magnetische Briefe" betitelt. Hätte aber Tormin, der ja Reichenbachs Schriften studirt zu haben erklärt, sich die odisch »mgnetischen Briefe genau und unbefangen

angesehen, so müßte er gefunden haben, daß Reichend ach diesen Titel selbst perhorrescirt, ihn gewissermaßen entschuldigt, als Zugmittel, um Leser anzulocken. Neichenbach statuirte durchaus den Änimal-Magnetismns oder Mesmerismus und dessen Heilwirkung in vielen Fällen; heut zu Tage, wo Hypnotismus und Suggestion in ihren mächtigen Wirkungen anerkannt und durchaus nicht mehr „magische Erscheinungen" sind, und wo ein so berühmter Arzt wie Nußbaum dem Animal-Magnetismus volle Anerkennung hat zu Theil werden lassen, wird man Neichenbach das nicht übel nehmen. Aber Neichenbach hat ansdrücklich — z. N. dein Berliner Infusions-Ehren berg gegenüber — dagegen protestirt, sein Od mit dem thierischen Magnetismus einfach zu identificiren, was Tormin ausdrücklich thut-, vgl. S. 15 seiner Schrift. Neichenbachs Od ist viel umfassender: magnetische Wirkungen sind nur eine der Manifestationen des Od. Da aber das „Magnetisiren" trotz alles Zeterns der „eracten" Wissenschaft nie aufgehört hat, im Volksglauben wurzelnd, luftig zu grünen und zu blühen, so accommodirte sich Neichenbach dem Geschmack des Publicums; er amalgamirte sein neugeschaffenes, fremdklingendes Wort mit einem beliebten, wohlbekannten, und so entstand „odisch-magnetisch".

Professor Slaby hat sich wohlweislich gehütet, eine positive Ursprungsangäbe zu inachen: er begnügt sich mit dem Zugeständniß, daß von Tormins Hand Licht- oder Wärme-Strablen nicht ausgegangen seien. Irgendwo las ich — ich glaube im Prometheus, will das aber nicht bestimmt behaupten — Professur Slaby habe „besondere Handstrahlen als Vilderzeuger" eingeräumt oder anerkannt. Das steht wörtlich und so bestimmt nicht in dem kurzen Schreiben, das Tormin, dem Anscheine nach vollständig und wortgetreu hat abdrucken lassen. „Die freundlichst übersandten Photographien sind außerordentlich interessant." Damit ist allerdings anerkannt, daß auf den Platten Etwas zu sehen war. Der weitere Wortlaut des Schreibens ist bereits mitgetheilt.

Wenn ich die Art, wie Tormin seine Erperimente in die Oeffentlichkeit eingeführt hat, etwas bemängelt habe, so ist das eigentlich in seinem Interesse geschehen. Es mag ja sein, daß er durch die Vocabeln „magisch" und „odisch-magnetisch" Leser gewinnt: aber bei den meisten Physikern wird er damit anstoßen. Und gerade die Physiker sollen sich doch für die Sache interessiren!

Nüntgens A und Tormins P — wie verhalten sich die beiden Größen? Sind sie etwa wesensgleich? oder qualitativ gleich, aber quantitativ verschieden? Etwa, wie die Menschenhand, die den Hammer direct führt, schwächer ist, wie ein Dampfhammer, der doch auch ein Product der Menschenhand ist? Handelt es sich in beiden Fällen um elektrische Energie-Strahlung? Ist Ludwig Tormin — ein so heilkräftiger Magnetiseur er sein mag — gegenüber dem Nuhmkorff'schen Funken-Inductor dock nur ein sehr mäßiger Stromerzeuger (Nheomotor)? Oder ist am Ende Neichen-

dach der Phnutast doch nicht gewesen, für den Magnus, Poggeudorff, Mitscherlich, Ehrenberg ihn gehalten haben, und es giebt neben Elettricität und Magnetismus noch odische Energie?

Nun aber ist es die höchste Zeit, daß ich aufhöre, sonst hört das Unterhaltsame auf, das doch mein Zweck war.

Vielleicht hören wir mehr von der Sache, oder auch sie verläuft sich im Sande, und Tormin entpuppt sich nicht als Reichenbach reclivivuL. Wir müssen's abwarten.

Mönch ^lsan.

s^lach dein Rosengartenlicd.)

von

Franz Held.

— !I?eggis Schweiz, —

<3s jagte der ^trom in dunkler It?uth —
Mönch Ilsan nabte, der Degen gut,
Im Mondschein blinkte, im kalten,
5ein Harnisch aus Ruttenfalten.
«Li stemmte sich auf sein Schwert getrost
Und schrie in die Rauschenacht, wellenumtost:
Hol' über, Fäbrmann! Hol' über!

Der Ferge sagte: „Ist '5 dir bekannt?
Ich beische Hand und Fuß zum Pfand
Don dem, wen binüber ich brachte —"
„Topp! Topp!" Der Mönnich lachte,
Er sprang in den Aabn — anklatschte die U?ell',
lind schießende Strömung schob ihn schnell —
Hol' über. Fäbrmann! Hol' über!

Und wie sie trieben in Stromes Gewalt —
Rur Ilacht und ^chuß und nirgends ein Halt —
sprach Ilsan: „<Kelt? Mit dem Zoll — das war 5pott?
Du fährst mich Frumben hinüber um Gott!
wo nicht, so geb' ich als Fergengeld
Dir neu Hieb, daß dir's Vlut auf die Füße fällt —"
„Hol' über, Fäbrmann! Hol' über!"

„Um Gott?! Dich argen lastcrbart?!
Der Teufel dient Mönchen von deiner Art!"
Der Ferge schlug los mit Ruderschwang —
Das Ruder der schlaue Mönch untersprang
Und stieß ihm fein -chwcrt ins leben tief —
Der hörte nimmer, wenn «Liner rief:
„Hol' über, Fährmann! Hol' über!"
Der Mönch hackt' Hand' und Füße ihm ab
Und warf den stumpf ins hurtige Grab.
5ein Hund fraß Hand' und Füße auf.
Geleitete wedelnd treu seine» lauf.
Durch rauhe ländcr den lauf so frei.
Morien scholl Ilsans Mövcnschrei:
„Hol' über, Fährmann! Hol' über!"
Die Felgen erschlug er, soviel er bestritt.
Doch ihre schätze nahm er nicht mit,
Nein, warf sie hinter den nächsten ^tei».
^o zog er viel Jahre landaus, landein,
>3r hat über neunzig ströme gesetzt.
An neunzig Fergen die Klinge gewetzt - -
Hol' über, Fährmann! Hol' über!
Und als er kam an den hundertsten Fluß,
Da bot eine Magd ihm Fährmannsgruß.
3ie fuhr ihn hinüber mit schmeidigcm leib —
Am Ufer ward sie des Mönnichs Weib,
Doch als ihr im leib ein Aindlcin sproß,
Da trieb sie erschlagen im 5trom, wie ein Floß —
Hol' über, Fährmann! Hol' über!
I?om Ufer hat er ihr nachgeschaut,
„warum? warum nur?! ^5» weich! V so traut!
Und ihr Wellen müßt sie entführen!
Doch ich darf ja kein Weib mir erküren.
Denn tausend ströme durchrasen die Welt —
Reine Rast, bis der Fergen letzter gefällt —
Hol' über, Fährmann! Hol' über!"
Und als er kam c:n den tausendsten Fluß,
Da flohen die Wellen in bangem Schutz.
Da fuhr der Fährmann das Voot auf den Grund,
Daß Ulsans alter, grauer Hund
Gar kläglich winselte, witternd Mord —
5ie hatten kaum noch drei Finger Vord — —
„Hol' über, Fährmann! Hol' über!"

Den Fergen der Mönnich beim ganzer packt —
Da sieht ei als Ringe — Rippen nackt!
„Du schufst viel Fergen 3terbensnoch -—
Vestcls nun den stärksten Fergen: den Cod!
Du hast dein lveib ins Ivasser geschleift —
Du frevler Mönnich, drum wirst du ersäuft!"
Mit dem Ruder erschlug er so Herrn, wie Hund.
Den Mönnich zog sein Harnisch zu Grund —
Hol' über, Fäbrmann! Ho!' über!

Der Andere*).
Schauspiel in vier Aufzügen,
von
Wm.I Lindau.
— Mciningen. —
«Schlu«.)
Vritter Aufziig.
Tic Decarati«» des ersten Aufzuges.
Da« Zimmer in demselben Zustande, I„ dem voller« e» «erlassen Holle, Dei Wandschranl steht weit offen.
D»« eine noch brennende Licht auf dem Armleuchter ist fast ganz heruntergebrannt, wählend die anderen
früher gelöschten laum bi« zur Häl'te verzehrt sind. Da« Jener im Kamin ist erloschen,
Erste Zcene.
Vickert. Hallers.
(Lächelnd,) Dein ist die Puste ausciMMlM. Wir wollen das
(Die Nühne bleibt einen Augenblick leer. Die Jalousie außerhalb der Gartenthür
wird langsam und behutsam etwa einen Fuß hcch aufgehoben. Gleich darauf sieht mau,
wie uor der Thür eiue Blendlaterne geöffnet wird, mit der man das Zimmer nach allen
Richtungen hin durchleuchtet. Tarauf wird es wieder duutel. Die Thür wird mm mit
einem Schlüssel von außen geöffnet.
Nillört (schleicht sich in geduckter Haltung ein. Er läßt die Thür offen. Er hat die Laterne
einstweilen geschlossen, Plötzlich öffnet er die Laterne, v!nn dringt ein intensiver Lichtstrahl auf den de.
leuchteten Theil de« Zimmer«, während das Zimmer, in dem nur noch der eine Stumpf brennt, im Uebrigen
?»st dunlel bleibt. Dickert durchleuchtet da« ganze Zimmer nach allen Seiten hin, in jede» Winkel, Er tritt
darauf an die offene Thür und rint mit gedämpfter Stimme hinan«), Nur herein! Aber schnell!
es ist aanz qemüthlich! (Er entsernt sich von der lhiir, durchschleicht wiederum da« Zimmer und
setzt, die« und da« beleuchtend, seine Insvection eine Weile fort. Tann dreht er sich um.))>a, IV»
bleibt denn der? (Er tritt »n die Thür zurück.) Aber so komm doch! Wird's
bald?
Kindchen beim Arme fassen. (Er duclt sich und geht in gebückter StellUW unter der Jalousie.

*) Tas Recht der Nuffnhillng und Uebersetzuug vorbehalten.
P. L.

die ttwa anderthalb Meter über deni Boden abschlient, durch die Thüi, Oleich dlllauf lehrt er. Halles, der zwar nicht widerstrebend, aber schwerfällig und ungelenl folgt, mit sich zerrend, in Kai Zimmer zurück.)
Endlich! Mühe genug hat's gekostet! Siehst Du, hier thut Dir kein Mensch ums . . . Wie er dasteht! Wie eine Bildsäule! . . . Nuhig Blut, mein Söhnchen! Nur kein Kanonenfieber! Immer hübsch ruhig! Das ist die Hauptsache. Komm nur erst wieder zu Dir! Da, nimm einen festen Schluck, das ermuntert die Lebensgeister. c<5r h», °„« der Tasche «im Schna«ff»sche genommen, die er Halter« andietet, Holl«r» steht unbeweglich da, uolllommen theilnohmlol,) DtNN nicht! Aber mir wirst Du wohl gestatten? . . . (Er nimmt «inen tüchtigen Schluck und st«« die Flasche wieder ein.) Sind das Kerle! In der Kneipe das große Maul, und wenn's darauf ankommt, zu nichts zu gebrauchen. Ich kenne die Couleur! . . . Der Huud, der Albert, hat sich auch dünne gemacht. Am Großen Stern ist er ausgekniffen. Wenn der wirklich mit dem Commissar . . . dein soll's gut bekommen! . . . Nun also an die Arbeit! (Hall«»» »n« s<bw«r-fällig an den Tisch recht», auf den er vorher Portefeuille und Uhr gelegt hatte. Nährend Dickert sich noch im Zimmer umsieht, gewissermaken, »m die näheren Dispositionen zu treffen, steck! Haller» die Uhr, in die Weite starrend, automatenhaft In die rechte Hosentasche, ltbenlo greift er nach der Brieftasche, die er auch ,u sich stecken will. Ol, Dicker» es bemerlt.) Halt da, Freundchen! Hier wird nicht ge-trampelt. So haben wir nicht gewettet! Halbpart! (Er nimmt Hallerz die Brieftasche »u« der Hand, die dieser ihm ruhig überläßt, Lr öffnet sie und durchsucht den Inhalt) Ein Wechsel? !Mt Bedauern,) Nein! Eine Quittung! Um vierhundert Mark sind wir beschummelt . . . Aber da . . . c?r Mit die Schein«,) Sechs blaue Scheine, ganz neue! Da! Drei für Dich, drei für mich! So gehört uch's! Und die Tasche behalte ich. (!5r steckt Halter« die drei Scheine in die linre Hand, die Haller«, der In seiner Unbewegllchielt »erharrt, i» die linle Hosentasche Neckt. Dickert beobachtet da».)
Nun hilf ein bischen! . . . Die Angst schnürt ihm die Kehle zu ... (»r rüttelt Ihn ein wen!«,) Du! . . . Hörst Du nicht? Helfen follst D^:'. . . .Du hast Dir wohl zuviel Veiregung gemacht! Du hast Dir wohl Muth trinken wollen? . . . Meiner Seel', ich glaube, der Mensch ist vollkommen bekneipt...
Halt 'mal die Lampe! Das wirst Du doch wenigstens können? <?r g>«b» Ihm die Lampe, die ll!>f de» Tische rech'» steht, und die boller» nun krampfhaft festhält. Darauf ziel!» Dickert die Decke »on diesem Tisch ab, breitet sie »uf den Boden und wirf! nun verschiedene Gegenftllnde, die «inigen Werth reprüsentiren, vom Schreibtisch auf die Decke, Verächtlich lächelnd,) Wie er da-steht . . . mit seiner Lampe! Als wollte er sich photographiren lassen!
Aber so hilf mir doch endlich! Da, der Wandschrank steht offen. Wirf mir die besten Sachen her! Ich packe sie schon ein! Zur Belohnung darfst Du Dir übrigens auch einen neuen Kittel aussuchen! Deiner ist nicht mehr schön! lHaller« hat die Lampe auf de» Tisch gestellt, er zieht Kleinchen« Mock au« und häng! Ihn in den Wandschrank, Dort hängt er auch den Hut aus. Dann tritt er hinter die spanische Wand, wo er den Rock, den er vorher «»»gezogen hatte wieter anlegt und sich da» Haar glättet, Dickert hat sich In»zwischen im Zimmer weiter zu schaffen,,'macht und verschieden« Megenstän>e auf da« ausgebreitet« Tuch °eworf«n. Sich umsehend,) Wo bist Du denn? . . . Freiherr? ... Wo steckst Du denn? n^r tritt an die spanische Wand und blick» dahinter.) Ah! Er macht Toilette.
Er putzt sich! Mit dem ist nichts anzufangen! Das ist das erste und letzte Geschäft, das wir zusammen machen, mein Sohn! ... Da muß man

also allein schanzen! (Er begiebl sich zum Wondfchro.nl, rafft Zlöße von Kleidem zusammen I,nd wirft sie auf da« au«gebieitete Tuch, Tie Viihne ist immer nur stellenweise vom Lichte der Vlendlatern« hell beleuchtet, im Uebrigen ab« dunlel,)
(Hallel« ist long!»,» »och vorn gegangen und bat sich «iedel auf den Stuhl am Ichleibtisch gesetzt, «us dem er uoryer eingeschlafen war. Er hat jetzt die Augen »ieder geschlossen.»
Dickert (geht mit Kleidern bepackt vom Wandschrank ,UI Mitte de« Zimmer«), Da sitzt er und rührt sich nicht vom Flecke! ... Ich glaube gar, er ist eingeschlafen! Er muß schwer betrunken sein! Hier ist's wirklich gemüthlich! Man könnte hier in aller Nuhe seinen Kaffee kochen! I<5r lniet neben den Haufen, den er zusammen, geworfen hat, nicber und macht sich mit den Aachen zu schaffen, um sie zu einen! Bündel zusammenzu» schnüren,» Hier gefällt mir's! <Von außen ertönt ein gellender, trillernder Pfiff, auf den al«bald andere Pfiffe ou« größerer und geringerer Entfernung Bescheid geben, Dickert springt mit einem Satze <lh auf,» Verpfiffen! <Er zittert am ganzen Leibe, Seine Gliedmaßen schlottern, El greift in die Tasche und thut au« der Schnop«fl»Iche einen lrliftlgen Zug. Er rüttelt Hallel« tüchtig und ruft ihm in »themlosei Hast zu.) Reiß NUs, sonst wirst Dll gekuppt! (»r springt zum Fenster da« nach der Straß« führt, und schiebt den Store ein wenig bei Seite,) All UNttN stellen sie! (Er rüttelt noch einmal Hallel«,» KoMM! KoMNl! (Dann läuft er »ach der Gortenthür recht« und stürzt davon,»

Zweite Zcene.

Hallers. Vlise. Da,,!, Weiser».

(Von der Straße hört man verschiedene Stimmen. Weich darauf wird luftig und lange und zu wiederholten Malen geklingelt. Wallers macht mit äußerster Anstrengung Versuche, sich zu ermuntern. (53 gelingt ihm nicht. Er bleibt mit geschlossenen Augen fitzen, wie er gesessen hatte. Tas Klingel» wird wiederholt. Man hört auch Pochen an der hausthür.)

Elise (betritt nach einer Weile da« Zimmer in großer Hast und Erregung, Sie ist wie voihei geNeidet, ha! ab«l ihre Haare gelöst. Sie hat ein brennende» Licht in del Hand), Ach Gott . . . ich kann kaum vom Flecke . . . (2'° "blickt Hallel«,» Herr Staatsanwalt! . . . Herr Staatsanwalt! . . . Sie haben ihm was angethan! Ach Gott, ach Gott! lE» Ningelt wiederum.» Ja doch! Und wie das hier aussieht! . . . («lbeimalige« Mingtln.! Ja doch, ich komme schon! <2>« öffnet die Lhül linl« und geht hinau«, Gleich darauf lommt sie wieder, von Weigert gefolgt,)

Weigert. Es ist gar niHts! Beruhigen Sie sich nnr!

Elise. Ich kann mich kaum auf den Veinen halten . . . Und unser armes Fräulein ... ach Gott, och Gott! . . . Und da . . . unser armer Herr! . . .

Weigert <ls> °" voller« herongetlcten'. Der Herr Staatsanwalt schläft .. . ich werde ihn schon wecken! Gehen Sie nur zu Ihren, Fräulein und sagen Sie, das gnädige Fräulein dürfe ganz unbesorgt sein. Ich sei mit meinen Leuten zur Stelle ... In fünf Minuten würden wir die Kerle dingfest gemacht haben ... Es sei Alles in Ordnung . . . Gehen Sie nur . . . eilen Sie!

Elise lmit schwankenden Schlitten, beim Abgehen», AK Gott! Ach Gott!

Weigert <°li schon vorher, während er mit Vlisen sprach, Hallcr« sauft gerüttelt Holle, ih»
ie«e lriftigei ichiüteliit,,. Zerr Staatsanwalt! . . . Herr Staatsanwalt! . . .
Das ist doch kein natürlicher Schlaf! . . . Herr Staatsanwalt! . . . Dem
haben sie irgendetwas vor die Nase «ehalten. Er muß betäubt sein! ^
lieht sich im Zimmer, in dem Elise ihr Licht gelassen hatte, um und entdeck» hinter der spanischcn Wand
eine Wassertaraffe. Vi dringt sie nach vorn, gient Wasser in die hohle Hand und besprengt Haller«, Hallerl
lommt allmählich zu sich und blickt sich verwundert »m. Weigert sagt lächelnd.) Das hat aber
Mühe gemacht . . . Nie ist Ihnen denn, Herr Staatsanwalt? Halles »«»
immer schlaftrunlen um sich sehend,) Ja, es sieht hier nett aus! . . . Also richtig,
wie ich gesagt hatte . . . Vor Allem wollen wir mehr Licht machen. <«5r
zündet die Kerzen aus dem Armleuchter an, so dW da« Zimmer nun mätzig hell wird,) "?)ie LeUtt
haben gut gearbeitet . . . Haben Sie denn gar nichts gemerkt? Keinen
Menschen kommen hören? Haben Sie so fest geschlafen? . . .
Hallers ld«r sich allmMch ermuntert), Vermuthlich . . . ja . . . sehr fest!
... Ich weiß gar nicht, wie mir ist. Ich bin noch gan; betäubt . . .
Weigert. Ja, betäubt! Das habe ich gleich vorausgesetzt, als ich
Sie gar nicht aufwecken konnte . . . Sie haben das Zimmer nicht verlassen?
Hallers. Nein . . . Ich weiß, daß ich mich gestern Abend, gleich
nachdem Sie mich verlassen hatten — es mar wohl gegen elf Uhr . . .
Weigert. Schlag halb elf Uhr, ich weiß die Zeit genau! Ich bin
von hier direet nach dem Keller gefahren, die Fahrt hat zwanzig Minuten
gedauert, zehn Minuten vor elf war ich da . . .
Hallers. Nim also, etwas nach halb elf Uhr habe ich mich auf diesen
Stuhl gesetzt, um noch ein wenig zu lesen ... da in dein Buche, das
nur offenbar später aus der Hand gefallen ist. Ich hörte noch Fräulein
Arnoldy über mir spielen ... Da muß mich der Schlaf befallen haben
. . . und ich habe bis jetzt fest geschlafen . . . bis Sie mich geweckt haben.
Weigert. Und Sic haben also gar kein Geräusch gehört?
Hnllers. Nein.
Weigert. Schlafen Sie denn immer so fest?
Hallers. Nein. In letzterer Zeit allerdings.
Weigert. Aber die Lichter müssen Sie doch vorher gelöscht haben?
Vis auf das eine, das ganz abgebraunt ist.
Hallers. Ich habe kein Licht gelöscht.
Weigert. Das ist merkwürdig . . . Jedenfalls hat sich Einer,
während Sie schliefen, liier eingeschlichen ... (5s sind zwei Individuen
gesehen worden, aber meine Leute sind in ihren Angaben über diesen Punkt
nicht ganz sicher. Vielleicht sind's auch mehr gewesen. Die Leute sind
durch die «Mrtenthür eingedrungen. Hau'?- und Corridorthür waren geschlossen ... die Gartenthür muß wohl offen geblieben sein.
Hallers. Nein, das Mädchen hat sie verschlossen.

Der Andere. 28?
Weigert. Dann haben sich die Burschen eben einen Nachschlüssel verschafft.
Hallers. Aber der Schlüssel steckt ja im Schloß.
Weigert. Dann haben Sie den Bart des richtigen Schlüssels von außen gefaßt und sich so Eingang verschafft. Eine Kleinigkeit für einen geübten Einbrecher!
Elise (,urülN»mmmb). Das gnädige Fräulein ist sehr besorgt und läßt den Herrn Staatsanwalt bitten . . .
Hallers. Ich komme, (Mse ob,) Verzeihen Sie einen Augenblick.
(Er geht nach recht» ob.)
Dritte Scene.
Weigert. Ein Wachtmeister.
Weigert. Die Geschichte mit den Lichtern verstehe ich nicht. Oder sollte der Freiherr wirklich schon vorher hier gewesen sein, wie er sagt? Ich hab's für Prahlerei gehalten. Aber mit der Zeit würde es stimmen . . . Das wäre so gegen elf gewesen, und jetzt haben wir . . . (»««der uhi s«h«nd) drei Viertel auf vier . . . Das könnte stimmen ... Er fagte ja aber auch, Doctor Hallers wäre nicht zu Hause . . . Und das stimmt nicht! ... Es wird sich schon aufklären.
(Man Nopft an die Thür hinten linls, Welaert deolebt sich dorthin und öffnet,)
Weigert. Nun, was giebt's.
Wachtmeister (erscheint auf der Schwelle und bleibt dort stehen.) Einen hätten wir ... den dicken Karl.
Weigert. Und die Anderen.
Wachtmeister. Es scheint nur der Eine gewesen zu sein. In der Mhe des Hauses ist jedenfalls nur Einer aufgegriffen. Die Anderen müßten sich hier noch versteckt halten.
Weigert. Lassen Sie von zuverlässigen Leuten das ganze Haus vom Keller bis zum Söller durchsuchen . . . aber ganz genan! Und lassen Sie die Ausgänge auf das Schärfste bewachen.
Wachtmeister. Heraus kommt Keiner! Das ganze Haus ist umstellt!
Weigert. Gut.
Wachtmeister. Hier ist eine Brieftasche, die im Garten gefunden worden ist ... unweit der Thür da (nach der «artenthar «eisend). Wahrscheinlich hat sie der dicke Karl weggeworfen, als er merkte, daß er uns nicht entgehen konnte.
Weigert (nimmt da« Portefeuille). Haben Sie ihn gehörig visitirt?
Wachtmeister. Ganz vorschriftsmäßig.
Weigert. Haben Sie sonst nichts gefunden?
Wachtmeister. Nichts! Nur alten Plunder, der ihm gehört: eine Schnllvsflasche, ein Taschentuch, ein kleines altes Messer mit schadhafter

Klinge, eine kleine Bürste mit Perlenstickerei, einen Meldeschein auf seinen
Namen, ein altes Portemonnaie mit etwa drei Mark.
Weigert. Sonst nichts?
Wachtmeister. Nichts.
Weigert. Keine Dietriche? Kein Brecheisen?
Wachtmeister. Nichts, nichts.
Weigert. Dann lassen Sie den Weg von der Thür bis zur Stelle,
wo Sie ihn aufgegriffen haben, genau absuchen. Da werden wir schon
etwas finden. Riecht der Mann nach Aether oder Chloroform?
Wachtmeister. Nein.
Weigert. Und wo ist er?
Wachtmeister. Draußen im Hausflur.
Weigert. Lassen Sie ihn noch nicht abführen. Vielleicht wünscht
ihn der Herr Staatsanwalt vorher zu sprechen. (Weigert verabschiedet den Wacht-
meister mit «in« Bewegung de« Kopfe». Der Wachtmeister griißt milittirifch »nb »cht ob,)
Vierte Scene.
Weigert. Dann hallers.
Weigert (öffnet b°» Portefeuille und prüft den Inhalt», Dreihundert Mark . . .
Visitenkarten . . . eine Quittung ... ein Brief.
Hallers (pon recht«, lfr hat inzwischen fein gewohnliche« «u«Iehen wieder erhalten). Jetzt
stehe ich also zu Ihrer Verfügung.
Weigert (da« PottefeuUe unauffällig einsteckend). Einen haben wir schon, die
Anderen werden wir auch noch kriegen . . . Wollen sich der Herr Staats-
anwalt gefälligst einmal umsehen, ob Sie Werthvolles vermissen?
Hallers. Hier vom Schreibtisch fehlen allerlei Kleinigkeiten . . .
Weigert. Die werden wohl da im Haufen liegen . . .
Hallers (f°ht an feine Rock- und Westentafche). Mir fehlt meine Nhr . . . und
das Portefeuille auch ... Ich lege sie gewöhnlich dorthin <°uf dm Tisch n»<h
recht« beutend,. Ob ich's gestern auch gethan oder ob ich sie bei mir behalten
habe, kann ich wirklich nicht sagen . . .
Weigert. Die werden sie natürlich zuerst genommen haben.
Hallers (der sich weiter befühlt hat, greift in die Hosentasche). Nein, die Nhr ist
da! Die habe ich also in der Zerstreutheit eingesteckt . . . aber das
Portefeuille . . .
Weigert. Das ist auch da! Wissen Sie genau, was es enthielt?
Hallers. Ganz genau. Außer werthlosen Kleinigkeiten sechs ganz
neue Hundert-Mark-Scheine.
Weigert. Sechs?
Hallers. Sechs. Ich habe sie gestern von der Bank erhoben.
Weigert. So! Dann haben also nur Zwei eingebrochen. Drei-
hundert Mark sind da. Die anderen dreihundert hat also der Andere.

(Paust. In veröndettem Tone, etwa« langfamer.) DtN Kllrl Dickert haben WN' draußen.
Wünschen der Herr Staatsanwalt, daß er Ihnen vorgeführt wird?
Hallers <M «in« Augenblick besinnend,. Ich bitte darum.
Wachtmeister (verbeug! sich, begiebt sich n»ch hinten linl«, »ffnet die Thiir und inst im Kommandotöne hinaus). Arrestant soll vorgeführt werden!

Fünfte Zcene.

Hie Vorigen. Dann Dickert.

(Weigert bleibt an der Thüi stehen. Hallers steht vom links am Schieibtisch, mit der Thüi abgewandtem Gesicht. Längere Pause. Dickert, vom Wachtmeister begleitet, tritt ein. Er läßt den Kopf hängen und scheint ganz gebrochen zu sein. Weigert bedeutet den Wachtmeister durch eine stumme Bewegung, sich zu entfernen. Der Wacht» mcister geht.)
Weigert. Der Herr Staatsanwalt will Sie sprechen. Treten Sie vor.
CDickert geht langsam, mit gebeugtem Kovfe nach vorn, ohne die llugen aufzuschlagen,)
Hllllers (wendet sich ,u ihm). Sind Sie der Karl Dickert?
Dickert (noch immer mit niedergeschlagenem Blick). Jawohl, Herr . . . (ssr schlägt die llugen auf, er wonlt in äußerstem Erstaunen einen Schritt zurück und stottert leise,) Herr Staatsanwalt. (El sammelt sich, rafft sich auf, tritt zuversichtlicher wieder vor und sagt mit höhnischem frechem Grinsen.) Sie sind doch der Herr . . Staatsanwalt?
Hallers. Das werden Sie gleich merken. Uebrigens haben Sie nicht Fragen zu stellen, sondern zu beantworten. Sie sind hier in unmittelbarer Nähe des Hauses aufgegriffen worden. Machen Sie keine thörichten Versuche, Erwiesenes zu leugnen. Sie sind geständig, soeben — vor einer Viertelstunde etwa — in diesem Zimmer gewesen zu sein?
Dickert. Das werden Sie wohl selbst am besten wissen, wenn Sie der Herr Staatsanwalt sind . . . Und Sie sind doch der Herr Staatsanwalt?
Hallers. Seien Sie nicht frech! Sonst werde ich Ihnen beibringen, wie man sich zu benehmen hat. Also antworten Sie!
Dickert. Nein. (Leise.) So lange der Commissar da ist, sage ich kein Wort . . . Herr Staatsanwalt. Wenn Sie etwas von mir erfahren wollen, schicken Sie ihn weg. Unter vier Augen will ich Ihnen Alles sagen . . . Alles! Vor Ihnen habe ich kein Geheimniß . . . Herr Staatsanwalt.
Hallers (geht noch hinten, tritt an Weigert heran, leise.) Ich bitte Sie, mich mit dem Menschen allein zu lassen. Vor Dritten verweigert er jede Aussage. Allein werde ich schneller mit ihn: fertig werden. Sie warten wohl im Vorzimmer? (Dickert geht nach recht« hinüber-, er wirft einen Blick de» Bedauern» »uf da» halb, fertige Bündel.)
Weigert. Zu Befehl. <L«ife.) Wenn der Herr Staatsanwalt mir noch eine Bemerkung erlauben wollten: Dickert ist ein Schwätzer. Lassen Sie, ihn ruhig reden, ohne die Geduld zu verlieren. Er verplappert sich immer.

Hallers. Er scheint sehr frech zu sein.
Weigert. Nein. Durchaus nicht! Im Gegentheil. Er hat vor den Beamten gehörigen Respect.
Hallers. Also gut ... ich werde ihn zum Schwatzen bringen und schwatzen lassen. (Weigert nach Im» hinten »b,)

Sechste Scene.

Hallers. Dickert.

Dickert (bei lenseit« de» »ündel« gestanden hatte, steigt mit einem großen Schritte darüber hinweg und n»hert sich Haller«, bei sich Unl! »n sewen Tisch seht. Dicker« hat seine Ruhe »iedergewonnen.
In bemselben lone wie früher). NUN sind wir Unter UNs . . . NUN könne« wir ja ganz gemüthlich mit einander reden.
Hallers. Reden Sie nur!
Dickert. Also Sie sind wirklich der Herr Staatsanwalt! 3tun sieh mal Einer an! Freut mich ja sehr, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen . . . Mein Name ist Dickert! . . Das haben Sie aber hübsch gemacht, Herr Staatsanwalt! ^ I» boiicwu.r! Nun werden die Leute die Augen aufreißen, und die Zeitungen werden '3 Maul voll nehmen: was Sie für ein schlauer Kunde, für ein gescheidter Mensch sind! Ein vornehmer Mann wie Sie ... der zu uns Gesindel herabsteigt! So etwas ist ja noch nie dagewesen! Großartig! Passen Sie nur auf: zum nächsten Ordensfeste fliegt Ihnen ein großer Vogel in's Knopfloch! Das ist nun Alles so weit schön und gut . . . aber ... die Sache hat eben ihr Aber. Verstehen Sie mich, Herr Staatsanwalt? Wenn Sie denken, daß Ihnen der Spaß so ganz bequem gemacht wird, dann kennen Sie Dickerten schlecht.
Hallers (der Dickert aufmerlsam, »der ohne all« Erregung beodachtet hat). Ich hllbö Sie ruhig sprechen lassen. Aber worauf wollen Sie denn eigentlich hinaus? Kommen Sie endlich zur Sache!
Dickert. Aber ich bin ja mitten drin in der Sache! Wissen Sie, Herr Staatsanwalt, ich bin ein gemüthlicher Mensch, wenn man mich zufrieden läßt . . . aber man muß nicht mit mir anfangen, — sonst werbe ich unangenehm! Sehr unangenehm! Mit mir ist nicht so leicht umzuspringen, wie's aussieht. Aus ein paar Jahr Graupen und Grütze «lache ich mir nicht (den dritten Finger »uf den Daunicn schnellend) das! Und wenn ich ein« gekoffert werde, dann sollen die Leute auch erfahren, und alle Zeitungen sollen's bringen, wie sich ein Königlicher Staatsanwalt manchmal von Berufs wegen benimmt. Daß Sie stark bekneipt gewefen sind — das ist schließlich Privatsache. Daß Sie aber mit der rothen Male so schön gethan haben — ach, und wie schön! es war ordentlich rührend mit anzusehen, wie sie für Ihr anständiges Aussehen gesorgt, Ihnen vor allen Leuten die Hand geküßt, Sie zärtlich umarmt, und wie sie geflennt hat, als Sie aufbrachen, und wie Sie ihr allerhand zugesteckt haben — wir haben's Alle

miteinander gesehen! — das wird die Leute doch ein bischen überraschen, meine ich! Und da wird Ihnen Ihr Amt und Ihr schwarzer Mantel nichts nützen! Ich bringe meine Zeugen! Und die rothe Male wird für Sie keine angenehme Zeugin werden!

Halters. Sind Sie mit lder Einleitung nun bald fertig? Jetzt werde ich Sie fragen, und Sie haben auf meine Fragen zu antworten! Räumen Sie ein, vor einer halben Stunde etwa in diesem Zimmer gewesen zu sein?

Dickert. Wozu soll ich denn da erst lange einräumen, was Sie schon wissen?

Hallers. Haben Sie diese Brieftasche zu sich gesteckt?

Dickert. Fragen Sie nur ruhig weiter!

Halters. Haben Sie da den Wandschrank ausgeräumt und das Bündel zu machen verflicht?

Dickert. Aber weswegen fragen Sie denn nach lauter Sachen, die Sie gerade so gut beantworten können wie ich. Ja doch, wenn Sie es denn durchaus noch einmal hören wollen! Ja, ich bin hier gewesen! Ja, ich habe die Tasche genommen! Ihnen aus der Hand Hab' ich sie genommen!

Hallers. Und haben Sie die Thnt allein ausgeführt?

Dickert. Großartig! Sie wissen ganz gut, daß ich einen Complicen habe.

Hallers. Das geben Sie also auch zu. Sind Sie bereit, ihn mir zu nennen?

Dickert. Ihnen ... mit Vergnügen!

Hallers. Also wer ist es?

Dickert. Sie sind's . . . Herr Staatsanwalt. Es muß Ihnen aber nicht weiter unangenehm sein.

Hallers (»Wehend). Mensch, sind Sie verrückt?

Dickert. Ganz und gar nicht. In der Brieftasche, die da liegt, waren sechshundert Mark. Die haben wir brüderlich getheilt, mein Com« plice und ich. Dreihundert Mark sind noch drin. Sehen Sie nur nach! Ganz neue Scheine.

Hallers. Ich weiß es.

Dickert. Nun also.

Hallers. Und die anderen dreihundert Mark?

Dickert. Die hat der Andere.

Hallers. Wer?

Dickert. Ich hab's Ihnen ja gesagt: Sie!

Hallers. Wer?

Dickert. Sie! Sehen Sie nur nach! Wenn Sie die Scheine nicht weggeschmissen haben, werden Sie sie schon finden. c«5r,«>«> °«f Hon»»' «»» lasche in den NeinNeibern,) Da ... in die Tasche haben Sie sie gesteckt!

(Haller« «reift in die Taste und holt die Scheine hervor, Vi ist ganz bestürzt,) Sehen Sie, wie ich Ihnen sagte: ganz neue Scheine!
Hallers (energisch). Die haben Sie mir im Schlaf zugesteckt!
Dickert («««elnd). Ach nein, so witzig sind wir nicht. Zum Versteckspielen haben wir keine Zeit. Wir nehmen's doch nicht, um es dem wieder zuzuschustern, dem wir's abgeknöpft haben! Das hat doch keinen Zweck. Was wir haben, behalten wir. Und das theilen wir mit guten Freunden, wie sich's für anständige Leute gehört.
Hallers. Von alledem, was Sie da sagen, verstehe ich kein Wort. Erstatten Sie mir einmal geordneten Bericht.
Dickert. Wozu denn? Sie wissen ja Alles?
Hallers (stllrl erregt). Ich weiß nichts!
Dickert (betroffen, ben Ton ändernd). Sie wissen nichts? Gar nichts?
Hallers (»i« vorher). Nichts! Machen Sie nun ein Ende!
Dickert. Sie haben mich auch vorher nie gesehen?
Hallers (»>« vorher). Nein! Niemals!
Dickert. Also auch hier nicht?
Hallers. Nein, sage ich Ihnen!
Dickert (langsam, gedehnt, Ken Kopf bewegend). Ah so! ... Ich verstehe! . . . Nun machen wir ja wieder eine neue Kiste auf! Das ist ja wieder eine ganz andere Chose! (Haller« gehl an den Tisch, »uf dem die Brieftasche liegt, vergleicht die Scheine und legt die drei, die er in der Tasche hatte, in sichtbarer Aufregung dazu. Dillert sieht ihm nach und sag!.
pfiffig lächelnd, für sich,) Ahll ! Die rothe Male ist ihm in die falsche Kehle gekommen. Er will mich 'rauspauken, um sich nicht zu blamiren. Mir soll's recht sein!
Hallers (wieder»»ihn herantretend). Woher wissen Sie, daß ich die Scheine in der Tasche gehabt habe?
Dickert. Man hat manchmal Ahnungen ... ich weiß von nichts! Wenn Sie mich nie gesehen haben, habe ich Sie auch nie gesehen . . . (Leiser, gemächlich,) Und von der dummen Geschichte Nlit der rothen Male und alledem weiß ich kein Wort mehr ... fft! ... wie weggeblasen! Unsereiner kann auch reinen Mund halten . . . Kein Mensch hat mich hier gesehen! (Starl) Ich bin überhaupt nicht hier gewesen. Ich bin's nicht gewesen . . .
Hallers. Nun stellen Sie also Alles wieder in Abrede?
Dickert. Natürlich! (Mit erhobener Stimme.) Den möchte ich sehen, der mir beweisen wollte, daß ich hier gearbeitet habe. Ich weiß von nichts.
Halters. Dann wären wir also mit einander fertig!
Dickert. Gewiß, Herr Staatsanwalt! (In höflichem Tom.) Nur noch eine Frage, Herr Staatsanwalt, wenn Sie gütigst erlauben wollen. Wenn, was ein guter Freund von mir ist, mich mit nach seiner Wohnung nimmt, mir seinen Schlüssel giebt, mich die Thür aufschließen läßt, und wenn ich ganz gemüthlich mit meinem Freunde in die Wohnung gehe — ist das Einbruch? Nicht wahr nein? . . . Also schön! Und wenn mir mein

Freund aus seinem Portefolio Geld giebt, dari ich's dann nehmen? Oder ist's ein Diebstahl, wenn ich's nehme? Nicht wahr, nein, es ist kein Diebstahl? . . . Na, das wollte ich blos wissen ... für alle Fälle! (H»ller« macht «lne ungehalten! Nen>«gu!!».> Werden Sie nur nicht ungeduldig! ... Ich bin schon fertig! . . . Und nun lassen Sie mich ganz gemüthlich abführen. Ich werde schon aus den: Kasten herauskommen . . , Also rufen Sie nur den Greifer! Ich kenne Sie nicht, Sie kennen mich nicht! Sie bleiben hier, und ich gehe mit dem Herrn Commissar ein bischen spazieren. Es muß Alles seine Ordnung haben. Was sein muß, muß sein.

Hallers (»nn a» bi° TH»« l!»l«,. Herr Commissar, darf ich bitten.

Siebente Hcene.

Vi« Vorigen. Weigert.

Hallers. Haben Sie noch etwas ermittelt?

Weigert. Nichts, Herr Staatsanwalt! Ich würde beinahe glauben, der Dickert sei allein hier gewesen, wenn nicht die dreihundert Mark fehlten . . .

Hallers. Die haben sich gefunden.

Weigert. Hat der Kerl sie also doch zu verbergen gewußt?

Hallers. Nein! Der Dickert hat sie nicht gehabt. Sie waren hier ... in der Wohnung.

Weigert. So? Dann bin ich meiner Sache ganz sicher! Die Anderen sind im letzten Augenblick abgeschwenkt, und der Dickert ist's allein gewesen. Ist er geständig?

Hallers. Nein ... Er nahm zunächst den Anlauf dazu, aber es gereute ihn offenbar gleich wieder, und er schwatzte nun das unsinnigste, krauseste Zeug zusammen, aus dem ich bei aller Aufmerksamkeit nicht habe klng werden können.

Weigert. Darf ich einmal mit ihm reden? Wir kennen uns seit langer Zeit, und ich verstehe seine Sprache.

Hallers. Versuchen Sie's!

Weigert (zu Dickert, der hinten an der Vibliolhel gestanden hatte, während sich Weigert und Haller« «an, »°r» rechts unterhalten haben). Na, K<N'l, koMMtN Sie 'lNlll her! (Dickert lammt lächelnd nach dorn) Machen Sie doch keine Sachen! Wozu wollen Sie die Untersuchungshaft verlängern? Angerechnet wird ne Ihnen doch nicht. Seien Sie vernünftig. Ich habe Sie bisher immer für einen klugen Menschen gehalten. Bringen Sie sich nicht um Ihren guten Ruf.

Dickert. Zu gütig, Herr Commissar. Was möchten Sie denn gern wissen?

Weigert. Wo sind sie eingestiegen?

Dickert. Wer? Ich?
Weigert. Nicht Unzelmann machen! Spielen Sie nicht den Dummen.
Dickert. Wo werd' ich denn! Aber ich kann doch nicht sagen, was nicht ist. Ich habe mich im Thiergarten herumgetrieben, weil ich lein Quartier habe, das gebe ich zu. Aber weiter nichts, denn weiter ist nichts!
Weigert. Sind Sie nicht hier in der Wohnung gewesen?
Wickert. Wie soll ich denn 'reingekommen sein? Hat mich hier Jemand gesehen? Fragen Sie doch den Herrn Staatsanwalt. Der sagt ja, er wäre hier gewesen. Und was soll ich denn hier gemacht haben? Die Sachen durchrumoren? Da kennen Sie mich doch besser! Bei mir ist nicht ein Pfifferling gefunden worden . . .
Weigert. Und die Brieftasche?
Dickert. Was geht mich denn die Brieftasche an? Was weiß ich denn, wer die gehabt und weggeworfen hat? Ich bin's nicht gewesen.
Weigert. Also sie beharren bei Ihrem Leugnen?
Dickert. Aber allemal! Das heißt: von Leugnen ist nicht die Rede. Ich erkläre mit aller Bestimmtheit: ich bin unschuldig!
Weigert. Na, na!
Dickert. Auf Ehrenwort! Ich weiß überhaupt garnicht, was Sie eigentlich von niir wollen. Sie schleppen mich hierher! Wozu! Ich kenne den Herrn Staatsanwalt nicht, der Herr Staatsanwalt kennt mich nicht.
<Ä!it Impertinenter GleichMüglett zu Haller«, dem man »»lieht, dllß ei schließlich die Geduld »lilierl.» Nicht wahr, Herr Staatsanwalt, wir kennen uns nicht? (Mit verändertem Tone, her^ich,) Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt.
Hallers (»ei sich Inzwischen «eseht Hütte, «Ihebt sich, schroff). Schweigen Sie! Ich verbitte mir diesen dreisten Ton! Vergessen Sie nicht, vor wem Sie stehen!
Dickert (erstaunt, et!»»,, betroffen,. Aber . . .
Hallers (scharf einsetzend, in nebieterlschem lone, mit energische» Handbewegung, laut.) Sie haben zu schweigen! (Wickert Mllckt ein »on, verdutzte» Gesicht und blickt scheu M Hüller» »uf, der sich nun »n Weigert wendet. Sehr ruhi« und longsom.) Nehme« Sit dtN MllNN in Untersuchungshaft!
Weigert. Zu Befehl, Herr Staatsanwalt! <«, f»ßt Dickert °m «im. Also vorwärts!
Hlllers (sich setzend, düster »°r sich h!nst°rre»d). Weshalb hat mir der Mensch gedankt?!
Ter Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Decoration de» vorigen Aufzuge«.

Da» Zimmer Ist wieder lu Ordnung, Im Komin stall glühende» Kohlenfeuer, Durch die Scheiben de« breiten Fenster» linl«, »I« durch die Glalthiir, die nach de« «arten sührt, bringt da» helle Licht eine» sonnigen Winttivoimittag«,

Erste Zcene.

Hallers und Ommy.

Emmy. Mir liegt's noch immer schwer in den Gliedern. Hast Du denn wieder einschlafen können? Ich habe kein Auge mehr geschloffen. Was sagst Du denn nur zu Arnoldys? Die haben einen gesegneten Schlaf! Keinen Laut haben sie gehört.

Hallers. Gott sei Dank!

Emmy. Arnoldy laßt sich übrigens bei Dir entschuldigen, daß er erst Nachmittags zu Dir kommen kann. Als man mir die Thür öffnete, war er gerade in: Begriff, zu gehen. Er hat auf den: Gerichte zu thun. Agnes wird uns nachher besuchen.

Halters. Das wird mich freuen.

Emmy (seine Hand betrachtend). Was hast Du denn da an der Hand?

Hallers. Ich habe mich irgendwo an einer Nadel oder sonstwie geritzt. Es brennt ein bischen.

Emmy. Das will ich wohl glauben. Die Schramme geht ja über die ganze Hand. Warte, ich will Dir ein Heftpflaster auflegen. (Sie «eht »n den Schreibtisch.)

Hallers. Da ... im Kästchen.

EMMY (während sie da» Pflaster sucht, «inen Streifen abschneidet und ihn dann »uf die Hand ihre« Bruder» befestigt). Ein Aerger kommt doch nie allein. Unsere Elise hat mir heute früh gekündigt. Ich hatte sie freilich erst seit einem halben Jahre, aber sie war mir angenehm, und ich dachte, wir würden sie lange behalten. Mir kommt es so vor, als ob sie sich mit Ewald uerheirathen wolle. Und was das wieder für Scherereien giebt, ehe man ein neues Mädchen eingelernt und soweit gebracht hat . . . <Mt andern, Tone.) Die Schramme geht gerade über die Knöchel. Das Pflaster wird schlecht halten. Ich will Dir ein Tuch umbinden . . . (Während sie die Hand ihre« Bruder» mit einem Tuch umwiclelt.) Ja, mit den Dienstboten ist's ein Kreuz heutzutage... Aber ich will Dir heut nicht mit meinen Wirthschnftssachen kommen ... Du hast den Kopf voll genug ... Du solltest wirklich ausruhen.

Hallers (etwa» ungeduldig, aber doch freundlich). Ja, liebe Emmy, ja gewiß! Ich bin jetzt fest dazu entschlossen. Du sollst mit niir zufrieden sein.

Emmy. Zufrieden werde ich erst, wenn ich die Koffer für Dich packe . . . und — lach mich nicht aus! — wenn wir einen großen Hund haben.

Hallers (wie oben). Deine Wünsche sollen erfüllt werden.

Emmy. Ich mache Dich ungeduldig? ... Ich sag's wahrhaftig mehr
Deinetwegen . . .
Hallers. Ich weiß, liebe Emmy! Verzeihe . . .
Emmy. Aber natürlich ... Ich will Dich nur allein lassen. Ich
habe ohnehin noch alle Hände voll zu thun . . . (2« w«n!>«t sich,um Gehe». SN
umwenbtnb,) Aber lieber keine Dogge ... auf die kann man sich nie ver-
lassen . . . einen schönen Neufundländer oder Bernhardiner . . .
Hallers. Du kannst ihn Dir aussuchen. Mmn» freundlich nickend »b.>
Zweite Zcene.
Hallers. Dann »leinchen. Später Glisc.
Hallers (der sich beherrscht und den Gruß seiner Schwester freundlich erwidert hatte, furcht^
sobald er allein ist, die Brauen und geht haftig im Zimmer auf und ab). Sie Mtint's so gut!
Aber wie sie mich mit ihren Lappalien manchmal quält ... Ich muh
Feldermann sprechen, so bald wie irgend möglich . . .
Kleinchen (tritt ein, eine Mappe unterm «rm). Guten Morgen, Herr Staats-
anwalt!
Hallers. Guten Morgen! Es ist mir lieb, daß Sie so pünktlich
kommen.
Kleinchen. Ich habe eben schon gehört, welche Aufregungen Sie in
der verflossenen Nacht . . .
Halters. Ja, es war sehr unangenehm. Aber bitte, sprechen
Sie nicht mehr von der Sache. Wir haben heute von noch nichts Anderm
gesprochen. (Kleinchen stimmt mit einer Bewegung de« Kopfe« ,u,)
Kleinchen <au» der Mappe ein Manuscript nehmend und e« Hallers reichend). Ich bin
mit der Übertragung des Vortrags fertig geworden.
Hallers. Ich danke Ihnen, lieber Kleinchen! (Da« Manuscript durchbl«uernd.>
Wirklich eine äußerst respectable Leistung ... Es ist mir übrigens sehr
lieb! Ich werde Arnoldy bitten, den Vortrag an meiner Statt zu lesen.
Ich fühle mich doch zu abgespannt! Da kann er ihn sich vorher in aller
Ruhe ansehen!
Kleinchen (hat sich währenddem an den Wandschrank begeben und seinen llrbeitirock heraus
genommen, Lr bcmerlt die Neränkcluug, die mit dem Rock vorgegangen ist, und sagt lächelnd, wahren»
«I de» Nock in der Hand behält). Ein ander Bild! Immer etwas Neues! Sehen
Sie nur, Herr Staatsanwalt, der Schaden ist ausgebessert, mein Rock ist
geflickt.
Hallers. Das ist dock unerklärlich! «lr «eh» ««der im Zimmer »uf »n»
nieder. Für sich.) Da habe ich also dem Diener Unrecht gethan. (Weder l»ut.>
Unerklärlich! Ich habe die ganze Nacht das Zimmer nicht verlassen! Und
es ist doch nicht aniunehmen, daß sich mein nächtlicher Vesuch den Spaß
gemacht . . .
Kleinchen. Ich begreif's auch nicht! Man hört allerdings von
allerlei muthwilligen Streichen der Einbrecher . . .

Hallers. Sonderbar! (El streicht mit der Hand iiber Kit Ltirn.) Es muß sich aufklären . . . wie vieles Andere . . . Lassen wir das! . . . Bitte schreiben Sie!
Kleinchen (der Haller«' Ungeduld und Rerdosität bemerlt, wirft den Rock »uf einen Stuhl, um Halle« nicht »arten ,u lassen, und setzt sich sogleich an seine» lis«). Wolle» der Herr Staatsanwalt die Eingänge des Tages . . .
Hallers. Nein! Ich habe keinen Sinn dafür! Schreiben Sie gefälligst. (Er geht bictirend »uf und ad., „Hochgebietender Herr Staatsminister! Da meine Nerven durch Ueberanstrengung krankhaft überreizt sind, beehre ich mich, unter Berufung auf das anliegende Zeugniß ..." (In »nberm i°»e,) Ich werde es später beilegen . . . „unter Berufung auf das anliegende Zeugniß des Herrn Professor Dr. Feldermann . . ." (»i« unterbrechend,) Ach, lassen Sie's nur! Dazu habe ich nachher noch Zeit, wenn ich Feldermcmn gesprochen habe ... Ich möchte ihn allerdings bald sehen, so bald wie möglich. Bitte, Kleinchen, gehen Sie lieber gleich hin! Jetzt finden Sie ihn sicher in der Klinik. Bitten Sie den Professor in meinem Namen recht freundlich um möglichste Beschleunigung seines Besuchs.
Kleinchen (ist aufgestanden, nimmt den Roct vom Ztuhl, um ihn in den Wandschrank ,« hangen. Dabei fällt die Photographie auz der Tafche »uf den Voden. Vr hedt sie auf>, Wlls ist denn das? Ein Bild? (El reicht e« Haller«,)
Hallers (fehl betroffen». Wie kommen Sie zu dem Bilde?
Kleinchen. Keine Ahnung!
Hallers ««heu). Kennen Sie die Dame?
Kleinchen. Wenn der Herr Staatsanwalt mir noch einmal erlauben wollen . . . (Haller« zeigt ihm etwa« zögernd da« Nild. behält e« aber in der Hand,) Ich glaube wohl ... das Gesicht kommt mir bekannt vor. . . aber ich kann wirklich nicht sagen . . .
Hallers uul, »°n ihm entfernend», Sie müssen sich beeilen, wenn Sie Professor Feldermann nicht verfehlen wollen. (Kleinchen tri!» hinter die spanisch« Wand. Haller« betrachtet da« Äild unausgesetzt. Leise,) Das ist furchtbar Unheimlich! Das ist ja dasselbe Mädchen, von dem ich mit Feldermann sprach ... Ich täusche mich nicht! . . . Oder habe ich der Person auch in Wirklichkeit gegenüber gestanden? . . . Im Gerichtssaal? . .. Räthsel auf Räthsel! . . . Mein armer Kopf!
Elise (meidend». Draußen ist ein Fräulein, das den Herrn Staatsanwalt sogleich zu sprechen wünscht.
Hallers. Ich bin nicht zu sprechen.
Elise. Das Fräulein macht es sehr wichtig.
Hallers. Hat sie ihren Namen genannt?
Elise. Amalie Frieden.
Kleinchen (d« wieder nach vorn gekommen ist). Frieben? Den Namen haben wir schon gehabt.
Hallers. Also lassen Sie das Fräulein eintreten! (Elise »b,) Heute

brauche ich Sie nicht mehr, lieber Kleinchen. Ich pausire. Ihnen wird die
kleine Ausspannung auch gut thun.
Kleinchen. Empfehle mich, Herr Staatsanwalt. «Ir «ende» sich »u»
Gehen, In dem Augeüblick« tillt Amol« auf, Kleinchen bleibt I» großer Uebeiraschung stehe», tili!
Wieb« an Haller», bei bei Thür den Rücken gewandt hatte, heran, und sagt ihm leile.)
Das ist ja dieselbe Person ... die auf dem Bilde!
Hall eis («endet sich um, fährt, lll» ei llmalien erblickt, zusammen, beherrsch» sich »der und
lagt mit erzwungener Ruht), Richtig! Ill, ja! Ich errathe NUN auch . . . un-
gefähr ... Aber beeilen Sie sich! Sie haben keinen Augenblick mehr zu
verlieren.
(Kleinchen steht llmalien, die die llugen niedergeschlagen ha», noch einmal an und geht dann lapf-
schüttelnd ab.)

Dritte Zcene.

hallrrS. Amalie.

Hallers (hat llmalien wieder Ken Rücken gewandt und da« Bild mit gespanntester lluf,
merlsamle!» betrachtet, Er legt «3 »erlehrt, den Rücken nach »den, »uf den lisch recht». Er blickt
rathlo»
»uf. Tann tri« er an den Schreibtisch, räuspert sich und sag! lühl). Bitte, trete»! Sie Näher.
(Nmalie »ritt etwa« vor, bleibt aber >«ch immer so weit hinten, daß Haller», der sie wieder anzulehen
vermieden h°», sie auch setz! noch nicht sieh».) Fräulein . . . Frieden, wenn ich recht ge-
hört habe. Was haben Sie mir zu sagen?
Amalie (schüchtern). Ich habe Ihnen etwas zu übergeben, Herr Staats-
anwalt. (Sie reicht Haller« eine gewöhnliche Pappschachtel,)
Hallers (üffnet die Schachtel, sieht den Inhalt, erstaunt). Was ist das?
Amalie. Uhr und Kette gehören Fräulein Arnuldy.
Hallers. Ich weiß. Wie kommen Sie zu diesen Gegenständen?
Amalie. Sie sind mir von Jemandem gegeben worden.
Hallers. Von wem?
Amalie (wiederholt mit Nachdruck, aber leise,. Von wem? (Die macht ein« Paus«.
Haller» sieht sie nun erst »n. Sei» Blick begegnet llmalien», die ihn ruhig ertrügt und bescheiden fag!)
Das möchte ich nicht sagen, wenn Sie mich danach fragen.
Hllllers (von llmalien» Erscheinung befremdet und unbehaglich gestimm!, unwirlch und scharf).
Aber das werden Sie mir sagen müssen! Diese Sachen sind gestohlen.
Und Sie werden sich darüber auszuweisen haben, wie Sie in den Besitz
gelangt sind. Merken Sie sich das, Fräulein Frieden!
Amalie (sehr bewegt). Seien Sie doch nicht so hart! Nun sprechen
Sie wieder gerade wie damals. Was habe ich Ihnen denn eigentlich zu
Leide gethan? Ich verstehe es nicht! Weswegen schicken Sie mir in aller
Frühe den Polizeicommissar Weigert in's Haus? Natürlich ist mir meine
Stelle sofort gekündigt. Von Damen, die polizeiliche Besuche empfangen,
mag man nichts wissen. Nun bin ich wieder brodlos. Hätte der
Commissar Haussuchung bei mir gehalten und das bei mir gefunden,
so säße ich jetzt wieder hinter Schloß und Niegel. Und die Wahrheit

würde man mir heute ebensowenig glauben, wie man sie mir damals ge-
glaubt hat.
Hllllers (geht einigem»! auf und ab und setzt sich dünn an Ken Tisch recht». In freund»
licherem lone). Setzen Sie sich, Fräulein . . . dahin! (Lr weist ihr den Stuhl ihm
«eaeniider an.) Ich habe vielerlei und sehr verschiedenartige Geschäfte zu er-
ledigen. Ich kann nicht immer Alles gegenwärtig haben. Bringen Sie
mich auf die Spur! Sie sprechen immer von „damals". Was meinen
Sie damit?
Amalie. Erinnern Sie sich denn nicht, Herr Staatsanwalt?
Ich sagte es Ihnen ja schon: ich habe hier im Hause gedient, oben, bei
Fräulein Arnold«. Sie haben mich einsperren lassen, weil ich (ih« Thränen
mühsam unterdrilckend) eine Brosche gestohlen haben sollte, und Sie haben den
Herren Nichtern nachgewiesen, daß ich es wirklich gethan hätte.
Hallers. Richtig! Nichtig! Jetzt erinnere ich mich der Sache. . .
und auch Ihrer Person. Und Sie behaupten nun, es nicht gethan
zu haben?
Amalie. Weil ich es bei Gott nicht gethan habe!
Hallers. Aber die Brosche ist doch bei Ihnen gefunden worden?
Amalie. Ja! Aber es war ganz anders, als Sie glaubten.
Hallers. Nun, wie war's also?
Amalie. Wie es war? Das ist's ja eben! Es glaubt keiu Mensch,
wie es war! Aber es war doch so!... Das gnädige Fräulein war zum
Ball gewesen. Ich hatte, wie gewöhnlich, auf sie gewartet. Es war spät
geworden, und ich war eingenickt. Als ich dem gnädigen Fräulein beim
Auskleiden half, war ich ganz verschlafen ... Am andern Morgen läßt
mich der Herr Rechtsanwalt Arnold« in sein Zimmer rufen. Die kostbare
Brosche, die das gnädige Fräulein auf dein Ball getragen und im Schlaf-
zimmer noch gehabt hat, ist verschwunden. Ich durchsuche alle Winkel...
Schließlich wird die Polizei geholt. Ich werde verhört wie eine Spitz-
bübin. Meine Koffer und meine Kommode werden durchstöbert. Man
findet natürlich nichts. Da fühle ich auf einmal, während der Wachtmeister
und der Schutzmann Alles bei mir durcheinander wühlen, in meiner Tasche
irgend etwas. Ich fasse hinein. Ich denke, mich trifft der Schlag! Es
ist die Brosche. Wie sie da hineingekommen ist, kann ich Ihnen bis auf
den heutigen Tag nicht sagen. Wahrscheinlich habe ich sie, um die Hand
frei zu bekommen, in der Schlaftrunkenheit selbst eingesteckt. Sie glauben
es nicht?
Hallers. Doch! doch! Fahren Sie nur fort!
Amalie. Ja, Herr Staatsanwalt! Glauben Sie mir, so ist's gewesen!
Hallers. Nun, wie weiter?
Amalie. In meiner Todesangst wußte ich mir keinen bessern Rath,
als die Brosche fest in die Hand zu drücken, um sie im ersten unbewachten
Augenblicke wegzuwerfen. Aber der Wachtmeister hatte bemerkt, wie ich

auf einmal leichenblaß sseworden war. Er greift meine Hand, öffnet die Finger gewaltsam, und die Brosche fällt auf den Boden. Ich sagte, ich schrie zum Erbarmen: Es ist nicht so, wie es aussieht! Es ist ganz anders! „Ja, ja," höhnte der Wachtmeister, „das wird sich Alles schon zeigen! Die Sorte kennen wir! Einstweilen nehmen wir Sie mit!" Und so kam ich auf die Polizeiwache . . . und dann nach dem Moabit. Ich habe mir fast die Augen ausgeweint. cZie trocknet H« «»««>,, b,e m b«i °em ««i,«» «leb» mit Thronen gefüllt haben.

Hallers. Sie wurden verurtheilt?

Amalie. Zu fechs Monat Gefängniß, nach zweimonatlicher Untersuchungshaft. (Sie trocknet wleber ihn Thlänen.)

Hallers. Wann sind Sie entlassen?

Amalie. Vor sieben Monaten. Mitte Juli.

Hallers. Haben Sie seitdem wieder eine Stellung gehabt?

Amalie. Eine Stellung, ja! Aber was für eine! Mein Dienst bei Fräulein Arnoldy war mein erster gewesen. Das Zeugniß konnte ich Keinein zeigen. Ein neues Dienstbuch bekam ich nicht, und wo ich während der letzten acht Monate gewesen war, durfte ich auch nicht sagen. Ich habe mir die Füße wund gelaufen. . . . Alles vergebens! Da blieb mir denn nichts Anderes übrig, als Charlotten aufzusuchen.

Hallers. Charlotte? Wer ist das?

Amalie. Ein Mädchen, mit dem ich im Gefänssniß zusammen genäht hatte. Die hatte mir gesagt, als sie entlassen wurde i „Wenn's Dir einmal schlecht geht, komm zu mir! Und sie hat wirklich ihr letztes Stück Brod mit mir getheilt, und die einzige Stellung, die ich bekommen habe, habe ich durch sie bekommen: als Kellnerin. Und da will man mich nun auch nicht mehr haben. . .

Hallers. Weshalb nicht?

Amalie. Weil der Commissar heute bei mir war. Nun bin ich wieder gerade so weit wie im vorigen Sonnner. Ich weiß nicht ein noch aus. Kein Mensch glaubt mir. Schon damals bin ich zehnmal auf dem Wege zu Ihnen gewesen . ..

Hallers. Zu mir?

Amalie. Ja, Herr Staatsanwalt! Lachen Sie mich aus. Ich habe immer so eine Ahnung, so ein abergläubisches Gefühl gehabt, daß gerade Sie sich meiner noch einmal erbarmen würden. Ich habe Sie immer vor nur gesehen in Ihrem langen schwarzen Mantel, als Sie mir so finstere Blicke zuwarfen und so böse Worte sagten . . . und ich dachte mir: der Herr Staatsanwalt wird doch noch einmal erfahren, daß er mir Unrecht gethan hat, und dann wird er mir helfen.

Hallers. Weshalb sind Sie denn nicht gekommen? Weshalb haben Sie nicht mit mir gesprochen?

Amalie. Ach Gott! Sie hatten mich ja als eine so gefährliche und hinterlistige Person hingestellt, und da meinte ich: so eine Person wird der Herr Staatsanwalt vor die Thür setzen ... Als Sie nun aber selbst zu uns kamen, da hatte ich neue Hoffnung! Erst als Sie mir die Uhr und die Kette da aufnöthigten, erst da wurde ich wieder irre an Ihnen.
Hallers (ausstehend). Wer hat Ihnen die Uhr aufgenüthigt?
Amalie (die flch gleichfalls erixbt, leise, einfach,, Sie, Herr Staatsanwalt! Ich weiß auch nicht, weshalb Sie gerade mich . . .
Hallers «,««,!), Wer hat das gethan?
Amalie. Sie selbst . . . aber von mir soll's wahr und wahrhaftig kein Mensch erfahren!
Hallers. Wie? . . . Ich? . . . Sind Sie bei Sinnen?
Amalie (ängstlich). Ich weiß gar nicht, wie ich das verstehen soll. Sie waren doch gestern, wie in den Nächten vorher, bei uns! Wissen Sie denn nicht mehr? Sie wollten's zwar gestern auch nicht Wort haben, daß Sie der Herr Staatsanwalt seien. Aber jetzt bin ich meiner Sache sicher.
Hallers. Sie irren!
Amalie. Da liegt ja mein Bild, das ich Ihnen gestern gegeben habe . . .
Hallers. Das Bild, das Sie mir . . . Sie irren sich trotzdem! Sie müssen sich irren! Das Bild habe nicht ich hierhergebracht! Und wie soll ich zu der Uhr und Kette kommen?
Amalie (autnmihig lächelnd). Ack>, Herr Staatsanwalt, Sie sollten mehr Vertrauen zu mir haben. Sie sind's ja wirklich gewesen! Nehmen Sie doch einmal das Tuch ab. Da haben Sie eine Schramme . . . von hier bis dahin . . . gerade über die Knöchel. Sie haben sich an meiner Nadel geritzt, als ich Ihren Rock flickte.
<H»ller« taumelt einen Schritt zurück. In furchtbarer Nestürzung fühlt er die beiden Hände an dl« Stirn und preßt den Kopf. Nie betäubt wonlt er, tastet zitternd nach dem nächsten Stuhl und droht zusammenzubrechen.)
Amalie (die ihn mit wärmster Theilnahme und Besorgnis, betrachtet hat, springt ihm erschrocken ,u Hilfe,, Um Gottes willen! (Ihn stutzend,) Der Herr Staatsanwalt gestatten wohl . . .
Hallers (mit schwacher Stimme), Ich danke Ihnen . . . Ein leichter Schwindelanfall . . . ohne Bedeutung ... Es wird sich Alles aufklären ... es muß sich aufklären . . .
Amalie (gu»m»th!g). Der Herr Staatsanwalt haben sich auch gewiß zuviel zugemuthet ... Es wird wohl zu Ihrem Geschäfte gehören, die Leute aufzusuchen, aber nicht Jeder kann's vertragen. Mich hat die Gesellschaft da zuerst auch ganz trank gemacht, ich habe nicht schlafen, nicht essen können . . . und es hat lange gedauert, bis ich mich daran gewöhnt habe . . ,

Hlllers. Ill, jll! . . .

Amalie. Kann ich für den Herrn Staatsanwalt noch irgend etwas thun? (Halles macht ein« »emeintnd« Newtgung.) Soll ich Jemand rufen? (boller, verneint wiederum, »Mlllie nach lurzer Pause, traurig,) Dann darf ich wohl auch nicht mehr bleiben? (Sie wo «et mit gespannter «lufmerlsamteit »uf dle Antwort. Haler» bll<« auf. Sie schlägt beschämt l»Ie «lugen nieder,!

Hallers (leise). Wenn Sie Zeit haben . . . und Lust . . . bleiben Sie!

Amalie (donnar, «l,l<llich). Ah!

Hallers. Ich habe nachher noch mit Ihnen zu sprechen . . . nachher .. . jetzt fühle ich mich noch ein wenig angegriffen.

Amalie. Wann Sie befehlen, Herr Staatsanwalt.

Hallers. Und Sie bleiben gern?

Amalie. Herzlich gern! . . . Ach, wenn manches anders wäre! Wenn ich noch bei guten Leuten geduldet würde ... wie früher! Wie würde ich Sie pflegen! Ich bin's gewohnt! Ich bin in der Krankenstube meines Vaters aufgewachsen. Ich würde Sie nie stören. Man hört mich nicht, so leise kann ich gehen. Aber ich würde um Sie sein, ohne daß Sie's merkten, und wenn Sie sich umsähen, wäre ich zur Stelle . .. Ach, es wäre zu schön! . . .

Hallers. Bleiben Sie ... bei uns!

Amalie (in freudigem «ufschre». Ah! (Sie stnlt neben Hallei« »uf die Kniee.) Der Himmel wird's Ihnen lohnen, was Sie an mir thun. (Sie ergreift seine Hand und »ill sie »n die Lippen führen,)

Hallers (freundlich abwehrend). Stehen Sie auf! Und jetzt . . . (»uf die Uhr und Kette weisend) bringen Sie die Sachen Fräulein Arnoldn.

Amalie Oi« beschneien Gegenstände nehmend). Zu Befehl, Herr Staatsanwalt! . . . Ach, ich wußte es ja, daß Sie mir helfen würden . . . (Sie «eh, «,« linl« hinten, «n der Thiir.) Gute Ruhe, Herr Staatsanwalt! Und Gott vergelt's! (Mit dankbarem Lächeln ab.)

Vierte Scene.

Hallers allein.

(In dumpfer Verzweiflung.) Es ist furchtbar .. . grauenhaft . .. unerbittlich grausam! Ein Stück meiner Seele hat sich von mir losgerissen! In wilder Empörung gegen mein besseres Erkennen! Und dieses aufsässige Stück meiner selbst beherrscht mich zu Zeiten, ich bin sein willenloses Spielzeug! Ich bin nicht mehr Ich! Ich bin der Sklave eines Elenden, eines Schurken! Und dieser Tyrann, den ich hasse, verachte, bin wieder Ich! ... Es ist nicht auszudenken. Man zerschmeißt mir meine Vergangenheit, man besudelt meine Gegenwart, man beängstigt und vergiftet meine Zukunft! . .. Was

mag ich schon gethan haben? Und ... was werde ich noch thun, gerechter
Himmel? Was war ich? Was bin ich? Was soll aus mir werden?
(Vi stützt den Kopf auf die Hand und staut trostlos vor sich hin.)
Fünfte Scene.
HallerS. Felde»»«««.
Felder mann (von linli hinten, lommt langsam nach vom, beobachtet Halle« einige «lugen«
blicke mit warmer Theilnohme, nähert sich ihm leise und legt vorsichtig die Hand ll»f seine Cchulter.
Haller«
Mckt zusammen und fähIt auf. Sehr herzlich.) NlM, alter FrsUNd?
Hllllers ltlhebt sich schnell.) Doctor!
Feldermann. Nur Ruhe! Nuhe! Fassung! ... Ich weiß Alles!
Ich kann mir schon denken, wie gerade jetzt die Vorgänge der letzten Nacht
Sie erregt haben! ... der Einbruch . . .
Hallers cheftig einfallend, den Kovf schüttelnd). Nicht der! . . . Der andere!
(Mi! d«l Rechten die Stim, mit der Linten da» Her, druckend.) Hier! . . . Ja, Freund, das
Unglaubliche ist Wahrheit! Ja, der Andere ist da! Er stiehlt mir meine
Erscheinung, er schleppt mich, ich weiß nicht, wohin . . . (Mit schrecklichem Lachen.)
Ja, er ist da, der Einbrecher!
Feldermann. Sammeln Sie sich nur! Sagen Sie mir . . .
Hallers. Ach, Doctor! Ich bin krank, sehr krank! Wahrend ich
bleischwer zu schlafen wähne, treibe ich in fürchterlichem Wachen Dinge.. .
Feldermann. Welche Beweise haben Sie?
Hllllers. Die untrüglichsten! Er ist da, der Andere! Er ist da!
Feldermann. Dann ergreifen Sie ihn auf frischer That.
Hallers mutzend). Wie? . . .
Feldermann (energisch). Fassen Sie ihn! Machen Sie ihn unschädlich!
Hallers. Ich verstehe nicht . . .
Feldermann cderb und schroff, wie auch während de« Folgenden.) Wo sind Sie in
der vergangenen Nacht gewesen?
Hallers (°!ngesch>ichteit,. Hier . . . und wo anders.
Feldermann. Wo?
Hallers. Ich weiß es nicht.
Feldermann. Sie müssen es wissen!
Hallers (nervo«, lriibelig). Ich weiß es nicht.
Feldermann. Und ich sage Ihnen: Sie wissen es doch! Besinnen
Sie sich nur! ... Wo sind Sie eingeschlafen?
Hallers (eingeschüchtert). Eingeschlafen? Da . . . auf dem Stuhl!
Feldermann. Und dann?
Hallers (ängstlich). Und dann?
Feldermann (immer In demselben schroffen Tone). Nun? Antworten Sie!
Nehmen Sie alle Willenskraft zusammen! Den Teufel auch! Sie wissen's ja!
Hllllers (faßt sich an die Stirn, llthmet tief auf und sucht). Ich habe etwas
gehört.. .

HÖH Paul lindau in Meiningen.
Feldermann. Was haben Sie gehört? .. . Nun?
Hallers (immer suchend, in höchster Erregung). Etwas ... ich kann mich nicht besinnen.
Feldermann. Sie müssen es wissen! Die Erinnerung ist Ihre Heilung!
Hallers (hast!« llthmenb, luchenb, um stch und nach oben blickend). Ein Klingen und Summen .. .
(In diesem «lugenblick erlllngen oben K!e ersten Tact« bei Mondschein-Zonate im Pianissimo.)
Halle rs (zuckt zusammen. Er richtet den Vlick noch oben und breitet die «rme »u«. Der Ausdruck seine« Gesicht» wechselt vollkommen. El Icichelt »ie verllärt und ruft mit Bestimmtheit). Ja! Ich weiß!...
Feldermann. Nun?
Hallers («« verzückt). Etwas hat mich geweckt. . .
Feldermann. Geweckt.. .
Hlllers (tritt an den lisch und nimmt unwlllilrlich denselben Weg wie In der verflossenen Mcht. Felbeimann begleitet ihn auf Schritt und «ritt. Hlllller« sagt leise). Ick) Habs die Lichter gelöscht ... erst da . . . (»n Ken Tisch «egenilber tretend) dann da . . . (am Kamin) dll glühte das Feuer wie jetzt.. . Dann bin ich davongeschlichen.
Feldermann. Ohne Hut? Ohne Pelz?
Hallers (f«h besinnend). Nein ... ich habe meinen alten Gartenhut aufgesetzt . . . und in Kleinchens Nock ...
Feldermann. Weshalb in einem fremden Rock? ...
Hallers. Ich weih es nicht!
Feldermann. Doch! Sie wissen es! Und sie dürfen mir nichts verschweigen! Haben Sie sich unkenntlich machen wollen? Haben Sie sich geschämt?
Hallers (kleinlaut). Vielleicht ... ja! (Sie stehen noch immer »m ilamin. Vi blickt unausgesetzt in die «luth. In starler Erregung, nicht laut.) III! Jetzt weiß ich's. (Ägne« Hort auf ,u spielen,. Da sehe ich wieder dasselbe löthliche Licht... das rothhaarige Mädchen ... die Uhr ... das Bild ... das Blut an meiner Hand ... Ja, ja! Und dann Kälte und Finsterniß unter den Bäumen .. . Und hier wieder . . . mit demselben Menschen . . . Alles lichtet sich .. . Alles! («u« der freudigen «Mose Plötzlich in tiefe Schwermuth verfallend.) Alles! . . . All-Mächtiger! Ich verliere den Verstand! (Längere Pause.)
Feldermann (nun den Ton vollkommen!» wechselnd, in wärmster HerUtchleit). Nein, Freund! Sie haben ihn wiedergefunden! Verzagen Sie nicht! Die Erinnerungsbrücke ist wieder geschlagen! Wenn sich nun der böse Feind zeigt, dann setzen wir ihm nach!
Hallers (tief erschüttert, wirft sich »n Feldern,»»»« »ruft und schluchz). Verzeihen Sie ... meine Schwäche!... Ich bin . .. unsagbar krank!
Feldermann. Die natürliche Neaction! Das hat nichts auf sich! Kopf oben, alter Freund! Nur nicht kleimnüthig!

Hallers. Darf ich denn noch Math fassen? Ist Heilung möglich? , . .
Sagen Sie mir's ehrlich! Schonen Sie mich nicht!
Feldermann. Ganz ehrlich: ja! Die Erkenntniß ist schon die halbe Heilung! Für die andere Hälfte wollen wir gemeinsam sorgen! Sie brauchen blos vernünftig zu leben, dann werde» Sie nicht mehr nervös sein, und die unheimlichen, grauenerregenden oder lächerlichen Erscheinungen, die Sie jetzt wahrnehmen, werden von Ihnen weichen. Vor Allem heraus ans der Großstadt! Ruhe, Einsamkeit, das ist Ihre Arznei!
Hallers («mauen«»«««^. Ja, Ruhe! Ich sehne mich nach Ruhe.
Feldermann (immer im theilnohmoollste» und herzlichsten Tone). Und Sie werden sie finden, Freund! In irgend einem schönen weltvergessenen Neste . . .
Hallers. Ja, ich will Zeit gewinnen, mich selbst wiederzufinden.
Feldermann (lächelnd, mit einer Vewezung nach oben'. Und dann . . . dann weiß ich noch einen bessern Arzt mit bessern Heilmitteln: Jugend und Anmuth.
Hallers (gleichfalls den »licl nach oben licktend). Ich will Zeit gewinnen . . . auch mm Glück.
Der Vorhang fällt.

Fridtjof Nansen l8«1—183«. Von W. E, Vröggei und N. Rolfs«,. Deutsch von Eugen von Enzberg. Berlm, Fussingers Buchhandlung.

Als einen Nationalhelden haben den kühnen Polarfon'cher, der leider seine Aufgabe nicht ganz zu lösen vermochte, feine Landslcute bei fciner glücklichen Rückkehr aus den Gefahren und Schrecken des Eismeeres und der Polarnacht gefeiert, erklärlich bei einem Volte, das leine politischen »iid kriegerisch» Ereignisse und Helden neuerer Zeit zu feiern hat uud feinen Ruhm lediglich auf litterarifchcin und wissenschaftlickem Gebiete suchen muß und gefunden hat. Neben feinen Dichtern Ibsen und Biörnfon, die der Poesie neue Gebiete eroberten, nennt Norwegen mit Stolz seinen Gelehrten und Forscher Fridtjof Nansen, der noch unerforfchte Räume unfcres Plaucteu unferer Kenntnis; erschlossen und die Grenzen der bekannten Welt weiter gesteckt hat. Wie an den Schöpfungen feiner litterarischen Landslcute, nimmt an den Lcimmgen und Erfolgen Nansens mW cm den ihm erwiesenen Ehrungen die ganze gebildete Welt Antheil. —

Eine der schönsten und seltensten Ehningen wurde bereits vorbereitet, als er noch im hohen Norden weilte, uud sein Schicksal und das der „Fram' noch in das Tuntel der Ungewißheit gehüllt war: die breit angelegte Biographie Nansens, die zum Glück nicht sein Nekrolog werben sollte. Was anderen Helden des Geistes und der That erst nach dem Tode ober allenfalls an der Schwelle desselben blüht, wurde hier einem noch in Iugendtraft Stehenden, der die Dreißig noch nicht lailge überschritten, zugestanden. Ein Gelehrter, der Unwersitätsprofessor W. C. Nrögger, und ein Berufsfchriftstellcr, N. Rolffcn, hatten sich zu diesem Werke vereinigt, das Nansens Leben und Wirten bis zum Jahre 18!)3 schildern sollte nnd nach der glücklichen Rückkehr des kühnen Reisenden natürlich bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt fortgeführt wurde. Eine dentfche Ausgabe von Eugen von Euzberg erscheint jetzt in Lieferungen in der Fussinger'schcn Buchhandlung in Berlin: von denen uns die ersten vier vorliegen. — Das Wert wird durch ein Gedicht Njörnsons, das dem zum Nordpol ziehenden Forscher gewidmet ist, eingeleitet; im ersten Capitel werden wir dann mit der Familiengeschichte Nansens bekannt gemacht. Von Interesse, insbesondere für die Anhänger der Vererbnngstheorie, sind hier die Mittheilnngm über einen Vorfahren Nansens, der sich vor fast 300 Jahren gleichfalls als Eismeerfahrri heruorgethan hat: den im Jahre 1598 zu Flensburg geborenen, als königlicher Rath und Nichter des Höchsten Gerichtshofes in Kopenhagen i. I. 1667 gestorbenen Hans Nansen, den Verfasser des von Seefahrern fehr geschätzten „lüomveiuiium Oo8rnc,ssr»7>1'ic>uin" (Kopenhagen, 1633). In dieser Kosmcgraphie findet man Astronomie und Physik, Geographie und Chronologie, Anweifungcn zum Vestimmen der Höhe, Curstabellen, Tabellen über Ebbe uud Fluth, über die Declmation von Sonne und Sternen n. s. w.

FlldÃ¼of NllnleÂ»,

Den Kinderjahren Fridtjof Nansens ist ein ausführliches Cllpitel gewidmet. Die spartanische Erzieh»»«, die aber eine Milderung nnd Ergänzung durch Einwirkung auf Gemüth und (Yefühl nicht entbehrte, sowie die localen Verhältnisse lvarcn ganz dazu angethan, die moralischen und physischen Anlagen Nansens zu entwickeln und ihn für seine künftige Aufgabe vorzubereiten. Mancher charakteristische Zug, der uns in dem Kinde und Knaben den künftigen Mann verräth, wird hier mitgetheilt.

Ter nächste Abschnitt schildert uns die Nordmark, das 10 geographische Quadrat-Meilen große norwegische Waldland, eine uon der Hauptstadt nicht gar weit entfernte nnd

Nllnlen »!« Lludent.

doch uon dem Cnltnrleben ganz unberührte Welt der Einsamkeit, mit engen Thalnicdcrungm und steilen Höhen, perborgcnen Wasserspiegeln und brausenden Nachen, in welcher der jugendliche Nansen seine Jagd- und Sportlust befriedigte.

Nachdem Nansen 1830 das Abiturientcuezamen und Teccmber 1881 sein zweites Examen bestanden, entschied er sich, nach einigem Schwanken, für das Studium der Zoologie. Er bildete sich zum Naturforscher pon vornherein praktisch aus, indem er, nach-

dem er kurze Zeit auf der Universität die Anatomie der Robben studirt, auf einem „Rolibenfänger" in's Eismeer zog, um während des Robbenfanges Stndien zu machen. Am 15. März 1882 verlieh er an Bord der „Viking" den Hafen von Arendal zu seiner ersten Eismcerfahrt, die in einem besonderen Capitel ausführlich geschildert ist. Nach der Rückkehr von dieser ersten Reise wird Nansen, 21 Jahre alt, Conferuator am Museum zu Bergen, unter Dr. Donielssen, und liegt hier mit demselben Eifer der wissenschaftlichen Arbeit, insbesondere mikroskopischen Forfchungen ob, wie früher dem Sport; schon hier reift in ihm der Plan zur Grönlandsfahrt; doch zunächst zieht es ihn nach dem Süden. Im Frühjahr 1886 macht er eine Reise nach Italien und besucht die von I)r. Dohrn gegründete berühmte zoologische Station in Neapel, wo er seine früher begonnenen Stndien über das Nervensystem fortsetzt. Nieser Aufenthalt in Neapel tmg nicht nur für Nansens zoologische Arbeiten reiche Früchte, sondern auch für sein Vaterland, in welches er die Dohrn'sch: Idee einführte. —

Nansens wissenschaftliche Arbeiten, seine Thatigkeit als Histolog und Zoolog schildert uns Professor Dr. Retzius in dem Abschnitt: „Fridtjof Nansen als Biolog," von dem in dm bisher erschienenen Lieferungen des Werkes nur der Anfang enthalten ist. Nansen hat, obwohl seine eigentliche Thatigkeit als Violog mir einen gaiy kurzen Zeitraum umfaßt, doch bereits eine Reihe wichtiger Fragen auf sehr verdienstliche Weise behandelt. Seine erste größere Abhandlung erschien im Jahre 1885 unter dem Titel „Beiträge zur Anatomie und Histologie der Myzostomen." Der Hauptgegenstaud seiner Studien ward die Erforschung des feineren Baues des centralen Nervensystems; auf diesem Felde ist es ihm geglückt, über seine Vorgänger hinauszukommen; seine große auf englisch herausgegebene Abhandlung „l'bs Ztruoturo 2u>1 Oumbination of tn« ItiZWIo^ial Nsment» ok t,bs OntiÄl Xsrvouz 8^3t«iu" wirb einen angesehenen Platz in der Litteratnr auf diesem Gebiete behaupten. —

Das Werk, das 18 Lieferungen n 0,50 Mt. umfassen soll, ist mit Original» Zeichnungen von Chr. Krohg, Otto Sinding, E. Werenstiold und photographischen Aufnahmen von Dr. Erich von Drygolsli geschmückt. —

Die deutsche Uebertragung liest sich gut; nur hierund da findet sich eine befremdende Wendung (z. B. S. 33: „Er, (Nansen) liebte es nicht, sich Fundimngen zu ergeben"). Das Werl wird gewiß auch in der deutschen Ausgabe, obwohl es bei uns nicht auf fo hohes persönliches Interesse rechnen darf, wie die Originalausgabe in der Heimat des Forschers, durch die wissenschaftlichen Anregungen, die es giebt, und die über die nationalen Grenzen hinaus der ganzen Welt gehörende Lebensarbeit Nansens, die es schildert, einer regen Theilnahme begegnen.

Bibliographische Notizen.

Grundrisz einer exactcn Schäpfungs» gcschichte. Von.Hermann Habenicht. — Mit ? Kartenbeilagen und 2 Text-Illustrationen. — Wien, A. hartleben.

Es ist ein interessantes, wenn auch nicht neues Thema, das sich der als Kartograph und durch seine Wetterberichte bekannte Verfasser zur Bearbeitung gestellt hat. Er bezeichnet das vorliegende Buch „als die Frucht eines beinahe vierzigiährige» berufsmäßigen, vorwiegend morphologischen Studiums der bekannten Erdoberfläche und Geophysik nach den besten cxistirenden, meist amtlichen Quellenwerken". Seine Absicht ist, alle hierauf bezüglich:» Erscheinungen ans ein einziges Fundamental - Naturgesetz zurückzuführen und so die auf dem Gebiete der Astro«, Oeo- und Experimentalphysik gemachten Erfahrungen zu vereinige». Das, was der Verfasser hierüber bereits in geographischen Zeitschriften seit einer Reihe von Jahren veröffentlicht hat, ist von ihm in diesem Buche systematisch zusammengestellt

worden. Das letztere ist in 3 Haupttheile zergliedert: „die wissenschaftlich beobachteten Thatsachen, die Spuren von Thatsachen aus der geologischen Vergangenheit und schließlich die Theorie der sphärischen Kmterbeckcn".

Aus den verschiedenen Capiteln sind namnrtlich hervorzuheben: »das seismische Problem (Entstehung der Erdbeben), die Diluviolnieere und die Eiszeiten, der Grundriß einer Morphologie der Erdoberfläche sowie die posttertiären Continental - Veränderungen". Am Schluß befindet sich als Anhang I und II: „Darwinismus und Entwicklungslehre" und „der Dualismus in der Völterentwickclung". Zliletzt ist noch eine Einleitung von Platos Geschichte der Atlantis beigefügt. Im Anhang I ist eine Discussion zwischen Professor Büchner und dem Verfasser bezüglich des Darwinismus wiedergegeben, zu dessen Anhänger übrigens Beide nicht gehören. Es handelt sich dabei um das Schlagwort: Kampf um's Dasein als Arten bildendes Princip im Gegensätze zur „Abstämmlings- und Entwickelungslehre". Man kann hierüber verschiedener Meinung sein, wird aber, unserer Ansicht nach, das Eniwickelungsprincift unbedingt anerlennen müssen. Der Verfasser sucht nach einer Brücke zwischen Bibclglauben und Naturwissenschaft, entwickelt hierin aber einen zu großen Optimismus. Wenn er meint, daß die biblische Schöpfungsgeschichte der Wahrheit näher lommt als der Darwinismus und daß nach dem Sturze dieses Götzen es erst möglich sein wird, an eine Veredlung des Menschen durch die christlichen Tugenden der Nächstenliebe, Entsagung und Selbstaufopferung zu glauben (S. 122), so hat er nicht daran gedacht, daß eine Gleichmachung der menschlichen Charaktereigenschaften wohl niemals gelingen wird. — Wir müssen noch zwei Bemerkungen erwähnen, zu denen uns Angaben des Verfassers veranlassen. S. 123 sagt er, „daß das Suchen der eifrigsten Darwinianer nach einer Uebergangsfonn zwischen Affen und Menschen bisher erfolglos war und daß gegenteilige Behauptungen sich bisher stets als Irrthümer oder Schwindeleien herausgestellt haben." Demgegenüber hätten wir anzuführen, daß nach umfassenden Ausgrabungen auf Java durch den niederländischen Militärarzt Dubois in den Jahren 1890 — 1895 Reste eines solchen Bindeglieds effectiv gefunden worden sind. Wir verweisen diescrhalb auf einen bezüglichen Aufsatz: „Pithecanthropus, ein Bindeglied zwischen Affe und Mensch" von W. Tames im Heft 12 (September) d. I. der Deutschen Rundschau. Alsdann wird S. 126 und 127 hervorgehoben, „daß es bisher weder gelungen ist, Artenumwandlnngen der allermedeisteu Lebewesen, noch die selbstständige Entwickelung einer

niederen Menschenrasse zu einer höheren zu beobachten". Wir müssen hierzu bemerken, daß bei der bevorstehenden Behauptung ein hauptfactoi: „die Zeit," ganz außer Acht gelassen ist. Zur Rassenumwandlnng ge» hören gewaltige Zeiträume, die über unsere menschliche Rechnung weit hinausgehen.

Im Anhang II „Ter Dualismus in der Völkcrentwickeluug" entwickelt der Verfassei von seinem Standpunkte aus ganz inter» essantc Gedanken. Was der Verfasser in seinem Buch erstreben wollte, ist ihm im Allgemeinen gelungen. Die Darstellung«« weise ist ansprechend, der Text wird durch gute Karten vielfach erläutert. Das gut ausgestattete Buch ist empfehlenswerth.

Ueber unsere Kenntnis; von den Ursachen der Erscheinungen iu der organischen Natur. Sechs Vorlesungen für Laien von Thomas Huxley, übersetzt von Carl Vogt. — 2. Aufl. bearbeitet von Fritz Nraem, Priuatdoceut an der Uni» versität Breslau. Brcwnschweig, Friedlich Vieweg u. Sohn.

Der als Naturforscher weit bekannte Verfasser besitzt das besondere Talent, naturwissenschaftliche Themata auch dem größeren, manche Vorkenntnisse entbehrenden Publicum in leicht faßbarer Form vorzuführen. In den vorliegenden sechs Vorlesungen ist ihm dies völig gelungen, wie das auch Carl Vogt in einer der ersten Auflage beigegebencn sehr lesenswerthen Vorrede hervorhebt. Ter Verfasser bespricht den gegenwärtigen und ehemaligen Zustand der organischen Natur, die Entstehung und Fortpflanzung lebender Wesen, sowie die erbliche Uebertragung und Abweichung, feiner die Lebensbedingungen in ihrem Einfluß ans die Fortpflanzung lebender Wesen, und schließlich unterzieht er Darwins Werk „Ueber den Ursprung der Arten" einer kritische« Prüfung. In dieser Prüfung hält sich der Verfasser, obwohl er ein Anhänger und Verfechter der Dlliwin'schen Lehre ist, durchaus frei von jedem Parteieifer. Daß bei den dnrch Zuchtwahl hervorgebrachten Veränderungen als besonders wichtiger Factor „die Länge der Zeit" mehr in Betracht gezogen werden muß, wird auch von Carl Vogt in der vorerwähnten Vorrede betont. Der Text der 2. Auflage ist durch F. Nraem revibirt und durch vielfache, vorwiegend die Form betreffende Aenderungen, sowie durch Notizen mit Rücksicht auf die gegenwärtig gewonnenen Anschauungen, in cmerlcnnenswerther Weise verbessert worden. Das Buch sei hiermit allen Freunden der Natur» Wissenschaften empfohlen. — X.

Vibliogiaphische Notizen.

<U!

Uebcr Lesen und Bildung. Von Anton E. Schünvach, Graz, Lerischner ic LubenZch.

Wohl jeder denkende Deutsche, der 'e3 mit seiner geistigen Bildung und derjenigen seines Voltes ernst nimmt, wird sich schon die Frage vorgelegt haben, ob dasjenige, was in unserer Zeit uou dazu berufener Seite für die geistige Ausbildung der Jugend gethan wird, berechtigten Anforderungen entspricht und nicht nur in einer Anhäufung von gewissen, später nicht einmal venverthbaren Kenntnissen besteht. Es ist sehr viel für und wider die Mittel, Ziele und Vilduugserfolge unserer höheren Schule geschrieben worden, aber man hat den Streit, wie es scheint, einseitig geführt, man hat sich in zwei Lager, das humanistische und realistische getheilt, ohne daran zu denken, daß die Axt tiefer, an die Wurzel gelegt werden muß, daß der Schade» ein allgemeiner ist, mit einem Worte, daß Kenntnisse eben nicht allein bilden, besonders dann nicht, wenn sie unvermittelt, »»zusammeuhängend und iu unverdaulicher Menge überliefert weiden. Den so wichtige» pädagogischen Grundsatz, daß nicht eine Masse, sondern sicherer Besitz von Wissen zu erstreben ist, scheint die höhere Schule längst vergessen zu haben: daher vor Allen, das zunehmende Mißtrauen der gebildeten Kreise gegen sie und die Antipathie der Schüler gegen ihre geistige Nährmutter. Nicht am wenigsten habe» darunter die Lehrer zu leiben, deren Thätigkeit zu mechanischer Ablichtung erniedrigt wird: sie vor Allem sollten gegen die herabwürdigenden Forderungen, die an sie gestellt werden, Front machen; an einflußreichen Buirbeügenosse» würde es ihnen nicht fehlen.

Ter Verfasser des vorliegenden Buches hat treffliche Gedanken über Bildung und bleibt auch den Beweis für seine Ansicht nicht schuldig. Auch wie man zu wirklicher Bildung gelangt uud wie wir lesen müssen, um uns zu bilden, erfahren wir in überzeugender Weise. Mehr aphoristisch gehalten sind die Besprechungen der neueren und der sogenannten realistischen Dichtung, während der Aufsatz über Henrik Ibsen, den der Verfasser sehr hoch stellt, an Ausführlichkeit wenig zu wünsche» übrig läßt. Den Schluß des Buches bildet eine Liste empfehlenswcrther Bücher aller Zeiten und Littcraturen. — Das anregende Buch läßt uns nicht »ur des Autors gediegenes Wisse» und Können, sowie sein objectiues Ilrtheil erkennen, sonder» giebt auch ei» Zeugniß

davon, daß er auf die Bildung Anderer förderlich einzuwirken im Stande ist.

V. I.

Kunst und Zeichnen an den Mitte! schulen. lila Methodik des Unterrichts. Darstellung der plastischen Form. Von Karl Reichhold, tgl. Reallehrcr an der Ludwigsrealschule zu München. Mit 8 Tafeln in Photolithogmphie. Berlin, Georg Siemens.

Wer das erste, in Nr. 219 dieser Zeitschrift, angezeigte Heft dieser Abhandlungen gelesen hat — das zweite Heft ist uns leider nicht zugegangen — der wir» mit Interesse auch diese Fortsetzung zur Hand nehmen, um sich von dem Verfasser weiter über seine beachtenswerthen Gedanken zur Herstellung des Zeichenunterrichtes belehren zu lassen. Ziel und Weg dieser Reformvorschläge tritt hier viel klarer hervor, als in seinen ersten Andeutungen: Reich hold erörtert an einer ganze» Anzahl praktischer Beispiele die Anwendung seiner Methode und gewinnt dieser dadurch in unserer Ueberzeugung sicheren Bodeu. Ihr fruchtbarstes Moment scheint mir noch immer in der systematische» Ausnützung des Zeichenunterrichts für die tun stlerisch e Geschmllcksbilbung der Jugend zu bestehen. „Ter relativ geringe Grad manueller Ferigkeit, den die Sckülcr einer Mittelschule im Zeichnen crlangen können, fällt für ihr späteres Lebe», für ihre allgemeine Bildung lange nicht so in's Gewicht, nie die Befähigung, lünstleiische Werte würdigen zu können." Diesem sehr richtigen Grundgedanken sucht der Verfasser iu der Praxis durch eine eigenartige Verbiudung mündlicher Erörterung der sorgsam ausgewählten Vorlagen für den Zeichenunterricht — de» er sich als Massenunterricht denkt — mit ihrer zeichnerische» Wiedergabe Rechnung zn tragen: als dabei maßgebende Gesichtspunkte stellt ei auf: 1. Was ist das Vorgelegte? 2. Wann und wo wurde es geschaffen? 3. Wie ist es hergestellt? 4. Welcher Art sind seine Formen? b. Ans welche Weise bildet man es uach? Weuu man diese Methode an der Hand der vom Verfasser gegebenen Beispiele mit Verständnis; nachgeht, wird man von ihrem Werthe für eine gründliche Anregung des Formensinns, die unserer lernenden Jugend so Noth thut, nur die günstigste Vorstellung gewinnen. Vo» de» unter Leitung des Verfassers erzielten zeichnerischen Resultaten geben die Nachbildungen einer Anzahl von Schüler-

Zeichnungen auf den Tafeln interessante Ne» lege. N. 8.

Gedanken eines Japaners über die Fvaue«, insbesondere die japanische». Von Dl, Riotaro Hata, Secretär der lais. japanischen Gesandtschaft in Wien. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlcben.

Es wäre gewiß interessant für uns, einen gelehrten jungen Japaner über die Frauen seines Landes sprechen zu hören, noch dazu in einer von ihm selbst besorgten sehr correcten deutschen Übersetzung seines in japanischer Sprache erschienenen Werkes; der Titel des Buch.'s ließ uns dies vor» ou3setzen, — dem entspricht jedoch der In» halt nicht, denn nicht über die japanischen Frauen redet der Verfasser, fondern für dieselben: — das Vuch ist durchaus lehrhaft gehalten, es weiden darin fehr leseuswerthe Anschauungen über w.'ibliche Erziehung, über die Pflichten in der Ehe und der Mütter entwickelt, über weibliche Tugenden im Allgemeinen und ferner über die Ausbildung für die Erwerbsfähigkeit, die übrigens jeder Europäer, mit geringen Ab» weichungen für europäische Frauen, hätte schreiben können. Das Buch legt jedenfalls Zeugniß davon ab, in welch hoher Culturentwicklung sich Japan befinden muß, wenn es ein Japaner an der Zeit hält, seinen »eiblichen Landsleuten solch hohe Ziele in Bildung und Sitte zu stellen; schon von diesem Gesichtspunkt aus, verdient das Buch gelesen zu werden, zumal Japan feit seinen beispiellosen Kriegserfolgen ohnedies das Interesse aller Culturstaaten besitzt. —

Der Schein. Roman von Doris Freiin von Spattgen. Jena, Hermann Costenoble.

Die Begebenheiten, welche Freiin von Spattgen in ihrem Roman „Der Schein" erzählt, ereignen sich sicher nur zwischen den gedmckten Seiten eines Leihbibliothelromaus, dagegen niemals im wirklichen Leben; — so gefällig ist das Leben, trotz aller Schicksalsfügungen nun doch nicht, daß ganz unverhoffte Erbschaften immer im rechten Moment eintreffen; noch weniger glaubhaft ist, daß erschwerende Testamentsclauseln nur dazu da sind, um das unmöglich Erscheinende zum Nntzeu des Erben, Helden und Liebhabers so wunderbar zu fügen, daß das Facit stimmt, wie die Lösung eines Rechenexempels. Auch gehört es nicht gerade zu den täglichen Ereignissen, daß eine in Amerika gewaltsam verschleppte juuge Dame gerade im Irilischen Momente der Gefahr zufällig ihrem Geliebten in die Arme läuft

uud darauf gerettet wird. — Wir könnten die Liste der angeführten Beispiele, zur Unterstützung für unsere Behauptung, „och bedeutend erweitern, indessen genügen die wenigen zur Charakteristik des Inhalts. — Allzu hohe Anforderung an die Lebenswahrheit pflegen die Leser derartiger llnterhaltungslcctüre allerdings nicht zu stellen, nnd solange harmlose Naturen an Erzeugnisse« wie „Der Schein" Gefallen finden, wollen wir ihnen das Vergnügen nicht stören. rai.

Verliner Höllenfahrt. Von Rudolph Stratz. Berlin, W. F. Fontane K Co.

Eine Sammlung feuilletonistischcr Skizzen „Heiteres uud Ernsles" aus der Reichshauptstlldt, mit flottem Humor hingeworfen uud dann wieder voll ergreifender Tragik, immer mit scharf herausgearbeiteten Pointen, bieten sie in ihrer Gesammtheit ein Bild des vielgestaltigen, rastlosen, viel geschmähten und doch so reizvollen Lebens der jüngste» Weltstadt, deren Lectüie uns einige Stunden gut unterhalten hat und die wir zu gleichem Zweck anderen Lesen» enw fehlen. ml.

Vühucntünftlerinnen. Roman von August Siems. Breslau, Schlcsische Vcrlllgsllustalt v. S. Schottlacudcr.

August Siems ist in der Nictterwelt, die er schildert, zu Hause, man merkt das deutlich durch die Lebhaftigkeit seiner Farbengebung uud die nüaucirte Charakteristik aller Dinge und aller Persönlichkeiten, sofern sie dem Theater angehören. Besteht hierin auch seines Romans bester Vorzug, so ist ihm doch das Lob eines geuxmdten Erzählers und unterhaltenden Fabulisten zweifelsohne gleichfalls zu ertheilcn. Wohl mag die Moral, die hier gekündet wird — Sieg des Guten und „jede Schuld rächt sich auf Nrdeu" — eine landläufige genannt werden, aber die Situationen entwickeln sich häufig bis zu echt epifchem Schwünge, und warme Antheilnahme, nicht nur Spannung, rufen die Begebenheiten wach. Wenn auch nicht hervorragend, aber schäyenswerth und unterhaltend ist sicher das Buch. H,. Vr.

Orenterleut'. Von Arthur Achleitner. Berlin, Verein für freies Schriftthum.

Die beiden unterhaltend geschriebenen Dorfgeschichten aus den Tiroler Bergen ge» währen einen Einblick in Sitten und Ge-

brauche der Grenzbewohner zwischen Nahem und Tirol: in der ersten «Hrzählung wird das Wildem und Schmuggeln behandelt, welches in manäien Dörfern von dm Reichen ganz ebenso betrieben wird, wie von den Aermsten, und bei dessen Bekämpfung die Grenzjäger in ihrem ohnedies unsäglich mühevollen Dienst nur allzuoft auch »och das Lcbeu lassen müssen. Die zweite Ge schichte „Achterdmsch und Puchelmusii" ist eine Schilderung jener bäuerlichen Behm-gerichtsbarteit, wie sie im Haberfeldireiben der Bayern zum Ausdruck gelangt, und zeigt in lebendiger Darstellung den oft recht tragischen Ausgang dieser Boltsjustiz.

lü»LeMne«i>e Melier. ll«8preebun8 n»cb Hu8v»IiI der Iledlletlon vor! «dltlten.

^N««II^IN0«I«, I,n<!v?ls, (!e8»mme!te Weriie. Xeue mobile»« XusMiie. I.l^, I, 8tuttj?llrt, ^. U. ^ntw'8el>e Uuebimndiun^, Klle!,lo!sser,

^rn»vl»I<lt, l2»ll von, Uedicllle, linttlussen, I^Uder Hor?tNMNN.

^n» <!«ln L»^»bnon Nl«ln«l Q«Ä»i!llen, Von einem ^Vrit, <n, ^. Nro,88e,> 8tr»88-burss >, 15^ ünuillon i: Lu8»eniu», L«ni«n<!, N»Qunn<!. I^,. ^rn»u. ^»8 dem I^Mbuel, meine8 V»ter8 ?>>eudor LeKrend in von?.!!;, X8«!l;»Ker!; I, ?r,, Vonü Nueb-liendiuni?,

V«l«r«i, XIi«<l I°i«lli»il v^ 8tudien und Xritilien, ^Vien, Veriüss der I^itter»ri8c!ien <3e8e!l»on!»lt.

Nld1ioUi»ll <t«i <3«»»inlntIItt«l»lrli' <!eü In-und >u8l»nde,^. Kr, 8« bi» NU«. «»!!« <l. d, 8., MW Hendel,

2l»n, N«ll»ile!l>, lillutlun», Krl>ml>ti8e!,e« <7>e-dient in liinl XNen. Loudeu, 1!,, Vuni-leben,

Vobsit»!?. 2l»nK», Noderne fußend, Nom»n in drei LUebern, 8tuttL»rt, ^, (!. cutt»'8e!>e 8uebKl>nd!unli,

2ov>R<I, III», Die I^mpe der I^8ve!,e, Ilomou, 8lutl8»rt, ^, 0, cotl»'«e!,e Lncliblldluul:, Llovnlns, Iloosit, Der IInndMll»!, uns »ndere ««diente, I'ederzetüt vn,i I^dinund Iluete. Nremen, Ä. llein8>U8 X»e!,soiMr,

^bn»i-I!»<:n>!nl»on. H»r1« von, LIn Kleiner liomlln, üi^linlunz, 2, ^»N, Lerlin, 6ebr, r»ete>.

üUosnlnllnn, v»l^, 8e>iv»r?,«»!<>'I^,!eder. Aveite, 8t»r!l verm«!,rte ^u!!l>M, Xll8üe>, In. N. lizeiier i^ c«.

Nrnot, H,Ä<>It ^Un«!ln. Neue HeitriiM 2U Neinried I,eutlwld8 vieliternortwit, NN 43 Nriffinllillberßetüunssen »nn mit !itter»r-l>!8toli«e!!en .^us8litüen I^eutlioid«, Illunburl;, <2onrlld K!o«8,

^<lll«i, X»il üiÄin., »»lno-Noveile», 2, HuN, Lerliu, Nebrllder ?l>ete!,